Geſchichte

der

Reformation und Revolution

von

Frankreich, England und Deutſchland

(von 1517 bis 1844.)

Von

J. A. Booſt.

L'histoire bien faite est le tableau des justices du ciel — Salvandy.

Dritter Band.

Augsburg, 1844.
Verlag der **Matth. Rieger**'ſchen Buchhandlung.
(J. P. Himmer.)

Geschichte

der

Reformation und Revolution

von

Deutschland

(von 1517 bis 1844.)

Von

J. A. Boost.

Erste Abtheilung.
(von 1517 bis 1648)

Augsburg, 1844.
Verlag der **Matth. Rieger**'schen Buchhandlung.
(J. P. Himmer.)

Vorrede.

Die Geschichte ist die Hülle des Kerns, den wir die göttliche Regierung nennen. Indem nun die Gottheit in der Geschichte, wie in den hl. Schriften, wandelt, so ist es auch Pflicht jedes wahrheitliebenden Geschichtschreibers, die Wege des Herrn, soweit die menschliche Beschränktheit solches vermag, aufzusuchen, sie treu und rücksichtslos darzustellen, und die durch menschliche Leidenschaften in die Geschichte eingeschlichenen Fälschungen und Lügen aus derselben zu beseitigen. Ist nun die Wahrheit immer weiß, so sind aber die Lügen selten ganz schwarz und meistens nur grau, und erfordern daher eine größere und schärfere Beleuchtung, weßhalb der Geschichtschreiber für seinen Gegenstand die Worte,

wie der Maler für den seinigen die Farben wählen muß. Gleichen demnach die kirchlichen und politischen Revolutionen dunkelen Höhlen, wo Schlangen und Basilisken hausen, und der eintretende Wanderer erschreckt den Fuß zurückzieht; gleichen sie Todtengewölben, wo am Grabe eines Redlichen ein frommer Einsiedler betet, während im Hintergrunde böse Geister spucken; gleichen sie Irren- und Krankenhäusern, wo Viele, an Ketten liegend, rasen, ein Sterbender aber auf die Tröstungen einer barmherzigen Schwester aufmerksam hinhorcht, so ist der Maler bei Anfertigung solcher Gemälde nicht auf die Tizianische, sondern auf die Rembrandische Manier angewiesen, gleich wie auch der Geschichtschreiber bei Darstellung jeder kirchlichen oder politischen Revolution keiner schön klingenden, bemäntlenden Phrasen, sondern der Schwertschneide des Wortes sich bedienen muß, damit die im Allgemeinen noch sehr tauben kirchlichen und politischen Revolutionsmänner einmal aufmerksamer aufhorchen, und die Entstellungen, Unwahrheiten und Lügen, die mehr aus Absicht als durch Sagen in ihren Revolutionsgeschichten erscheinen, zu ihrem eignen Besten erkennen und aufgeben.

Bezeichnete demnach der berühmte Lichtenberg in dem göttinger Taschenkalender schon den Ruhm und die ehrenvollen Beinamen vieler Menschen als bloses — Kellereselsglück, indem diese trotz ihrer vierzehn Füßen doch Tausendfüßler heißen, weil der Eine sie nicht zählen kann, der andere wegen des verhenkerten Füßelns sie nicht zählen mag, der dritte aber nicht einsieht, warum er sie zählen soll, so wollen wir zwar die,

in den protestantischen Geschichtbüchern vorkommenden Beinamen: „der Weise, der Standhafte, der Großmüthige, der Beständige, der Große, der Einzige," gleichwohl in jener Kategorie lassen, müssen dagegen aber die Namen Reformation, Reformatoren, und deutsche Religionskriege um so mehr für geschichtliche Lügen erklären, als jenen in Wahrheit nur die Namen „kirchliche Revolution, kirchliche Revolutionsmänner, und deutscher Raub- und Räuberkrieg" allein gebühren, und gerade diese Benennung den wahren Standpunkt bezeichnet, aus welchem alle Ereignisse seit dreihundert Jahren in Deutschland betrachtet und beurtheilt werden müssen. Daß übrigens unsere Ansicht nicht neu sey, kann schon „Steffens Geschichte, *) und das neueste Werk Dahlmanns" bezeugen, indem dieser auf 360 Seiten die kirchliche, und auf 33 Seiten die politische Revolution Englands beschreibt, dem ganzen Werke jedoch nur den Titel „Geschichte der englischen Revolution" beilegt.

Wurden aber die protestantischen Entstellungen, Unwahrheiten und Lügen so oft und so zuversichtlich wiederholt, daß sie am Ende Eingang und Verbreitung fanden, so muß man denn, wie Plato sagt, auch so lange und mit den kräftigsten Worten die Wahr-

*) Steffens sagt in seiner Geschichte: die Reformation ist eine wahre Revolution gewesen, und die Männer, welche sich gegen die kirchliche Autorität ihrer Zeit auflehnten, sind allerdings kirchliche Revolutionärs gewesen. Wer je tief forschend die innere Consequenz und Sicherheit der Kirche durchschaut, dem ist es klar, daß die „Reformation wahrhaft revolutionär und demagogisch war." —

heit wiederholen, bis sie endlich bei der Menschheit wieder zu ihrem Recht gelangt. — Denn das Nichtwissen ist nicht das beklagenswertheste, sondern das Falschwissen, indem man leichter aus der Unkenntniß zur Wissenschaft, als aus dem Irrthum zur Wahrheit übergeht. Leider müssen wir daher bekennen, daß die Protestanten und besonders ihr Klerus die Geschichte zuviel von der lügenhaften, die Katholiken und ihre niedere Geistlichkeit aber zu wenig von der wahren Seite kennen, und wie jene durch ihre Geschichtslügen in ihren theologischen Irrthümern sich bestärken, so verlieren diese die Kraft zur Vertheidigung ihrer theologischen Wahrheiten, indem sie solche nicht auch geschichtlich nachweisen können, und machen sich dabei der großen und sträflichen Versäumniß schuldig, daß sie, da Gott in der Geschichte wie in den hl. Schriften wandelt, nicht auch in jener die Wege des Herrn zu ihrer Erkenntniß bringen. —

Da Deutschland die blutige, schauervolle Bühne bildet, auf der seit 300 Jahren das Schicksals-Drama Europas spielt, so zeigt denn das vorliegende Werk unser Bestreben, der Lüge des Tages die Maske abzuziehen, und zugleich das Ueberströmen unseres Herzens, das die blutende Wunde des Vaterlandes tief fühlt, und von den süßlichen Festphrasen über Einheit und Eintracht sich eben nicht sehr berücken läßt. Denn noch heute verlangen, wie A. Menzel sagt, die Anhänger der neuen Weisheitsschule, daß das Jahrhundert der Reformation nur von solchen beschrieben werde, welche von der unerschütterlichen Ueberzeugung durchdrungen

ſind, daß die Männer ihrer „erkünſtelten Verehrung“ ſtets und in allen Beziehungen Recht, die Gegner derſelben eben ſo beſtändig und durchgängig Unrecht gehabt haben. Sie wollen die Gegenwart durch eine, von der „Eingenommenheit verfälſchte Darſtellung“ in allen altherkömmlichen Vorurtheilen beſtärken, den eingeſchlafenen Sektenhaß durch Zurückrufung der leidenſchaftlichſten und befangenſten Stimmungen des ſechszehnten Jahrhunderts von neuem erwecken und beleben. *) Alle dieſe Menſchen gedenken aber nicht der Urtheile, welche ſchon die geiſtreichſten Proteſtanten über die kirchlichen Revolutionen gefällt haben. — War es doch Friedrich II., der als den wahren Grund der ſ. g. Reformationen in Frankreich die „Neuerungsſucht,“ in England die „Weiberſucht,“ und in Deutſchland die „Raubſucht“ angab. — War es doch Johann v. Müller, der laut ausſprach, daß das gothiſche Gebäude, welches er nie hätte anzünden mögen, durch Mordbrenner, denen es nur um „Stehlen“ zu thun war, verbrannt worden ſey. Die großen Quaderſtücke, die es ſo lange und ſicher getragen, hätten zwar vom Schutte geſäubert, doch nicht mit Papierballen vertauſcht werden ſollen. **) — War es doch der alte ſtaatskluge Miniſter von Gagern, der in der darmſtädter Kammer laut er-

*) Siehe die treffliche Reformationsgeſchichte des geiſtreichen und Wahrheitliebenden k. p. Conſiſtorial- und Schulraths K. A. Menzel, die leider zu wenig von den Proteſtanten geleſen wird, ein Beweis, daß ſie bei ihrem alten, herkömmlichen Lügenkram verharren wollen. (Vorrede zum 4. Band pag. VIII.)

**) Johann von Müller Th. 17. Seite 173.

klärte, daß die einst so eifrig desiderirte Reformation an Haupt und Gliedern die Katholiken größtentheils für sich selbst vollbracht haben. *) — Trotz allem diesem mangelt es aber doch nicht an solchen protestantischen, den alten Koth bloß aufwärmenden Reformationsgeschichten, wie denn in diesem Jahre eine solche in Leipzig erschien, in deren Verfasser man zwar einen in allen Dreh- und Polierarbeiten sehr künstlichen „Bretschneider", doch keinen Wahrheitsliebenden Geschichtschreiber erkennen kann. — Dahingegen hat die Gottheit seit einigen Jahrzehnten mehreren sehr geistreichen Protestanten die Gnade geschenkt, in der Tiefe der Geschichte die Wahrheit zu erforschen, und ihnen zugleich den Muth verliehen, die gefundene auch mit Treue auszusprechen, weßhalb denn gerade die Werke solcher Männer zeigen, daß die Wahrheit, selbst in der Geschichte, dem Katholizismus, die Lüge aber dem fanatischen Akatholizismus angehöre. So haben wir nun unter den vielen protestantischen Geschichtswerken vorzüglich die neuere Geschichte der Deutschen von K. A. Menzel, und jene des dreißigjährigen Krieges von Barthold uns dergestalten zum Leitfaden genommen, daß wir sogar ihre Ansichten oft ganz wörtlich in unsere Geschichte übertrugen, weßhalb wir auch die Angriffe gemeiner protestantischen Rezensenten, dieser Crapüle der Geschichte, nur belächlen können. Denn was sollen wir von einem Rezensenten sagen, der im 13. Heft des leipziger Repertoriums von Gersdorf l. J. sich dahin aus-

*) v. Gagern Rede in der darmstädter Kammer. S. Allg. Zeit. v. 21. Oktober 1830.

ſprach, „die Regierungen ſollten unſere Revolutionsgeſchichten verbieten, da leicht wieder Verhältniſſe eintreten könnten, welche den Katholiken die günſtige Geſinnung der Proteſtanten dringend wieder nothwendig machen dürften.“ Solches Zeug ſchreibt man in die Welt hinaus, ohne an den baſeler Frieden, an die Demarkationslinie, an die Jahre 1805 und 1809, und im ſchneidendſten Gegenſatz zu allem jenem an das Jahr 1813 zu denken, wobei noch überdieß geſchichtlich feſtſteht, daß vom Churfürſten Moritz von Sachſen an bis zu der falſchen heſſiſchen Liſel hin nur Proteſtanten die Reichsverräther waren, während die Katholiken immer mit Feſtigkeit an dem gemeinſchaftlichen Vaterlande hingen. Iſt aber der Herr des Himmels zugleich auch der größte und gerechteſte Taſchenſpieler auf Erden, (sit venia verbo), ſo hat er in ſeiner Weisheit gerade dem Proteſtantismus, der einſt Deutſchland an das Ausland verrieth, jetzt die Bewachung der nordöſtlich- und ſüdweſtlichen Grenzen des Landes übergeben, und zugleich den proteſtantiſchen preußiſchen Staat in einen paritätiſchen verwandelt, in deſſen Oſten und Weſten meiſtens die Katholiken die Wehren bilden. —

Indem wir nun noch unſern herzlichſten Dank jenen Männern erſtatten, die ihre freundliche Beurtheilung unſerer franzöſiſchen und engliſchen Revolutionsgeſchichte in der Augsburger Poſtzeitung, in der Sion,*)

*) Da die bisherigen Redaktoren der Sion Dr. Herbſt und Dr. Haas den Verlag jenes Blattes bei K. Kollmann aufgegeben haben, ſo werden ſie nun unter ruhigeren Verhältniſſen jene katholiſche Kirchen-

in der Breslauer, Paſſauer, Frankfurter und andern Kirchenzeitungen ausgeſprochen haben, bleibt uns nur der Wunſch übrig, daß auch das gegenwärtige Geſchichtswerk ihren Beifall, und zugleich eine günſtige Aufnahme bei allen Katholiken, insbeſondere bei dem katholiſchen Klerus finden möchte, indem wir uns bemüht haben, die ſo verwickelte Revolutionsgeſchichte Deutſchlands vollſtändig, klar und verſtändlich jedem Leſer und zwar nur in einem Bande vor Augen zu legen. —

Augsburg 5. November 1844.

J. A. Boost.

---

zeitung auch künftighin bei einem katholiſchen Verleger erſcheinen, und das erſte Blatt der „Neuen Sion," am 1. Januar 1845 ausgehen laſſen.

Einleitung.

Wie die Geſchichte aller Zeiten und Länder lehrt, bilden die hohen Gebirge in dem phyſiſchen und geiſtigen Leben der Völker eine mächtigere Scheidewand als die Flüſſe und Seen, weßhalb auch jene Gebirgskette, die, vom Rhein bis nach Schleſien hinziehend, ganz Deutſchland durchſchneidet, ſtets die wahre Einheit und Eintracht unter den deutſchen Stämmen ſehr erſchwert, oder gänzlich verhindert hat. Denn in den örtlichen Verhältniſſen des nördlichen und ſüdlichen Deutſchlands, in der Verſchiedenheit dieſes Grenz- und Binnenlandes begründet ſich ſchon die verſchiedene Lebensart und der verſchiedene Nahrungserwerb, und durch ſie die verſchiedene Richtung des Geiſtes ſeiner, wenn gleich ſtammverwandten Bewohner. Darum hatten auch in den älteſten Zeiten die unter ſich ſo feindſeligen deutſchen Stämme nicht einmal einen gemeinſchaftlichen Namen, und erhielten ihn erſt, als Karl der Große die romaniſchen und germaniſchen Völker unter ſeinen Scepter und in der Weltkirche

Christi vereinte. Die Regierung dieses frommen und ruhmgekrönten Kaisers bildet daher eine um so merkwürdigere Epoche in der deutschen Geschichte, als durch ihn die Eroberung und Christianisirung der deutschen Länder Hand in Hand gingen. Denn mit seinen Heeren schlug, mit seinen Missionären bekehrte er die Heiden, und setzte seine Kriege gegen die treulosen, raubsüchtigen, dem blindesten Heidenthume ergebenen Sachsen so lange fort, bis auch sie nach sehr vielen blutigen Schlachten seinem Scepter und der Kirche sich unterwarfen. Indem er nun das Christenthum zur Grundlage seiner politischen Einrichtungen machte, gab er ihnen zugleich ein geistlich-weltliches Gepräge, und zeigte hierdurch die Verschiedenheit seiner kirchlichen Ansichten gegen jene des Kaisers Constantin des Großen, der in seiner römisch-kaiserlichen Idee die christliche Kirche nur als ein bloßes Regierungsinstitut behandelte, wie solches heute noch in der griechischen Kirche fortbesteht, und seine gänzliche Unmacht zur Erhebung und Bildung der Völker hinlänglich an den Tag legt. Carl der Große suchte hingegen durch eine auf Grundbesitz gegründete völlige Unabhängigkeit der Kirche vom Staate, und zugleich durch die Theilnahme des Clerus an den bürgerlichen Geschäften um so mehr den Bedürfnissen der Zeit zu entsprechen, als bei der damaligen Roheit der Völker nur bei jenen die nöthigen Regierungskenntnisse und die Mittel zur Civilisation sich vorfanden. Diese christliche und zeitgemäße Ansicht hatte ihn denn auch schon bestimmt, die Stadt Rom und einen ansehnlichen Theil von Italien dem Papst, diesem Stellvertreter Christi auf Erden, als Erbtheil Petri zu überweisen und ihn hierdurch zu einem unabhängigen Fürsten zu machen, der nun, als selbstständiges geistliches Oberhaupt

der ganzen Christenheit, mit ihm, dem mächtigsten weltlichen Herrscher, die Geschicke und Bildung der Völker gemeinschaftlich leiten sollte. Ganz in diesem Geiste und auf gleiche Weise sollten auch in Deutschland die weltlichen und geistlichen Gewalten sich stützen, und so erhielten denn die politischen und kirchlichen Eintheilungen und Verfassungen des Landes durch die weltlichen Grafen und gefürsteten Bischöfe einen gleichförmigen Verband. Hatten daher die Bischöfe schon unter dem König Pipin Sitz und Stimme auf den Mayfeldern, so machte Carl dieses jetzt zu einem Grundgesetz des Reichs, und erhob die Geistlichkeit, diesen Repräsentanten der Wissenschaft und des Glaubens, zu einem Stande des Staats, der zu einem kräftigen Gegengewicht gegen den allzumächtig gewordenen Lehnadel diente. Hierdurch hatte die ständische Verfassung schon zwei Hauptglieder, welchen jedoch erst nach Jahrhunderten der Bürgerstand als drittes Glied angereiht werden konnte. Denn unter jenem halbwilden Volke mußte erst durch das Christenthum das nöthige Licht verbreitet, die Civilisation der Menschen und die Kultur des Landes allmählich herbeigeführt werden, was Carl durch die Errichtung so vieler Bisthümer, Stifter und Schulen zu bezwecken strebte. Wie allenthalben, unter bekehrten Heiden und frischen Zöglingen der Kirche, erfüllte die Geistlichkeit auch hier ihre hohe Bestimmung; der christliche Glauben und mit ihm die Civilisation befestigte sich auf dem Boden der Deutschen, und die Wissenschaften und Künste fanden dort die rühmlichste Ausdehnung und Verbreitung. Die Kirche wurde demnach die Seele und Leuchte des ganzen Mittelalters, das wohlthätige Gegengewicht wider Glück und Macht, der Trost und das Asyl der Armen und auch öfters die Leiter des ple-

beiſchen Verdienſtes. In jenen Zeiten der chriſtlichen Begeiſterung, worin die Geiſtlichen und Laien in Förderung des chriſtlichen Glaubens und Wirkens auf jede Art wetteiferten, war es auch die Weltkirche Chriſti allein, die den Deutſchen zu einer Nationalität verhalf, und in der ſie ſo lange mit Ehren ſich behaupteten, als ihnen die Einheit im Glauben verblieb.

Wie aber ſchon bei dem einzelnen Menſchen, folgt auch bei ganzen Völkern auf die Ueberſpannung allmählig die Erſchlaffung, auf den Mangel des Antriebs und Widerſpruchs auch jener des religiöſen Eifers, und ihr Geiſt, einmal der gläubigen Einfalt des kindlichen Alters und mit ihr der geiſtlichen Vormundſchaft entwachſen, wirft ſich dann in das Gebiet des Verſtandes und grübelt nach über den Inhalt und den Zweck der Offenbarung. Iſt nun in einem ſolchen Falle der Clerus in der wahren Ausbildung des Verſtandes zurückgeblieben, ermangelt ihm die überwiegende Macht der Wiſſenſchaft und der Einſicht, des Glaubens und der Andacht, führt er ſelbſt kein erbauliches Leben, und hängt zu ſehr den weltlichen Angelegenheiten nach, dann iſt eine Erſchütterung nöthig, um das weichliche, ſinnliche, unkirchliche Leben eines ſolchen Clerus zu beſeitigen. — Vereinten demnach die deutſchen Biſchöfe, durch die Freigebigkeit Carls des Großen an Land und Leuten reichlich beſchenkt, in ſich eine weltliche und geiſtliche Macht, ſo verwendeten ſie jedoch, da Gewalt und Reichthum leicht zum Mißbrauche führen, die ihnen gewordenen Gaben nicht immer wie Prieſter des Herrn, ſondern wie Lehnsherrn zur Unterhaltung ihres Gefolges von Rittern, und verweltlichten ihren prieſterlichen Stand, indem ſie mehr mit den An-

gelegenheiten ihrer Staaten, als mit dem Wohl ihrer Sprengel ſich beſchäftigten, und mehr im Hermelin ihrer Churwürde, als in ihrem Prieſtergewand ſich zeigten. — Hatten nun viele deutſche Biſchöfe im Lauf der Zeit die Herrlichkeiten dieſer Welt allmählig den Schätzen der Erkenntniß und der Macht des Wortes vorgezogen, gingen ſelbſt aus einem ſolchen Kirchthume, das ſo viele Herrſchaftsrechte beſaß, manche bürgerliche Reibungen hervor, ſo bekam auch das hohe Prieſterthum durch den weltlichen Beſitz des Kirchenſtaats gar oft eine zeitliche und irdiſche Richtung, indem ſelbſt manche Päpſte die kirchlichen Formen für weltliche Zwecke mißbrauchten, und hierdurch dem Papſtthume ſehr mächtige Gegner erweckten. Bald waren es daher die Kaiſer, welche die geiſtliche Herrlichkeit als einen an ihrem weltlichen Reich begangenen Raub betrachteten und ihn zurückforderten; bald waren es Roms Bürger, die theils aus Nachäffung des altrömiſchen Republikanergeiſtes, theils aus religiöſem Gefühl, dem die Lebensweiſe mancher Päpſte nicht entſprach, gegen das prieſterliche Staatsthum ſich erhoben, wie denn ſelbſt eine Partei gelehrter Doctoren und mächtiger Prälaten darauf ſann, das Papſtthum eben ſo von einem geiſtlichen Reichstag abhängig zu machen, wie auch das Kaiſerthum von einer Fürſtenverſammlung abhing. Eine Reihe ſchlechter, unſittlicher, und durch Laſter, Verbrechen und falſche Tendenzen ganz unwürdiger Päpſte, wie Sixtus IV., Innozenz VIII., Alexander VI. und Julius II., die von 1471 bis 1513 regierten, waren die ächten Vorläufer der Revolutionen, die auf dem kirchlichen Gebiete bevorſtunden, eine wahre Reformation an Haupt und Gliedern der Kirche dringend erheiſchten und unter Gottes höherer Leitung auch herbei-

führten. Denn nicht die kirchliche Lehre, sondern die geistliche Disciplin war verdorben, und da die letztere von oben herab keine Verbesserung, sondern noch gar das verderblichste Beispiel erhielt, so mußten nothwendig aus der moralischen Verderbniß die Verirrungen, Sünden und Verbrechen, aus diesen aber zuerst die religiöse Gleichgültigkeit, dann die menschliche Glaubensbekrittlung, und zuletzt auch der schmähliche kirchliche Abfall hervorgehen.

Zur Vermehrung der Wirren jener Zeiten und zur Veröffentlichung aller Menschlichkeiten und Gebrechen des hohen und niedern Clerus diente denn vorzüglich die damals erfundene Buchdruckerkunst, gleich geeignet, das Gute wie das Böse zu fördern und zu verbreiten. Durch sie kamen die heiligen Schriften, die Kirchenväter, sammt den klassischen Werken der Alten auch unter das Volk, und bildeten einen neuen Baum des Wissens, an dessen Früchten Priester und Layen, Mönche und Ritter, Künstler und Handwerker, ja sogar Frauen sich labten. Durch sie kamen selbst die Völker in eine größere Verbindung, und jene, die im Gebiete des Wissens noch zurückstanden, näherten sich denen, die darin den Vorrang hatten. Des Glaubens frühere Einfalt trat nun in den Hintergrund, und mit dem jugendlichen Gedanken erwachte zugleich der menschliche Zweifel. Allmählig ungläubiger, kecker, spöttischer, trieb der menschliche Gedanke mit dem Christenthume, mit der Moral, mit dem Clerus und den Päpsten nur ein Spiel, und der Kitzel der Satyre eröffnete dem Scepticismus eine immer breitere Bahn. In Italien, wo in jener Zeit die jungen Deutschen ihre Studien machten, hatte der Gedanke zu seinen Organen: Dante, der alle lebenden Päpste in die Hölle warf; Pe-

trarka, der Rom eine öffentliche Hure nannte, und den Mönch Baptist von Mantua, welcher die Liebschaften der Priester besang; Schriften, die zwar von der Censur verworfen waren, die jedoch in den Bibliotheken vieler Cardinäle sich vorfanden, und die selbst ein Sadolet, ein Bembo sich theilweise in ihr Gedächtniß eingeprägt hatten, und im fröhlichen Kreise mit Lust deklamirten. Was nun der Italiener nur als einen poetischen Scherz, als ein kaltes, todtes Wort einiger dreisten Schöngeister betrachtete und behandelte, nahm aber der träumerische Deutsche sehr ernstlich auf, und brachte jene Schriften mit nach Hause, um sie mit seinem Athem zu erwärmen und zu beleben.

Einmal zum Denken aufgeregt, suchten auch die reichen Städte und Körperschaften die Herrschaft der Ideen geltend zu machen, bewirkten ihre Befreiung, und das Bürgerthum erhob sich nicht nur im 16ten Jahrhundert auf den Trümmern der Lehnsherrschaft, sondern strebte auch, der Herrschaft der Bischöfe, Capitel und Aebte, mit denen beständige Zwiste über Gerichtsbarkeiten, Steuerfreiheiten, Zehnten u. dgl. m. vorlagen, sich völlig zu entziehen. — Auch die niedere Geistlichkeit, fast jeder Aufsicht enthoben und meistens in Unwissenheit und Unsittlichkeit versunken, gab durch ihren Lebenswandel vieles Aergerniß, und durch den Verfall der Klosterzucht zeigten selbst die Klöster, besonders jene der Bettelorden, die größte Entartung, wodurch das Volk bei seiner Unwissenheit in Religionssachen zuerst gegen die Vorsteher der Kirche und hierdurch selbst gegen das Wesen und die Formen derselben alle Achtung und Ehrfurcht verlor, und in kirchliche Gleichgültigkeit versank. — Durch die Gründung vieler Universitäten und durch jene philosophische, scep-

tiſche und ſpöttlende Schule, an deren Spitze Reuchlin ſtand, und deren Wahlſpruch war: „Haß den Mönchen und Allem, was aus den Klöſtern kommt," feierte der frivolſte Rationalismus täglich größere Triumphe; der Zweifel oder die völlige Negation ſtreute gegen die Autorität der Kirche und des Herkommens fortwährend neuen Gährungsſtoff zur Empörung aus, und ſtellte die baldige Erſcheinung eines zweiten Arius mit großer Gewißheit in Ausſicht.

Wie in dem religiöſen, moraliſchen und wiſſenſchaftlichen Gebiete, zeigte ſich aber auch in den politiſchen Zuſtänden Deutſchlands eine gewaltige innere Gährung. — Denn Deutſchland litt vorzüglich dadurch, daß ihm als Wahlreich die wahre königliche Suprematie und durchgreifende Autorität fehlte, daß ſeine Reichsſtände nur in der Oppoſition gegen das Reichsoberhaupt ſich gefielen, daß ſein Reichskammergericht bei ſeinen Urtheilen nicht das Recht, ſondern nur die Stellung und das Gewicht der Kläger und Beklagten berückſichtigte, und daß ſeine Fürſten, ſeine Reichs-Ritterſchaft und Reichsſtädte ſo viel wie möglich jeder oberhauptlichen Gewalt ſich zu entziehen, eine Selbſtſtändigkeit auf eigne Hand zu erlangen und auf jede Art ſich zu vergrößern und zu bereichern ſtrebten. Die urdeutſche Erbſünde der Undeuſchheit, die Souveränitäts-Iſoltrungs- und Titelsmanie zeigte ſich bei den Fürſten wieder in voller Kraft, und ſie ſchritten hie und da ſelbſt zum offnen Krieg, um ihre Landeshoheit zu erweitern. Im Jahre 1511 fielen Braunſchweig, Lüneburg, Bremen mit vereinten Kräften in die Grafſchaft Hoya ein, die ihnen keinen Widerſtand leiſten konnte. Im Jahre 1514 beſiegten und unterwarfen Braunſchweig, Lüneburg, Oldenburg und Herzog Georg von Sachſen die

Reſte der freien Frieſen in den Marſchen. Selbſt die Abhängigkeit eines Biſchofs ſuchten manche Fürſten in eine völlige Unterthanſchaft zu verwandeln, wie z. B. Herzog Magnus von Lauenburg die ihm von ſeinen Landſtänden bewilligte Bede auch von dem Biſchof von Ratzeburg forderte, wobei es zu offenen Thätlichkeiten kam. — Ein noch blutigerer Kampf entſtand aber in Niederſachſen, indem zwei Edelleute, Vaſallen des Biſchofs von Hildesheim, mit Hilfe der Herzoge von Wolfenbüttel und Calenberg ihren eigenen Lehnsherrn befehdeten. Da jedoch der Biſchof bei dem Herzog von Lüneburg und den Grafen von Lippe, Hoya und Diepholz Unterſtützung fand, ſo kam es am 28. Juni 1519 auf der Soldauer Heide zur Schlacht, worin das biſchöfliche Heer ſiegte, 4000 Gegner tödtete und viele gefangen nahm. So hatte auch der rohe und grauſame Herzog Ulrich von Würtemberg unter dem nichtigſten Vorwand die freie Stadt Reutlingen angefallen, ſie erobert und in eine würtembergiſche Landſtadt verwandelt (1519); da er nun den Einreden des ſchwäbiſchen Bundes kein Gehör gab, ſo griff ihn dieſer mit Gewalt an und jagte ihn ſelbſt aus ſeinem Lande. —

Durch die zunehmende Fürſtenmacht fühlten auch die Ritterſchaften mehr und mehr ſich beengt, und machten daher unter ſich wieder Verbindungen. Dieſe adelichen Schnapphähne ſuchten überall Streit und Fehden, lauerten Tag und Nacht in den Wäldern, bis der Waarenzug der Stadt, mit der ſie im Streit lagen, oder der Feind, den ſie erwarteten, erſchien, fielen dann unvermuthet über jene her, und brachten ihre Beute und ihre Gefangenen in ihre Burgen. — Alle Beſchlüſſe des Reichstags gegen ſolches

abſcheuliche Fauſtrecht und Räuberweſen waren immer ungenügend, wie denn gerade in jener Zeit, wo man zu Trier über eine Reichsexecutionsordnung delibrirte, der bekannte Göz von Berlichingen und Hans von Selbitz jenen Nürnberger Waarenzug, der von der Leipziger Meſſe kam, im Bambergiſchen Geleite angriffen, und darauf den offenen Krieg gegen den Biſchof und die Stadt Bamberg begannen. Allerwärts gab es ſolche Schaaren adelicher Räuber, und die Unſicherheit der Straßen und offenen Orte wurde ärger als jemals, indem man ſelbſt arme Schüler, die ſich mit Betteln durchbrachten, anſprengte und ihre elende Barſchaft raubte. Die Wölfe zum Vorbild und die Erſcheinung derſelben bei ihren Raubzügen als ein gutes Wahrzeichen deutend, rief auch einſt Göz von Berlichingen mehreren Wölfen, die er in eine Schaafheerde fallen ſah, zu: „Glück auf, ihr lieben Geſellen! Glück zu überall!“ — Dieſes gewaltſame, räuberiſche Ritterweſen nahm auch öfters eine großartigere Geſtalt an und bildete eine tumultuariſche Macht im Reiche. So nahm Franz von Sickingen die Gegner des vom Kaiſer eingeſetzten Rathes in Worms in ſeinen Schutz, und eröffnete den Krieg gegen jene Stadt, indem er eines ihrer Schiffe auf dem Rheine ſich bemächtigte. Die gegen ihn ausgeſprochene Reichsacht verachtend, zog er mit ſeinen Reiſigen vor die Stadt, beſchoß ſie mit ſchwerem Geſchütz, verwüſtete ihre ganze Umgebung, und geſtattete keine Zufuhr, weßhalb auch dort die Pfingſtmeſſe weder 1515 noch 1516 gehalten werden konnte.

Während nun die Stände des rheiniſchen Kreiſes gegen ſolche Gewaltthätigkeiten nicht einmal einen Beſchluß zu faſſen wagten, gab es ſelbſt größere Fürſten, die aus Op-

position gegen den Kaiser jene entweder begünstigten oder doch zugaben.

Unter diesen Bedrängnissen verbanden sich denn auch wieder die Städte, und bildeten von ihrer Seite einen Staat im Staate. Durch ihren Reichthum trefflich gerüstet, suchten sie jeden erlittenen Schaden in dem Gebiete ihrer Gegner zu rächen, und das edle Blut eines Gefangenen schützte nicht vor der peinlichen Frage noch vor dem Beile des Henkers. Unentbehrlich bei jedem Geldgeschäfte, behaupteten sie auch stets ihren Einfluß bei dem Kaiser wie bei den Fürsten und hielten trotz allen Beschlüssen der Reichstage ihre „Association" aufrecht.

Aber selbst im Innern der Städte bildete ein unruhiger, revolutionärer Geist sich aus; es kam zu wilden Stürmen zwischen den Räthen und Gemeinen, die zu manchen blutigen Gewaltthaten führten. — In Erfurt wurde der Vierherr Heinrich Keller (1510), in Regensburg der edle Lykircher, der öfters Kämmerer, Hausgraf und Friedensrichter war (1513) hingerichtet, ohne daß auf Beiden eine erwiesene Schuld lag. In Lübek, Achen, Andernach, Köln, Worms, Hall in Schwaben, Schweinfurt, Nürnberg, Augsburg fanden allenthalben Verweisungen, Einsperrungen und Hinrichtungen statt; das Gefühl der Unsicherheit in den bürgerlichen Verhältnissen erregte den Grimm, und dieser brauste mit der wildesten Grausamkeit auf.

Diese gewaltige demokratische Aufregung beschränkte sich aber nicht bloß auf das gemeine Volk in den Städten, sondern dehnte sich auch über den Bauernstand im gan-

zen Reiche aus. Hatten daher die Gebirgsbauern in der Schweiz von ihrer Reichsunterthänigkeit ſich völlig befreit, und die Ditmarſchen durch einen glücklichen Schlachttag ihre Freiheit für einige Zeit wieder erlangt, ſo lag darin für den geſammten deutſchen Bauernſtand ein unendlicher Reitz der Nachahmung, der durch die täglich vermehrten Anforderungen, welche die Landesherren, geiſtliche Gutsherren und Edelleute an die Bauern machten, immermehr geſteigert wurde. So entſtand ſchon im Jahre 1493 ein geheimer Bund im Elſaß, deren Glieder ſich verſchworen, fernerhin nur nach eigener freien Bewilligung zu ſteuern, Zoll und Umgeld abzuſchaffen, die Geiſtlichen zu beſchränken, alle Juden zu tödten und ihre Güter zu theilen. Als ſie hernach unter ihrer Fahne, auf der ein „Bauernſchuh" ſich befand, ausrücken und Schlettſtadt erobern wollten, wurde ihr Vorhaben verrathen, die Verſammelten auseinandergeſprengt und ſehr derb gezüchtigt. Welcher Geiſt aber damals unter den Menſchen ſpuckte, bewies ein Bauer, der in den Kleidern des erſchlagenen Grafen von Fürſtenberg nach Baſel zu den Friedensunterhandlungen ging und dort erklärte: „wir ſind die Bauern, welche die Edelleute ſtrafen." — Obgleich nun der „Bundſchuh" im Elſaß unterdrückt war, ſo kam er im Jahre 1502 in der Gegend von Bruchſal wieder zum Vorſchein. Hier verbanden die Verſchworenen zur ſicheren Erreichung ihrer Zwecke noch gar religiöſe und ſchwärmeriſche Ideen, indem jeder täglich fünf Vaterunſer und fünf Ave Maria beten, und ihr Feldgeſchrei die heilige Jungfrau ſeyn ſollte. Schon traten die Bauern zuſammen, um das Reich zu durchziehen und die Gerechtigkeit Gottes auf Erden einzuführen, als ſie ebenfalls durch Waffenmacht auseinander geſprengt und ihre

Anführer mit dem Tode bestraft wurden. Kaum war hier die Ruhe hergestellt, so brach in Würtenberg unter dem Namen des „armen Kunzen“ wieder eine mächtige Empörung aus (1514), und da der Tübinger Vertrag den Bauern nicht genügte, so konnte auch jene nur durch einen blutigen Kampf unterdrückt werden. Darum gleicht der Geist der Empörung, einmal unter einem ganzen Volke verbreitet, einem Vulcan, in dessen Innern die unbändigen Elemente beständig kochen, brausen und toben, jedoch nur zeitweise ihre verderblichen Ausbrüche machen. —

Zwar kamen auf dem Reichstag zu Mainz (1517) alle diese Empörungen und Meutereien unter dem Volke, die unmenschlichen Fehden Sickingens, die allgemeine Unsicherheit zu Wasser und zu Land, sammt der völligen Nutzlosigkeit des Kammergerichts zur Sprache; fast jede Stadt brachte ihre besonderen Beschwerden vor, und Anna, die verwittwete Landgräfin von Hessen, erschien in Person und beklagte die gewaltsame Wegnahme ihres Witthums, wodurch sie nun, nach Verpfändung ihrer Kleinodien und Kleider, in Begleitung einer einzigen Magd, gleich einer Bettlerin, im Lande herumgehen müsse. Was halfen aber Klagen und Beschwerden in einem Lande, in welchem keine Abhilfe für dieselben möglich war, da ihm ein selbstständiges, zur Ausübung der strafenden Gewalt kräftiges Oberhaupt mangelte, und jeder Stand und jede Stadt, die sich mächtig fühlten, nur nach einer völligen Unabhängigkeit und eigenen Selbstständigkeit strebten? So befand sich denn Deutschland in einer durch Gottes Gerechtigkeit zugelassenen religiösen, moralischen und politischen Versunkenheit, auf die beim Abgang der göttlichen Gnade auch die naturgemäßen Folgen um

ſo ſchneller eintraten, da hiezu die Entdeckung fremder Länder und die hierdurch veränderte Richtung des Handels, das Sinken des Geldwerthes und das maßloſe Steigen des Luxus, der ſchreiendſte Contraſt üppigen Reichthums und darbender Armuth, die Veränderung der Kriegskunſt und die gewiſſenloſe Feinheit und gegenſeitige Ueberliſtung der Cabinete das Ihrige beitrugen.

Wie demnach in jedem phyſiſchen Körper die Krankheitsſtoffe ſich erſt ſammeln, ehe die Krankheit wirklich zum Ausbruch kommt, ſo hatten auch die religiöſen und politiſchen Elemente zu jenen Revolutionen, die im 16ten Jahrhundert in Deutſchland eintraten, ſchon in dem vorhergehenden Jahrhundert ſich gebildet, und was die Zeit lange in ihrem Schooſe getragen, brachte zuletzt ein Nichts zu Tage, und der kleinſte Anlaß reichte hin, dem ſchlummernden Gedanken Form und Erſcheinung, den aufgeregten Leidenſchaften das geeignete Ziel zu geben. Das Beiſpiel der Waldenſer in Frankreich, der Wicleffiten in England und der Huſſiten in Böhmen war zu verführeriſch, um nicht dem revolutionären Geiſte, der unter allen Ständen des deutſchen Volkes ſich befand, das Gebiet der Religion zum Tummelplatz anzuweiſen und die religiöſe Bewegung zu einem Kampfe zu machen, in welchem der Freiheitsgeiſt gegen jede Autorität zu Felde zog. Denn die religiöſen und politiſchen Revolutionen, dieſe Gottesgerichte über den verdorbenen Clerus und Adel, hängen ſo innig zuſammen, daß allenthalben und zu jeder Zeit, wo eine derſelben ins Leben tritt, auch ſogleich die andere in ihrem Gefolge erſcheint.

Giebt es demnach Zeiten, in welchen die Menſchen durch eine gemeinſame Geiſtesrichtung auch einen eigenen Zeitgeiſt

hervorrufen, ſo folgen denn auch jene, in welchen der herangebildete Zeitgeiſt zur Erreichung ſeines Zieles auch die hiezu geeigneten Subjekte auf die Bahn des Lebens führt. Der Geiſt alſo, der durch ſein poſitives Princip nach dem Guten ſtrebt, der Religiöſität, Sittlichkeit und bürgerliche Ordnung verbreiten will, wird heilige Männer, wie St. Bonifacius, St. Gallus, St. Livin, St. Kilian, St. Columbanus ꝛc., chriſtliche Fürſten, wie Carl den Großen, fromme Gelehrte, wie Alcuin, Eginhardt, Engelbert ꝛc. den Aufbau des Guten überweiſen, und ihnen dazu Kraft und Macht verleihen; während jener Geiſt, der mit ſeinem negativen Prinzip bloß den Umſturz der religiöſen und politiſchen Zuſtände, folglich nur Zerſtörung beabſichtet, auch nur Wüſtlinge, moraliſch Gefallene und religiös verirrte Menſchen, wie Luther, Carlſtadt, Münzer, Oecolampadius, Zwingli, Calvin ꝛc., Fürſten wie Friedrich von Sachſen, Philipp von Heſſen ꝛc., und gelehrte Religionsſpötter wie Hutten, Reuchlin etc. aufruft und ihnen den Weg zur Erlangung des verderblichen Zieles bahnt. — Indem nun auch der Nationalcharakter eines Volkes, bei welchem ſolche religiöſe und politiſche Revolutionen eintreten, mit ins Spiel kommt, ſo zeigt uns denn die Geſchichte, daß gerade jenes Volk, dem die Gottheit die beſten Anlagen für Religiöſität Sittlichkeit und bürgerliche Ordnung gegeben, auch gemeinhin das verderbteſte werden kann, wenn jene gute Anlagen durch innere ſchlechte Gährung den entgegengeſetzten Charakter erhalten. Wie alſo der edelſte Wein durch die ſauere Gährung den ſchärfſten Eſſig liefert, wie das durch angebornes Schamgefühl gegen den Fall geſchützte Weib doch auch das verworfenſte wird, ſobald es fällt, und im Falle beharrt, ſo legen wir denn zur Rechtfertigung unſerer

Ansicht die dreihundertjährige Geschichte der religiösen und politischen Revolutionen Deutschlands, dieses schreckliche Epos von Verirrungen und Schändlichkeiten, von Unthaten und Verbrechen, von Blut und Gräuel, unsern Lesern vor Augen, wobei wir uns nicht bergen, daß jeder, der andere aus süßen Träumen weckt, auch auf mürrische Gesichter gefaßt seyn müsse. Doch, wie Gregor von Nazianz, fürchten auch wir nicht, jenen zu mißfallen, denen zu mißfallen, stets räthlicher ist, als ihnen zu gefallen.

Urſprung, Fortgang, Verbreitung und Folgen

der

großen kirchlichen Revolution in Deutſchland.

(1517—1844.)

Wie wir in unſerer Einleitung mit gedrängteſter Kürze zeigten, lagen in Deutſchland die Revolutionsſtoffe auf dem religiöſen und politiſchen Gebiete in großer Menge vor. Scheiterten nun jene politiſchen Revolutionen, welche die Bauern im Elſaß, in Würtemberg und anderwärts verſuchten, durch die Waffenmacht der Fürſten, ſo ſah ſich der revolutionäre Geiſt um ſo mehr auf das religiöſe Gebiet hingedrängt, da er hier unter den Hohen und Niedern warme Anhänger fand, und es nur eines verderblichen Funkens bedurfte, um die aufgehäuften Zündſtoffe aufflammen und über Deutſchland ſich verbreiten zu laſſen. Führt demnach das Verderbniß der Fürſten und des Adels die politiſchen Revolutionen, führt das moraliſche Verderbniß der Geiſtlichkeit auch die religiöſen herbei, ſo bedürfen jedoch Beide eines mächtigen Stützpunktes, wenn anders ſie wurzeln und gedeihen ſollen. Aus Mangel eines ſolchen konnten alſo die Waldenſer, Wicleffiten und Huſſiten nicht aufkommen; dahingegen erhielt die kirchliche Revolution in England durch die königl. Revolutionäre Heinrich VIII. und Eliſabeth, in Frankreich aber durch die königlichen Prinzen des Hauſes Bourbon eine mächtige Stütze, und folglich auch Gedeihen, während die kirchliche Revolution in Deutſchland keine

große Fortſchritte gemacht, noch Beſtand erhalten haben würde, wenn ihr nicht durch viele Fürſten und Reichsſtädte, ſo wie durch die damaligen Wirren in den politiſchen Verhältniſſen der europäiſchen Staaten die mächtigſte Unterſtützung zu Theil geworden wäre. Begann alſo die kirchliche Revolution Deutſchlands durch jene ſchlechte Pfaffen, deren es in jener Zeit dort viele gab, ſo waren doch die Fürſten und Reichsſtädte die wahren Heger, Pfleger und Verbreiter derſelben, um durch ſie ihre irdiſchen Zwecke zu erreichen. Indem ſie nun aus Hochmuth den Glauben, aus Sinnlichkeit die guten Werke verſpotteten, zog der Herr ſeine Hand von ihnen ab und überließ ſie den Folgen ihrer Sünden und Verbrechen. — Da zog denn der Zeitgeiſt aus der Urne des Lebens das Werkzeug zur Vollendung des Elends hervor, und ſein unheilbringender Name war — Luder.*)

Luther,
der Knabe, Jüngling und Mönch.

Sincerum est nisi vas, quodcunque infundis, acescit.
Horat. Epist. 2.

Luther war am 10. November 1483 zu Eisleben geboren. Seine Eltern waren arm und gemeinen Standes, und daher fehlte ihm jene höhere Bildung, deren Mangel er während ſeines ganzen Lebens durch ſeine Roheit und Grobheit bewies. Aeußerſt

*) In dem Matrikel-Verzeichniß der Univerſität Erfurt findet man (1501) Luthers Namen durch den Rector Jodocus Trutvetter alſo eingetragen: „Martinus Ludher ex Mansfeld.“ Später im Jahre 1502 unter dem Dekanate des Johann Hoensheim von Rheinsberg iſt der Buchſtabe h ausgelöſcht und man lieſt: Martinus Luder ex Mansfeld Baccalaureus philosophiae. Luder war, wie Erasmus (Epist. ad Glocerium) ſchreibt, der wahre Name Luthers, den er änderte, weil Luder etwas ſehr Häßliches bezeichnet, und das bekannte „Nomen et Omen“ Vielen in den Sinn und den Mund gekommen ſeyn mag. —

eigenſinnig und unbeugſam, konnte er nur durch die größte Strenge zum Gehorſam gezwungen werden, und er ſelbſt berichtet in ſeinen Schriften, ſeine Mutter habe ihn einſt wegen ſeines Starrſinns blutig geſchlagen, ſein Vater aber immer ſo derb gezüchtigt, daß er von ihm ſo viel wie möglich entfernt geblieben; auch habe er in der Schule an einem Vormittage fünfzehnmal hintereinander Schläge erhalten. Deßhalb liebte er auch weder ſeine Eltern noch ſeine Lehrer, und entlief ſelbſt einmal dem väterlichen Hauſe, wohin er jedoch aus Mangel an Obdach und Nahrung wieder zurückkehren mußte. — In ſeinem vierzehnten Jahre wanderte Luther mit ſeinem Freunde Reineck nach Magdeburg, um dort eine Currendſchule zu beſuchen, und Unterhalt und Wohnung durch ſeinen Geſang vor den Fenſtern der Reichen oder im Chor der Kirchen zu verdienen. Da jedoch trotz ſeiner ſchönen Stimme das ihm gegebene Almoſen für ſeine Bedürfniſſe nicht ausreichte, ſo verließ er jene Stadt und ging nach Eiſenach, wo ſeine Mutter Anverwandte hatte. Dort ankommend, legte er ſeinen Bündel an einem anſehnlichen Hauſe nieder und fing zu ſingen an. Eingenommen von dem Wohlklang ſeiner Stimme, warf ihm die Beſitzerin des Hauſes, die Wittwe Cotta, einige Kupfermünzen hin, und gab ihm, als ſie in deſſen Augen Thränen ſah, ſelbſt ein Zeichen, bei ihr einzutreten. So erhielt er durch jene eine gaſtfreundliche Aufnahme im Hauſe, lernte an ihrem Tiſche von ihr den Wahlſpruch: „nichts Lieberes iſt auf Erden, denn Frauenliebe, dem ſie mag werden,“ und ſchrieb ſich jenen nach Art der Randgloſſen zu dem 30ſten Capitel der Sprichwörter in ſeine Bibel ein. — Nachdem er zu Eiſenach die Grammatik ſtudirt, und ſich die Gewandtheit, in gebundener und ungebundener Rede zu ſchreiben, eigen gemacht hatte, ging er (1501) auf die Univerſität zu Erfurt, wo er das Studium der Dialectik und der lateiniſchen Klaſſiker betrieb, gegen den Willen ſeines Vaters aber jenes der Rechtswiſſenſchaft aufgab. Im Jahre 1505 erhielt er den Magiſtergrad, und begann, Vorträge über die Phyſik und Ethik des Ariſtoteles zu halten. Veränderlich in ſeinen Anſichten und ſeinem Streben, warf er aber bald die Schriften des Ariſtoteles bei Seite, und durch den plötzlichen Tod ſeines

Freundes Alexis erschreckt, und seines, bei einem furchtbaren Gewitter gemachten Gelübdes gedenkend, floh er in das Augustiner-Kloster zu Erfurt, wo er durch seine Erklärung, in den Orden treten zu wollen, eine willige Aufnahme fand (1505). Diesen Schritt that aber Luther, wie er selbst gesteht*), nicht „von Herzen und willig", sondern um sich der Gewalt und dem Willen seiner Eltern zu entziehen, weßhalb auch sein Vater darüber ganz unversöhnlich war, und wegen des Charakters seines Sohnes beständige Furcht und die größten Sorgen hegte.

Luthers Noviciat war beschwerlich, und wegen seiner Neigung zum Hochmuth und Starrsinn legten seine Vorgesetzten ihm schwere Prüfungen auf. So mußte er alle Zimmer kehren, die Kirchthüren öffnen und schließen, uud mit dem Sack auf dem Rücken öffentlich betteln gehen. — Der Laienbruder, der früher vor den Häusern gesungen und gebettelt hatte, murrte jetzt darüber, und erlangte durch die Verwendung der Universität, daß ihm solche Prüfungen nicht mehr auferlegt wurden. Höchst leidenschaftlich von Natur, konnte Luther den wahren Frieden seines Herzens nie finden, und obgleich er die Anlage zur ausgelassensten Munterkeit besaß, war er doch stets unruhig, beklommen, mißgestimmt, düster, deßhalb sehr reizbar, zu Zänkereien geneigt, und jeder Widerspruch regte seinen Zorn und dieser seine Grobheit im höchsten Grade auf. Dabei war er ein Träumer, ein Visionär, und sein ganzes Leben hindurch hatte sein Glauben an die Erscheinung des Teufels und dessen Verkehr mit ihm einen ungeheuren Einfluß auf sein Thun und Lassen. Als daher eines Tages der Priester bei dem Lesen des Evangeliums die Worte aussprach: „**Erat Jesus ejiciens Daemonium, et illud erat mutum**", sprang Luther erschrocken auf und schrie: „**Ha! non sum ego, non sum ego!**" — Im Jahre 1507 legte er sein Klostergelübde ab, erhielt die Priesterweihe und las seine erste Messe. Mit zitterndem Herzen bestieg Luther den Altar, und wurde bei dem Canon von einem solchen Schrecken befallen, daß

*) Von den geistlichen und Klostergelübden. Luth. W. A. A. Th. 1, pag. 856.

er, ohne das Opfer zu vollenden, die Kirche verlaſſen hätte, wäre er nicht von ſeinem Prior zurückgehalten worden. Obgleich Luthers Vater bei der Feſtlichkeit und der darauf folgenden Mittagstafel anweſend war, und der Sohn einige Worte der Freude von dem väterlichen Mund zu vernehmen hoffte, ſo konnte aber der alte Bergmann ſeinen Unmuth und böſe Vorahnung nicht verbergen, und wandte ſich an die anweſenden Geiſtlichen mit der Frage: „Habt ihr nicht geleſen, daß man Vater und Mutter ehren ſoll? Und als Alle dieſes bejahten, blickte er ſeinen Sohn ſcharf an und ſagte: „Wollte nur Gott, daß es kein Teufelsgeſpenſt wäre! Ich muß allhier ſeyn, eſſen und trinken, wollte aber lieber davon ſeyn!“ Es war dieſes ein prophetiſcher Blick, der dem Vater auf irgend eine geheime Weiſe geworden und jene harten Worte ſeinem Munde erpreßte.

Wie aber alle leidenſchaftlichen, ſanguiniſch-choleriſchen Menſchen ſich nur in Extremen gefallen, und den einmal betretenen Weg mit dem größten Eifer verfolgen, ſo begann auch Luther in ſeinem Prieſterſtande das aſcetiſche Leben eines durch Abtödtung, Faſten und Beten den Himmel ſuchenden Mönchs. Durch das Uebermaaß ſeines Andachtsfiebers, in deſſen Hintergrund aus Hang zur Auszeichnung auch vielleicht die Idee, ein Heiliger zu werden, ſich verbarg, verfiel er in eine Art Schwindſucht, die für ſeinen Geiſt und ſeinen Körper fürchten ließ, und das Einſchreiten und Einreden ſeiner Oberen nöthig machte. Als er daher eines Tages die unbedeutendſten Sünden mit der größten Beängſtigung beichtete und ſich wie der größte Verbrecher gebehrdete, ſagte ſein Beichtvater zu ihm: du biſt ein Narr! Gott zürnet nicht mit dir, ſondern du zürnſt mit Gott!

Luthers eigenſinniger und hartnäckiger Charakter widerſtrebte doch ſtets dem freundlichen Zureden ſeiner Oberen; vor wie nach ſetzte er ſeine übertriebenen Kaſteiungen fort, ſchwächte hierdurch ſeinen Körper immer mehr, und hielt die kranken Hirngeſpinnſte ſeines Geiſtes für göttliche Züchtigungen. Als er daher eines Morgens zur gewöhnlichen Stunde nicht erſchien, wurden ſeine Oberen um ihn beſorgt und klopften an ſeiner Zelle an. Da keine Antwort erfolgte, brachen ſie die Thüre auf und fanden den Bru-

der Martinus in völliger Geistesabwesenheit, indem er, mit dem Gesicht gegen die Erde gekehrt, kaum noch athmete, und nur durch musikalische Töne wieder zu sich gebracht werden konnte. Immer halsstarrig gegen seine Oberen und hartnäckig in Behauptung seiner Ansichten, verfolgte ihn nur Gram und Verzweiflung im Dienste Gottes, und, geschwächt an Geist und Körper, sah er des Nachts nur die fürchterlichsten Erscheinungen und andere Traumgebilde, während er am Tage seine Angst und Qual selbst mit an den Altar brachte. Alles übertreibend, schrieb Luther in späterer Zeit von dieser Periode seines Lebens: „er sey so voll und trunken, ja ganz ersoffen in des Papstes Lehre gewesen, daß er aus großem Eifer bereit gewesen wäre, wenn's in seiner Macht gestanden, zu ermorden, zum wenigsten hätte er Gefallen daran gehabt und dazu geholfen, daß ermordet worden wären alle die, so dem Papst in der geringsten Sylbe nicht hätten wollen unterworfen und gehorsam seyn. *) Auch sagte er ferner: „Ist je ein Mönch in Himmel kommen durch Möncherei, so wollte auch ich durch mein ascetisches Leben hineingekommen seyn."

Wie jedoch auf jede krankhafte Ueberspannung auch eine gleiche todtähnliche Abspannung erfolgen muß, so begegnete eines Tages Luther, in tiefe Schwermuth versunken, einem Mönche seines Ordens, der mitleidsvoll zu ihm sagte: „Mein Bruder, ich kenne ein Heilmittel für die Leiden, die dich quälen." Schnell und mit zitternder Stimme frug nun Luther nach diesem Heilmittel, und der Mönch nannte ihm den — Glauben. — Das war ein Geistesfunke, der in die tiefgebeugte Seele Luthers fuhr, und tief erschüttert, und wie aus einem Traum erwachend, wiederholte er: „der Glaube, ach der Glaube!" — „Ja", erwiederte der Mönch, der Glaube. Denn Glauben das ist Lieben, und wer liebt, wird selig. — Hast du nicht den Ausspruch des heil. Bernhard in seiner Rede von der Verkündigung gelesen? Glaube, daß dir deine Sünden durch Jesus nachgelassen werden, das ist das Zeugniß, welches der heil. Geist in das Menschenherz niedergelegt hat;

*) Luthers Vorrede 1. B. pag. 9.

denn er hat geſagt: Glaube, und deine Sünden werden dir vergeben.“ —

Der Glaube durch die Liebe und die unbedingte Rechtfertigung durch den Glauben war eine für Luther neue und für ſein krankes Herz ſehr tröſtliche Lehre; ſein Geiſt bekam mit einmal eine andere, und wie ihm eigen war, ſehr extreme Richtung. Verkennend, daß die Kirche ſchon von vornherein die Nothwendigkeit des Glaubens bedingt, jenes lebendigen und ſeelenvollen Glaubens, der Früchte trägt, durch die Liebe ſich offenbart, und durch das Verlangen nach dem Heil auch dieſes durch die Ausübung der Werke des Heils zu erlangen ſtrebt, ging nun Luther von dem Extrem der bloßen Werkthätigkeit und des aſcetiſchen Lebens zu dem andern Extrem des bloßen theologiſchen Glaubens über, und hatte ihn der Kloſterbruder durch ein paar Worte von dem Abgrund der innern Verzweiflung gerettet, ſo ſtürzte er ſich von dieſem Augenblick an in jenen der menſchlichen Spekulation und der theologiſchen Zweifel. Er ſtudirte jetzt vorzugsweiſe die heil. Schrift, und zog dabei die Commentare des Nikolaus von Lyre zu Rath. Zugleich betete er viel und empfahl ſich allen gottſeligen Menſchen, konnte aber doch keine wahre Ruhe finden. Ging er von ſeinen Beſchäftigungen weg, ſo verfiel ſein Gemüth gleich wieder in Angſt und Schrecken, und die fürchterlichſten Zweifel, mit ihren eiſernen Krallen, die mit der Wunde wachſen, die ſie ſchlagen, verfolgten ihn bei Tag und Nacht. In dieſem Seelenzuſtand erhielt Luther auf Empfehlung des Generalvicars Johann von Staupiz und des Hofcaplans des Churfürſten Georg Spalatin eine Profeſſur auf der neu errichteten Univerſität Wittenberg, wo er zuerſt Dialectik und dann Theologie lehrte, und nach langem Widerſtreben ſelbſt zu predigen begann.

In jener Zeit lagen einige Mißhelligkeiten zwiſchen Rom und dem Orden vor, welche die Sendung einiger Glieder dahin nöthig machten. Der Generalvicar Staupiz, der den körperlichen und geiſtigen Zuſtand Luthers genau kannte, und von einer ſolchen Reiſe, der heilſamen Luftveränderung nnd dem Eindruck, den Rom auf jenen machen mußte, den beſten Erfolg ſich verſprach, übertrug ihm nun, das Ordensgeſchäft dort abzumachen. Mit

einem Stock in der Hand und Brod für einen Tag im Quersack, ging er denn in Begleitung eines Mitbruders nach Rom ab. In Deutschland, besonders in Schwaben und Baiern, fühlte er sich im wahren Lande der Frommheit, Gutherzigkeit und der Gastfreundschaft. Italien hingegen, wo er sein sächsisches Blut, seine deutschen Ansichten und den alten deutschen Haß gegen den Charakter, die Lebensart und Sitten der Italiener hinbrachte, fand bei ihm keinen Anklang. Endlich näherte er sich Rom, und bei dem ersten Anblick desselben stürzte er sogleich auf die Kniee und begrüßte mit zum Himmel erhobenen Händen und in allen erdenklichen Ausdrücken der Liebe und Verehrung die heilige Stadt, in der so viele heilige Martyrer ihr Blut vergossen hatten. Mit hoher Andacht und Rührung besuchte er auch alle dem Christen ehrwürdigen Orte, legte die „heilige Stiege" auf den Knieen zurück, um jenen Ablaß zu gewinnen, der an diese mühevolle Andacht geknüpft war, und mochte es schier bedauern, daß seine Eltern nicht schon gestorben waren, um sie durch Messen und andere treffliche Werke und Gebete aus dem Fegfeuer zu erlösen. Während er auf solche Weise der Andacht oblag, entwickelte sich aber in der Seele des armen Mönchs eine in ihr bisher noch verborgen gebliebene Eigenschaft. Denn der Glanz und der Reichthum, denen er überall begegnete, der Vergleich der prachtvollen Kirchen Roms mit den armseligen Kirchlein seiner Heimath, des außerordentlichen Prunkes der hohen Geistlichkeit mit den elenden Gewändern der Apostel, wie auch die schönen Gemälde, Musiken und Glanzfeste in den Gotteshäusern und die heidnischen Statuen außerhalb derselben, erregten bei dem armen, unästhetischen Bauernsohn, dem nur seines Vaters armselige Wohnung und seine Zelle zum Maßstab dienten, den Neid und den Aerger, und weil Rom dem Bilde nicht entsprach, das er nach seiner gemeinen, jedes Schönheitsgefühl entbehrenden Natur von ihm sich vorgestellt hatte, so wanderte er von dannen mit dem festen Entschluß, — es zu verdammen. Ist aber das „Schöne" nach Kants Definition nichts anders als das Sinnbild des „moralisch Guten", liegt in jenem und diesem die wahre Civilisation und der sociale Fortschritt, so führte schon der Mangel des Zart- und Schön-

heitgefühls den neidiſchen Bettelmönch zu dem kalten, trocknen, herzloſen Akatholizismus hin, gleich wie der Beſitz jener Eigenſchaften ſchon eine ſo große Menge Dichter, Maler, Muſiker und andere gefühl- und geiſtvolle Menſchen dem Katholizismus zugeführt hat.

Nach ſeiner Rückkunft wurde Luther Doctor der Theologie (1512) und las bald über das alte, bald über das neue Teſtament. Auf Staupiz's Empfehlung ernannte ihn auch der Senat von Wittenberg zum Stadtprediger, worauf er abwechſelnd die Kanzel im Kloſter, in der Schloßkapelle und Univerſitätskirche beſtieg. Seine Stimme war ſchön und hellklingend und ſein Vortrag ſehr populär, und in dem Geiſte der wiſſenſchaftlichen Bewegung der Zeit, indem er die Anführung der großen Meiſter der Scholaſtik in ſeinen Predigten ſtets vermied und durch ſeine leidenſchaftliche Verachtung aller Schulformen das in ihm aufkeimende Streben nach Unabhängigkeit von jeder rechtmäßigen Gewalt vielfach an den Tag legte. — Während einer längern Abweſenheit übertrug im Jahre 1516 Staupiz ſeinem Günſtling die Viſitation der Klöſter, die in ſeine Provinz gehörten. Mit der ausgedehnteſten Amtsgewalt bekleidet, ſetzte er Prioren ein und ab, und in welchem Geiſte er dabei verfuhr, zeigt die Ernennung des Johann Lang zum Prior von Erfurt, der ſpäter einer der Erſten war, welche das Mönchsgewand ablegten, um ein Weib zu nehmen. Mehr und mehr wandte ſich jetzt Luther von den ſcholaſtiſchen Theologen ab und ſchloß ſich den Humaniſten an, an deren Spitze der bekannte Religionsſpötter Reuchlin ſtand. Die Lobeserhebungen des Letzteren und das Aufſehen, das ſein eigener Name ſchon machte, hatte ihn völlig berauſcht; im Herzen des armen Bauernſohnes war die Eitelkeit mächtig erwacht, und in dem Maaße, wie bei dem Mönche die klöſterliche Demuth verſchwand, trat bei ihm der Hochmuth eines Gelehrten und die Luſt zu Paradoxen hervor. — Zwar quälte ihn noch mancher Zweifel, und unter der Kutte regte ſich noch manchesmal ſein Gewiſſen, weßhalb er auch an den Prieſter Leitzken ſchrieb: „Betet für mich verbanntes Adamskind; denn jeden Tag werde ich ſchlimmer und elender, von Tag zu Tag kommt mein Leben

näher der Hölle.“ Doch seine einmal aufgeregten Leidenschaften und sein rabulistischer, unbändiger Geist trieben ihn fort in den Kampf gegen die Lehren der Kirche und ihre Vertheidiger, und wie er ohne einen revolutionären Zustand des Landes nur ein närrisches Krüppelgewächs geblieben wäre, wuchs er aber durch jenen zu einem mächtigen Giftbaum empor.

Der Ablaß und seine Folgen.

(Unter Maximilian I. 1517.)

Klein und liederlich beginnen alle kirchlichen und politischen Revolutionen und gleichen demnach Schneelavinen, die anfänglich unbedeutend, erst durch Aufnahme größerer Schneemassen auf dem Wege ihres Falles jene Stärke erlangen, durch die sie unwiderstehlich und zerstörend werden. — In jener Zeit, in welcher Luther durch seine neuen Ansichten und Lehren der Universität Wittenberg einen Ruf verschaffte, die lockere Jugend Deutschlands dahinzog, und hierdurch die Zuneigung ihres Stifters, des Churfürsten Friedrich, sich erwarb, ließ der Papst Leo X. für den Ausbau der von Julius II. begonnenen, äußerst prachtvollen Peterskirche zu Rom auch in Deutschland einen Ablaß verkündigen, wie früher schon unter seinem Vorgänger zum nämlichen Zweck ein ähnlicher in Frankreich und Polen verkündet worden war. Zwar hatten die Churfürsten gegen solche Ablaßverkündigungen schon öfters protestirt, und in dem Jahre 1500 dieselbe nur unter der Bedingung erlaubt, daß zwei Drittheile ihres Ertrags ihnen zu Theil werde. Indem nun der Churfürst Albrecht, Erzbischof von Mainz und Magdeburg, und Bischof von Halberstadt, dem Papste 45,000 Th. Palliengelder schuldete *), und in der Einsammlung der Ablaßgelder das Mittel sah, seiner Schuld sich zu entledigen, so übertrug er die Verkündigung des Ablasses in seinen Bißthümern dem Dominikaner Tetzel von Leipzig, der in Begleitung des Dominikaners Bartholomäus und zweier Schrei-

*) Seckendorf. Comment. de Lutheran. Sect. 11, pag. 24.

ber zwar mit dem größten Eifer, doch nicht auf eine so unwürdige Weise, wie so viele befangene Protestanten berichten, jenem Geschäfte sich unterzog.*) — In den letzten Monaten des Jahres 1517 kam Tetzel nach Jüterbock, acht Meilen von Wittenberg, begann dort zu predigen, und das Volk der ganzen Umgegend lief schaarenweis dahin. Auch viele Wittenberger verließen die Beichtstühle der Augustiner, eilten nach Jüterbock, beichteten den Dominikanern und verschafften sich Ablaßzettel. — Dienen nun die verschiedenen Mönchsorden der Kirche, wie die Linienregimenter dem Staate, so besteht bei jenen wie bei diesen, obgleich beide den Pflichten ihres Standes gehörig nachkommen, doch zu Zeiten eine gewisse menschliche Rivalität, die bei eintretender Gelegenheit hervortritt und Reibungen veranlaßt. Hätte demnach der Churfürst statt dem Tetzel, dem Generalvicar der Augustiner Staupitz das Geschäft übertragen, so würde nach menschlicher Ansicht der Ablaß-Spektakel um so weniger entstanden seyn, als es sicher den Tetzel, der für den Ablaß eingenommen war, gefreut haben würde, wenn jener, durch die Augustiner Staupitz und Luther verkündet, einen guten Erfolg gehabt hätte. — Die Menge des Volks aber, die zu dem Dominikaner Tetzel und seinen Begleitern hinlief, mußte den ehrgeizigen, neidischen und keinen Rivalen duldenden Augustiner Luther äußerst aufregen, und, angereizt durch seine Oberen, suchte er durch eine heftige Predigt

*) Wir wollen keineswegs in Abrede stellen, daß bei der Verkündigung dieses Ablasses aus übertriebenem Eifer der Verkünder auch manche Uebertreibungen vorgekommen seyn mögen. Jene Angaben aber, die man über diesen Gegenstand in manchen protestantischen Werken liest, z. B. „Reue über die Sünden sey nicht nöthig; der Ablaß diene sogar für die noch künftig zu begehenden Sünden" u. dgl. m., gehören unter die große Zahl jener Lügen, die sich der Akatholicismus seit 300 Jahren schamlos erlaubt hat und noch erlaubt. — Finden wir doch in Tetzels Instructio summaria für die Pfarrer die ausdrückliche Weisung: „Wer gebeichtet hat und seine Sünden wahrhaft bereut (confessus et contritus), dem kann, wenn er Almosen (das Ablaßgeld) gibt, Nachlaß der zeitlichen und kanonischen Kirchenstrafen gewährt werden."

seinem Aerger Luft zu machen. In jener sprach denn Luther nicht bloß gegen den Mißbrauch, sondern selbst gegen den Gebrauch des Ablasses sich aus, und zeigte zugleich die ganze Richtung seines künftigen Lebens, indem er seinen exaltirten Glauben, sein nur auf das Wort der Bibel gestütztes Ich, seine Geringschätzung der Tradition, seine Derbheit gegen die Schule, und seinen auf alle Gegner geschleuderten Spott zum höchsten Erstaunen seiner Klosterbrüder mit der größten Leidenschaftlichkeit an den Tag legte.

Diese Predigt war kein bloßes Schulgezänk; es war ein Manifest, das gegen manche kirchliche Lehren und gegen die kirchliche Gewalt des Papstes gerichtet war, und alle Gelehrten der Reuchlin'schen Schule, die bisher nur das Mönchthum verspotteten, doch aber es nicht wagten, das Dogma anzugreifen, erstaunten und jubelten über die Kühnheit des Mönchs. Der Churfürst von Sachsen, der den Lärm vernahm, verlangte Rechenschaft von dem Geschrei, das man gegen den Ablaß erhoben habe. Staupitz nahm sich sogleich seines Günstlings an, und berichtete, die Rede des Bruders Martin habe nur die Scholastik und nicht den Glauben betroffen, eine Lüge, der sich späterhin Luther in ähnlichen Fällen noch öfter bediente. Tetzel, dem eine Abschrift jener Predigt zugekommen war, hielt es jetzt für seine Pflicht, die Irrthümer Luthers zu widerlegen; er bestieg demnach die Kanzel und zeigte dessen Widersprüche gegen die Lehre der Kirche. — Indem nun Luther einige Besorgniß wegen seiner Predigt zu hegen anfing, schrieb er an Albrecht, Erzbischof von Mainz, in der demüthigsten und andächtigsten Sprache, der ihn jedoch keiner Antwort würdigte. Auf gleiche Weise wendete er sich nachher an den Bischof von Brandenburg, und da ihm dieser in so gefährlichen Angelegenheiten Klugheit empfahl, so behauptete Luther späterhin: „der leibhaftige Teufel habe aus jenem Bischofe gesprochen." Ein drittes Schreiben sandte er an seinen eigenen Bischof, Hieronymus Scultetus. Obgleich dieser zur Partei der Humanisten gehörte, so erschrak er doch sehr, als er die geschriebene Rede und Sätze Luthers durchlas, und sendete sogleich einen gelehrten und gläubigen Priester mit der Bitte an ihn ab, er möchte seine Rede

und Sätze nicht veröffentlichen, damit unter den Gläubigen kein Zwieſpalt enſtünde. Wirklich verſprach er es mit dem Bemerken: „er wolle lieber gehorchen, als Wunder thun;“ doch ſchon nach wenigen Tagen ließ er ſeine Rede in deutſcher, ſeine Theſen in lateiniſcher Sprache im Druck erſcheinen, und letztere an der Thür der Allerheiligenkirche gerade an dem Tage anheften, an welchem wegen des vom Papſt Bonifacius im Jahre 1398 und vom Papſt Leo X. 1515 ertheilten Ablaſſes eine außerordentliche Menge Wallfahrer herbeiſtrömte (1. Novebr. 1517). Da an jenem Tage der Churfürſt Friedrich mit ſeinem ganzen Hof, ſo wie alle Geiſtliche und Gelehrte der Stadt dem Gottesdienſt beiwohnten, der Churfürſt ſelbſt aber Luthers Rede gegen Tetzel ſehr mißbilligt hatte, ſo bewies jener freche und anmaßende Schritt, wie ſehr ſchon Luther durch die Sucht, Aufſehen zu machen, verblendet, alle Rückſichten hintan ſetzte, und durch ſeinen Angriff gegen die Kirche als ein wahrer kirchlicher Revolutionär die Bahn der Empörung betrat. — Wie aber die meiſten Revolutionsmänner über Gegenſtände kühn abſprechen, von denen ſie nicht die geringſte Kenntniß haben, und Behauptungen aufſtellen, deren Falſchheit jeder Unbefangene leicht erkennt, ſo legte auch Luther durch ſeine 95 Theſen gegen den Ablaß hievon den Beweis ab, indem er ſpäterhin ſelbſt bekannte: „So wahr mich mein Herr Jeſus erlöſt hat, wußte ich nicht, was eigentlich der Ablaß ſey.“ *) Wohlwiſſend, welche große Aufregung in dem Gebiete der Religion, der Wiſſenſchaften und der Politik in Deutſchland herrſche, unternahm er jetzt einen Kampf, bei welchem ſeine aus Eitelkeit und Hochmuth entſpringende Frechheit ihn an die Spitze aller Gegner der Kirche ſtellen und ſein Sieg über das Papſtthum den größten Ruhm, ſeine Niederlage aber keine perſönliche Gefahr ihm bringen ſollte, indem er ſeine Angriffe gegen die Kirche unter der Maske bloßer ſcholaſtiſchen Disputationen verbarg. — Luther wurde nun der Löwe des Tages, und ſeine Theſen verbreiteten ſich mit Blitzesſchnelle in allen Gauen von Deutſchland. Alle Humaniſten erblickten darin die Morgenröthe des aufgehenden

*) Luth. Op. Alt. t. VII. pag. 462.

himmlischen Lichtes, und selbst Erasmus sprach über jene lobend sich aus, indem er darin bloß den witzigen Ausfall eines Humanisten gegen die Kapuze erblickte. In seinem Schreiben an den Erzbischof von Mainz sagte er unter anderem: „Wisset Ihr, warum diese Sätze so großes Aufsehen machen? Weil sie die Unwissenden angreifen, die leidenschaftlich gegen Alles eingenommen sind, was Liebe zu den Wissenschaften erwerben könnte."*) Hutten säumte nicht, jenen Brief des Erasmus dem Drucke zu übergeben, wobei er zugleich den Text desselben verfälschte und statt „Luther" „unser Luther" setzte, um dem Erasmus eine freundschaftliche Gesinnung für Luther zu unterlegen, die jener jedoch nicht hatte. Durch diese Fälschung, die meistens den Revolutionsmännern eigen ist, wollte Hutten die Deutschen von der gemeinsamen Geistesrichtung des Philosophen und des Mönchs überzeugen; er belog sie aber, wie er schon in seinem Buche „**Epistolae obscurorum virorum**" sie so vielfach belogen hatte.

Gleich allen Revolutionsmännern wollte Luther Lärm in der Kirche und Aufsehen für seine Person machen, und er erreichte Beides. Seine Predigt und seine Thesen brachten die ganze katholische Welt in Aufruhr, versetzten alle Klöster Deutschlands in Kummer, und bedrohten durch Beunruhigung der Gemüther den Frieden der Kirche. Der Weihrauch, den ihm die Gegner der Kirche streuten, betäubte ihn; statt seiner früher erheuchelten Demuth trat nun sein angeborner Hochmuth hervor, und mit einem Strom der hönischsten und verächtlichsten Ausdrücke überschüttete er jetzt seine Gegner. Wie jedem Rabulisten wurde auch ihm das Disputiren zum Bedürfniß, und der Wortstreit diente ihm, wie einst dem David die Harfe, zur Heilung seines Kopfwehes, und zur Beschwichtigung seiner Versuchungen und seines Zorns. Selbst sein Aufenthalt in Wittenberg genügte seiner Eitelkeit nicht mehr; er wollte auch anderwärts den Duft der Lobsprüche einathmen. So ging denn der Disputirsüchtige nach Heidelberg, wo er zuerst den Aristoteles und mit ihm alle Casuisten der römischen Schule

*) Nach zwei Jahren erkannte aber Erasmus seine Täuschung und beschuldigte das Lutherthum, es ersticke die Flamme der Gelehrsamkeit.

dem Spott ſeiner Zuhörer Preis gab, und dann die ſelbſt unter Heiden unerhörte Behauptung ausſprach: „die Werke der Gerechten ſeyen Todſünden; es gebe keine Tugend ohne Sünden, und wir würden durch gute Werke nicht gerecht.“ — Selbſt dem Jüngſten unter den Heidelberger Doctoren roch jene Behauptung zu viel nach der Hölle, und er rief unter einem allgemeinen Gelächter aus: „Wenn jenes unſere Bauern hörten, würden ſie uns ſicher ſteinigen“, eine Anſicht, die ſich nach wenigen Jahren vollkommen beſtätigte.

Während Luther in Heidelberg und nachher in Dresden mit Disputationen ſich beſchäftigte, im Spott, in der Ironie, in der Uebertreibung und im Schimpfen ſich erſchöpfte, und denen, die ihm ſeinen Hochmuth vorwarfen, erwiderte: „Was Hochmuth, ohne Hochmuth kann nichts Neues gemacht werden; ſie ſollten eine ſo thörigte Demuth, Heuchelei genannt, von ihm nicht erwarten“, ſchrieb Tetzel auf Antrieb und wahrſcheinlich auch unter Mitwirkung Wimpinas, gegen die Theſen Luthers eine Reihe von Gegenſätzen, ließ ſolche drucken, und wollte ſie, wie Luther that, auch an die Kirche zu Wittenberg anheften laſſen. Die Abſicht Tetzels aber war ruchbar geworden, und die Wittenberger Studenten erblickten darin eine Gelegenheit, ſich ihres Lehrers würdig zu zeigen. Sie paßten dem Ueberbringer jener gedruckten Zettel auf, nahmen ſie ihm mit Gewalt ab und verbrannten ſie auf dem Univerſitätsplatze, wobei ſie nach Studentenart für den Luther ein **Vivat**, für den Tetzel ein **Pereat** erſchallen ließen. Laut klagte man Luther an, dieſes Autodafe bewirkt zu haben, und wenn dieſes auch nicht geradezu erwieſen werden kann, ſo hatte er aber in den Gemüthern der Studenten ſchon ſolche Keime des Ungehorſams ausgeſtreut, daß ſie jede Gelegenheit begierig ergriffen, um ihn zu zeigen. Hatte doch Luther von ſeinem Lehrſtuhl herab ſchon öfters erklärt: „Ariſtoteles, St. Thomas, der Syllogismus, die beſtehende Gewalt, die Kirchenväter und die Kirche ſelbſt müßten zu Grab gehen; der einzige Richter in Glaubensſachen ſey das „Ich, das Licht des Lichtes, die innere Offenbarung, das Echo der Gottheit“, ſo wollte denn die muthwillige, freiheitsluſtige Jugend dieſe Theorie auch praktiſch bethä-

tigen, und trat in der Sache Luthers und Tetzels ſogleich als Richter und Henker auf.

Während auf ſolche Weiſe Luthers kirchliches Revolutionsweſen immer mehr erſtarkte und um ſich griff, traten aber auch drei wahre Katholiken: Eck, Emſer und Prierias, gegen ihn in die Schranken.

Eck, Doctor der Theologie und Kanzler der Univerſität zu Ingolſtadt, war berühmt unter den Gelehrten Deutſchlands, und Luther ſelbſt erkannte deſſen außerordentlichſte und ſcharfſinnigſte Gelehrſamkeit in einem frühern Schreiben lobend an. Als aber Eck ſein Werk, „die Obelisken" zur Vertheidigung der Kirche herausgegeben hatte, ſo nannte ihn nun Luther einen Satansknecht, einen außerordentlichen Feind Chriſti, einen Theologaſter und ſchlechten Sophiſten.

Auch Emſer in Dresden wollte die Kirche und Kirchenväter gegen Luther vertheidigen; dieſer entgegnete ihm aber mit zwei Antwortſchreiben, worin er durch die gröbſten Beleidigungen des Papſtthums für immer von jenem ſich losſagte. „Nun, fahre hin", ſchrieb der falſche Prophet, „du unſeliges, verdammtes, läſterliches Rom. Endlich iſt über dich, Behältniß aller unreinen Geiſter, der Zorn Gottes gekommen" ꝛc. ꝛc.

Die Schrift des Sylveſters Prierias, Magiſter Palatii, deſſen ehrwürdiges, greiſes Haupt Raphael wählte, um in ſeinem Gemälde, „die Schule von Athen", einen alten Weiſen darzuſtellen, beantwortete Luther bloß mit der Erklärung: „er erkenne darin nur ein Schreiben des Teufels, der nach der Feder gegriffen habe, als der Meiſter dictirte, in Rom ſelbſt aber nur ein bepurpurtes Babylon, eine Satansſynagoge, ein Schlangenneſt und römiſches Sodoma, weßhalb man auch im Blute deſſelben, ſeiner Cardinäle und Päpſte die Hände waſchen, und ſie wie Räuber an den Galgen heften, wie Mörder dem Schwerte, wie Ketzer dem Scheiterhaufen übergeben ſolle."

Wie alle Revolutionäre nur auf Zerrüttung, Zerſtörung und Umwälzung hin arbeiten, fand auch Luther nur im Kampf und Streit ſeine Luſt, ſein Leben und ſein Ziel, und er drückte ſich in dem Maaße über ſeine Gegner um ſo gröber, beleidigender und

ſchmutziger aus, jemehr dieſen die Wahrheit, die er nicht widerlegen konnte, zur Seite ſtund, weshalb auch Erasmus von ſolchen Kämpfern mit Recht ſagte:

Hoc scio pro certo, quoties cum stercore certo,
Seu vinco, seu vincor, semper maculor.

Um aber die religiöſen Wirren zu vermehren, und die Blicke Deutſchlands immer mehr auf ſich zu ziehen, gab er ſeine Theſen auch in deutſcher Sprache heraus, wodurch unter dem ganzen Volke ſogleich ein Chaos von Zweifeln entſtund: — Zweifel über die Wirkſamkeit des Ablaſſes — Zweifel über das Verdienſt der guten Werke, — Zweifel über die prieſterliche Gewalt im Sakramente der Buße — Zweifel über die Rechtfertigung der Sünder — wodurch der Sturm in dem kirchlichen Gebiete in ſolchem Maaße ſich ausdehnte, daß Luther ſelbſt darüber erſchrak, und in ſeiner Angſt einen ſehr zärtlichen Brief an den Biſchof von Brandenburg ſchrieb, der aber denſelben nicht beantwortete, weil er den Schreiber und deſſen Abſicht durchſchaute.

Während dieſer Zeit waren die Theſen Luthers auch in Venedig und Rom angelangt, und erregten dort vieles Aufſehen und Befürchtungen. Leo X. aber wurde durch ſie nicht erſchreckt, da er weder den Charakter noch den revolutionären Geiſt Luthers kannte, und ſagte zu ſeiner Umgebung: „nun können wir in Ruhe leben; die Art wird nicht mehr an die Wurzel, ſondern nur an die Zweige gelegt.“ Zugleich betrachtete er die Schickſale Wickleffs, Johannes Huß, Hieronymus von Prag und ihrer Anhänger als eine große Lehre für die Völker, durch die ihnen alle Luſt zu kirchlichen Revolutionen vergehen ſollte, eine Anſicht, worin ein von Luther ihm überſendetes Schreiben ihn noch mehr beſtärkte. Denn dieſer fieng doch allmählig an, wegen des Namens „Ketzer“ beſorgt zu werden; er entſchloß ſich daher, an den Papſt zu appellieren, und in ſeinem Schreiben von vorneherein zu erklären, daß er nur disputire, nicht behaupte; wodurch er nur Rathſchläge und kein Urtheil zu erhalten, und den Flecken des Irrglaubens, mit dem er gebrandmarkt war, auszulöſchen hoffte. In ſeinem geſchraubten, ſein falſches Herz bezeichnenden Schreiben ſagte er mit der gezierteſten und ver-

worfenſten Demnth zum Papſt: „Schenk mir das Leben oder nimm es; ſtimme mir bei, oder widerſage mir; gib mir Recht oder Unrecht, wie es dir gefällt; deine Stimme erkenne ich als Stimme Chriſti, der durch dich als Oberhaupt und Sprecher ſeiner Kirche erſcheint. Wenn ich den Tod verdiente, will ich freudig ſterben.“ Zugleich verſprach er gänzlich zu ſchweigen, bis der Papſt über ſeine Anſichten entſchieden habe. (30. Mai 1518.)

Wie aber in Luthers ganzem Leben ſeine unbändigen Leidenſchaften und der Rath jenes hölliſchen Conſulenten, der ihm ſo oft erſchien, immer den endlichen Ausſchlag gaben, ſo war das Schreiben an den Papſt kaum abgegangen, als er ſchon wieder in einem neuen Werkchen verletzend von der Gewalt der Schlüſſel ſprach, die Kraft der Excommunication in Zweifel zog, die Unwiſſenheit und Tyrannei der Verkünder des Kirchenbannes verſpottete, und Satz für Satz gegen den Katechismus der Kirche ſeine Angriffe machte. Zugleich warb er auch für ſeine Sache Jünger an; dieſe fand er leicht unter den Fürſten, auf denen Abgaben an die römiſche Schatzkammer laſteten, unter den Auguſtinerbrüdern, die mit dem Ruhme Luthers ſich brüſteten, unter den Studenten, die mit jugendlichem Feuer der Unabhängigkeit in Kirche und Staat anhingen, und unter den armen Bergleuten, die in ihm, dem Sohne eines Bergmannes, einen aus ihrer Zunft hervorgegangenen unterirdiſchen Propheten erblickten. Unter dieſen Apoſteln waren Carlſtadt und Melanchthon nicht bloß die eifrigſten, ſondern ſelbſt Churfürſten und Fürſten, der größte Thril des Adels und der Ritterſchaft ſprachen dem revolutionsluſtigen Mönche bald offen bald heimlich zu, ſein Vorhaben auszuführen. Alle jene hatten aber keineswegs die Religion, ſondern bloß den Raub im Auge, und die Säculariſation der Stifter und Klöſter, die nothwendig bei dem Sieg der kirchlichen Revolution erfolgen mußte, war die größte Lokſpeiſe für ihre Begierlichkeit; ſie gaben ſich daher den Schein, der Religion zu dienen, wenn ſie dem wittemberger Mönche ſich zur Seite ſtellten, wozu die geiſtlichen Fürſten aus Indolenz oder unbegreiflichem Leichtſinn ſchwiegen. — Der Kaiſer Maximilian aber durchſchaute das revolutionäre Treiben, das in Deutſchland immer größere Fortſchritte machte,

und ſetzte den Papſt über die Umtriebe in Kenntniß, durch die zuletzt die größten Unruhen in Deutſchland erfolgen müßten. Sein hellſehender Geiſt erkannte, daß die Disputationen über theologiſche Gegenſtände, dieſe eiteln Wortſtreitereien, Sophiſtereien, und unnützen Unterſuchungen, die Manche nicht mehr als reine Spiele der Einbildung, ſondern, wie Luther und ſeines Gleichen, als Sätze der Dogmatik behandelten, in den Klöſtern und an den Schulen beſeitigt werden müßten, wenn anders die Einheit und Einigkeit in der Kirche fortbeſtehen, und an die Stelle der überlieferten Heilswahrheiten nicht „Privatmeinungen und Narrentheiding" geſetzt werden ſollten. Indem der Kaiſer dieſes dem Papſt meldete, verſprach er ihm zugleich, die päpſtlichen Entſcheidungen und Beſchlüſſe mit Kraft in Deutſchland zu unterſtützen.

Ehe noch das kaiſerliche Schreiben zu Rom einlief, hatte Leo X., der gutmüthige und friedfertige, ſchon das demüthige Schreiben Luthers erhalten, und da er das ganze Treiben wegen der Ablaßverkündigung als einen aus bloſem Mönchsneid entſtandenen Mönchsſtreit, und nach der Natur der Deutſchen als „Querelles allemandes" betrachtete, ſo gab er ſich der Hoffnung hin, die ganze Sache würde ſich in Güte beilegen laſſen, und ſchrieb deßhalb an Staupiz, den Generalvikar der Auguſtiner. Dieſer war zwar ein gelehrter, dabei aber ſehr wankelmüthiger und ſchwacher Mann, deſſen ſchüchterne Rathſchläge um ſo weniger bei Luther Eingang fanden, indem die Sanftheit des Papſtes und die Verzagtheit ſeines Generalvikars ihn nur noch mehr in ſeinem wilden Zerſtörungsplan beſtärkten. Als aber das kaiſerliche Schreiben in Rom anlangte, und auch dort bekannt wurde, wie Luther täglich mehr die Kirche angreife, waren einige Cardinäle der Anſicht, dem Unweſen durch den Scheiterhaufen ein Ende zu machen. Andere hingegen wieſen dieſe Strenge zurück, und meinten, der Papſt ſollte den Luther ohne Vorladung und ohne Prozeß geradezu als Ketzer erklären; eine dritte Partei hielt es aber für das angemeſſenſte, ihn nach Rom zu berufen, dort vor Gericht zu ſtellen und den Geſetzen gemäß zu verurtheilen. Dieſer letzteren Anſicht ſchloß ſich der Papſt an, und be-

fahl dem Biſchof von Aſcoli, daß er den Mönch auffordere, binnen 60 Tagen in Rom zu erſcheinen, um ſich über ſeine Lehre zu verantworten. Zugleich beauftragte er den Cardinal Cajetan, ſeinen Legaten am Hofe Maximilians, den Luther vorzuladen, und, wenn es nöthig wäre, ihn mit Hilfe des Kaiſers und der Reichsfürſten in Gewahrſam zu bringen, und dann die weitere Befehle wegen deſſen Verbringung nach Rom abzuwarten. In ſeiner übermäßigen Gutmüthigkeit fügte der Papſt noch bei: „Zeigt Luther etwa Reue, ſo vergebt ihm; wenn er ſich aber hartnäkig erweist, ſo thut ihn in den Bann.“

Seiner großen Schuld ſich bewußt, und die Zahl ſeiner Freunde in Deutſchland, und die ſeiner Feinde in Italien bedenkend, ſuchte nun Luther nur Ausflüchte, um in Rom nicht zu erſcheinen, und ſchützte die Weite der Reiſe, die Gefahr des Weges, ſeine Schwächlichkeit und Leibesbeſchwerden vor, wobei er zugleich erklärte, wie er in irgend einer deutſchen Stadt vor fähigen Richtern ſeinen Glauben bekennen wolle. Dieſes Geſuch unterſtützte nicht nur die Univerſität Wittenberg in einem Schreiben an den Papſt, ſondern auch der Churfürſt Friedrich in einem Schreiben an den päpſtlichen Legaten Cajetan, und da dieſer das volle Vertrauen Leo's X. beſaß, ſo gab der Papſt ſeine Zuſtimmung, daß Luther vor dem Cardinal zu Augsburg erſcheinen ſolle. Dieſe Willfährigkeit des Papſtes war aber nicht im Geſchmack der deutſchen Revolutionsmänner; denn dieſe hätten lieber den Luther in Rom verbrennen ſehen mögen, um durch ein ſolches Autodafe die Revolution deſto ſchneller zum Ausbruch zu bringen.

Luther vor Cajetan zu Augsburg.

(1518.)

Ohne einen Heller Geld und mit einer ſo abgenutzten Kutte, daß er zu Nürnberg vom Magiſter Wenzeslaus Link ſich eine anſtändigere entlehnen mußte, machte Luther ſeine Reiſe nach Augsburg, wo er zur Freude ſeiner Anhänger am 8. Oktober 1518 eintraf. Eine Menge junger Leute ſammelten ſich um ihn,

und verſchafften ihm am dritten Tage das kaiſerliche Geleite. Als Luther dem Cardinal Cajetan meldete, daß er bereit ſey, vor ihm zu erſcheinen, ſandte ihm dieſer vorläufig einen Prieſter zu, der ihn zum Rücktritt bewegen ſollte, bei Luther aber gar kein Gehör fand. Unter Begleitung ſeiner Freunde erſchien denn Luther vor dem Legaten, der ſehr freundlich ihm entgegen ging. Luther warf ſich dem Cardinal zu Füßen und ſagte: „Verzeiht mir, mein Herr, wenn ich freventlich geſprochen und gehandelt habe; ich will mich gern leiten und belehren laſſen zu beſſerer Anſicht und Meinung.“ — Auf die freundſchaftlichſte Weiſe erwiederte ihm Cajetan: „es ſey nicht ſeine Abſicht, mit ihm zu disputiren; er wolle nicht ſein Richter ſeyn, ſondern ihn in Allem väterlich behandeln; ſein Verlangen ſey daher, daß er ſein, dem Papſte gemachtes Verſprechen, deſſen Willen und Ausſprüchen gänzlich ſich zu unterwerfen, nun erfülle, ſeinen Irrthümern entſage, und zugleich gelobe, fernerhin alles zu meiden, was die Eintracht und Ruhe in der Kirche ſtören könne.“ — Eine demüthige Unterwerfung und das Bekenntniß, geirrt zu haben, ging aber ganz gegen die Natur des hochmüthigen und ſtarrköpfigen Mönchs, und er frug, welchen Irrthum er denn gelehrt habe? Der Cardinal, der ſchon früher erklärt hatte, daß ſeine Stellung und ſein Auftrag keine Disputation zulaſſe, ließ ſich dennoch herab, aus deſſen vielen Irrthümern zwei anzugeben, nämlich: „die Verdienſte Jeſu Chriſti ſeyen nicht der Schatz des Ablaſſes, und der Glaube für ſich allein ſey hinreichend zur Rechtfertigung,“ wobei er mit wenigen Worten auf die allgemeine Lehre der Kirche: „Von der Nothwendigkeit der Verbindung des Glaubens mit den guten Werken“ hinwies. Als nun Luther dennoch ſeinen Irrthum mit vielem Wortſchwall zu behaupten, und die Lehre der Kirche zu widerlegen verſuchte, wurde der Cardinal am Ende ärgerlich, fiel ihm in die Rede, uud ermahnte ihn nochmals freundlich an den Widerruf. — Luther verlangte drei Tage Bedenkzeit und erhielt ſie. Doch ſchon am zweiten Tage erſchien er vor dem Legaten und überreichte ihm in Gegenwart eines Notars und mehrere Zeugen eine Erklärung, wie er nie die Abſicht gehabt habe, etwas zu lehren, was gegen die katho-

liſche Lehre, die hl. Schrift, die Ausſprüche der Kirchenväter, und die päpſtlichen Dekrete ſeyn könnte. Er erbiete ſich alſo, ſeine Schriften dem Urtheil ſeiner Heiligkeit und der Univerſitäten Baſel, Freiburg, Löwen und Paris zu unterwerfen, wobei er jedoch, wie die Ketzer zu allen Zeiten, erklärte, nur durch die hl. Schrift könne die Verſtändigung geſchehen. Hierauf erwiederte der Cardinal: „er ſey nicht gekommen, mit ihm zu ſtreiten, ſondern ſeinen Widerruf zu vernehmen, und ihn mit der Kirche wieder auszuſöhnen. Als Luther hierauf verſtummte, trat Staupiz, einer der Zeugen, hervor, und bat den Cardinal, er mögte dem Luther eine ſchriftliche Vertheidigung und zwar vor einigen Zeugen erlauben. Da Cajetan dieſes bewilligte, bearbeitete Luther ſchnell ſeine Rechtfertigung, ſpickte ſie mit Sprüchen der hl. Schrift aus, und legte zugleich die demagogiſche und ketzeriſche Behauptung des Panormitanus ihr zum Grund; „jeder ſchlichte Laye ſtehe in Betreff des Dogma's über dem Papſt; wenn er ſich auf ein beſſeres Recht und Anſehen ſtütze." — In demſelben Augenblicke aber, in welchem er dieſe Vertheidigung ſchrieb, die „den Cardinal Cajetan" beſchämen ſollte ſetzte er auch als Hinterhalt ſeine Appellation an den Papſt auf, und erklärte ſeinen Freunden, um keinen Preis möchte er auch nur eine Sylbe widerrufen."

Als Luther ſeine Vertheidigung dem Cardinal übergeben hatte, ſtaunte dieſer bei Leſung der erſten Zeilen, und wies auf die Stelle des Panormitanus mit den Worten hin: „Welch ein Ungeheuer iſt denn dieß! und ihr wollt, ich ſoll dieſe gehäſſigen Worte dem Papſte vor Augen legen, nachdem ihr Ihm die größten Verſicherungen eures kindlichen Gehorſams gegeben habt!" — Bald mit zürnendem Blicke auf Luther, bald die Achſeln zuckend, durchlas Cajetan die ganze Schrift, ging ſodann freundlich zu ihm hin, nahm ihn bei der Hand und ſagte: „Seine Heiligkeit hat euch in der That gerichtet, euch und eure Lehren; noch aber iſt es Zeit, und ich bin bereit, bei unſerem gemeinſchaftlichen Vater ein Wort für euch einzulegen; laßt euch alſo nicht durch eitle Ruhmſucht, arge Rathſchläge und blinde Verſtocktheit abhalten, widerruft!" — Der verirrte, gefallene Mönch, deſſen tiefliegende glitzernde Augen dem Cardinal Grauen erregten, ſchwieg,

und Cajetan sah sich genöthigt, ihm zu sagen: „Wohlan! zwischen uns hat Alles ein Ende; kommt nicht wieder!"

Nachdem Luther abgetreten, wollte Cajetan noch einmal, den Weg der Güte durch Luthers Freunde versuchen. Er ließ daher am Abend den Generalvicar Staupiz und den Magister Link zu sich kommen und gab ihnen den Auftrag, den Versuch zu machen, ob sie nicht durch wirksamere Worte, als die seinigen, den Starrsinn Luthers erweichen und beseitigen könnten. Und wirklich hielten sie Wort, und Luther, geschmeichelt durch diese liebreiche Sendung, schrieb selbst einen Brief voll herzlicher Gefühle an den Legaten, worin er zwar den Widerruf ablehnte, zugleich aber denselben bat, „bei dem heiligen Vater Leo X. auszuwirken, daß er der Kirche verkünde, was man glauben oder verwerfen müsse." — Nach Luthers eigenem Zeugnisse hatte Cajetan in den wohlwollendsten Ermahnungen und freundschaftlichsten Rathschlägen sich schon erschöpft, und doch gab er noch nicht alle Hoffnung zur Vermittelung auf, als mit einmal Luther bei Nacht und Nebel verschwand, nachdem er „seine Berufung von dem übel unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst" an der Domkirche und an dem Carmeliter-Kloster der Stadt hatte anschlagen lassen. Sein Freund Staupitz hatte ihm ein Pferd nebst einem berittenen Führer, der die Wege kannte, verschafft. In der Dunkelheit der Nacht geleitete ihn nun der Augsburger Rathsherr Langenmantel durch abgelegene Straßen an ein kleines Pförtchen in der Stadtmauer, wo er dann durch den Stadtgraben ging, ohne Beinkleider und barfuß das für ihn bereitstehende Pferd bestieg, und in größter Eile nach dem Schlosse Hohenaschau ritt, dessen Burgherr, der Edle von Freiberg, ihn so lang verbarg, bis er (wahrscheinlich durch Schreiben aus Augsburg beruhigt) nach seiner Ansicht mit Sicherheit nach Sachsen zurückkehren konnte. *)

Cajetan, der aus dem hinterlistigen Benehmen Luthers jetzt erkannte, mit welchem hochmüthigen, halsstarrigen und heuchlerischen Ketzer die Kirche es zu thun habe, beeilte sich, in einem Schreiben den Churfürsten Friedrich bei seinem Gewissen, bei

*) Geschichte von Augsburg von Seida 1 B. pag. 350.

ſeiner Ehre und dem Ruhme ſeiner Vorfahren zu beſchwören, den Bruder Martin nach Rom zu ſenden oder ihn aus ſeinem Lande zu verjagen. Friedrich, der ſeine Verhältniſſe zum Kaiſer und Papſt berückſichtigte, war wirklich einige Zeit unſchlüſſig, wie er ſich in dieſer Sache verhalten ſollte, und hegte daher den Wunſch, Luther möchte ſich freiwillig entfernen, wozu dieſer um ſo geneigter war, als ihm in Wittenberg Schwierigkeiten gegen den Druck ſeines Berichtes über die Augsburger Verhandlungen gemacht wurden. Schon hatte Luther bedingungsweiſe von der Gemeinde zu Wittenberg Abſchied genommen und war ſelbſt durch einen Erlaß des Hofs zur Beſchleunigung ſeiner Abreiſe gemahnt worden, als der Churfürſt durch die Erklärung Mehrerer, er möchte doch die Univerſität Wittenberg, die er ſelbſt geſtiftet habe, nicht ſeiner Hauptſtütze berauben, wieder umgeſtimmt wurde, demſelben zu bleiben erlaubte, und das Begehren des päpſtlichen Legaten ablehnte. — Gerade in dieſer Zeit ging der Kaiſer Maximilian mit Tod ab, und Friedrich erhielt als Reichsverweſer ein ſehr bedeutendes Gewicht in den Reichsangelegenheiten, weßhalb auch die neue Kaiſerwahl in den Vorder-, die Ketzerſache Luthers aber in den Hintergrund trat. Indem nun Luther ſich nicht verbergen konnte, daß von Rom aus doch ein Urtheil, und zwar gegen ihn, erfolgen würde, ſo beeilte er ſich, durch eine neue Appellation an ein demnächſt zu berufendes Concilium gegen jenes ſich ſicher zu ſtellen, und hierdurch den Schutz, den er von dem Churfürſten genoß, zu berechtigen. Wie ein ächter Revolutionsmann, dem das Lügen Bedürfniß iſt, läugnete er in jener nicht bloß die früher von ihm ſtets anerkannte Unfehlbarkeit des Papſtes, ſondern ſchloß ſie auch mit Klagen über die Härte des Kardinals Cajetan, für deſſen Milde er vor einigen Wochen noch keine Worte zu finden wußte. *)

---

*) In ſeinem Schreiben an Spalatin vom 31. October ſagte er von Cajetan: „Benevolentia et clementia ejus in me eximia fuit et copiosa“, in ſeinem ſpätern an denſelben (19. Nov.) nennt er den Cardinal einen Dummkopf in der Theologie, einen Ketzer ſeiner Lehre nach. (Atheologissimus, haereticissimus.) — Darf es uns nun

Jeder Unbefangene muß geſtehen, daß Luther, dieſer kirchliche Jacobiner, eben ſo wie die politiſchen in unſeren Tagen, ein ſehr unehrliches, hinterliſtiges Spiel ſpielte, und muß um ſo mehr die Langmuth der Kirche bewundern, die immer neue Verſuche machte, um zum Heile der Chriſtenheit den Streit in Güte beizulegen. Indem nun früherhin Luther mehrmals behauptet hatte, die wahre Anſicht der Kirche und des Papſtes über den Ablaß ſey eine andere, als die von ſeinen Gegnern vorgetragene, ſo ließ Leo X. eine Bulle in Deutſchland bekannt machen, durch welche die ganze Lehre vom Ablaß in allen von Luther beſtrittenen Punkten aufs Neue durch das Anſehen des apoſtol. Stuhls beſtätigt wurde. Er glaubte durch dieſe kirchliche Entſcheidung dem Luther theils einen mächtigen Vorwand zu ſeinen Angriffen entzogen, theils auch den ſchicklichſten Weg, von jenen abzuſtehen, ihm eröffnet zu haben. Doch Luther hatte ſchon längſt aufgehört, den päpſtlichen Bullen Gewalt über ſeinen Glauben und ſein Benehmen beizumeſſen und ſeine Unterthänigkeitsbezeugungen und kriechende Bereitwilligkeit, ſich ſtets der Entſcheidung des apoſtoliſchen Stuhls zu unterwerfen, waren von ihm nur erheuchelt, indem jede Unterwerfung und jeder Widerruf ſeinem Hochmuth und angebornen Eigenſinn völlig widerſtrebten, und er durch ſeine Appellation nur Zeit zu gewinnen ſuchte, ſeine Irrlehren unter dem Volke zu verbreiten und mit jenen es vertraut zu machen. So lebten denn Tauſende in die wirkliche Trennung von der Kirche ſich hinein, ohne ihre feindſelige Stellung zu derſelben zu kennen, und als die Spaltung endlich offen und förmlich ausgeſprochen wurde, hatte ſie das Abſchreckende und Unheimliche für die Meiſten verloren. —

Leider waren aber auch die politiſchen Verhältniſſe jener Zeit ganz geeignet, den revolutionären Umtrieben Luthers und ſeiner Anhänger mannichfachen Vorſchub zu leiſten. Denn da durch den Tod des Kaiſers Maximilian eine neue Wahl nöthig wurde, bei welcher der Churfürſt Friedrich als Reichsverweſer einen

---

wundern, wenn von dem Vater der Lüge ein Theil ſeiner Nachkommenſchaft dieſe Eigenſchaft erbte?

großen Einfluß hatte, ſo ſuchte der Papſt, den die Kaiſerwahl ſehr intereſſirte, auf jede Art den Churfürſten für ſich zu gewinnen. In dieſer Hinſicht beſchloß er, die goldene Roſe, dieſes Zeichen der apoſtoliſchen Gnade, das der Churfürſt immer gewünſcht hatte, demſelben zu überſenden, und fertigte zugleich ſeinen Kammerherrn, den Carl v. Miltiz, einen gebornen Sachſen, als ſeinen Nuntius an ihn ab, um die lutheriſche Streitſache in Güte beizulegen. — Miltiz benahm ſich mit großer Klugheit, und um der Eigenliebe Luthers zu ſchmeicheln, tadelte er das Benehmen ſeines Gegners Tetzels in einem Briefe ſo heftig, daß dieſer bald hernach erkrankte und mit Tod abging. — Nach altdeutſcher Sitte kamen denn am 20. Febr. 1519 Miltiz und Luther zu Altenburg bei Tiſch zuſammen, behandelten ſich als Gaſtfreunde, küßten ſich, und Miltiz weinte vor Freude. Luther gelobte nun, er wolle fernerhin von der ganzen Sache ſchweigen, und alle ſeine Schriften dem Urtheil des Erzbiſchofs von Salzburg unterwerfen. Sogar zu einem Schreiben an den Papſt verſtand ſich der tückiſche Heuchler, in welchem er ſich ein „kleines blökendes Schäflein" nennt, und unter andern darin erklärt, er habe der römiſchen Kirche zu viel gethan, indem er die unnützen Schwätzer allzuhart angetaſtet; doch ſey dieſes nur geſchehen, damit die römiſche Kirche, dieſe allgemeine Mutter, nicht durch die Schande fremden Geizes befleckt, noch das Volk durch den Ablaß zum Irrthum verführt werde." — Ueber alles dieſes war Miltiz äußerſt erfreut, und glaubte ſchon, ſeine Sendung zur vollkommenſten Zufriedenheit des Papſtes beendet zu haben. Er verkannte aber den Charakter des Mönchs, der unter ſeiner groben Kutte die größte Schelmerei, Argliſt und Heuchelei verbarg. Denn kaum hatte er ſeinen ſo übertriebenen demüthigen Brief, worin er wie eine Schlange kroch, und mit einer Fluth von Weihrauch den päpſtlichen Stuhl überſchüttete, an den Papſt geſendet, ſo ſchrieb er ſchon wenige Stunden hernach an ſeinen Buſenfreund Spalatin: „Ich muß es dir in's Ohr ſagen, daß ich nicht weiß, ob der Papſt der Antichriſt in Perſon iſt oder ſein Apoſtel." Zugleich nannte er im Kreiſe ſeiner Vertrauten den Miltiz einen Betrüger und Lügner, der ihm beim Abſchied einen Kuß, nämlich einen Judaskuß gege-

ben und dabei Crocodilsthränen geweint habe, und bewies hierdurch, daß er bei Anderen jene Schlechtigkeit unterſtellte, die er ſelbſt in ſeinem eignen Innern barg. So ſchnell legte der kirchliche Revolutionsmann ſein Schaffell ab, bekleidete ſich wieder mit der Haut der Natter, und ſtatt ſeines klagenden „Geblöks“ erhebt er von neuem ſeine hölliſche Donnerſtimme, um das unglückliche Deutſchland durch Wahn und Irrthum zu vergiften, und die kirchliche Revolution permanent zu machen. Zwar hätte der Churfürſt Friedrich durch ein Wort dieſes Werkzeug des Aufruhrs zerſchmettern können; doch war er, obgleich er nach proteſtantiſcher Art der „Weiſe“ hieß, ſo „unweis“, daß er Luthers verderbliches Treiben gar nicht ſtörte, und ſelbſt zu deſſen Weigerung, ſeine Angelegenheit der Entſcheidung der Biſchöfe zu überlaſſen, ſchwieg, wozu ihn der tägliche Zuwachs ſeiner Univerſität durch die lockere, freiheitsluſtige Jugend Deutſchlands, dann die Ausſicht auf den möglichen Erwerb vieler Stifte und Klöſter, und endlich auch der Aerger über ein, ſeinem Baſtarden zu Rom abgeſchlagenes Beneficium verleitet haben mag. *)

Disputation zu Leipzig.

(1519.)

Während des Reichstages zu Augsburg war auch Johann Eck, der Kanzler von Ingolſtadt und Verfaſſer der „Obelisken“, dort erſchienen, ein Mann, der ſich rühmen konnte, durch ſeine großen Kenntniſſe und Sprachfertigkeit auf acht Univerſitäten den Sieg für ſeine Partei errungen zu haben. Er hatte den Luther aufgeſucht und war in aller Freundſchaft mit demſelben übereingekommen, einen alten Streit, den er mit dem D. Carlſtadt zu Wittenberg über die Lehre von der Gnade und dem freien Willen hatte, in einer öffentlichen Disputation auszufechten. Carlſtadt willigte ein, mit Eck in Leipzig zu disputiren, und dieſer ſäumte nicht, ſolches durch ein Programm allenthalben zu verkünden.

*) Pallavicini t. 1, c. 13.

Der Hauptinhalt der Theſen war: der Primat der römiſchen Kirche, der Zuſtand des gefallenen Menſchen, die göttliche Gnade und die Freiheit des Willens, die Buße und der Ablaß, Gegenſtände, die bei der in Deutſchland herrſchenden Aufregung die größte Bedenklichkeit bei dem Biſchof von Merſeburg, in deſſen Sprengel Leipzig lag, erregte, und ihn beſtimmte, den gelehrten Zweikampf durch einen Anſchlag an der Kirche zu unterſagen, obgleich die Kämpfer Eck, Carlſtadt, Luther und Melanchthon nebſt einer großen Anzahl von auswärtigen Gelehrten dort ſchon angekommen waren. Der Magiſtrat aber betrachtete dieſes als einen Eingriff in ſeine Gerechtſame, und ließ den Diener, der den Anſchlag beſorgt hatte, ins Gefängniß bringen. — So begann denn die Disputation am 27. Juni 1519, gerade in der Zeit, in welcher die Churfürſten zur Wahl eines Kaiſers zu Frankfurt ſich verſammelten. — Nach einem Hochamt in der St. Thomaskirche, und nach Anſtimmung des erhabenen Hymnus „**Veni creator**“ in dem Sitzungsſaal ſelbſt, wurde ſodann über die Art und Weiſe der Disputation feſtgeſetzt, daß die Verhandlungen von beglaubigten Notaren niedergeſchrieben und den Univerſitäten zu Erfurt und Paris zur Beurtheilung vorgelegt und vor dieſem Erkenntniſſe Nichts durch den Druck veröffentlicht werden ſollte. — Gegen den zweiten Punkt machte Luther gewaltige Einſprache, indem er das Urtheil der Univerſitäten fürchtete und ſeinem revolutionären Geiſte nach auch die Volksſouveränität in Glaubens-Sachen geltend machen, und daher Alles dem Erkenntniß der Geſammtheit dieſer „fäuiſchen Menge“, wie Burke ſie nannte, überlaſſen wiſſen wollte. Als dieſer Vorſchlag zurückgewieſen wurde, wollte Luther anfänglich in gar keine Disputation ſich einlaſſen; endlich aber fügte er ſich, indem er ſeine gewöhnliche Hinterthür — die Appellation — ſich vorbehielt, und hierdurch ſchon in ihrem Beginnen die ganze Disputation unnütz machte. — Wir übergehen nun hier den gelehrten Streit zwiſchen Carlſtadt und Eck, worin der Erſtere bald zum Schweigen gebracht wurde, und wenden uns zu jenem, der zwiſchen Luther und Eck über die Frage ſtatt fand, ob der Primat eine göttliche oder menſchliche Inſtitution ſey, und ob der römiſchen Kirche dieſes Vorrecht zu allen

Zeiten zuerkannt worden. Dieſe Frage war für Luther eine Lebensfrage; denn gab er das Dogma von der göttlichen Uebertragung der Gewalt auf den heil. Petrus und deſſen Nachfolger zu, ſo hatte der ganze Streit ein Ende, indem die Perſonification Chriſti in ſeinem Stellvertreter nothwendig auch deſſen Unfehlbarkeit bedingte, und Luther demnach ſein kirchliches Revolutioniren aufgeben mußte. So begann denn der Kampf in Gegenwart des Herzogs Georg von Sachſen, neben welchem der berühmte Canoniſt Emſer ſaß, und ſehr viele Profeſſoren und Doctoren von Löwen, Cöln, Leipzig ꝛc., nebſt mehreren hundert Wittenberger Studenten, die alle revolutionären Worte ihres Meiſters Martinus beklatſchten, füllten den Saal. — Während des Diſputs über den Primat, wobei der Herzog das gewichtige Wort ausſprach: „Mag die Gewalt des Papſtes eines menſchlichen oder göttlichen Rechtes ſeyn; ſie beſteht, das iſt genug", hatte Luther auch ganz deutlich die Lehre, daß der Glauben allein ohne alle guten Werke ſelig mache, ausgeſprochen und durch Stellen aus dem Briefe des heil. Jacobus in Verlegenheit geſetzt, die Aechtheit deſſelben verworfen, auch den Primat des Papſtes und die Autorität und Unfehlbarkeit der Concilien geradezu geläugnet. Wie daher bei ſolchen Wortkämpfen gemeinhin derjenige, der Unrecht hat, in die größte Hitze geräth, hierdurch ſich vergißt und immer größere Blößen darbietet, ſo hatte auch Luther im Laufe ſeiner Rede manche mit den Huſſiten verwandten Anſichten und Lehren geltend gemacht, wodurch der Herzog voll Unwillen mit lauter Stimme in die Worte ausbrach: „Da wallt die Sucht" und ſich entfernte; Eck aber ſagte zu Luther unverhohlen: „Ehrwürdiger Vater, wenn ihr ſolche Anſichten hegt, und ſelbſt gegen den Befehl des Herzogs ſolche Angriffe gegen die Concilien macht, ſo erſcheint ihr mir wie ein Heide und Zöllner." — So endete dieſe Disputation, (13. Juli 1519), in welcher Carlſtadt durch ſeine faden Behauptungen ſich lächerlich machte, Eck durch die Gediegenheit ſeiner Beweiſe, durch die Schönheit ſeines Ausdrucks, durch die Anmuth ſeiner Redeweiſe, wie Erasmus ſagte, die Krone der Beredtſamkeit ſich auf die Stirn ſetzte; Luther aber, gleich allen, jede Autorität verwerfenden Revolutionsmännern ſtufenweis in den

Irrthum hinabſank, und von dem wahren Glauben der Kirche immermehr ſich entfernte, indem er anfänglich nur die Inſtruction für die Ablaßprediger und die Satzungen der Scholaſtik bekämpfte, die Dekrete der Päpſte aber ausdrücklich feſthielt; dann wieder dieſe verwarf; doch ſelbſt auf den Ausſpruch eines Conciliums ſich berief; nun aber auch dieſe letzte Autorität in Abrede ſtellte und bloß die Schrift und ſeine Auslegung derſelben als Schild ſeiner Verirrungen und Verneinungen im Glauben, als Schwert zu ſeinen ferneren Angriffen gegen die Kirche beſtehen ließ. — Voll des Dünkels, Eigenſinns und Hochmuths hatte zwar Luther in einem Schreiben an den Churfürſten ſich ſeines Sieges gerühmt; doch ſein Brief an Spalatin, und die Art, wie die Leipziger ihn und ſeinen Gegner Eck behandelten, beweißt gerade das Gegentheil. — Sicher wußten Männer wie Hochſtraten, Jakob Seratinus, Hermann, Adrian Sueſionius, Rogerus Rescius, Conrad Goclenius, Adrian Baulandus, Melchior ꝛc. ꝛc., wem die Siegeskrone gebühre, und wenn Melanchton ſein Urtheil darüber nicht ausſprach, ſo geſchah dieſes doch bloß aus Rückſicht gegen ſeinen Lehrer. *)

---

*) Non pronuntio, uter vicerit. Melanch. Epist. 106. Der gerechteſte und competenteſte Richter aber, der Herr der Welt, hat dagegen ſeit 300 Jahren das trefflichſte und verſtändlichſte Urtheil gefällt, indem er die Beweisgründe Eck's über die Nothwendigkeit und den Beſtand des Primats, trotz der größten Stürme der Zeiten, durch die That rechtfertigte, das loſe, revolutionäre Geſchwätz Luthers aber in ſeiner völligen Nichtigkeit an den Tag legte, und die Verblendung Luthers bei ſeinen nachfolgenden Anhängern von einer Generation zu der andern dermaßen in Blindheit übergehen ließ, daß Luther ſelbſt, ſollte er heute wieder in der Welt erſcheinen, ſein ſchlechtes Machwerk nicht mehr erkennen würde, ja ſelbſt die neue proteſtantiſche Theologie erſt ſtudiren müßte, um ſich klar zu machen, was man jetzt unter proteſtantiſchem Glauben und Cult verſteht. Dahingegen iſt die Kirche Chriſti geblieben, was ſie war, und könnten heute die älteſten Kirchenväter wieder in die Welt treten, ſie würden die Kirche eben ſo finden, wie ſie vor ſo vielen Jahrhunderten ſolche verließen.

Da die Universitäten Cöln und Löwen zu Recht erkannten, daß die Schriften Luthers, die viele, längst verdammte Irrthümer und Ketzereien enthielten, eingezogen, dem Feuer übergeben, der Verfasser aber zum Widerruf angehalten werden sollte; da zugleich der Bischof von Meißen die Verbreitung von Luthers Predigt über das Altarssacrament strengstens verbot, indem darin die ketzerischen Ansichten der böhmischen Utraquisten vertheidigt wurden, so fing Luther ernstlich sich zu fürchten an, und entschloß sich, nach Böhmen zu entfliehen. Dieser Entschluß mißfiel der revolutionslustigen Partei Deutschlands im hohen Grade, und, wohl erkennend, daß eine eigentliche, durchgreifende Revolution nur im Gebiete der Religion möglich, und zu deren Zustandbringung ein abtrünniger Mönch nöthig sey, so sprachen ihm Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen Muth ein, und der Erstere versicherte ihn seines Beistandes durch Schmähllibelle und revolutionäre Schriften, der Letztere aber selbst durch offene Waffengewalt, und zeigte für den Nothfall auf seine wohlverwahrten, den besten Schutz bietenden Schlösser hin. Luther gab demnach den Gedanken an Flucht auf, und brütete über einen Plan, der im Falle des Gelingens den Umsturz des Papstthums um so schneller herbeiführen mußte, indem er sich des neugewählten Oberhauptes als des besten Werkzeuges dazu bedienen wollte.

Denn während Luther die geistliche Autorität zu Leipzig bestritt, hatten die Churfürsten die weltliche zu Frankfurt befestigt, indem sie Carl V. zum Kaiser von Deutschland wählten. Da es bekannt war, daß der Papst nicht für Carl V., sondern für Franz I. sich bei der Kaiserwahl verwendet hatte, und der Erstere vorzüglich dem Churfürsten Friedrich für die Erlangung der deutschen Krone verpflichtet sey, so baute Luther auf dieses zwischen dem Reichsoberhaupt und seinem Landesherrn bestehende Verhältniß, so wie auf die Jugend, die Unerfahrenheit und den daraus hervorgehenden, unweisen Reformeifer des neuen Kaisers seinen kirchlichen Umwälzungsplan, und bemühte sich, denselben auf seine Seite zu bringen. Er schrieb demnach einen äußerst demüthigen und unterwürfigen Brief an den Kaiser Carl V., worin er sein heißes Verlangen ausdrückte, in seinem Winkel ver-

borgen bleiben zu können; zugleich bat er um Schutz gegen seine Feinde und gelobte Stillschweigen, als Unterpfand seines guten Willens, den Frieden der Kirche zu erhalten. Da dieses Schreiben in Deutschland schnell bekannt wurde, und Miltiz eine Art Glaubensbekenntniß darin erblickte, so eilte er nach Wittenberg und bewirkte durch den Staupiz und Wencelaus Link, daß Luther, dieser gefallene Engel, wie Miltiz ihn nannte, an den Papst zu schreiben und in der Einsamkeit seine Irrthümer zu beweinen versprach. — Doch schon an dem nämlichen Tage schrieb der listige Heuchler an seinen Freund Spalatin: „Ich werde mich wohl hüten, daß ich in meinem Schreiben an den Papst den päpstlichen Stuhl selbst zu derb behandele; aber doch soll er sein Salz bekommen.*) In einem andern Briefe an den Augustiner Joh. Vogt zeigte er seinen Revolutionskitzel noch offner, indem er ihm schrieb: „Mein Bruder in Christo, ich lasse jetzt ein Buch gegen den Papst in deutscher Sprache ausgehen, worin ich ihn als Antichrist behandele. Bete für mich bei Gott, damit mein Wort seiner Kirche Nutzen schaffe!" Zugleich bemerkte er seinem Freunde Spalatin: „die Mysterien des Antichrist's müßten doch endlich an Tag kommen." —

Der Papst, der Antichrist! diese wenigen Worte wurden fortan das Feldgeschrei, die Parole der ganzen Revolutionspartei Deutschlands. Zugleich zeigten sie auch, welche große und stufenweise Fortschritte Luther auf der Bahn der Revolution machte, indem er zu Leipzig bloß den göttlichen Ursprung des Papstthums läugnete, nun aber den Papst selbst als den Gesandten des Teufels auf Erden bezeichnete. Das Abgeschmackte und Frappante solcher Worte gefällt aber immerhin der Rohheit und dem Unverstand der Menschen, weshalb man heut zu Tage zu Wittenberg nicht mehr an die Impanation, an den unfreien Willen und an die Gnadenlehre des Doctors glaubt, sondern von der lutherischen Symbolik nur den einzigen Artikel behalten hat, welcher lehrt, der Papst sey der von Daniel geweissagte Antichrist. — Erasmus hatte daher vollkommen Recht, als er dem Herzog Georg schrieb:

---

*) Aspergetur tamen sale suo — Spalatino 11. Sept.

„Wer hätte je geglaubt, daß der Reformator (?) bei dem erſten Anlauf gegen die Moral, das Dogma und den Glauben ſo ſehr anſtoßen und daß der revolutionäre Geiſt eines Mönches ſo große Stürme erregen würde?“ und ſinnreich bemerkt hiezu der Proteſtant Joh. v. Müller: „es ſey doch wahrſcheinlicher, daß der Antichriſt ſich dem Leibe eines Dieners incarnirt habe, der die Gottheit Chriſti läugnet“, oder, wie wir beifügen, von der von ihm geſtifteten Weltkirche ſich trennt.

Um ſeine kirchliche Revolution immer mehr in Gang zu bringen, ſetzte Luther die Vernunft eines Jeden als den Richter ſeines Glaubens ein, wodurch die Eitelkeit und der Hochmuth des Menſchen die Anarchie in der Kirche vollſtändig hervorrief. Die Ketzerei Luthers gebar demnach jene des Carlſtadt, Zwingli, Münzer u. v. A.; Melanchthon ſelbſt glaubte einen Abgrund vor ſich zu ſehen. — Wie in den politiſchen Revolutionen waren denn auch in dieſer kirchlichen Tauſende von Händen zum Einreißen der alten, ehrwürdigen katholiſchen Kirche bereit; als es ſich aber um die theilweiſe Erhaltung derſelben, oder um den Aufbau eines neuen Kirchengebäudes handelte, da trieb ſie der hölliſche Geiſt des Irrthums, der Uneinigkeit und des Haſſes, wie einſt die Erbauer des Thurms von Babel, auseinander; ſie verhöhnten, verſpotteten und verfolgten ſich wechſelweis, und hätten auch gern, wie einſt die politiſchen Jacobiner, ſich unter einander gemordet, wäre ihnen hiezu die Macht zu Theil geworden. Bezeichnete nun Luther die Vernunft als das Werkzeug der abſoluten Wahrheit, ſo machte er aber die ſeine zum Richter der Gedanken aller übrigen, und erklärte Jeden, der ſich nicht ſclaviſch ſeinen Ideen unterwarf, für ein Kind der Finſterniß, für eine Ausgeburt der hölliſchen Schule. Unter dieſer verſtand er aber jene wunderbare und göttliche Kette, worin Chriſtus das erſte, ſein Stellvertreter das zweite, die Biſchöfe das dritte, die Prieſter das vierte und die Gläubigen das fünfte Glied bilden, und die er zerriß, indem er das Papſtthum, das Episcopat und das Prieſterthum, ja die Kirche Chriſti ſelbſt in ihrem Zuſammenhang als ein Satanswerk bezeichnete, und dabei lehrte, jeder Menſch ſey — Prieſter. — Obgleich Luther auf dieſem Wege ſchon die Frei-

heit und Gleichheit predigte, ſo erkannte er doch, daß die Secten der Waldenſer, der Wicleffiten und Huſſiten bloß deßhalb keinen Beſtand erhalten konnten, weil ſie durch ihre Predigten gegen die Laſter, die Wolluſt und die Reichthümer der Großen keine Stütze bei den Fürſten und dem Adel fanden. Die Wuth aber, Recht zu behalten und ſeinen religiöſen Verkehrtheiten und Abſcheulichkeiten Aufnahme unter den Großen zu verſchaffen, machten ihn zu einem höfiſchen Prieſter; er erſchöpfte ſich daher in den größten Schmeicheleien gegen die Fürſten, während er alle Schleußen ſeines innern ſtinkenden Pfuhls aufzog, um mit einer Fluth von Lügen, Beleidigungen und Schimpfwörtern den Papſt, die Biſchöfe und jeden Vertheidiger der Kirche zu überſchütten. Darum darf man ſich denn auch nicht wundern, wenn jene Fürſten, die in dem Hintergrund dieſer kirchlichen Umtriebe durch Beſeitigung der geiſtlichen Gewalt die Vergrößerung ihrer politiſchen, durch Säculariſirung der Bisthümer, Stifter und Klöſter ihre Gebiets- und Schatzvermehrung erblickten, den kirchlichen Revolutionsmann auf jede Art ſchützten, wie denn auch das zur Sinnlichkeit immer geneigte Volk ihm ein ſehr williges Ohr lieh, indem er ihm erlaubte, ganz ſeinem Hange nachzuleben, wenn es nur glaube, wobei er denn die Reue nicht als nothwendig, und die Genugthuung als eine ganz eitle Sache bezeichnete *), das Volk ſelbſt aber von der Gerichtsbarkeit der Biſchöfe gänzlich emancipirte.

Die beiden Verdammungs-Bullen von Rom.

(1520.)

Gleich nach der Leipziger Disputation war Eck nach Rom abgereist, um den Papſt über den Stand der Dinge und über die Irrthümer und Ketzereien Luthers zu unterrichten. In der gleichen Zeit langten auch die Urtheile der Univerſitäten von Paris, Löwen, Cöln und Leipzig an, die einſtimmig alle Lehrſätze Luthers

*) Populus enim libenter audiebat eos, qui docerent non esse necessariam exomologesim supervacuam esse satisfactionem. Erasm. Lib. 26, ep. 28.

verdammten, und bei dem Hochmüthigen die größte und pöbelhafteſte Erbitterung hervorriefen, wie dieſes ſeine Briefe an Spalatin im Februar und März 1520 hinlänglich beweiſen. Sein Trotz machte ihn nun gleichgültig gegen die Thränen und das Blut, in die er die Menſchheit verſetzte, und mit einem fürchterlichen Schrei rief er „Wehe über die Erde“ aus, das ſich durch ihn ſchnell erfüllte. — Bevor Eck in Rom anlangte, war Miltiz dort ſchon angekommen und unterrichtete den Papſt von der Unterwerfung Luthers, und von deſſen Verſprechen, durch ein Schreiben dem ganzen Streit ein Ende zu machen. Aber lange Zeit vor der Ankunft jenes von Luther verſprochenen Briefes, den der kränkelnde, für den Kirchenfrieden ſo ſehr beſorgte Leo X. mit größter Ungeduld von ſeinem „lieben Sohne“ erwartete, trafen aus allen Gegenden Deutſchlands Berichte ein, wie abſcheulich Miltiz von dem lügenvollen Heuchler hintergangen worden, und wie ſehr dieſer gegen die päpſtliche Gewalt wüthe und tobe. Als aber das von Luther verſprochene Schreiben endlich in Rom eintraf, ſo gerieth Jedermann über dieſes Werk der Hölle in Erſtaunen und mußte dem verworfenen, teufliſchen Menſchen fluchen, der vor Kurzem erſt die Hand Miltiz's freundſchaftlich an ſein Herz drückte und Worte der Ergebenheit und des Gehorſams gegen den heiligen Stuhl ausſprach, nun aber nur Gift und Galle gegen denſelben ausſpie. Denn gleich frech und boshaft überſendete Luther dem Papſt ſeine Abhandlung „von der chriſtlichen Freiheit“, worin er die entſetzlichen Lehren über die Unſündhaftigkeit jeder Seele, die nicht zu glauben aufgehört hat, und die Sündhaftigkeit der guten Werke als ein Axiom, das Prieſterthum aber als eine Realität aufſtellte, welche dem Layen alle Gewalt eines katholiſchen Prieſters, als Predigtamt, Vergebung der Sünden, Abſolution und Ausſpendung der Sacramente, verleiht.

Leo X., der gelehrte, die Künſte und Wiſſenſchaften allzu viel liebende, und darum die Kirchenſachen allzu wenig beachtende Papſt hatte bisher ſeine Nachſicht gegen die kirchlichen Angriffe Luthers übertrieben, und konnte nicht länger gegen die Klagen der wahren Gläubigen taub bleiben. Gerüſtet mit der göttlichen Gewalt, erhob er ſich nun gegen die Lehrer der

Lüge, deren Zunge eine glühende Kohle ist, deren Mund Gift und Tod ausspeit, und erließ gegen Luther und dessen Anhänger die Bulle: „**Exsurge Domine**," deren geistreiche Fassung und ciceronianischer Styl hinlänglich beweißen, welche große Talente in der Umgebung des Papstes sich befanden. In jener Bulle wurden aus Luthers Werken 41 Sätze als ketzerisch, irrig, Aergerniß erregend, fromme Ohren verletzend, und für das christliche Leben verderblich bezeichnet, darum verdammt, und in milden, väterlichbetrübten Ausdrücken Luther zum Widerruf binnen 60 Tagen ermahnt, widrigenfalls ihn und seine Anhänger nach Verlauf dieser Zeit die ganze Schwere des Banns mit allen dessen Folgen treffen sollten. — Wie aber in allen revolutionären Zeiten das böse Princip nur darum gedeiht und erstarkt, weil das gute in seinen elenden Trägern schläft oder ganz erlahmt, so hatte auch der dreifach infulirte Cardinal und Erzbischof von Maynz in der ganzen kirchlichen Revolution Deutschlands sich so erbärmlich benommen, daß Leo X. dem für die Kirche so thätigen Eck wohl den Auftrag geben mußte, die Bulle gegen Luther und seine Anhänger in Deutschland zu verkünden und zu verbreiten. Schnell durchreiste nun jener die deutschen Gauen, sendete die Bulle an die Bischöfe und besuchte die Universitätsstädte, wo die Bulle an die Kirchenthüren angeheftet und die Schriften Luthers verordnungsmäßig verbrannt wurden.

Unter den Feinden der Kirche war natürlich der in seinem Hochmuth tief angegriffene Luther der erste, der die Bulle des Papstes am 10. Dezember 1520 zu Wittenberg verbrannte. Da er dieses Schauspiel vorher öffentlich verkündet und vorbereitet hatte, so nahmen einige Professoren, mehrere Augustinermönche und eine Menge Studenten, Luthers lustige und frivole Schaar, an demselben Theil. Er selbst erschien zur bestimmten Stunde auf dem Platz, warf auf den dort errichteten Scheiterhaufen die päpstliche Decretalien und die Extravagante, während seine Jünger alle Schriften der Gegner Luthers herbeitrugen und ihres Meisters Beispiel befolgten. Als nun der Pedell den Holzstoß angezündet hatte, und die Flamme empor schlug, zeigte Luther den Zuschauern noch einmal die Bulle, und warf sie dann mit

den Worten ins Feuer: „Weil du den Heiligen des Herrn (sic) betrübt haſt, ſo betrübe und verzehre dich das ewige Feuer.“ Die Studenten riefen gleich: „Es lebe Luther, nieder mit den Papiſten,“ und da weder der Churfürſt noch der Stadtrath dieſes angekündigte lutheriſche Feſt geſtört hatten, ſo konnte der Doctor ſich ſeines Sieges erfreuen, der jetzt nur Thränen, in der Folge aber deſto mehr Blut koſten ſollte. Am anderen Tage predigte Luther vor vielen Zuhörern und ſagte unter anderem: „Ich habe geſtern auf öffentlichem Platze die teufliſche Werke der Päpſte verbrennen laſſen! Es wäre beßer, wenn der Papſt ſo gebraten worden wäre; ich wollte ſagen, der päpſtliche Stuhl. Wenn ihr nicht mit Rom brecht, gibt es kein Heil für euere Seelen. . . . . Schmach über Babylon! So lang ich einen Athem in der Bruſt habe, werde ich ſagen — Schmach.

Das zu Wittenberg gegebene Beiſpiel fand bald in anderen Univerſitätsſtädten eine ſchnelle Nachahmung. Denn in revolutionären Zeiten fühlt ſich die tolle Jugend in ihrem Element, und folgt, ohne der Nachwehen zu gedenken, nur allzugern der Stimme der aufruhrpredigenden Revolutionsmänner. Der Thron, das Dogma, die Sitten, die Civiliſation ꝛc. erſcheinen ihnen dann als Hemmketten ihres Geiſtes, und eine religiöſe Umgeſtaltung nur als eine komiſche Metamorphoſe. Alles Herkömmliche, ruhig Beſtehende, durch Jahrhunderte Erprobte langweilt ſie; Bewegung und perſönliche Angriffe erfreuen ihr Leben, in welchem ſie in Ermanglung des Schwertes durch Hohn, beißenden Spott, und papierene Masqueraden ſich gefallen. Das Verbrennen aller ächt katholiſchen Schriften, das nach Jahren eine höhere Hand durch den Brand ſo vieler Städte und Dörfer ſchrecklich rächte, machte demnach der revolutionsluſtigen Jugend Deutſchlands großen Spaß, und Luther ſchien an ſolchen Exceſſen um ſo mehr Freude zu haben, als er in dem beifälligen Urtheil der unwiſſenden, unerfahrenen, doch keken Jugend einen Erſatz und Rückhalt gegen jenes fand, welches die gelehrten und erfahrnen Männer von Paris, Löwen, Cöln und Leipzig gegen ihn und ſeine Ketzereien ausgeſprochen hatte.

Der 10. Dezember 1520 war alſo der unſelige Tag, an wel-

chem ein verworfner, zum Verderben auserkorner Mönch das größte Unglück über Deutſchland brachte, einen Ocean von Thränen und Blut dort hervorrief, und zwiſchen den deutſchen Stämmen eine unvertilgbare Scheidwand ziehend, jedem auswärtigen Feinde Thür und Thor öffnete. Kaum war alſo das giftige Schlangenei ausgebrütet und das kirchliche Revolutionswerk Luthers, „dieſe Fackel des Chriſten, dieſe Leuchte auf dem Wege durch das gegenwärtige Leben, dieſes Unterpfand der Unſterblichkeit für das künftige“ (wie noch viele wollen) geboren, ſo veranlaßte es ſchon Zwietracht und Feindſeligkeiten unter jenen, die dazu geholfen oder es angenommen hatten, und bei dem Kampfe, den jene Getrennten unter ſich führten, konnte jeder Katholik, wie jener türkiſche Großvezier über den Kampf der Franzoſen und Spanier ſich einſt ausſprach, auch nun ſagen: „es gilt mir gleich ob der Hund das Schwein, oder das Schwein den Hund frißt, ob Luther über den Carlſtadt, Zwingli, Münzer ꝛc. oder dieſe über jenen ſiegen.“

Bei der ſich täglich mehrenden Zerrüttung erkannte denn Carl V. die Nothwendigkeit, dem revolutionären Unweſen Luthers ein Ende zu machen. Kaum zu Achen gekrönt, berief er eine Reichsverſammlung nach Nürnberg auf den Monat Januar 1521, verlegte ſie aber wegen der dort ausgebrochenen Peſt ſpäter hin nach Worms. Hier war die Kirche durch die drei geiſtlichen Churfürſten, viele Reichsfürſten und Baronen, die ſogenannte Reform durch die Churfürſten von Sachſen und der Pfalz vertreten, während Aleander, der berühmte Gelehrte und Redner, im Gefolge des Kaiſers als päpſtlicher Legat erſchien. In dieſer Eigenſchaft verlas er am 13. Februar eine neue Bulle, in welcher über Luther, deſſen Anhänger und Beſchützer eine zweite definitive Verdammungsbulle ausgeſprochen, und jedem rechtgläubigen Chriſten der Umgang mit ihnen verboten war, worauf er eine Rede hielt, die drei Stunden währte und auf die ganze Verſammlung einen ſehr tiefen Eindruck machte. Obgleich der Legat das Blut des Ketzerſtifters nicht verlangte, ſo würden doch gegen Luther ſehr ſtrenge Maßregeln ergriffen worden ſeyn, wenn der Churfürſt von Sachſen nicht dazwiſchen getreten wäre, und den kirchlichen Revolutionsmann geſchützt hätte. Auf eine liſtige,

der Wahrheit eben nicht huldigende, Weiſe ſtellte er in Zweifel, ob Luther jene Irrthümer, die man ihm vorwerfe, auch wirklich gelehrt habe, beſchönigte deſſen verweigerte Anerkennung der kirchlichen Entſcheidungen, und ſprach den Wunſch aus, man möchte unter ſicherem Geleite den Mönch auf den Reichstag kommen, und ihn ſeine Geſinnungen frei ausſprechen laſſen; würde er dann auf ſeinen Irrthümern beharren, ſo wolle er ſeine Hand gänzlich von ihm abziehen. Obgleich nun der Legat wiederholte, daß in dieſer Sache es ſich nicht um einen Disput, ſondern um den ſchuldigen Gehorſam handele, mehrere Fürſten auf ſtrengen Vollzug des kirchlichen Ausſpruchs drangen, andere wieder 100 Beſchwerden gegen die eingeriſſenen kirchlichen Mißbräuche einreichten, ſchloß ſich doch der Kaiſer dem Churfürſten von Sachſen an, gelobte aber dabei, daß nur die einzige Frage an Luther geſtellt werden ſolle — ob er ſeine Irrthümer zurücknehmen wolle oder nicht?

Immer mehr regten nun die Bannbullen die Leidenſchaftlichkeit Luthers auf, und trieben ihn auf ſeiner Ketzerbahn unaufhaltſam fort. Hatte er daher zu Augsburg laut aufgeſchrien, als man ihm ſeine gemeinſchaftlichen Geſinnungen mit Huß vorwarf, ſo übernahm er jetzt in ſeiner Schrift: „Von den neuen Eckiſchen Bullen und Lügen“ die Vertheidigung des böhmiſchen Ketzers. — „Wenn ich ihn früher verdammte, ſagte er, ſo geſchah es, weil ich keine ſeiner Schriften geleſen hatte; ich kenne ſie jetzt und erkläre, daß die Lehrſätze, die zu Conſtanz verdammt wurden, nicht von dem Huß, ſondern von dem Auguſtinus, Paulus und dem Erlöſer ſelbſt herrühren. In einer anderen Flugſchrift verkündete er dem Papſtthum den Untergang; „Ja, ruft er aus, den Untergang. Ich ſage nicht, daß ich ein Prophet bin; aber ich hege für mich ſelbſt die Ueberzeugung, daß bei mir und nicht bei ihnen das Wort Gottes iſt . . . mich mögen ſie verachten.“ Zugleich tobt er gegen die Beichtväter, die keinem Beichtenden die Abſolution ertheilen, der im Beſitz lutheriſcher Bücher iſt und ſolche nicht verbrennen will. In ſeinem immer mehr ſich ſteigerenden Revolutionsgeiſt verfaßte er noch eine andere Flugſchrift: „An den chriſtlichen Adel deutſcher Nation,“ worin er aus Haß gegen

das Papſt- und Prieſterthum erklärte, alle Chriſten ſeyen durch die Taufe geiſtlichen Standes und Prieſter des Herrn von demſelben Range wie jene, welche die Weihe erhalten, und nicht der Papſt, ſondern jeder Chriſt habe das Recht, ein Concilium zu berufen. Dann verlangte er von dem chriſtlichen Adel, daß er die päpſtlichen Nuntien aus dem Land jage, den Cölibat, die Interdikte, die Wallfahrten, die Kirchenfeſte, die Dispenſen, Kirchenſtrafen und Abläſſe, die Feſttagen und Meſſen zehn Schuhe tief unter den Boden vergrabe, und rief dem Papſt, nicht dem Allerheiligſten, ſondern dem Allerſündigſten zu: „deinen Stuhl wird Gott vom Himmel aufs ſicherſte zerſtören, und in den Abgrund der Hölle werfen.“ Dieſe ſchreckliche Flugſchrift, worin Luther nicht nur als ein durch Leidenſchaften verrückter Dummkopf, als ein verſtockter Ketzer und Irrlehrer, ſondern auch, wie gewöhnlich, als ein falſcher Prophet ſich zeigte, beſchloß er mit einem revolutionären Aufruf gegen Rom, indem er mit den Worten an den Kaiſer ſich wandte: „Fürſt! ſey der Meiſter! die Gewalt, welche Rom hat, iſt dir geſtohlen; wir ſind nichts mehr als Sclaven geweihter Tyrannen, wir führen den Titel, den Namen, und die Wappen des Reichs; der Papſt hat die Schätze davon und die Gewalt; der Papſt iſt der Kern, und wir ſind die Spreu.“ — Dieſe Schrift gefiel dem raubſüchtigen Adel Deutſchlands ungemein, und brachte ihn völlig in Aufruhr.

Der elende, unmoraliſche, verworfene Ulrich von Hutten ſchrieb ſogleich an Luther: „Allgemein geht die Sage, daß Ihr in Bann gethan ſeyd. O wie ſeyd Ihr ſo ſelig, Luther! welch glücklicher Mann ſeyd Ihr! der Herr wird alle euere Gegner um ihrer Bosheit willen vertilgen; dieſes iſt unſere Hoffnung und Zuverſicht.“

Auch Franz von Sickingen bot ihm ſeinen Degen, ſeine Leute und ſein Geld zum Schutz an, und ermunterte ihn auszuharren im Intereſſe des Landes. —

So bildeten Luther, der ketzeriſche Mönch, Hutten, der adeliche Wüſtling, und Sickingen, der adeliche Räuber, das ſaubere Kleeblat, das in jener Zeit noch allein als der wahre und ſichtbare Repräſentant der kirchlichen Revolution Deutſchlands

erſcheint, und die unlautere Quelle derſelben hinlänglich bezeichnet. — Der gelehrte Erasmus aber, dem es früherhin viel Spaß gemacht hatte, als Luther, der Mönch, die Haut der Mönche zerrauſte, nahm jetzt, wo das Luſtſpiel immermehr in ein Trauerſpiel ſich verwandelte, die Sache viel ernſter und empfahl dem Mönche mehr Mäßigung, Bedachtſamkeit und ruhigeres Verhalten.

Luther in Worms.

1521.

Durch Caspar Sturm von Oppenheim, der als kaiſerlicher Bote dem Luther das kaiſerliche Geleite überbrachte, erhielt er auch Briefe von dem Churfürſten Friedrich von Sachſen, von deſſen Bruder Johann, und von dem Herzog Georg, worin dieſe ihm erklärten, daß er ohne Furcht dem Kaiſer gehorchen und auf deſſen Wort ſich verlaſſen ſollte, wofür ſie ihm als Bürgen dienen wollten. Zugleich ſchrieb ihm auch Spalatin, und bezeichnete ihm einige Artikel, die er im Intereſſe des Friedens und zur Beruhigung der Gemüther widerrufen könne. Ein Widerruf lag aber weder in dem Charakter des Revolutionsmannes, noch in deſſen Ziele; er erwiederte daher ſeinem Freunde: „Du wirſt von Worms hören, wie ich widerrufe.“ Mein Widerruf wird aber dieſer ſeyn: „Ich habe den Papſt früher den Stellvertreter Chriſti genant; jetzt widerrufe ich und ſage: „der Papſt iſt der Feind Chriſti und der Stellvertreter des Teufels.“

Ging früher Luther zu Fuß und bettelnd nach Augsburg, ſo reiste er dagegen in den erſten Tagen des Aprils auf einem mit Tuch bedeckten Wagen ab, den ihm der Senat beſorgt hatte, und erhielt den Hieronymus Schurf, als Rechtsgelehrten, den Probſt Juſtus Jonas, den Theologen Amsdorf und Peter Suaven als Rathgeber zur Begleitung. Zur Freude des ehrgeizigen Revolutionsmannes drängte ſich überall das neugierige Volk herbei, um ihn zu ſehen, und zu hören, indem er öfters

auf ſeinem Wege das von ihm ſelbſt verfaßte Lied: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“ ſang, welches Heine ſehr treffend die Marſeillaiſe der kirchlichen Revolution Deutſchlands nannte. Obgleich ein kaiſerlicher Befehl ihm das Predigen auf ſeiner Reiſe verbot, beſtieg er doch zu Erfurt die Kanzel, und als mitten unter ſeinem Vortrag ein Theil der Kirchenmauern krachend einſtürzte, und die Zuhörer lärmend durch die Thüren und Fenſter entflohen, rief er ihnen zu: „Seht ihr denn nicht den Finger des Teufels, der euch abhalten will, das Wort Gottes(?), das ich euch verkünden will, anzuhören?“ Da in jener Zeit in Erfurt eine große Menge Mönche und Weltgeiſtlicher ſich vorfanden, welche nach dem Bericht des Daniels Greſer der Prediger ſehr heftig geiſelte, ſo gingen bald nach Luthers Abreiſe deſſen revolutionären Lehren aus den Köpfen der aufgeregten Menge in ihre Fäuſte über; mit größter Wuth ſtürmten ſie die Wohnungen der Domherrn, zertrümmerten alle Meubeln, Bilder, Bücher, riſſen aus allen Betten die Federn, und ſtreuten ſie in den Wind, die ſogleich wie dichter Schnee in den Straßen herumflogen und den hellen Tag verdüſterten. Es war dieſes das Vorſpiel der ſchrecklichen Folgen, die aus den abſcheulichen Lehren Luthers hervorgehen mußten, und dem für die Nichtbefolgung des kaiſerlichen Befehls eine derbe Strafe, ja ſelbſt die Entziehung des kaiſerlichen Geleites gebührt hätte.

Bei Oppenheim kam der Dominikaner Bucer zu Luther, um ihn, wie er ſagte, im Namen des Kaiſers und im Auftrag des Franz von Sickingen auf das Schloß zu Ebernburg zu führen. Da er jedoch darüber ſich nicht ſchriftlich ausweiſen konnte, ſo ließ Sturm, der kaiſerliche Bote, ſolches nicht zu, und Luther mußte jenem nach Worms folgen. Die Bottſchaft Bucers war übrigens gegründet, indem auf der Ebernburg der Franziskaner Glapio, der Beichtvater Carls V., ſich befand, der mit Luther ſich unterreden, und ihn des kaiſerlichen Schutzes verſicheren ſollte, wenn er nur einige namhaft gemachten Irrlehren aufgeben würde. — Zu Pfifflichheim, eine halbe Stunde von Worms, traf Luther einen Bauern am Wege, der eben einen Rüſterbaum ſetzen wollte; er trat zu ihm hin und ſagte: „Laß mich ihn in

die Erde ſetzen; möchte doch meine Lehre ſo wachſen, wie deſſen Aeſte." *)

Unter dem Lärm vieler Tauſend Zuſchauer, die theils aus Neugierde, theils aus Anhänglichkeit den Mönch ſehen wollten, den der Wahnſinn jener Zeit den Propheten, den Apoſtel des neuen Evangeliums nannte, zog Luther am 16. April in Worms ein, und fand Unterkunft in dem Hauſe des Ritters von Rhodus, wo auch der Churfürſt von der Pfalz wohnte. — Am andern Tage wurde er durch den Reichsmarſchall Ulrich von Pappenheim in die Reichsverſammlung geführt, in der ſechs Churfürſten, vierundzwanzig Herzoge, acht Markgrafen, dreißig Biſchöfe nebſt vielen Deputirten der Reichsſtädte ſich befanden. Alle Augen richteten ſich auf den Mönch, und manche Stimme flüſterte ihm Muth ein. Alsbald erhob ſich Johannes von Eck, nicht der Theologe von Ingolſtadt, ſondern der Official des Erzbisthums Trier, und ſtellte an Luther die Fragen, ob er als Verfaſſer der unter ſeinem Namen erſchienenen und hier vorliegenden Schriften (es waren die Auslegungen der Pſalmen, die Abhandlung über die guten Werke und die Erklärung des Gebets des Herrn) ſich bekenne, und ob er bereit ſey, einige Lehren, die darin ſich vorfinden, zu widerrufen. Luther bejahte ſogleich die erſte Frage, und bat ſich zur Beantwortung der zweiten von ſeiner Majeſtät in den allerunterthänigſten und demuthsvollſten Ausdrücken einige Bedenkzeit aus. Beim Anhören dieſer Worte entſtand ein leiſes Murmeln unter den Anweſenden, und Manche mochten ſich der Hoffnung hingeben, der Mönch würde ſeine Irrlehren zurücknehmen, indem er jetzt fühlen müſſe, daß der heil. Geiſt ihm weder inwohne, noch ihn antreibe, wie er früher an ſeinen Freund Spalatin geſchrie-

*) Der Baum iſt groß geworden; was iſt jedoch aus Luthers Lehre geworden? Schlug im Jahre 1811 in jenen der Blitz, und warf ihm ſeine Krone herab, ſo iſt auch ſeit Jahren der Blitz in die Kirche Luthers gefahren, und hat ſie, wie es ſich gebührt, in ein kleines Feldcapellchen (Secte) verwandelt, welches dem müden Erdenwaller keinen Schutz gewährt, indem von allen Seiten der Wind ſeine hohlen Wände durchpfeift.

ben hatte *). Der Kaiſer, der ſchon bei dem erſten Anblick deſſelben zu ſeiner Umgebung ſagte: „Dieſer Menſch wird mich nie zum Ketzer machen", gewährte ihm vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, nach deren Verlauf er wieder vor die Verſammlung geführt, und dort vom Official abermals gefragt wurde, ob er alle in ſeinen Werken enthaltene Lehren vertheidigen oder einige derſelben widerrufen wolle? Luther erhob ſich nun und hielt zur Vertheidigung ſeiner Lehren eine lange Rede, als endlich der Official ihn unterbrach und ihm bemerkte, daß man hier nicht über Lehrſätze disputiren wolle, die ſchon längſt von vielen Concilien verdammt worden, weßhalb man von ihm nur eine ſchlichte Antwort verlange, ob er widerrufen wolle oder nicht? Gedrängt, ſich zu erklären, ſagte Luther: „wenn man ihn nicht durch unwiderlegbare Beweiſe überzeuge, daß er geirrt habe, werde er nicht einen Fuß breit zurücktreten; was die Concilien gelehrt, ſeyen keine Glaubensartikel; ſie hätten geirrt und ſich widerſprochen; ihr Zeugniß ſey alſo nicht überzeugend, er könne nicht widerrufen, was in der heil. Schrift geſchrieben ſtehe", und beſiegelte ſeinen angebornen Eigenſinn, ſeine Rechthaberei und ſeinen revolutionären Hochmuth durch die Worte: „Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen."

Da die Dämmerung eintrat und die Verſammlung aufgehoben wurde, entfernte ſich auch Luther, der „Mann Gottes", wie Melanchthon ihn nannte, unter dem Spott einiger ihn durchſchauenden Spanier. In ſeine Herberge zurückgekommen, fand er eine Kanne Eimbecker Bier, die ihm der papiſtiſche Herzog Erich von Braunſchweig als Labung geſendet hatte; er trank ſie ſchnell aus und ſagte: „Wie heute Herzog Erich meiner gedacht, ſo gedenke ſeiner unſer Herr in ſeinem letzten Kampf."

Zwei Tage hernach erhielten die verſammelten Fürſten des Reichs eine Botſchaft vom Kaiſer, worin dieſer erklärte: „Da ein Auguſtiner Mönch es gewagt hat, den Glauben, die Dogmen der Kirche und das Oberhaupt der katholiſchen Chriſtenheit anzugreifen, die Irrthümer, in welche er verfallen war, hartnäckig zu ver-

*) Schreiben an Spalatin vom 20. Februar.

theidigen und den Widerruf zu verweigern, so haben wir für Recht erkannt, man müsse den Fortschritten der Empörung Einhalt thun, und sollte es unser Blut, unsere Güter, unsere Würden, ja den Wohlstand des Reichs kosten, damit Deutschland nicht mit dem Verbrechen des Meineids befleckt werde. Wir wollen den Martin Luther, dessen Hartnäckigkeit die Fürsten für unbeugsam erkannt haben, nicht mehr hören; und wir gebieten, daß er sich entferne, und zurückziehe, unter dem versprochenen Geleite, mit der Bedingung, daß er auf seiner Rückreise nicht predige, und keine Unruhen veranlasse."

Luther bekam noch viele Besuche von allen, die kirchliche Umwälzung begünstigenden Fürsten, Grafen und Adelichen, unter Andern vom Landgrafen Philipp von Hessen, Georg Wilhelm von Braunschweig und Graf Wilhelm von Henneberg. Als aber einige Räthe des Kaisers darauf anzeugen, den Ketzer einzusperren und ihm den Prozeß zu machen, vertheidigte der frommkatholische Herzog Georg von Sachsen den Luther auf die edelste Weise und sagte: „Was man versprochen hat, muß man halten." Auch Kaiser Carl erklärte: „Wenn Treue und Glauben allenthalben verschwunden seyen, so sollten sie doch an fürstlichen Höfen noch zu finden seyn."

Obgleich Luthers Sache jetzt entschieden war, und keine öffentliche Sitzung mehr statt fand, wollten doch einige Stände noch einmal den Versuch machen, die Hartnäckigkeit Luthers zu bezwingen, wozu auch der Kaiser seine Zustimmung gab. So wurde denn Luther mit seinen Freunden zum Erzbischof von Trier eingeladen, wo mehrere Fürsten, Bischöfe und Deputirte von Städten sich einfanden. Im Namen aller Anwesenden ergriff nun der badische Kanzler, der sehr gelehrte und beredte Veh das Wort, und hielt im reinsten Geiste der Liebe und des Wohlwollens an Luther eine lange Anrede über den Gehorsam, den man der Kirche und ihren Beschlüssen, den Concilien und ihren Decreten schuldig sey. „Die Kirche", sagte er, „habe, wie jede andere Macht, ihre Verfassungen, die nach dem Geiste der Völker, auf welche sie angewendet werden, nach der Verschiedenheit der Sitten, der Orte und Zeiten modificirt werden könnten; hierin seyen

die ſcheinbaren Widerſprüche zu ſuchen, welche Luther in der Verwaltung der Kirche gefunden hätte, und welche in Wahrheit nichts anderes bezeugten, als die religiöſe Sorgfalt, mit welcher ſie ihre geiſtige Herrſchaft ordne, die aber durchaus nicht die Unverſehrbarkeit des katholiſchen Dogmas beeinträchtigen. Dieſes Dogma ſey immer daſſelbe geweſen, welches es heute ſey und werde bleiben bis zum Ende der Zeiten. — Die Unruhen, die ſich aber allenthalben zeigten, ſeyen nur die Folgen ſeiner Lehre, daß man jegliches Joch abſchütteln und den Ungehorſam als allgemeinen Grundſatz aufſtellen ſoll. Dieſes ſei der Inhalt ſeines Buches „von der chriſtlichen Freiheit", und doch ſey eine unfehlbare und unvergängliche Autorität nothwendig, die für die Einheit, Einigkeit und das Heil des Werkes wachen müſſe, mit welchem Jeſus Chriſtus die Menſchheit beglückt habe. Sich jener Autorität widerſetzen, heiße ſich Gott widerſetzen." — Weh ſprach aber zu den tauben Ohren eines Ketzers, der in ſeinem revolutionären Wahnſinn durchaus keine Belehrung annahm, und durch ſeinen Hochmuth und Eigenſinn gänzlich in ſeinem Irrthum verſtockt, auch keinen Widerruf zuließ. Nachdem während zwei Tagen der Biſchof noch einige Verſuche gemacht, und Luther bloß verſprochen hatte, zu ſchweigen, bis das Concilium den Ausſpruch gethan, verkündete ihm der Trieriſche Official den kaiſerlichen Spruch, durch den ihm aufgegeben war, binnen zwanzig Tagen nach Wittenberg zurückzukehren, ohne unterwegs zu predigen und das Volk aufzuregen. Am 26. April trat alſo der allzugütig behandelte Menſchenverderber ſeine Rückreiſe nach Wittenberg an und weiſſagte noch unterwegs: „daß Carl Krieg auf den Hals bekomme, iſt wohl kein Wunder und wird er wohl hinfort wenig Glück haben, und wird wegen Anderer ihrer Bosheit geſtraft werden, der unglückliche Jüngling! weil er auf Anſtiften böſer Rathgeber zu Worms die Wahrheit ſo muthwillig oder recht ins Angeſicht verſtoßen." — Wie ſeinen Lehren lag aber auch ſeinen Prophezeihungen eine gleiche Wahrheit zum Grunde; denn ſie gingen ſtets in entgegengeſetzter Richtung in Erfüllung.

Luther auf der Wartburg.

(1521.)

Im Geiſte aller halsſtörrigen und ſtreitſüchtigen Männer der Bewegung ärgerte ſich nun Luther über ſeine Unterwürfigkeit, die er dem Kaiſer bewieſen, und nahm ſich vor, nicht länger einen feigen Gehorſam gegen deſſen Befehle zu zeigen. So predigte er denn in der Abtei zu Hirſchfeld und hernach auch in Eiſenach, obgleich der dortige Pfarrer, ein Notar und zwei Zeugen ihm ſeine Widerſpenſtigkeit gegen das kaiſerliche Mandat vorhielten, und ihn an ſeine Pflicht und ſein Verſprechen erinnerten. Als Luther mit ſeinen Begleitern in die Nähe von Altenſtein kam, erſchienen am Eingang eines Waldes mehrere vermummte Ritter, welche den Pferden in die Zügel fielen und ſich ſtellten, als wollten ſie den Mönch mit Gewalt entführen. Da dieſes Gaukelſpiel von dem Churfürſten angeordnet war, auch Luther und Amsdorf davon Kenntniß erhalten hatten, ſo ergriff Letzterer ſogleich die Flucht, worauf die übrigen ſeinem Beiſpiel folgten. Luther wurde aber ſchnell durch ein Reitergewand und einen falſchen Bart zu einem Ritter vermummt, auf ein Pferd geſetzt und Nachts 11 Uhr an die Thore der Wartburg gebracht, wo er bis zum Tode Leo X. verbleiben ſollte. Denn da auf dem Wormſer Reichstage noch ein Edict verkündet wurde, welches über Luther, in deſſen Kutte der Teufel ſelbſt zu ſtecken ſchien, die Reichsacht verhängte, die Auslieferung deſſelben an den Kaiſer und die Vertilgung ſeiner Schriften unter harter Strafe gebot, und die Vollſtreckung der Acht dem Reichskammergericht zu Nürnberg übertrug, ſo erreichte der Churfürſt auf dieſe Weiſe den doppelten Zweck, daß er den Luther, dieſes Werkzeug ſeiner politiſchen Pläne, der Verfolgung, ſich ſelbſt aber dem Vorwurf einer Mißachtung des kaiſerlichen Edikts entzog. —

Der geächtete, revolutionäre Mönch war demnach verſchwunden, doch der revolutionäre Ritter Georg lebte in ihm ſicher und unter dem Schutze ſeines, das Vaterland verderbenden Landesherrn wieder auf. Luther beſchäftigte ſich jetzt mit der Ueberſetzung der

Bibel und zuweilen auch mit der Jagd. Dieſe Verborgenheit und Stille um ihn her ſagte aber ſeinem unruhigen Geiſte nicht lange zu; er wurde allmählig ein Viſionär, und die Zukunft trat in blutiger Geſtalt vor ſeine Augen. Er ſah den Zorn Gottes über Deutſchland einbrechen, der es durch viele Generationen verfolgt. „Ja", rief er, „Gott wird Deutſchland heimſuchen und ſchrecklich die Schmach an ihm rächen, die es dem Evangelium anthut; denn es hat ſich ſchwer an ihm verſündigt. Während alſo die Hölle in ſeinem Kopf und Herzen tobte, ſchob er die Schuld des Fluches nicht auf ſich, ſondern auf Rom. Er wollte beten und weinen, doch die Gabe des Gebets war von ihm gewichen, und die Einſamkeit erweckte in ihm ein Heer fleiſchlicher Begierden und Anfechtungen. — „Ich ſitze hier müßig, ſchrieb er an Melanchthon (13. Juni), leider Gottes wenig betend, und noch weniger ſeufzend, da ich vom heftigen Feuer meines ungebändigten Fleiſches brenne; der ich glühen ſollte vom heiligen Geiſte, glühe ich vom Fleiſche, Gelüſten, Trägheit, Müßiggang, Schläfrigkeit; ich weiß nicht, ob, weil ihr nicht für mich betet, Gott ſich von mir abgewendet hat. .... Schon ſind es acht Tage, daß ich nicht ſchreibe, nicht bete, von großen Anfechtungen des Fleiſches geplagt." .... Verwirrt im Geiſte und gepeinigt im Fleiſche, ſchrieb er einige Tage ſpäter an Melanchthon: „Sey ein Sünder und ſündige tapfer, aber tapferer ſey dein Glauben. Es reicht hin, wenn wir das Lamm Gottes erkannt haben, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt; die Sünde kann die Herrſchaft des Lamms in uns nicht zerſtören; wenn wir auch tauſendmal im Tage huren und morden"; eine Lehre, die allenthalben und unter allen Ständen die größte Aufnahme fand, und ſchnell die Prophezeihung Luthers über die göttliche Rache in Erfüllung brachte. So tobte denn der geiſtige Hochmuth und Eigendünkel ſammt der fleiſchlichen Sucht in der Seele des Mannes, und ſeine revolutionäre Bahn mit immer größerer Wildheit verfolgend, nannte er den Papſt den Fürſten der Sünde und des Verderbens, die katholiſchen Fürſten nur Roboame und Benhadade, den Emſer einen Bock, die Decretalien bloße Höllenpforten, die Doctoren der Sorbonne Eſel, und überſchüttete die Häupter ſeiner Gegner mit Koth, wenn er

ſchnaubend vor Wuth, ſeinen Schimpfvorrath erſchöpft hatte. — Von den Stacheln des Fleiſches immer gequält, hatte denn Luther durch eine Pauliniſche Schriftſtelle die Ueberzeugung ſich verſchafft, „der Cölibat ſey ein Werk des Teufels“, und da in jener Zeit der Erzbiſchof von Mainz einen Prieſter zu Halle, der ſich verehelicht hatte, mit dem Interdikt belegte, ſo wandte er ſich in ſeinem Zorn gegen Jenen, und erließ, obgleich der Churfürſt und Spalatin davon abmahnten, doch gegen den Erzbiſchof eine mit Abſcheulichkeiten und niedern Beleidigungen angefüllte Schmähſchrift, die dieſer jedoch als Fürſt und Biſchof nur mit wenigen Worten beantwortete.

Luthers heftige Leidenſchaften glichen demnach einem Krater, der unaufhaltſam von Zeit zu Zeit ſeine giftige Lava ausſpie und verheerend ſie über Deutſchland verbreitete. Da ſein ganzes inneres Weſen in ſteter Unruhe war, ſo regte die Einſamkeit auch öfters ſeine Phantaſie auf, und er ſah in der Wirklichkeit oder in der Einbildung öfters den Teufel, der ſich unter mancherlei Geſtalt ihm aufdrängte. Mögen nun Jene, die den Erſcheinungen der guten Engel keinen Glauben ſchenken, auch die Erſcheinung eines gefallenen Engels bezweifeln, ſo bleibt es dennoch merkwürdig, welchen großen Einfluß dieſe wahren oder eingebildeten Teufelserſcheinungen, die ihm manche Nacht ſo ſehr verbitterten, auf Luthers Lehren hatten. So erſchien ihm, wie er ſelbſt erzählt, einſt der Teufel in der Nacht und ſchüttelte einen Sack voll Haſelnüſſe. Luther rief demſelben zu, daß er von ihm weichen ſolle. Der Teufel aber hatte dazu keine Luſt, verwandelte ſich ſchnell in eine Fliege und umſummte die Ohren des Mönchs, der nun ein Gefäß mit Dinte dem teufliſchen Inſekt nachwarf, wodurch ein großer Dintenfleck an der Wand entſtand, der, von Zeit zu Zeit renovirt, heute noch beſteht. Seine Disputationen, die er mit dem Teufel über die Winkelmeſſe und Pfaffenweihe hielt, erzählt er in ſeinen Schriften ſehr ausführlich, und er, der den triftigſten Gründen aller wahren Theologen der Kirche Chriſti mit der größten Hartnäckigkeit widerſtand, der nur in einer ſataniſchen Verneinung ſich gefiel, unterwarf ſich jetzt den Beweisgründen eines ſophiſtiſchen Teufels, der durch dieſen Sieg über Luther den

ſeltſamſten Triumph feierte. Ueberwunden demnach vom Geiſte der Finſterniß, erblickte Luther in der Meſſe nur einen papiſtiſchen Götzendienſt, dem er auch für immer entſagte, und zugleich ſeinen Glauben und ſeine Anſicht dahin ausſprach: man müſſe den Teufel am Halſe hängen haben, um die heilige Schrift recht zu verſtehen, und kein bloßer Speculationstheologe zu ſeyn, weßhalb er auch von dem Teufel ſich belehren ließ, wenn er über irgend einen Bibeltext mit ſich nicht einig werden konnte. Und doch ſchrieb er an den Churfürſt Friedrich: „E. K. F. G. weiß, oder weiß Sie es nicht, ſo laſſe Sie es Ihr hiemit kund ſeyn, daß ich das Evangelium nicht von Menſchen, ſondern allein vom Himmel durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum habe, daß ich mich wohl hätte mögen (wie ich nun thun will), einen Knecht und Evangeliſten rühmen und ſchreiben.“

Während nun Luther, dieſer Teufel in Menſchengeſtalt, wie ihn das Reichs-Edikt von Worms bezeichnete, ſein revolutionäres Unweſen in ſtets geſteigertem Maaße forttrieb, verbrannte man zwar ſeine ketzeriſchen Werke; doch ſeine Anhänger ſäumten eben ſo wenig, die gegneriſchen Schriften dem Feuer zu übergeben. Die Erſtern glaubten hierdurch die kirchliche Revolution, die Letzteren den Katholizismus zu vertilgen; doch beide waren im Irrthum. Denn die kirchliche Revolution verſchloß in ſich ein hölliſches Feuer, und ſollte der Menſchheit zur Strafe längere Zeit beſtehen, während der Katholizismus als die ewige Quelle der Wahrheit ſich bewies, die ſtets unvertilgbar, durch die gewaltſame Läuterung nur noch um ſo reiner floß.

So hatte denn Luther, dieſes Haupt der kirchlichen Revolutionsmänner, in wenigen Jahren einen Stein nach dem andern aus dem großen katholiſchen Kirchengebäude herausgeriſſen; er hatte im Jahre 1518 den Glauben ohne Ablaß, im Jahre 1520 den Glauben ohne Prieſterthum, im Jahre 1521 den Glauben ohne die Sacramente der Prieſterweihe und letzten Oelung zuletzt nur noch mit zwei Sacramenten, und im Jahre 1522 den Glauben ohne die Meſſe, ohne die Verehrung der Heiligen ꝛc. aufgeſtellt. Gleich den revolutionären Jacobinern in unſeren Tagen, hatte ſchon damals der revolutionäre Auguſtiner die Vernunft zur

Gottheit gemacht, und der individuellen Vernunft eines Jeden die Erklärung des Wortes Gottes überlaſſen, wodurch die Streitſucht in allen Gemüthern ſich regte, die, bis zum Fanatismus geſteigert, den Paroxismus der Wortſtreiterei herbeiführte. Obgleich nun Luther, durch ſeinen Hochmuth geblendet, ſich wahrſcheinlich geſchmeichelt hatte, daß die Auslegung der Bibel ihm allein überlaſſen bleibe, ſo wurde ihm doch bald dieſer Wahn benommen, indem auch andere von der Freiheit Gebrauch machten, die Tiefen des göttlichen Wortes zu ergründen und ihm den ihnen zuſagenden Sinn zu unterlegen. So fand der Abt von Kemberg, Bernhard von Feldkirch, in den Pauliniſchen Briefen, „daß es beſſer ſey, zu heirathen, als Brunſt zu leiden", zerriß daher dem Worte des Apoſtels gemäß ſein Gelübde ſammt der Kutte, und führte vor den Augen des Volkes ſich ein Weib heim. Da er ein ſtärkerer Trinker als Erbanus Heß, und ein ſtärkerer Freſſer als Sickingen war, ſo behauptete ſelbſt Luther von ihm, er müſſe einen doppelten Bauch haben. Ihm folgte der Pfarrer von Hirſchfeld und gründete ſeine Ehe auf einen andern pauliniſchen Vers; ſelbſt der alte Carlſtadt, der als Archidiaconus im Chor der Allerheiligenkirche grau geworden war, ſtillte beim Eintritt in die Ehe ſeine Gewiſſensbiſſe durch die in der Bibel gefundenen Worte: „**Semen immolare Moloch**", über welche ſelbſt Luther ſich luſtig machte, Carlſtadts Weib aber ſchamroth werden mußte, wenn ſie jene verſtund. Auch Gerbel ſtützte ſich auf eine Stelle des alten Teſtaments und nahm ſich ein Weib. So oft nun ein Gelübde der Keuſchheit gebrochen wurde, verkündete Luther von der Wartburg aus ſeinen Beifall. Wie aber in allen Revolutionen ſtets der Paroxismus ſich ſteigert, ſo begnügte man ſich nicht mehr mit dieſen Einzelheiten, ſondern fanatiſche Gewalt trieb bald ganze Haufen von Mönchen und Nonnen aus den Klöſtern, von denen viele dem Moloch ihr Opfer ſogleich brachten. Aber andere Doctoren gingen noch viel weiter, indem ſie die eheliche Verbindung bloß mit einer Frau, und ihre Unauflöslichkeit als groben Irrthum und Mißdeutung des göttlichen Wortes bezeichneten. In dieſem Sinne erklärte Bucer, der viermal verheirathet geweſen, und mit ihm Capito und viele Andere, der Mann könne ſein

Weib entlaſſen, und eine andere, ja mehrere nehmen; ſelbſt von den Kanzeln herab wurden Vorträge über Eheſcheidungen und Polygamie gehalten. Solche Lehren trugen ihre Früchte, indem manche Katholiken, die bisher ihrem Glauben treu geblieben waren, von der Sinnlichkeit und den Worten der Verführung ſich übermannen ließen, und entweder ihre Weiber verſtießen, oder Beiſchläferinen in ihre Häuſer aufnahmen. — Nach der bei allen Revolutionen üblichen Weiſe erhielten denn alle ſolche Schwächlinge nicht bloß den Beinamen „Söhne der Freiheit," ſondern auch, wie zu Strasburg geſchah, eine bequeme Wohnung, einen ſchönen Garten, und einen guten Keller zur Belohnung. Der lutheriſche Glaube und dieſe Ausſchweifungen gingen fortan Hand in Hand, und Erasmus, der dieſes vorhergeſagt hatte, lachte darüber ſo arg, daß ihm Thränen über die Wangen liefen. Alle Verrücktheiten, die nur aus einem kranken Gehirn hervorgehen können, und die wir ſelbſt bei Luther wegen ſeines häufigen Kopfwehs, wegen ſeines ſtarken Genuſſes berauſchender Getränke unterſtellen müſſen, wurden für Erleuchtungen des heiligen Geiſtes ausgegeben. Die Doctoren behandelten die Bibel wie einen Leichnam, anatomirten dieſes Werk Gottes, und ſuchten den Geiſt, der unter ihren Meſſern verſchwand. Völlig dem Materialismus zugethan, läugneten jetzt viele die Unſterblichkeit der Seele, und fanden darin den unwiderlegbarſten Beweis gegen die Meſſe, das Fegfeuer, die Verehrung der Heiligen ꝛc. ꝛc.

Was alſo zu allen Zeiten den kirchlichen und politiſchen Revolutionsmännern widerfahren iſt, ſollte auch Luthern begegnen, indem unter ſeiner Heerde zu Wittemberg der leidige Satan des Stolzes und der Empörung ſich einſchlich. Carlſtadt, früher der Lehrer Luthers, fing an, ſeinen Schüler wegen des Ruhmes zu beneiden, den dieſer bisher ſich erworben hatte, und bot jetzt alles auf, um ſeinen Namen eben ſo zu verherrlichen. Obgleich ihn Luther ſehr belobt hatte, als er trotz ſeines Alters die junge Anna von Mechau zur Frau nahm, ſo kränkte es ihn aber ſehr, daß jener ſeine Bibelauslegungen verſpottete, und ihm ſchrieb: „dein Licht glänzt, wie der Koth in der Laterne." Geſtützt alſo auf den Text: „Wer glaubt und getauft iſt" und auf jenen: „Du

ſollſt dir kein Bildniß machen" wurde Carlſtadt nach dem erſteren ein „Wiedertäufer, nach dem letzteren ein Bilderſtürmer." — So ging er denn im Anfang des Jahres 1522, begleitet von Didymus und einigen Männern des Volks, in die Allerheiligenkirche, zerſtörte alle dort befindliche Statuen, Gemälde, Bilder ꝛc., und ſchrieb ſich in die Geſchichte Wittenbergs als kirchlichen Heroſtrat ein. Tief fühlten alle gebildeten Menſchen die Verwüſtung, welche der Elende angerichtet und Erasmus erhob ſich ſogleich gegen dieſe Ausbrüche des blindeſten Fanatismus, indem er mit der ganzen Stärke ſeiner Beredſamkeit die Malerei vertheidigte, und ſehr treffend bemerkte, ein Gemälde ſey öfters ein weit beſſerer Erklärer als das Wort. Auch Luther, den es wohl verdrießen mochte, daß im weiteren Niederreißen des kirchlichen Gebäudes ein Anderer ihm vorgegriffen habe, erklärte ſich gegen dieſe Bilderſtürmerei, und beauftragte den Staupiz, dem Carlſtadt ſein eigenmächtiges Verfahren ſtrengſtens zu verweiſen. Verwarf aber Luther früherhin die Autorität der Kirche, ſo erkannte nun Carlſtadt auch jene Luthers nicht an, worüber dieſer ſo ſehr erboßte, daß er ſeinem alten Lehrer einen Haß zuſchwor, den die Zeit weder löſchen noch ſchwächen konnte.

Das verneinende Prinzip, der Proteſtantismus, hat aber ſtets die Eigenthümlichkeit, daß es die Seele, die es erfaßt, in Verwirrung bringt, weßhalb auch dort, wo das bejahende Prinzip, der Katholizismus, verdrängt wird, ſogleich die Anarchie mit Macht eindringt. Luther ſah jetzt ein, daß man auf ſeine Worte nicht mehr höre; ſeine hierdurch gereizte Eigenliebe machte ihn ſchnell zu einem verfolgungsſüchtigen Terroriſten, und er ſchrieb an ſeinen Freund: „Warum ſollten wir uns vor drei oder vier Schweinen fürchten, welche in dem Höllenhauſe, Allerheiligenkirche genannt, jetzt herrſchen?" Zugleich widerlegte er Carlſtadts Lehre wegen der Wiedertaufe, und zwar (man denke!) indem er ſich auf die Autorität der katholiſchen Kirche und die älteſten Kirchenväter berief. So wechſelten denn wie in den politiſchen Revolutionen auch in dieſer kirchlichen allmählig die Rollen; die Inconſequenzen, die Leidenſchaften, der Verfolgungsgeiſt kamen in das Spiel, und Luther, der einſt gegen den Eck zu Leipzig,

gegen den Beh zu Worms die Autorität der Kirche durchaus verwarf, machte ſie nun gegen Carlſtadt geltend. — Luther fühlte, daß ſeine Freunde, ſeine Schüler, ſeine Lehrer, ſeine geliebte Schaafe ihn verlieſſen und andere Wege einſchlugen. „O mein Gott, rief er aus, du haſt mich verlaſſen! dein Zorn hat mich getroffen, was habe ich dir gethan? Ueberall fand er den hartnäckigſten Widerſpruch. Verlangte er die Beſtrafung der ſtörrigen Schüler, die ihre Schulbücher verbrannten, ſo antworteten ihm dieſe, beim hl. Matthäus ſteht geſchrieben, „Nehmt den Namen Meiſter" nicht an, und du ſelbſt haſt die Univerſitäten als die Erfindung des Satans bezeichnet, um das Evangelium aus dem Herzen der Menſchen zu reißen. — Sagte er zu Carlſtadt, „verſchone die Bilder," ſo antwortete ihm jener" du ſollſt dir keine Götter machen." Sagte er zu Didymus „taufe doch das Kind," ſo antwortete jener: „Wer glaubt und getauft iſt, wird in das Himmelreich eingehen;" das Kind glaubt aber nicht. Rief er nun dem Propheten Storch zu: „Unglücklicher, das iſt ja die Lehre der alten Kirche," ſo ſchrien ihm Carlſtadt, Didymus, und Storch einmüthig zu, „hört den Papiſten;" es gibt aber keine andere Autorität als die Bibel, kein anderes Licht als der heilige Geiſt, der uns erleuchtet; wir wandeln auf den Wegen des Herrn." — Entgegnete nun Luther: „Ihr werdet das Angeſicht Gottes nicht ſchauen, ich verfluche euch," ſo lachten die Propheten über ſeinen Zorn, wie er über Tetzel und Cajetan gelacht hatte, und den Irrthum und die Anarchie verbreiteten ſich ſchnell wie die Peſt.

So wurde ſchon in wenigen Jahren die lutheriſche Hydra hundertköpfig; die Wiedertäufer, welche mit Münzer glaubten, ohne eine zweite Taufe könne der Menſch nicht ſelig werden; die Anhänger Carlſtadts, welche die Vielweiberei predigten; die Zwinglianer, welche die wirkliche Gegenwart Chriſti im heiligſten Abendmahle läugneten; die Oſiandriſten, welche lehrten, Gott habe nur die Auserwählten vorher beſtimmt; die Majoriſten, welche glaubten, die guten Werke ſeyen zum Heile nothwendig; die Flacianer, welche die Anſicht der Majoriſten als eine päpſtiſche verwarfen; die Synergiſten, welche die Freiheit des Wil-

lens im Menſchen, predigten; die Ubiquitarier, welche behaupteten, die Menſchheit Chriſti ſey nicht weniger allenthalben gegenwärtig, als ſeine Gottheit; die Subſtantiarier, welche ſagten, die Erbſünde ſey die Weſenheit, Natur und Subſtanz des Menſchen; die Accidentiarier, welche die Erbſünde nur als etwas zufälliges, wie eine Mode, betrachteten. — Alle dieſe Secten, von einem und demſelben Vater erzeugt, den ſie doch alle verläugneten, verfluchten und verdammten einander als Ketzer, und bewieſen eben hierdurch, daß ſie alle im Irrthum ſich befanden, weil nur in der wahren Weltkirche Chriſti, in der die Einheit und Unveränderlichkeit beſteht, auch allein die Wahrheit zu finden iſt, und gefunden werden kann.

So war denn die Bibel zum Dreifuß geworden, auf welchen nicht das himmliſche ſondern das hölliſche Feuer herabfiel, um jene zu erfüllen, die ſich auf ihn ſetzten. Luther, der jene Propheten als ſeine Kinder verläugnete, geſtand jedoch, daß ſie aus ſeinem Treiben hervorgegangen ſeyen, und leicht läßt ſich die ganze Ketzer-Geneſis von ihm bis zum Simon Magus in die Zeiten der Apoſteln zurückführen. Die Kirche Chriſti hatte aber die heiligen Schriften, dieſen Schatz ihres Glauben, jederzeit und ſelbſt unter Strömen von Blut treu bewahrt, und rein erhalten. Indem nun jene in den todten und unveränderlichen Sprachen des Alterthums geſchrieben ſind, ſo hatte ſie ſchon im 15 Jahrhundert die Ueberſetzung derſelben in mehrere lebenden Sprachen beſorgt, und den Gläubigen zum vorſichtigen Gebrauch gegeben. Da aber Luther jeden Menſchen zum Prieſter und Ausleger der Bibel machte, ſo gab er ihm zugleich ſeine Bibelüberſetzung in die Hand, in welcher er jedoch die Lehre Chriſti und ſeiner Apoſtel nicht treu verdeutſchte, ſondern ſeine eigene falſche Lehre durch Auslaſſungen oder Zuſätze in dieſelbe einſchob, um ihr auf dieſem Wege in die Herzen des revolutionsluſtigen Volkes einen deſto ſchnelleren Eingang zu verſchaffen. Durch die Beſeitigung einer heilbringenden Theocratie, und Einführung einer kirchlichen Democratie, war demnach die Einſicht in die Heilswahrheiten Preis gegeben; das Prieſterthum hatte ſich dem Volk incarnirt, ihm durch die freie Prüfung die Herrſchaft über

das Dogma gegeben, und die vielen ſchnell entſtandenen Secten behandelten jetzt das lutheriſche Symbol, wie Luther das katholiſche behandelt hatte. Das Volk, dem Luther, der kirchliche Revolutionäre, die kirchliche Souveränität zugetheilt hatte, bewies nun ſeine Herrſchaft, indem es, wie einſt die verirrten Franzoſen, die Werkzeuge zerſchmetterte, durch die ſie ihm geworden.

In den vorderen Reihen der Gegner Luthers traten jetzt in dem Städtchen Zwickau Markus Stübner, der Humaniſt, Nikolaus Storch, der Bäcker, und Münzer, der Prieſter, von denen die beiden erſteren bloſe Schwärmer waren, der letztere aber im Reden und Handeln wahrhaft einem Beſeſſenen glich. Alle drei waren Häupter der Wiedertäufer, und zugleich ſolche Demokraten, daß ſie mit Verwerfung jeder geiſtlichen und weltlichen Autorität keinen anderen Meiſter anerkannten als ſich, und den Unſichbaren, der im Himmel thront. Nicht ſo ſchlau, wie Luther, der im Gebiete der Religion das demokratiſche Princip gegen den Papſt, in dem Gebiete der Politik aber das ariſtokratiſche gegen das Volk vertheidigte, um hierdurch ſeinem Umwälzungsgeſchäft eine mächtige Stütze zu verſchaffen und zu wahren, konnten jene Fanatiker nur durch einen Volksaufſtand auf einigen Erfolg hoffen. — Das Hauptthema ihrer Predigten war demnach „Freiheit und Gleichheit, Verwerfung alles äußeren Gottesdienſtes, des Prieſterthums und ſelbſt der hl. Schrift.“ — Nikolaus Storch hatte zwölf Apoſtel und ſiebenzig Jünger um ſich verſammelt, und zog mit den erſteren nach Wittenberg, wo er im Tone eines Propheten predigte. Selbſt Melanchthon hegte anfangs Zweifel, ob die Lehre der Wiedertäufer nicht in der Schrift begründet ſey, bis endlich das lächerliche Benehmen jener Schwärmgeiſter wenigſtens dieſen Irrthum bey ihm nicht aufkommen ließ. Didymus, Carlſtadt und Andere begnügten ſich aber nicht bloß mit Anerkennung der Wiedertäuferlehre, ſondern erklärten allem weltlichen Wiſſen den Krieg. Während alſo der erſtere von der Kanzel herab den Eltern rieth, ihre Söhne von dem Studium zu entfernen, lief der letztere in den Straßen und Werkſtätten Wittenbergs umher, um von jungen Leuten, die durch Nachdenken noch nicht für die Erkenntniß der Wahrheit

unfähig geworden, einige dunkele Bibelstellen sich erklären zu laßen. Denn sagte der Doctor: „ich muß den Befehl des Himmels vollziehen, indem geschrieben steht, daß die Milch der Wahrheit von den Lippen des Kindes fließe.“ Solche Ansichten gefielen der freiheitslustigen Jugend, und die Universität begann wirklich sich aufzulösen. — Als nun eines Tages der fanatische Münzer im freien Felde predigte, und gar nicht der Bibel erwähnte, erinnerte ihn ein Schüler Luthers an dieselbe, als den eigentlichen Wegweiser der Menschen; doch Münzer rief sogleich: „Bibel, Babel! durch einen Hauch, welchen der Geist des Herrn in mich bläßt, kommt er in mich, und durch einen anderen Hauch wird er wieder aus mir gehen. *) Wenn Gott nicht zu mir käme, und mit mir redete, wie mit Abraham und anderen Patriarchen, so wollte ich in ihn scheißen.“

Das Volk, welches die derbe Sprache, den Jähzorn und die Verzückungen Münzers liebte, hing ihm in Menge an, küßte seine Kleider und sogar den Staub von seinen Füssen. — Das Kriegsgeschrei Münzers, „Bibel, Babel“ gefiel den Studenten; sie verließen die Universität, verbrannten auf dem Kirchhofe ihre Schulbücher und streuten die Asche in den Wind. Wie früher Leo X., kam nun Luther an die Reihe, und die Jugend beschmierte jetzt dessen Angesicht mit Tinte, wie sie vor drei Jahren das Angesicht des Papstes mit Koth beworfen hatte. — Gleichwohl nahm sich eines Tages der Student Cellarius noch einmal der Sache Luthers an, trat vor den Propheten, und zeigte ihm in der Bibel die Worte des Erlösers: „Lasset die Kleinen zu mir kommen; denn ihrer ist das Himmelreich.“ — Aus diesen zog er denn die richtige Folgerung: „Wenn das Himmelreich dem beschnittenen Kinde gehört, warum sollte es nicht auch dem getauften Kinde gehören? Wenn das beschnittene Kind glaubt, warum soll das getaufte Kind keinen Glauben haben? Wir brauchen also keine neue Taufe.“ Da er jedoch im Laufe des Disputes auf die Schriften Luthers, als eine Autorität, sich bezog, legte ihm der Wiedertäufer aus denselben eine Menge Sätze vor, die

*) Crepitu vestris eum a se rejecturum esse. Meshov, lib. 1.

ſeine Lehre ganz begünſtigten, und Cellarius ſah ſich durch die Ketzereien ſeines Lehrers genöthigt, jene ſeines Gegners anzuerkennen und ſich für überwunden zu erklären.

Luthers Rückkehr nach Wittenberg.

(1522.)

Die kirchliche Revolution war jetzt in ihrem wahren Gange, indem ſich, wie in den politiſchen, auch bei ihr die Parteien entwickelten und feindlich gegeneinander auftraten. Melanchthon, Jonas, Amsdorf fühlten ſich zu ſchwach, dem Sturm zu widerſtehen, und ſchrieben an Luther: „Komm, oder wir ſind verloren!“ Luther erkannte die Gefahr; er fühlte, daß das Wort, deſſen er ſich gegen die Kirche bediente, auch gegen ihn angewendet werde, und entſchloß ſich, ſelbſt gegen den Willen ſeines Landesherrn und Beſchützers, die Wartburg zu verlaſſen. Vor ſeiner Abreiſe ſchrieb er noch an denſelben und bediente ſich der ſtolzen Worte: „Ich gehe nach Wittenberg in einem gar viel höheren Schutz, denn des Churfürſten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von E. K. F. G. Schutz zu begehren. Ja, ich halt, ich wolle E. K. F. G. mehr ſchützen, denn Sie mich ſchützen könnte, dazu, wenn ich wüßte, daß mich E. K. F. G. könnte und wollte ſchützen, ſo wollte ich nicht kommen. Dieſer Sachen ſoll noch kann kein Schwert rathen oder helfen: Gott muß ſie allein ſchaffen, ohne alles menſchlich Sorgen und Zuthun. Darumb, wer am meiſten glaubt, der wird hier am meiſten ſchützen. Dieweil ich denn nun ſpür, daß E. K. F. G. noch gar ſchwach iſt im Glauben, kann ich keinerleyweg E. K. F. G. für den Mann anſehen, der mich ſchützen oder retten könnte.“ — Der Churfürſt, der noch immer das kaiſerliche Scepter zwiſchen ſich und Luther erblickte, ſendete einen Boten nach dem anderen, um ihn auf der Wartburg zurückzuhalten. Luther jedoch verläugnete nicht ſeinen herriſchen, eigenſinnigen Charakter; nicht als Prieſter im Prieſtergewande, ſondern verſehen mit einem Bart, den er ſich bisher hatte wachſen laſſen,

mit einem Panzer, Helm, Stiefeln, Sporen und einem großen Schwert machte er ſich auf die Reiſe und ritt, umgeben von einer Schaar Knappen, in Wittenberg ein, wo man ihn auch nicht mehr Luther, ſondern Junker Georg nannte.

Sogleich betrat er die Kanzel in der Allerheiligen Kirche, die, voll von Trümmern zerſchlagener Statüen, mehr einer Bildhauer-Werkſtätte als einem Gotteshaus glich. Auf jene hindeutend, ſagte er: „Satan iſt während meiner Abweſenheit zu euch gekommen, er hat euch ſeine Propheten geſchickt. Er wußte, mit wem er es zu thun hat; ihr ſollt wiſſen, daß ich allein es bin, den ihr zu hören habt. Mit Gottes Hilfe hat Doctor Martin Luther zuerſt den neuen Weg gebahnt, die Anderen ſind ihm nur nachgegangen; ſie ſollten ſich als Schüler gelehrig zeigen; gehorchen iſt ihr Loos. Mir hat Gott ſein Wort geoffenbart, von dieſem Munde iſt es nämlich allein rein, ohne alle Makel ausgegangen. Was bedeuten nun dieſe Neuerungen, die man in meiner Abweſenheit verſucht hat? Ich war wohl allzufern, als daß man mich hätte zu Rathe ziehen können? Bin ich nicht mehr der Urſprung des reinen Wortes? Ich habe es gepredigt, ich habe es im Druck ausgehen laſſen und habe dem Papſt im Schlafe oder zu Wittenberg in der Schenke, als ich mit Philippus und Amsdorf Bier trank, mehr Uebles zugefügt, als alle Fürſten und Kaiſer insgeſammt. Wenn ich ein blutdürſtiges Herz hätte und den Aufruhr liebte, hätte ich Europa mit Blut überſtrömen können. Wäre denn ſelbſt der Kaiſer ſicher geweſen, wenn ich nicht in Worms ſein Leben geſchont hätte? — In dieſem anmaßenden, hochmüthigen und lügenvollen Geiſte predigte Luther während acht Tage, „hieb den Schwärmgeiſtern auf die Schnauze“ und verlangte von den neuen Propheten zur Beglaubigung ihrer Sendung ein Wunder. Als nun dieſe das Nämliche von ihm begehrten, ſah ſich Luther genöthigt, die Wiedertäufer auf eben die Weiſe zu widerlegen, wie einſt der heilige Athanaſius den Arius widerlegt hatte, indem er ſie auf die Ueberlieferung und die Autorität der Kirche verwies. — Auch Münzer kam nach Wittenberg und hatte eine lange Unterredung mit Luther, die jedoch, wie jene Dantons mit Robespierre in unſern

Tagen*), den Zwieſpalt zwiſchen Beiden nur vergrößerte. So behauptete denn Luther von Münzer, er ſey ein eingefleiſchter Teufel; dieſer hingegen von jenem, er ſey von einer Legion Teufel beſeſſen. Hatte zwar Luther bisher ſtets behauptet, er wolle zur Bekämpfung ſeiner Gegner ſich nur der Logik bedienen, ſo ging er aber, wie alle verfolgungsſüchtige Revolutionsmänner, auch nun zur Gewalt über, und vermochte den Churfürſten, den Münzer und alle ſeine Anhänger zu ächten und aus dem Lande zu jagen. —

Luthers Frechheit, Unverſchämtheit, und Sinnenluſt ſteigerte ſich aber immer mehr, und rückſichtslos hielt er im Angeſichte der Mütter und Jungfrauen, der Ehemänner und Ehefrauen, der Greiſe und Jünglinge ſeine berüchtigte Predigt über den „Eheſtand", eine Predigt, deren abſcheulichen Inhalt anzuführen, ſelbſt der ſchmutzigſte Geſchichtsſchreiber Anſtand nehmen dürfte. Wer mag es begreifen, daß nicht eine Stimme dem Redner Stillſchweigen gebot, daß die Mütter ihre Töchter nicht ſchnell aus dem geſchändeten Heiligthum hinwegführten, daß keine obrigkeitliche Perſon im Geiſte Chriſti mit einem Riemen ſich bewaffnete, um dieſen Zotenhändler zu verjagen, welcher die heilige Stätte in ein Schandhaus verwandelte? Denn um nur die geringſten ſeiner Behauptungen unſeren Leſern mitzutheilen, bemerken wir ihnen, daß Luther jede Enthaltſamkeit eines Menſchen, in Beziehung auf „fleiſchliche Gelüſte", als eine Verſündigung gegen Gott und ſich ſelbſt bezeichnete, daß eine Hure Gott angenehmer ſey, als eine fromme Nonne im Kloſter, daß eine im Ehebruch ſchwanger gewordene Frau ihrer Bürde ſich rühmen könne, weil ſie die göttliche Vorſchrift „Wachſet und mehret euch" erfüllt habe, und daß es etwas Außerordentliches ſey, wenn in einer Stadt ein Mädchen oder ein Jüngling die Jungfrauſchaft bis in's zwanzigſte Jahr bewahre.

Empört über dieſe Predigt, ſchrieb der fromme und ſittliche Herzog Georg an Luther ſelbſt und machte ihm die bitterſten Vorwürfe über das Sittenverderbniß, das er verbreite, über die

*) Siehe unſere Revolutionsgeſchichte von Frankreich pag. 211.

Eheverletzungen und Ausschweifungen, die er hervorrufe, und durch Bibelsprüche zu privilegiren suche. Unter Anderem schrieb er ihm: „Aus deinen und deiner Jünger Lehren werden alle alte verworfene Ketzereien wieder erneuert, aller ehrliche Gottesdienst gestört. Wann sind mehr Sacrilegia geschehen, denn seit deinem hervorgebrachten Evangelio? Wann sind mehr Empörungen wider die Oberkeit geschehen, denn aus deinem Evangelio? Wann sind mehr Beraubungen armer geistlicher Häuser geschehen? Wann sind mehr Dieberei und Räuberei geschehen? Wann sind mehr verlaufene Mönche und Nonnen zu Wittenberg, denn jetzt gewest? Wann hat man dem Ehemann die Weiber genommen und andere gegeben, denn jetzt findet man es in deinem Evangelio? Wann sind mehr Ehebrüche geschehen, denn seit du geschrieben: wo eine Frau von ihrem Mann nicht kann fruchtbar werden, so soll sie zu einem anderen gehen und Früchte zeugen, die der Mann ernähren müsse? ... Dieß hat dein Evangelium gebracht, das du unter der Bank hervorgezogen; daß es gut seyn möchte, wenn dieses Evangelium unter der Bank wäre liegen geblieben. Den Tod und das Gericht fürchte er nicht, wenn er der christlichen Kirche anhänge, wisse aber nichts zu antworten, so er dem neuen angehangen und der Herr ihm sagen würde: „an den Früchten hättest du den Baum erkennen sollen.“ Selbst der alte General-Vikar Staupitz, dem Luther so viel zu verdanken hatte, konnte dessen Predigt nicht ohne Schamröthe lesen, und plötzlich erleuchtet vom Himmel, verließ er den Doktor und sagte zu ihm: „Ich verlasse dich und deine Lehren, weil ich gesehen habe, daß du alle unordentliche Leidenschaften hinter dir nachschleppst. *)

Gleich nach dieser schamlosen Predigt schrieb Luther seine Abhandlung gegen den falschgenannten geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe, eine wahrhaft lutherische Revolutions-

*) Staupitz, der sicher den Charakter und das Ziel Luthers besser kannte, als manche protestantische Professoren in unseren Tagen, schrieb ein kleines Büchlein im Geiste der „Nachfolge Christi“, welches er der Herzogin von Bayern widmete, zog sich wieder in das Kloster zurück, und starb als Abt von St. Brigitta zu Salzburg.

Bulle, von welcher einer seiner Biographen sagt, man sollte glauben, sie sey nicht mit Dinte, sondern mit Menschenblut geschrieben. Ganz wie die politischen Jakobiner, die alle Könige, ihre Diener und Anhänger als die Stellvertreter und Beförderer despotischer Prinzipien darstellen, bezeichnete auch dieser kirchliche Jakobiner alle Häupter und Diener der Kirche als bloße Wahrer boshafter und tyrannischer Zwecke, und verwarf den ganzen Priesterstand. Er wollte keine Päpste, keine Cardinäle, keine Bischöfe, keine Priester mehr. — „Wenn du glaubst", schrieb er, „so hast du die Tiare, den Bischofsstab, die Inful, das heilige Oel und den Hirtenstab; du bist ein Priester nach der Ordnung Melchisedechs. Singe, erkläre den Catechismus, lege die Hände auf, das sind Verrichtungen, zu denen dich die Taufe berechtigt hat. — Nun hört zu, ihr Bischöfe, ihr Teufelslarven, ich will euch meine Bulle lesen, die euch nicht wohl lauten wird: „Alle die dazu thun, Leib, Gut und Ehre daran zu setzen, daß die Bisthum verstört und der Bischöfe Regiment vertilgt werde, das sind liebe Gottes Kinder und rechte Christen, halten über Gottes Gebot, und streiten wider des Teufels Ordnung: oder sie das nicht vermögen, doch dasselbe Regiment verdammen und meiden. Wiederum alle, die da halten über der Bischöfe Regiment, und sind ihnen unterthan mit willigem Gehorsam, die sind des Teufels eigene Diener, und streiten wider Gottes Ordnung und Gesetze." — Getrieben von dem eigenen Fleischesstachel, ruft er nun den Priestern zu: „Pfui über euere Enthaltsamkeit, die dem göttlichen Gebot und der menschlichen Natur widerstreitet. Denn

„**Caro seminat se sicut ipsam Deus creavit.**"

„**Si fluxus non fluit in carnem, fluit in camisiam.**"

Jetzt lachte Erasmus nicht mehr und schämte sich, je Luthers Schweinereien belacht zu haben. — Denn Luther war, um in seiner Sprache zu reden, aus einem Ferkel ein Hauptschwein, er war der Eber geworden, der das vom Blute des Erlösers befruchtete Feld verwüstete.

Der Lärm aber, den Luther durch seine ketzerische Schriften und boshaften Angriffe in Deutschland verbreitete, war auch nach England gedrungen, und bewog den König **Heinrich VIII.**, als

Vertheidiger der Kirche aufzutreten. Mit Hilfe mehrerer ausgezeichneter Prälaten verfaßte er die Schrift „Beweis der sieben Sakramente gegen Martin Luther", und ließ sie als Widerlegung der lutherischen Schrift „die babylonische Gefangenschaft" im Druck erscheinen. Abgesehen von deren Inhalt, welcher in Beziehung auf die Lehre rein katholisch ist und die lutherische Symbolik völlig zernichtet, sagte der König am Schlusse derselben von Luther: „Unter den Lehrern ist keiner so alt, keiner von so großem Ansehen in Auslegung der heiligen Schrift, den nicht dieser Zwerg von einem Doctor, von einem Heiligen, von einem Weisen verwirft.*) — Daß die Worte Christi von den Schlüsseln zu den Layen gesagt seyen, behauptet Luther, Augustinus aber läugnete es; Welchem wollt ihr glauben? Luther behauptet es, Beda läugnet es; Welchem wollt ihr glauben? Luther behauptet es, Ambrosius läugnet es; Welchem wollt ihr glauben? Luther behauptet es, die Kirche läugnet es; Wem wollt ihr glauben? — Da Luther also alle verachtet und Niemanden glaubt, so darf er auch nicht unwillig werden, wenn hinwieder ihm Niemand glaubt. Was hilft's auch, weiter mit ihm zu reden, der mit allen Anderen, ja sogar mit sich selbst nicht einig ist, und was er an einer Stelle läugnet, an einer anderen behauptet; was er behauptet, aber wieder läugnet? Kämpfst du mit dem Glauben gegen ihn, so streitet er mit Vernunftschlüssen: schlägst du ihn mit Vernunftschlüssen, so bringt er auf den Glauben: führst du Weltweise an, so beruft er sich auf die Schrift: legst du ihm die Schrift vor, so macht er Sophistereien. Er schämt sich gar nicht, fürchtet sich vor Niemanden, und thut, als ob für ihn gar kein Gesetz gegeben wäre. Die alten Kirchenlehrer verachtet, die neuen verlacht er, den Papst verlästert er, die Gewohnheiten, Lehren, Gebräuche, Gesetze, Beschlüsse und den Glauben der Kirche, ja die Kirche selbst behandelt er geringschätzend, und es fehlt nicht viel, daß er sagte, es sey keine Kirche, als diejenige, die er mit ein Paar Ketzern ausmacht, deren Oberhaupt er ist. Liegt es doch ungleich näher, einen einzigen Mönch für ein krankes Schaaf zu

*) Doctorculus, sanctulus, eruditulus.

halten, denn die Päpste von so langer Zeit her für treulose Hirten.“*) —

Da der König durch Widerlegung der lutherischen Ketzereien nicht bloß den Eigendünkel, sondern durch die beigelegten Titel „Doctorchen“ ꝛc. auch den Hochmuth des Mönchs auf das äußerste beleidigt hatte, so öffnete nun dieser die Schleußen seiner inneren Kloake, und überschüttete den König mit einer Fluth des abscheulichsten Unflats von Schimpfereien und Frechheiten. Es beweist aber hinlänglich den Geist, welcher den Churfürsten Friedrich beseelte, als er auf die Beschwerde, die der König von England wegen jener Schandschrift erhob, nicht einmal Luthern einen Verweis gab, und es erst einer sehr ernstlichen Drohung des Königs von Dänemark bedurfte, um ein Abbittungsschreiben Luthers an den König von England zu erwirken. Wenn wir übrigens hier einen Heinrich VIII. mit Luther im Kampfe sehen und dann das Leben Beider vergleichen, so müssen wir staunen, wie, durch Leidenschaften verführt, doch Beide zuletzt eine gleiche Bahn verfolgen. Finden wir daher im Gebiete der Chemie eine weinige, saure und faule Gährung, so drängt sich uns auch in dem Gebiete der Religion und Moral eine ähnliche Verwandlung bei manchem Menschen auf. Machte daher Luther in den ersten Jahren seines Mönchthums seine weinige, als Doctor und Magister aber durch den schlechten Bodensatz seiner Leidenschaften seine sauere, und zuletzt als kirchlicher Revolutionär seine faule, stinkende Gährung, so finden wir diese Erscheinung in dem Leben Heinrichs VIII. auf ähnliche Weise wiederholt und hierdurch die Wahrheit bestätigt, wie ein Jeder, der zu stehen glaubt, zusehen solle, daß er nicht falle.

*) Assertio septem Sacramentorum adversus Mart. Lutherum Henrico VIII., Angliae rege, auctore. Parisiis in 12. Deutsch steht die Schrift bei Walch XIX. Bd.

Politiſche Verhältniſſe jener Zeit.

Carl V. Kaiſer. — Leo X. ſtirbt, Hadrian VI. beſteigt den päpſtl. Stuhl.

Gleich nach dem Wormſer Reichstage verließ der Kaiſer Deutſchland und begab ſich nach den Niederlanden. Während nun in Spanien die Städte Caſtiliens ſich regten, um ihre Rechte gegen die Anmaßungen der Krone zu behaupten, fielen unter dem großen Solimann die Türken in Ungarn ein und eroberten Belgrad. Zugleich begann der franzöſiſche König Franz I. durch einen doppelten Angriff auf Navarra und die Niederlande ſeinen langwierigen Kampf, der ſich bald über Italien ausdehnte, indem der Papſt mit dem Kaiſer ſich verband. Unter der Anführung des Prosper Colonna, der das kaiſerlich-päpſtliche Heer befehligte, nahm dieſer Krieg ſehr ſchnell einen glücklichen Gang, indem ſchon am Ende des Jahres die Franzoſen aus Parma, Piacenza und ſelbſt aus Mailand vertrieben wurden. Die Freude über dieſe Erfolge genoß jedoch der Papſt nicht lange; er erkrankte bald nachher und gab am 1. Dezember 1521 ſeinen Geiſt auf.

Leo X. war ein enthuſiaſtiſcher Verehrer der alten Claſſiker und Kunſtwerke, ein großer Liebhaber aller Künſte und Wiſſenſchaften und zeigte ſich wirkſamer in der Beförderung jener, als in der Erhaltung der kirchlichen Einheit. Nicht beachtend die gewichtigen Worte des Auguſtinergenerals Aegidius von Viterbo: „Allerdings ſey Julius II. der Erſte, der für die Kirche weltliche Waffen mit Erfolg angewendet habe; doch ſeyen dieſe Waffen nicht diejenigen, auf welche die Kirche vertraue; nur dann dürfe ſie ſich für ſiegreich halten, wenn ſie auf den Synoden die vom Apoſtel bezeichneten Waffen zu gebrauchen verſtehe, um zu erobern, wornach die Stimme der Chriſtenheit verlange; nur durch die Waffen des Geiſtes ſey die Kirche groß geworden, wenig komme auf ein Ländergebiet an, alles ſey nur an dem Reichthume der Kirche in göttlichen Dingen gelegen", — war Leo X. hingegen mehr auf ein Stück Land, als auf die wahre Wohlfahrt der

Kirche bedacht. Ihm war nicht die Religion, sondern die Politik die höchste Angelegenheit des Lebens, und daraus erklärt sich seine Stellung, die er nach Umständen gegen Carl V. oder Franz I. annahm, daraus auch die Gunst, die er dem Churfürsten Friedrich, diesem großen Beschützer und Patronen Luthers bewies. — Durch sein Benehmen gegen den Letztern legte er aber seine Unentschiedenheit und seinen Mangel an Kraft hinlänglich an den Tag, weßhalb sein Pontificat zwar glänzend, für die Kirche aber nicht heilvoll war, und durch seine Verschwendungen und Vernachläßigungen selbst die Stellung seines Nachfolgers sehr erschwerte. —

Im Jahre 1522 ging Carl V. nach England, und von da nach Spanien, wo ihm durch seine Vorgänger schon die größten Machtmittel bereitet waren, und selbst in seiner Abwesenheit der Adel die freiheitssüchtigen Städte bezwungen und den Weg zur gänzlichen Unumschränktheit der Krone gebahnt hatte. Vermählt mit einer portugiesischen Prinzessin, verweilte Carl dort sieben volle Jahre, und wurde in Sitte und Sprache um so mehr ein vollkommener Spanier, als ihn die deutschen Verhältnisse und der Kirchenstreit mit einem immer größeren Eckel erfüllten. — Nach der auf dem Reichstage zu Worms gemachten Anordnung wurde aber der Kaiser durch ein sehr künstlich zusammengesetztes Reichsregiment vertreten, das zu Nürnberg seinen Sitz hatte, und wie es meistens in Deutschland der Fall ist, der freien Bewegung und der Vollziehungsmittel völlig entbehrte. Denn jene so lahme, unkräftige, in sich selbst getheilte Behörde vermochte nichts gegen einzelne mächtige Fürsten, die auf eigenes Recht und innere Stärke ihre Gewalt gründeten. Zwar hatte Carl V. seinem Bruder Ferdinand die sämmtlichen österreichischen Erblande überlassen, und ihn zu seinem Stellvertreter gemacht; da derselbe aber erst achtzehn Jahre alt und, in Spanien erzogen, nicht einmal der deutschen Sprache kundig war, so wurde ihm der Pfalzgraf Friedrich, ein Freund der religiösen Umwälzung, als Gehilfe gegeben. Unter diesen Umständen konnten die Neuerer um so ruhiger und fester ihr Ziel verfolgen, indem ihre Gegner weit mehr mit vortheilhaften Bündnissen, Kriegen und Ländererwerbungen, als

mit Beseitigung der Uebel und Abwendung der großen Gefahren, die der Kirche drohten, sich beschäftigten.

Während dieser Zeit wurde der Cardinal Hadrian, dieser sehr gelehrte und fromme Niederländer bürgerlicher Herkunft, durch den Einfluß des Kaisers, dessen Lehrer er gewesen, zum Papst erwählt, und hoffte als Deutscher bei seiner Nation eine große Anhänglichkeit zu finden. Da er das Uebel seiner Zeit kannte, das vorzüglich in der Schlaffheit, Unkirchlichkeit und Sittenlosigkeit des römischen und deutschen Clerus bestand, indem Rom und Deutschland den schlimmsten Geist bargen, nicht weil man dort katholisch war, sondern weil man dort nicht mehr katholisch lebte, so war er bloß auf seine Pflicht als Papst und auf eine wahre Reformation der Kirche durch sittliche Verbesserung des Clerus bedacht, und glaubte durch Herstellung der Ordnung in der Hierarchie am besten den kirchlichen Umtrieben und Ketzereien eines Luthers zu begegnen. So stellte er sich denn als ein Muster der Mäßigkeit, Eingezogenheit und Enthaltsamkeit dar, lebte von der geringsten Kost und erschien nur selten öffentlich und immer ohne Begleitung. Ganz das Widerspiel seines Vorgängers, voll tiefen, religiösen und kirchlichen Sinns, zeigte er die größte Gleichgültigkeit gegen die früher mit großen Kosten ausgegrabenen Kunstwerke der Vorzeit und behandelte sie als bloße Götzenbilder der Alten. Die auf Geldeinnahme gehenden Richtungen der Hierarchie wurden beseitigt, die zahlreichen Ehehindernisse und darauf gegründeten Dispensationen sehr vermindert, auch das Ablaßwesen strengstens geprüft und eingeschränkt. In gleichem Geiste wurden auch die meisten Reservationen, Coadjutorien, Anwartschaften und ähnliche Verletzungen der ordnungsmäßigen Aemterbestellung abgeschafft, und die kirchlichen Stellen nur an fromme und gelehrte Männer gegeben, wobei Hadrian, den frühern Nepotismus mancher Päpste beschämend, meistens seine Anverwandte und Landsleute überging. So erblicken wir denn auf dem Stuhle Petri einen wahrhaft würdigen Stellvertreter des Herrn, den jedoch wegen seiner Sparsamkeit und Geringschätzung der Künste das Römerthum, wegen seiner streng orthodoxen Kirchlichkeit aber auch das Lutherthum vielfach anfeindete und haßte.

Reichstag zu Nürnberg. — Tod Hadrians II.

(1522.) 1523.

Bei den Bedrängnißen und Kriegsgefahren, womit die Türken Deutschland bedrohten, berief das Reichsregiment einen Reichstag auf den 1ten September 1522 nach Nürnberg. Auf diesem Reichstage hatten alle religiösen Meinungen jener Zeit ihre Stellvertreter. Da gab es laue Katholiken, Lutheraner, Wiedertäufer, Sacramentirer, Zwinglianer, Melanchthonianer, welche man Hierarchisten nannte, Carlstadtianer und Atheisten. Eine gleiche Verwirrung herrschte in den politischen Meinungen und der Reichstag bot nur das traurige Bild einer Versammlung dar, in welcher sich weltliche Fürsten um die Theologie, und geistliche um die weltliche Gewalt annahmen. Auch der Papst Hadrian VI. hatte seinen Legaten Cheregati dahin gesendet, um die Beseitigung des Religionsstreites einzuleiten. Seinem Auftrag gemäß entwickelte der Legat zuerst die in den Neuerungen enthaltenen Widersprüche, und das viele daraus hervorgehende Unheil, tadelte scharf die unterbliebene Vollziehung der päpstlichen Bannbulle und des Wormser Edikts, und erklärte zuletzt: „Der Papst wisse wohl, daß auf dem heiligen Stuhl seit einigen Jahren viel Tadelswerthes geschehen sey, daß die Kirche eine Reform nöthig habe, und daß Gott diese Verfolgungen über seine Kirche wegen ihrer Sünden, vornehmlich der Priester und Prälaten, verhängt habe. Mißbrauch in geistlichen Dingen, Uebermaaß im Befehlen, und anderes Schlimme habe stattgefunden. Um nun seiner Neigung sowohl, wie seiner Pflicht Genüge zu leisten, sey er entschlossen, die Kirche in Haupt und Gliedern zu reformiren, vor allem aber den römischen Hof. Der Legat fügte noch bei, man müsse sich indessen vor jeder Ueberspannung hüten, heftige Mittel, welche die Krankheit nur verschlimmern könnten, zurückweisen, dagegen Linderungen anwenden, welche den Kranken heilen würden; dann werde mit Gotteshilfe der Papst, der mit der Lenkung der Seelen nur beauftragt sey, um den göttlichen Willen zu erfüllen, den Frieden der Kirche wieder

herſtellen. Darauf wandte er ſich an die Mitglieder der Verſammlung: „ich bin bereit, ſagte er, euere Klagen anzuhören; wenn ihr Beſchwerden habt, bringt ſie vor; der Papſt iſt geneigt, ſie mit ſeiner bekannten väterlichen Güte anzunehmen. Vergeſſet nicht, daß die Stände des Reichs ihm ihren Geſammtwillen darlegen müſſen; daß ihr in Abweſenheit des Kaiſers verpflichtet ſey, das Edikt von Worms aufrecht zu erhalten, daß es von euch abhängt, die geeignetſten Maßregeln zu ergreifen, damit das Herz des gemeinſchaftlichen Vaters der Gläubigen nicht durch den Triumph der Ketzerei in Betrübniß verſetzt werde, und daß die Kirche ihren Ausſpruch gethan hat, ihr aber derſelben als folgſame Kinder gehorchen, und für die Ausführung ihrer Beſchlüſſe Sorge tragen müßt." — Durch dieſes offne Bekenntniß, ſo wie durch ſeine Verheißungen, eine wahre Reformation an Haupt und Gliedern eintreten zu laſſen, glaubte der fromme Papſt die Gemüther verſöhnt und gewonnen zu haben, und drang deſto mehr auf kräftige Maßregeln gegen Luther, indem er mit prophetiſchem Geiſte bemerkte, daß jeder in's Leben getretenen kirchlichen Revolution auch ſicher und naturgemäß die politiſche folgen müſſe. Während man das Letztere belächelte, wurde aber das Bekenntniß der Gebrechen des Papſtthums mit deſto größerer Freude und Beifall aufgenommen. Man brachte ſogleich die ſchon früher gegen den päpſtlichen Stuhl vorgebrachten 100 Gebrechen zur Sprache und drang auf die Berufung eines allgemeinen Concils in einer deutſchen Stadt, damit durch jenes die Beſchwerden beſeitigt, und die Religionsſtreitigkeiten geſchlichtet würden. Zugleich wurde auch erklärt, man habe aus Furcht vor einer Empörung des Volks die Reichsacht an Luther und ſeinen Schriften nicht vollziehen können; man wolle jedoch bis zur Abhaltung eines Concils der mündlichen und ſchriftlichen Verbreitung der neuen Lehren nach Kräften ſteuern, und die Biſchöfe bei Verhängung der kanoniſchen Strafen gegen Geiſtliche, die ſich verehelichen, unterſtützen. Da nun der Reichstag jene, in den härteſten Ausdrücken abgefaßte Beſchwerden dem Legaten übergeben wollte, ſo beeilte ſich dieſer, Nürnberg zu verlaſſen, um der förmlichen Ueberreichung jener zu entgehen. Hadrian durchſchaute jetzt

die übeln Gesinnungen und Absichten der deutschen Stände, und beklagte sich darüber in seinen Schreiben an den Churfürsten von Sachsen und andere Städte, in denen er zwar in einem strafenden doch väterlichen Tone mit einem Gefühle sich aussprach, als ob er die ganze Schuld aller Fehler der früheren Päpste auf sich lasten fühlte. Da am Schlusse des Reichstags sämmtliche Verhandlungen des Legaten so wie die 100 Beschwerden im Druck erschienen, so wurde hierdurch die Unzufriedenheit über den Papst, die dieser schon durch Aufhebung vieler unnützer und doch kostspieliger Aemter sich zugezogen hatte, in Rom außerordentlich vermehrt. — Verfolgt von Schmähschriften aller Art, und den Verlust von Rhodos und das Mißlingen aller seiner Pläne tief empfindend, verlor der wahrhaft fromme Papst, dessen Rom und Deutschland nicht werth war, seine Lebenskraft, und der Schmerz raubte ihm sein irdisches Leben, um ihn in dem ewigen desto mehr zu beglücken. In seiner Todesstunde äußerte noch der apostolische Mann: „Wie unglücklich ist doch ein Papst! selbst wenn er das Beste will, kann er es nicht." — Alle Armen Roms folgten in Trauer seinem Leichenzuge, und das Volk kniete weinend an den Wegen, den der Zug nahm. Einige Cardinäle, Jugendfreunde des Verstorbenen, begleiteten die Leiche nach St. Peter, und ließen ihm dort einen Leichenstein setzen mit der Inschrift: „Hier liegt Hadrian II., der kein größeres Unglück kannte, als daß er regieren mußte." Später hin wurde auf Kosten eines deutschen Cardinals in einer andern Kirche ein schönes Denkmal für den Verstorbenen errichtet, welches die Lieblingsworte desselben als Inschrift führt„: „Einer rechtschaffenen Seele kann nichts daran gelegen seyn, wie die Zeit war, in welcher sie lebte.*)

*) Wir entnehmen diese Grabschrift aus Luthers Leben von Audin (2. Band pag. 79.) — Dahingegen geben A. Menzel, Alzog und A. jene Grabschrift auf folgende Weise: „Wie viel kömmt auch für den besten und redlichsten Mann darauf an, in welche Zeit sein Leben fällt!" — Daß übrigens auch Hadrians Feinde bei dieser Gelegenheit ihren rohen Sinn zeigten, beweist die an dessen Todestage (14. September 1523) an die Thüre seines Arztes geschriebene Inschrift: Liberatori patriae. S. P. Q. R. —

Die Persönlichkeit Hadrians, und seine Erhebung auf den päpstlichen Stuhl bleibt aber stets ein merkwürdiges Zeichen jener Zeit, indem dieser treffliche Hirte und wahre Apostel gleichsam von Gott bestimmt zu seyn schien, während seiner kurzen Regierung die bisherige menschliche und politische Fehler mehrerer Päpste bloß aufzudecken, und als strenger Ermahner für den verweltlichten Clerus von Rom, als prophetischer Warner für das ketzerische Deutschland zu erscheinen. Seine Erklärung, die er durch seinen Legaten auf dem Reichstage machen ließ, und die so sehr seinem Charakter und kirchlichen Sinn entspricht, betrachten zwar viele als einen menschlichen Mißgriff, wir aber als eine höhere göttliche Fügung, um die Schuld jener zu vergrößern, die in Rom der kirchlichen Reform, in Deutschland aber der Beseitigung der kirchen Zerwürfnisse sich widersetzten, wodurch die Gottheit zu jenen schweren Strafen berechtigt, und gezwungen wurde, die sie nach wenigen Jahren über jene Stadt durch den Oranier, den Calvinisten, und über jenes Land durch die aufrührerische Bauern und die ihr folgende Reihe der entsetzlichsten Kriege verhängte. —

Luthers und Melanchthons theologische Schriften. Widerlegungen von Erasmus.

Kaum war der Reichstag zu Worms beendet, so ließ Melanchthon seine Hypothesen (loci theologici rerum theologicarum) im Druck erscheinen. Dieselben enthielten in schöner Sprache und im Zusamenhange Alles, was bisher Luther gelehrt hatte; am ausführlichsten aber waren darin die Lehren von der „Freiheit, Gnade, und Prädestination behandelt, weil diese seiner Theorie vom Glauben zu einer mächtigen Stütze dienten. Die Freiheit des Menschen, das Gute oder Böse zu vollbringen, wird systematisch bestritten, und zur Bekräftigung behauptet: „wie die Berufung Pauli, so sey auch der Ehebruch des David und des Judas Verrath das Werk Gottes." Nothwendig ging aus dieser Lehre jene der Prädestination

hervor: eine Lehre voll Blut und Verzweiflung, die man vielleicht in der Hölle verſteht, in welcher die in Sünden verſunkene Seele keine Verdienſte mehr haben kann, die aber auf einer Erde, die ganz voll iſt von dem verſöhnenden Blute des Lamms, nichts anderes iſt, als eine Gotteslästerung. So brachte beim Luther eine Läſterung die andere hervor und er erklärte: „Gott verdamme etliche Menſchen, die es nicht verdient haben; Gott verordne die Verdammniß mancher Menſchen, ehe ſie geboren worden; *) Gott treibe die Menſchen zur Sünde an, und wirke alle Laſter in ihnen," **) und ſeine Jünger ſäumten nicht, einen Gott zu verkünden, der im Räuber raubt, im Mörder tödtet, ein Stamm iſt im Stamme, ein Baum im Baume. ***) — Zugleich wurde eine unmittelbare Erleuchtung behauptet, und die Trinität und Menſchwerdung Chriſti angenommen. Ariſtoteles, Plato, und alles wiſſenſchaftliche Treiben auf den Univerſitäten wurde verworfen, und um dem Schrifttert zu genügen: „im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen," ging Melanchthon zu einem Bäcker in die Lehre. Was nun Melanchthon durch dieſes Werk bei den Gelehrten erſtrebte, ſuchte auch Luther durch ſeine Bibelüberſetzung bei dem Volke zu erſtreben. Mit der größten Anmaſung, und Unverſchämmtheit legte er ſich das Verdienſt bei, „zuerſt die Bibel unter der Bank hervorgezogen zu haben," worüber ihn Zwingli ſpäterhin ſehr derb zurechtwies, indem er ihm ſchrieb: „Daran thuſt du doch meines Bedünkens etwas unrecht; denn ſo man betrachtet, welche uns die hl. Schrift vorgetragen haben durch das Mittel und Inſtrument der Sprachen, ſo mußt du Erasmus zu unſeren Zeiten, und Valla vor einigen Jahren, und den frommen Reuchlin und Peliſan erkennen, ohne deren Hilfe weder Du, noch andere nützlich wären. Ich verſchone Dein, lieber Luther! treffentlich; denn Du in vielen Schreiben und Sendbriefen, und ſonſt noch viel ſtolzer Dich ge-

*) Jen. lat. fol. 207. — Witt. ger. fol. 534 et s. — Alth. fol. 249 et s.

**) J. lat. fol. 199. a. t. 6. — Witt. fol. 522 et s.

***) Deum furari in fure, trucidare in latrone, esse truncum in trunco, arborem in arbore. Althammes in Dial fol. 67.

rühmt haſt, darum man Dich wohl ſollte „ausſtäupen;“ denn in der Wahrheit, ſo weißt Du wohl, daß zu der Zeit, da du Dich herausſtelltest, gar eine große Menge derer war, die in dem Leſen der Sprachen viel geſchickter waren, als Du.“ — Um jedoch das Bibelleſen recht allgemein zu machen, und jedes Bedenken wegen mancher dunkeln Stellen derſelben zu beſeitigen, erklärte Luther: „Wenn euch aber jemand von jenen antaſtet und ſpricht, man muß der Väter Auslegung haben; die Schrift ſey dunkel, ſollt ihr antworten, es ſey nicht wahr. Es iſt auf Erden kein klarer Buch geſchrieben, denn die heil. Schrift.“

Erasmus, den wegen ſeines ausgezeichneten Talentes und ſeiner tiefen Kenntniſſe ſchon der verſtorbene Papſt Hadrian gebeten hatte, gegen den Luther in die Schranken zu treten, was jener aber wegen ſeiner Ruhe und wegen der bekannten Grobheit Luthers immer ablehnte, wurde mit einmal durch den Lärm aufgeſchreckt, den die kirchlichen Revolutionäre mit der Schrift machten, indem ſie den Luther, als den Engel des Evangeliums bezeichneten, der dieſes lang verſchloſſene Buch zuerſt geöffnet, und ſolches zur Grundlage des Glaubens gemacht habe. Dieſes war dem Erasmus doch zu toll, und er ergriff die Feder und ſchrieb: „Ich höre hier die Frage, was es der Auslegung der Schrift bedürfe, da die Schrift klar ſey? Aber ich muß antworten: Wenn die Schrift ſo klar iſt, warum haben hier ſo viele vortreffliche Männer Jahrhunderte lang im Finſtern getappt, und dies, in einer Sache, die nach der Meinung jener ſo wichtig iſt? Wenn die Schrift keine Dunkelheiten hat, was bedurfte es zu der Apoſtel Zeiten der Weisſagung? Aber wir wollen zugeben, was wir allerdings zugeben müſſen, daß der Geiſt einem Niedrigen und Unwiſſenden offenbare, was er vielen Gelehrten nicht offenbaret hat, da Chriſtus ſelbſt dafür dem Vater dankt, daß er das, was er den Weiſen und Klugen verborgen, den Einfältigen und denen, die der Welt für Thoren gelten, kund gemacht habe. Vielleicht wären Dominikus und Franziskus ſolche Thoren geweſen, wenn ſie bloß ihrem eigenen Geiſte gefolgt hätten. Aber wenn Johannes zu ſeiner Zeit, wo die Gabe des Geiſtes noch ſtark war, die Geiſter zu prüfen befiehlt, ob ſie von Gott ſeyen: was

wird in dieſem fleiſchlichen Zeitalter erforderlich ſeyn? Woran werden wir die Geiſter prüfen? An der Gelehrſamkeit? Auf beiden Seiten ſind Rabbiner. Am Wandel? Auf beiden Seiten ſind Sünder; auf der einen ſteht jedoch ein ganzes Chor Heiliger, welche lehren, der Wille ſey frei. Man ſagt: Es waren Menſchen. Aber auch ich vergleiche Menſchen mit Menſchen, nicht Menſchen mit Gott. Man ſagt: Was hilft ein großer Haufe zur Erfaſſung des Geiſtes? Ich antworte: Was hilft dazu ein kleiner Haufen? Man ſagt: Was hilft die Prieſtermütze zum Verſtändniß der Schrift? Ich antworte: Was hilft dazu der Reutermantel, oder die Kutte? Man ſagt: Was hilft Philoſophie und Wiſſen zum Verſtändniß der heiligen Bücher? Ich antworte: Was hilft dazu die Unwiſſenheit? Man ſagt mir: Was hilft eine Kirchenverſammlung, in welcher vielleicht kein einziger iſt, der den Geiſt hat? Ich antworte: Was helfen die Verſammlungen weniger, bei denen noch viel wahrſcheinlicher Niemand den Geiſt hat? Den Apoſteln wurde nicht geglaubt, wenn ſie nicht die Wahrheit ihrer Lehre durch Wunder bewieſen; jetzt fordert jeder, daß ihm geglaubt werde, ſobald er verſichert, daß er evangeliſchen Geiſt habe. Weil die Apoſtel Schlangen abſchüttelten, Kranke heilten, Todte erweckten, durch Auflegung der Hände die Gabe der Sprachen mittheilten, wurde ihnen endlich geglaubt, und auch ſo kaum, wenn ſie Ungewöhnliches lehrten. Aber unter denen, welche jetzt viel Ungewöhnlicheres lehren, iſt noch keiner geweſen, der auch nur ein lahmes Pferd hätte heilen können.... Wenn ich mich bei einer zweifelhaften Stelle auf die Auslegung alter rechtgläubiger Kirchenlehrer berufe, ſchreit man mir ſogleich entgegen: das waren Menſchen! Wenn man ſie aber fragt, aus welchem Grunde man wiſſen könne, welches die wahre Auslegung der Schrift ſey, da auf beiden Seiten Menſchen ſtehen, ſo antworten ſie: durch das Urtheil des Geiſtes. Wenn man weiter fragt, warum denen, deren einige ſogar durch verrichtete Wunderthaten der Welt bekannt geworden ſind, der Geiſt mehr als ihnen gefehlt haben ſolle, ſo antworten ſie in ſolcher Weiſe, als wäre ſeit dreizehn Jahrhunderten kein Evangelium vorhanden geweſen. Verlangt man von ihnen ein des Geiſtes würdiges

Leben, ſo antworten ſie, der Glaube mache gerecht, nicht die Werke. Verlangt man Wunder, ſo ſagen ſie, dieſe hätten längſt aufgehört, und es bedürfe derſelben in ſo großem Lichte der Schrift nicht. Sagt man, in dieſem Stücke ſey die Schrift nicht klar, da ſo viele große Männer ſich im Dunkel befunden, ſo ſtehen wir wieder auf dem alten Flecke. Und zugegeben, daß der, welcher den Geiſt hat, des Sinnes der Schrift gewiß iſt, wird er mich von dieſer Gewißheit überzeugen? Was ſoll ich thun, wenn Mehrere verſchiedene Auslegungen aufſtellen und jeder ſchwört, daß er den Geiſt der wahren Auslegung habe? Dazu kommt, da der Geiſt nicht Einem Alles an die Hand gibt, daß auch der, welcher ihn hat, in manchen Stücken ſich irren kann. Dieß gegen die, welche ſo ſchnell die Auslegung der Alten in den heiligen Büchern verwerfen, und uns die ihrige gleich Orakelſprüchen entgegen halten. Endlich zugegeben, daß Chriſtus ſein Volk einmal irren laſſe in unwichtigen Dingen, von denen das Heil der Welt nicht abhängt: Wer könnte glauben, daß er länger als tauſend drei hundert Jahre den Irrthum ſeiner Kirche verheimlicht, und keinen unter ſo vielen heiligen Männern für würdig gehalten habe, ihm das einzugeben, was jene für das Haupſtück der ganzen evangeliſchen Lehre erklären? *)

Luther ließ nicht lange auf Antwort warten **). Dieſelbe war dem Charakter Luthers, der nicht den geringſten Widerſpruch ertragen konnte, ganz gemäß, und daher ſehr heftig, grob und in ſeinen Behauptungen noch übertriebener. Denn ſeine frühern ſchroffen Aufſtellungen überbot er durch noch viel ſchroffere, indem er unter anderem behauptete: „die Gebote Gottes ſeyen nur dazu gegeben, um den Menſchen von der Untüchtigkeit und Unfreiheit ſeines Willens zu überführen; Gott ſpotte des Menſchen, wenn er ihn zur Haltung derſelben und zur Gewinnung ſeines Wohlgefallens auffordere, da es dem Menſchen ſchlechterdings unmöglich ſey, aus eigenem Antrieb das Gute zu wollen. Dem Einwurfe, daß die Schrift ſelbſt an mehreren Stellen die

*) De libero arbitrio, diatriba.

**) De servo arbitrio adversus liberum arbitrium ab Erasmo defensum.

Schuld des Verderbens dem Willen der Menſchen beimeſſe und erkläre, Gott wolle nicht den Tod des Sünders, ſondern daß er ſich bekehre und lebe, begegnete Luther durch Unterſcheidung eines geoffenbarten und verborgenen göttlichen Willens. Gott wolle den Tod des Sünders nicht nach dem Willen, den er durchs Wort geoffenbart habe; er wolle ihn aber nach einem verborgenen, unerforſchlichen Willen, von welchem uns nichts bekannt ſey. — Die aus dieſer Lehre fließende Folgerung, daß Gott allein aus ſeinem Willen die Menſchen verlaſſe und verſtocke, gleich als habe er Luſt an ihrem ewigen Verderben, an ewiger Qual und Pein der armen elenden Seelen, während er ſo hoch und reich rühmen laſſe ſeine Güte, Gnade und Barmherzigkeit — dieſe empörende, das Chriſtenthum ſchändende und das Heidenthum zu Ehren bringende Folgerung hob Luther in ihrer ganzen Härte hervor, und behandelte die arme Vernunft, die daran Anſtoß nehmen wolle, mit dem empfindlichſten Spotte. So ſchrieb er denn: „die kluge, menſchliche Vernunft, die ſich daran ärgere, ſey in allen Worten und Werken Gottes blind, taub, verſtockt, gar eine geborne Närrin, gottlos und gotteslästerlich, und werde mit Unrecht herzu gebracht, um in dieſen hohen Sachen über Gottes Wort und Werk zu urtheilen und Richterin zu ſeyn. Es ſey ihr freilich unmöglich, Gottes Güte und Gerechtigkeit zu vertheidigen, wenn er Menſchen verdamme, die ſich ohne ſeine Gnade nicht beſſern könnten, und doch dieſe Gnade nicht von ihm erhielten; aber", ſetzte er hinzu, „dieß ſey nur eine Kleinigkeit für den Glauben, der immer dafür halten müſſe, daß Gott nicht nur gerecht, ſondern auch gütig ſey, wenn er gleich alle Menſchen verdamme." Zum Schluſſe nennt er den Erasmus einen Zweifler, Epicuräer, Läſterer und ſogar Atheiſten, ihn, der gerade zu dieſer Zeit das Gelübde gethan hatte, zu unſerer Frau von Loretto zu wallfahrten, und Hymnen zu Ehren der Jungfrau Maria ſchrieb, welche der Erzbiſchof von Beſançon in ſeine Liturgie aufnahm. —

Erasmus, der nur gewohnt war, von den größten Fürſten, Päpſten und ausgezeichnetſten Gelehrten ſeiner Zeit die ſchmeichelhafteſten Schreiben zu erhalten, fühlte ſich durch Luthers Rohheiten und Lügen tief gekränkt, und ſchrieb deßhalb an den

Churfürſten Friedrich, um ſich Recht zu verſchaffen. Als er aber von dieſem keine Antwort erhielt, ließ er ſich ſogar herab, dem Luther ſelbſt ein ſorgfältig verfaßtes Schreiben zu überſenden, worin er am Schluſſe ſagte: „Ich würde dir einen beſſern Geiſt wünſchen, wenn du mit dem deinen nicht ſo zufrieden wäreſt: Du kannſt deinerſeits mir jeden wünſchen, den du willſt, nur nicht den deinen, wenn du ihn nicht änderſt.“ Da auch dieſes unbeantwortet blieb, und er nun bedauerte, je für den Luther ſich verwendet zu haben, ſo verfaßte er unter dem Namen „Hyperaspides“, eine Schrift, worin er den kirchlichen Revolutionsmann und ſein menſchenverderbliches Treiben auf das ſchärfſte angriff. Sechs Jahre früher hätte dieſe Schrift für Deutſchland von dem größten Nutzen ſeyn, und ihm die ſchrecklichſten Verirrungen und Leiden erſparen können; doch der revolutionäre Geiſt hatte ſchon allzuviel unter den Fürſten, dem Reichsadel und den Reichsſtädten ſich verbreitet, und die ſiegreichſte Beredtſamkeit würde nicht mehr im Stande geweſen ſeyn, unter einem verblendeten und der Sinnlichkeit gänzlich verfallenen Volke der Wahrheit den Sieg zu verſchaffen. Vorzüglich die Reichsſtädte zeichneten ſich in ſchneller und gewaltſamer Veränderung ihres Gottesdienſtes nach lutheriſchen Grundſätzen aus, und unter dieſen war es gerade jenes unglückliche Magdeburg, das zuerſt die Meſſe abſchaffte, die Klöſter aufhob, ihr Vermögen einzog und lutheriſch glaubte und lutheriſch lebte, dafür aber auch die härteſte Strafe, wenn gleich erſt nach 100 Jahren, erhielt. Zu Nürnberg erboten ſich einige Ritter, ſie wollten, wenn man ſie aufnehme, die Vertreibung der Biſchöfe innerhalb zwanzig Meilen um die Stadt auf ſich nehmen; und im Wald bei Neuſtadt fingen ſechs Ritter den Caplan Ferdinands und caſtrirten ihn. Durch den lutheriſchen Glauben, daß auch die ſchlechteſte That die Seligkeit nicht verhindere, und man dazu keiner guten Werke bedürfe, ſteigerte ſich die Verwilderung der Menſchen mit jedem Tage, und hierdurch gewann das Lutherthum immermehr Kühnheit und Macht. Wie wir alſo in unſeren revolutionären Zeiten ſahen, wurden auch in jenen die Kreuze, Statüen und Bildniſſe an den Heerſtraßen zertrümmert, das Prieſtergewand

und die Mönchskutte verhöhnt und verdammt, und der päpstliche Legat Campegio, der auf den Nürnberger Reichstag eilte, und bei seiner Durchreise zu Augsburg dem Volk den Segen geben wollte, wurde verspottet und verlacht.

Clemens VII. — Der Reichstag zu Nürnberg (1524) und das Regensburger Bündniß.

Clemens VII., der nach dem Tode Hadrians den päpstlichen Stuhl bestieg, sah die Nothwendigkeit ein, den Religionswirren in Deutschland mit Kraft zu begegnen, und sendete deßhalb den Campegio, einen sehr geistreichen und beredten Mann, auf den Reichstag nach Nürnberg hin. Indem es nun allgemein bekannt war, wie sehr der Churfürst von Sachsen den Luther schütze und hierdurch die kirchliche Revolution unterstütze und befördere, so hatte er, um den Fürsten für die Sache der Kirche zu gewinnen, ein sehr freundliches Breve an jenen erlassen, welches der Legat ihm überreichen und durch seine persönliche Beredtsamkeit unterstützen sollte. Der Churfürst aber, der bei dem Bewußtsein seiner Schuld und bei seinem hinterlistigen Benehmen jede persönliche Erklärung vermeiden, und keine Blößen geben wollte, hatte schon vor Ankunft des Legaten den Reichstag verlassen, weßhalb dieser das Breve ihm nachsenden, und seine Aufträge ihm schriftlich mittheilen mußte, die jedoch unbeantwortet blieben. — In der ersten Sitzung des Reichstags hielt der Legat eine sehr eindringliche Rede über das Unglück, welches die neuen Lehren schon über Deutschland brachten, und künftig noch bringen würden. Hierauf erhob sich der Botschafter des Kaisers, Johann Haunart, drang auf die gänzliche Vollziehung des Wormser Edikts und drohte mit der Ungnade des Kaisers. Da die Umwälzungspartei in der Versammlung jenem Begehren sich sehr hartnäckig widersetzte, so kam endlich ein Reichsabschied zu Stande, in welchem sich die Stände verpflichteten, dem Edikt so viel möglich nachzuleben und die Verbreitung von Schmähschriften und Schandgemälden nach Kräften zu verhindern. Zugleich wurde beschlossen,

daß der Papſt mit Zuſtimmung des Kaiſers ein allgemeines deutſches Concilium berufen ſolle, um auf ſelbem die religiöſen Streitigkeiten beizulegen, wie denn auch auf den St. Martinstag eine neue Reichsverſammlung nach Speier zu berufen ſey, in welcher die Stände des Reichs, nachdem zuvor durch erfahrene Gelehrte unterſucht worden wäre, welche Lehren Luthers angenommen und welche verworfen werden ſollen, ſogleich ihren Beſchluß abfaſſen würden. Bis zur Entſcheidung des Conciliums verſprach die Verſammlung, daß ſie die „hundert Beſchwerden“ gegen den römiſchen Stuhl einer genauen Prüfung, und wenn es möglich ſey, einzelne Punkte einer Aenderung unterziehen wolle.

Dieſer Reichstagsabſchied beurkundete vollkommen den zerriſſenen und revolutionären Zuſtand Deutſchlands, indem er als Mittelweg keine Partei befriedigte, und den Stand der Dinge in der alten Verwirrung ließ. Denn die Laien erhielten durch ihn das Recht, aufs Neue über die Lehren Luthers zu urtheilen, welche der heilige Stuhl ſchon verdammt hatte, die Vaſallen des Kaiſers aber die Macht, dem kaiſerlichen Edikte den Gehorſam zu verweigern. Durch ihn erhoben ſich die Reichsſtände zu Glaubensrichtern und kirchlichen Geſetzgebern, und machten ſich ſelbſt eines offenbaren Widerſpruchs ſchuldig, da ſie zu gleicher Zeit den Luther verdammten und freiſprachen, das Wormſer Edikt von 1520 billigten, in welchem er als Ketzer erklärt war, und zugleich eine neue Prüfung ſeiner Symbolik forderten, welche zu Speier vorgenommen werden ſollte. — Gegen dieſen Reichsabſchied proteſtirten ſogleich der Legat und der kaiſerliche Botſchafter, und auf den ihm erſtatteten Bericht drohte jetzt der Kaiſer jedem mit der Todesſtrafe, der es wagen würde, dem Wormſer Edikt gegen Luther, dieſen neuen Mohamed, den Gehorſam zu verweigern. — Bei der Abweſenheit des Kaiſers beachteten aber die Stände dieſe Drohung nicht, und, Papſt und Kaiſer verhöhnend, wurde das revolutionäre Lutherthum immer kecker, und erbrach ſelbſt die Thüren der katholiſchen Kirchen, zu denen man ihm die Schlüſſel zu geben verweigerte.

Dieſer Reichstagsabſchied verſetzte aber den Luther in die größte Wuth, und um ihr Luft zu machen, verfaßte er eine

Schrift unter dem Titel: „Zwei kaiſerliche uneinige und widerwärtige Gebote, das Wormſer Edikt und der Nürnberger Reichsabſchied mit Anmerkungen und einer Vor- und Nachrede," in welcher er alle bisher noch beobachteten Rückſichten gegen den Kaiſer und die Reichsſtände aus den Augen ſetzte. „Dieſe zwei kaiſerlichen Gebote," ſchrieb er unter anderm, „habe ich drucken laſſen, aus großem Mitleiden über uns arme Deutſchen, ob doch Gott, aus ſeiner milden Gnade, etliche Fürſten und andere dadurch wollte rühren, daß ſie greifen und fühlen möchten (denn es bedarf keines Sehens nicht, Säue und Eſel könnten es wohl ſehen) wie blind und verſtockt ſie handeln. Schändlich lautet es, daß Kaiſer und Fürſten öffentlich mit Lügen umgehen; aber ſchändlicher lautet es, daß ſie auf einmal zugleich widerwärtige Gebote laſſen ausgehen; wie du hierin ſiehſt, daß geboten wird, man ſolle mit mir handeln nach der Acht zu Worms ausgegangen, und daſſelbe Gebot ernſtlich vollführen; und doch daneben auch das Widergebot annehmen, daß man auf künftigem Reichstage zu Speier ſoll allererſt handeln, was gut oder böſe ſey in meiner Lehre. Da bin ich zugleich verdammt und auf's künftige Gericht geſpart: und ſollen mich die Deutſchen zugleich als einen Verdammten halten und verfolgen; und doch warten, wie ich verdammt ſoll werden. Das müſſen mir je trunkne und tolle Fürſten ſeyn. — Aber es hilft nicht, Gott hat ſie verblendet und verſtockt. — Ich bitte aber euch alle, meine lieben Fürſten und Herrn, beide gnädige und ungnädige. Ich gönne euch ja kein Uebels, das weiß Gott; ſo könnt ihr mir nicht ſchaden, das bin ich gewiß. Ich bitte euch (ſage ich) um Gottes willen, ihr wollt Gott vor Augen haben, und die Sache anders angreifen. Es iſt wahrlich, wahrlich, ein Unglück vorhanden und Gottes Zorn geht an, dem ihr nicht entfliehen werdet, wo ihr ſo fortfahret. Was wollt ihr Herrn? Gott iſt euch zu klug, er hat euch bald zu Narren gemacht; ſo iſt er euch zu mächtig, er hat euch bald umbracht; fürchtet euch doch ein wenig vor ſeiner Klugheit, daß ſie nicht vielleicht euere Gedanken aus Ungnaden alſo geſtellt habe in euer Herz, daß ihr anlaufen ſollt; wie er denn allezeit pflegt zu thun mit großen Herrn, und ſol-

ches gar herrlich in aller Welt von ihm ſingen und ſagen läßt, Pſ. 33, 10. Gott macht zu nichten der Fürſten Anſchläge; und 2. Moſ. 9, 16. zum König Pharao: Ich habe dich darum erweckt, daß ich meine Macht an dir beweiſe, und mein Namen verkündet werde in allen Landen. Ein Stück ſeines Reimes heißet: **Deposuit potentes de sede**, Luk. 1, 52. Das gilt euch, lieben Herren, jetzt auch, wenn ihr es verſehet..... Am Ende bitte ich alle lieben Chriſten, wollten helfen Gott bitten für ſolche elende verblendete Fürſten, mit welchen uns ohne Zweifel Gott geplagt hat in großem Zorn, daß wir ja nicht folgen wieder die Türken zu ziehen oder zu geben, ſintemal der Türk zehnmal klüger und frömmer iſt, denn unſere Fürſten ſind. Was ſollt ſolchen Narren wieder den Türken gelingen, die Gott ſo hoch verſuchen und läſtern? Denn hier ſiehſt du, wie der arme ſterbliche Madeſack, der Kaiſer, der ſeines Lebens nicht einen Augenblick ſicher iſt, ſich unverſchämt rühmt, er ſey der wahre öberſte Beſchirmer des Glaubens. — Die Schrift ſagt, daß der chriſtliche Glaube ſey ein Fels, der dem Teufel, Tod, und aller Macht zu ſtark iſt, Matth. 16, v. 18. und eine göttliche Kraft Röm. 1, v. 16. Und ſolche Kraft ſollte ſich beſchirmen laſſen von einem Kinde des Todes, den auch ein Grind oder Blatter kann zu Bette werfen. Hilf Gott, wie unſinnig iſt dieſe Welt! Alſo rühmt ſich auch der König von England einen Beſchirmer der chriſtlichen Kirche und Glaubens, ja die Ungern rühmen ſich Gottes Beſchirmer zu ſeyn und ſingen in der Litanei: **Ut nos defensores tuos exaudire digneris**: Du wollſt uns, deine Beſchirmer erhören. Ach, daß auch etwa ein König oder Fürſt wäre, der Chriſti Beſchirmer würde, und darnach ein anderer, der den heiligen Geiſt beſchirmt, ſo, meine ich, wäre die heil. Dreifaltigkeit und Chriſtus ſammt dem Glauben nicht übel bewahrt. — Solches klage ich aus Herzensgrund allen frommen Chriſten, daß ſie ſich mit mir über ſolche tolle, thörichte, unſinnige, raſende, wahnſinnige Narren erbarmen. Sollte einer doch zehnmal lieber todt ſeyn, denn ſolche Läſterung und Schmach göttlicher Majeſtät hören, ja es iſt der verdiente Lohn, daß ſie das Wort Gottes verfolgen; darum ſollen ſie mit

ſolcher greiflichen Blindheit geſtraft werden und anlaufen. Gott erlöſe uns von ihnen, und gebe uns aus Gnaden andere Regenten, Amen."

Wie in allen Revolutionen, nach dem Maaße ihrer Verbreitung, auch die Keckheit und Unverſchämtheit der Revolutionsmänner ſich ſteigert, ſo kannte auch Luther in ſeinem Hochmuth und Eigenſinn keine Grenzen mehr, und trotzte nun aus ſeinem Hinterhalt zu Wittenberg nicht bloß dem Kaiſer und Papſte, ſondern zeigte ſich auch ſtörrig gegen die Wünſche und Befehle des Churfürſten, ſeines Landesherrn und Beſchützers. Denn dieſer alte Herr hatte ein großes Mißfallen an dem trotzigen Begehren Luthers, die Meſſe abzuſchaffen, und beſtand auf der Beibehaltung jener Feier, welche, nach der wahren chriſtlichen Anſicht, die immerwährende und unmittelbare Gegenwart des Erlöſers in der Mitte der Seinen verſinnlicht, und in ihre gottesdienſtliche Verſammlungen in ſichtbarer Geſtalt den Himmel auf die Erde herabruft, indem ſie das geheimnißvolle Opfer, welches ihn mit derſelben verſöhnte, wiederholt.*) — Nun wendete ſich Luther mit ſeiner Forderung an das Domcapitel, das jedoch mit großer Feſtigkeit auf Beibehaltung der Meſſe beharrte und hierin ſelbſt von jenem Dolſcius unterſtützt wurde, der früher als ein eifriger Anhänger der erſten Behauptungen Luthers von Eck mit in die Bannbulle geſetzt worden war. — Da die Kapitularen ſich auf den Befehl des Churfürſten beriefen, daß die eingeführten Bräuche und Geſtifte erhalten werden ſollten, ſo ſchrieb ihnen Luther: „Was geht uns in dieſem Falle des Fürſten Befehl an? Der Fürſt iſt ein weltlicher Regent, welchem gebührt das Schwert und nicht das Predigtamt zu verſorgen. Sie wiſſen, daß man hierin mehr Gott ſoll gehorſam ſeyn als den Menſchen." — In gleichem Tadel ſprach er ſich auch in einem Schreiben an Spalatin über ſeinen Beſchützer aus. So ſollte nun der Churfürſt die Strafe erleiden, daß der Revolutionsmann, den er gehegt, geſchützt, und zum despotiſchen Herrn aller Neuerer gemacht hatte, ſogar ſeine Wünſche und Befehle verſpottete.

*) Adolph Menzel, Geſchichte der Reformation 1. Band.

Denn gerade in dieser Zeit wurde ein Volkstumult gegen die Franziskaner wegen Fortsetzung des Messenlesens angezettelt, und drei erledigte Canonikate selbst gegen den Willen des Fürsten mit Gegnern der Messe besetzt. Zwar dauerte der Gottesdienst noch einige Zeit in der alten Weise fort; als aber der Dechant Beskau einer kranken Frau das Abendmahl unter einer Gestalt gereicht hatte, so schrieb Luther einen äußerst drohenden Brief an das Domkapitel, worin er ihm vorwarf: „sie gedächten durch Beibehaltung der Messe Rotten und Secten anzurichten; er aber erkläre ihnen, daß seine „hohe" Geduld zu Ende sey, und alles Messelesen aufhören müsse, weshalb er eine unverzügliche und bestimmte Antwort „Ja oder Nein" verlange, um für den nächsten Sonntag sich darnach zu richten." Als das Kapitel hierauf keine Antwort gab, so hetzte Luther durch seine Schrift „vom Gräuel der Stillmesse" und durch seine Predigten seine Anhänger unter dem Pöbel auf, die nun in ihrer Rohheit noch weiter gingen, und geradezu erklärten: „ein Meßpfaff verdiene nicht weniger leiblichen Tod und Strafe, denn sonst irgend ein öffentlicher Schänder und Lästerer, so auf der Gassen Gott und seinen Heiligen flucht," und um diesen Worten einigen Nachdruck zu geben, wurden dem Dechant in der Nacht die Fenster eingeworfen. — So gab denn das eingeschüchterte, vom Landesherrn sich selbst überlassene Domkapitel nach, und Luther führte am Christabend 1524 seinen elenden prosaischen Gottesdienst in der Allerheiligen-Kirche zu Wittenberg ein, jenen Gottesdienst, der so sehr den schlechten Decadenfeiern ähnelt, die wir vor fünfzig Jahren in Frankreich sahen, worin mit der Marseillaise begonnen, mit einem schlechten revolutionären Geschwätz die Zuhörer einige Zeit unterhalten oder langweilt, und dann mit dem Siegeslied geendet wurde. Zwar sprach der gichtkranke Churfürst über alle jene erzwungene Veränderungen seine größte Mißbilligung aus; doch erlaubte ihm sein körperlicher Zustand kein kräftiges Einschreiten mehr; er mußte die Hand des Herrn erkennen, die ihn gerade durch das Werkzeug züchtigte, das er zum großen Verderben seiner Kirche, zum größern seines Vaterlandes, und zum allergrößten seines eigenen Sachsenlandes so sehr geschützt, ver-

theidigt und unterſtützt hatte, und wußte in ſeinen letzten Lebenstagen für ſich keinen anderen Rath, als ſich den göttlichen Rathſchlüſſen zu unterwerfen. — So fanden denn die lutheriſchen Lehren, die ſo ſehr den menſchlichen Sinnen ſchmeicheln, jetzt überall Eingang, und ſelbſt der Großmeiſter des Deutſchordens Albert von Brandenburg, und der Biſchof Georg erklärten ſich für ſie, indem beide, dem Cölibate abhold, Weiber ſich beilegten. Allenthalben drangen die Lutheraner in die katholiſchen Kirchen ein, zerſtörten die Bilder, und donnerten von der Kanzel herab gegen den Aberglauben einer Religion, von der die Wahnſinnigen glaubten, ſie ſey für immer erloſchen. Jene unheilvolle Epoche einer falſchen Aufgeklärtheit war jetzt eingetreten, in welcher die Religionsſpötter, Witzbolde und ſogenannten Liberale den Ton angaben, den wahren Glauben als Plunder zur Seite warfen, und ſo lange ihre Umwälzungsideen liebkoßten und verfolgten, bis endlich gerade durch jene das Volk ihnen über die Köpfe wuchs, und durch ſeine Despotie ihren geiſtigen Wahn verſinnlichte.

Während man nun im Norden von Deutſchland alles mögliche aufbot, die kirchliche Revolution zu fördern, verbanden ſich aber in ſeinem Süden drei edle Männer, jenem revolutionären Treiben in ihren Ländern zu ſteueren. Es waren die beiden Herzoge Wilhelm und Ludwig von Bayern, und der Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich, die mit den Biſchöfen von Salzburg, Trient, Regensburg, Bamberg, Speier, Straßburg, Augsburg, Conſtanz, Baſel, Freiſingen, Paſſau und Brixen ein Bündniß zu Regensburg ſchloſſen und ſich verpflichteten, das Wormſer Edikt und die beiden letzten Nürnberger Reichsabſchiede in ihren Ländern zu vollziehen, im öffentlichen Gottesdienſt keine Veränderung zu geſtatten, keine verheirathete Geiſtlichen zu dulden, alle ihre zu Wittenberg ſtudierenden Landeskinder zurückzurufen, keinen der dort ſtudirt habe, zu einem Amt zuzulaſſen, und überhaupt alles anzuwenden, was zur Ausrottung der Ketzerei in ihren Landen dienlich ſeyn könne; auch wollten ſie einander mit Rath und That beiſtehen, wenn einem oder dem anderen wegen dieſes chriſtlichen Vornehmens etwas Widriges zuſtoßen, oder Aufruhr und Empörung daraus entſtehen ſollte.

Zugleich wurde beſchloſſen, den Entwurf einer Reformation, den der Legat ſchon der Reichsverſammlung in Nürnberg übergeben hatte, zur Ausführung zu bringen. Er enthielt 35 Artikel zur Regulirung der geiſtlichen Lebensordnung, der Verwaltung der Pfarreien, der Entrichtung der Zehnten; und einige Anordnungen jener Vorſchrift betrafen die Sitten jener Zeit. So hieß es darin, die Geiſtlichen ſollen einen anſtändigen Habit tragen, und ſich aller kaufmänniſchen Händel enthalten; ſie ſollen nicht in Schenken, ſondern in ordentlichen Bürgerhäuſern ordentlich leben, und vom Glauben nicht freventlich hinter dem Wein disputiren. — Dieſes Bündniß gereicht aber den Fürſten des Habsburger und Wittelsbacher Stammes um ſo mehr zur Ehre, als ſie jenes trotz ihres politiſchen Zwieſpaltes ſchloſſen, während der Churfürſt Joachim von Brandenburg und der Herzog Georg von Sachſen, dieſe entſchiedene Gegner Luthers, ſo wie auch kein geiſtlicher Churfürſt, noch ſelbſt eine Reichsſtadt ſich ihnen anſchloſſen.

Die erſte politiſche Revolution als Folge der kirchlichen.

Der Bauernkrieg.
(1525.)

Es bleibt eine in der Geſchichte tief begründete Wahrheit, daß die religiöſen und politiſchen Revolutionen den innigſten Zuſammenhang haben, und daß nicht nur in jeder Periode und in jedem Lande, wo eine derſelben erſcheint, auch ſchnell die andere ihr folge, ſondern daß ſelbſt jeder Revolutionsmann zur Durchführung einer bezweckten Revolution ſtets die andere zu Hilfe nehmen müſſe. Darum ſagte ſchon Mirabeau zu den politiſchen Revolutionsmännern Frankreichs: „Ihr könnt keine Revolution machen, wenn ihr nicht den Katholizismus beſeitigt;“ eine Aufgabe, deren nothwendige Löſung jene ſchnell erkannten, und mit Strömen von Blut zu löſen ſtrebten. Wer nun jene Zeiten ge-

ſehen, und das Treiben und die Schriften eines Marats gekannt hat, der kann auch leicht aus den Schriften Luthers den Schluß faſſen, daß auch er zu ſeiner Zeit ſchon ſo handelte und ſchrieb, wie in unſern Tagen jener gehandelt und geſchrieben hat. Denn wie alle Revolutionsmänner hatte auch Luther einen eigenen Inſtinct, und wußte jeder Gelegenheit geſchickt ſich zu bedienen, der ihn ſeinem Ziele näher brachte. Wohl wiſſend, wie ſehr die Abweſenheit des Kaiſers ſeine Sache fördere, wie ſehr der Türkenkrieg deſſen Stellvertreter, den Erzherzog, beſchäftige, und von den Reichsgeſchäften abhalte, war er vom Jahre 1520 bis 1528 ſtets darauf bedacht, jede gegen die Türken nöthige und zu leiſtende Hilfe an Mannſchaft oder an Geld als ein Verbrechen gegen die Gottheit zu bezeichnen, ſie auf dieſe Weiſe zu hintertreiben, und bewies hierdurch, daß jeder Verräther an Gott und ſeiner Kirche, auch ein Verräther an Fürſt und Vaterland ſey. — Wie in unſern Tagen fanden aber auch in jenen nur die revolutionären Schriften begierige Verleger und Abnehmer, und Carrikaturen jeder Art, Erfindungen Luthers, worin die „Maſtſau, der Papſt und der Dreck" die Hauptrolle ſpielten, gewöhnten das Volk, das ehrwürdigſte zu verhöhnen und zu verſpotten. Gewaltſame Erbrechungen der Kirchen, Zerſtörungen der dortigen Statüen und Bilder, Volkstumulte zur Beſeitigung der Meſſen, und eigenmächtige Ernennungen von Geiſtlichen kamen nun durch Luther an die Tagsordnung, und dienten als Einleitung zu noch größeren Bewegungen. Denn die Maxime aller Revolutionsmänner, das Volk in Verbrechen zu ſtürzen, um ihm jeden Rücktritt unmöglich zu machen, war auch die Maxime des Mönchs. — Gehegt und geſchützt von ſeinem Landesherrn, dem er als kirchlicher Revolutionär Deutſchlands über den Kopf gewachſen war, zugleich begünſtigt durch die politiſchen Wirren jener Zeit, und auf die große Zahl ſeiner Anhänger unter allen Ständen ſich ſtützend, haßte er die Bedächtlichkeit ſeines fürſtlichen Freunde, und fürchtete die Strenge ſeiner fürſtlichen Feinde in Handhabung des Wormſer Edikts. Um alſo ſeinem Ziele näher zu kommen, mußte er zur Durchführung ſeiner kirchlichen Revolution auf eine politiſche ſinnen. Unter dem

Deckmantel der evangeliſchen Freiheit ſuchte nun er, wie auch ſeine Anhänger, das Freiheitsfieber, woran die Menge litt, durch Predigten in eine höhere Glut zu bringen. „Ich ſah ſie,“ ſagte daher Erasmus, aus ihren Predigten mit wilden Geſichtszügen, mit drohenden Blicken, wie Leute herausgehen, die man ſo eben blutdürſtige Reden hatte hören laſſen. Auch ſah man dieſes evangeliſche Volk ſtets in Bereitſchaft ſtehen, zu den Waffen zu greifen, und eben ſo gut zu Schlachten, als zum Disputiren gerüſtet.“ — Frohlockend ſchrieb denn Luther ſchon im Jahre 1522 an Link: „Der Pöbel iſt allenthalben aufgebracht; er hat Augen bekommen, und will ſich nicht mit Gewalt drücken laſſen.“ Bei dieſer Stimmung des Volkes ſuchte er auch ſelbſt durch Manifeſte das bethörte Volk noch zu fanatiſiren. — So ſagte er in einem: „Gott der Allmächtige hat unſere Fürſten tolle gemacht, daß ſie nicht anders meinen, ſie mögen thun und gebieten ihren Unterthanen, was ſie nur wollen; und die Unterthanen auch irren und glauben, ſie ſeyen ſchuldig, dem allen zu folgen..... Sie ſchreiben und laſſen Zettel ausgehen, der Kaiſer habe es geboten, gerade als wäre es ihr Ernſt, und man den Schalk hinter ihren Ohren nicht merkete. Solche Leute hieß man vor Zeiten Buben; jetzt muß man ſie chriſtliche, gehorſame Fürſten heißen. Das ſind jetzt die Fürſten, die das Kaiſerthum in deutſchen Landen regieren: darum muß es auch ſo fein zugehen in allen Landen; wie wir denn ſehen. — Willſt du alſo wiſſen, warum Gott verhängt, daß die weltlichen Fürſten ſo greulich müſſen anlaufen? Ich will dir's ſagen. Gott hat ſie in verkehrten Sinn geben, und wills ein Ende mit ihnen machen, gleich wie mit den geiſtlichen Junkern.... mit Biſchöfen, Pfaffen und Mönchen, ein Bube mit dem andern..... Und ſollt wiſſen, daß von Anbeginn der Welt gar ein ſeltſam Vogel iſt um einen klugen Fürſten; noch viel ſeltſamer um einen frommen Fürſten. Sie ſind gemeiniglich die großen Narren oder die ärgſten Buben auf Erden; Gottes Stockmeiſter und Henker, und ſein göttlicher Zorn gebraucht ihr, zu ſtrafen die Böſen und äußerlichen Frieden zu halten. Es iſt ein großer Herr, unſer Gott, darum muß er auch ſolche edle, hochgeborne, reiche Henker und Büttel haben, und will, daß ſie

Reichthum, Ehre und Furcht von jedermann, die Gnüge und die Menge haben ſollen. . . . . Ich wollt aber den verblendeten Leuten (Fürſten) gar treulich rathen, daß ſie ſich vorſehen vor einem kleinen Sprüchlein, der im 107. Pſalm V. 40 ſteht: effundit contemptum super principes. Ich ſchwöre euch bei Gott, werdet ihr's verſehen, daß dies kleine Sprüchlein über euch in den Schwang kömmt, ſo ſeyd ihr verloren, wenn auch euer jeglicher ſo mächtig als der Türke wäre, und wird euch euer Schnauben und Toben nichts helfen. Es iſt ſchon ein groß Theil angegangen; denn gar wenig Fürſten ſind, die man nicht für Narren oder Buben hält. Das macht, ſie beweiſen ſich auch alſo, und der gemeine Mann wird verſtändig und der Fürſten Plage (die Gott contemptum heißt) gewaltiglich daher gehet, unter dem Pöbel und gemeinen Mann; und ſorge, ihm werde nicht zu wehren ſeyn, die Fürſten ſtellen ſich denn fürſtlich, und fahen wieder an, mit Vernunft und ſäuberlich zu regieren. — Man wird nicht, man kann nicht, man will nicht euere Tyrannei und Muthwillen die Länge leiden. Liebe Fürſten und Herrn, da wiſſet euch nach zu richten, Gott will's nicht länger haben. Es iſt jetzt nicht mehr eine Welt, wie vor Zeiten, da ihr die Leute wie das Wild jaget und treibet."

Eben ſo ſchrieb er anderwärts: „Ich nenne mich einen Evangeliſten von Gottes Gnaden, weil mich Chriſtus alſo nennt, und dafür hält, der meiner Lehre Meiſter iſt und auch Zeuge ſeyn wird am Jüngſten Tage, daß ſie nicht mein, ſondern ſein lauter Evangelium iſt. — Es iſt ſich nicht weniger vor dem Biſchof zu hüten, der nicht Gottes Wort lehrt, denn für dem Teufel ſelbſt. . . . Sagen ſie aber, es ſey zu fürchten ein Aufruhr wider die geiſtliche Obrigkeit, Antwort: Soll darum Gottes Wort nachbleiben und alle Welt verderben? Iſt's billig, daß alle Seelen ermordet werden ewiglich, auf daß dieſer Larven zeitlich Prangen ruhiglich bleibe? Es wäre beſſer, daß alle Biſchöfe ermordet, alle Stifter und Klöſter ausgewurzelt würden, denn daß eine Seele verderben ſollte, ſchweig denn, daß alle Seelen ſollten verloren werden, um der unnützen Poſſen und Götzen willen. — Weiß man nicht, daß Bisthum, Stifter, Klöſter, Hoheſchulen

eitel Schmalzgruben ſind, darin Fürſten und aller Welt Güter ſich ſammeln.“ So nannte er auch die Prälaten, denen ihre Gemeinden Gülten, Auflagen und andere Verbindlichkeiten ſchuldig waren, „eingefleiſchte Diebe, Spitzbuben, Hurer, Höllenlarven und Teufelsdiener.“ —

Wer erkennt in dieſer Sprache nicht jene eines Marats in ſeinem **Ami du peuple**, eines Heberts in ſeinem **Père Duchene**, und was dieſe durch die ihrige in Paris erreichten *), gelang auch dem Luther durch die ſeine in faſt ganz Deutſchland. Denn durch ſeinen gottſeligen Aufruf, worin er ſeine Principien und Geſinnungen in der giftigſten Sprache vortrug, und durch ſeine Emiſſäre, die als Brandſtifter, wie im Rheinlande gerichtlich nachgewieſen wurde, die Gauen durchzogen und die Leidenſchaften des Volkes entflammten, ſchuf der Evangeliſt von Gottes Gnaden die Hölle, und die Hölle brach los, Kampf, Wehe und Verwüſtung über die Menſchheit ſchleudernd. — So begann denn am Schluſſe des Jahres 1521 eine kleine Empörung gegen den Abt von Reichenau; doch am 1. Januar 1525 wurde ſchon die Abtei zu Kempten förmlich überfallen, geplündert und in Aſche gelegt, der Abt ſelbſt aber gezwungen, ſeinen Rechten förmlich zu entſagen. Natürlich reizte dieſes Beiſpiel zur Nachahmung; und in den umliegenden Gebieten der Biſchöfe und Aebte, und bald auch der Grafen und Herrn ſammelte ſich das Landvolk in gewaffneten Haufen, und die Revolutionsmänner und adeligen Schnapphähne, wie Götz von Berlichingen u. A., ſchloſſen ſich ihnen als Anführer an.

Wie willkommen dieſer Aufruhr dem Luther war, der durch das Volk dasjenige ſchnell erwirken wollte, was ſeine fürſtlichen Anhänger nur läſſig und furchtſam betrieben, geht aus ſeiner Vermahnung an die Fürſten und Bauern hinlänglich hervor. „Erſtlich“, ſagt er darin, „mögen wir Niemand auf Erden danken ſolches Unraths und Aufruhrs, denn euch Fürſten und Herrn, ſonderlich euch blinden Biſchöfen, tollen Pfaffen und Mönchen, die ihr noch heutigen Tages verſtockt, nicht aufhört zu toben und

*) Siehe unſere Revolutionsgeſchichte von Frankreich pag. 166.

zu wüthen wider das heilige Evangelium, ob ihr gleich wiſſet, daß es recht iſt und auch nicht widerlegen könnt. Dazu im weltlichen Regiment nicht mehr thut, denn daß ihr ſchindet und ſchatzt, euere Pracht und Hochmuth zu führen, bis der arme gemeine Mann nicht kann noch mag länger ertragen. Das Schwert iſt euch auf dem Halſe; noch meint ihr, ihr ſitzet ſo feſt im Sattel, man werde euch nicht mögen ausheben. Solche Sicherheit und verſtockte Vermeſſenheit wird euch den Hals brechen. Ich habs euch zuvor vielmal verkündigt, ihr ſollt euch hüten vor dem Spruch Pſ. 107, 40. **Effundit contemptum super principes**, er ſchüttet Verachtung auf die Fürſten. Ihr ringt darnach und wollt auf den Kopf geſchlagen ſeyn, da hilft kein Warnen, kein Vermahnen für. Wolan, weil ihr denn Urſache ſeyd ſolches Gottes Zorns, wird er ohne Zweifel über euch ausgehen, wo ihr euch noch nicht mit der Zeit beſſert. Die Zeichen am Himmel und Wunder auf Erden gelten euch lieben Herrn; kein Guts deuten ſie euch, kein Guts wird euch auch geſchehen. — Denn das ſollt ihr wiſſen, lieben Herrn, Gott ſchaffts alſo, daß man nicht kann, noch will, noch ſolle euer Wüterei die Länge dulden. Ihr müſſet anders werden und Gottes Wort weichen. Thut ihr's nicht durch freundliche willige Weiſe, ſo müſſet ihrs thun durch gewaltige und verderbliche Unweiſe. Thuns die Bauern nicht, ſo müſſens andere thun. Und ob ihr ſie alle ſchlagt, ſo ſind ſie noch ungeſchlagen, Gott wird andere erwecken. Denn er will euch ſchlagen und wird euch ſchlagen. Es ſind nicht die Bauern, lieben Herrn, die ſich wider euch ſetzen; Gott iſt's ſelber, der ſetzt ſich wider euch, heimzuſuchen euer Wüterei..... Weichet ein wenig um Gottes Willen dem Zorn. Einem trunkenen Mann ſoll ein Fuder Heu weichen; wie viel mehr ſollt ihr das Toben und ſtörrige Tyranney laſſen und mit Vernunft an den Bauern handeln, als den Trunkenen und Irrigen. Fahet nicht Streit mit ihnen an; denn ihr wiſſet nicht, wo das Ende bleiben wird. Suchts zuvor gütlich, weil ihr nicht wiſſet, was Gott thun will, auf daß nicht ein Funken angehe und ganz Deutſchland anzünde, daß Niemand löſchen könne. Unſere Sünden ſind da vor Gott, derhalben wir ſeinen

Zorn zu fürchten haben, wenn gleich nur ein Blatt rauſcht, ſchweige denn, wenn ein ſolcher Hauſe ſich regt. — Sie haben zwölf Artikel geſtellt, unter denen etliche ſo billig als recht ſind, daß ſie euch vor Gott und der Welt den Glimpf nehmen, und den 107. Pſ. V. 40 wahr machen, daß ſie Verachtung ſchütten über die Fürſten. Ich hätte wohl andere Artikel wider euch zu ſtellen, die gemein Deutſchland und Regiment betreffen, wie ich gethan habe in dem Buche an den deutſchen Adel, da wohl mehr angelegen wäre. Aber weil ihr die habt in den Wind geſchlagen, müßt ihr nun ſolche eigennützige Artikel hören und leiden, und geſchieht euch eben recht, als denen nicht zu ſagen iſt. Den erſten Artikel, da ſie begehren, das Evangelium zu hören, und das Recht einen Pfarrherrn zu erwählen, könnt ihr nicht abſchlagen mit einigem Schein. Wiewohl der eigene Nutz mit unterläuft, daß ſie vorgeben, ſolchen Pfarrherrn mit dem Zehnten zu erhalten, der nicht ihr iſt, ſo iſt doch das die Summa, man ſolle ihnen das Evangelium laſſen predigen. Dawider kann und ſoll keine Oberkeit. Ja Oberkeit kann und ſoll nicht wehren, was Jedermann lehren und gläuben will, es ſey Evangelium oder Lügen; es iſt genug, daß ſie Aufruhr und Unfried zu lehren wehren. Die anderen Artikel, ſo leibliche Beſchwerungen anzeigen, als mit dem Leibfall, Aufſätze und dergleichen, ſind ja auch billig und recht; denn Oberkeit nicht darum eingeſetzt iſt, daß ſie ihren Nutz und Muthwillen an den Unterthanen ſuche, ſondern Nutz und das Beſte verſchaffe bei den Unterthänigen. Nun iſts ja nicht in die Länge träglich, ſo zu ſchatzen und zu ſchinden. Was hilfts, wenn eines Bauern Acker ſo viel Gulden als Halmen und Körner trüge, ſo die Oberkeit nur deſto mehr nähme, und ihren Pracht damit größer machte, und das Gut ſo hinſchleuderte mit Kleidern, Freſſen, Saufen, Bauen und dergleichen, als wäre es Spreu? Man müßte ja den Pracht einziehen und das Ausgeben ſtopfen, daß ein armer Mann auch was behalten könnte.“ —

Nachdem er alſo den Großen ins Gewiſſen geredet, wandte er ſich an die Bauern mit ſo freundlichen Worten, daß es, wie A. Menzel ſehr richtig bemerkt, beinahe ſchien, als ſey er nicht

weit davon entfernt, ihnen Recht zu geben. Auf einem solchen, zur Empörung aufmunternden Ruf erhoben sich auch die Bauern in Schwaben, Thüringen, Sachsen und Lothringen, im Elsaß und in der Pfalz, und verschafften sich durch ihre Plünderungen bald Lanzen, Picken, Pferde und Kanonen. Allenthalben wanderten abgefallene Mönche und Schüler Luthers mit den Schaaren umher, predigten den Aufruhr, und Pfeifer, ein neuer und wüthender Gehilfe Münzers, elektrisirte die Menge durch seine Träume. „Ich sah", sprach er, „im Traume eine Anzahl von Mäusen, welche in einer Scheune das Getreide verzehrten. Fürsten, ihr seyd die Mäuse, die uns plündern; Amtleute, ihr seyd die Mäuse, die uns beschweren; Herrn vom Adel, ihr seyd die Mäuse, die uns aufzehren. Ich bin im Schlafe auf diese Bestien losgestürzt und habe ein großes Blutbad unter ihnen angerichtet: Auf also zu den Waffen! Fort von euren Feldern! Israel, geh in deine Zelte! Der Tag der Schlacht ist da; unsere Tyrannen fallen und ihre Burgen! Eine reiche Beute wartet unser, welche wir zu den Füßen des Propheten tragen werden, der sie unter uns theilen soll." Auch Münzer, der Stadtpfarrer von Mühlhausen, verkündete die natürliche Gleichheit aller Menschen, Abschaffung der Obrigkeit und Herstellung eines neuen Reichs bloß von Gerechten, und rief die Bergleute von Mansfeld zum schonungslosesten Kampf mit den Worten auf: „Lasset euch nicht erbarmen, ob der Esau gute Worte vorschlägt, 1. Mos. 33, 4. Sehet nicht an den Jammer der Gottlosen, sie werden euch so freundlich bitten, greinen, flehen, wie die Kinder; lasset es euch nicht erbarmen, wie Gott durch Mosen befohlen hat. 5. Mos. 7, 15. Und uns hat er auch dasselbe offenbart."

Mit der Zahl der Empörer wuchs aber auch die Menge ihrer Gewaltthätigkeiten und Verbrechen. Während nun der Truchseß mit den Bundestruppen noch am Bodensee stand, zog das Heer der Bauern unter Anführung eines ehemaligen Gastwirths Georg Metzler aus Schwaben nach Franken, und bezeichnete seinem Marsch durch Eroberung, Plünderung und Zerstörung vieler Burgen und Abteien. Auch manche Landstädte schlossen sich den Verkündern der Freiheit an, und unter jenen

das kleine Städtchen Weinsberg, das seinen früheren Ruhm wegen einer sehr edeln That nun durch eine sehr schlechte besudelte. Denn treuloser Weise öffneten die Bürger dem Rebellenhaufen die Thoren, wodurch der Graf Ludwig von Helfenstein mit seiner aus siebenzig Mann bestehenden Besatzung demselben in die Hände fiel. Indem nun der schwäbische Bundeshauptmann jeden gefangenen Rebellen hinrichten ließ, so wollten auch die Bauern ein abschreckendes Beispiel der Wiedervergeltung aufstellen, und verdammten den Grafen sammt allen seinen Leuten zum Tode. Obgleich selbst die Gemahlin des Grafen, eine natürliche Tochter des Kaisers Maximilian, die Anführer der Bauern kniefällig um das Leben ihres Gatten bat, und ihnen ihr zweijähriges Kind auf dem Arm entgegenhielt, so fand sie doch kein Erbarmen; der Graf wurde mit seinen Unglückgefährten in die vorgehaltenen Spieße der Bauern getrieben und umgebracht, wobei ein ehemaliger Diener desselben vor ihm herging, und auf einer Pfeife ihm zum Tode lustig vorspielte. — Der Gräfin wurde das Kind auf dem Arm verwundet, sie selbst mißhandelt, und endlich auf einem Mistwagen nach Heilbronn geführt. *) So nahm der Aufruhr täglich eine schrecklichere Gestalt an, und da die Bauern, Luthers Bulle verlachend, nicht mehr, wie er wollte, mit der Verfolgung des Episcopats und des Clerus sich begnügten, sondern auch den Adel mißhandelten, mordeten, und selbst den Fürsten drohten, die jetzt von allen Seiten sich rüsteten, und hierdurch des Sieges sich versicherten, so hing auch der kirchliche Revolutionsmann seinen Mantel nach dem Winde, nahm eine andere Sprache an, und erließ „wider die räuberischen und mörderischen Bauern" ein wüthendes Manifest. Ganz gegen seine frühere Behauptung, „die guten Werke seyen schädlich zur Seligkeit" sprach sich Luther, diese Wetterfahne in der Religion wie in der Politik, sogleich in einem anderen Tone aus: „Es seyen jetzt so wunderliche Zeiten, daß die Fürsten durch das Blutvergießen und Todtschlagen der Bauern viel leichter als durch das Gebet den Himmel verdienen könnten; sie sollten daher keine Geduld und Barmherzigkeit weiter

*) Siehe unsere Revolutionsgeschichte von Frankreich pag. 199.

ausüben, ſondern zuſchlagen, und ſo lange ſie eine Ader regen könnten, die Bauern wie tolle Hunde todt ſchlagen, von denen doch jeder mit Leib und Seele verloren, und ewig des Teufels ſey." — Auch Melanchthon, der ſaufte, war auf die Revolutionspolitik ſeines Herrn und Meiſters eingegangen, und verfertigte eine Schrift wider die Rechtsanſprüche der Bauern, worin er geradezu erklärt: „das Begehren der Bauern hat keinen Grund; ja es wäre vonnöthen, daß ein ſolch wildes, ungezogenes Volk, als Deutſche ſind, noch weniger Freiheit hätte, denn es hat. Joſeph hat Egypten hart beſchwert, daß dem Volk der Zaum nicht zu weit gelaſſen würde." Zugleich beſeitigte er alle Rechtsanſprüche der Bauern durch den Satz: was die Obrigkeit thue, daran thue ſie recht; wenn ſie daher Gemeindegüter und Waldungen einzieht, ſo hat ſich Niemand dawider zu ſetzen; wenn ſie den Zehnten den Kirchen nimmt und Andern gibt, ſo müſſen ſich die Deutſchen eben ſo gut darein finden, wie die Juden ſich von den Römern die Tempelgüter nehmen laſſen mußten ꝛc." — Hat daher die katholiſche Kirche zu allen Zeiten die Rechte der Einzelnen wie der Geſammtheit, ſelbſt den Kaiſern gegenüber, kräftig und meiſtens ſiegreich vertheidigt, ſo haben aber die kirchlichen Revolutionsmänner mit Recht den Vorwurf verdient, unter den Deutſchen zuerſt „den Knechtsſinn und die Gewaltherrſchaft" förmlich gepredigt und gelehrt zu haben. — Von allen Seiten erhob ſich nun die Stimme des Unwillens gegen Luther wegen ſeiner rückſichtsloſen Aufreitzung gegen die Bauern, indem man doch in ihm die Grundurſache und Veranlaſſung des ganzen Aufruhrs um ſo mehr erblicken mußte, weil ſelbſt die Bauern ganze Sätze aus Luthers deutſchen Werken buchſtäblich in ihre revolutionäre Beſchwerdenſchrift aufgenommen, und darin als Feinde aller ſeiner Gegner ſich erklärt hatten. — Mit dem größten Recht warf alſo Erasmus dem Luther vor: „Du haſt in deinem wüthenden Manifeſt gegen die Bauern vergebens die Schuld des Aufruhrs von dir abzulehnen verſucht; aber in deinen Schriften, beſonders in deinen deutſchen, predigſt du ja im Namen des Evangeliums einen Kreuzzug gegen die Biſchöfe und Mönche, und darin liegt der Grund zu allen dieſen Aufſtänden. Wir

ernten alſo die Frucht deines Geiſtes. Du ſagſt freilich, das ſey die Beſchaffenheit des göttlichen Wortes, ich aber meine, es komme gar viel darauf an, wie das göttliche Wort gepredigt werde. Du erkennſt dieſe Aufrührer nicht an, ſie aber erkennen dich an, und man weiß recht gut, daß viele, die mit dem Namen des Evangeliums prunkten, Anſtifter des gräulichſten Aufruhrs geweſen ſind." — Luther, der bisherige Revolutionsmann des Volkes, verwandelte ſich von der Zeit an in einen Revolutionsmann der Fürſten, und ſpielte eine Rolle, die wir in unſeren Tagen vielfach in dem franzöſiſchen Kaiſerreiche nachgeahmt ſahen. So ſuchte er auch ſeine harte Schrift gegen die Bauern in einem an den Mansfeldiſchen Kanzler Müller gerichteten Schreiben zu rechtfertigen, in welchem er zur Bekräftigung ſeines Servilismus die Härten jener noch überbot. „Ein Aufrühreriſcher, ſagte er, ſey nicht werth, daß man ihm mit Vernunft antworte; mit der Fauſt müſſe man antworten, daß der Schweiß zur Naſen ausgehe. Die Bauern hätten nicht hören wollen; darum habe man ihnen die Ohren aufkneupflen müſſen mit Büchſenſteinen, daß die Köpfe in die Luft geſprungen. Zu ſolchen Schülern habe eine ſolche Ruthe gehört..... Darum habe er Recht gethan, Tod, Untergang und Verderben gegen dieſe Menſchen zu predigen. Es liege ihm nichts daran, daß man ihn nun einen „Heuchler" ſchelte. Diejenigen, welche von Barmherzigkeit und Schonung der Aufrührer ſprächen, ſeyen ſelbſt Rebellen und der Bauern Sache heimlich zugethan."

Da Luther ſelbſt geſtand, und nach dem alten Sprichworte: „unter dem Krummſtab ſey gut leben", auch geſtehen mußte, daß die meiſten Beſchwerden der Bauern völlig ungegründet ſeyen, ſo warf er zur Beſchönigung ſeiner Irrlehren und revolutionären Umtriebe die ganze Schuld des Aufſtandes auf den Willmuth, auf das wirkliche Wohlſeyn und die daraus entſtehende unruhige Muße des Volks. Zeigt uns aber die ganze Weltgeſchichte, daß böſe, unchriſtliche Lehren, im Gewand der Religion oder der Philoſophie einmal unter dem Volke verbreitet, auch unvermeidlich die Revolutionen herbeiführen, ſo hatten auch die armen, unglücklichen Bauern der aufwiegelnden Stimme Luthers mit Freude

Gehör gegeben, ließen aber ſeine Ermahnungen zur Ruhe völlig unbeachtet. Unaufhaltſam verbreiteten ſie ſich über ganz Franken, verjagten die Biſchöfe, und nahmen die Städte, die zu ſchwach zum Widerſtand, oder aus Anhänglichkeit an die eingetretene kirchliche und politiſche Revolution ihnen die Thore öffneten, in ihren Bund auf. Carlſtadt und viele andere ſchwärmeriſche Prädikanten befanden ſich bei dem zu Rothenburg einziehenden Hauſen, zertrümmerten ſogleich die Bilder und Cruzifixe, und mißhandelten die Meſſeleſenden Prieſter an den Altären. Als Vorbilder der heutigen Pariſer Damen von der Halle durchzogen auch bewaffnete Weiber, drohend den Pfaffen und Mönchen mit Plünderung, die Straßen; einer der Prediger aber, Johann Driſchel, beſtieg am Charfreitage in der Hauptkirche die Kanzel, und hielt, wie in unſeren Tagen die Decadenredner, eine Predigt über die — Freiheit. Das Hauptquartier der Bauernanführer befand ſich zu Heilbronn, von wo aus ſie ihre Befehle gaben. So mußte der Graf von Löwenſtein, im Bauernkittel und mit einem weißen Stock in der Hand, dort erſcheinen, und die von den Bauern aufgeſetzten zwölf Artikel beſchwören. — Ein großer Theil des Adels unterwarf ſich dem harten Geſetze der Noth, und bezeichnete ſich mit dem weißen Kreuze, welches die Bauern als Kokarde an dem Hut oder auf der Bruſt trugen, während ſie die wahren Kreuze mit viehiſcher Luſt zerſchlugen. Einige Adelige aber ergriffen freiwillig und mit großem Eifer die Partei der Bauern, indem ſie bei der bevorſtehenden Staatsumwälzung eine große Rolle zu ſpielen und ſich zu bereichern hofften. — Dies that unter anderen Georg von Wertheim, der ſein ganzes Geſchütz ihnen übergab und freudig mit ihnen zog. Als auch die Stadt Würzburg die Bauern frohlockend aufgenommen hatte, und nur die Citadelle die Uebergabe verſagte, erklärte jener Graf bei einer Unterhandlung mit der Beſatzung ſeinen Verwandten und Standesgenoſſen, die ihn zu ihrem größten Erſtaunen in dieſer Geſellſchaft erblickten: „Er ſey mit allen ſeinen Unterthanen zum Bauer geworden, und das beſte Fähnlein wie das beſte Pulver in dem Heere ſey das ſeine. Sie ſollten es kurz machen und ſich übergeben.“ Ganz im Geiſte aller kirchlichen Revolutionen, die nur das Brandmal der Zer-

ſtörung und des Raubes an der Stirne tragen, wollte auch der Graf Wilhelm von Henneberg das ganze Bisthum Würzburg in ein Fürſtenthum für den Friedrich von Brandenburg verwandelt haben. Auch der Ritter Götz von Berlichingen war, wie ſchon gemeldet, einer der Hauptleute der Bauern geworden. Obgleich nun derſelbe ſpäterhin berichtete, er ſey dazu gezwungen worden (eine Erklärung, die wegen ſeines frühern Lebenslaufes ein wenig verdächtig erſcheint), ſo hat er aber den Bauern ſtets guten Rath gegeben, die ihn jedoch zum Glück ihrer Gegner nicht befolgten. Denn ſtatt dem Heere der Fürſten entgegenzuziehen, hielten ſie ſich mit der unnützen Belagerung der Würzburger Bergfeſte auf, und ließen hierdurch dem Truchſeß von Waldburg Zeit, die anderen Bauernhaufen theilweiſe zu ſchlagen. So rückte denn jener vom Bodenſee in das Würtemberger Land, ſchlug am 2. Mai bei Böblingen und Sindelfingen die dortigen Bauern völlig aufs Haupt, nahm ihnen all ihr Geſchütz und unterwarf in wenigen Tagen das ganze Land auf's Neue dem Erzherzoge, ihrem rechtmäßigen Herrn. Zur Strafe wegen des an dem Grafen von Helfenſtein begangenen Mordes ließ er das Städtchen Weinsberg in Brand ſtecken, und verordnete, daß es nie mehr wieder aufgebaut, und ſeine Trümmer zum Denkmal ſeines an dem Adel verübten Verraths werden ſollten, welchen harten Spruch der Erzherzog aber nachher milderte. — Vereint mit dem Churfürſten von der Pfalz, der ſchon früher die Rebellen bei Pfedersheim geſchlagen, und das Bisthum Speier bezwungen hatte, lieferte der Truchſeß den Rebellen bei Königshofen an der Tauber eine Schlacht, in der er durch die Ueberlegenheit ſeines Geſchützes und ſeiner Reiterei ſiegte, und die Geſchlagenen am 5. Juni in einem zweiten Treffen völlig aufrieb. Unzählige Gefangene wurden an den Landſtraßen gehängt oder mit grauſamen Martern umgebracht, wie denn der Böſewicht, der dem Grafen von Helfenſtein zum Tode aufgeſpielt hatte, mit einer eiſernen Kette an einen Pfahl geſchmiedet und ringsum mit Flammen umgeben, nicht verbrannt, ſondern förmlich gebraten wurde. Beim Einzug der Sieger in Würzburg wurden die Bürger, die Stiftsbauern und fremden Bauern in drei Haufen geſtellt, und ſechzig bis

achtzig derſelben enthauptet. — Auch der zurückgekehrte Biſchof und der Markgraf Kaſimir von Brandenburg ſtellten in Städten und Dörfern blutige Strafbeiſpiele auf. Der Letztere ließ alle Bürger und Einwohner von Rothenburg unter Trompetenſchall auf den Markt berufen, ihnen ihren Abfall vorhalten, und ſogleich eilf der Anweſenden und am andern Tage noch dreizehn enthaupten. Unter dieſen befanden ſich die Prediger Driſchel und Rumpf, wie auch der Junker Stephan Menſing und Doctor Preding. Der Pfarrer Hans Stöcklein wurde am Pranger mit Ruthen gepeitſcht, und ihm dann ein Kreuz auf die Stirne gebrannt. Die Weiber, die bei dem Aufruhr thätig geweſen, wurden an den Pranger geſtellt und zum Theil in's Narrenhaus geſperrt. Anderen Theilhabern ließ der grauſame Markgraf die Finger abhauen oder die Augen ausſtechen. Dieß widerfuhr zu Kitzingen an achtundfünfzig Perſonen. Zugleich wurde die alte Form des Gottesdienſtes wieder hergeſtellt, und zur Vergütung des angerichteten Schadens eine ſchwere Auflage auf alle Bürger und Bauern gelegt. Carlſtadt und zwei ſeiner Gefährten waren entflohen.

Während nun im Süden von Deutſchland der Aufruhr unter Strömen von Blut unterdrückt wurde, verbreitete ſich derſelbe immer mehr in deſſen Norden und nahm eine ſehr bedrohliche Geſtalt an. Denn der abſcheulichſte religiöſe und politiſche Fanatismus bethörte und electriſirte die Menſchen, und eine unglaubliche Menge erhob ſich in ganz Sachſen, Heſſen und Braunſchweig ꝛc., um unter der Anführung eines Münzers, Pfeifers u. A. zu Frankenhauſen ſich zu verſammeln und den Kampf gegen die Fürſten zu beginnen. Die früher mit dem Grafen Albrecht von Mansfeld gepflogene friedliche Unterhandlung wurde abgebrochen, und da der Graf bei jener den Spruch Pauli, daß Jedermann der Obrigkeit unterthan ſeyn ſolle, geltend machen wollte, ſo ſchrieb ihm Münzer: „Furcht und Zittern ſey einem Jeden, der Uebel thut, Röm. 2, 9. Daß du die Epiſtel Pauli ſo übel mißbraucheſt, erbarmt mich. Du willſt die böswichtigen Oberkeit dadurch beſtätigen in aller Maaße, wie der Papſt Petrum und Paulum zu Stockmeiſtern gemacht. Meinſt du, daß Gott der Herr ſein unverſtändig Volk nicht erregen könne, die Tyrannen

abzuſetzen in ſeinem Grimm? Oſea am 13. V. 11 u. C. 8, V. 4. Hat nicht die Mutter Chriſti aus dem heiligen Geiſt geredt, von dir und deines gleichen weiſſagend, Luc. 1—57. Die Gewaltigen hat er vom Stuhl geſtoßen, und die Niedrigen (die du verachſt) erhoben. Haſt du in deinem Lutheriſchen Grütz und deiner Wittenbergiſchen Suppen nicht mögen finden, was Ezech. an ſeinem 37. Capitel V. 8 geweiſſagt? Auch haſt du in deinem Martiniſchen Bauerndreck nicht mögen ſchmecken, wie derſelbige Prophet weiter ſagt am 39. V. 4. Unterſcheid, wie Gott alle Vögel des Himmels fordert, daß ſie ſollen freſſen das Fleiſch der Fürſten, und die unvernünftigen Thiere ſollen ſaufen das Blut der großen Hanſen, wie in der heimlichen Offenbarung am 18. u. 19. C. beſchrieben. Meynſt du, daß Gott nicht mehr an ſeinem Volk, denn an euch Tyrannen gelegen? Du willſt unter dem Namen Chriſti ein Heyde ſeyn, und dich mit Paulo zudecken. Man wird dir aber die Bahne verlaufen, da wiſſe dich nach zu halten. Willſt du erkennen Danielis 7—27, wie Gott die Gewalt der Gemeine gegeben hat und vor uns erſcheinen, und deinen Glauben brechen, wollen wir dir das gerne geſtändig ſeyn, und für einen gemeinen Bruder haben: wo aber nicht, werden wir uns an deine lahme, ſchale Fratzen nichts kehren, und wider dich fechten, wie wider einen Erzfeind des Chriſtenglaubens; da wiſſe dich nach zu halten. Gegeben zu Frankenhauſen, Freitags nach Jubilate Anno 1525. — Thomas Münzer mit dem Schwert Gideons. Dem Bruder Albrecht von Mansfeld zur Belehrung geſchrieben."

Zu gleicher Zeit ſandte Münzer an den treuen Anhänger der Kirche, Grafen Ernſt, den Bruder Alberts von Mansfeld, folgende Herausforderung: „Siehe an, du elender dürftiger Madenſack, wer hat dich zum Fürſten des Volkes gemacht, welches Gott mit ſeinem theueren Blute erworben hat? Du mußt und ſollſt beweiſen, ob du ein Chriſt biſt. Du ſollſt in wahrhaftiger Wahrheit gut ſicher Geleit haben, deinen Glauben an den Tag zu legen. Würdeſt du auſſen bleiben, und dich aufgelegter Sache nicht entledigen, ſo wiſſe, Gott hat es von dir und deines gleichen geſagt durch den Propheten Abdias 1, 4. „Dein Neſt ſoll

ausgeriſſen und zerſchmettert werden.“ Denn du biſt der Chriſtenheit nichts nütze, ein ſchändlicher Staubbeſen der Freunde Gottes. Wir wollen deine Antwort noch heute haben, oder dich im Namen der Heerſchaaren heimſuchen, da wiſſe dich nach zu richten: wir werden unverzüglich thun, was uns Gott befohlen hat.“

Gerade in dieſer Zeit hatte der Landgraf Philipp von Heſſen den Aufruhr in ſeinem Lande mit Waffengewalt unterdrückt, und eilte mit dem Herzog Heinrich von Braunſchweig, Georg von Sachſen und anderen kleinern Fürſten ſich zu vereinigen, um dem Münzeriſchen Unweſen ein Ende zu machen. — Bei dem Anmarſch des fürſtlichen Heeres ließ Münzer am Fuße einer Anhöhe eine Wagenburg aufſtellen, um den Angriff der Reiterei zu erſchweren; doch bald entfiel einem großen Theil des unkriegeriſchen Haufens der Muth, und er ſandte an die Fürſten nachfolgendes Schreiben: „Wir bekennen Jeſum Chriſtum. Wir ſind nicht hie, Jemand etwas zu thun, Johannis am anderen, ſondern von wegen göttlicher Gerechtigkeit zu erhalten. Wir ſind auch nicht hie von wegen Blutvergießung. Wollt ihr das auch thun, ſo wollen wir euch nichts thun. Darnach habe ſich ein Jeder zu halten.“ Hierauf antworteten die Fürſten: „Dieweil ihr euch aus angenommener Untugend und verführeriſcher Lehre eueres Fälſchers des Evangeliums vielfältig wider unſeren Erlöſer Jeſum Chriſtum mit Mord, Brand und mancherlei Mißbietung Gottes und ſonder dem heiligen hochwürdigen Sakrament und ander Läſterung erzeigt, darum ſeynd wir als diejenige, denen von Gott das Schwert befohlen, hie verſammelt, euch darum als die Läſterer Gottes zu ſtrafen. Aber nichts deſto weniger aus chriſtlicher Lieb' und ſonderlich, daß wir dafür halten, daß manch' armer Mann böslich dazu verführt, ſo haben wir bei uns beſchloſſen, wo ihr uns den falſchen Propheten Thomas Münzer, ſammt ſeinem Anhange, lebendig herausantwortet, und ihr euch in unſere Gnade und Ungnade ergebet, ſo wollen wir euch dermaßen annehmen, daß ihr dennoch nach Gelegenheit der Sachen unſere Gnad befindet ſollet. Begehren deß euere eilende Antwort.“

Nachdem dieſer Brief in der Bauernverſammlung öffentlich vorgeleſen war, merkte Münzer an den Blicken und Reden Vie-

ler, daß ſie gar nicht abgeneigt ſeyen, dem Begehren der Fürſten zu entſprechen. Da erhob er ſich nun, ermunterte mit ſeiner gewöhnlichen Beredtſamkeit die Verzagten zum Widerſtand, und verhieß ihnen den gewiſſen Sieg nach dem Beiſpiele Gideons, Jonathans und Davids, die mit wenigen Erleſenen viele tauſend Heiden überwanden. „Laſſet euch daher nicht erſchrecken, und greift die Feinde kühn an. Ihr dürft das Geſchütz nicht fürchten; denn ihr ſollt ſehen, daß ich alle Büchſenſteine, die ſie gegen uns ſchießen, im Aermel auffangen will. Ihr ſehet, daß Gott auf unſerer Seite iſt, denn er gibt uns jetzo ein Zeichen. Sehet den Regenbogen, der eben am Himmel ſteht; er bedeutet, daß Gott uns, die wir den Regenbogen im Panier führen, helfen will, und dräuet den mörderiſchen Fürſten Gericht und Strafe.“

Nicht bloß dieſe Worte, ſondern auch die Erſcheinung des Regenbogens bethörte von Neuem die Menge, und um durch ein neues Verbrechen jeden Rücktritt und jede Ausſicht auf Gnade unmöglich zu machen, ließ Münzer den Abgeſandten der Fürſten, den jungen Ritter Maternus von Gehofen, niederſtechen. So begann denn am 15. Mai 1525 das Treffen bei Frankenhauſen. Aufgemuntert durch die eindringlichen Worte des Landgrafen, durchbrach ſogleich die fürſtliche Reiterei die Wagenburg der Bauern, ſtach die Vorderſten nieder, und trieb die Uebrigen in die Flucht. Fünftauſend Bauern wurden auf dem Schlachtfelde getödtet, und bei dem Einzuge der Sieger zu Frankenhauſen ſogleich dreihundert Gefangene enthauptet. — Münzer wurde zu Frankenhauſen, in einem Bette gleich einem Sterbenden liegend, gefunden, von dem Knecht eines lüneburgiſchen Edelmanns erkannt, und ſogleich in das Zelt der Fürſten geſchleppt. Anfänglich beantwortete er alle Fragen derſelben mit Trotz; als ihm aber die Daumenſchrauben angelegt wurden, und Herzog Georg ihm auf ſein Wehgeſchrei zurief: Thomas, das thut weh; aber den armen Leuten, die du in's Unglück geſtürzt haſt, hat es noch weher gethan, lachte er laut auf und ſagte: „Sie haben es nicht anders haben wollen.“ Nach Heldrungen gebracht, wurde er dort noch mehrmalen gefoltert, und bekannte endlich, daß der Bund die Freiheit, Gleichheit und Gütergemeinſchaft in der Chriſtenheit habe

einführen, und jeden Fürſten, der zu demſelben den Beitritt verweigert hätte, unnachſichtlich habe vertreiben und todtſchlagen wollen. —

Während dieſen Vorgängen war auch der Churfürſt Johann, der nach dem Tode ſeines Bruders Friedrich die Regierung übernahm, zu den verbündeten Fürſten geſtoßen und mit ihnen vor Mühlhauſen gerückt. Obwohl Pfeifer dort Widerſtand leiſten wollte, ſo gingen doch die Bürger der Stadt nicht darauf ein und ergaben ſich auf Gnade und Ungnade, während Pfeifer mit vierhundert ſeiner Anhänger zur Nachtzeit entfloh. Die Fürſten begnadigten zwar die Stadt, doch mußte ſie eine ſtarke Summe für die Kriegskoſten zahlen, alle Waffen und Vorräthe ausliefern, alle Feſtungswerke niederreißen, und die Geiſtlichkeit wieder in den Beſitz ihres Eigenthums ſetzen. Kaum war dieſer Vergleich zu Stande gekommen, ſo wurde auch Pfeifer, den man mit hundert und zwölf ſeiner Anhänger bei Eiſenach gefangen hatte, nach Mühlhauſen gebracht. Sämmtliche Gefangene wurden, mit Ausnahme der ganz jungen Leute, ſogleich enthauptet. Auch Münzer ſollte nun die verdiente Strafe erleiden, und erhielt den Beſuch eines katholiſchen Prieſters, der ihn mit der Kirche wieder verſöhnte, ihn Beicht hörte, und ihm das Abendmahl unter einer Geſtalt reichte. Er zitterte aus Furcht vor dem Gericht Gottes, und hörte bis zu ſeinem letzten Athemzug nicht auf, den Luther als den abſcheulichen Urheber alles über Deutſchland gekommenen Unglücks anzuklagen. Als die Stunde der Strafe kam, leerte er mit einem Zug eine große Kanne Wein aus, verrichtete noch ein kurzes Gebet, und ging mit ſtandhaftem Muthe nach der Richtſtätte. Hier aber ſoll er anfänglich kleinmüthig und verzagt ſich gezeigt, und bloß mit Hilfe des Herzogs Heinrich von Braunſchweig, und des anweſenden Prieſters, die ihm das Credo vorbeteten, ſolches mit ſchwacher Stimme nachgebetet haben; hierauf ſchien neue Kraft ihn zu beſeelen; er erhob ſich, bekannte laut ſein Unrecht, und ermahnte die Fürſten zur Milde und Gerechtigkeit gegen das arme, durch Luther verführte, Volk. — Nach dieſer Rede nahm er von dem Prieſter Abſchied, hieß den Henker ſich beeilen, und ſein

abgehauener Kopf wurde sogleich auf eine Pike gesteckt, über welcher geschrieben stand: Münzer, Majestätsverbrecher.

Die politische Revolution der Bauern, ausgegangen aus der kirchlichen Luthers, erlosch also in dem Blute ihrer Führer. In der kurzen Zeit, die sie zur Strafe der Menschheit gewähret, wurden bei 150,000 Menschen auf den Schlachtfeldern getödtet, von sieben Städten die Ringmauern geschleift; tausend Klöster zerstört, dreihundert Kirchen niedergebrannt, und die kostbarsten Gemälde, Bildhauerarbeiten, Glasmalereien und andere Werke der bildenden Kunst völlig vernichtet. Der Geist der kirchlichen Revolution Luthers hatte sich jetzt in der politischen sehr schnell versichtbart, und wenn diese nicht gelang, so lag der einzige Grund darin, daß die Fürsten wie Johann von Sachsen, Philipp von Hessen u. A. zwar eine kirchliche und selbst eine politische Revolution zur Begründung ihrer Territorial-Herrschaft beabsichteten, eben deswegen aber auch beide nicht vom Volke, sondern von ihnen ausgehen lassen wollten. Das demokratische Element sollte daher verschwinden, und das monarchische des deutschen Fürstenwesens, so wie das aristokratische der Reichsstädtischen Obrigkeiten an dessen Stelle treten. — Die Hoffnungen Luthers, die er als Revolutionsmann in seiner Schrift „an den Adel der deutschen Nation" auf die kühnen Reichsritter setzte, waren gänzlich verschwunden; Götz befand sich im Kerker zu Augsburg, Franz von Sickingen war, in einer Fehde mit den rheinischen Fürsten, in seiner belagerten Festung Landsstuhl verwundet worden und als Gefangener gestorben; und Ulrich von Hutten hatte im August 1523 sein unstätes, schändliches Leben als armseliger Flüchtling auf der Insel Ufnar im Zürcher See geendet. — Luther war aber nicht nur den Pfeilen seiner Gegner beständig ausgesetzt, sondern erschrak selbst über das Elend, das seine Lehren veranlaßt hatten. — „Ich sehe," schrieb er, „dieses Unglück und seufze darüber. Und ich habe schon öfters bei mir gedacht, ob man nicht lieber das Papstthum hätte beibehalten sollen, als so viel Aufstand und Unglück sehen. Alles Blut ist nun auf meinem Halse, aber ich weise es auf unseren Herrn Gott, der mir das zu reden befohlen hat. Alle Erschlagenen

ſind mit Leib und Seele verloren, und ewig des Teufels.“ So hatte denn Luther kein Mitleiden mit dem Blute der Bauern, denn dieſes Blut konnte ihm nicht mehr nützen.

Dahingegen ſagte Cochläus von Luther: „Am Tage des letzten Gerichts werden Münzer und die Bauern Gott und ſeine Engel um Rache gegen dich anrufen.“ Auch der Sacramentirer Hospinian rief dem Luther zu: „Deine Schuld an dem Bauernkrieg iſt wahrlich nicht klein,“ und Memno Simon verwies alle Lutheraner auf ihr Gewiſſen, wer den Aufruhr angeregt und verbreitet habe. In gleichem Sinne ſprachen Erasmus, Oſiander, und viele andere Zeitgenoſſen ſich aus.

Von allen Seiten gedrängt und mit Vorwürfen überhäuft, ſah der Revolutionsmann ſich jetzt um Troſt um, und wo konnte er dieſen beſſer finden, als in den Armen der Catharina von Bora, dieſer aus dem ſtürmiſch aufgehobenen Kloſter Nimptſchen durch Bernhard Koppe entführten Nonne. Daß er aber ſeine Heirath gerade in der ſtürmiſchſten Zeit des Bauernkrieges vornahm, mag wohl der Grund unterlegen ſeyn, die auf jenen hingewendete Aufmerkſamkeit der Menſchen von ſeinem eigenen unbeſonnenen Schritt abzulenken, wie denn auch ſeine liebe Käthe einer ſehr ſchnellen Copulation bedurfte, um wenigſtens als Frau nach vierzehn Tagen in die Wochen zu kommen. Am Tadel ſeiner Freunde, ſowie am Spott ſeiner Feinde fehlte es nun nicht; ſagte doch Luther ſelbſt wegen den vielen Heirathsſcandalen: „nos sedemus in turpitupine;“ Erasmus aber machte die triſtigſte Bemerkung: „Vielen ſcheine die Unternehmung Luthers eine Tragödie; er halte ſie aber für eine Comödie, denn alles endige hier immer mit einer — Heirath.“

Fortgeſetzter Kirchenraub, ſeine Verwendung und weiteren Kircheneinrichtungen.

Wenige Jahre waren alſo vergangen, und ſchon hatte Luther in ſeiner revolutionären Laufbahn die bitterſten Erfahrungen gemacht. Viele ſeiner frühern Anhänger hatten ſich gänzlich von

ihm getrennt, und hingen um so treuer der Kirche Christi wieder an, während andere eine neue Bahn in ihrem kirchlichen Revolutionswesen sich brachen und verfolgten. — Eben so war sein Ziel, mit Hilfe des demokratischen Elements den Umsturz der Kirche schnell und gänzlich zu erreichen, und als Haupt aller kirchlichen und politischen Revolutionsmänner Deutschlands zu erscheinen, durch das ernstliche Einschreiten der Fürsten in dem Bauernkriege für immer verrückt, oder ganz beseitigt. Zugleich hatte der große Anhang, den Münzer, Zwingli und andere so schnell gewonnen, ihn hinlänglich belehrt, daß seine Worte ihr Gewicht verloren, und daß er durch eine noch schmeichlerische Religionslehre, larere Moral, und andere kirchliche Einrichtungen den großen unmoralischen Haufen erst wieder gewinnen, und an sich ziehen müsse.

Da Luther aus Erfahrung wußte, daß Viele seiner früheren Schüler, die unverheirathet geblieben, ihrem Irrthum späterhin entsagten, und mit der Kirche sich wieder versöhnten, während ein einmal verheiratheter Mönch nie an Rückkehr dachte, so suchte er das Cölibat nicht nur auf jede Weise zu bekämpfen, sondern auch alle Gattungen von Geistlichen zum Ehestand zu ermuntern. — Ungemein erfreute es ihn daher, als der Hochmeister des deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, zur lutherischen Lehre sich bekannte, sein bisheriges Ordensland Preußen in ein erbliches Herzogthum verwandelte und mit der Tochter des Königs Friedrich von Dänemark sich vermählte. — Gestützt auf diesen Vorgang, hatte Luther sogleich die Frechheit, dessen Bruder, den Cardinal und Erzbischof von Mainz, schriftlich aufzufordern: „er möchte doch auch die geistliche Larve hinwegwerfen, sich vermählen, und seine Diözese in ein weltliches Fürstenthum verwandeln.“ Als ihm aber der Cardinal hierauf gar nicht antwortete, überschüttete er ihn mit einem Strom der gemeinsten Schimpfwörter. — Luthers Verehlichung war daher nicht allein ein Bedürfniß seines gemeinsinnlichen Fleisches, sondern auch eine That seiner revolutionären Politik. Denn die Paarungen von Nonnen und Mönchen gaben im Anfang noch großes Aergerniß; man murrte, als man solche lutherische Ehe-

pärchen, ſogar in ihren früheren klöſterlichen Kapuzen, einhergehen ſah. Das Volk zeigte mit Fingern auf ſie, und erfand für ſolche ſcandalvolle Verbindungen einen zum Sprichwort gewordenen Ausdruck; er hieß: „ſich entmönchen.“ Sobald aber Luther ſelbſt mit dem Beiſpiel geprediget und den Scandal auf ſich genommen hatte, ſo erſchallten die Trompeten des Cupido in allen Klöſtern, und die mönchiſche Hurerei, die öffentliche Meinung nun verachtend, ging ſogleich mit der größten Frechheit in den Straßen umher. So wurden denn die Klöſter bald freiwillig bald gezwungen von ihren Bewohnern geräumt, und ihrer Säculariſirung folgte von Seiten der Machthaber ſehr ſchnell die Beraubung ihres beweglichen und unbeweglichen Vermögens nach.

Damals glich Deutſchland einer wahren Räuberhöhle, in der ſich der hohe und niedere Adel unter einander um die Beute ſtritten. Mit der größten Freude und vollkommenſten Beherzigung vernahmen jene die Lehre Luthers: „Eure Gewalt iſt nur von Gott, ihr habt keinen Meiſter auf Erden, ihr ſeyd dem Papſte nichts ſchuldig, kümmert euch um euere Sache, er ſoll ſich um die ſeine kümmern; er iſt der Antichriſt, den der Prophet Daniel vorausgeſagt hat; er iſt der Menſch der Sünde, der Fürſt der Hure Babylons; ihr ſeyd ihm keine Annaten, keine Palliengelder, keine Gülten ſchuldig für die Abteien, die er euch verliehen hat. Dieſe Abteien ſind für euch, was euch die Thiere ſind, die auf eueren Feldern laufen, die Vögel, die in eueren Forſten fliegen, die Fiſche, die in eueren Teichen ſchwimmen; die Klöſter, in welchen die andächtigen Müſſigänger ein ſo üppiges Leben führen, ſind Neſter der Sünden, die euere Beſitzungen ſtören, Häuſer der Schande, welche die Nahrung eurer Unterthanen verzehren, unfruchtbare Dornſträuche, die ihr ausrotten müßt, wenn ihr wollt, daß euch Gott in dieſem und im künftigen Leben ſegne. Erhebt euch daher gegen Rom, ſetzt zwiſchen euch und ihm eine Mauer der ewigen Trennung und haltet euch an das „neue Evangelium.“ So verſprach der Mönch den adelichen Räubern nicht bloß eine irdiſche Krone von den Diamanten und Edelſteinen, von dem Gold und Silber der

Klöſter, ſondern auch eine andere, ganz himmliſche, von göttlicher Glückſeligkeit gewundene, drohte ihnen aber dabei mit dem göttlichen Zorne, wenn ſie ſich deſſen nicht bemächtigen würden, — und der hohe und niedere Adel ſollte einer ſolchen Stimme kein Gehör geben? Fand ſich doch in den Klöſtern ſo vieles vor, was die Lüſternheit reizte, Wein, Getreide, Gold, Silber und ſogar auch Nonnen, die einen Theil der Beute ausmachten, und Luther ſelbſt geſtand: „Viele hingen ihm allein wegen der Kloſtergüter und den katholiſchen Monſtranzen an.“ Zwar hatte Luther wegen der Vertheilung der Beute einige Bedingungen gemacht; doch hielten ſich die Fürſten für berechtigt, die Vertheilung der Beute ſelbſt anzuordnen. Für ſich ſelbſt, wie ſich's verſteht, den Löwentheil; — den ſtarrköpfigen Mönchen aus Mitleid einige Kleidungſtücke, damit ſie auf den Straßen betteln können; — den Mönchen, welche Luthern gehorchten und folgten, ein wenig Geld, — und dem Pfarrer des Kirchſpiels, der ſeine Zuſtimmung zum Uebertritt in das Lutherthum gegeben, gleichſam als Bezeugung einer außerordentlichen Gnade, einige heilige Gefäße des ſeculariſirten Kloſters; alles Uebrige gehörte ihren Höflingen, Jagdpferden und Hunden und wenn ſie ſo geizig waren, wie der Landgraf von Heſſen — nahmen ſie nebſt allem Grundeigenthum und Gefällen auch die Kleider und prieſterlichen Gewänder, den Kirchenſchmuck, die Stickereien und Kirchenfenſter. Man ſah heilige Gefäße, die einſt zur Feier der Geheimniſſe dienten, als Trinkgeſchirre an den Tafeln gewiſſer Churfürſten verwendet, und als man ſich zuletzt darüber ſchämte, kamen ſie zuerſt in die öffentlichen Muſeen, und zuletzt in die Münze.

Gewann daher Luther durch die Privilegirung des Kirchenraubs die Zuneigung und Unterſtützung der Fürſten, ſo ſuchte er aber auf einem anderen Weg, auch das Volk an ſich zu ziehen. Er befreite es demnach von der Beichtmarter, indem er erklärte, daß das Bekenntniß eines Beichtenden, er habe geſündiget, gänzlich genüge und keine ſpecielle Angabe der Sünden nöthig ſey. Zugleich ſchmeichelte er ihm durch ſeine beiſpiellos laxen Grundſätze in der für das Familien- und Staatsleben gleich heiligen Ehe, und gab der Gemeinde oder Pfarre das Recht, Vorſchriften,

Anordnungen und Geſetze zu geben, weil die Pfarre das Volk repräſentirt, und der von ihm gewählte Geiſtliche nur die Verwaltung des Wortes hat, nicht aber die Macht, dieſelbe zu verleihen. Von da an gab es denn keine Salbung, keine ausgezeichnete Kleidung, keine Tonſur, keine Weihe mehr; das Prieſterthum verlor die Heiligkeit des Sakraments, und verweltlichte als ein bloßes Zeichen. —

Wie aber alle kirchlichen Revolutionsmänner das ewige Weſen des Chriſtenthums, das nicht nur in der Lehre ſondern auch in der Anſtalt beſteht, nie beachten, und bloß der Stimme ihres menſchlichen Eigendünkels und Hochmuthes Gehör gebend, aus einem Irrthum in den anderen fallen, ſo erkannte auch Luther ſehr bald die Folgen ſeiner falſchen Schritte, indem er, der gegen den Reichthum und das zeitliche Gut der Geiſtlichkeit ſo ſehr geeifert hatte, nun ſehen mußte, wie der räuberiſche Adel das ganze Kirchenvermögen an ſich riß, und dem Kirchenweſen nicht ſoviel ließ, um es nur auf das ärmlichſte zu erhalten. Darob ergrimmte denn Luther gewaltig und ſchrieb: „Es wäre nicht Wunder, daß Gott beides, Thür und Fenſter, in der Hölle aufthäte, und ließ unter uns eitel Teufel ſchneien und ſchlacken, oder ließe vom Himmel regnen Schwefel und hölliſches Feuer, und verſenkte uns alle ſammt in Abgrund der Höllen, wie Sodoma und Gomora. Dann hätte Sodoma und Gomora ſo viel gehabt, ſoviel gehört, oder geſehen, ſie ſtünden freilich noch heutiges Tages. Denn ſie ſind das zehnte Theil nicht ſo böſe geweſen, als jetzt Deutſchland iſt.... Vorhin, da man dem Teufel diente, und Chriſti Blut ſchändete, da ſtunden alle Beutel offen und war des Gebens zu Kirchen, Schulen und allen Gräuel keine Maaße; nun man aber rechte Schulen und Kirchen ſoll ſtiften, ja nicht ſtiften, ſondern allein erhalten im Gebäu, da ſind alle Beutel mit eiſernen Ketten zugeſchloſſen, da kann Niemand geben. — Ich bitte Gott um ein gnädiges Stündlein, daß er mich von hinnen nehme und nicht ſehen laſſe den Jammer, ſo über Deutſchland gehen muß.“ — Späterhin rief Luther in ſeinem Zorn: „zum Teufel mit den Rathsherrn, Vögten, Fürſten und großen Herren, die nicht den Predigern und Dienern des Evangeliums ſoviel laſſen, daß ſie ihre Weiber und Kinder ernäh-

ren können. — Die Fürſten begnügten ſich aber nicht mit dem bloßen Kirchenraub, ſondern miſchten ſich ſchon in die Anordnung des Gottesdienſtes, und der Landgraf Philipp erlangte von Luther, daß man bei dem Gottesdienſt die Erhebung des Kelchs unterlaſſe. Dieſe mit churfürſtlichen und herzoglichen Kronen geſchmückten Diebe, denen keine Engel, wie einſt dem plünderungsſüchtigen Heliodor, an den Thüren der Kirchen mit Ruthen entgegen kamen, dehnten ihre Gewalt immer mehr über das Kirchenweſen aus, und ſchufen die kirchliche Revolution, die in Deutſchland als die Befreierin von dem prieſterlichen Joche ſich angekündigt hatte, in ein heidniſches, oberprieſterliches und obrigkeitliches Ungeheuer um, deſſen Doppelarm das äußere und innere, das politiſche und religiöſe Weſen des Staats und der Kirche, ſomit die Körper und die Seelen ihrer Unterthanen umfaßte. Luther machte zwar dagegen Einſprüche; doch ſie hatten keinen Erfolg, da jetzt die Juriſten mit den Theologen ſtritten, und jene um ſo ſchneller den kirchlichen Despotismus herbeiführten, indem ſie den Launen der Fürſten ſchmeichelten. Jenen großartig feſtumſchloſſenen Bau der Kirche des Mittelalters, dieſe Frucht eines mit außerordentlicher Kraft geführten Kampfes um die Freiheit der Kirche, konnten die kirchlichen Revolutionsmänner ihrem ſchlechten Machwerk nicht beigeben, und mußten die innige Verbindung des Staats und der Kirche zulaſſen, aus der jederzeit für die letztere der größte Schaden erwächſt, indem jede geknechtete Kirche nur als Polizei- und Regierungs-Inſtrument des Staats erſcheint. So berief denn der junge Landgraf Philipp von Heſſen die Aebte, Pfarrer und Mönche, die Grafen, Ritter und Abgeordnete der Städte zu einer Synode nach Homberg (21. Okt. 1526), „um ſich mit ihnen über Glaubensſachen und religiöſe Einrichtungen zu vergleichen.“ Eine Hauptrolle ſpielte hier der kirchliche Rebelle und Wüſtling Lambert von Avignon, der mit glühender Beredtſamkeit eine auf demokratiſcher Baſis ruhende Synodalordnung empfahl. Da dieſe dem Fürſten in pecuniärer Hinſicht, ſo wie wegen ſeines dabei vorherrſchenden Einfluſſes ungemein zuſagte, ſo nahm er ſie an, und führte ſie mit Hilfe des Lamberts, und ſeines Hofpredigers

Adam Kraft auch wirklich ein. — Um aber ſelbſt die geringſte Spur einer biſchöflichen Jurisdiction zu vertilgen, verlieh Luther den Fürſten das Recht, die Viſitatoren zu ernennen, welche alljährlich die Pfarreien durchziehen, das Leben, die Sitten und Lehren der Prieſter unterſuchen, und im Nothfalle dieſelben auch abſetzen und excommuniciren ſollten. Für dieſe Kirchenviſitationen hatte Melanchthon ein eigenes Formular verfaßt, welches nebſt einem kurzen Glaubensbekenntniß die Verordnung enthielt, überall die geiſtlichen Stifter, Klöſter ꝛc. aufzuheben, und evangeliſche Prediger anzuſtellen. Zu Viſitatoren wurden zwei Theologen und zwei Juriſten, zur höheren kirchlichen Aufſicht und Entſcheidung in Eheſachen ſ. g. Superattendenten eingeſetzt, der Landesherr ſelbſt blieb aber der alles anordnende und entſcheidende **summus Episcopus**. Durch die Vertreibung der Biſchöfe, der Pfarrer und Mönche entbehrte aber die Jugend jeden Unterricht, und mit dem größten Recht warf ſchon zu ſeiner Zeit Erasmus dem Lutherthume vor, es bringe, wo es hinkomme, den Wiſſenſchaften und Künſten den Verfall, der ſich auch bei den nächſtkommenden Generationen ſehr deutlich zeigte. Selbſt Luther ſah dieſes allmählig ein, und ſchrieb an den Churfürſt Johann von Sachſen: „Seit das Papſtthum gefallen iſt, wollen die Bauern ſchlechts nichts mehr geben und iſt ein ſolcher Undank unter den Leuten für das heilige Gottes Wort, das ohne Zweifel eine große Plage für handen iſt von Gott; und wenn ich's mit gutem Gewiſſen zu thun wüſte, mögte ich wohl dazu helfen, daß ſie keinen Pfarrherrn oder Prediger hätten, und lebten wie die Säue, wie ſie ſchon thun; da iſt keine Furcht Gottes, noch Zucht mehr, weil des Papſtes Bann iſt abgegangen, und thut jedermann, was er will. Weil aber uns allen, ſonderlich der Obrigkeit geboten iſt, für allen Dingen doch die arme Jugend, ſo täglich geboren wird, und daher wächſt, zu ziehen, und zu Gottesfurcht und Zucht zu halten, muß man Schulen und Prediger und Pfarrherrn haben; wollen die Alten ja nicht, mögen ſie zum Teufel hinfahren. Aber wo die Jugend verſäumt, und unerzogen bleibt, da iſt die Schuld der Obrigkeit, und wird dazu das Land voll wilder, loſer Leute, daß nicht allein Gottes Gebot,

ſondern auch unſer aller Noth zwingt, hierein Fleiß fürzuwenden.“ Um nun ſeinem Werke nur einigen Beſtand bei der Nachkommenſchaft zu geben, verfaßte er ſeinen kleinen und größeren Katechismus. — Die Weltkirche Chriſti, früher unabhängig von dem Landesherrn, wurde jetzt in eine von weltlichen Fürſten abhängige Landeskirche verwandelt, und ſtellte ein theologiſches, von der Politik abhängiges Syſtem dar, das in der Folge zur Norm für alle lutheriſchen Länder diente. Ueber ein eigentliches Verfaſſungs-Prinzip der evangeliſchen Kirche kam man jedoch nicht aufs Reine, und beſtimmt wußte Niemand anzugeben, welches in kirchlichen Dingen die Rechte der Fürſten, welches die der Geiſtlichen, welches die der Gemeinde ſeyen. — Statt des päpſtlichen Joches, das, wie Melanchthon ſagte, von Holz geweſen, hatte man ein eiſernes, das Joch der Politiker, aufgelegt. —

Großer Zwieſpalt und Verfolgungswuth unter den kirchlichen Revolutionsmännern.

Wie in den politiſchen Revolutionen, bleiben aber auch in den kirchlichen die Revolutionsmänner nicht lange einig, und einmal abgewichen von der Bahn der ewigen Wahrheit, verlieren ſie ſich ſchnell auf den verſchiedenſten Irrwegen, auf die der Geiſt des Widerſpruchs, des Eigendünkels und wechſelſeitigen Neides unaufhaltſam ſie hintreibt. Hatte demnach Luther die freie Auslegung der Bibel zum Fundament ſeiner Lehre gegen die Katholiken gemacht, ſo kamen nun Andere und ſprachen das nämliche Recht gegen ihn ſelbſt an. Geſtützt auf die Bibel hatte ſchon früher Münzer die Vielweiberei, Storch die Gütergemeinſchaft, Carlſtadt der Abſchaffung der liturgiſchen Formen, und Pfeifer die politiſche und religiöſe Gleichheit gepredigt; die Propheten von Altſtädt verlangten, man ſolle die Bilder, Kirchen und Capellen zerſtören, und dem Herrn unter dem freien Himmel auf den Höhen dienen, während andere Schwärmer über die Nutzloſigkeit des Geſetzes, des Gebetes, der Beicht, der Taufe, der Verehrung der Heiligen, der Fürbitte Mariens ꝛc. ꝛc. mit der

größten Heftigkeit ſich ausſprachen. — Der ſ. g. heilige Geiſt, der dieſe Menſchen beſeelte, hatte keinen Augenblick mehr Ruhe, und mit jedem Tage blies er ihnen eine neue und immer tollere Lehre ein. So konnte Carlſtadt, der frühere Lehrer Luthers, die unwürdige und ſpöttiſche Behandlung, die ihm dieſer bewies, nicht verſchmerzen, und um ſich an ihm zu rächen, griff er deſſen Lehren offen an, läugnete die wirkliche Gegenwart in dem Altarſacrament und wurde aus einem Wiedertäufer ein — Sacramentirer. In dieſem Geiſte predigend, durchzog er das Land und regte das Volk gegen den papiſtiſchen Aberglauben auf, dem Luther noch immer anhänge. Zugleich ließ er ſich durch eine förmliche Wahl das Pfarramt zu Orlamünde übertragen, richtete den Gottesdienſt nach ſeinen Ideen ein, und beachtete nicht die Befehle, die ihm die Rückkehr nach Wittenberg dringend geboten. Luther erhielt nun den Auftrag, den Neuerungen in Orlamünde durch ſeine Gegenwart ein Ende zu machen. Aufgeregt und voll Zorn über das Benehmen Carlſtadts und der Orlamünder, gegen die er früher ſchon ſehr heftig gepredigt hatte, wurde er noch aufgebrachter durch ein Schreiben jener Gemeinde, worin dieſe ihm den Vorwurf der Inconſequenz machte. — In demſelben ſchrieb ſie unter anderem: „Du verachteſt alle die, ſo aus göttlichem Befehl ſtumme Götzen und heidniſche Bilder umbringen, und mutzeſt wider ſie eine kraftloſe, weltweiſe und unbeſtändige Bewährung aus deinem eigenen Gehirn und nicht gegründeter Schrift auf. Daß du uns als Glieder Chriſti, durch den Vater eingepflanzt, unverhört und unüberwieſen ſo öffentlich ſchiltſt und läſterſt, das zeigt an, daß du dieſes wahrhaftigen Chriſti und Sohnes Gottes ſelbſt kein Glied biſt, dieweil du freveliche Scheltworte und nicht chriſtliche und brüderliche Strafe, als dir von Chriſto auferlegt, wider uns vornimmſt.“ — Mit dieſem Schreiben in der Taſche machte ſich Luther auf den Weg nach Orlamünde, der ihn durch Jena führte, wo damals auch Carlſtadt ſich befand. Sogleich beſtieg Luther dort die Kanzel, und hielt eine Rede gegen die Wiedertäufer, in welcher er die Zuhörer auf Koſten der Schwärmegeiſter beluſtigte, und unbarmherzig über den anweſenden Carlſtadt loszog. Nach Beendigung der Predigt

ging Carlſtadt in die Herberge zum ſchwarzen Bären, wo Luther eben bei Tiſche ſaß, und ſtellte ihn wegen der Ausfälle, die er ſich erlaubt habe, zu Rede. So begann denn der Kampf des Hochmuths auf der einen und der Eitelkeit auf der anderen Seite, und als Carlſtadt im Laufe des Geſprächs dem Luther vorwarf, er ſey bloß darum gegen ihn im Vortheil, weil er allein das Recht zu ſchreiben und zu predigen habe, während dieſes ihm verboten ſey, ſo gerieth Luther in Hitze, und forderte ihn auf, recht tüchtig gegen ihn zu ſchreiben, zu welchem Ende er ihm ſelbſt einen Gulden ſchenken wolle. Wirklich zog er ein Geldſtück aus der Taſche, und gab es dem Gegner, der es auch in Gegenwart vieler Zeugen als ein Pfand annahm, fernerhin gegen Luthern ſchreiben zu dürfen. — Bei ſeiner Ankunft in Orlamünde fand Luther dort eine große Mißſtimmung, und da er dem Rath und der Gemeinde erklärte, Carlſtadt könne ihr Pfarrherr nicht ſeyn, weil ihm die Zuſtimmung des Churfürſten und der Univerſität fehle, ſo antwortete ihm ein Kämmerer des Rathes: „Wenn Carlſtadt unſer Pfarrherr nicht iſt, ſo hat Paulus falſch gelehrt, und Euere Bücher müſſen auch falſch ſeyn; denn wir haben ihn erwählt.“ Als hierauf Carlſtadt ſelbſt herbeitrat, nannte ihn Luther öffentlich ſeinen Feind, dem er auf dieſe Feindſchaft einen Gulden gegeben, und drohte auf der Stelle abreiſen zu wollen, wenn derſelbe nicht ſogleich ſich entferne. Auf Zureden mehrerer Bürger trat Carlſtadt wirklich ab, und nun beklagte ſich Luther, daß man in der Aufſchrift des von der Gemeinde an ihn ergangenen feindſeligen Schreibens ihm den „rechten Titel,“ den er ſelbſt von ſeinen Gegnern unter den Fürſten und Herrn erhalte, nicht gegeben, und ihn bloß einen chriſtlichen Lehrer genannt habe. Da ſprach einer aus der Gemeinde: „Aus was Urſachen iſt es denn ein Feindesbrief?“ Luther erwiederte: Ob ich ſonſt nicht wüßte, daß ihr Schwärmer ſeyd, ſo weiß ichs doch jetzunder; denn ihr brennt alle vor meinen Augen wie Feuer; ihr werdet mich doch nicht freſſen? Nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fieng Luther wieder an: „Wo wollt ihr in der Schrift beweiſen, daß man Bilder ſoll abthun? Da antwortete ihm ein Bibelfeſter Schuſter, das ſey ſehr leicht, da Moſes ſelbſt das zweite Gebot

in dieſem Sinn ausführlich ausgelegt und befohlen habe. „Du ſollt alle Bilder abthun, und keines haben. Luther entgegnete darauf: „Ja, das iſt von den abgöttiſchen Bildern geredt: dieſe ſind abgöttiſche, die man anbetet. Was ſchadet mir ein Crucifix an der Wand, das ich nicht anbete? Der Schuſter aber erwiederte: Ich habe oft vor einem Bilde an der Wand oder auf dem Wege den Hut abgezogen; das iſt eine Abgötterei und Gottes Unehre und der armen Menſchen großer Schaden, darum ſoll man Bilder nicht haben? Hierauf ſagte Luther: „So mußt du des Mißbrauchs halber auch die Weiber umbringen und auch den Wein wegſchütten.“ Ein anderer aus der Gemeinde antwortete: „Nein das ſind Creaturen von Gott uns zur Hilfe, Erhaltung und Nothdurft geſchaffen, die er uns nicht befohlen hat, umzubringen; die Bilder aber, die Menſchenhände gemacht haben, die ſind uns befohlen, abzuthun.“ Luther beharrte auf dem Worte: „abgöttiſche Bilder.“ — Da ſprach der Schuſter: „Ja ich wollte dir es wohl nachlaſſen, wenn nicht in Moſe alle Bilder verboten wären.“ Luther ſprach: „Es ſteht nicht in der Schrift.“ Der Schuſter aber entgegnete: „Es gelte, was du willſt, es ſteht darin.“ Sie ſchlugen die Hände zuſammen und wetteten. Der Schuſter ſprach: „Was iſt das geſagt, Gott ſpricht; Ich will meine Braut nacket haben, und will ihr das Hemd nicht anlaſſen.“ Da fuhr Luther mit der Hand über ſein Angeſicht, bedachte ſich, und ſprach: „Ey höre zu, das heißt Bilder abthun; ey wie ein ſeltſam Deutſch iſt das.“ Doch ein Anderer der Gemeinde ſagte: „Ja, es iſt wahr, und ſo viel geſagt, Gott will, daß die Seele aller Creatur nacket, das iſt bloß und ledig ſeyn ſoll, und als bald ich mich mit einer erlaubten Creatur gelüſte, ſo iſt die Seele verbildet; wie vielmehr wird die Seele bedeckt und verwickelt, wenn ſie ſich mit verbotenen Bildern beluſtet.“ Als nun aus einer herbeigebrachten Bibel die auf die Bilder bezüglichen Textſtellen (K. 20. Exodus u. K. 4. Deuteronom.) vorgeleſen wurden, ſagte Luther, es ſtehe dabei geſchrieben: „Du ſollſt keines anbeten;“ daher habe Gott die Abgötterei gemeint. Ihm entgegnete Einer aus der Gemeinde: „Es ſteht nicht im Text, abgötteriſch, ſondern du ſollſt gar keines

machen, noch haben. Das Anbeten iſt ein ſonderlich Uebel, das Gott auch ſonderlich verboten.“ Luther ſagte: „Lies fort!“ und er las: „du ſollt deine Augen nicht aufheben gegen Himmel, Stern, Sonn und Mond anzubeten.“ Da fragte Luther: „Warum thuſt du ſie auch nicht ab?“ Der Schuſter aber antwortete: „Stern vom Himmel ſind nicht von unſeren Händen gemacht, darum Gott die Stern nicht in unſere Macht gegeben abzuthun: Gott hat uns auch nicht geboten, als Bilder abthun; darum ſollen wir's nicht vornehmen.“ Da Luther noch einmal von „abgöttiſchen Bildern“ ſprach, ſo nahm der Bürgermeiſter, Stille gebietend, das Wort: „Höret lieben Heren, höret; Wir halten uns ſtraks nach dem Wort Gottes; denn es ſteht geſchrieben, ihr ſollt weder dazu ſetzen noch davon nehmen.“ Luther ſagte hierauf: „Ihr habt mich verdammt.“ Der Schuſter aber antwortete: „So du je verdammt will ſeyn, halte ich dich und einen jeglichen verdammt, ſo lange er wieder Gott und Gottes Wahrheit redet oder lieſet.“ Luther ſagte: „Das hätten mir wohl die Kinder auf der Gaſſen geſagt,“ ſprang auf, eilte zum Wagen, und alle Anweſenden riefen ihm nach: „Geh zum Teufel, in tauſend Teufels Namen! Wollte Gott du brächeſt Hals und Bein, ehe du zur Stadt hinaus kommeſt.“ *)

So hatte denn Luther auf einen Schlag zwei derbe Lehren bekommen. Er mußte hören, wohin die freie Bibelauslegung die Menſchen führe, und zugleich fühlen, wie leicht ſelbſt der größte Revolutionsmann alle Ehre und allen Credit verliere, ſobald er gegen die Anſichten neu aufgekommener Wortführer anſtößt. Eine ſolche Kränkung hatte Luther noch nicht erlebt; ſein Hochmuth ſchnaubte nach Rache. Auf ſein Betreiben wurde Carlſtadt nicht bloß ſeines Amtes entſetzt, ſondern mußte ſelbſt, trotz aller Fürbitte der Gemeinde Orlamünde ſogar die churfürſtlichen Staaten verlaſſen. In ſeinem Abſchiedsbrief an die Orlamünder unterſchrieb er ſich: „Andreas Bodenſtein“ (Carlſtadt), unverhört und unüberwunden durch Martin Luther vertrieben.“ Anfänglich behandelte ihn Luther mit vornehmer Verachtung; er ſchrieb daher

*) L. O. T. II. Jen. germ. fol. 497.

an Amsdorf: „Du siehst, daß ich, der ich einst ein Märtyrer werden sollte, nun selbst Märtyrer mache.“ — Carlstadt säumte dagegen auch nicht, die Jenaischen und Orlamündischen Vorgänge bekannt zu machen und Luther und seine Lehre bitter zu schmähen, wobei er zugleich seine eigene, neu aufgestellte Lehrmeinung über das Abendmahl in mehreren Schriften vortrug. Empfand aber Luther schon eine wahre Abneigung gegen die Lehre Carlstadts, so steigerte sich jene noch durch den Beifall, den sie bei vielen geachteten Männern fand, und was er nie für möglich hielt und ihn ungemein schmerzen mußte, seinem Gegner selbst den Vorrang vor ihm verschaffte. Denn im Elsaß und der Schweiz schloß sich eine große Partei der Lehre Carlstadts an, und die Straßburger Theologen Bucer und Capito schrieben unumwunden an Luther; sie billigten zwar nicht Carlstadts gewaltsame Behandlung der Einsetzungsworte, doch seyen sie in der Hauptsache mit ihm einverstanden. Die freie Schriftauslegung hatte demnach dem menschlichen Hochmuth das Mittel gegeben, den demüthigen und traditionellen Glauben der Kirche zu verdrängen, die Beurtheilung aller göttlichen Dinge dem Verstand zu unterwerfen, und man suchte auf der Leiter der Begriffe dem Unendlichen näher zu kommen, indem man in dem Allgemeinsten das Höchste, in dem leeren Raum die Heimath der religiösen Erkenntniß erblickte. — Sey es nun, daß Luther wirklich die Nothwendigkeit einsah, die geheimnißvolle, den Himmel und die Erde verbindende Feier nicht als ein bloßes Erinnerungsmittel in den Kreis gemeiner Wirklichkeit verweisen zu lassen; sey es auch, daß er, der früher durch gänzliche Beseitigung des Altarsacraments so gern dem Papstthum den „größten Puff“ gegeben hätte, die neue Lehre wegen des Mannes, von dem sie ausging, um so bitterer anfeindete; genug, er fing jetzt an, alle kirchliche Lehrsätze, die nicht auf das Papstthum und die Schlüsselgewalt sich bezogen, entschieden zu verfechten, und zugleich die Ansicht, daß der Inhalt der göttlichen Offenbarung nach den Gesetzen der begreiflichen Erkenntniß beurtheilt werden müsse, mit dem größten Eifer zu widerlegen. Er ließ eine Schrift unter dem Titel: „Wider die himmlischen Propheten,“ im Druck er-

ſcheinen, worin er zuerſt die Grundſätze der Bilderſtürmer, dann aber auch die neue Lehre vom Sacramente heftig beſtritt, und die Vernunft als die Hure des Teufels bezeichnete. So lange er aber ſeine Gegner bloß mit der Bibel zu bekämpfen ſuchte, und bald am Wort feſthielt, bald Abweichungen vom wörtlichen Sinne einräumte, antworteten ihm jene in gleicher Weiſe, und Luther ſah ſich endlich genöthigt, wie früher gegen die Wiedertäufer, nun auch gegen die Sacramentirer, auf das Zeugniß der alten wahren Kirche Chriſti ſich zu berufen. Er ſchrieb daher ſpäterhin wegen der Abendmahlslehre an den Herzog Albrecht von Preußen: „Es iſt dieſer Artikel nicht eine Lehre außer der Schrift von Menſchen erdichtet, ſondern klärlich im Evangelio durch helle, reine, ungezweifelte Worte Chriſti geſtiftet und gegründet, und von Anfang der chriſtlichen Kirchen in aller Welt, bis auf dieſe Stunde, einträchtlich geglaubet und gehalten. Wie das ausweiſen, der lieben Väter, Bücher und Schriften, beider griechiſcher und lateiniſcher Sprache, dazu der tägliche Brauch und das Werk vor Erfahrung bis auf dieſe Stunde. Welches Zeugniß der ganzen heiligen chriſtlichen Kirchen (wenn wir ſchon nichts mehr hätten) ſoll uns allein genugſam ſeyn, bei dieſem Artikel zu bleiben, und darüber keinen Rottengeiſt zu hören noch zu leiden. Denn es gefährlich iſt, und erſchrecklich, etwas zu hören und zu glauben wider das einträchtige Zeugniß, Glauben und Lehre der ganzen heiligen chriſtlichen Kirche, ſo ſie von Anfang her, nun über fünfzehnhundert Jahr, in aller Welt einträchtlich gehalten hat. Wenn es ein neuer Artikel wäre und nicht von Anfang der heiligen chriſtlichen Kirchen, oder wäre nicht bei allen Kirchen noch bei der ganzen Chriſtenheit in aller Welt ſo einträchtlich gehalten, wäre es nicht ſo gefährlich und ſchrecklich, daran zu zweifeln oder zu disputiren, ob's recht ſey. Nun er aber von Anfang her und ſo weit die ganze Chriſtenheit iſt, einträchtlich gehalten iſt, wer nun daran zweifelt, der thut eben ſo viel, als glaubt er keine chriſtliche Kirche, und verdammt damit nicht allein die ganze heilige chriſtliche Kirche, als eine verdammte Ketzerin, ſondern auch Chriſtum ſelbſt mit allen Apoſteln und Propheten, die dieſen Ar-

tikel, da wir sprechen: „Ich glaube eine heilige christliche Kirche,“ gegründet haben und gewaltet bezeugt, nämlich Christus Matth. 28, 10: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Und St. Paulus 1. Timoth. 3, 15: „die Kirche Gottes ist eine Säule und Grundveste der Wahrheit.“ Auch zeigt ihr eigen Opinio wider sie selbst, daß sie wider einander über den Text so uneinig sind, und schier sieben oder achterlei so viel Text, so viel Rotten sind, machen, und können nichts gewisses lehren, noch irgend ein armes Gewissen beständiglich betichten. — Derhalben ist mein treuer christlicher Rath, Euere Fürstliche Gnaden gehe ihrer auch müssig; denn da ist kein Ende Disputirens und Plauderns, sie lassen ihnen nichts sagen und hören nichts. Da bleibt denn kein anderer Rath als jener St. Pauls Tit. 3, 10, 11, da er spricht: Einen ketzerischen Menschen sollst du meiden, wenn er einmal oder zwier vermahnet ist, und sollst wissen, daß er verkehrt ist, und hat sein Urtheil.“

Konnte ein Katholik anders schreiben? Doch dieses Schreiben Luthers bezeigt bloß seinen Character und seine Sucht, recht zu haben; der größere und frischere Haß gegen Carlstadt und dessen Anhänger stellte den älteren gegen die Kirche bei ihm in den Hintergrund, und er bekannte sich wieder zu katholischen Grundsätzen, obgleich er dem Dogma selbst eine eigenthümliche, verzwickte, von dem Buchstaben der Schrift und von der Kirchenlehre abweichende Gestalt gab, indem er das gesegnete Brod nicht unmittelbar zum Leibe, den gesegneten Wein nicht unmittelbar zum Blute des Erlösers werden, sondern Leib und Blut erst mittelst des Brodes und des Weins (in, mit, und unter beiden) empfangen ließ. — Luther nahm also die wirkliche Gegenwart an, aber nur während der sacramentalischen Handlung, deren moralischer Effect nur auf den Empfang und Genuß der Communion sich beschränkt. Er nahm an, daß Jesus Christus durch die Worte der Consecration vom Himmel in das Abendmahl gebracht werde; daß die Substanz des Brodes und des Weines sich nicht in Leib und Blut verwandle, sondern seine Materialität behalte. Er verwarf also die katholische Transsubstantiation und erklärte seine dogmatische Ansicht mit den Wor-

ten „Impanation“ und „Indivination.“ Anfänglich behielt er die Elevation bei, später unterdrückte er sie wieder; verbot das Brod, oder die geweihte Hostie aufzubewahren, und führte die Communion unter beiden Gestalten ein. Carlstadt, der die Taufe der Katholiken ein „Hundsbad“ nannte, spottete nun über den vom „Bäcker gebackenen, impanirten“ Gott Luthers.

Mehr als der Kampf mit dem Papstthum hatte der Abendmahlsstreit den inneren Frieden Luthers getrübt; auch Carlstadt zog, gleich einem flüchtigen Kain, im Lande umher, und gerieth zuletzt in ein so großes Elend, daß er selbst Luthern um Hilfe ansprechen mußte. Diese Demüthigung Carlstadts that dem stolzen Herzen Luthers unendlich wohl, und nachdem er jenen in einer Vorrede zu dessen neuester Schrift als einen Zweifler und dünkelvollen Menschen dem Mitleiden und der Nachsicht aller Rechtgläubigen empfohlen hatte, wirkte er ihm seine Wiederaufnahme in Sachsen unter der Bedingung aus, daß er weder predigen, noch schreiben, noch mit Jemand über religiöse Gegenstände disputiren solle. — So lebte nun Carlstadt während drei Jahren in dem Städtchen Kemberg, und ernährte sich und seine Familie mühselig durch Feldbau und Kramhandel; zuletzt wurden ihm aber seine Verhältnisse ganz unerträglich; er wendete sich daher an die Gegner Luthers, Krautwald und Schwenkfeld, und endlich auch an den Kanzler Brück mit der Bitte, er möchte doch seine und Luthers Schriften durch unparteiische, gottesfürchtige Leute prüfen lassen. Darob ergrimmte Luther von neuem, und wollte schon die Verhaftung seines Gegners erwirken, als dieser durch die Flucht jener zuvorkam, und nach der Schweiz reiste, wo er eine Anstellung erhielt, nicht mehr in den Sacramentsstreit sich mischte, und den Rest seiner Tage still verlebte.

Die Abendmahlslehre Luthers hatte schon viele Gegner gefunden, unter denen Zwingli und Oecolampadius als reine Verstandsmenschen sich auszeichneten. Zwingli war der erste, welcher die wirkliche Gegenwart im Abendmahl läugnete, indem er den Worten Christi einen bildlichen Sinn unterlegte, den Luther standhaft als ein teuflisches Ungeheuer verwarf. Die Lehre Zwingli's hatte aber den doppelten Vorzug, daß sie die

Sinne nicht aufregte, und das katholische Dogma vielmehr verletzte, als die Impanation Luthers. Da Zwingli seinen Haß gegen das Papstthum zum größten Beweisgrund gegen die wirkliche Gegenwart Christi im Sacrament machte, so rief Luther aus: „Welch ein erbärmlicher Beweisgrund! ihr verläugnet also die Schrift; denn die haben wir vom Papstthum; lächerliche Thorheit: Christus fand unter den Juden Schriftgelehrte und Pharisäer und verwarf nicht Alles, was sie lehrten. Gestehen wir nur, daß es im Papstthume Heilswahrheiten gibt, ja alle Heilswahrheiten, die wir geerbt haben; denn im Papstthume fanden wir die wahre heilige Schrift, die wahre Taufe, das wahre Sacrament des Altars, die wahren Schlüssel zur Vergebung der Sünden, das wahre Predigtamt, den wahren Katechismus, welcher das Gebet des Herrn, die Glaubensartikel und die zehn Gebote enthält. Ich sage überdieß, daß im Papstthum das wahre Christenthum sich befinde.“

Die neuen Kirchen kamen in Aufruhr; die zweifelhaften Geister wußten nicht, an welche Lehre sie glauben, welchen Sinn sie festhalten sollten. Der Wortwechsel beschränkte sich nicht mehr auf die Kanzel, er war in die Bücher gedrungen, und eben so gewaltsam geworden, als ihn Luther früher gegen den Katholizismus führte. Jeder übergab seinen Gegner dem Teufel; der Zwinglianer hieß den Lutheraner einen „Gottesfleischfresser“ Theophagen, der Lutheraner aber den Anhänger Zwinglis einen „Sacramentirer.“ — Indem nun diese religiösen Wirren immer mehr unter dem Volke sich verbreiteten, fürchtete der Landgraf Philipp von Hessen neue Unruhen in seinem unglücklichen Lande; er schrieb daher an die Häupter beider Secten, und lud sie zu einem Religionsgespräche nach Marburg ein. Luther weigerte sich im Anfange, ließ sich aber endlich durch den Melanchthon bewegen, und nahm die Zusammenkunft an. — Es war das erstemal, daß Luther und Zwingli, diese beiden Apostel Deutschlands, wie sie von ihren Schülern genannt wurden, diese zwei Satanssöhne, wie sie sich selbst wechselseitig nannten, persönlich zusammentrafen. Um nichts an sich zu haben, was einem Papisten ähnlich sähe, trug Zwingli einen spanischen Mantel und

hatte einen langen Degen an der Seite. Luther hatte den Melanchthon, Justus Jonas, und C. Cruciger, Zwingli den Oecolampadius, Martin Bucer, und Caspar Hedio bei sich; von Nürnberg kam Andreas Osiander, von Halle Johannes Brenz, von Augsburg Stephan Agricola zum Gespräche. Nach deutscher Sitte war die erste Zusammenkunft an der fürstlichen Tafel, auf welche Luther schrieb: „Dieß ist mein Leib." Am anderen Tage legte Zwingli sein Glaubensbekenntniß klar und deutlich ab, das ganz der Lehre Luthers entsprach. Als man aber auf die Frage vom Abendmahl kam, wurde der Wortwechsel äußerst hitzig, und endete damit, daß jede Partei auf ihrer Ansicht bestund, indem Zwingli die Gegenwart Christi im Abendmahl bloß im Geiste, Luther aber auch im wahrhaften Fleische anerkannt wissen wollte. — Da sprach Zwingli mit Thränen im Auge die Bitte aus: „Ihr werdet uns aber doch als Brüder erkennen, indem wir in der wittenbergischen Gemeinschaft zu sterben wünschen?" — „Nein, nein," rief dagegen Luther, „verflucht sey dieser Bund, der die Sache Gottes und seiner Seelen in Gefahr bringt; geht hin, ihr seyd von einem andern Geist besessen als wir." Mit Gift und Galle im Herzen trennten sich jetzt die Häupter der kirchlichen Revolutionsmänner, und lange Zeit fand zwischen Wittenberg und Zürich ein ununterbrochener Austausch von Verwünschungen und Verfluchungen statt. — „Elender, erbärmlicher Zwingli," donnerte man von Wittenberg her, „willst du das Christenthum mit deiner Deutelei verderben? Hört nicht auf diese teuflische Sacramentirer, flieht sie wie den Teufel! Du bist ein falscher Prophet, Zwingli, ein Gaukler, eine Sau, ein Ketzer." Von Zürich antwortete Campanus: „So klar es ist, daß Gott Gott ist, so gewiß ist es, daß Luther der Teufel ist." Ganz der Natur aller Revolutionen gemäß, zerrissen damals die gehässigsten Leidenschaften die neu gestiftete Kirche, und ein und dasselbe Wort Gottes, das von Zwingli als Zeichen, von Luther als Realität, von Oecolampadius als Gleichniß, kurz bald fleischlich, bald geistig, bald als Synekdoche, bald als Metapher betrachtet wurde, bildete den höllischen Abgrund, in welcher der kirchliche Revolutionsteufel seine Anhänger stürzte. Zwingli und

ſeine Freunde wollten aber weder den Streit noch die Spaltung; ſie ließen es weder an ſchriftlichen, noch mündlichen Vorſtellungen fehlen, um Luthern die Anſicht einleuchtend zu machen, daß trotz der Verſchiedenheit der Meinungen über das Abendmahl dennoch eine Gemeinſchaft des Glaubens und des Kirchenthums ganz füglich zwiſchen ihnen beſtehen könne; Luther aber wies alle ſolche Anträge mit Heftigkeit zurück, und ertheilte den ſchriftlichen Beſcheid, daß eine von beiden Parteien des Satans Diener ſeyn müſſe, und daß deßhalb kein Rath und Mittel hie ſtattfinden könne. — Melanchthon, der ſich im Stillen zur Anſicht Zwingli's hinneigte, in der Meinungsverſchiedenheit keinen Grund einer Glaubenstrennung erblickte, jedoch aber ſeine wahren Geſinnungen vor dem eigenſinnigen, heftigen und deſpotiſchen Luther verbarg, ſchrieb, tief bekümmert über dieſe religiöſen Wirren, an ſeinen Freund Camerarius: „Hätte nicht Chriſtus verheißen, daß er bei uns bleiben wolle, bis an das Ende der Tage, ſo würde ich fürwahr fürchten, das ganze Chriſtenthum würde unter dieſen Händeln zu Grund gehen. Denn ſehr wahr iſt es, daß durch all zu vieles Streiten die Wahrheit verloren wird.“ — Wie in allen Revolutionen war denn auch in dieſer kirchlichen der Zwieſpalt, der Fanatismus, und mit ihnen die Verfolgungsſucht eingetreten. Während alſo Luther von allen ſächſiſchen Kanzeln gegen die Sacramentirer, als die allergefährlichſten Ketzer, predigen, und jeden Geiſtlichen verjagen ließ, der nur einige Vorliebe für die ſchweizeriſche Lehre zeigte, hatte auch die Religionstrennung unter den Schweizer Kantonen einen Krieg herbeigeführt, in welchem Zwingli, an der Spitze ſeiner Zürcher die Fahne tragend, in der Schlacht bei Kappel von den Katholiken erſchlagen wurde. In ſeiner leidenſchaftlichen Erbitterung bedauerte nun Luther, daß die Katholiken ihren Sieg nicht beſſer benutzt, und den Zwingliſchen Glauben nicht völlig unterdrückt haben, indem ſie in dem darauf folgenden Friedensvertrag denſelben neben dem alten Glauben beſtehen ließen, und hierdurch eine Toleranz zeigten, welche der Hochmuth eines Luthers nie zuließ, und jedem Unbefangenen die Ueberzeugung aufdringen mußte, daß nun ſtatt der Kirche und des Papſtes die Autorität Eines Kirchendeſpoten gebieten ſolle.

Der Tod befreite jetzt Luther's Herrschaft von zwei mächtigen Feinden, von Zwingli und Oecolampadius; auch Carlstadt folgte ihnen bald in das Grab nach. — Der Erste starb elend auf dem Schlachtfeld, die beiden andern erdrosselte der Teufel. — Als Carlstadt das letztemal in der Cathedralkirche zu Basel predigte, sah er einen schwarzen Mann eintreten und an der Seite eines Rathsherrn Platz nehmen. Nachdem Carlstadt die Kanzel verlassen, fragte er den Rathsherrn um den Namen des Fremden. Der Rathsherr versicherte ihn, daß er Niemanden gesehen habe. Carlstadt ging nach Hause, wo ihm seine Magd anzeigte, daß während seiner Abwesenheit ein schwarzer Mann gekommen sei, der seinen Sohn gefaßt, ihn in die Luft gehoben und dann wieder niedergelassen habe, ohne dem Kinde wehe zu thun; beim Fortgehen habe er aber zum Kinde gesagt: „Sag deinem Vater, daß ich in drei Tagen wiederkomme." Carlstadt legte sich zu Bette und übergab nach drei Tagen Gott seine Seele. Sehr viele Zeugen und sogar Prediger von Basel betheuern: „der Teufel habe ihn erdrosselt." — Man mag nun von diesen Teufelsgeschichten denken, was man immer wolle, so bleibt doch der wirkliche oder eingebildete Verkehr des Teufels mit jenen kirchlichen Revolutionsmännern immer etwas seltsames, das wahrlich nicht zu Gunsten ihrer Person noch ihrer Sache spricht.

Die Reichstage zu Speier.

(1526 u. 1529.)

Da in jener Zeit die kirchlichen und politischen Wirren sich von Tag zu Tag vermehrten, so traten die Churfürsten von Mainz und Brandenburg und die Herzoge Heinrich und Erich von Braunschweig zu Dessau zusammen, und beriethen sich über die Mittel, ihre Länder gegen das Eindringen des Lutherthums zu verwahren. Liegt es nun im Geiste aller Revolutionsmänner, den Schritten ihrer Gegner jene Hinterlist und Perfidie zu unterlegen, der sie sich selbst zur Erreichung ihrer Zwecke zu jeder Zeit schuldig machen, so bediente sich auch der Landgraf Phi-

lipp, der rührigſte unter den Neuerern, jener Zuſammenkunft katholiſcher Fürſten und der aus Spanien gekommenen kaiſerlichen Zuſchriften, um durch Vorſpiegelung großer, dem Lutherthum drohenden Gefahren den trägen Johann, Churfürſten von Sachſen, zu einem lutheriſchen Bündniß zu bewegen, das auch wirklich am 4. Mai 1526 zu Torgau abgeſchloſſen wurde. Bald darauf traten dieſem Bunde vier Herzoge von Braunſchweig, der Herzog Heinrich von Mecklenburg, der Fürſt Wolfgang von Anhalt, die beiden Grafen von Mansfeld, die Städte Magdeburg und Braunſchweig, und ſpäter auch der Herzog Albrecht von Preußen bei, wodurch denn der Grund zur Spaltung des katholiſchen und lutheriſchen Deutſchlands für immer gelegt war. — Während der Kaiſer noch fortwährend in Krieg verwickelt, und durch die Zuſtände in Ungarn die Wirkſamkeit des Erzherzogs Ferdinand gelähmt war, kam der Reichstag zu Speier am 26. Juni 1526 zuſammen, auf welchem die lutheriſchen Fürſten, begünſtigt durch die Verhältniſſe der Zeit, und der Stärke ihres Bundes vertrauend, ſogleich ihren ganzen Trotz und unter der Maske des religiöſen Geiſtes, ihren politiſchen Unabhängigkeitsgeiſt zeigten. Sie hatten ihre eigenen Prediger mitgebracht, und verlangten die Einräumung einer Kirche zu ihrem Gebrauch; als ihnen dieß verſagt wurde, klagten ſie über Bedrückung, und ließen täglich in ihren Herbergen öffentlich predigen. Dem ganzen Katholizismus Spott bietend, ſuchten ſie durch Worte und Thaten recht gefliſſentlich als Anhänger jener Lehre zu erſcheinen, die im Wormſer Edikt verdammt worden war. Durch ihr Beiſpiel ermuthigt, lehnten denn die Reichsſtädte nicht nur die Erneuerung des Wormſer Edikts ab, ſondern forderten zugleich, daß es jedem Stande freigelaſſen werden ſolle, das Aeußere des Gottesdienſtes bis zum Schluß eines Concils nach eigenem Gutdünken anzuordnen. — Indem hierdurch die Erbitterung der Parteien von Tag zu Tag ſich ſteigerte, und die verbündeten Fürſten den Reichstag zu verlaſſen drohten, ſo ſahen ſich die kaiſerlichen Bevollmächtigten genöthigt, ihre eigenen Freunde zur Nachgiebigkeit zu ſtimmen, um wenigſtens die erforderlichen Summen für den Beſtand des Reichskammergerichts und des Reichsregiments, ſo

wie die nöthige Reichshilfe zur Unterstützung des von den Türken hart bedrängten Königs von Ungarn zu erhalten. Durch jene Umstände begünstigt, setzte denn die revolutionäre Partei am 27. August 1526, dem Tage, an welchem der ungarische König Ludwig die Schlacht bei Mahatz und mit ihr auch sein Leben verlor, den feindlichen Reichsabschied durch, vermöge dessen bis zu einem allgemeinen Concil jeder Stand in Betreff des Wormser Edikts es so halten solle, wie er es gegen Gott und Kaiserliche Majestät zu verantworten hoffe und vertraue."

Durch den Tod des kinderlosen Königs Ludwig waren die Kronen von Böhmen und Ungarn erledigt, und da der Erzherzog Ferdinand und die beiden Herzoge Wilhelm und Ludwig von Bayern sich um die böhmische bewarben, und der Erstere solche durch den Wahlausschuß zu Prag erhielt, so entstand hierdurch zwischen den beiden gutkatholischen Häusern eine unfreundliche Stimmung, die nachtheilig auf die Anstalten einwirkte, welche die von Oesterreich geleitete Partei zur Erhaltung und Beschützung der alten Kirche betrieb. — Auch in Ungarn gelangte Ferdinand auf den Thron, wodurch er aber, von dem mächtigen und kriegerischen Sultan Soliman stets heftiger gedrängt, immer hilfsbedürftiger und abhängiger wurde, als er es früher gewesen war. Selbst die lutherischen Fürsten machten fortwährend größere Zurüstungen zu einem Angriffskriege, obgleich sie auf dem Reichstage das Gegentheil versprochen hatten. Um nun jene einigermaßen zu rechtfertigen und zugleich das kirchliche Revolutionswesen selbst durch Lug und Trug zu fördern, machte sich der verschmitzte Kanzleiverweser des Herzogs Georg von Sachsen, Otto von Pack, nach Jacobiner Art selbst des Betrugs und der Fälschung schuldig, indem er dem Landgrafen Philipp von Hessen die Abschrift einer vorgeblichen Urkunde mittheilte, durch welche sein Fürst, der Erzherzog Ferdinand, und viele deutsche Bischöfe sich zu Breslau verbunden hätten, die Länder der lutherischen Fürsten zu unterjochen und sie unter sich zu theilen. — Schon wollte der Landgraf über die fränkischen Bisthümer herfallen, als er jedoch zufolge eines Briefwechsels mit seinem Schwiegervater, dem Herzog von Sachsen, völlig überzeugt wurde, daß er hintergangen

und die Urkunde durchaus falsch sey. Das einmal in Umlauf gebrachte Gerücht verschwand aber nicht so schnell, und Luther besonders wußte es gegen seinen Feind, den Herzog Georg von Sachsen, sehr geschickt anzuwenden, wodurch die gegenseitige Spannung sich stets vergrößerte. Immer bedrohlicher wurden demnach die Zustände in Deutschland. Luther aber, der recht gut erkannte, daß seine kirchliche Revolution bisher nur durch die auswärtigen Kriege einigen Bestand erhalten hatte, weßhalb er auch seit acht Jahren unaufhörlich den Krieg gegen die Türken als sehr gottlos schilderte, und gegen jede angeforderte Reichshilfe an Mannschaft oder Geld schriftlich und mündlich protestirte, eben dieser frühere Türkenfreund veränderte mit einemmal seine Sprache, als der Sultan Soliman unter den Mauern von Wien ganz Deutschland bedrohte, und zeigte seine bekannte Meisterschaft, seinen früheren Worten einen anderen Sinn zu unterlegen.

Unter diesen Verhältnissen begann im April des Jahres 1529 der Reichstag zu Speier, auf welchem schon das wechselseitige Benehmen der Reichsglieder die Kluft zeigte, welche die kirchliche Revolution zwischen ihnen gebildet hatte. Die katholische Partei, die mächtigere, zeigte zwar den lutherischen Fürsten auf mancherlei Weise ihre Geringschätzung, hielt sich jedoch in ihren Anträgen und Forderungen in den Schranken der größten Mäßigung. Sie machte demnach den so billigen Vorschlag: „daß diejenigen Stände, die bisher das Edikt von Worms gehalten hätten, es auch ferner halten sollten, die anderen aber bei den Neuerungen, die sich nicht ohne Gefahr des Aufruhrs abstellen ließen, bis zu dem allgemeinen Concil ungefährdet bleiben möchten; doch solle nicht gegen das Altarssacrament öffentlich gepredigt, die Messe nicht weiter abgeschafft werden, und wo das Letztere geschehen, doch Niemanden verwehrt seyn, Messe zu halten oder zu hören.“ Gegen diesen Vorschlag, in welchem sicher die größte Mäßigung und Billigkeit sich aussprach, entwarfen die lutherischen Fürsten in ihrem verneinenden Geiste eine förmliche Protestation (19. April 1529), und erwarben sich hierdurch den Beinamen „Protestanten“, der ihnen, als Gegner des bejahenden Princips, bis zum Ende der Tage verbleibt. Da sie

das Dogma „von der einzigen und allein seligmachenden christlichen Religion und Kirche" aufstellten, und dieses ausschließlich „für sich" in Anspruch nahmen, zeigten sie zugleich ihre protestantische Toleranz durch die Behauptung, die aus der heiligen Schrift als Götzendienst überwundene Messe dürfe nicht gestattet werden, während die Katholiken auch ihre Toleranz an Tag legten, indem sie denselben die Beibehaltung der neuen Religions- und Kirchenform zustanden, und nur verlangten, daß sie auch andere ungestört bei ihrem Glauben lassen sollten. — Da in dieser Zeit der Kaiser sich in Italien aufhielt, so bestimmte dieses die Protestanten, demselben ihre Protestation einhändigen zu lassen, und erwählten hiezu den Bürgermeister Ehinger von Memmingen, den Markgräflich Brandenburgischen Secretär Frauentraut, und den Nürnberger Syndikus Kaden, eine Gesandtschaft, in welcher der Kaiser schon das demokratische Princip der Neuerer erkennen mußte. Mit vieler Mühe erlangten sie endlich eine Audienz, nachdem sie angewiesen waren, ihr Gesuch bloß schriftlich zu überreichen. Dessen ungeachtet ließ sich der Sekretär Frauentraut bei Ueberreichung der Protestation nicht abhalten, die Gründe derselben ausführlich auseinander zu setzen. Der Kaiser gab ihm aber keine Antwort und befahl bloß einem seiner Geheimschreiber, der Gesandtschaft zu sagen, sie würde eine Entscheidung erhalten, sobald die Sache im Rathe vorgekommen sey. Nach vielen Wochen erfolgte denn der Bescheid, der sehr ungnädig lautete: „der Kaiser habe die Protestation, die einige Stände gegen den Reichsabschied erhoben, mit Mißfallen vernommen. Seine Majestät zweifle nicht, daß die anderen Stände ihrem Gewissen und dem Heile ihrer Seelen eben so ungern, als der Churfürst von Sachsen entgegen handeln wollten; daß sie auch um der Ehre Gottes und eines einigen Christlichen Verstandes willen, sowohl als jene, um ein Concilium bitten, welches Concil jedoch vielleicht nicht von Nöthen scheinen möchte, so fern allweg dem, was einmal durch alle Stände einhellig beschlossen wurde, nachgelebt worden wäre. Da es nun von Alters Herkommen sey, was in gemeiner Reichsversammlung von den Mehreren beschlossen werde, daß dem der wenigere Theil nicht widerstreben, sondern gehor-

ſamlich geleben ſolle, ſo befehle er ihnen, von der Proteſtation abzuſtehen, und den durch Mehrheit gefaßten Beſchluß anzunehmen und genau zu befolgen, mit der Warnung, wo ſie darüber ferner ungehorſam erſcheinen würden, möchte er nicht umgehen, zur Erhaltung ſchuldigen Gehorſams im heiligen Reiche gegen ſie ernſtliche Strafe vorzunehmen!“ Als die Geſandten auch gegen jenen Beſcheid proteſtirten, und manche unziebührliche Schritte ſich erlaubten, indem einer derſelben ſogar die Frechheit hatte, dem Kaiſer ein Büchlein über die neue Lehre einzuhändigen, ſo ließ dieſer ſie in ihrer Herberge verhaften, und erſt nach einiger Zeit wider freigeben. Voll Unmuth über das revolutionäre Treiben der Deutſchen kündigte der Kaiſer einen neuen Reichstag zu Augsburg an, (21. Januar 1530) verſprach dabei perſönlich zu erſcheinen, und nach Anhörung der Parteien die in religiöſer Beziehung geſtörte Eintracht widerherſtellen zu wollen, drückte dabei jedoch die Hoffnung aus, daß die Stände ohne Groll erſcheinen würden.

Der Beſcheid des Kaiſers erregte aber bei manchen deutſchen Revolutionsmännern große Beſorgniſſe, vorzüglich bei dem Landgrafen Philipp von Heſſen, dem ſchuldigſten, der auch ſogleich auf eine förmliche Conföderation aller Genoſſen des neuen Glaubens antrug. Dieſem Antrag widerſetzten ſich mit Heftigkeit die Wittenberger Theologen, und erklärten einen Krieg gegen den Kaiſer für unrechtmäßig, eine Verbindung mit den Zwinglianern aber für ketzeriſch und gottlos. Der Landgraf, ſagten ſie, ſey ein unruhiger Kopf, der ſchon Stifter und Klöſter geſtürmt habe; ſtände man ihm demnach zur Seite, ſo trüge man die Mitſchuld, und müſſe vertheidigen helfen, was man nicht gethan habe. Vergebens ſchrieb jetzt der Landgraf an den Churfürſten: „Es iſt nicht von Nöthen, daß wir uns ſo liederlich aus einander trennen laſſen, obſchon unſere Gelehrte um leichter, oder ſonſt disputirlicher Sachen willen, daran doch unſer Glaube und Seligkeit nicht gelegen, zweihellig ſind. Denn ſo das wäre, würde es alle Jahre neue Zwieſpalt gebähren; denn je von Tagen zu Tagen und Jahren zu Jahren viel unnöthiger und disputirlicher Zweiungen in der Schrift ſich für und wider zwiſchen den Ge-

lehrten begeben. Wenn wir uns nun von einander trennen laſſen, ſo unſere Gelehrten zweihellig würden; wie oft hätten dann Eure Liebe und wir uns von einander thun müſſen? Es ſey eine Thorheit, fünfzig bis ſechszig Tauſend Mitſtreiter zurückzuweiſen, und ſo das ganze Evangelium, um eines Punktes willen, von dem weder der Glaube noch die Seligkeit abhange, auf's Spiel zu ſetzen." — Dieſe Sprache ſagte aber weder dem Luther aus dem Standpunkt der Religion, noch dem Churfürſten aus jenem der Politik zu, und da wegen des Bundes ſchon ein Verſammlungstag nach Schwabach angeſetzt war, ſo beeilten ſich die Wittenberger Theologen, dort 17 Glaubensartikel aufzuſtellen, die mit der Lehre Zwingli's im ſchärfſten Gegenſatz ſtanden, weshalb auch die Deputirten der oberländiſchen Städte ſolche nicht unterſchrieben, und die Verſammlung fruchtlos auseinander ging. Zwar veranlaßte der unruhige Philipp noch einmal eine Verſammlung zu Schmalkalden, die aber nicht allein wegen des religiöſen Zwiſtes, ſondern auch ſchon deßwegen ohne Reſultat blieb, weil der Kaiſer in ſeinem Ausſchreiben, worin er die Reichsſtände zur Eröffnung des Reichstags am 8. April 1530 einlud, den mildeſten Ton angeſtimmt, und die Hoffnung ausgeſprochen hatte, auf dem gütlichſten Weg den verderblichen Zwieſpalt in Deutſchland zu beſeitigen. Der ſonſt ſo kluge Carl verkannte demnach den Geiſt der kirchlichen Revolution, in deren Hintergrund die politiſche ſich verbarg; er, der Mächtige, dachte nicht an den Widerſtandsgeiſt gegen die Kaiſergewalt, der ſchon unter ſo vielen Geſtalten in Deutſchland ſich gezeigt hatte, und erwog nicht die Macht der Leidenſchaften, die ihm entgegen, und mitunter ſelbſt zur Seite ſtanden.

Die politiſchen, den kirchlichen Wirren ſo günſtigen, Verhältniſſe jener Zeit.

(1522 — 1530.)

Der Einfluß, den ein Kaiſer ſich verſchaffen konnte, beſtimmte damals den Werth der Kaiſerkrone, und da bei einem

ſchon mächtigen Monarchen jener Einfluß ſehr bedeutend werden konnte, ſo empfand es Franz I., König von Frankreich, nicht nur ſehr tief, daß ihm Carl V. bei der Kaiſerwahl vorgezogen wurde, ſondern auch die mächtigeren Fürſten Deutſchlands befanden ſich in einer fortwährenden mißtrauiſchen Stimmung und geheimen Oppoſition gegen den von ihnen ſelbſt gewählten Kaiſer. — Zwar beſaß Carl eine ſehr große Macht, doch war ſie der franzöſiſchen nur wenig überlegen. Denn die ungeheure Ländermaſſe, die Carl regierte, hing geographiſch nicht zuſammen, während das franzöſiſche Reich einen einzigen, von Meeren und Gebirgen rundumſchloſſenen Coloß bildete. Auch hatte Carl in jeder Provinz ſeiner Reiche eine andere Verfaſſung und zwar mit großen ſtändiſchen Vorrechten, während die Gewalt Franz I. wenn auch nicht in allen Provinzen gleich, doch in den meiſten der Unumſchränktheit ſich näherte. Ueberdieß konnte Franz I. nach Belieben mit den Proteſtanten und den Türken eine Alliance ſchließen, wogegen aber Carl gar oft um der zerſtreuten Lage ſeiner Länder willen in die verſchiedenartigſten Angelegenheiten ſich miſchen, und um ſo größern Feindſeligkeiten die Stirne bieten mußte, als Oeſtreichs Größe überall beneidet oder gefürchtet wurde. Auch hatte Franz ein ziemlich geordnetes Finanzweſen, während Carl aus Mangelhaftigkeit des ſeinen öfters die errungenen Siege nicht benutzen konnte, weil aus Mangel des Soldes ſeine Soldaten ſich manchesmal empörten.

Aber nicht bloß in den Verhältniſſen beider Reiche, ſondern auch in den Characteren ihrer Herrſcher lagen die Gründe einer wechſelſeitigen Eiferſucht, und zeigte ſich Franz ehrgeizig, ſtolz und ritterlich, ſo regten ſich, wenn gleich unter einer großartigeren Geſtalt in Carl's Herrſcherſeele ähnliche Gefühle. Zwiſchen ſolchen Fürſten konnte demnach der Friede nicht lange beſtehen. — Um die Macht Carl's zu brechen, hatte Franz ſein Augenmerk auf Italien gerichtet; ſchon hatte er Mailand, ein Lehen des deutſchen Reichs, erobert, und ſuchte nun alte Anſprüche auf das Königreich Neapel geltend zu machen. Unter dieſen Umſtänden ſchloß Carl ein Bündniß mit Heinrich VIII., ſeinem Oheim, ab, deſſen Eitelkeit Franz beleidigt hatte, und ſo wurde

der Krieg, der im Jahre 1521 ſchon begann, durch Engländer und Niederländer in den Niederlanden, durch Spanier an den Pyrenäen, in Italien aber mit Anſtrengung aller Kräfte von den beiden Gegnern geführt. — Obgleich Carl wegen der Zerſtreutheit ſeiner Länder auch ſeine Macht ſehr vertheilen mußte, erſetzte er dieſen Nachtheil doch durch ſeinen Herrſchergeiſt, indem er die trefflichſten Männer auszuwählen verſtand, denen er im Dienſte theils als Feldherrn, theils als Diplomaten und Geheimräthe vollkommen vertrauen konnte.

Ein tapferer franzöſiſcher Heerführer, der Herzog Carl von Bourbon, war, vom Könige Franz ſchwer gekränkt, zu Carl übergegangen, und von dieſem mit offenen Armen aufgenommen, führte er mit dem Vicekönige von Neapel, Lannoy und dem Marcheſe von Pescara, dem erſten Kriegshelden ſeiner Zeit, die kaiſerlichen Heere in Italien an. Da nun auch im Jahr 1524 Franz ſeinen tapferſten Krieger Bayard, den Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, verloren hatte, der an der Seſſia durch ſeinen Heldenmuth zwar das geſchlagene Heer rettete, aber ſelbſt, tödtlich verwundet, den Geiſt aufgab, ſo mußten die Franzoſen aus Mailand und endlich aus ganz Italien weichen, wodurch der Krieg für den Kaiſer eine ſehr günſtige Wendung nahm. Als dieſer aber ſein Heer jetzt in Frankreich einfallen, und Marſeille belagern ließ, kam er hierdurch wieder in Nachtheil, indem Pescara die Stadt nicht erobern konnte, und durch die allgemeine Verwüſtung des Landes zu einem ſehr beſchwerlichen Rückzug ſich gezwungen ſah. König Franz verfolgte ihn mit ſeinem Heere, eroberte wieder Mailand, und griff die Stadt Pavia an. — Das kaiſerliche Heer befand ſich in der traurigſten Lage, indem es von allen Seiten gedrängt, auch Mangel aller Art litt. — Doch der Muth ſeiner Anführer überwand alle Beſchwerniſſe, und Don Antonio de Leyva, der Kommandant von Pavia, hielt eine harte Winterbelagerung bis zum Februar 1525 ſtandhaft aus. Während dieſer Zeit hatte der tapfere Georg von Freundsberg dem kaiſerlichen Heere eine Verſtärkung von 15,000 Lanzknechten aus Deutſchland zugeführt, worauf Pescara die Franzoſen am 28.

Februar bei Pavia angriff. Da der König Franz durch einen großen mit Mauern umgebenen Wildpark seinen Rücken gedeckt glaubte, ließ Pescara in der Nacht vorher durch Niederwerfung eines Theils der Mauer einen Weg durch denselben bahnen, und brach gegen Erwarten des Feindes auf dieser Seite stürmisch hervor. Zugleich machte Leyva einen Ausfall aus der Festung, und Lannoy und Bourbon griffen von einer anderen Seite an. Gedrängt von vorn und hinten, trat bei dem französischen Heere sehr schnell die Verwirrung ein; gegen ihre Gewohnheit flohen die Schweizer sehr bald vom Schlachtfeld, und Freundsberg hieb mit seinen Lanzknechten jene Deutschen, die bei den Franzosen dienten, beinahe bis auf den letzten Mann zusammen. Der König Franz, dessen Pferd getödtet war, vertheidigte sich noch zu Fuß gegen einen Haufen Spanier, die ihn umringt hatten und nicht kannten. Glücklicherweise kam der französische Edelmann Pomperant, der unter dem Bourbon diente, dazu, erkannte den König und forderte ihn auf, sich dem Herzoge zu ergeben. Voll Unwillen über diese Zumuthung, befahl der König, den Lannoy herbeizurufen. Sogleich hörte der Kampf auf, und als jener kam, übergab ihm der König seinen Degen. Lannoy nahm ihn knieend an, und überreichte ihm den seinigen: „Es sey ungeziemend," sagte er, „daß ein so großer König vor einem Unterthan des Kaisers waffenlos dastehe." Vierzehn Tage nach dieser Schlacht war kein Feind mehr in Italien. — Der König Franz wurde nach Madrid gebracht und streng verwahrt. Ueber die Art, wie der Kaiser dieses Geschenk des Glückes benutzen müsse, herrschte unter seinen Räthen eine entgegengesetzte Meinung. Die eine Partei, wozu Lannoy gehörte, rieth, den König großmüthig zu behandeln, um dadurch den Saamen der Feindschaft vielleicht auf immer zu vernichten; die andere, mit dem Kanzler Mercurius Gattinara an der Spitze, wollte aus der Gelegenheit so viel Vortheil als möglich ziehen. Der Kaiser wählte den Mittelweg zwischen beiden, und verlor dadurch die Früchte seines Glücks. Der Vortheil, welchen ihm der Kanzler vorhielt, gefiel ihm wohl; er forderte von dem Könige als Preis der

Loslaſſung das Herzogthum Burgund zurück, welches Frankreich ſeiner Großmutter Maria unrechtmäßig entriſſen hatte, und welches er ganz beſonders werth hielt. Allein den König ſo lange gefangen zu halten, bis die Bedingung wirklich erfüllt ſey, wie der Kanzler gleichfalls rieth, ſchien ihm doch zu hart und unkaiſerlich. Er verließ ſich auf des Königs Wort; aber dieſes, ſo ritterlich es Franz zu geben ſchien, war nicht redlich gemeint. Ehe er den Vertrag unterzeichnete, ließ er einige vertraute Menſchen aus Madrid heimlich zu ſich kommen, und ſtellte in ihrer Gegenwart eine Erklärung aus, daß er das nicht zu halten brauche, was er dem Kaiſer zuſagen müſſe, weil er ein Gefangener ſey. Mit ſolcher ſcheinbaren Gewiſſensberuhigung ging er dann zum Altar und ſchwur auf die heiligen Evangelien, daß er die eingegangenen Bedingungen halten wolle. Zugleich gab er ſein königliches Ehrenwort, daß er, wenn das Verſprochene zu halten ihm nicht möglich würde, in ſechs Monaten in die Gefangenſchaft zurückkehren werde; bis dahin ſollten ſeine beiden älteren Söhne als Geißeln in Madrid bleiben. Franz wurde 1526 entlaſſen, nachdem er über ein Jahr in Gefangenſchaft geweſen war, und — hielt ſeinen Vertrag nicht. Er entſchuldigte ſich damit, daß ſeine Stände durchaus nicht in die Abtretung von Burgund willigen wollten, und bot dann eine große Summe Geldes für die Befreiung ſeiner beiden Söhne an. Carl aber ließ ihm antworten: „Er verletze Treu und Glauben, die er ihm öffentlich und im beſonderen gegeben, und handele nicht, wie es einem Fürſten gezieme. Wolle er es läugnen, ſo erkläre er hiermit, daß er die Wahrheit davon durch die Waffen erhärten, und im Zweikampf beweiſen wolle.“ Franz nahm die Herausforderung zwar mit Worten an, wußte aber der That ſelbſt durch mancherlei Vorwände auszuweichen; und, wie gewöhnlich, mußten die Völker ihrer Herrſcher Leidenſchaft, Ehrgeiz und Zorn mit ihrem Blute in einem neuen Krieg ausfechten.

Vorher waren aber in Italien unerhörte Thaten geſchehen. Denn durch den Sieg bei Pavia war das Uebergewicht der kaiſerlichen Waffen ſo groß, daß die alte Furcht vor der Wiederkehr einer Kaiſerherrſchaft den Papſt Clemens VII. befiel, und ihn

zu dem verwerflichen Schritt bewog, in eine Verschwörung mit dem Herzoge Franz Sforza von Mailand sich einzulassen, und den kaiserlichen Feldherrn zum Abfall von seinem Gebieter zu bewegen. Auf die von Pescara gemachte Anzeige wurde der Verräther Sforza seines Herzogthums sogleich entsetzt, der Papst jedoch geschont, weil Carl der Beschuldigung über dessen Theilnahme an der Verschwörung keinen Glauben beimaß. Kaum war aber König Franz nach Frankreich zurückgekehrt, so schloß der Papst mit ihm, dem Alliirten der Türken und Protestanten, einen Bund gegen den Kaiser, und sprach ihn von Erfüllung der zu Madrid eidlich übernommenen Verpflichtungen gänzlich los. — In dieser für die Kirche so verhängnißvollen Zeit ließ denn auch zum Erstaunen der Welt der Papst am 23. Juni 1526 ein Breve ausgehen, worin er dem Kaiser die heftigsten Vorwürfe wegen seines Undanks machte, die Mitwissenschaft an der Verschwörung bekannte und zugleich drohte, gerechte und heilige Waffen gegen ihn zu ergreifen, durch alles dieses aber hinlänglich an Tag legte, daß Christus in seiner Weltkirche zwar nie eine Irrlehre zulasse, die Vorsteher derselben aber in allen weltlichen Dingen gleich anderen Menschen dem Irrthum und dessen Folgen überlasse. Carl ließ dieses wunderliche Schreiben durch eine Gegenschrift beantworten, die in Gesinnung und Sprache eines Oberhauptes der Christenheit viel würdiger, als das päpstliche Breve, war. Er widerlegte auf die würdigste Weise alle gegen ihn erhobenen Anschuldigungen, bezeigte sein Erstaunen, daß Seine Heiligkeit die Theilnahme an der mit Pescara eingeleiteten Verschwörung, an welche er nie habe glauben wollen, eingestehe, und rieth ihm, Petri Schwert in die Scheide zu stecken, um im Verein mit ihm die Ketzerei Luthers zu unterdrücken. — Jenes schlechte, alle höhere Idee entbehrende Staatswesen der Fürsten und Völker Italiens hatte sich auch auf die päpstliche Regierung erstreckt, und diese gerieth daher nicht selten in solche politische Stellungen, in denen es dem frommgläubigsten Fürsten schlechterdings unmöglich war, die Ehrfurcht und den Gehorsam, wozu er sich gegen das Haupt der Kirche verpflichtet fühlte, dem Gebieter des römischen Staates zu erweisen. Indem nun damals mehr die

politiſchen als die kirchlichen Dinge in Rom beachtet wurden, ſo kam denn über den heil. Stuhl und deſſen Hauptſtadt jenes ungeheure Unglück, welches an Härte alle früheren übertraf, und als höhere Strafruthe erſcheint, durch die nicht nur Clemens VII. wegen ſeinen politiſchen Mißgriffen, ſondern auch ganz Rom wegen deſſen ſchlechten Benehmen gegen den frommen Papſt Hadrian recht derb gezüchtigt werden ſollte.

In dieſer Zeit ſtarb der treffliche General Pescara, und das kaiſerliche Heer in Mailand kam unter den Oberbefehl des Herzogs von Bourbon. Das Land war ſchrecklich ausgeſogen, die Truppen ohne Sold, und keine Mittel fanden ſich vor, ſie zu beſchwichtigen. Da brach, ohne irgend einen Befehl des Kaiſers, das Heer mit einemmal gegen Rom auf (Januar 1527), wobei es ungewiß bleibt, ob der Wille des Herzogs, der vielleicht einen ehrgeizigen Plan hegte, oder der raſche Entſchluß der Menge, die in der Hauptſtadt der katholiſchen Welt eine reiche Beute machen wollte, jenem Zug zum Grunde lag. Der aus allen Völkern gemiſchte Haufen, worunter ſelbſt ſchon Viele den neuen Lehren anhingen, kam Anfangs Mai vor Rom an, und ſogleich erging der Befehl zum allgemeinen Sturm der Welthauptſtadt. Bourbon war einer der Erſten auf der Mauer, feuerte die Stürmenden an, fiel jedoch fechtend, von einem tödtlichen Schuſſe getroffen. Sogleich übernahm Philibert von Chalons, Prinz von Oranien, das Commando, drang in die Stadt ein, und eine Plünderung und Verheerung, ärger als die zur Zeit der Vandalen, wüthete mehrere Tage in den Mauern derſelben. Kein Alter, kein Stand, kein Geſchlecht wurde geſchont; Paläſte, Kirchen, Klöſter und Privathäuſer dienten ohne Unterſchied zu Schauplätzen des Raubes, der Wolluſt und Mordgier. Mehrere Cardinäle ſtarben unter den Martern, womit ihnen Schätze abgepreßt werden ſollten. Als die erſte Wuth geſtillt war, trieb der boshafteſte Muthwille mit allem Heiligen ſein tolles Spiel. — Kirchen und Sacriſteien wurden zu Pferdeſtällen gemacht, und die zerriſſenen Akten der päpſtlichen Canzlei den Pferden untergeſtreut. „Vivat Doctor Luther!“ ſchrien deſſen Anhänger; „er ſoll Papſt ſeyn; wir ſchenken ihm das Papſtthum.“ Der Papſt ſelbſt war,

von dreizehn Cardinälen begleitet, während des Sturms in die Engelsburg geflüchtet, und wurde förmlich belagert, bis er endlich zur Erlegung von 400,000 Ducaten ſich verſtand, und, da die augenblickliche Aufbringung derſelben unmöglich war, ihn aus einem Belagerten in einen Gefangenen verwandelte. Doch gelang es ihm, als Gärtner verkleidet, ſeiner Haft zu entkommen und nach Oviedo zu entfliehen. Während nun Luther und ſeine Anhänger über dieſe Begebenheit frohlockten, erſtaunte aber die ganze Chriſtenheit darüber, und allgemein erhob ſie ihre Stimme gegen den Kaiſer. Dieſer ſendete ſogleich an die vornehmſten Fürſten Europa's eigene Schreiben, in welchen er betheuerte, daß jener Vorgang ohne ſein Wiſſen und wider ſeinen Willen geſchehen ſey, und daß er es demnach als ein von Gott herbeigeführtes Strafgericht betrachten müſſe. Wirklich war der Kaiſer ſo wenig Herr über ſeine Truppen in Italien, daß er ſie, obgleich der Papſt alle Forderungen befriedigt hatte, doch erſt nach zehn Monaten zu Neapel einziehen laſſen konnte.

Da im Jahre 1528 der König Franz einen neuen Einfall in Italien machte, ſo fanden ſeine Truppen das kaiſerliche Heer durch Krankheiten und Deſertion ſo geſchwächt, daß ſie, ohne Widerſtand zu finden, bis nach Neapel vordrangen und die Stadt belagerten. — Indem aber der berühmte genueſiſche Seeheld, Andreas Doria auf die Seite des Kaiſers trat, und ebenfalls verheerende Krankheiten im franzöſiſchen Heere eintraten, wendete ſich wieder das Glück zu Carl's Gunſten, und die beiderſeitige Ermüdung führte den Frieden herbei. Am 29. Juni 1529 ſchloß ihn der Papſt zu Barcelona mit dem Kaiſer, der ihm Rückgabe aller verlornen Landſchaften und Städte, den Mediceern Herſtellung ihrer Macht in Florenz, und der Kirche ſeinen vollen Beiſtand zur Unterwerfung der Ketzer zuſicherte. Wenige Wochen nachher kam auch zu Cambray am 5. Auguſt 1529 der Friede des Kaiſers mit dem Könige von Frankreich zu Stande. Franz zahlte zwei Millionen Kronen für die Befreiung ſeiner Söhne in Spanien, leiſtete Verzicht auf alle Länder jenſeits der Alpen und heirathete Carls Schweſter Eleonora, wogegen Carl nicht auf die augenblickliche Abtretung des Herzogthums Burgund

drang und ſich bloß ſeine Rechte vorbehielt. — Hierauf ging Carl nach Italien, landete mit einem ſpaniſchen Heere zu Genua, und zog nach Bologna, wo der Papſt ihn empfing. Nach altüblicher Weiſe fiel der Kaiſer vor dem Papſt auf die Kniee, küßte ihm die Füße und Hände, und betheuerte, daß er komme, das Heil der Kirche zu fördern und jeden kirchlichen Zwietracht zu beſeitigen. Clemens VII. küßte den Kaiſer nun dreimal, dankte ihm für alle erwieſenen Wohlthaten, mit der Bitte, Seine Majeſtät möchte es ihm nicht als Hochmuth auslegen, wenn er zur Vermeidung jedes Scheines einer Neuerung ſelbſt gegen ſeine Neigung zur Annahme ſolcher Verehrung ſich habe hergeben müſſen. So erfolgte denn am 22. Februar die Krönung mit der lombardiſchen, und zwei Tage ſpäter, an Carl's Geburtstage, mit der kaiſerlichen Krone. Mit Ausnahme der Oertlichkeit wurden alle übrigen Förmlichkeiten auf das ſtrengſte beobachtet. Wollte nun auch der Papſt den Dienſt des Steigbügelhaltens vom Kaiſer nicht annehmen, ſo beſtand doch Carl auf dieſer Leiſtung, und ſchien durch Erfüllung des Kleinen, die Erfüllung der größern in dem Krönungseide angelobten Verpflichtungen, und ſomit ſeinen feſten Willen zu bezeichnen, den katholiſchen Glauben zu bewahren, die Kirche zu vertheidigen, Gerechtigkeit zu üben, das Reich wieder herzuſtellen, Wittwen, Waiſen und Unmündige zu beſchützen und dem römiſchen Biſchofe, als Vorſtand der ganzen Chriſtenheit, alle gebührende Ehre erweiſen zu wollen. —

Als der Kaiſer Italien wieder beruhigt, und ſelbſt Mailand als Reichslehen dem Herzoge Franz Sforza großmüthig zurückgegeben hatte, ging er in kleinen Tagreiſen nach Deutſchland, wo durch ſeine achtjährige Abweſenheit, durch die öfteren Angriffe der Türken, durch die Habſucht der proteſtantiſchen und die Läſſigkeit der katholiſchen Fürſten das Unkraut des religiöſen Schisma's, dieſe Giftpflanze, ſchon ſehr weit ſich verbreitet hatte, weßhalb auch ſeine Erſcheinung von einem Theile mit Sehnſucht, von dem andern mit Zittern erwartet wurde. —

Der Reichstag zu Augsburg (1530) und die Augsburger Confession.

Zwar ſollte der Reichstag ſchon am 8. April 1530 eröffnet werden; doch der Churfürſt von Sachſen und der Landgraf von Heſſen trafen mit ihren Theologen erſt Anfangs Mai, Carl ſelbſt aber erſt den 15. Juni, am Vorabend des Frohnleichnamsfeſtes, in Augsburg ein. Schmeichelte ſich nun etwa der Kaiſer, bei der Feier jenes Feſtes von allen Fürſten ſich begleitet zu ſehen, ſo täuſchte er ſich, indem die Irrlehren Luthers und Zwingli's ſchon zu tief eingewurzelt waren, und bei vielen Fürſten den bösartigſten Fanatismus erzeugt hatten. Das an ſie geſtellte Begehren des Kaiſers, dem Feſte beizuwohnen und ihren Theologen das Predigen zu verbieten, ſchlugen ſie daher in einer mit ſehr beleidigenden Ausdrücken verfaßten Schrift ab, und die Feier des Tags ging ohne ihre Gegenwart vorüber. Da jedoch der Kaiſer die Einſtellung der Predigten mit dem größten Ernſt und Nachdruck forderte, und ſehr unangenehme Auftritte zu befürchten waren, ſo kam es durch Vermittelung katholiſcher Stände dahin, daß Keiner mehr predigen ſollte, er ſey denn vom Kaiſer ausdrücklich dazu aufgeſtellt, wodurch alles Predigen aufhörte, und bloß Epiſtel und Evangelium des betreffenden Tags verleſen wurden. —

Auf dem jetzt eröffneten Reichstage wurde den Ständen zuerſt eine Propoſition wegen der Türken, und dann eine zweite wegen der religiöſen Wirren vorgelegt. Da aber ſeit Jahren die Proteſtanten erkannt hatten, wie ſehr der Andrang der Türken ihnen zur Förderung ihrer Zwecke diente, ſo wurde nach kurzer Berathung beſchloſſen, daß die zweite Propoſition bei den Verhandlungen die erſte ſeyn ſollte, und es erging an die proteſtantiſchen Stände die Aufforderung, ſie ſollten eine Schrift über ihren Glauben und die von ihnen verworfenen Mißbräuche abfaſſen laſſen. Melanchthon erhielt hiezu den Auftrag, und dieſer erledigte ſich deſſelben durch völlige Umarbeitung der Schwabacher oder Torgauer Artikel in der ſpäter unter dem Namen **Confessio**

Augustana bekannt gewordenen Schrift, die Luther vollkommen billigte. „Die Arbeit Philipps", schrieb er, „gefällt mir faſt wohl, und ich weiß nichts daran zu ändern und zu beſſern; es würde ſich auch nicht ſchicken, da ich ſo ſanft und leiſe nicht auftreten kann." Die Bekenntnißſchrift enthielt zwei Theile nebſt einer Vorrede, in der abermals auf ein Concilium angetragen wurde. Der erſte Theil handelte in einundzwanzig Artikeln von den Hauptſtücken der chriſtlichen Lehre, und hatte das apoſtoliſche und nicäniſche Symbolum unverändert zur Grundlage. — Da die Faſſung dieſer Haupt- und Grund-Artikel, nach Melanchthons Weiſe, ganz leidenſchaftslos war, ſo ergab ſich auch, daß beide Confeſſionen in demſelben faſt ganz übereinſtimmten, und daß die etwaige, in der Hitze des Streits ſichtbar gewordene Abweichung nicht bedeutender war, als manche Eigenthümlichkeit der Anſichten, die ſich ſchon bei den rechtgläubigſten Vätern und Lehrern der Kirche ſonſt vorgefunden hatten. Was die vier erſten Concilien, weit über den Buchſtaben der Schrift hinaus, über die drei Offenbarungsformen des göttlichen Weſens feſtgeſetzt hatten, daß jede derſelben, als für ſich ſelbſt beſtehend, unter dem Worte Perſon verſtanden werde, und doch verbunden nur ein einziges Grundweſen bilde, was dieſelben Concilien über die zwei Naturen in Chriſto und deren unzertrennliche Vereinigung in deſſen einer Perſon gelehrt hatten, der zugleich wahrer Gott und Menſch, geboren, geſtorben und begraben ſey, damit er ein Opfer ſey nicht allein für die Erbſünde, ſondern auch für alle andern Sünden, und Gottes Zorn verſöhne; dieſes wurde, ohne vorgängige Unterſuchung und Prüfung des ſchriftmäßigen Grundes, bloß auf den Grund des bisherigen Kirchenglaubens, als unzweifelhafte Wahrheit und Gewißheit behauptet, und alle Diejenigen, welche die Lehrbeſtimmungen der Concilien über dieſe Artikel, als anmaßend und irrig nicht hatten annehmen wollen, wie die Manichäer, Valentinianer, Arianer, Eunomianer, Samoſatener und andere, im völligen Einklange mit der alten Kirche, als Ketzer verworfen. — Die ſchroffen Lehren Luthers waren darin äußerſt gemildert, oder unter geſchnörkelten Phraſen verſteckt, ſo daß ſie in den meiſten Punkten mit der katholiſchen Lehre übereinzuſtimmen ſchienen. Nur

erregte noch einiges Bedenken die „Lehre von der Erbſünde“, die bei aller Milderung doch immer Luthers Meinung ausdrückte, als bewirke dieſelbe ein abſolutes Unvermögen zum Guten, die „durch den Glauben allein zu erlangende Rechtfertigung, die Lehre vom freien Willen, vom Glauben und den guten Werken“, wobei die katholiſche Lehre in der Weiſe verunglimpft war, als hätte man ſeither niemals den Glauben, ſondern immer nur die Werkthätigkeit verlangt, „die Verehrung und Anrufung der Heiligen“ und beſonders die „Gegenwart Chriſti im Abendmahl“; denn nach Luther gab es keine Verwandlung. —

In dem zweiten Theile wurde in ſieben Artikeln als Mißbräuche bezeichnet, die Entziehung des Laienkelches; das Verbot der Prieſterehe; die der Meſſe gegebene Form und Deutung als eines Opfers für die Lebendigen und die Todten; die bei der Beichte ſtatt findende Verpflichtung zur Aufzählung der Sünden, mit der Bemerkung, daß die Beichte überhaupt nicht durch die Schrift geboten, ſondern durch die Kirche eingeſetzt ſey; den gebotenen Unterſchied der Speiſen; die Kloſtergelübde; endlich der Biſchöfe Gewalt. Unter der letzten Aufſchrift ward, ohne den Papſt zu nennen, das prieſterliche Regiment auf die Gewalt der Schlüſſel oder den Befehl Gottes beſchränkt, das Evangelium zu predigen, die Sünden entweder zu vergeben, oder zu behalten, und die Sacramente zu reichen und zu handhaben. — Wo aber die Biſchöfe etwas dem Evangelio zuwider lehren, ſetzen oder aufrichten, ſey der Befehl Gottes vorhanden, ihnen nicht zugehorſamen. So bildeten theologiſche Halbheiten und dialectiſche Künſte die Grundlage der Augsburger Confeſſion. —

Gegen den Willen der Theologen, welche der Religionsſache keinen allzupolitiſchen Anſtrich geben wollten, wurde dieſe Bekenntnißſchrift doch vom Churfürſten von Sachſen, und Johann Friedrich, deſſen Sohne, dem Markgrafen Georg von Anſpach, dem Herzog Ernſt von Lüneburg, dem Fürſten Wolfgang von Anhalt, den Städten Nürnberg und Reutlingen, und nach langem Sträuben auch vom Landgrafen Philipp von Heſſen, dem Zwinglianer, unterſchreiben; die Städte Straßburg, Coſtnitz, Memmingen und Lindau, die den Lehren Zwinglis anhingen,

übergaben ſpäter ein beſonderes Bekenntniß. (**Confessio tetrapolitana**).

Anfänglich hielt es der Kaiſer für hinreichend, daß ihm der ſchriftliche Aufſatz bloß überreicht werde; doch die proteſtantiſchen Fürſten drangen auf die öffentliche Vorleſung, die auch am 25. Juni 1530 geſchah, und mehrere Stunden dauerte. — Nach Beendigung derſelben überreichten ſie dem Kaiſer eine Abſchrift in lateiniſcher und eine andere in deutſcher Sprache, worauf er die proteſtirenden Fürſten erſuchen ließ, ohne ſein Wiſſen und Willen keinen Abdruck zu veranſtalten oder zu geſtatten, was ſie zwar verſprachen aber nicht hielten. Zwei Tage ſpäter übergab der Kaiſer die Bekenntnißſchrift den katholiſchen Ständen, und dieſe den anweſenden katholiſchen Theologen Eck, Conrad Wimpina, Cochläus, Faber und Andern. Dieſe rügten nicht allein einzelne Abweichungen vom katholiſchen Glauben, ſondern wieſen auch aus den Schriften Luthers nach, daß er noch ganz andere Dinge gelehrt habe. Die Nachweiſung war mit ſo beißender Ironie und Heftigkeit abgefaßt, daß der Kaiſer und die katholiſchen Fürſten daran Anſtoß nahmen, und eine Umarbeitung in gemäßigterem Style begehrten. Die Theologen befolgten nun dieſes, gingen die Artikeln der Confeſſion nach der Reihe durch, und wieſen in jedem das Uebereinſtimmende oder Abweichende von dem katholiſchen Glauben zwar mit theologiſcher Schärfe, doch im gelindeſten Tone nach. — Die Widerlegung hätte aber mehr als bloßes Menſchenwerk ſeyn müſſen, um über die menſchliche Sinnesart und die ketzeriſche Verſtocktheit den Sieg davon zu tragen. Unläugbar war in derſelben viel Treffendes enthalten, und beſonders der Widerſpruch, in welchem Luthers Vorſtellungen über den Glauben und über die Freiheit des menſchlichen Willens mit den beſtimmteſten Ausdrücken der hl. Schrift zu ſtehen ſchienen, ſehr einleuchtend gemacht, und hinlänglich nachgewieſen, daß das, was den Proteſtanten als „helle Schrift und Gotteswort" erſcheine, doch nach der Mittelbarkeit des menſchlichen Erkennens, immer nur bedingte Auslegungs- und Verſtändnißform, nicht unbedingt gültige Anſchauung höherer Wahrheit ſey. —

Auch dieſe Gegenſchrift (**confutatio confessionis Augus-**

tanae) wurde öffentlich verlesen (3. Aug.) und alsdann vom Kaiser verlangt; die protestantischen Fürsten sollten, aller Zwietracht entsagend, in die katholische Kirche zurückkehren, „ansonsten müßte er handeln, wie er als Schirmvogt der Kirche im Gewissen verpflichtet sey.“ Darüber bezeugten die protestantischen Fürsten die größte Unzufriedenheit, und als man zwischen Fürsten und Bischöfen Unterhandlungen versuchte, scheiterte das Unternehmen gänzlich. Zur allgemeinen Bestürzung verließ sogar Philipp von Hessen heimlich Augsburg, und da man den unruhigen, zu Gewaltthaten geneigten Mann kannte, so versahen sich die Bischöfe von ihm nichts Gutes. Der Kaiser setzte nun eine Conferenz von zwei Fürsten, zwei Juristen, und drei Theologen beider Parteien zusammen. Von katholischer Seite wurden Eck, Wimpian und Cochläus, von der protestantischen aber Melanchthon, Brenzius und Schnepf, Hofprediger des Landgrafen, erwählt. Das Religionsgespräch erledigte die streitigen Punkte bis auf die „Erbsünde, Rechtfertigung, Theile der Buße, Abendmahl und Heiligendienst.“ Man bildete daher einen noch engeren Verein zwischen Eck und Melanchthon nebst zwei Juristen aus beiden Parteien. Es wurde von katholischer Seite, wie früher den Hussiten, die Spendung des Abendmahls unter beiden Gestalten zugestanden; aber über die Messe und den Cölibat konnte man sich nicht vereinigen. Zudem blieben noch immer viele andere Differenzen übrig; eine momentane Verständigung würde gleich jedem anderen menschlichen Flickwerk keine Haltbarkeit erlangt haben. Wenn man daher nicht das liebende Verlangen der Katholiken zur Einigung berücksichtigt, so dürfte es befremden, daß die katholischen Theologen bei einem von dem Protestantismus so verschiedenen Prinzipe eine Einigung zu erstreben suchten; denn treffend bemerkt Pallavicini: „der katholische Glaube beruht auf einem einzigen untheilbaren Artikel, nämlich die Autorität der unfehlbaren Kirche. Sobald man irgend ein Theilchen aufgeben wollte, würde das Ganze zusammenstürzen, da es offenbar ist, daß Untheilbares entweder ganz bestehen, oder ganz fallen muß.“ Nichts desto weniger wurde eine Verständigung noch einmal versucht, wobei von den protestanti-

ſchen Theologen immer noch weitere Zugeſtändniſſe gemacht wurden, ſo daß es ſich recht deutlich zeigte, es handele ſich bei ihren Beſtrebungen um ganz andere Intereſſen, als um bedeutende Glaubenswahrheiten. Sogar gab Melanchthon die biſchöfliche Prärogativen zu, und geſtand, das biſchöfliche Regiment ſey für den Beſtand und die Wohlfahrt der Kirche ganz unentbehrlich. „Mit welcher Stirn, ſagte er, wollen wir den Biſchöfen ihre Gewalt entreißen, wenn ſie die reine Lehre geſtatten? Um zu ſagen, was ich denke, ſo möchte ich wünſchen, nicht ſowohl die biſchöfliche Herrſchaft zu befeſtigen, als die biſchöfliche Verwaltung herzuſtellen: denn ich ſehe, was für eine Kirche wir haben werden nach Auflöſung der kirchlichen Verfaſſung; ich ſehe, wie nachher eine weit unerträglichere Tyrannei einreißen wird, als vorher geweſen iſt.“ Und dieſe Ueberzeugung bezog ſich nicht bloß auf die Biſchöfe; ſie bezog ſich auch auf den Papſt, deſſen Daſeyn den meiſten Proteſtanten als das unüberſteiglichſte Hinderniß zur Ausſöhnung mit der alten Kirche erſchien, während Melanchthon der Meinung war, daß der Papſt in demſelben Rechte wie die übrigen Biſchöfe ſich befinde, und daß ihm auch das Supremat in der Kirche mit Recht gebühre. In dieſer Beziehung ſchrieb er an den päpſtlichen Legaten Campegius: „Wir haben keine von der römiſchen Kirche abweichende Lehre; wir ſind auch bereit derſelben zu gehorchen, wenn ſie nur nach ihrer Gnade, die ſie ſtets gegen alle Menſchen gebraucht hat, einiges Wenige entweder überſieht oder fahren läßt, was wir jetzt nicht mehr ändern können, wenn wir es auch ändern wollten. Wir verehren den römiſchen Papſt und die ganze Kirchenverfaſſung, wenn nur der Papſt uns nicht verwirft. Warum ſollten aber wir demüthig Bittende verworfen werden, da die Einigkeit ſo leicht wieder hergeſtellt werden kann? Es iſt eine unbedeutende Verſchiedenheit in den Gebräuchen, die der Ausſöhnung entgegen zu ſeyn ſcheint. Die Canones räumen ja ſelbſt ein, daß Eintracht der Kirche neben Verſchiedenheit in ſolchen Stücken ſtatt finden könne.“

In Verbindung mit den anderen Theologen des Ausſchuſſes verfaßte er in gleichem Sinne ein Schreiben an die proteſtantiſchen

Fürſten, worin er die Unentbehrlichkeit des biſchöflichen Regiments bewies, und wegen des Papſtthums bemerkte, es ſey gefährlich, eine alte Einrichtung ohne große und wichtige Gründe umzuſtürzen, und wenn gleich der Papſt der Antichriſt ſeyn ſollte, ſo könne man doch unter ihm, wie die Iſraeliten unter dem Pharao, leben, wenn er nur die reine Lehre von Gott und den rechten Gebrauch der Sakramente nicht anfechte.“ — Selbſt Luther gab zu, daß unter der gemachten Vorausſetzung weder gegen die biſchöfliche Gerichtsbarkeit noch gegen die päpſtlichen Rechte etwas Weſentliches einzuwenden ſey. „Wo ſie unſere Lehre wollten leiden und nicht mehr verfolgen, ſchrieb er in einem Gutachten über jenen Gegenſtand, ſo wollten wir ihnen keinen Abbruch thun an ihrer Jurisdiction, Dignität oder wie ſie es nennen. Ja wenn der Papſt ſolches wollt eingehen, ſo achte ich, wir Lutheriſchen wollten ſeine Ehre und Obrigkeit beſſer helfen ſchützen und handhaben, denn der Kaiſer ſelbſt und alle Welt.“ — Dieſe Anſichten theilten aber die proteſtantiſchen Staatsmänner nicht, und da ſie in dem neuen Kirchenthume nur die weltlichen Beziehungen, den Kirchenraub und die Erlangung der geiſtlichen Obergewalt, vor Augen hatten, und darum allein es hegten, ſo ſchrieb der ſächſiſche Kanzler Brük dem Vorſchlage Melanchthons die Bemerkung bei: „Die Gewalt des Papſtes könne nicht anerkannt werden, da er ſich dieſelbe aus göttlichem Rechte zueigne, und er doch der Antichriſt ſey, den Paulus vorher verkündet habe.“ Fühlte nun Melanchthon ſchon von dieſer Seite einen großen Widerſtand, ſo fand er aber bei den lutheriſch geſinnten Städten, und namentlich bei der Reichsſtadt Nürnberg, einen noch viel größeren, worüber er ſich ſehr bitter beſchwerte. Tief gekränkt über den Vorwurf, er habe ſich durch Geld zu einem Verräther an der Wahrheit machen laſſen, ſchrieb er an Luther: „Du kannſt nicht glauben, wie ſehr ich von den Nürnbergern und einigen andern angefeindet werde wegen Herſtellung der biſchöflichen Gewalt. So ſehr ſtreiten unſere Genoſſene für ihre Herrſchaft, nicht für das Evangelium. Dieſe Leute, die nun der Freiheit gewohnt ſind, und einmal das Joch der Biſchöfe von ſich geworfen haben, laſſen ſich ungerne das alte Joch wieder

auflegen. Und sonderlich sind die Reichsstädte der bischöflichen Regierung am heftigsten gram. Nach der Lehre und Religion fragen sie nicht viel; es ist ihnen allein um die Regierung und Freiheit zu thun." — Luther, der, als ein Geächteter, nicht in Augsburg erscheinen konnte, und in Coburg sich aufhielt, merkte aus den ihm zugekommenen Klagen und Anklagen sehr schnell, woher der Wind kam, und zeigte, seiner Natur gemäß, sich sogleich bei den Fürsten und Reichsstädten als eine sehr bewegliche Wetterfahne. Mit großer Entrüstung schrieb er an Melanchthon: „Es gefällt mir gar nicht, daß man von der Einigkeit in der Lehre handeln will, da diese ganz unmöglich ist, sofern der Papst nicht sein ganzes Papstthum ablegen will. Warum soll der Handel in Fragen so hin- und hergezogen werden? die hinterlistigen Katholiken hätten ihnen hier eine Falle gelegt, die sie umgehen müßten. Doch dieß werdet ihr schon besser bedenken; denn ich bin in so groben Hinterlisten vielleicht allzusicher, wohlwissend, daß ihr darin nichts begehen könnt, als etwa eine Sünde gegen „unsere Person", so daß wir als Treulose und Unbeständige beschuldigt würden. Durch der Sache Beständigkeit und Wahrheit wird es leicht wieder gut gemacht. Ich wollte zwar nicht, daß das sich ereignete; aber ich rede nur so, daß, wenn es etwa geschehe, darum doch nichts verloren sey. Denn sind wir einmal der Gewalt entronnen und haben Frieden erlangt, dann werden wir leicht unsere Listen, Lügen und Fehler wieder gut machen, dieweil über uns herrscht seine Barmherzigkeit." *)

*) Wie bei allen revolutionären Umtrieben die Lügen, Erdichtungen und Berichte über angebliche Gespräche nie mangeln, so konnte es denn auch nicht fehlen, daß jene Partei, die geradezu aussprach: „Si vim evaserimus, obtenta pace, dolos, mendacia et lapsus nostros facile emendabimus", an jenen es nicht mangeln ließ. Dahin gehört das angebliche Gespräch des Bischofs von Augsburg, Christoph von Stadion, mit dem Erzbischofe von Salzburg und dem Churfürsten von Brandenburg, welches am 6. August jene im Fürstenrathe geführt, und wobei Ersterer die Augsburger Confession als die lautere und unläugbare Wahrheit bezeichnet haben soll. Ferner

Erregt nun schon die kurze Darstellung der Umtriebe jener kirchlichen und politischen Revolutionsmänner bei jedem rechtlichen Geschichtsschreiber den größten Ekel, so darf man sich denn auch nicht wundern, wenn der so gerechte und friedfertige Kaiser, der die Verworfenheit und Schlechtigkeit jener durchschaute und persönlich fühlte, jetzt nur auf Mittel dachte, jenen hinterlistigen Wirren wenigstens mit Ehren sich zu entziehen. Er ließ demnach am 22. Sept. nachstehenden Entwurf zu einem Reichsabschied den Protestanten mittheilen: „Nachdem ihr Glaubensbekenntniß gnädig angehört, dasselbe durch die heiligen Evangelien

---

soll Eck, der gefürchtete Gegner der Protestanten und die beständige Zielscheibe ihrer Verläumdungen, dem Herzog Wilhelm von Bayern bei einem Gespräche erklärt haben: „mit den Kirchenvätern wolle er zwar die Augsburger Confession widerlegen, aber nicht mit der heil. Schrift, worauf der Herzog geantwortet haben soll: „Nun, so sitzen die Evangelischen in der Schrift und wir daneben." Da nun in dem von der Kreissynode Duisburg herausgegebenen Katechismus (1843) obige Lügen, in Fragen und Antworten eingekleidet, erschienen sind, so hat Hr. Pfarrer Binterim in seiner Schrift, „der Reichstag von Augsburg", jene auf das Bündigste widerlegt. Glauben übrigens die Protestanten, sie säßen in der Bibel und wir Katholiken daneben, so wollen wir ihnen diesen Glauben gern lassen, indem das Bibelfieber immer die Ketzerei als Delirium zur Folge hat. Mit Recht sagt daher der heil. Augustinus: „Ihr, die ihr in dem Evangelium glaubt und nicht glaubt, was ihr eben wollt, glaubt sicherlich nicht dem Evangelium, sondern nur euch. — Ich selbst würde nicht an das Evangelium glauben, wenn mich nicht die Autorität Christi dazu bewöge." — Auch Kant tadelte sehr die protestantische Inconsequenz in Beziehung auf das Bibellesen (der Streit der Facultäten, Königsberg 1789), und der reformirte Prediger La Coste ruft seinen Calvinern zu: „Schöpft das göttliche Wort aus der Quelle (Bibel) selbst; aber ihr dürft nichts Anderes in der Bibel finden, als wir darin finden." Darum ist auch die katholische Kirche auf Gottes Felsen, und nicht, wie die protestantische, auf eine Sandschichte gebaut, die, von einem oft veränderten Auslegungswinde bewegt, gleichfalls ihre Gestalt verändert.

und Schriften gehörig widerlegt und abgelehnt, ſodann Verhandlung gepflogen und über mehrere Artikel Vergleich getroffen worden ſey, habe Se. Majeſtät, dem heiligen Reich und der löblichen deutſchen Nation zu Guten und Wohlfahrt, damit Friede und Einigkeit erhalten werden möge, zur Erzeigung ihrer Mildigkeit und aus beſonderen Gnaden, dem Churfürſten von Sachſen, den fünf Fürſten und den ſechs Städten zugelaſſen, ſich bis zum 15. April 1531 zu unterreden und zu bedenken, ob ſie ſich der anderen Artikel wegen mit der chriſtlichen Kirchen, Päpſtlicher Heiligkeit, Kaiſerlicher Majeſtät und den anderen Fürſten des römiſchen Reichs, auch anderen chriſtlichen Häuptern und Gliedern der gemeinen Chriſtenheit, bis zur Erörterung durch ein nächſtkünftiges Concil wieder vereinigen wollen. Daneben wolle auch Kaiſerliche Majeſtät dieſelbe Zeit ſich bedenken, was ihr zu thun gebühren wolle. Unterdeſſen ſollten ſie nichts Neues in Religionsſachen drucken laſſen, keine weiteren Neuerungen vornehmen und ihre katholiſchen Unterthanen in ihrem Gottesdienſte nicht hindern." — Dagegen läugneten die Proteſtanten, daß ihr Bekenntniß mit hinreichenden Gründen aus der Schrift wiederlegt worden ſey; und als der Kaiſer die von Melanchthon ausgearbeitete und ihm überreichte Apologie ihrer Confeſſion, die, gleich dieſer, ſymboliſches Anſehen unter den Proteſtanten erhielt, nicht annahm, ſo erklärten ſie auf das Beſtimmteſte, daß ſie ſich in Sachen der Religion nichts würden verbieten laſſen, und alſo auch den Abſchied, der ihnen die weitere Ausbreitung ihres Glaubens verbiete, nicht annehmen könnten. —

Nach mehreren Hin- und Herreden ſagte zuletzt der Churfürſt Joachim von Brandenburg im Namen des Kaiſers: „Seine Kaiſerliche Majeſtät räume nicht ein, wie man ſie deſſen auch langſam bereden wolle, daß das übergebene Bekenntniß im Evangelio begründet ſey. Se. Majeſtät habe auch ein Gewiſſen und gedenke viel weniger von der heiligen chriſtlichen Kirche und dem wohlhergebrachten Glauben abzuweichen, als der Churfürſt von Sachſen und deſſen Mitverwandte. Was den Abſchied anbelange, ſo möge ihn der Churfürſt und die ihm Zugethanen nur annehmen, wie er geſtellt ſey, indem Se. Majeſtät keine Aenderung

dulde; wo nicht, so lasse es S. M. bei dieser Antwort verbleiben, und werde bei dem Papst und anderen christlichen Potentaten deßhalb Rath haben, was ihm als einem christlichen Kaiser hierin zu thun gebühre, damit der alte, wahre christliche Glaube erhalten, dieser neue Irrthum und Secte gänzlich ausgerottet, und die deutsche Nation wiederum zu christlicher Eintracht gebracht werden möge. In Beziehung auf das Reich sey diese Sache nicht so gar rein, wie behauptet werde. Churfürsten und Fürsten sey genugsam Ursache gegeben, indem die Prediger, die den Bauernaufruhr erweckt, darob 150,000 Menschen erwürgt worden, und andere, die einigen Churfürsten und Fürsten schmähweis und zur Verkleinerung ihrer Ehren begegnet, in den Städten des Widertheils geduldet worden. Endlich sey es Kaiserlicher Majestät ernster Befehl, auch die Aebte, Mönche und Andere, so spoliirt und ausgetrieben worden, wiederum zu restituiren und einzusetzen, indem S. M. vielfältig deßhalb überlaufen werde." — Als nun die protestantischen Fürsten neue Einwände machen wollten, ließ ihnen der Kaiser erklären: „Er beruhe auf seinem mit den übrigen Ständen gefaßten Beschlusse, und sey in keiner Weise Willens, den Abschied zu ändern." So endigte sich diese Versammlung, in welcher des Kaisers Geduld auf eine so harte Probe gestellt worden war. Dennoch reichte er beim Weggehen dem Churfürsten von Sachsen die Hand und sagte ihm leise die Worte: „Ohem, Ohem, deß hätt' ich mich Ew. Lieb nicht versehen." Dieser aber erwiderte nichts, nahm stumm seinen Abschied und verließ nach wenigen Stunden die Stadt. — Zum Römerzuge gegen die Türken wurde zwar die im Jahre 1521 festgesetzte Mannschaft auf sechs Monate bewilligt; doch die zurückgelassenen Gesandten der Protestanten erklärten, daß sie zu diesem Zwecke keine Mannschaft geben könnten, und daß man ihre Namen am Ende des Reichsabschiedes weglassen sollte, worauf sie sich eiligst von Augsburg entfernten, um bei der Publication des Reichsabschieds (19. Nov.) nicht Zeugen und Zuhörer zu seyn. Auch den zwingli'sch gesinnten Städten Straßburg, Lindau ꝛc. gebot der Kaiser, von ihren gefährlichen Irrthümern zur Vernunft und alten Religion zurückzukehren, widrigenfalls er thun würde,

was ihm die Pflicht gebiete. Ueber Zwingli's Bekenntniß selbst schrieb Melanchthon einem seiner Freunde: „Zwingli müsse verrückt geworden seyn.“

Gleich nach der Publication des Reichsabschiedes verließ der Kaiser die Stadt, wo ganz gegen seinen Willen die Kirchenspaltung und mit ihr die neue Secte eine solche Stärke erlangt hatte, daß sie von da an nach dem Namen derselben sich nannte. Klar sah er nun ein, daß der Kampf gegen die Hinterlist, Treulosigkeit und Raubluft, den Carl der Große gegen die heidnischen Sachsen bestehen mußte, auch ihm gegen die ketzerischen Sachsen und Hessen jetzt zu Theil geworden sey. Um also der oberherrlichen Gewalt in Deutschland eine festere Stütze zu geben, beschloß er, seinen Bruder Ferdinand zum römischen Kaiser erwählen zu lassen, damit er bei seiner häufigen Abwesenheit die gute Ordnung im Reiche erhalte. In dieser Absicht reiste der Kaiser nach Cöln und beschied die Churfürsten dahin. Da man schon den Zweck der Einberufung kannte, so erschien der Churfürst von Sachsen nicht in Person, sondern sandte seinen Sohn, um gegen die Wahl förmlich zu protestiren. Trotz dieser Protestation ging doch die Wahl Ferdinands am 5. Januar 1531 und seine Krönung als römischer König am 11. desselben Monats zu Aachen vor sich. Ueber diese Erwählung Ferdinands waren aber nicht nur die Protestanten sehr aufgebracht, sondern auch mehrere katholische Fürsten, besonders die Herzoge von Bayern, sehr verstimmt, und da die ersteren ohne Abänderung des letzten Reichsabschiedes zu dessen Anerkennung sich nicht verstehen, und deßhalb eine drohende Stellung annehmen wollten, so schlossen sie am 29. März 1531 zu Schmalkalden ein Bündniß zu einer gewaffneten Vertheidigung auf sechs Jahre. Sie gingen in diesen Bestrebungen aber um so zuversichtlicher und kühner zu Werk, weil Luther und Melanchthon jetzt den „Gebrauch der Waffen zur Aufrechthaltung des Protestantismus“ billigten, und konnten dem Kaiser um so mehr Trotz bieten, weil der türkische Sultan, der die Uneinigkeit der Deutschen benutzen und das Reich bedrängen wollte, als ihr natürlicher Bundesgenosse auftrat. Indem nun der Kirchenraub mit ihrem evangelischen Sinn in der

engſten Verbindung ſtand, ſo mußte es ihnen ſehr läſtig und unevangeliſch erſcheinen, daß der letzte Reichsabſchied auch die Zurückgabe der weggenommenen geiſtlichen Güter forderte, und die Widerſtrebenden vom Reichsgerichte in die Acht erklärt werden ſollten. —

So war denn der Religionshandel förmlich zu einer politiſchen Parteiung geworden, deren urſprüngliche Elemente immer mehr in den Hintergrund traten. Während der Kaiſer das ganze Jahr hindurch in den Niederlanden verweilte, traten die bayeriſchen Herzoge, die größten Gegner des Proteſtantismus, mit den Anhängern deſſelben zu Saalfeld zuſammen, und ſchloſſen ein Bündniß gegen den Kaiſer und die von demſelben veranſtaltete Wahl eines römiſchen Königs am 24. Oktober 1531 ab. Beiderſeits gelobte man ſich, in der Proteſtation gegen Ferdinands Wahl feſt zu beharren; ſich nie ohne des Anderen Wiſſen und Willen zu trennen, und bei dem geringſten Angriff wechſelſeitig Leib und Gut, Land und Leute daranzuſetzen. Daß nun die bayeriſchen Herzoge an Franz, König von Frankreich, ſchrieben, kann nicht befremden; wohl aber, daß die Schmalkaldener es thaten, und in einem ausführlichen Schreiben das vom Kaiſer ihnen angethane Unrecht dem Könige klagten, der diejenigen ſeiner Unterthanen, die ihre Glaubensanſichten theilten, hängen oder verbrennen ließ. Noch auffallender war es, daß ſie in gleicher Art auch an den König von England, den perſönlichen Feind Luthers und den heftigſten, mit vielem Blute befleckten Verfolger der Lehren deſſelben, ſich wandten.

Wie demnach jeder Verräther an der Kirche auch leicht zu einem Verräther an Fürſt und Vaterland wird, wie Luther während acht Jahren alle Reichshilfe gegen die Türken zu verhindern ſuchte, ſo wendeten ſich jetzt die verrätheriſchen Fürſten an die auswärtigen Feinde des Vaterlandes; und Franz, der zur Schwächung des Kaiſers den Religionszwiſt in Deutſchland fördern und befeſtigen wollte, ſchickte ſogleich eigene Geſandte an die verbündeten Höfe, und ließ ihnen Schutz und Beiſtand zuſagen. —

Dem ſehr milden und frommen Ferdinand lag jedoch ſehr viel an der Erhaltung des Friedens in Deutſchland, beſonders auch, weil ſein Königreich Ungarn von den Türken ſehr hart bedrängt wurde, und die vorzüglichſte Hilfe gegen jene von den deutſchen Fürſten kommen mußte. — Die Proteſtanten verweigerten aber jede Hilfe, wenn man ihnen nicht forderſamſt den Frieden im Reiche geſtatten und beſchwören würde. — Bei den darüber eröffneten Verhandlungen ſtellte der Kaiſer, der mittlerweile wieder nach Deutſchland gekommen war, als Hauptbedingung des Friedens, daß die Proteſtanten ſeinen Bruder als römiſchen König anerkennen, die Friedensverträge aber nur für Jene gelten ſollten, „ſo ſich ſchon in das Augsburger Bekenntniß eingelaſſen haben“, wogegen aber die Proteſtanten hartnäckig den Zuſatz forderten: „oder noch einlaſſen mögen.“ Da Luther in dem letzten Artikel einmal die Anerkennung ſeiner Lehre von Seiten des Reichsoberhauptes erblickte, und daher wegen ſeiner künftigen Stellung ſich mehr beruhigen konnte, ſo änderte er ſchnell ſeine frühere Anſicht, daß ſeine Lehre eine große Bahn für Alle werden müſſe, und begnügte ſich, daß ſie ein ſchmaler Pfad, ein enger Bezirk für eine geduldete Secte werden ſollte. Er beſchwor demnach den Churfürſt von Sachſen, den römiſchen König anzuerkennen und zugleich von dem geforderten Zuſatze abzuſtehen, indem man dem Andern nicht thun ſolle, was man nicht wolle, daß einem ſelber geſchehe. Da nun keine Obrigkeit des proteſtantiſchen Theils wolle, daß andere Nebenfürſten ſie zwingen ſollten, den Unterthanen den alten Gottesdienſt zu geſtatten, ſo folge daraus, daß man auch die katholiſchen Obrigkeiten nicht zwingen dürfe, ihren Unterthanen den neuen Gottesdienſt zu erlauben.

Dieſe Erklärung Luthers mißfiel dem Landgrafen Philipp und vielen Theologen auf das äußerſte. Doch Luther beharrte auf ſeiner Anſicht; er kannte das Gewebe der Staatskunſt, welche das gemeinſame Vaterland dem Erbfeind im Oſten und Weſten Preis geben wollte, einer Staatskunſt, die ſich mit den grimmigſten und blutbeſudelſten Feinden ſeines Evangeliums verband, und ſchrieb daher dem Churfürſten: „Wer zu hart ſchneuze, der zwinge Blut heraus, und wer das Geringe verſchmähe, dem werde das

Größere nicht. Da nun der Kaiſer, als von Gott geordnete Obrigkeit, ſich ſo gnädig erbiete, und ſo milden freien Befehl gebe, Frieden zu machen, ſo ſey es fürwahr nicht anders zu erachten, als biete Gott ſelbſt ſeine gnädige Hand dar. Wer demnach nicht ſelbſt Fürſt iſt, an dem mehr liege, als an einer einzelnen Perſon, dem ſey leicht zu trotzen und Krieg zu wünſchen; denn ein ſolcher habe nicht viel zu verlieren, oder komme zum wenigſten leichter aus dem Schlamme, denn der Fürſt, den er hinein geführt habe."

Der Religionsfrieden zu Nürnberg.

(1532.)

So gab denn der Churfürſt den Rathſchlägen Luthers Gehör, und der erſte Religionsfrieden kam nach Verlauf beinahe eines Jahres zu Nürnberg zu Stande (23. Juli 1532). Vermöge deſſelben ſollte bis zu einem Concilium, oder wenn dasſelbe nicht zu Stande käme, bis zu einer neuen Zuſammenkunft der Reichsſtände, ein allgemeiner Friede zwiſchen dem Kaiſer und den Ständen ſeyn; Keiner ſollte den Anderen des Glaubens oder einer anderen Urſache wegen beleidigen oder bekriegen; alle wider die Proteſtanten in Kirchenſachen ſchwebenden Kammergerichts-Prozeſſe ſollten gehemmt, und keine neue Klagen gegen ſie vorgenommen werden; dagegen ſollten auch die Proteſtanten ihres Theils den Frieden treulich halten und das Ihrige zur Türkenhilfe beitragen. — Der Kaiſer ratificirte den Frieden am 2. Aug. und erließ am 3. ein beſonderes Edict zu deſſen genauer Beobachtung.

Dieſer Friedensſchluß mißfiel aber nicht bloß dem päpſtlichen Legaten, ſondern noch mehr dem Landgrafen Philipp. Als nun der Legat bei dem Kaiſer über denſelben ſich beſchwerte, entgegnete ihm dieſer: „nimmer würde er in eine ſolche Verlegenheit gekommen ſeyn, wenn alle katholiſchen Fürſten ihren Pflichten nachgekommen wären; eine Anſpielung auf den Papſt, der, mitten unter den größten Gefahren der Kirche, um weltlicher Händel

willen, zu deſſen Feinden ſich geſellt hatte." — Das derbe Schreiben des Landgrafen an den Churprinzen von Sachſen nahm dieſer aber ſo übel auf, daß unter dieſen ein Bruch ſich beſorgen ließ, und der Zwiſt um ſo ſchneller durch Schiedsrichter beigelegt werden mußte, weil Johann Friedrich eben ſeinem Vater in der Churwürde gefolgt, und hierdurch auch Vorſtand der proteſtantiſchen Partei geworden war.

Da die Reichsſtände diesmal großen Eifer bezeigt und manche ſogar mehr Mannſchaft geſchickt hatten, als ihnen nach dem Anſchlage oblag, ſo kam ein deutſches Heer zuſammen, wie man ſeit langer Zeit keines geſehen hatte. Und doch war es im Vergleich mit dem feindlichen klein zu nennen, indem Soliman II. mit 300,000 Mann heranrückte, während der Kaiſer ihm nur 77,000 Kämpfer entgegenſtellen konnte. Da mußte nun die Tapferkeit den Mangel der Zahl erſetzen, und die kleine Stadt Günz in Ungarn lieferte hievon den glänzendſten Beweis. Denn als die Türken ſolches im erſten Sturm zu erobern hofften, ſchlug die tapfere Beſatzung unter Anführung ihres Commandanten Juriſchtiſch nicht nur dieſen, ſondern auch alle folgende ab, und hielt das Türkenheer fünfzehn Tage auf. Soliman, der gegen Erwarten die Deutſchen jetzt wieder einig ſah, und aus dem Widerſtand des kleinen Städtchens Günz auf jenen der Hauptſtadt Wien ſchloß, in deren Nähe ſelbſt der Kaiſer ſtand, gab ſeine Eroberungspläne auf, und trat zum Erſtaunen der Welt ſchnell ſeinen Rückzug an. — Sogleich ließ auch der Kaiſer ſeine Armee auseinandergehen, begab ſich nach Italien, um ſich zu Bologna mit dem Papſte wegen des Conciliums zu beſprechen, und kehrte dann nach Spanien zurück (März 1533).

Während nun der Kaiſer in Spanien ſich aufhielt, und Ferdinand ſeine ganze Sorge auf die Befeſtigung ſeiner Herrſchaft in Ungarn richten mußte, lieferte der unruhige Landgraf Philipp abermals den Beweis, wie wenig die Revolutionsmänner an Friedensſchlüſſe und gegebene Verſprechungen ſich binden, und kein Mittel ſcheuen, ihre fanatiſchen Zwecke zu erreichen. Wie daher ſchon früher bemerkt wurde, war der Herzog Ulrich von Würtemberg wegen ſeiner Barbareien und Ge-

waltthaten durch den ſchwäbiſchen Bund aus ſeinem Lande verjagt, dieſes aber, wegen den vielen darauf haftenden Schulden dem Kaiſer Carl übergeben worden, der es ſpäter mit den öſterreichiſchen Erblanden an ſeinen Bruder Ferdinand abtrat. Der verjagte Herzog wurde nun ſeinem Geiſte, ſeinen Sitten und Verhältniſſen nach ein Lutheraner, zog im Reiche als Flüchtling umher, und fand endlich Schutz bei ſeinem Verwandten, dem Landgraf Philipp von Heſſen, der ſogleich den Gedanken faßte, mit Gewalt jenen wieder in ſein Land, und durch ihn auch die neue Lehre dort einzuführen. Schnell unterhandelte er jetzt mit Franz I., brach dann mit einem Heere von 20,000 Mann unerwartet in Würtemberg ein, ſchlug den öſterreichiſchen Statthalter bei Laufen (13. Mai 1534) und gab das ſchnell eroberte Herzogthum dem Ulrich zurück, der gleich mit dem größten Eifer den Proteſtantismus darin einführte. Carl und Ferdinand, anderwärts vielfach beſchäftigt, und die Intriguen Franz I. fürchtend, ließen ſich beſänftigen, und durch den Cadauer Friede (29. Juni 1534), bekam der Herzog Ulrich ſein Land als öſterreichiſches Afterlehen wieder; der Nürnberger Frieden wurde beſtätigt, und Ferdinand als römiſcher König von allen proteſtantiſchen Fürſten anerkannt.

Zweite politiſche Revolution, als nothwendige Folge der kirchlichen.

Die Wiedertäufer zu Münſter — die Bigamie des Landgrafen.

Die Lehre Luthers, daß der Glaube allein zur Seligkeit hinreiche, und gute Werke dazu unnütz, ja ſelbſt ſchädlich ſeyen, dieſe abſcheuliche Lehre, die bei der Sinnlichkeit der Menſchen ſo vielen Anklang fand, und ſie ſchnell unter das Thier erniedrigte, mußte nothwendig die Gottheit beſtimmen, die entſetzlichen

Folgen jener teuflischen Lehre zuzulassen, um durch die Abscheulichkeit der Handlungen aller verführten Menschen die Abscheulichkeit ihres Glaubens recht sichtbar zu machen, und sie auf die gräßlichste Weise über die Verschiedenheit des Weges, der zum Himmel und jenes, der zur Hölle führt, selbst durch den Untergang von Tausenden zu belehren. Luthers kirchliche Revolution sollte daher wieder eine gleichartige politische gebären, und die Folgen seiner Lehren durch die Bosheit des Gott entfremdeten Geistes, und die tiefe Verderbtheit des ganz dem Thierischen hingegebenen Herzens durch jene kecke und schamlose Sünde sich offenbaren, die im Blute schwelgt und durch Blut zur Wollust watet. So waren es denn abermals die Wiedertäufer, diese Stammverwandte der Lutheraner, die sich wieder regten, und auf die blutigste, und gräuelvollste Weise in die Geschichte der Menschheit sich einschrieben. Denn nach der unglücklichen Schlacht bei Frankenhausen und dem elenden Tode Münzers hatten die Häupter der Partei, welche der allgemeinen Niederlage entgangen waren, über ganz Deutschland sich verbreitet, und fanden fast an allen Orten durch die Verbreitung der lutherischen Lehre vorbereitete Gemüther, indem durch den ungeistlichen Lebenswandel vieler Priester und Mönche, selbst mancher Bischöfe und Prälaten, sowie durch die lutherischen Prediger und ihre Aufruhrschriften allenthalben der Saamen zu kirchlichen und politischen Revolutionen ausgestreut war, der nun auch in Westphalen die schrecklichsten Früchte tragen sollte. — Zwar hatte dieses Land bis zum Reichstage zu Augsburg den wiederholten Stürmen, das Lutherthum im Interesse politischer Tendenzen und Räubereien einzuführen, widerstanden; doch erhielten durch den bald nachher gestifteten Schmalkaldischen Bund die Anhänger Luthers neuen Muth. — Bernhard Knipperdolling, ein reicher Tuchmacher aus Münster, hing der neuen Lehre mit Eifer an, stellte sich jetzt an die Spitze des raubsüchtigen revolutionslustigen Gesindels, und ließ durch dieses die Katholiken und ihre Lehre vielfach schmähen und verfolgen. Da jedoch der Teufel zu seinen Werken einen schlechten Pfaffen nöthig hat, so trat dann Bernhard Rottmann, Caplan zu St. Mauriz in

Münſter, der früher ſtreng katholiſch, ſpäter aber zu Wittenberg das Gift der Zeit eingeſogen hatte, als Prediger auf, verkündete zuerſt die neuen Religionsgrundſätze auf offener Straße (28. Febr. 1532), und fanatiſirte das Volk zur Zerſtörung der Altäre und Heiligenbilder. Indem nun der Magiſtrat mit Rottmann einverſtanden war, und der Landgraf Philipp von Heſſen Beiſtand leiſtete, wurde der Proteſtantismus zu Münſter, wie früher zu Minden, Herfort, Lemgo, Lippſtadt und Soeſt eingeführt, und die Uebergabe von ſechs Kirchen an die Proteſtanten erzwungen (14. Febr. 1533). — Der Biſchof Friedrich, Graf von Wied, der dem Verderben nicht Einhalt thun konnte, legte jetzt ſeine Stelle nieder; ſein Nachfolger Herzog Erich von Braunſchweig-Grubenhagen ſtarb bald, und Franz von Waldeck konnte eben ſo wenig, wie ſeine Vorfahren, dem Uebel ſteuern, wodurch die Kühnheit der Aufrührer ſich täglich ſteigerte. An der Spitze ihrer Rotte drangen Rottmann, Bririus, Knipperdolling, Langermann u. A. in die Kirchen ein, ſchafften den Gebrauch der Sacramente und die noch übrigen Ceremonien ab, zerſchlugen die Bilder und Altäre, ſangen deutſche Lieder, verboten die Meſſe, vertrieben die katholiſchen Prieſter, und ſetzten lutheriſche Prädicanten ein. — Jeder fromme und wohlhabende Katholik verließ jetzt die Stadt, wo ihm die Ausübung ſeines Glaubens gänzlich verwehrt wurde, und die Anarchie mit allen ihren Gräueln in Ausſicht ſtand. Denn trotz der Abmahnung des Landgrafen Philipps von allen Empörungen, folgten doch ſchnell große Gewaltthaten und ſchändliche Verräthereien, wie jener Räuberüberfall zu Telgte, wo die Häupter der Diözeſe unvermuthet des Nachts überfallen, gefangen genommen, ihrer Habſeligkeiten gänzlich beraubt und nach Münſter in Haft gebracht wurden. — Den Charakter des größten Theils jener Abtrünnigen ſchildert Kerſſenbroick, ein Augenzeuge jener Zeit: „Es waren Leute, welche ihre Güter verſchleudert hatten, und nach fremden geizten; die von Jugend auf dem Müſſiggange ergeben waren, und auf Borg gelebt hatten; welche der Geiſtlichkeit, nicht der Religion, ſondern des Geldes wegen übel wollten, und deßwegen nach Art der Apoſtel die Gemeinſchaft der

Güter einzuführen ſich bemühten; Leute, die des Mangels überdrüſſig, darauf bedacht waren, die Cleriſei und die wohlhabenden Bürger zu plündern und zu berauben; Leute endlich, welche, treu der Lehre Luthers, alle gute Werke verwarfen, alles zu thun für unſträflich hielten, alles, was nicht von ihrer Prägе war, verachteten und nur in ſich verliebt waren. Nachdem die Meuterei, mit dieſem unnützen Schaum des Pöbels geſchwängert, einige Monate in der Brut geſeſſen hatte, brachte ſie endlich die gräuliche Geburt zur Welt, welche mit der Milch der Unverſchämtheit genähret, in kurzem zu dem ſchrecklichen und verfluchten Ungeheuer, der Wiedertäuferei, aufgewachſen iſt, durch deſſen Aufruhr und Gebrüll das ganze römiſche Reich iſt erſchüttert worden.“ Dieſer zu allen Schandthaten fähige Haufen hing an Rottmann mit einer wahrhaft abgötteriſchen Verehrung, und ſein Feldgeſchrei wurde nach dem Rückzug von Telgte: „der Papſt iſt mit ſeinem ganzen geſchornen Haufen jetzt vertrieben, und das wahre Licht hat die Nebel der Irrthümer zerſtreut.“ — Luther, dieſer Papſt des neuen Kirchenthums, billigte ſowohl die Lehren Rottmanns, wie auch deſſen Veränderungen in den Kirchenceremonien, wußte aber vielleicht nicht, daß Rottmann in Betreff des Altarſacramentes mehr der kaltverſtändigen und den äußern Sinnen zugänglichen Anſicht Zwingli's, als ſeiner in unſeliger Halbheit ſchwankenden und überall von Wiederſprüchen umgebenen Lehre zugethan ſey. Wie Luther fühlte auch Rottmann den Stachel des Fleiſches tief in ſeinen Gebeinen, warf demnach die läſtige Feſſel des Cölibates ab, und heirathete eine recht wollüſtige, und übel berüchtigte Frau.

Münſter war nun der Ort, wo die neue Lehre mit ihren kirchlichen und politiſchen Principien das Aas bildete, das die Adler und Nachtvögel aus allen Weltgegenden herbeizog, und ſelbſt den Landgrafen Philipp verleitete, die Gerechtſame, und einen früheren Vertrag gröblich zu verletzen, indem er mehrere lutheriſche Prediger nach Münſter ſandte. So kamen denn auch die Wiedertäufer in großer Zahl dahin, und lehrten: „Die Kindertaufe ſey vor Gott ein Gräuel, und die geweihte Hoſtie, die auf dem Altar ſteht, ſey der große Baal. In vierzehnhundert

Jahren ſey auf der ganzen Welt kein wahrer Chriſt, und nach Chriſti Himmelfahrt kein Prieſter geweſen; ſelbſt die Apoſtel wären keine Prieſter ſondern nur Diener Gottes und Verkündiger ſeines Wortes, Chriſtus aber der letzte Prieſter. Papiſten und Lutheraner ſind gleich gottloſe Leute, und jede Verbindung mit ihnen zu meiden. Denn nur jene ſind wahre Chriſten, die zuerſt an Chriſtum glauben und hernach auf deſſen Namen getauft werden." — In kurzer Zeit hatten ſie es dahin gebracht, daß kein proteſtantiſcher Prediger mehr die Kanzel zu beſteigen wagte; manche Kirchen wurden ſogar auf Befehl des Magiſtrats verſchloſſen, um Unordnungen vorzubeugen. Am eifrigſten zeigten ſich die bethörten Weiber, ſelbſt aus den höheren Ständen; die derben Züchtigungen ihrer Männer nicht achtend, ließen ſie von den verehrten jungen Predigern in den Geheimniſſen des himmliſchen Reichs ſich unterrichten, empfingen in der Wiedertaufe die Beſiegelung des Bundes und veräußerten Gold, Silber, Edelgeſteine und ſonſtige Koſtbarkeiten, um dadurch des höheren Schmuckes der Seele theilhaftig zu werden. — So neigte ſich denn alles durch der Frauen Antrieb zu den größten Gewaltthätigkeiten und zur gänzlichen Vertilgung der Gottloſen (Katholiken und Lutheraner) hin, als die neu angekommenen Propheten Enoch und Elias, d. h. der Schneider Johann Bockelſon aus Leiden und der Bäcker Johann Mathiſon aus Harlem unter ſchweren Seufzern und krampfhaften Verzuckungen den Ausſpruch dahin thaten: „es ſey noch nicht Zeit, die Tenne zu fegen; man müſſe erſt Mehrere dem Herrn gewinnen, und die bereits Gewonnenen im Glauben beſtärken." —

Es iſt eine intereſſante Erſcheinung, wie durch die kriegeriſche Haltung der Wiedertäufer das ſtarre orthodoxe Lutherthum in ſeinen Grundſätzen ſo plötzlich erſchüttert wurde, daß der durch und durch proteſtantiſche Magiſtrat nicht einmal mehr zu behaupten wagte, er ſey in dem unbezweifelten Beſitz der reinen evangeliſchen Lehre; aber ſehr begreiflich iſt es dabei, wie dieſes Eingeſtändniß die Frechheit und den Uebermuth der Aufrührer bis zum Unerträglichen ſteigern mußte. — Dieſen Fanatikern fehlte es aber auch nicht an Propheten, die unter gräßlichem Schreien

und Brüllen die Gottlosen ermahnten, sich mit dem Zeichen des Bundes zu besiegeln, indem der Heiland sehr bald vom Himmel herniedersteigen und zu Münster in der Mitte seiner Auserwählten das tausendjährige Reich eröffnen werde. Wie bei allen ansteckenden pestartigen Krankheiten mehrte sich denn täglich nicht nur die Zahl, sondern auch die Wuth der Bethörten, und schon begannen die Gewaltthätigkeiten gegen die Katholiken und Lutheranen, als letztere zu den Aufrührern sich schlugen, um ihre Rettung nicht der Hilfe der Katholiken zu verdanken. Während nun die Lutheraner zum zweitenmal sich taufen ließen, zogen aber die Katholiken schaarenweis aus der unglücklichen Stadt, woran die Wiedertäufer sie nicht hinderten, und nur die Ausfuhr aller Lebensmittel streng untersagten. Zugleich erließen sie einen Aufruf an ihre, in den benachbarten Städten zerstreuten Jünger, mit ihren Weibern und Kindern nach Münster zu kommen, und an dem himmlischen und irdischen Schatze des neuen Zion Theil zu nehmen. Eine ungeheuere Menge strömte sogleich herbei, und nahm Besitz von den Häusern und Gütern der geflüchteten Katholiken. Bald kam es unter dieser Menge zu den unnatürlichsten Ausschweifungen. Der Prophet Mathison hielt zur Nachtzeit an seine Getreuen sehr feurige Reden, worin er ihren unreinen Geist aufregte, erklärte ihnen dann das erste Kapitel der Genesis, und ließ bei den Worten: „seyd fruchtbar und mehret euch,“ die Lichter im Saale auslöschen. — Indem sie sich hier zum Thiere erniedrigten, ließen sie auch ihrem Ingrimm gegen alles Katholische den freiesten Lauf, und begingen Frevel, deren Schändlichkeit nicht bloß den religiösen sondern schon den gesitteten Menschen äußerst empörte. Die wüthendsten Wiedertäufer, zu Vorgesetzten der Stadt gemacht, faßten sogleich den Beschluß, die Tenne des Herrn zu reinigen und alle aus der Stadt zu verjagen, die sich der Wiedertaufe widersetzen. Unter den fürchterlichsten Verwünschungen wurde dieser Befehl verkündet, und mit grausamer Pünktlichkeit in Vollzug gesetzt. Die Wiedertäufer erbrachen die verschlossenen Pforten, warfen die Einwohner aus ihren Wohnungen mit Gewalt, ohne daß sie die geringste Habseligkeit mitnehmen durften, und trieben sogar die

Altersschwachen und Kranken durch Stockschläge zur Eile an. Jene aber, die aus großer Gebrechlichkeit, oder aus Besorgniß für ihr Eigenthum, und das nahe Ende der Raserei hoffend, zurückgeblieben waren, wurden gegen ihren Willen wiedergetauft, und das protestantische „coge intrare" an ihnen verwirklicht.

Mitten unter diesen Gräueln hatte der Bischof die Stadt mit einem Belagerungsheer eingeschlossen, die jedoch beinahe sechszehn Monaten lang mit der größten Umsicht und Tapferkeit vertheidigt wurde. Denn bei ihren starken Festungswerken drohte den Belagerten weniger von Aussen als von Innen die wahre Gefahr, indem unter den Häuptern der Partei Spaltungen und Unruhen ausgebrochen waren. Mathison hatte nämlich eine unumschränkte Gewalt in geistlichen Dingen erlangt, und ohne seine Zustimmung konnte kein Beschluß des Rathes, kein Befehl der Bürgermeister zur Ausführung gelangen. Dieses mißfiel Vielen, und da Hubert Raitscher, ein Schmied, dessen Benehmen tadelte, und sogar dessen Prophetenthum in Zweifel zog, tödtete er ihn in der öffentlichen Versammlung, und ermahnte alle, daß Keiner sich mehr eines solchen Verbrechens schuldig machen möge, worauf das Volk, nach Absingung einiger Lieder zur Ehre Gottes, still sich entfernte. Schlau benützte Mathison diesen ersten Schrecken, der über Alle, wie der Todesengel, sich gelagert hatte, und befahl unter Todesstrafe Allen und Jeden, beiderlei Geschlechtes, alles geprägte und ungeprägte Gold und Silber, und sonstigen Schmuck der Obrigkeit abzuliefern, indem unter den wahren Christen kein Geld im Gebrauch seyn dürfe. Die Meisten gehorchten und nur Wenige verlachten den Seherblick des Propheten, und vergruben ihre Schätze in die Erde. — So kam nun auch die Stunde der Rache für den falschen Propheten. Denn als er, den Katholiken zum Hohne, den Charfreitag unter Festgeläute, Lustbarkeiten und einer Prozession mit brennenden Kerzen selbst vor der Stadt begehen ließ, überredete er sich und Andere am Ostertage, daß er einen Befehl vom Himmel erhalten habe, mit weniger Mannschaft alle Feinde in die Flucht zu jagen. Eine Hellebarde in der Hand stürzte er sich mit einer kleinen Schaar auf den Feind, wurde aber von einem

feindlichen Soldaten mit dem Spieß durchstochen, und sein Leichnam in Stücke zerfetzt. Bockelson folgte ihm nun in der Eigenschaft des höchsten Propheten nach, und behauptete vor dem bestürzten Volke, dieses Ereigniß sey eingetreten nach dem gerechten Willen des himmlischen Vaters. Denn dem Getödteten sey zwar die Verheißung gegeben worden, daß er mit geringer Mannschaft einen herrlichen Sieg über die Feinde erringen werde, doch nur unter der Bedingung, daß er nichts seinen eigenen Kräften, Alles vielmehr Gott zutrauen, und nach dem Beispiele der Judith das Volk zum Fasten und Gebet ermuntern müsse; da jedoch beides nicht geschehen, Mathison vielmehr, von Hochmuth aufgeblasen, seinen Ruhm gesucht habe, sey er von Gott in dieser Weise gestraft worden. — Zugleich meldete er dem Volke, Mathison sey ihm in einem Gesichte erschienen, und habe ihn ermahnt, seinem Beruf und Vorsatz treu zu bleiben, und seine hinterlassene Wittwe zu heirathen, eine Erklärung, unter der die schlaue Einleitung zur Vielweiberei, der er anhing, sich verbarg. Bockelson wurde jetzt der höchste Prophet, und da das Hohe erniedriget, und das Niedrige erhöht werden sollte, so machte er den Knipperdolling zum obersten Scharfrichter und ließ die Spitzen der meisten Kirchenthürme abtragen. — Um eine neue Staatsverfassung einzuführen, lief er einst des Nachts ganz nackt durch die Straßen der Stadt, rief das Volk zur Buße auf, und kehrte dann in seine Wohnung zurück, wo er plötzlich die Sprache verlor und den Anwesenden schriftlich erklärte, nach drei Tagen würde er jene wieder erhalten. Als dieses auch erfolgte, erklärte er, der Wille des himmlischen Vaters sey, daß eine neue Staatsverfassung eingeführt, und ein neuer Magistrat durch göttliche Eingebung eingesetzt werde. Auf jene nun sich berufend, ernannte er sogleich seine Auserwählten zu Aeltesten der zwölf Stämmen Israels, und investirte einen Jeden durch Ueberreichung des Schwertes mit den Worten: „Nimm hin das Schwert über Leben und Tod, das dir Gott der Vater durch mich anvertraut und gebrauche dieß Schwert dem Befehl Gottes gemäß, worauf die ganze Versammlung ein lutherisches Lied anstimmte, und der Prophet den Vorsänger machte. Der Hauptgegenstand der neuen

Verfassung war aber der blutigste Strafcoder, der auch die geringsten Vergehen mit dem Bann und Schwert bestrafte, und selbst das Kleinste und Unbedeutendste mußte in dem neuen Staate von der höchsten Obrigkeit und zwar auf göttlichen Befehl ausgehen. —

Indem aber schon längst das Gerücht unter dem Volke ging, daß auch die Propheten und Erleuchteten den Stachel des Fleisches in sich fühlten, solches vielfach befriedigten und zugleich entdeckt wurde, daß Bockelson nicht einmal an seinem Weibe sich begnügte, und durch Ehebruch als Uebertreter seines eigenen Gesetzes erschien, so pflog er Rath mit Rottmann und dessen Gehilfen; und da auch diese von gleichem Geiste beseelt waren, erließen sie den Beschluß, daß nach dem Beispiel Abrahams und anderer Altväter es erlaubt sey, mehr denn eine Frau zu nehmen. Sie beriefen sich auf den höchsten Grund, den auch Luther gegen die Jungfräulichkeit geltend gemacht hatte: „es sey dem Manne unmöglich, sich zu enthalten, folglich erlaubt, mehr denn eine Frau zu nehmen, da in der Ehe gar oft Zustände eintreten, welche den Beischlaf nicht erlauben." — Dieser Gegenstand kam sogleich zur allgemeinen Berathung, und wurde mit vieler Heftigkeit dafür und dagegen gestritten. Als jedoch Heinrich Mellenhecke, ein Schmied, gegen die Vielweiberei, diese entsetzliche Unsitte, auf das heftigste sich erklärte, und eine große Anzahl ihm beistimmte, Bockelson aber sammt seinen Kollegen Knipperdolling, Rottmann u. v. A. fortwährend auf Einführung der Vielweiberei bestunden, wurden sie alle in Haft gebracht und der Entschluß gefaßt, mit dem Bischofe in Unterhandlung zu treten, ihm die Stadt zu übergeben, den alten Rath und die vertriebenen Bürger zurückzurufen, und das Joch der kirchlichen und politischen Sclaverei für immer abzuschütteln. Leider wurde aber die Ausführung dieses christlichen Vorsatzes auf den nächsten Tag verschoben, wodurch die Freunde der Vielweiberei Zeit gewannen, sich zu sammeln, und selbst jene, denen es zu einer kräftigen That an Muth und Kraft fehlte, an sich zu ziehen. So waren sie wieder die Stärkeren, und trieben ihre Gegner in die Enge, die am anderen Tage in das Rathhaus flüchteten, in dessen Keller die

gefangenen weiberſüchtigen Anführer und Prediger der Wiedertäufer ſaßen. Sogleich wurde das Rathhaus geſtürmt, die gefangenen Freunde der Vielweiberei befreit, und an den Gegnern eine ſchreckliche Rache verübt. Fünf und zwanzig derſelben wurden an einen Lindenbaum gebunden und erſchoſſen, ſechs und ſechszig aber mit dem Schwerte hingerichtet; ein blutiges Geſchäft, an dem ſich Knipperdolling mehrere Tage beluſtigte. — Durch dieſes umgekehrte Reſultat des 10 Thermidors unſerer Tagen war demnach der kleine Ueberreſt des beſſeren Gefühls, der Zucht und Schaam völlig vernichtet, und ohne Widerſpruch wurde die Vielweiberei eingeführt, mit ihr aber auch die Herrſchaft der allereckelhafteſten Geilheit, und mehr denn thieriſcher Unzucht. Da in dem neuen Staate der leiſeſte Tadel und der geringſte Ungehorſam gegen den Mann mit dem Tode beſtraft wurde, ſo wurden die Frauen und Mädchen die eifrigſten Vertheidigerinnen der Vielweiberei, und gaben ſich ſchaamlos einem Jeden öffentlich preis. Fortan durchglühte die Wolluſt, gleich einem verzehrenden Feuer, das Mark und Gebein der Elenden, und trieb ſie zu Handlungen, wie die Geſchichte des verſunkenſten Heidenthums und des unreinſten Dienſtes ſeiner Göttinnen kaum ähnliche uns aufbewahrt hat. Geilen Thieren gleich ſtürzten die Raſenden unter dem Rufe: „mein Geiſt gelüſtet nach deinem Fleiſche,“ über das weibliche Geſchlecht her; Frauen, welche ſich widerſetzten, wurden in dem Roſenthaler Kloſter eingeſperrt, manche derſelben, je nach dem Grade ihrer Weigerung, mit dem Schwerte hingerichtet; Mädchen aber, die, kaum eilfjährig, die Kraft des Widerſtandes nicht beſaſſen, wurden in einer Weiſe mißbraucht, daß ſie zur Wiederherſtellung ihrer Geſundheit in einem Spitale untergebracht werden mußten, in welchem eine alte erfahrne Frau die Heilung beſorgte. Auch unnatürliche Laſter wurden zwiſchen Perſonen desſelben Geſchlechtes ungeſcheut ausgeübt.

Der Gemeinſchaft der Weiber folgte bald die Gemeinſchaft der Güter, und als ein neuer Prophet den Willen Gottes verkündete, daß Bockelſon, der heilige Mann, über alle Kaiſer, Könige, Fürſten und Gewaltige der Erde herrſchen, und den Thron ſeines Vaters David einnehmen ſolle, ſo ergriff er zu-

gleich ein Schwert, überreichte es dem neuen König mit den Worten: „Nimm hin das Schwert der Gerechtigkeit, womit du alle Völker der Erde dir unterwerfen wirst," und ſalbte ihn ſofort im Namen und auf Befehl Gottes — Wie alle kirchlichen und politiſchen Revolutionsmänner wurde denn auch der neue König ſogleich der fürchterlichſte Despot, vertrieb die Glieder der alten Bürgerſchaft aus der Stadt, nahm Beſitz von ihren Gütern, ließ ſeine hartnäckigſten Gegner auf das Grauſamſte hinrichten, und befahl, um jede Auflehnung gegen ihn unmöglich zu machen, ſogar die Hinwegnahme der Kleider und Lebensmitteln. Auf dieſe Weiſe befeſtigte ein Menſch, der von einer Leibeigenen unehelich geboren, als ein Abenteuerer in Flandern, England und Portugal ſich umhergetrieben, längere Zeit neben dem Schneiderhandwerk durch eine kleine Wein- und Bierwirthſchaft ſpärlich ſich ernährt, und auf Theatern als Poſſenreißer gedient hatte, ſeine königliche Herrſchaft. Er machte den Knipperdolling zum Vicekönig, den Rottmann zum königlichen Redner, und andere zu Staatsräthen, umgab ſich mit zahlreichen Trabanten, kleidete ſich in die koſtbarſten Gewänder von Sammt und Purpur, trug zwei Kronen (eine Kaiſer- und Königskrone) aus gediegenem Gold mit Edelſteinen beſetzt, in der Hand einen prächtigen Scepter, an den Fingern die koſtbarſten Ringe, und an der Seite ein, in goldener Scheide befindliches Schwert. An ſeinem Hals hing an einer goldenen Kette die Weltkugel mit der Umſchrift: „Ein König der Gerechtigkeit überall." So ließ er denn auch im Geiſte der Wiedertäuferei Münzen ſchlagen. Um aber zu zeigen, daß es mit der Weltherrſchaft ihm Ernſt ſey, ernannte er 27 Apoſtel zur Verbreitung des Reiches Gottes in allen Welttheilen, und zugleich zwölf ſeiner Günſtlingen zu Herzoge, denen er zunächſt nur die Aufſicht über die Thore der Stadt, ſpäterhin aber die Anwartſchaft auf die geiſtlichen und weltlichen Fürſtenthümer Deutſchlands ertheilte, mit Ausnahme des Heſſenlandes, deſſen Herrſcher ſchon als ein wahrer Anhänger der Vielweiberei bekannt war, und daher in das neue Zion aufgenommen zu werden verdiente.

Nun legte ſich der neue König einen vollſtändigen Harem an, indem er außer der Wittwe Mathiſons, die als oberſte Kö-

nigin mit einem glänzenden Hofstaat umgeben war, noch sechszehn der schönsten, kaum zwanzigjährigen Jungfrauen Münsters sich erkor, deren Namen er auf eine Tafel schreiben ließ, und dann durch ein täglich eingesteckes Zäpfchen diejenige bezeichnete, die seine wilde Lust befriedigen sollte. Eine seiner Beischläferinnen, die ihrem ersten Mann entlaufen, in dessen Harem aufgenommen war, fühlte mit einmal einen so mächtigen Eckel an ihrem Verhältniß, daß sie dem König allen Schmuck zurückbrachte, und denselben fußfällig bat, auswandern zu dürfen. Doch der Wütherich zürnte über das Begehren, und hieb auf dem öffentlichen Marktplatze in Gegenwart des Volkes und seiner übrigen Frauen ihr den Kopf ab, worauf diese weibliche Kanibalen das Lied anstimmten: „Allein Gott in der Höhe sey Ehr," und mit dem Könige und dem ganzen Hofstaat um den blutigen Leichnam herumtanzten.

Obgleich der neue König wöchentlich dreimal auf seinem prachtvollen Throne die Klagen und Streitigkeiten des Volks anhörte und entschied, wobei die Todesurtheile nicht mangelten, deren er viele mit eigner Hand vollzog, so sah er sich doch noch einmal durch eine ernstliche Meuterei bedroht. Denn Knipperdolling, der das Ansehen und die Macht des Königs beneidete, spielte jetzt die Rolle eines wahnsinnigen Propheten, sprang auf den königlichen Thron und rief: „Bockelson sey ein König nur nach dem Fleische; er aber werde ein geistlicher König seyn; die ganze heilige Schrift müsse abgeschafft und vertilgt werden, und sey der Mensch nicht mehr gebunden nach den weltlichen Gesetzen, sondern nur nach den Vorschriften der Natur und des Geistes zu leben." — Auf Befehl des Königs sogleich in Ketten und Banden gelegt, besann sich Knipperdolling eines Besseren, und erklärte nach drei Tagen, er habe auf bloßen Antrieb eines bösen Geistes gehandelt, nun aber durch Eingebung des himmlischen Vaters erkannt, daß der König ein Herr der ganzen Welt werden würde.

Noch immer wüthete die Belagerung; jeder Friedensvorschlag wurde mit Hohn, jeder versuchte Sturm mit dem Muthe der Verzweiflung und des Fanatismus abgeschlagen. Die Bethörten

unterzogen ſich den härteſten Arbeiten und unausgeſetztem Wachen auf den Wällen der Stadt, nährten ſich kümmerlich mit Brod und Salz, erwürgten die Hausthiere, verſchlangen Kräuter, Wurzeln und ſelbſt die eckelhafteſten Dinge, um nur den Bauch zu füllen; und das Gräßliche, was einſt in dem von Gott ſo hart beſtraften Jeruſalem geſchah, wiederholte ſich auch zu Münſter, indem Mütter ſogar ihre kleinen Kinder abſchlachteten, um mit deren Fleiſch ihr elendes Leben zu friſten. — Erſt in der Nacht des 24. Juni drangen die Belagerer, geführt von einem Ueberläufer, auf einem verborgenen Wege in die Stadt ein; nach einem wüthenden Kampf und großem Blutvergießen wurden endlich die Wiedertäufer überwältigt, und ein großer Theil Männer und Frauen ſogleich hingerichtet, während Bockelſon, Knipperdolling und der Kanzler Bernhard Krechting, früher lutheriſcher Prädicant zu Gildehaus bei Münſter, als die Hauptverbrecher (Rottmann war ſchon todt), einem ſchrecklichen Tode aufbewahrt wurden. Zwar verſuchten ein halbes Jahr hindurch mehrere lutheriſche Prediger Jene von ihrer Irrlehre abzubringen; doch die Wiedertäufer hatten den Vortheil größerer Conſequenz, und konnten überdieß in manchen Punkten gerade auf Luthers eigene Worte ſich berufen, während die Lutheraner bald die übereinſtimmende Lehre aller Jahrhunderte, gegen die ſie ſelbſt gefrevelt, wie auch die Autorität der Kirche geltend machen wollten, durch deren Verwerfung ſie ſelbſt Ketzer und Schismatiker geworden waren. Im Jahre 1536 geſchah endlich die Hinrichtung der drei Hauptverbrecher. Gerade vor dem Pallaſte, den früher Bockelſon mit ſeinen vielen Frauen bewohnte, war ein Schaffot errichtet, auf welchem der Henker eine Stunde lang mit glühenden Zangen das Fleiſch der drei großen Verbrecher zerriß. Dann hieb er mit einem Schwertſtreich den Leib eines Jeden durch, und ſchloß ihre Körper in eiſerne Käfige, die ſpäter an dem Lampertusthurme aufgehängt wurden.

So hatte denn die Gottheit durch Zulaſſung der größten Gräuelthaten der Menſchheit klar vor Augen gelegt, wohin der Abfall von der Kirche und die eigenmächtige Deutung des göttlichen Wortes führe, und zeigte ihr zugleich, daß dort, wo der

Katholizismus am heftigsten angegriffen werde, er gerade hierdurch seine größte Stärke gewinne, wie in unseren Tagen England, Frankreich und Deutschland hinlänglich beweisen. Wenn demnach nur jene von der kirchlichen oder politischen Revolutionswuth radical geheilt werden, die sich in den Revolutionsstürmen selbst befanden, während andere, die solche nur aus Erzählungen kennen, sie gemeinhin sehr leichtsinnig beurtheilen, und daher ihre eigene Revolutionsluft nie aufgeben, so hatte aber die Wiedertäuferei und die mit ihr verbundene entsetzliche Bestialität gerade wieder das Gute, daß die überlebenden Menschen von ihrem Irrthum geheilt und der wahren Kirche wieder zugeführt wurden. — Kaum waren daher die Häupter der Wiedertäufer hingerichtet, die Kirchen wieder hergestellt und dem katholischen Cultus zurückgegeben, so zeigte sich der Abscheu der Einwohner Münsters gegen jede Neuerung in Glaubenssachen so mächtig, daß der treulose Bischof, der das Lutherthum schon zum Theil in den Diözesen Osnabrück und Minden eingeführt hatte, und solches auch zu Münster einführen wollte, den heftigsten Widerstand fand. Denn durch die vorhergegangenen Gräuel und durch Beseitigung der kirchlichen und politischen Revolutionsmämer erhielt, wie Kerssenbroick sehr richtig bemerkt, die Geistlichkeit ihre Freiheit und ihr altes Ansehen wieder, die nun den wahren katholischen Glauben in der ganzen Stadt mit größtem Eifer herstellte, der Stadtobrigkeit ihr altes Ansehen wieder verschaffte, und Jeden belehrte, daß alles Böse nur dort gedeihe, wo das Gute schlafe, und daß man daher wachsam seyn und den ersten Keim des Bösen unterdrücken müsse, um den Unflath der Meinungen und mit ihm die Gräuel abzuhalten, von denen sie Zeuge gewesen.

Hatte nun die Gottheit jene schreckliche Revolution zur Belehrung der Menschheit zu Münster zugelassen, so sollte sie aber noch eine weitere Lehre erhalten und einsehen lernen, daß die Irreligiösität sammt der daraus hervorgehenden moralischen Verderbtheit nicht bloß in den unteren, sondern auch in den höheren Kreisen zu finden sey, und daß alle kirchlichen Revolutionäre, gleich den politischen, aus Mangel haltbarer Grundsätze immer den größten und abscheulichsten Inconsequenzen unterliegen, wie

ſolches nach wenigen Jahren Luther und Melanchthon bei einer fürſtlichen Doppelehe bewieſen.

Der Landgraf Philipp von Heſſen, der eifrigſte und mächtigſte Vertheidiger der neuen Lehre, war mit Chriſtine, der Tochter des Herzogs Georg von Sachſen ſchon ſechzehn Jahre verheirathet, hatte bis dahin mit ihr fünf Kinder erzeugt und lebte dabei doch beſtändig im Ehebruch. — Die lutheriſche Lehre: „Der Glaube allein macht ſelig" wollte aber auf die Länge zu ſeiner Beruhigung nicht ausreichen, er verſpürte Gewiſſensbiſſe, durchblätterte nun die Bibel, jenes Buch, das bei einer freien Auslegung jedem Sucher das Geſuchte gewährt, und fand zur Befriedigung ſeiner Leidenſchaften das geeignetſte Mittel im 5. Capitel des Buches Moſes. Denn wie Heinrich VIII. von England die Anna Bolcyn, liebte auch er das Ehrenfräulein ſeiner Schweſter, Margaretha von Saal, ein junges, ſchönes, gefallſüchtiges, in den Hofränken geübtes Mädchen, das jedoch ſeinen Gelüſten nicht willfahrte, um nach Art aller Buhlerinnen deſſen Leidenſchaften zu ſteigern. Zur Erreichung ſeines Zieles blieb ihm jetzt nur eine ordentliche Heirath, eine Doppelehe übrig, weßhalb er ſich an den Bucer wandte, der früher Dominikaner, dann Lutheraner, dann Zwinglianer und zuletzt ohne allen Glauben, nur ein verſchmitzter Höfling war. Bucer ſetzte nun die Erklärung des Landgrafen für die Wittenberger Theologen auf, die folgendermaßen lautet: „Da ich erkenne, daß ich mit einer Frau mich der Hurerei nicht enthalten kann, muß ich erwarten, daß ich der ewigen Verdammniß anheimfalle, wenn ich mein Leben nicht ändere. — Ich bin aber verliebter Natur und an das unordentliche Leben im Felde gewöhnt, kann ich nicht ohne Frau ſeyn. Selbſt die eheliche Treue habe ich nicht länger als drei Wochen bewahrt. — Wenn ich in Sachen des proteſtantiſchen Bundes Krieg führen müßte, könnte es geſchehen, daß ein Hieb oder ein Schuß mich tödten würde; dann müßte ich mir ſagen: du gehſt geraden Wegs zum Teufel. — Ich habe im alten Teſtamente geleſen: heil. Männer, wie Abraham, Jakob, David, Salomon, haben mehrere Frauen gehabt, und ſie glaubten Alle an den verheißenen Chriſtus. — Ich bin entſchloſſen, der Hurerei zu

entſagen, ich kann und will ſie aber auf keine andere Weiſe laſſen, als wenn ich Margarethe zur Frau nehme. Das iſt es, um was ich Luther und Philippum bitte; mögen ſie mir geſtatten, was ich verlange. — Ich will und begehre nur eine Frau außer derjenigen, die ich ſchon habe; ich bitte Luther und Philippum, mir zu helfen, und mich nicht zu zwingen, daß ich zur Befriedigung meiner fleiſchlichen Lüſte Orte aufſuchen muß, die ich ungern beſuche." — Zugleich fügte der Landgraf noch bei: „wegen ſeiner ſtarken Leibesbeſchaffenheit und ſeinem oftmaligen Aufenthalte auf Reichs- und Landtagen, wo nach deutſcher Sitte es toll zugehe, könne er daſelbſt ohne Frau nicht ſeyn, ſeine Gemahlin aber mit ihrem Hofſtaate von Weibern nicht mit ſich führen." Luther und Melanchthon geriethen darüber in Verlegenheit, als der Landgraf aber mit ſeinem Rücktritte zum Katholizismus drohte, ſo bequemten ſie ſich, und geſtatteten dem Philipp die zweite Ehe, um, wie das darüber ausgeſtellte, von Bucer, Luther, Melanchthon und fünf heſſiſchen Theologen unterſchriebene Document beſagte, ſo für das Heil ſeines Leibes und ſeiner Seele zu ſorgen und Gottes Ehre dadurch zu befördern. Man werde Gott bitten, daß er den Landgrafen an Leib und Seele erhalten wolle; denn die arme, kleine, elende, verlaſſene Kirche habe tugendhafte Fürſten nothwendig. — Da es aber doch ungewöhnlich ſey, zwei Weiber zugleich zu haben, und daraus Aergerniß entſtehen könne, ſo ſolle der Landgraf die Ehe nicht öffentlich ſchließen, ſondern dieſelbe in der Stille und in Gegenwart einiger Zeugen eingehen. — Die Hochzeit wurde am 3. März 1540 in Gegenwart Melanchthons, Bucers und anderer Theologen gefeiert. Man wollte das Stillſchweigen über dieſe Doppelehe bewahren; aber das Fräulein und ihre Mutter ließen ſich vom Teufel der Hoffart verführen und veröffentlichten das Geheimniß. Luther beruhigte ſich bald; denn „ſein großes Herz", wie Peucer ſchrieb, „ließ ſich nicht erſchüttern"; Melanchthon aber fiel aus Kummer über dieſes „macedoniſche Geſchäft", wie er es verblümt nannte, in eine ſchwere Krankheit, die er als Buße mit Geduld ertrug. Als aber die Sache immer mehr Aufſehen erregte, erklärte Luther: „ſie ließe ſich nicht vertheidigen; er wolle

daher die Genehmigung der Doppelehe entweder abläugnen (was er wohl könne, da ſie, nur ins Geheim ertheilt, durch die Veröffentlichung nichtig geworden) oder aber geradezu um Gnade bitten und bekennen, daß er geirrt und genarrt habe." — Indeß lebte der Landgraf ungeſtört mit ſeinen beiden Frauen und zeugte mit beiden Kinder, mit der Landgräfin noch zwei Söhne und eine Tochter, und mit der Margaretha ſechs Söhne, die Grafen von Diez genannt wurden. Da der Landgraf die öffentliche Meinung verachtete, ſo führte er ſeine beiden Frauen am Arm in die Predigt, ſaß zwiſchen Beiden am Tiſche, ſtellte ſie miteinander ſeinen Höflingen und fremden Geſandten vor, ging in der Nacht oft von dem Bette der Einen zum Bette der Anderen hin, und machte das Mährchen vom Grafen von Gleichen zu einer unwiderſprechbaren Thatſache.

Dieſe Doppelehe brandmarkt aber mehr die beiden Geſtirne der kirchlichen Revolution, Luther und Melanchton, als den Landgrafen ſelbſt, obgleich dieſer viel ſchändlicher wie Heinrich VIII. ſich benahm, da Letzterer forderſamſt von ſeiner Frau ſich ſcheiden und dann erſt die Anna ſich antrauen ließ. Jene aber trieben mit den Glaubenslehren einen wahren Handel, und, überwältigt von der Macht menſchlicher Rückſichten, übten ſie das Hoheitsrecht, das ſie den Päpſten ſo oft als ungerechte, mit allen Künſten der Argliſt errungene Frucht ihrer Herrſchluſt vorgeworfen hatten, nun ſelbſt auf das ſchmählichſte aus. Sie gaben demnach dem Landgrafen eine zweite Frau, um ihn vom Rücktritt abzuhalten, und ſeines Beiſtandes in ihrem ſchlechten Revolutionswerk ſich zu verſichern; bewieſen aber hierdurch, daß kein wahrhaft kirchlicher, ſondern bloß ein ſchlechter Sectengeiſt ſie beſeelte, und daß ihre Bibelauslegung, ihr bibliſches Lappenwerk, der eigentliche Weg wurde, der in die öde Wüſte des Unglaubens führte. *)

*) Nie hat ſich Rom vor Ketzereien gebückt. Ohne Nachſicht ſchnitt es die griechiſche Kirche von ſich ab, obgleich dieſes eine halbe Welt war (Herder). Ohne Nachſicht hat es die Eheſcheidung des Königs Heinrich VIII. von England verweigert, die ehelichen Rechte der Königin ſtreng vertheidigt, und bekümmerte ſich nicht um die

Aeußere, auf Deutschland einwirkende Verhältnisse jener Zeit.

(1532—1541.)

In allen großen Zeiten leben auch große Menschen, die theils im Bösen, theils im Guten sich auszeichnen, und durch Angriff und Vertheidigung den Kampf in solchen Epochen hervorrufen. Nothgedrungen hatte daher auch Carl den Religionsfrieden zu Nürnberg so sehr betreiben müssen, da eingetretene Verhältnisse seine Anwesenheit in Spanien dringend erheischten. Denn Haradin Barbarossa, einer der berühmtesten und außerordentlichsten Menschen seiner Zeit, der, von geringen Eltern auf der Insel Lesbos geboren, als Seeräuber die europäischen Meere schrecklich beunruhigte, hatte sogar auf der Nordküste von Afrika sich festgesetzt, die aus Spanien vertriebenen Mauren an sich gezogen und ihrer glühenden Rachlust gegen die Christen die blutigste Bahn eröffnet. Schnell wurde denn der Kühne und Grausame der Schrecken der Küstenbewohner, und da Algier und Tunis in seine Gewalt fielen, und der türkische Sultan ihm sogar noch seine eigene Seemacht anvertraute, so wurde durch die gänzliche Unsicherheit der Meere nicht bloß aller Handelsverkehr völlig gestört, sondern auch viele Tausend gefangene Christen in die Kerker des Barbaren gebracht und grausam behandelt. — Als Schirmvogt der Christenheit hielt nun der Kaiser es um so mehr für seine Pflicht, solche Frevel zu unterdrücken, da auch der aus Tunis vertriebene König Hascen seine Hilfe und seinen Schutz anflehte. — Mit einem Heere von 30,000 Mann, das er selbst und der Marchese del Vasto anführte, und einer Flotte von

---

Folgen. — Wie machten es aber Luther, Melanchthon, Bucer mit der Doppelehe des Landgrafen von Hessen? Sie dispensirten, wenn gleich nicht im christlichen, doch im (revolutionären) protestantischen Geiste. Darum gehen Consequenz und Dogmatik in dem Katholizismus jederzeit Hand in Hand, in dem Protestantismus nur sehr selten. (v. Ammon.)

500 Schiffen, welche der berühmte Andreas Doria befehligte, ging er nun im Sommer 1535 nach Afrika unter Segel und stieg bei Tunis an's Land. Das feste Schloß Goleta, welches den Hafen beschützte, wurde sogleich mit Sturm genommen, alles Geschütz erobert und 2000 Türken getödtet. Mit gleichem Eifer wurde auch Haradins Heer, das in der Ebene von Tunis aufgestellt war, angegriffen, gänzlich geschlagen und die Stadt erobert, wozu die dort eingesperrten Christensclaven nach Kräften mitwirkten. — So erlebte nun Carl einen der schönsten Tage seiner Regierung, indem er zu seiner unaussprechlichen Freude 22,000 jener Unglücklichen von jedem Alter und Geschlechte gerettet sah, die Thränen ihres Dankes empfing, und sie ihrem Vaterlande und den Ihrigen als die besten Posaunen seines Ruhmes zurückgeben konnte. Den König Hascen setzte er wieder in Tunis, jedoch mit der Bedingung ein, keine Christen zu rauben und zu Sclaven zu machen, weßhalb er wegen deren treuen Erfüllung die Festung Goleta besetzt hielt. —

Da Haradin nach Algier entflohen war, so beschloß zwar der Kaiser, ihn im nächsten Frühjahr dort zu bekämpfen, konnte aber wegen eines neuen Krieges seinen Vorsatz nicht ausführen. — Denn nach dem Tode des Franz Sforza (24. Oct. 1535) erneuerte Franz I. nochmals seine Ansprüche auf Mailand und besetzte, um sich den Weg nach Italien zu sichern, unerwartet und gewaltsam das Herzogthum Savoyen, an dessen Fürsten er ebenfalls Forderungen machte. Gezwungen zum Krieg, und die früheren in Frankreich gemachten traurigen Erfahrungen nicht beachtend, beschloß abermals Carl mit aller Macht dort einzufallen, drang auch wirklich bis Marseille vor und belagerte die Stadt. Wie bei seinem früheren Einfall fand er aber auch nun wieder die Gegend, die er durchzog, von den Franzosen selbst verwüstet, und Mangel und Krankheiten nöthigten ihn nach zwei Monaten zum Rückzug, bei welchem er vieles Geschütz und Gepäcke verlor. Durch Vermittelung des Papstes kam denn am 18. Juni 1538 zu Nizza nicht nur ein Waffenstillstand auf zehn Jahre, sondern auf Einladung Franz I. selbst eine persönliche Zusammenkunft beider Fürsten zu Aigues-mortes zu Stande. Es

beweißt den ritterlichen Sinn der beiden Gegner, daß der eine die Einladung machte, der andere aber, trotz der Bedenklichkeit seiner Räthe, sie annahm. Als nun Carl vor dem Hafen ankam, fuhr Franz in einer prachtvollen Barke an dessen Schiff, empfing ihn, und brachte ihn an das Gestade. Dem großartigen Empfang folgte auch das großartigste Fest, dem die Herrscher bis tief in die Nacht beiwohnten, und am anderen Morgen reichte der Dauphin selbst dem Kaiser das Waschwasser und Handtuch. Der Kaiser und der König wünschten die Dauer des Friedens und wetteiferten in wechselseitiger Bezeigung der Achtung und Freundschaft, von der im folgenden Jahre 1539 Franz einen schönen Beweis ablegte. Denn als die niederländische Stadt Gent wegen einer neuen Auflage sich empört und dem Könige Franz den Antrag gemacht hatte, unter seinen Schutz sich zu stellen, so meldete dieser den ganzen Vorgang den Kaiser, und schlug ihm zugleich zur schleunigen Unterdrückung des Aufstandes vor, sich des kürzesten Weges von Madrid nach den Niederlanden über Paris zu bedienen. — Großherzig und ohne Mißtrauen betrat auch jetzt der Kaiser das Gebiet von Frankreich, und wurde allenthalben auf das feierlichste empfangen. Die Schlüssel der Städte, durch die er kam, brachte man ihm entgegen, und der König hielt ihn in Fontainebleau fünfzehn, und in Paris sechs Tage mit den herrlichsten Festen auf. Bei seiner Ankunft in Gent stillte der Kaiser sehr schnell den Aufruhr, erhielt aber auch dort die dringendsten Aufforderungen, wieder einmal in Deutschland zu erscheinen, indem die kirchlichen und politischen Wirren einen stets bedrohlicheren Character annahmen. Wirklich entsprach der Kaiser den Bitten vieler Stände, und setzte für das Jahr 1541 einen Reichstag zu Regensburg fest.

Fortschritte des Protestantismus bis zum Regensburger Interim.

(1535—1541.)

Bisher lag es in der Politik der protestantischen Fürsten und Städte, die vieljährige Abwesenheit des Kaisers und seine aus-

wärtigen Kriege so viel als möglich zur Verbreitung ihrer Irrlehre, und zur Besitzergreifung der Kirchengüter zu benützen, während sie auf den Reichstägen, angegriffen wegen ihres Schisma, stets an ein Concil appellirten, und hierdurch Zeit gewannen, sich zu verstärken, zu befestigen und fortzurauben. Indem es ihnen jedoch mit einem Concil nicht gedient seyn konnte, der Papst aber wirklich dazu Anstalt machte und Bedingungen stellte, so wurden diese sogleich unter den nichtigsten und lächerlichsten Gründen von den Protestanten verworfen, indem sie unter Anderem Anstand nahmen, daß das Concil nicht in Deutschland, sondern in Italien, und zwar in einer Kirche (man denke) gehalten, und jeder verpflichtet seyn sollte, den Beschlüssen desselben mit aller Treue nachzukommen. — Als nun Clemens am 25. Sept. 1533 mit Tod abging, betrieb der neue Papst Paul III. die Berufung des Concils mit größtem Eifer, schrieb es auf den Mai 1537 nach Mantua aus, und ließ durch den Nuntius Vergerius die zu Schmalkalden versammelten Protestanten zur Theilnahme an demselben einladen. Diese jedoch erklärten, sie hätten durch den heil. Geist die Gewißheit von allen Dingen erlangt und bedürften keines Concils; überdieß hätten sie ein „freies, frommes und wahrhaft christliches“ Concilium verlangt, d. h. eine Versammlung, in der weder der Papst noch seine ihm ergebenen Anhänger, sondern nur tüchtige Leute aus „allen Ständen“ nach Gottes Wort zu entscheiden hätten.

Wie es aber in der Natur aller Parteien der Bewegung liegt, daß sie, jeden Stillstand verschmähend, vom Erlangen zum Begehren, von Erreichung einer Concession gleich wieder zur Forderung einer anderen übergehen, und ihr Ziel stets mit Hartnäckigkeit verfolgend, weder geheime Umtriebe noch offene Gewalt verschmähen, so traten denn auch die protestantischen Fürsten, nachdem sie sich ihrer früheren Berufung auf ein Concil nicht mehr bedienen konnten, auf's neue zu Schmalkalden zusammen, und bildeten, ganz gegen den Nürnberger Frieden, einen größeren, auf bedeutendere Waffenmacht gestützten Bund auf zehn Jahre, dem der Churfürst Johann Friedrich von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen nebst dreizehn Kriegs-

räthen vorgesetzt wurden. Selbst die vier oberländischen Städte, die dem Zwinglianismus anhingen, wurden nun in den Bund aufgenommen, und da Bucer in der sogenannten Wittenberger Concordia (1536) die Abendmahlslehre auf eine Art vortrug, daß die Lutheraner darüber sich befriedigten, und Luther selbst mit ungewohnter Bescheidenheit erklärte, er bleibe bei den Einsetzungsworten stehen, und überlasse es der göttlichen Allmacht Christi, wie er mit Leib und Blut in dem Sacramente gegenwärtig sey, da traten auch die Schweizer mit Festhaltung ihrer eigenen Zwingli'schen Ansicht im Jahre 1538 der Concordia bei. So war denn Deutschland mit einmal kirchlich und politisch zerrissen, und nicht wie früher durch das Volk, ging jetzt die politische Revolution von den Fürsten und Reichsstädten aus.

Gestützt auf ihren Bund, traten die Protestanten im Februar 1537 noch einmal zu Schmalkalden zusammen, und die nahe Eröffnung des Concils steigerte ihren Paroxismus gegen den Papst. — Die von Luther, in den stärksten Ausdrücken abgefaßten s. g. Schmalkaldischen Artikel, die nach Form und Inhalt ein vollkommnes Gegenstück zur Augsburger Confession bildeten, und die Messe als schrecklichen Gräuel des Papstthums, die Verehrung der Heiligen als Abgötterei, den Papst selbst als den Satan und Antichrist bezeichneten, wurden sogleich genehmigt. — Selbst Melanchthon unterschrieb jene 23 Artikel, nur meinte er, man könne dem Papst noch fernerhin nach „menschlichem Recht" die Superiorität über die Bischöfe um des Friedens und der Einigkeit willen einräumen, wenn er das Evangelium zulassen würde. Luther schon krank, und hierüber äußerst aufgebracht, verließ Schmalkalden mit dem Segenswunsche: „Gott erfülle euch mit dem Hasse des Papstthums," eine Eigenschaft, die alle hirnlose Fanatiker unter seinen nachfolgenden Jüngern bis heute treu bewahrt haben. — Die wiederholte Einladung zum Concil wurde vollständig abgelehnt. —

Solche Erklärungen und Verbindungen mußten doch endlich auch die katholischen Fürsten antreiben, enger sich an einander anzuschließen und gegen das perfide räuberische Verfahren der Protestanten sich zu schützen. So errichteten denn am 10. Juni

1538, faſt zwei Jahre nach dem erneuerten ſchmalkaldiſchen Bunde, der Kaiſer Carl V. und ſein Bruder Ferdinand, der Churfürſt Albrecht von Mainz, der Erzbiſchof von Salzburg, die beiden Herzoge Wilhelm und Ludwig von Bayern, der Herzog Georg von Sachſen, und die Herzoge Erich und Heinrich von Braunſchweig den „heiligen Bund," deſſen obere Leitung den Herzogen Ludwig von Bayern und Heinrich von Braunſchweig übergeben wurde. — Obgleich die Macht dieſes heiligen Bundes zur Bekämpfung des Schmalkaldiſchen durchaus hinreichte, ſo lag doch dem anderwärts vielfach beſchäftigten Kaiſer die Ruhe von Deutſchland gar ſehr am Herzen, weshalb auf ſein Betreiben nochmals ein neuer Friedensvertrag auf 15 Monate zu Frankfurt geſchloſſen wurde (19. April 1539.)

Durch dieſes beſtändige Verzeihen und Nachgeben erſtarkte aber der Proteſtantismus täglich mehr, und der ungeſtrafte Raub, den die proteſtantiſchen Fürſten und Reichsſtädte an den Kirchengütern begingen, reizte wieder andere, den Räubern ſich beizugeſellen. Ganz unähnlich ſeinem Vorgänger, trat alſo Joachim II., der Churfürſt von Brandenburg, der neuen Lehre bei, und auch Heinrich, der Nachfolger des frommen Herzogs Georg, führte gegen deſſen teſtamentariſchen Willen und trotz des Widerſpruches ſeiner Unterthanen den Proteſtantismus im Herzogthum Sachſen mit Gewalt ein. Während nun Luther durch eine Reihe größerer oder kleinerer Schriften den Groll gegen die Kirche und das Papſtthum bei Hohen und Niederen zu ſteigern ſuchte, eröffnete der Kaiſer den Reichstag zu Regensburg (5. April 1541). Bei der gefährlichen Lage des Reichs drangen die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Bayern, ſo wie der Erzbiſchof Albrecht von Mainz ſogleich in den Kaiſer, die Bahn der Nachgiebigkeit zu verlaſſen, und einmal Gewalt zu brauchen, indem alle bisherigen Vereinigungsverſuche ohne Erfolg geblieben ſeyen. Der Kaiſer aber erklärte ihnen unumwunden: er wolle keinen Krieg in Deutſchland führen, da er an Geld ganz erſchöpft ſey; und wenn er es auch im Ueberfluß beſäße, ſo wolle er es doch nicht unnütz in Deutſchland verſchwenden; ein ſolcher Krieg würde auch einer der hart-

nächſten ſeyn, da Deutſche gegen Deutſche die Waffen ergreifen würden, wobei noch zu beſorgen wäre, daß die Proteſtanten den König von Frankreich oder die Türken zu Hilfe rufen würden.“ Seiner Erklärung getreu, ließ Carl das von ihm ausgeſchriebene und in Worms begonnene Religionsgeſpräch auch in Regensburg in Gegenwart des berühmten Cardinals Contareni zwiſchen den katholiſchen Theologen Eck, Julius Pflug, Joh. Gropper, und den proteſtantiſchen Melanchthon, Piſtorius und Bucer fortſetzen, wobei ein vermittelnder Aufſatz, das ſogenannte Regensburger Interim zur Grundlage diente. Wie alle früheren, ſcheiterte aber auch dieſer Vereinigungsverſuch, indem bei Menſchen, bei denen einmal der Irrthum und der Haß vorherrſcht, die Wahrheit und die Liebe nie Eingang finden kann. So ſah ſich denn der Kaiſer genöthigt, durch den Reichstagsabſchied vom 29. Juli 1541 die ganze Religionsſache neuerdings auf ein allgemeines Concil zu verweiſen, und geſtand, um die Zuſage der Hilfe gegen die Türken zu erlangen, den Proteſtanten bedeutende Vortheile zu, namentlich die fortwährende Suspenſion der Decrete des Kammergerichts gegen die Beſitznehmer geiſtlicher Güter, und die Annahme proteſtantiſcher Beiſitzer an demſelben, was ihnen jedoch durchaus nicht genügte.

Aeußere, auf Deutſchland einwirkende Verhältniſſe jener Zeit.

(1541 — 1544.)

Von dem Regensburger Reichstag ging Carl nach Italien, um den ſchon früher beſchloſſenen Zug gegen Algier ſogleich zu unternehmen. Denn durch neue Verheerungen und Menſchenraub an den ſpaniſchen Küſten, hatte Haradin Barbaroſſa den Zorn des Kaiſers von neuem gereizt, und die Demüthigung der Seeräuber erſchien ihm als unerläßliche Pflicht, und als ein ſeiner würdiges Ziel. Obgleich nun Andreas Doria, der erfahrenſte Seemann, wegen der in dieſer Jahreszeit häufigen Stürme, und durch dieſe auch keine günſtigen Erfolge vor-

ausſagte, ſo vertraute aber der Kaiſer ſeinem früheren Glück, ging unter Segel, und landete am 20. Octbr. 1541 unweit Algier mit ſeinem tapferen Heere. Ehe jedoch das Geſchütz, das Heergeräth und der Mundvorrath ausgeſchifft waren, erhob ſich ein furchtbarer Sturm, riß die Schiffe von den Ankern und warf ſie theils an die Küſte, theils ins hohe Meer; hierauf erfolgte überdieß ein ſo entſetzlicher, mit Sturm verbundener Platzregen, daß die gelandeten Soldaten die ganze Nacht hindurch im Waſſer ſtehen, und an ihren, in den Boden geſtoßenen Lanzen ſich halten mußten, um vom Sturm nicht niedergeworfen zu werden. — Da nun Geſchütz, Heergeräthe und Proviant mangelte, ſo konnte man nicht mehr an die Eroberung von Algier denken, und mußte bloß auf die Rettung des ermatteten Heeres bedacht ſeyn, das von allen Seiten durch die türkiſche Reiterei angegriffen, fürchterlich litt. In dieſer großen Noth zeigte Carl ſeinen Heldengeiſt, ermuthigte durch ſein Beiſpiel das Heer zur Geduld und Ausdauer, und führte es in drei harten Tagmärſchen durch Schlamm und Waſſer und unter beſtändigen Angriffen der Feinde längſt der Küſte nach dem Meerbuſen Metafuz, wo ein Theil der zerſtreuten Schiffe ſich ſammelte. Hier brachte er den Ueberreſt ſeines Heeres wieder zu Schiffe, ſegelte mit ihm nach Italien, und begab ſich zur Herſtellung ſeiner Streitkräfte ſogleich nach Spanien.

Um nun die Abweſenheit Carl's und das ihm zugeſtoßene Unglück zu benützen, hatte Franz ſich ſchnell wieder zum Kriege gerüſtet, mit den Türken ſein Bündniß erneuert und fiel im Jahre 1542 in Italien ein, um Mailand wieder zu erobern. Da aber die ſpaniſchen Feldherrn an Talent und Kriegserfahrenheit die franzöſiſchen weit übertrafen, ſo richteten ſeine fünf Heere ſchon in dem erſten Feldzug nichts aus, und durch Hunger und Krankheiten gelichtet, mußten ſie in dem traurigſten Zuſtand nach Frankreich zurückkehren. Im folgenden Jahre (1543) ging Carl nach Italien, und von da über die Alpen nach dem Niederrhein hinab, wo der Herzog Wilhelm von Cleve, um den Proteſtantismus einzuführen, gleich andern Verräthern dem Könige von Frankreich ſich in die Arme geworfen hatte. Da von Carl

die Sage ging, er habe auf der Rückkehr von Algier Schiffbruch gelitten, und ſey umgekommen, ſo hielt man die Nachricht von ſeiner Ankunft für ein Märchen. Wirklich beantwortete die Beſatzung der kleinen Stadt Düren die Aufforderung zur Uebergabe in jenem Geiſte: „Sie fürchte ſich nicht vor dem, der längſt eine Speiſe der Fiſche geworden.“ Als aber die alten, von der Sonne und Luft geſchwärzten Krieger des Kaiſers die Mauern erſtürmten, alles niederhieben und die Stadt in Brand ſteckten, da verbreiteten ſich Furcht und Schrecken im ganzen Lande umher, und führten eine ſchnelle Unterwerfung herbei. Selbſt der Herzog mußte knieend um Gnade bitten, die ihm nur unter der Bedingung ertheilt wurde, daß er nicht von dem katholiſchen Glauben abfalle und ſich nicht in ein Bündniß gegen den Kaiſer einlaſſe, eine Bedingung, die hinlänglich beweißt, daß man ſchon damals zur Erkenntniß gekommen ſey, wie jeder kirchliche Rebell auch gleich ein politiſcher werde.

Weitere Gewaltthätigkeiten der Proteſtanten.

Nichts konnte daher für die kirchliche und politiſche Revolution Deutſchlands förderlicher ſeyn, als die durch die Türken ſtets drohenden Gefahren, die oft den König Ferdinand um der Deutſchen Hilfe willen zur Nachgiebigkeit und Zugeſtändniſſen in den deutſchen Wirren zwangen, während durch die langjährige Abweſenheit des Kaiſers ſelbſt in ſeinen vielen Kriegen gegen die Franzoſen und Mauern auch die revolutionäre Partei ſtets ermuthigt wurde, immer mehr um ſich zu greifen, und ſich zu verſtärken. — Als demnach bei Erledigung des Bisthums Naumburg-Zeitz das Domcapitel den Dompropſt Julius von Pflug, einen Mann von großer theologiſcher Bildung und milder Geſinnung, zum Biſchof wählte, ſo riß der Churfürſt Johann Friedrich unter dem Vorwand einer Vogteigerechtigkeit über die ſächſiſchen Stifter das Bisthum an ſich, vertrieb den gewählten Biſchof, und ſetzte den lutheriſchen Superintendenten Nicolaus von Amsdorf gewaltſam ein, während ein chur-

fürſtlicher Beamter die weltliche Regierung des Bisthums übernahm. Hierdurch erhielt Luther, der ſogenannte deutſche Bierpapſt, eine ſchöne Gelegenheit, das katholiſche Kirchenthum recht zu verhöhnen, indem er den Amsdorf nach ſeiner Art zum Biſchof weihte, und mit größter Frivolität berichtete: „Wir haben einen Biſchof geweiht, ohne allen Chriſam, auch ohne Butter, Schmalz, Speck, Theer, Schmeer, Weihrauch und Kohlen.“ Schnell wurde auch den ſämmtlichen Einwohnern des Bisthums der lutheriſche Glaube aufgezwungen. — Dieſer Gewaltthätigkeit folgte ſogleich eine andere. Der eifrig katholiſche Herzog Heinrich von Braunſchweig lag nämlich mit der Stadt Braunſchweig, die gegen ſeinen Willen dem Schmalkaldiſchen Bunde ſich angeſchloſſen hatte, in Zwiſt; als er nun im Begriffe war, die ihm vom Reichskammergericht übertragene Reichsacht an der Stadt Goslar zu vollziehen, überfielen ihn die Häupter des Schmalkaldiſchen Bundes (1542) bemächtigten ſich ſeines Landes, nöthigten ihn zur Flucht nach Bayern, und führten ſogleich in ſeinem Lande das Lutherthum ein. Da der Herzog in ſeiner Bedrängniß ſich an das Reichskammergericht wendete, und dieſes wirklich die Häupter des Schmalkaldiſchen Bundes vorlud, ſo verwarfen jene in ihrem revolutionären Geiſte die Gerichtsbarkeit des Reichskammergerichts auch in den politiſchen Gegenſtänden, wie ſie es ſchon in den religiöſen gethan hatten, und näherten ſich hierdurch immer mehr ihrer beabſichteten Losſagung vom Reichsverband. — Aehnlich erging es in dem Hildesheimiſchen Stiftlande, das durch kaiſerlichen Ausſpruch den Herzogen Erich und Heinrich von Braunſchweig zugetheilt worden. — Da auch Herrmann, der Graf von Wied und Churfürſt von Köln, damit umging, ſeinem Lande nach einem von Bucer und Melanchthon verfaßten Gutachten den Proteſtantismus aufzudringen, zeigte dagegen das Domkapitel ſeine Rechtgläubigkeit auf die kräftigſte Weiſe, gab eine Widerlegungsſchrift heraus, und wurde, wie auch der Rath von Köln, vom Kaiſer und Papſte zum beharrlichen Widerſtand ermuntert. Indem aber der bedrängte Erzbiſchof nur eine kurze Zeit katholiſche Rechtgläubigkeit heuchelte, und dann wieder dem lutheriſchen Glauben und Leben ſich hin-

gab, so appellirten die Geistlichkeit, die Universität und die Stände an den Kaiser. Herrmann wurde von beiden zur Verantwortung vorgeladen, und als er nicht erschien, seiner Würde und seines Amtes entsetzt und excommunicirt. Zwar suchte er nun Aufnahme in dem Schmalkaldischen Bunde, erhielt aber bloße Fürsprache, und blieb auf seine Grafschaft Wied beschränkt. — Auch die Städte Magdeburg, Halberstadt, Halle, Meißen, schon längst von dem Typhus der neuen Lehre angesteckt, rissen sich jetzt von der katholischen Kirche gänzlich los. — Selbst in den Ländern der streng katholischen Herzöge von Bayern, des Königs Ferdinand, in Tyrol u. A. mangelte es nicht an Missionären zur Verbreitung der kirchlichen Revolution. — Um das Maaß der Wirren voll zu machen, sah sich gerade in jener Zeit der König Ferdinand genöthigt, um der Türkenhilfe willen einen Reichstag zu Speier zu halten (1542) wo die Protestanten die Sanction ihrer Gewaltthätigkeiten gegen Braunschweig, Naumburg, Hildesheim, sowie die Niederschlagung aller Kammerprozesse schnell erzwangen, und zugleich das nach Trient berufene allgemeine Concil förmlich ablehnten.

Wie schon früher bemerkt wurde, war Carl im Jahre 1543 wieder in Deutschland angekommen, und hatte sogleich einen Reichstag nach Speier (1544) ausgeschrieben, auf welchem er in seiner Nachgiebigkeit und friedlichen Gesinnungen so weit ging, daß die Katholiken nicht mit Unrecht ihm eine Ueberschreitung seiner Gewalt vorwarfen, und der Papst selbst in einem Breve (24. August 1514) mit tiefem Ernst und rührender Wehmuth über dessen Handlungsweise sich beklagte. Indem aber Carl, unterstützt von den Protestanten, mit einem starken Heere jetzt in Frankreich einbrach, beinahe bis Paris vordrang, und am 24. Sept. 1544 den Frieden von Crespy, den letzten, den er mit Franz schloß, erzwungen hatte, suchte er auch die Zweifel gegen seine Gesinnung zu zerstreuen, und betrieb die abermalige Ausschreibung des Concils. — Auf dem neuen Reichstag zu Worms (1546) verwarfen aber die Protestanten nochmals das zu Trient zusammengetretene Concil, weil vom Papste berufen, wobei zugleich ihre Gesinnung im ächt lutherischen Geiste sich

kund gab. Sie vertheilten nämlich die aus momentanem Wahnsinn oder Beſeſſenheit, vielleicht auch aus einem dreitägigen derben Elmsbecker-Bierrauſch hervorgegangene Schrift Luthers: „Das Papſtthum vom Teufel geſtiftet," (1545) mit einem eckelhaft-ſchmutzigen, des Verfaſſers würdigen Titelkupfer unter die katholiſchen Stände. — Solche Thaten und ſolches Treiben durfte wohl kein Kaiſer, der nicht als ein Schattenbild erſcheinen wollte, dulden, und dennoch machte er ohne Verkennung des bereits eröffneten Concils noch einen Verſuch, durch ein Religionsgeſpräch zu Regensburg (27. Jan. 1546) die Religionsſtreitigkeiten zu beſeitigen, das aber, wie alle frühere, ohne Erfolg blieb.

Auch der in eben jener Stadt im Juni 1546 gehaltene Reichstag lieferte den Beweis, daß es den Gliedern des Schmalkaldiſchen Bundes mit allen Verſöhnungsverſuchen kein Ernſt ſey, indem trotz der Anweſenheit des Kaiſers und ſeiner wiederholten Einladungen kein einziges Glied deſſelben erſchien. Da ſah ſich denn der Kaiſer genöthigt, eine drohende Stellung anzunehmen, und er konnte dieſes jetzt um ſo leichter, da er mit Frankreich Frieden, mit den Türken einen Waffenſtillſtand gemacht hatte, die katholiſchen Fürſten und ſelbſt einige proteſtantiſchen ihm zur Seite ſtanden, und der Papſt, nebſt beträchtlichen Geldſummen, ihm 12000 Mann Fußvolk und 500 leichte Reiter verſprach. — Beſtürzt über die Kriegsrüſtungen des Kaiſers, frugen die Häupter des Schmalkaldiſchen Bundes um die Bedeutung und den Zweck derſelben an. Da der Kaiſer auf ihre Anfrage antwortete, er habe keine andere Abſicht, als Ruhe und Ordnung im Reiche wieder herzuſtellen, und wolle unter dem Schein der Religion keine Gewaltthätigkeiten mehr leiden, ſo ſchrieben jene ganz trotzig dem Kaiſer zurück: „es ſey klar, daß er zu dieſem Kriege nur durch die gottloſe Zuſammenrottung von Trient verleitet worden ſey, um die deutſche Freiheit und die evangeliſche Lehre zu vernichten." Schnell bewaffneten ſie ſich und ſtellten ein weit größeres Heer auf, als der Kaiſer hatte. Hierdurch wuchs ihnen die Zuverſicht und der Hochmuth ſo ſehr, daß ſie ſchon von einem lutheriſchen Kaiſer und von der Vertilgung des katholiſchen Glaubens in dem ganzen Reiche ſprachen, der Churfürſt von Sachſen aber

noch gar den Kaiſer nur nach ſeinem Geburtsort Carl von Gent nannte, und ſeinen Verbündeten rieth, in ihren Ausſchreiben ihm keinen anderen Namen mehr beizulegen. — So war denn in jener Zeit dieſer fürſtliche Revolutionär noch hochmüthiger und rückſichtsloſer als nach hundert und zweihundert Jahren die bürgerlichen Revolutionsmänner in England und in Frankreich, da Carl I. doch noch als Carl Stuart, König von England, und Ludwig XVI. als Ludwig Capet von ihren mordbegierigen Richtern angeredet wurden. — Carl antwortete bloß durch eine über den Churfürſten von Sachſen und Landgrafen von Heſſen verhängte Achtserklärung (20. Juli 1546) „Beide hätte, ſoviel ihnen nur möglich geweſen, alle ſeine für das Wohl des Reichs unternommene Mühe und Arbeit gehindert, wären nicht allein für ſich ſeinen Befehlen nicht nachgekommen, ſondern hätten auch andere Stände aufzuwiegeln geſucht, und unerlaubte Verſchwörungen mit ihnen eingegangen. Sie hätten einen Reichsfürſten angefallen, ihn aus ſeinem Lande verjagt, und ſich deſſen bemächtigt; ſie hätten ſich einiger Bisthümer und ſowohl geiſtlicher als weltlicher Provinzen bemeiſtert; ſie hätten viele Perſonen ihrer Güter und jährlichen Einkünfte beraubt, und anderer Fürſten Unterthanen in ihren Schutz genommen; ſie hätten noch vor kurzem einige Reichsſtände zu bewegen geſucht, nicht auf den Reichstag zu kommen, damit ſie dadurch alle Geſchäfte hindern und ihn, den Kaiſer, verächtlich machen möchten. Alles dieſes thäten ſie um ſo ungeſcheuter, weil ſie alle Gerichte verwerfen, und keine Obrigkeit mehr anerkennten; durch ihre Schuld ſey das Kammergericht aufgehoben, ſchwiegen die Geſetze, und werde ſeit langer Zeit kein Recht mehr geſprochen. Was aber noch das ſchlimmſte ſey, ſo thäten ſie dieſes alles unter dem ſüßen und ſcheinbaren Namen der Religion, der Freiheit und des Friedens, da ſie doch nichts weniger als die Beilegung der Religionsſtreitigkeiten oder den Frieden des deutſchen Reichs und deſſen Freiheit wünſchten. Sie gäben vielmehr offenbar zu erkennen, daß ſie geſonnen ſeyen, ihm Krone und Scepter und alle Gewalt zu nehmen und an ſich zu bringen, und in dieſer allgemeinen Verwirrung die Religion, die Gerech-

tigkeit, den Frieden und die Freiheit zu unterdrücken, ihr Ansehen und Vermögen zu vermehren, und jedermann unter ihre Tyrannei zu zwingen, welches auch ihre mit Drohungen angefüllten Reden, ihre Schmähschriften und schändlichen Gemälde bewiesen, die sie hin und wieder unter das Volk ausgestreut. Obgleich er sie nun vermöge der Gewalt, womit er bekleidet, schon längst nach Verdienst hätte bestrafen können, so habe er doch aus Liebe zum Frieden, und um die Unruhen zu vermindern, vieles nachgesehen, und ihnen öfters mehr eingeräumt, als sich geziemt, und hierin mehr als einmal sein Gewissen verletzt und anderen geschadet. Da aber dadurch nichts ausgerichtet, auch ihre Empörung so bekannt sey, daß sie selbst diese nicht läugnen könnten, sie auch selbst Gewalt brauchten, und sich keinem Gerichte unterwerfen wollten; so erkläre er sie als Meineidige, Rebellen, Aufrührer, des Hochverraths Schuldige und Störer der gemeinen Ruhe, in die Acht, und habe beschlossen, sie nun zu bestrafen, damit sie ihn nicht hindern könnten, Ordnung und Ruhe wieder herzustellen, und dasjenige zu thun, was seines Amtes sey."

Während also der Protestantismus in seiner unverschämten Lügenhaftigkeit jene Fürsten die „Großmüthigen," nannte, und heute noch so nennt, legte ihnen aber der redliche und wahrhaft großmüthige Kaiser bloß die Beinamen bei, die sie durch ihre Thaten und Worten nur allzuviel verdienten, und bezeichnete sie als die Säulen der religiösen und politischen Revolution Deutschlands, als die eigentliche Hochverräther und Rebellen in der Kirche und dem Staate.

Die Kirche tritt auf; der Ketzer tritt ab.

(1546.)

Zu keinen Zeiten wird die Hand der Vorsehung durch ihr Zulassen und Einschreiten so fühl- und sichtbar, als gerade in jenen der kirchlichen und politischen Revolutionen. Als demnach Christus seine Weltkirche stiftete, und bis zum Ende der Tage bei ihr zu bleiben versprach, wußte er wohl, daß er seinen himmlischen Schatz irdischen Gefäßen anvertraut habe, und daß mensch-

liche Kräfte nie die Höhe übermenſchlicher Vollkommenheit erreichen, oder auch nur von Jahrhundert zu Jahrhundert eine gleiche moraliſche Richtung, einen gleichen religiöſen Eifer behaupten können. Während er alſo die Wandelbarkeit der Menſchen und die Folgen ihrer Thaten den Geſetzen der irdiſchen Welt überließ, ſorgte er aber als ewiges Haupt ſeiner Kirche für die beſtändige Unwandelbarkeit ihrer Lehre. Indem aber die menſchlichen Verirrungen, und Sittenloſigkeiten mehrerer Päpſte, vieler Biſchöfe und die daraus entſpringende Verdorbenheit des niederen Klerus eine „wahre Reformation“ nöthig machten, indem ferner durch die vielen eingetretenen Ketzereien, Sectirreien, und Irrlehren ſelbſt viele gläubigen Chriſten, wenn auch nicht ungläubig, doch mit vielen Zweifeln erfüllt wurden, ſo war denn in dieſen Zeiten vor allem nöthig, durch den Zuſammentritt der großen Kirchenvorſteher, der größten Theologen und heiligſten Männern die alte Lehre der Kirche Chriſti wieder unverfälſcht, klar und deutlich jedermann vor Augen zu legen, und zugleich die Kirchenzucht durch nothwendige Verbeſſerungen in ihren urſprünglichen Würde wieder herzuſtellen. So wurde denn am 13. Decemb. 1545 das allgemeine Concilium zu Trient feierlichſt eröffnet, indem unter Anrufung des hl. Geiſtes der hohe und niedere Clerus, die Geſandten des Königs Ferdinand, die Edelleute und das Volk in Proceſſion nach der Domkirche zogen, wo der erſte päpſtliche Legat, Cardinal del Monte die hl. Meſſe las. Nach Beendigung derſelben wie auch der Predigt frug er die anweſenden Väter: „Iſt es Euch, zum Lobe und zur Verherrlichung der heiligen und untheilbaren Dreifaltigkeit, zum Wachsthum und zur Erhöhung des Glaubens und der heiligen Religion, zur Austilgung der Irrlehren, zum Frieden und zur Einigung der Kirche, zur Verbeſſung des chriſtlichen Clerus und Volkes, zur Unterdrückung und Zernichtung der Feinde des chriſtlichen Namens gefällig, zu beſchließen und zu erklären, daß das heilige und allgemeine Concilium von Trient anfange, und angefangen habe.“ Auf ihre Antwort, es ſey gefällig, wurde die nächſte Sitzung auf den 7. Jänner 1546 feſtgeſetzt, und dieſe wie alle folgenden mit dem Tedeum beſchloſſen. — Anfänglich

gab es noch manche Schwierigkeiten über die Frage, ob das Concilium mehr mit Herstellung der Kirchenzucht, als mit der Entwickelung und Darlegung der Glaubenssätze sich beschäftigen solle, die endlich in der 3ten Session (4. Febr. 1545) dahin entschieden wurde, die Glaubens- wie die Disciplinar-Gegenstände zugleich vorzunehmen, was den Bedürfnissen der Zeit am meisten entsprach. — In der nämlichen Sitzung wurde das nicäische Glaubenssymbolum als die einzige und feste Grundlage der Kirche Christi, welche die Pforten der Hölle nie überwältigen werden, öffentlich abgelesen. — Jeder Session gingen aber Conferenzen und General-Congregationen vorher; die ersteren bereiteten die Decrete vor, die letzteren faßten sie ab, worauf die Sessionen sie feierlichst publicirten.

Gleich im Anfang des Conciliums waren auch die Protestanten unter Zusicherung eines sicheren Geleites zum Beitritt eingeladen worden. Diese aber fühlten ihre Schwäche, indem sie ihr menschliches, inconsequentes nur zur Uneinigkeit führendes Kirchenflickwerk mit dem himmlischen, consequenten, seit 1500 Jahren unter so vielen Nationen feststehenden Kirchenbau Christi verglichen. Um jedoch vor ihren eigenen Glaubensverwandten sich nicht bloß zugeben, machte Melanchthon die schaalen Gründe ihres Nichterscheinens in einer Schrift bekannt. Diese waren: 1) Man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen; die Protestanten bleiben daher bei der in den Grundartikeln klaren heiligen Schrift. 2) Der Papst könne kein Concilium zusammenrufen, und noch weniger Richter in seiner eigenen Sache seyn. 3) Man könne die päpstlichen Decrete, die widernatürlichen Schriftauslegungen alter Scribenten und die Theologie des Thomas von Aquina, nach welcher zu Trient entschieden werde, nicht als Richtschnur annehmen. 4) Der Protestantismus sey schon durch das Urtheil vieler Tausend Christen gerechtfertigt; die Protestanten brauchten daher keine Richter mehr. 5) Es sey das Trienter Concilium kein allgemeines, weil die Layen davon ausgeschlossen seyen. 6) Auch sey der Ort mehr italienisch, als deutsch, folglich gefährlich. 7) Ebenso sey das ertheilte sichere Geleit verdächtig, indem der Papst leicht den Grundsatz geltend machen

könnte, daß man Ketzern kein Wort halten dürfe. Endlich 8) lasse sich nichts Gutes von den dortigen Bischöfen erwarten, die von der göttlichen Lehre so wenig wissen, als die Maulesel, auf denen sie reiten."

Während also die Gottheit das Concilium von Trient als das geeignetste Mittel zur wahren Reformation ihrer Kirche in's Leben rief, beseitigte sie zu gleicher Zeit jenen Unglücklichen, jenen deutschen Kirchenverderber, der nach ihren unerforschlichen Rathschlüssen erst eine kirchliche Revolution herbeiführen, und gleich einer **Materia peccans** den deutschen Staatskörper in eine sehr schwere Krankheit versetzen sollte, um durch den Verlauf derselben der Menschheit die gewichtvollste Lehre zu geben, und durch Scheidung der guten Säfte von den schlechten bei der Mehrheit die beglückende Wiederherstellung zu bewirken. Luther war also der Unglückliche, der bei seinem innern Schwanken zwischen dem guten und bösen Princip durch eine dämonische Nothwendigkeit zum Schlechten hingetrieben wurde, das er fortan als das Gute bezeichnete; er war der Unglückliche, der durch seine schlechten Seelenzustände auch seine schlechten Lehren über die Rechtfertigung, den unfreien Willen, die Prädestination u. dgl. m. zu Tag förderte und durch sie so viele Generationen in ihrem Lebenskern verdarb; er war der Unglückliche, der im Schmutz seiner Seele solche Schmutzigkeiten sprach und schrieb, die ohne Gefahr der Verführung die Unschuld nicht lesen, die schwärzeste Feder ohne Erröthen nicht schreiben kann, und wobei Flüche, Lästerungen und Wuthausbrüche, wie von einem vom Teufel Besessenen vorkommen; er war der Unglückliche, der in seinen religiösen Mißgeburten dem Christenthume nur die Redensarten abborgte, der jene „Uebernatur", zu der das wahre Christenthum hinführt, als eine „Unnatur", als eine „Widernatur" bezeichnete, worin ihn aber zu seiner Zeit schon ein Hadrian VI., ein Ignatius, ein Franz Xaver u. s. w. der Lüge straften; er war der Unglückliche, der, vom Hochmuths-, Eigensinns- und Widerspruchsgeiste besessen, laut erklärte: „Sagt die Kirche Christi Ja, so sage ich Nein, sagt sie Nein, so sage ich Ja"; er war der Unglückliche, der als Teufelsgespenst, wie ihn sein Vater nannte, das Schlangenei,

gelegt durch die giftige Schlange der Zeit, zum auskriechen brachte, und war demnach der große Verderber, der die Menschheit moraliſch tiefer erniedrigte, als ſonſt Keiner; der Deutſchland in ein Verderben ſtürzte, deſſen Ende nach dreihundert Jahren heute noch nicht abzuſehen, weßhalb auch Gott unheilig oder gar das böſe Prinzip ſelbſt ſeyn müßte (absit injuria verbo), wenn er einen ſolchen unheiligen, verdorbenen Menſchen, der nur als Revolutionsmann zum Umſtürzen und Zerſtören taugte, zum Reformator ſeiner Kirche gemacht hätte.

Wie alle Revolutionsmänner, war denn auch Luther durch die vielen Kämpfe, die er beſtanden, durch den häufigen Widerſpruch, den er gefunden, durch das losgelaſſene Verderben, das er nicht mehr beherrſchen konnte, allmählich mürriſch und ſchwermüthig, hierdurch aber an Leib und Seele mürbe, unkräftig und unruhig geworden. Die Stimme des Gewiſſens, dieſe immer rege des heiligen Geiſtes, die er einſt durch die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaften als Lug und Trug des Satans niedergekämpft hatte, erhob ſich beim Herannahen des Alters in ihm immer mehr, und die Zweifel an ſeinem eigenen Religionsſyſtem wurden durch die ſchlechten Früchte, die es trug, mehr und mehr geſteigert. Denn wie die kirchlichen Revolutionsmänner Englands und Schottlands einſt ſchriftlich und mündlich ſich ausſprachen *), ließ auch Luther ſchon im Jahre 1533 in einer Predigt ſich vernehmen: „Die Welt wird nach dieſer (ſeiner reinen?) Lehre von Tag zu Tag ſchlechter, gottloſer, unverſchämter. Die Teufel wandern nun ſchaarenweiſe in die Menſchen, ſo daß ſie unter dem hellen Lichte (?) des Evangeliums nur habgieriger, unſchamhafter und ſchlechter geworden ſind, als ſie vorher unter dem Papſtthum waren; denn das erhelle in Bauern, Bürgern und Edeln, in allen Ständen, vom Größten bis zum Kleinſten, welch ein ſchändlich und unordentlich Leben ſie führen, in Habſucht, Trinkgelagen, Schlemmerei, Unſchamhaftigkeit und allen Gattungen von Unlauterkeit und Laſtern.“ — Selbſt Wittenberg, die Pflanzſchule ſeiner Lehren, befolgte jene über das Unnütze aller guten Werke ſo

*) Siehe unſere Revolutions-Geſchichte von England pag. 169.

treulich, daß es ihm vor den dort eingeriſſenen Verbrechen und Laſtern zuletzt graute, weßhalb er, um ſein Werk nicht täglich vor ſich zu ſehen, die Stadt verließ und ſeiner Käthe ſchrieb: „Nur weg aus jenem Sodoma.“ — Gegen Ende des Januars 1546 ging Luther nach Eisleben, um zwiſchen den Grafen von Mansfeld eine Streitigkeit wegen Erzgruben auszugleichen. Dort erkrankte er bald, wurde täglich ſchwächer, und gab am 18. Februar Morgens zwiſchen 2 und 3 Uhr ſeinen unſeligen Geiſt auf. Sein Leichnam wurde nach Wittenberg gebracht und in der Schloßkirche beigeſetzt. —

So hatte nun die Gottheit den großen Verderber vor ihren furchtbaren Richterſtuhl gerufen, vor dem, ſchuldbeladen mit dem Blute und den Gräueln ſo vieler Bürgerkriege und dem Verderbniß ſo vieler Generationen zu erſcheinen, wirklich furchtbar ſeyn muß. Im Angeſichte des Todes beugte er ſich zwar in Demuth vor der unerforſchlichen Tiefe der heil. Schrift und gab die früher aufgeſtellte Evidenz derſelben auf; doch ſein Hochmuth geſtattete ihm nicht, auch ſeinem Haſſe gegen das Papſtthum zu entſagen, und ſterbend prophezeihte noch der falſche Prophet: „Lebend war ich deine Peſt, o Papſt, ſterbend werde ich dein Tod ſeyn.“ — Auch in ſeinem von ihm ſelbſt geſchriebenen Teſtamente ſprach ſich noch ſeine ungezähmte Eitelkeit, ſein ruhmredneriſches Eigenlob ſehr derb aus. Nicht unähnlich dem eiteln Heroſtrat, dem heidniſchen Tempelverbrenner; nicht unähnlich dem boshaften Judas, dem Chriſtus-Verräther, glich er als kirchlicher Revolutionsmann auch vielfach in ſeinen Grundſätzen, Aeußerungen und Lebensweiſen dem Jacobiner Marat in unſeren Tagen. Denn wie dieſer war auch er ſehr eigenſinnig, hochmüthig, trotzig und in Verfolgung ſeines Zieles äußerſt thätig, übertraf aber jenen noch durch ſeine witzige, volksthümliche, hinreißende Beredſamkeit, und durch jene Rohheit, die ſelbſt ſeinen vertrauteſten Freunden, wie Melanchthon, oft ſehr fühlbar wurde*), und die nicht bloß in

*) Melanchthon ſchrieb an ſeinen Freund Camerarius: „Ich bin in einem Zuſtande der Dienſtbarkeit, als lebte ich in der Höhle der

ſeinen Tiſchreden, ſondern auch in ſeinen Predigten und Schriften in der ſchmutzigſten und unſittlichſten Weiſe ſich ausſprach, was keineswegs in dem damaligen Geiſte der Zeit lag, da keiner ſeiner Gegner ſolcher Ausdrücke ſich bediente. Abgeſehen alſo von der Verkehrtheit ſeiner Principien, von den Widerſprüchen, deren er ſich in Verwerfung oder Anerkennung der kirchlichen Autorität und anderer Dinge ſchuldig machte, kann demnach in ſeinem ſtürmiſchen, leidenſchaftlichen Auftreten und ſeiner großentheils niederen Polemik kein Unbefangener einen apoſtoliſchen Beruf erkennen. Er mußte erſt ſich ſelbſt reformiren, ehe er Andere reformiren wollte; er mußte erſt ſelbſt ſein irdenes Gefäß vom Gift der Leidenſchaften reinigen, um nicht den darin aufgenommenen Heiltrank der Kirche vergiftet an Andere auszutheilen. — Mit Recht ſagte daher Erasmus: „Das lehrt mich doch der gemeine Menſchenverſtand, daß ein Mann nicht aufrichtig die Sache Gottes treiben kann, der ſo großen Aufruhr in der Welt erregt, und an Schmähworten und Spottreden ſeine Freude hat und daran ſich nicht erſättigen kann. Eine Anmaßung, wie wir ſie größer noch bei Keinem geſehen, kann unmöglich ohne Thorheit ſeyn, und mit dem apoſtoliſchen Geiſte ſtimmt ein ſolch poſſenhafter Muthwillen nicht überein.“ Auch der ernſte und tief blickende Ancillon tritt dieſem Urtheil, wenn gleich in den aller gelindeſten Worten, bei: „Luthers Handlungen, ſagt er, floſſen mehr aus Leidenſchaften als aus feſten Grundſätzen, und wenn auch keine abſoluten Laſter ſeinen Character befleckten, ſo zieren ihn doch keine ſanften Tugenden, und im Ganzen iſt die moraliſche Seite deſſelben offenbar ohne „hervorſpringenden Werth.“ Dennoch haben Luthers Anhänger nach ſeinem Tode die den Papiſten vorgeworfene abgöttiſche Heiligenverehrung in der vollendetſten Form an dem kirch-

---

Cyclopen, und oft denke ich daran, mich davon zu machen.“ — Ebenſo ſchrieb er an Theodor und bemerkte ihm, „daß er von Luther Ohrfeigen bekommen habe.“ — (adeo, ut ab ipso colaphos acceperim). Das war der Mann, der in ſeinem Dünkel ſich „Papſt von Deutſchland“ nannte, dem aber mit größerem Rechte ſeine Gegner den Namen „Bierpapſt“ beilegten.

lichen Revolutionsmann ausgeübt, und wir kennen eine Stadt, in welcher am Tage eines gewissen Festes das Bildniß Luthers auf dem Altar erscheint.

Die politische Revolution der Fürsten gegen das Oberhaupt des Reichs. — Der Schmalkaldische Krieg. — Das Augsburger Interim.

(1546 — 1548.)

Die kirchlichen und politischen Revolutionen sind Zwillingsschwestern, die immer Hand in Hand gehen, weßhalb auch der Abfall von der Kirche stets den Abfall von dem Throne im Gefolge hat. So sahen wir denn schon die Revolutionen der Bauern im Süden und Norden von Deutschland; wir sahen den revolutionären, schmutzigen Thron des Schneiders Bockelson zu Münster; alle jene nahmen jedoch ein blutiges Ende, weil die fürstlichen und reichsstädtischen Revolutionsmänner zwar eine kirchliche und politische Revolution beabsichtigten, doch solche nicht durch das Volk im demokratischen, sondern durch sich selbst im aristokratischen Geiste ausgeführt wissen wollten. —

Stets die Verbesserung der Religion im Munde, und die Vergrößerung ihrer Gewalt, ihrer Gebiete und Schätze im Auge, hatten die Fürsten und Städte, die seit fünfzehn Jahren den Schmalkaldischen Bund bildeten, schon gleich vorsichtigen Räubern die nöthigen Anstalten zur Sicherung ihrer Beute getroffen, und trotzend auf ihre vereinte Macht, beschlich sie zugleich der menschliche Hochmuth, der sie schnell zum schmählichen Falle führte. — So begann der Schmalkalder Krieg, der durch die Art, wie er geführt, und die Folgen, die er hatte, sich auszeichnet. Da der Kaiser den Krieg ohne Hilfe der katholischen Fürsten führen wollte, um den Frieden nach seiner Absicht dictiren zu können, so hatte er kaum 9000 Mann in seinem Lager, während seine Gegner ihm mit 80,000 Mann entgegenrückten, den Gehorsam förmlich ihm aufsagten und die Feindseligkeiten begannen. Bloß der schlaue, hinterlistige Herzog Moritz von

Sachsen war unter den protestantischen Fürsten fast der einzige, der auf die Seite des Kaisers trat und hierdurch einen Schritt machte, der ihm bei dem Siege desselben die Aussicht auf eine große Belohnung eröffnete, bei dessen Niederlage aber keiner großen Gefahr bloß stellte, indem er Protestant und Tochtermann des Landgrafen von Hessen war. — Der Kaiser warnte nun die Reichsstädte Straßburg, Nürnberg, Augsburg und Ulm, keinen Theil an dem Kriege zu nehmen, indem nach Unterdrückung der Reichsgerichte sie selbst in die Gewalt der protestantischen Fürsten fallen würden; jene aber beachteten diese Warnung nicht, und ihre Truppen, verbunden mit den würtembergischen, waren die ersten im Felde. Obgleich der Schwächere an Streitkräften, hatte der Kaiser doch den Vortheil, treffliche Feldherren zu besitzen, auf deren Rath er schnell alle spanischen und italienischen Hilfsvölker an sich zog und bei Ingolstadt ein stark verschanztes Lager errichtete. Sogleich rückten die verbündeten Fürsten gegen dasselbe heran und beschossen es während fünf Tagen, jedoch ohne den geringsten Erfolg. In dieser Zeit ging der Oberst von Büren mit den niederländischen Truppen über den Rhein, um sich mit dem kaiserlichen Heere zu vereinigen. Zum größten Erstaunen des Kaisers und seines Feldherrn Alba brachen nun die protestantischen Fürsten mit ihrem ganzen Lager auf, um diese Vereinigung zu verhindern; doch es gelang ihnen nicht, und der Kaiser, der jetzt über 9000 Reiter und 39,000 Fußgänger verfügen konnte, ging schnell zum Angriff über, eroberte die Städte an der Donau und machte sich zum Herrn des Flusses. — Da der Winter heranrückte, die schwäbischen Bundesgenossen, auf denen die Last des Krieges ruhte, mißmuthig wurden, und zugleich die Nachricht einlief, daß der König Ferdinand und der Herzog Moritz in die churfürstlichen Länder eingefallen seyen, so ging das verbündete Heer schnell auseinander, und der Churfürst beeilte sich, den Herzog Moritz aus seinem Lande zu vertreiben, das schon mit Ausnahme von Wittenberg, Eisenach und Gotha gänzlich in dessen Händen war. — Wirklich gelang es ihm nach wenigen Wochen, nicht nur sein eigenes Land, sondern auch einen Theil von des Herzogs Ländern zu erobern und den Markgrafen Albrecht

von Brandenburg, der dem Herzog zu Hilfe gekommen war, zum Gefangenen zu machen.

Während dieſer Vorgänge beſchäftigte ſich der Kaiſer mit der Unterwerfung der ſchmalkaldiſchen Städte, die bei ihren ſtarken Feſtungswerken ſehr ſchwierig geweſen wäre, und den proteſtantiſchen Fürſten Zeit zu neuen Rüſtungen gewährt haben würde, wenn es Jenen nicht an Muth und Beſonnenheit gemangelt hätte. — So ſandte denn das mächtige Ulm mehrere Deputirte, die knieend auf freiem Felde, in ſpaniſcher Sprache um Gnade flehten, und zahlte 100,000 Goldgulden; Augsburg mußte 150,000, Frankfurt 80,000, Memmingen 50,000, und die kleineren Städte verhältnißmäßige Summen als Strafe ihrer Meuterei erlegen.

Außer den Städten hatten auch in Süddeutſchland der Churfürſt Friedrich von der Pfalz, und der Herzog Ulrich von Würtemberg Theil an dem Kriege genommen. Da Friedrich erſt vor zwei Jahren Proteſtant, und noch kein Glied des ſchmalkaldiſchen Bundes geworden, und überdieß mit dem Kaiſer zu Brüſſel erzogen war, ſo erhielt er leicht Verzeihung. Der Herzog Ulrich aber mußte ſammt ſeinen Räthen knieend Abbitte thun, ſeine beſten Feſtungen nebſt allem Geſchütz übergeben und 300,000 Goldgulden zahlen, nachdem er in allen Dingen dem Kaiſer Gehorſam geſchworen hatte.

Da der ſchmalkaldiſche Bund mit ſolcher Schnelligkeit in Süddeutſchland vernichtet wurde, ſo beeilte ſich der Kaiſer, ihm auch in Norddeutſchland ein Ende zu machen, und traf in Begleitung des Königs Ferdinand und des Herzogs Moritz ſchon am 22. April 1547 in der Gegend von Meiſſen an der Elbe ein. Ueber des Kaiſers Anmarſch erſtaunt, brach der Churfürſt eilends die Brücke bei Meiſſen ab, und führte ſein Heer an dem rechten Elbufer hinab, um das feſte Wittenberg, wo ſeine Magazine ſich befanden, zu erreichen. Dieſes nun zu verhindern und ihn zur Schlacht zu zwingen, zog der Kaiſer ihm am linken Elbufer nach, und ſuchte eine Furth, um über den 300 Fuß breiten Fluß zu ſetzen. Der Churfürſt hatte aber bei Mühlberg Halt gemacht, und da das jenſeitige Ufer höher als das dieſſeitige war, ſo boten ſich dem kaiſerlichen Heere große Schwierig-

keiten für den Uebergang dar. Ein junger Bauer aber, dem die Sachsen zwei Pferde genommen, und dem der Herzog Moritz zwei andere nebst hundert Kronen versprochen hatte, erbot sich jetzt, dem Heere eine Fuhrt im Fluß zu zeigen. — Schon am andern Morgen erfolgte demnach der Uebergang (24. April 1547); mit dem Säbel im Munde schwammen viele Spanier über den Fluß, eroberten einige Kähne und brachten sie zum Kaiser, der sie sogleich mit Schützen besetzen und das Feuer gegen den Feind eröffnen ließ; zugleich setzten die Reiter durch den Fuhrt, wobei ein Jeder einen Fußgänger hinten aufs Pferd nahm, und der Kaiser, dessen Pferd der wegweisende Bauer am Zügel führte, folgte mit dem Könige Ferdinand, den Herzogen Moritz und von Alba nach. — Kaum hatte der Churfürst den Uebergang des kaiserlichen Heeres erfahren, so gab er seinem Fußvolk den Befehl, schnell nach Wittenberg zu eilen, während die Reiterei durch kleine Gefechte den Feind aufhalten sollte. Der Kaiser aber, der mit seiner trefflichen Cavallerie die Sachsen unweit Mühlberg auf der Lochauer Heide erreichte, wartete auf Alba's Rath die Ankunft des noch weit entfernten Geschützes und schweren Fußvolks nicht ab und gab Befehl zum augenblicklichen Angriff. Dieser geschah denn mit solcher Heftigkeit, daß die sächsische Reiterei, schnell durchbrochen und in Verwirrung gebracht, hinter ihr eigenes, in Eile aufgestelltes Fußvolk flüchtete. Während nun der Churfürst, der bei seiner lutherischen, fastenlosen Lebensweise eine außerordentliche Corpulenz erlangt hatte, nicht mehr das Reiten, sondern bloß das Fahren vertragen konnte, und deßhalb vom Wagen herab seine Befehle gab, befand sich aber der Kaiser in seiner prachtvollen Rüstung, mit dem Speere in der Hand, auf seinem andalusischen Hengste, mitten unter seinen Reitern, und feuerte sie durch seine Gegenwart und seinen Zuruf zum Angriff des sächsischen Fußvolks an. Sogleich ertönte das Kriegsgeschrei: „Hispania! Hispania!“ und unaufhaltsam durchbrachen die kriegsgeübten Geschwader die feindlichen Reihen, erschlugen die Fliehenden und bedeckten mit Leichen eine lange Strecke der Heide. Selbst der schwerverwundete Sohn des Churfürsten entkam nur mit Mühe der Gefangenschaft. Der Chur-

fürſt aber, der auf der Flucht ſeinen Wagen verlaſſen und ein holſteiner Pferd beſteigen mußte, das trotz ſeiner Stärke doch unter einer ſolchen Laſt ſich beugte, wurde bald von den leichten Reitern eingeholt, und da er ſich zur Wehre ſetzte, von einem Ungarn in die linke Wange gehauen. Da rief dem Bedrängten und Blutenden ein Ritter des Herzogs Moritz zu, er ſolle ſeines Lebens ſchonen und ſich ihm, als Deutſchen, gefangen geben. Indem der Churfürſt darauf einging, und demſelben zum Zeichen ſeines Willens zwei Ringe überreichte, brachte ihn der Ritter zum Herzog Alba, dieſer aber auf deſſen wiederholtes Begehren zum Kaiſer, der noch zu Pferde mitten in der Heide ſich befand. Mit Hilfe des Herzogs ſtieg der Churfürſt hier vom Pferde, wollte vor dem Kaiſer auf ſeine Kniee ſinken, und, nach abgezogenem Blechhandſchuh ihm die Rechte reichen; doch der Kaiſer verſchmähte Beides und wandte mit finſterm Blicke ſich zur Seite. Als hierauf der Churfürſt ihn anzureden begann: „Großmächtigſter, allergnädigſter Kaiſer!“ fiel ihm dieſer raſch ins Wort: „So? bin ich nun Euer gnädigſter Kaiſer? So habt Ihr mich lange nicht geheißen!“ — Da ſprach der Churfürſt weiter: „Ich bin Eurer Kaiſerlichen Majeſtät Gefangener und bitte um fürſtlichen Gewahrſam.“ „Wohl, ſchloß der Kaiſer, Ihr ſollt gehalten werden, wie ihr es verdient“, worauf der Herzog Alba ihn ſammt dem gleichfalls gefangenen Herzog Ernſt von Braunſchweig in's Lager führte. So endete dieſer für den Kaiſer ſo glückliche Tag, über deſſen großen Erfolg er ſelbſt, der Held und demüthige Chriſt, in einem Schreiben ſagte: „Ich kam, ich ſah — und Gott ſiegte.“

Nach zwei Raſttagen zog der Kaiſer über Torgau, das ihm die Thore öffnete, nach Wittenberg, und ließ vor deſſen Thoren dem Churfürſten „wegen ſeiner vielfältigen, landkundigen, offenbaren, landfriedbrüchigen Thaten und auch Verachtung und Verletzung Seiner Kaiſerlichen Majeſtät Hoheit“ das Todesurtheil ankündigen. Wie alle hochmüthigen Rebellen, die gemeinhin ihre ſchlechteſten Thaten bei ſich und bei Anderen zu beſchönigen ſtreben, wollte auch der Churfürſt anfänglich nicht an die ernſtliche Vollziehung des Todesurtheils glauben; als er aber vom Gegen-

theil überzeugt wurde, sah er sich nach einem Fürsprecher und Vermittler um, den er auch in dem Churfürsten Joachim von Brandenburg fand. Durch dessen eifrigste Verwendung kam auch die sogenannte Wittenberger Capitulation (19. Mai 1547) zu Stande, vermöge welcher dem Johann Friedrich zwar die leibliche Todesstrafe erlassen, die politische aber über ihn verhängt wurde, indem er allen seinen Rechten auf seine Churwürde und sein Land für sich, seine Kinder und Nachkommen entsagen, alle seine Festungen an den Kaiser ausliefern, den gefangenen Markgrafen Albrecht ohne Lösegeld loslassen, und dem vom Kaiser aufgestellten Kammergerichte, wie auch einer körperlichen Haft sich unterwerfen mußte, deren Dauer von der Gnade des Kaisers abhing. Da übrigens noch die Forderung gemacht wurde, der abgesetzte Churfürst solle in Sachen der Religion den Beschlüssen des Conciliums von Trient oder der kaiserlichen Machtvollkommenheit sich unterwerfen, Jener aber darauf nicht einging, weil er wahrscheinlich auf einen Wechsel der Dinge und auf die Hilfe der protestantischen Partei noch immer hoffte, so gab auch der Kaiser jene Forderung um so mehr auf, weil der Glauben des entsetzten Churfürsten keinen politischen Werth mehr hatte. Dagegen übertrug Carl die Churwürde sammt dem Lande (mit Ausnahme des schlesischen Herzogthums Sagan, welches Ferdinand erhielt) auf den Herzog Moritz, bedingte aber dabei, daß der neue Lehnsträger den Kindern des gefangenen Churfürsten die Aemter Eisenach, Gotha, Weimar und Jena zu ihrem Unterhalt überlasse. Die feierliche Belehnung Moritzens geschah erst im folgenden Jahre.

Eine höhere Hand schien nun die Schritte und Unternehmungen des Kaisers auf jede Art zu begünstigen. Denn am Tage, an dem er in Wittenberg, der Mutterstätte des neuen Glaubens, einzog, wurde sein alter Nebenbuhler Franz I. zu St. Denys in die Gruft getragen; er selbst aber stand jetzt auf dem Grabe Luthers, jenes Unseligen, der so vieles Unglück über Deutschland gebracht, so viele Sorgen und Mühen bei dessen Regierung ihm gemacht hatte. Als nun Einer aus seinem Gefolge rieth, den Leichnam desselben auszugraben und verbrennen zu las-

ſen, ſagte aber der edle Kaiſer: „Wir führen Krieg mit den Lebenden und nicht mit den Todten; laſſet ihn ruhen, er wird ſeinen Richter ſchon gefunden haben.“ Zugleich bewies er ſeine Toleranz, indem er ſein Mißfallen darüber äußerte, daß aus Furcht vor ihm der lutheriſche Gottesdienſt dort einige Tage eingeſtellt worden. —

Die Reihe der Züchtigung traf jetzt das zweite Haupt des ſchmalkaldiſchen Bundes, den Landgrafen Philipp von Heſſen. Dieſer mochte wohl fühlen, daß er gegen den Kaiſer ſich nicht vertheidigen könne, und ſuchte daher durch ſeinen Schwiegerſohn, den Churfürſten Moritz, und Joachim von Brandenburg deſſen Gnade eifrigſt nach. Indem nun dieſe auf das Thätigſte für ihn ſich verwendeten, erklärte Carl endlich durch ſeinen Kanzler Granvella: „Er wolle, wenn der Landgraf ſelbſt zu ihm käme, ſich ihm auf Gnade und Ungnade ergebe, und die ihm vorgelegten Bedingungen unterſchriebe, ihm weder ſein Land nehmen, noch auch ihn am Leben oder mit Gefängniß ſtrafen.“ So wenigſtens verſtanden es die Vermittler und verbürgten ſich, wie ſie ſpäter behaupteten, mit ihrem Ehrenworte, ſich ſelbſt ſeinen Söhnen in Haft zu ſtellen, wenn Carl ihm nicht die Freiheit ließe. Auf dieſes wahre oder angebliche Ehrenwort kam Philipp am 18. Juni nach Halle, wo damals der Kaiſer ſich befand, und wurde ihm am andern Tage vorgeſtellt. Dieſer ſaß auf ſeinem Throne, umgeben von vielen deutſchen, ſpaniſchen und italieniſchen Großen, unter denen auch der Herzog Heinrich von Braunſchweig, der frei gewordene Gefangene des Landgrafen, ſich befand. Es mag in der Seele des hochmüthigen Landgrafen die peinlichſten Empfindungen erweckt haben, als er im Angeſichte ſo vieler Fürſten vor ſeinem ſo ſehr beleidigten Oberhaupte mit niedergeſchlagenen Augen knieete, während ſein Kanzler hinter ihm die in ſehr demüthigen Ausdrücken verfaßte Abbitte an den Kaiſer ablas. Hierauf ertheilte Seld, der Kanzler des Kaiſers, die Antwort: „Obgleich der Landgraf ſelbſt erkläre, die ſchwerſte Strafe verdient zu haben, ſo wolle Se. Majeſtät aus angeborner Milde und wegen der vielen für ihn eingelegten Bitten — Gnade für Recht ergehen laſſen, ihn von der Acht entledigen, und ihm

das Leben, das er verwirkt habe, schenken.“ Als aber der Kaiser dem knieenden Fürsten kein Zeichen zum Aufstehen gab, und dem Untreuen, Doppeltbeweibten auch den deutschen Handschlag der Versöhnung versagte, so erhob sich der Landgraf von selbst, trat ab, und vernahm nach der Abendmahlzeit vom Herzog Alba die über ihn verhängte gefängliche Haft. Hierüber dem Schein nach sehr bestürzt, wendeten sich die Vermittler sogleich an den Kaiser und suchten bei ihm ihr Ehrenwort geltend zu machen, das sie dem Landgrafen wegen seiner völligen Freiheit gegeben hätten; der Kaiser aber stellte in Abrede, denselben von aller Gefangenschaft frei gesprochen zu haben, wenn er ihn gleich nicht mit einer „ewigen“ bestrafen wolle, und überließ ihm die Wahl, den Vertrag zurückzunehmen oder sein Gefangener zu bleiben.*)

*) Da der Kaiser den geächteten Landgrafen Philipp gerade so wie den Churfürsten Johann Friedrich behandeln und ihm ebenfalls sein Land und seine Würde nehmen konnte, was er jedoch nicht that, so geht schon daraus klar hervor, daß er Jenen, als den größten Gegner der Religionsvereinigung, die er noch beabsichtigte, bloß eine Zeit lang in seiner Gewalt behalten wollte. Bei dem anerkannten redlichen, edeln und ritterlichen Charakter des Kaisers lassen sich daher in dieser Sache nur drei Fälle denken: 1) daß die kaiserlichen Räthe etwa mehr versprochen haben, als des Kaisers Wille war, was nicht wahrscheinlich ist; 2) daß auch vielleicht ein Mißverständniß eingetreten sey, indem der Kanzler Granvella zu wenig die deutsche, der Churfürst Moritz zu wenig die spanische und französische Sprache kannte, was einige Wahrscheinlichkeit hat; 3) daß aber, was das Wahrscheinlichste ist, der unredliche, schlaue, hinterlistige und in der Verstellungkunst geübte Churfürst Moritz die vollkommene Freiheit seines Schwiegervaters als Bedingung der Unterwerfung desselben verstanden, und deßhalb ihm sein Ehrenwort gegeben zu haben vorgab, und daher auch bei dessen Verhaftsnahme sich sehr bestürzt stellte, wodurch der Schlaue den doppelten Vortheil gewann, entweder auf diesem Wege durch die Nachsicht des Kaisers seinen Schwiegervater schnell befreit zu sehen, oder wenn dieses nicht gelang, dessen Gefangenschaft als Mittel zu seinen ferneren Plänen sich zu bedienen, wie denn auch sehr bald geschah. Siehe Ad. Menzel 3. Bd. pag. 420.

Als nun Philipp das letztere wählte, mußten er und der abgesetzte Churfürst dem kaiserlichen Hoflager als Gefangene allenthalben folgen; die hessischen Festungen wurden, mit Ausnahme von Cassel und Ziegenhain, geschleift, alles Geschütz abgeführt, und die Stände zur Erlegung einer Strafsumme von 150,000 Goldgulden angehalten. — So hatte denn der Kaiser auch ohne die Hilfe des heiligen Bundes den protestantischen völlig besiegt, und da er jede Gewaltsmaßregel verabscheute, und die Religionsvereinigung nur auf dem Wege der Güte suchte, so begnügte er sich als Sieger, den verdrängten Bischof von Naumburg, Julius von Pflug, in sein Bisthum wieder einzusetzen, an dem ketzerischen Erzbischofe Hermann von Köln aber das päpstliche Absetzungsdecret zu vollziehen.

Immer auf Frieden und Versöhnung, auf kirchliche und politische Eintracht bedacht, eröffnete der Kaiser nochmals einen Reichstag zu Augsburg (1. Sept. 1547), und hoffte, die früher vereitelte Vereinigung hier zu erreichen, nachdem er die Hoffnung, den Streit auf einem allgemeinen Concil beizulegen, bei der beständigen Ablehnung der Protestanten aufgegeben hatte, und überdieß das Concil wegen der Pest nicht mehr in Deutschland zu Trient versammelt, sondern nach Bologna verlegt war. Unter diesen Umständen begnügte sich also der Kaiser, auf einen einstweiligen Vergleich in den Religionssachen anzutragen, bis eine dauernde Vereinigung durch das Concilium zu Stande käme. — Die nach Augsburg berufenen Theologen Julius von Pflug, Bischof von Naumburg, Michael Helding, Weihbischof von Mainz, und vorzüglich der aalglatte Johannes Agricola, Hofprediger des Churfürsten von Brandenburg, verfaßten nun das Augsburger Interim, welches die katholische Lehre meistens mit den gelindesten Bezeichnungen enthielt; nur war den Protestanten die Communion unter beiderlei Gestalten, den verheiratheten protestantischen Geistlichen die Beibehaltung der Frauen, auch der Besitz der eingezogenen Güter stillschweigend zugestanden; es war ein Meisterstück der Halbheit, das bei der damaligen religiösen Gereiztheit keiner Partei zusagte, und daher seinen Zweck gänzlich verfehlte. — Es fand

zu Rom wegen der Eigenmächtigkeit des Kaisers in Religionssachen großen Anstoß, bei den Katholiken, wie bei den Protestanten Deutschlands gleichen Widerspruch, und während die ersteren durch solche Concessionen ihre Glaubensperle in den Koth des Unglaubens geworfen sahen, tobten die letztern gegen dieses „Buhlen mit der babylonischen Hure." — Die früheren Schmähschriften, und Schimpfreden Luthers gegen Rom waren unter den Lutheranern noch zu viel im Andenken, und sie ließen nun ihre Erbitterung gegen das Interim als ein neues Aufdringen des Papstthums und als ein Werk des Teufels auf jegliche Weise aus. Argwöhnisch-witzig sagte man: „Das Interim hat den Schalk hinter ihm." Besonders aufsätzig zeigte sich die Stadt Magdeburg, die sich seit dem schmalkaldischen Kriege noch nicht unterworfen hatte, weshalb die schon über sie verhängte Reichsacht erneuert, und späterhin der Churfürst Moritz als Vollstrecker derselben ernannt wurde. Aber selbst dieser Fürst, der soviel dem Kaiser verdankte, ahmte den Churfürsten von Brandenburg und der Pfalz in Einführung des Interims nicht nach, sondern der Schlaue ließ, um als Haupt der protestantischen Partei recht orthodox zu erscheinen, zuvor von den Theologen, Melanchthon an der Spitze, ein Gutachten sich darüber ausstellen, in wie weit dasselbe ohne Verletzung des Gewissens angenommen werden könne. So kam denn durch jene ein neues Interim, das Leipziger genannt, zum Vorschein, in welchem sie erklärten, daß man in Betreff der Adiaphora, d. h. der an sich gleichgültigen oder Mitteldinge, wie gottesdienstliche Gebräuche und Ceremonien, sich mit dem Augsburger Interim einverstanden erklären könne. Zugleich zeigte man sich in Betreff der Lehre äußerst nachgiebig. Von der Rechtfertigung, hieß es, daß Gott nicht mit uns wirke, wie mit einer Maschine, obgleich Christi Verdienst uns allein gerecht mache; die von Gott gebotenen Werke seyen gut und nöthig, die Tugenden, Glaube, Hoffnung, Liebe zur Seligkeit nothwendig; auch die früher verworfenen Sacramente der Firmung, letzten Oelung und selbst die Messen nach alter Art wurden wieder angenommen, nur sollten die letztern mit deutschen Liedern gefeiert werden. Augen-

ſcheinlich ſprach ſich in dieſem Interim um ſo mehr ein chriſtlicher und verſöhnlicher Geiſt aus, je weiter er von Luthers Revolutionsgeiſte ſich entfernte, und deſſen Irrlehren verwarf. Dieſes jedoch mißfiel dem ſtarren Lutherthum und ſeinen fanatiſchen Predigern gänzlich, und der heftigſte adiaphoriſtiſche Streit trat nun unter den Proteſtanten ins Leben. Flacius, der leidenſchaftlichſte, fanatiſchſte Schüler Luthers, ſtand an der Spitze und floh aus Zorn über das Leipziger Interim nach Magdeburg, wo der revolutionäre Geiſt der Bürger dem Kaiſer und dem Papſte trotzte, und die himmliſche Rache auf ihre unglücklichen Enkel herabzog.

Ungeachtet des Widerſtandes wurde das Interim dennoch in mehreren proteſtantiſchen Ländern und Städten eingeführt, ſo daß der Kaiſer auf dem Reichstage zu Augsburg (1550) nochmals den Verſuch machte, die Proteſtanten zur Beſchickung des Concils zu bewegen, das eben wieder unter dem neuen Papſte Julius III. in der deutſchen Stadt Trient eröffnet wurde. Zwar erneuerten ſie wieder ihre früheren Forderungen, vornehmlich, daß auch die Theologen eine entſcheidende Stimme erhalten, und die vorhergegangenen Acta und Beſtimmungen annullirt werden ſollten, wie denn dem Papſte ſelbſt der Vorſitz nicht eingeräumt werden dürfe; doch erſchienen bald Abgeordnete von Brandenburg, Würtemberg und mehreren Reichsſtädten zu Trient; auch aus Sachſen ging eine Geſandtſchaft dahin ab, ſogar die Wittenberger Theologen, Melanchthon an der Spitze, waren bereits auf der Reiſe, als die deutſchen Angelegenheiten eine ganz andere, völlig unerwartete Wendung nahmen.

Der zwiefache Verrath des Churfürſten Moritz und der Augsburger Religionsfriede.

(1551—1555.)

Denn in jener unheilvollen Zeit der religiöſen Wirren folgten nicht bloß die Religionsverträge, Vergleiche, und Interims ſehr ſchnell auf einander, ſondern der bösartige Wechſel im Glau-

den brachte selbst in den Gemüthern der Menschen eine noch bösartigere Veränderung hervor, und verwandelte die sonst so gerühmte Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit und Treue der Deutschen in tückische Falschheit, verworfene Hinterlist und teuflische Treulosigkeit. Der Verräther an der Kirche Christi wurde sehr leicht ein Verräther an Fürst und Vaterland, und wenn Naturanlagen noch mitwirkten, und wahre Ehre oder gar Schande ihm gleichgültig waren, selbst Verräther an seinem Freunde, Beförderer und Wohlthäter. Das schmählichste und ehrloseste Beispiel hievon liefert wieder ein — Sachse, und zwar par excellence der Fürst des Landes selbst, — der neue Churfürst Moritz. Wie schon gemeldet, hatte nach Absetzung und Verhaftnahme des hochmüthigen Rebellen Johann Friedrich der Kaiser dessen Land und Würde an den jungen Moritz übertragen, wahrscheinlich in der Absicht, um den mächtigen Einfluß, den bisher Sachsen in den Angelegenheiten Deutschlands zu dessen Nachtheil bewiesen hatte, nun zu dessen Vortheil zu wenden, und in dem jungen, ihm so sehr verpflichteten Fürsten ein mächtiges und doch lenksames Reichsglied sich zu verschaffen. War also die Ansicht des Kaisers in politischer Beziehung richtig, so täuschte er sich aber in der Person, der er vertraute. Denn Moritz, der seine angeborne Falschheit durch seinen Anschluß an den Kaiser, und durch seine Bekämpfung des ihm verwandten Johann Friedrich schon gegen diesen bewiesen hatte, begnügte sich nicht mit seiner Standeserhöhung, und dachte nur auf Erweiterung seiner Macht, und auf seine völlige Unabhängigkeit vom Kaiser. Während er nun gegen die protestantische Partei den orthodoxen Protestanten heuchelte, um sich von ihr als Oberhaupt anerkennen zu lassen, sann er stets darauf, ohne Aufsehen ein mächtiges Kriegsheer zu sammeln, und seinen Verrath, den er am Kaiser begehen wollte, nicht allein durch ein Bündniß mit anderen deutschen Fürsten, sondern mit dem Reichsfeind selbst, dem französischen Könige Heinrich II. zu sicheren. Da er in jener Zeit Magdeburg noch nicht sich unterworfen hatte, leitete er es durch die größten Schmeicheleien und Unterwürfigkeitsbezeigungen bei dem Kaiser dahin ein, daß ihm die Achtsvollziehung gegen Magdeburg über-

tragen, und hiezu ſehr anſehnliche Geldſummen bewilligt wurden, wodurch er ſein erſtes Ziel, die unverdächtige Aufſtellung eines ſtarken Heeres leicht erreichte. Unter mancherlei Vorwänden verzögerte er nun die Belagerung der geächteten Stadt vom October 1550 bis zum November 1551 um ſeine diplomatiſche Verrätherei zu Stande zu bringen, und ging dann, vereint mit Wilhelm von Heſſen, älteſten Sohne des gefangenen Landgrafen, und mit Markgraf Johann Albrecht von Brandenburg-Culmbach, ein geheimes Bündniß mit dem Könige Heinrich II., dem Sohne Franz I., am 5. October 1551 ein. In demſelben trat der Reichsverräther, der nach proteſtantiſcher Weiſe ſich „Retter der deutſchen Freiheit“ nannte, die Reichsſtädte Metz, Toul und Verdun an Frankreich ab, und gab zugleich die Zuſicherung, daß bei der nächſten Kaiſerwahl der franzöſiſche König vor allen anderen gewählt werden ſollte. So war nun der Anfang zur Zerſtückelung des Reiches durch die proteſtantiſche Perfidie gemacht, und Moritz rückte ſeinem Ziele immer näher, indem er den vom Kaiſer geächteten würtembergiſchen Oberſten, Hans von Heydeck, ſogar in ſeine Dienſte nahm. — Alle wahren Vaterlandsfreunde erſtaunten über die verrätheriſchen Umtriebe des Churfürſten und warnten den Kaiſer, der ſich, um dem Concilium näher zu ſeyn, nach Innsbruck begeben hatte. Carl aber, der das Herz des Falſchen ergründet zu haben glaubte, und in den Warnungen nur gewöhnliche, aus Neid hervorgegangene Hofintriguen erblickte, erwiderte auf jene: „Da er weder Moritz, noch dem Markgrafen Albrecht ſeines Wiſſens irgend eine Urſache dazu gegeben, ſondern vielmehr Beide mit trefflichen großen Gnaden und Gutthaten bedacht, ſo könne er ſich einer ſolchen Undankbarkeit nicht verſehen. Moritz habe auch durch ſeine Schreiben und Geſandte, die er täglich an dem kaiſerlichen Hofe gehabt, nicht den geringſten Widerwillen oder einiges Mißtrauen an den Tag gelegt. Auch Markgraf Albrecht habe um eben die Zeit wegen einiger ſeiner Angelegenheiten den Kaiſer viel emſiger und ſtattlicher, als hievor jemals geſchehen, durch Schriften und Geſandte erſucht, habe auch von ihm in denſelben ganz gnädigen, richtigen, guten Beſcheid zu ſeinem vollſtändigen Ge-

nügen und Gefallen erhalten. Er könne darum nicht anders vermuthen, als daß dem Ruhme gemäß, den die deutsche Nation in Ansehung der Aufrichtigkeit und Treue von jeher gehabt, Wort und Werk miteinander übereinstimmen."

Einen Monat nach Moritzens Vertrag mit dem Könige von Frankreich schloß Heydek, nicht im Namen des Kaisers, sondern des Churfürsten, mit Magdeburg eine Capitulation ab, vermöge welcher die geächtete Stadt auf Gnade oder Ungnade sich ergeben und eine schwere Geldstrafe erlegen, übrigens aber ihre bisherigen Privilegien und Freiheiten behalten sollte (6. Nov. 1551), die Stadt selbst aber, die zu einem guten Waffenplatz diente, nahm Moritz sogleich in Besitz, und die Bürgerschaft mußte sich verpflichten, ihn so lange als ihren Herrn zu erkennen, bis sie vom Kaiser und „von ihm" an einen andern verwiesen würde. Zugleich setzte er seine Heuchelei gegen den Kaiser fort, täuschte ihn durch Schreiben und Gesandte, und meldete ihm seine nahe Ankunft zu Innsbruck, bis er endlich seine Maske abwarf und im März 1552 mit seinem Heere schnell in Franken einfiel, wo der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach mit seinen und den hessischen Truppen zu ihm stieß.

So kamen denn die politischen Revolutionen der protestantischen Fürsten immermehr in Schwung, und Moritz schämte sich nicht, durch eine öffentliche Erklärung seinen Aufstand zu rechtfertigen. Als Vorwand diente ihm nun sein zartes Gewissen wegen des Religionswesens, seine kindliche Pflicht wegen der noch fortdaurenden Gefangenschaft seines Schwiegervaters, des Landgrafen, und endlich die nöthige Zurückweisung der Eingriffe des Kaisers in die Freiheiten von Deutschland, „indem derselbe nur Willens sey, die deutschen Stände in eine unerträgliche, viehische, erbliche Knechtschaft zu bringen; daher die Nachkommen, wenn man nicht diesen einreißenden Strom aufhielte, eine gerechte Ursache haben würden, die Feigheit und Nachläßigkeit gegenwärtiger Zeiten zu verabscheuen, in welchen die Freiheit des Vaterlandes, als das edelste Kleinod desselben, verloren gegangen wäre." Auf solches, allen kirchlichen und politischen Revolutionsmännern stets eigenes Freiheitsgeklingel, antwortete Carl: „Die

ihm gemachten Verwürfe seyen dermaßen beschaffen, daß sie keiner besondern Ablehnung bedürften, sondern zum Theil vorhin erledigt, oder sonst so kindisch, los und ungereimt seyen, daß sie den Ungrund und Unbeständigkeit selbst mit sich brächten, und den Unfug derjenigen, so sie erdichtet, genugsamlich an den Tag gäbe." Zugleich machte er aufmerksam auf die, gleich bei ihrem ersten kriegerischen Auftreten, gegen andere Stände ausgeübten Gewaltthätigkeiten, wie sie die Freiheit immer im Munde führten, doch stets den Despotismus ausübten, woraus jedermann sich überzeugen könne, was man sich wegen der Reichsfreiheit von ihnen versprechen dürfe. Noch schlimmer, wie einst der berüchtigte Franz von Sickingen, wurde nun wirklich der Markgraf Albrecht die fürchterlichste Geisel für Deutschland, und mit der Brandfackel in der Hand durchzog der Befreier raubend, sengend und brennend das flache Land, und trennte sich sogar vom Churfürsten, um mehr nach eigener Willkühr handeln zu können. Moritz aber zwang die Reichsstadt Augsburg zur Uebergabe, und andere Städte zu Geldbeiträgen, und ging hierauf nach Linz, um als Macht mit der Macht, als Churfürst mit dem Könige Ferdinand, den Frieden zu unterhandeln, wodurch er den elenden Zustand des religiös- und politisch zerrissenen Deutschlands hinlänglich an Tag legte. Da nun der Friede nicht zu Stande kam, faßte man bloß den Beschluß alle Feindseligkeiten einzustellen, und am 26. Mai mit mehreren Churfürsten und Fürsten zu Passau zusammen zu kommen. Troz jener Uebereinkunft brach aber der perfide Sachse plözlich mit seinem Heere gegen Tyrol auf, um wo möglich den Kaiser in seine Hände zu bekommen. Durch die Eile, mit der er zog, fand er seine Gegner zum Widerstand unvorbereitet, überfiel und zerstreute demnach ein kleines österreichisches Corps sehr schnell, eroberte mit Sturm die Ehrenberger Clause (19. Mai) und würde sicher den Kaiser in Innsbruck überrascht haben, wenn eine Meuterei in einem seiner Fähnlein ihn nicht aufgehalten hätte. So mußte denn in der sehr stürmischen Nacht vom 20. auf den 21. Mai der kranke Kaiser in einer Sänfte vor einem verrätherischen Unterthanen fliehen, während sein Bruder Ferdinand, der Churfürst Johann Friedrich,

dem schon die Freiheit geschenkt war, dann der Landgraf Philipp und der kaiserliche Hofstaat theils zu Pferd theils zu Fuß ihm folgten und die Bedienten den Weg in den dunkeln Bergschluchten mit Fackeln erleuchteten. Nach kurzer Rast zu Trient, wo schon das Concilium auseinander gegangen war, begab sich der Kaiser nach Villach in Kärnthen, während Moritz, nachdem er seinen Zweck verfehlt und die kaiserliche Beute unter seine Schaaren vertheilt hatte, nach Passau zur Fürstenversammlung reiste.

Wirklich trafen die Bevollmächtigten des Kaiser, der König Ferdinand und viele andere Fürsten, Erzbischöfe und Bischöfe dort ein, und eröffneten die Sitzung, wo sogleich der Churfürst Moritz und der französische Gesandte ihre Beschwerden wegen des Kaisers Eingriffe in die deutsche Freiheit mit einer Unverschämtheit zur Sprache brachten, die hinlänglich den Lügengeist der kirchlichen Revolutionäre bezeichnet, indem gerade damals der König von Frankreich, gestützt auf den mit Moritz abgeschlossenen Vertrag, der Städte und Bisthümer, Metz, Toul und Verdun sich bemächtigt, und seine Truppen bis an den Rhein vorgeschoben hatte. Die vom Kaiser schon früher ausgesprochenen Behauptungen, daß zur Verhinderung der verderblichen Sektirereien ein allgemeines und sichtbares Kirchenoberhaupt nöthig sey, und daß die Verräther in der Kirche auch gemeinhin Verräther im Staate werden, bestättigten sich demnach immer mehr. Denn während die Franzosen im Westen Deutschland bedrängten und mit Hilfe der deutschen Protestanten es beraubten und zerstückelten, regten sich auch die Türken im Osten, eroberten Temeswar, bedrohten Siebenbürgen, und setzten sich mit den deutschen Protestanten in Verbindung. Als demnach dem Kaiser Briefe in die Hände fielen, welche der in Ungarn commandirende Pascha an die Reichsverräther geschrieben hatte, sagte er im prophetischen Geiste: „Es scheint, als wollte mit Hilfe der protestantischen Fürsten der Türk und der Franzos mit ihren Haufen mitten in Deutschland zusammenstoßen und dasselbe unter einander theilen, oder auch vielleicht darum mit einander raufen.“ Solche Verhältnisse und die Bitten seines Bruders bestimmten nun den Kaiser zum Frieden, der unter dem Namen Passauer Ver-

trag am 31. Juli 1552 abgeſchloſſen, am 2. Auguſt unterzeichnet und bekannt gemacht wurde. Die Hauptbedingungen waren: der Churfürſt Moritz und ſeine Mitverbündeten ſollten alle Feindſeligkeiten unterlaſſen, und ihre Völker beurlauben; der Landgraf ſollte ſeine zu Halle abgeſchloſſene Capitulation zwar erfüllen, dagegen aber ſeine volle Freiheit erhalten; innerhalb eines Jahres ſollte ein Reichstag eröffnet werden, um zu berathſchlagen, wie der Religionsſpaltung abzuhelfen ſey, bis dahin aber kein Stand gegen den andern um der Religion willen Feindſeligkeiten ausüben; auch ſollten die gegen den Kaiſer erhobenen Beſchwerden auf dem nächſten Reichstage erledigt werden. Moritz entließ nun ſeine fremden Söldlinge, und zog mit ſeiner eigenen Schaar auf eine kurze Zeit nach Ungarn, Philipp von Heſſen aber, den die lange Gefangenſchaft friedfertiger, auch wahrſcheinlich etwas keuſcher und moraliſcher gemacht hatte, kehrte zu ſeiner Doppelfamilie und ſeinen Unterthanen zurück.

Obwohl nun die religiöſen und politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands einen ſolchen loyalen und ritterlichen Fürſten, wie Carl, gänzlich anekeln mußten, indem er ſah, wie die proteſtantiſchen Fürſten durch Verrätherei, die katholiſchen durch völlige Indolenz ihr Vaterland verdarben, und jene wie dieſe pflichtlos handelten, ſo gedachte er aber ſeiner Pflicht als Kaiſer, und ſuchte wenigſtens das Reich in ſeinen alten Grenzen zu erhalten. Schnell brachte er noch im nämlichen Jahre in Ungarn und Italien ein Heer von 66000 Mann zuſammen, ſetzte mit demſelben über den Rhein, und begann die Belagerung von Metz, obgleich er ſelbſt, immer noch krank und ſchwach, in einer Sänfte ſich tragen laſſen mußte. Da die Franzoſen die Feſtung tapfer vertheidigten, und der Winter ſchon eintrat, ſah ſich der Kaiſer trotz ſeiner Beharrlichkeit und dem Muthe ſeines Heeres endlich genöthigt, nach einem Verluſt von 25000 Mann die Belagerung aufzugeben. Am 1. Januar 1553 ging er nach den Niederlanden, machte neue Anſtalten zum Kriege, ſetzte denſelben noch drei Jahre hindurch fort, und gelangte doch zu keinem Reſultate, indem die Franzoſen jede offne Feldſchlacht vermieden, in ihre Feſtungen ſich einſchloſſen, und die Feldzüge bloß auf die Verhee-

rung der Grenzländer sich beschränkten, weßhalb auch der am 5. Febr. 1556 zu Vaucelles abgeschlossene fünfjährige Waffenstillstand den damaligen Zustand bestehen ließ, und ihn als Zeugniß des protestantischen Verraths den Nachkommen überwieß.

Der Friede von Passau war zwar gemacht; doch was nützte ein papierner Vertrag in einem Staate, in welchem durch den Abfall von der Weltkirche Christi bei so Vielen die Furcht vor Gott, und nach den neuesten Ereignissen selbst die Furcht vor dem Staatsoberhaupte verschwunden war. Jener Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach, der von seinem fürstlichen Räuberleben nicht ablassen wollte, setzte mit unerhörter Keckheit den Räuberkrieg gegen die Bisthümer und mehrere Städte fort; und da keine gütlichen Einschreitungen des Kammergerichtes fruchteten, verband sich auf dessen Anordnung der Churfürst Moritz mit dem Herzoge Heinrich von Braunschweig und beide griffen den Markgrafen bei Sieversshausen auf der Lüneburger Heide in Niedersachsen am 9. Juli 1553 an. Das Treffen war nicht nur sehr blutig, indem zwei Söhne des Herzogs von Braunschweig, ein Prinz von Lüneburg, 14 Grafen und beinahe 300 Edelleute auf dem Schlachtfelde blieben, sondern auch sehr verhängnißvoll, indem der 33jährige, kinderlose Moritz von Sachsen, schwer verwundet, schon nach zwei Tagen starb, und seine vor zwei Jahren an Kaiser und Vaterland begangene Verrätherei nun unter den Schwertern seines damals mit ihm verbündeten Verräthers verbüßen mußte. — Sein Bruder August folgte ihm in dem Churfürstenthum Sachsen. Zwar meldete sich auch der abgesetzte Churfürst Johann Friedrich; er wurde aber abgewiesen, und verglich sich in einem Vertrag von Naumburg (24. Februar 1554) mit August dahin, daß ihm dieser noch die Aemter Altenburg, Sachsenburg, Herkisleben und Eisenberg abtrat. — Sieben Tage hernach starb Johann Friedrich, und hinterließ drei Söhne, an deren einem ein höheres Geschicke die Sünden seines Großonkels, seines Großvaters und Vaters auch schwer zu rächen schien. —

Troz der verlornen Schlacht konnte der Markgraf Albrecht, dieser Landesverräther und fürstliche Räuber, sich doch nicht zur Ruhe begeben, und setzte die Fehden gegen seine Mitstände fort.

Indem nun das Reichskammergericht ihn in die Acht erklärte, und durch andere Fürsten verfolgen ließ, wandte er sich (1. Dez. 1554) an den französischen Hof, den gewöhnlichen Zufluchtsort aller kirchlichen und politischen Rebellen Deutschlands, kehrte jedoch nach zwei Jahren zurück, und starb während der Vergleichsverhandlungen. (8. Januar 1557.)

Wie aber die Geschichte des Christenthums seit 1800 Jahren schon hinlänglich gezeigt hat, täglich zeigt, und ferner zeigen wird, daß die Weltkirche Christi, allein geeignet für die Glaubensfähigkeit aller Völker, auch nur allein die Einheit ihrer Lehre durch die überirdische Gnade und Fürsorge ihres Stifters, so wie durch das ihr verordnete, irdische und geistliche Oberhaupt, (centrum unitatis) erhalten könne, und auch erhalten habe, so zeigt eben jene aber auch, daß jede Ketzerei, Sectirerei und Irrlehre gleich zehn andere gebäre, indem der Mißbrauch der Freiheit, das göttliche Wort zu deuteln, der menschlichen Eitelkeit gemäß leicht von einem auf mehrere übergeht, und hierdurch die vielen Schismas erzeugt. Kaum war daher Luther mit seiner Irrlehre aufgetreten, und hatte seine Inconsequenzen an Tag gelegt, so traten wieder andere Religionsverbesserer auf, corrigirten nach ihrem Sinne das schlechte Machwerk Luthers, und setzten sich untereinander ebenso in Widerspruch, wie sie allzusammen schon gegen die Kirche im Widerspruch waren. — Indem nun auf dem, zu Passau beschlossenen Augsburger Reichstage die Mittel berathen werden sollten, durch welche dem religiösen Zwiespalt abzuhelfen sey, so war sehr zu befürchten, daß die protestantischen Teologen untereinander am heftigsten über Dogmen und Formen streiten, und den Katholiken gegenüber sehr beklagenswerthe Blößen geben würden. *) Um diesem protestan-

*) Selbst über die Augsburger Confession erklärte Heßhus, ein sehr eifriger Lutheraner: „Man könne aus derselben nicht gewiß werden, was in der Lehre vom Abendmahl eigentlich zu glauben sey; denn sie sey ja mehr als sechsmal geändert und dadurch zu einem polnischen Stiefel und weiten Mantel geworden, hinter welchem sich der liebe Gott und der Teufel gar bequem sich verbergen könnten.

tisch-schismatischen Spektakel vorzubeugen, berief der neue Churfürst August ein Convent nach Naumburg an der Saale (Mai 1554), auf welchem alle Streitigkeiten verglichen, und die Antworten berathen werden sollten, die auf dem Reichstage dem Kaiser wegen neuer, die Religion betreffende Anträge zu ertheilen seyen. Auch Melanchthon kam zum Convente, und man vereinigte sich zu mehreren Beschlüssen über Kirchenlehre, Gottesdienst und Kirchenverfassung. Die merkwürdigsten derselben waren, daß man dem Kaiser, wenn er die Wiederannahme der päpstlichen Lehre oder des Interims verlangen sollte, solches bestimmt abschlage, unter Berufung auf die Augsburger Confession, bei der man durch Gottes Gnade verbleiben wolle; und daß „statt der Bischöfe" die Landesfürsten in ihren Länderchenskirchen christliche Einigkeit erhalten, und also allen Fleiß thun sollten, daß rechte Lehre in Kirchen gepredigt werde, und daß Consistorien seyen zur Strafe der Untugend und zur Erhaltung ehelicher Zucht und Einigkeit. — Hierdurch war nun die völlige Unterwerfung der Geistlichkeit unter den Staat, und die Umgestaltung der Geistlichen in Staatsdiener ausgesprochen, und die kirchlichen Revolutionsmänner, die Gott in ihrer Verblendung ließ, um sie zu verderben, sahen nicht ein, daß sie sich selbst die schimpflichsten Fesseln anlegten, während der Katholik, der sich von seinem Fürsten in religiösen Dingen nichts befehlen läßt, diesem gegenüber in seiner kirchlichen Lehre und Form wirklich als ein freier Mann erscheint.

Der Kaiser, der in jener Zeit noch mit dem französischen Kriege beschäftigt, und über die religiösen und politischen Wirren der Deutschen voll Mißmuth war, ertheilte seinem Bruder Ferdinand die uneingeschränkte Vollmacht, mit den Protestanten zu unterhandlen. Dieser verfügte sich nun am 29. Dez. 1554 nach Augsburg, um den Reichstag zu eröffnen, traf aber keine

---

Man müsse erst durch eine Synode ausmachen lassen, wie die Confession zu verstehen sey, und inzwischen an die Schmalkaldischen Artikel sich halten, da in denselben Luthers Lehre von ihm selbst niedergelegt worden sey.

Reichsstände an, und mußte erst durch dringende Schreiben und Botschaften sie an ihre Pflicht erinnern. „Er selbst habe mit großem Nachtheile und großer Beschwerlichkeit sein Land verlassen, und sey hieher gekommen, mit ihnen zu rathschlagen und dem betrübten Deutschland zum Besten heilsame und nothwendige Entschlüsse zu fassen. Sie sollten also selbst entscheiden, weil die Wichtigkeit des Gegenstandes durchaus ihre persönliche Gegenwart fordere.“ Obgleich nur die wenigsten Fürsten sich einfanden, so sendeten doch die meisten eigene Abgeordnete, worauf Ferdinand am 5. Febr. 1555 den Reichstag eröffnete. Da man zur Ueberzeugung gelangt war, daß der Religionsstreit weder durch Religionsgespräche noch durch ein Concil beigelegt werden könne, so dachte man nicht mehr an die Beseitigung der religiösen, sondern nur der bürgerlichen Anarchie, und suchte durch eine gesetzliche Ordnung wenigstens einen erträglichen bürgerlichen Zustand in dem religiös zerrissenen Reiche herbeizuführen. Nach acht Monaten kam endlich ein Religionsfriede zu Stande (26. Sept. 1555), der auch im Falle einer etwa erfolgenden kirchlichen Ausgleichung in Kraft bleiben sollte. „Vermög desselben sollten die Katholiken und Lutheraner freie Religionsübung haben, da aber der Fürst jedes Landes hierüber meistens allein entschied, so wurde den Unterthanen zugestanden, im Falle der Beengung ihres Gewissens mit ihrem Vermögen auswandern zu dürfen. Die von den Protestanten eingezogenen katholischen Kirchengüter sollten in diesem Frieden mitbegriffen seyn. Die geistliche Gerichtsbarkeit der Bischöfe über die Protestanten sollte bis zum künftigen Vergleich des Religionswesens suspendirt bleiben. In den Reichsstädten, wo beide Religionen bisher in Uebung gewesen, sollten sie auch hinfort ungeschmälert neben einander bestehen. Auch die unmittelbare Ritterschaft sollte, gleich den Reichsständen in diesen Frieden eingeschossen seyn. Die größte Schwierigkeit erregte der s. g. geistliche Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum), wonach die geistlichen Reichsstände, wenn sie zum Protestantismus übergingen, ihre bisherige Würde verlieren und auf Grund einer neuen Wahl durch katholische ersetzt werden sollten; worüber das Beispiel des Albrecht von

Brandenburg, Hermann von Köln und anderer Biſchöfe jedermann vor Augen lag.“ Trotz alles Widerſpruches ſetzte Ferdinand dieſe Clauſel durch, mußte aber zugleich die Proteſtation der Gegenpartei in den Frieden einrücken laſſen. Dieſelbe Auskunft wurde auch bei der zweiten Hauptſchwierigkeit getroffen. Die Proteſtanten nämlich, die ſich bei allen früheren Religions-Verhandlungen im Geiſte ihrer Toleranz ſtets geweigert hatten, ihren Unterthanen die Ausübung der katholiſchen Religion zu geſtatten, gingen in ihrer Unbeſcheidenheit und Anmaßung noch weiter, und forderten von den katholiſchen Ständen, daß dieſe in ihren Länder die freie Ausübung des proteſtantiſchen Cultus erlauben ſollten. Ferdinand beſeitigte dieſen Streit durch einen Nebenabſchied, worin er erklärte: „die mittelbaren Stände und Gemeinheiten unter geiſtlicher Herrſchaft, die ſeit langer Zeit der lutheriſchen Religion zugethan geweſen, ſie auch noch gegenwärtig ausübten, ſollten bei dieſem Glauben ungekränkt gelaſſen werden.“ So beſtunden denn ſchon zwei Proteſtationen über wichtige Gegenſtände in dem Friedenstractate, worin der Keim zu den folgenden blutigen Kriegen ſich verbarg.

Zugleich wurde zur Handhabung des Landfriedens eine neue Reichs-Executions-Ordnung aufgeſtellt, und wegen des Perſonals bei dem Kammergericht verordnet, daß daſſelbe künftig aus Katholiken und Proteſtanten zuſammengeſetzt werden ſolle.

Carls Abdankung und Tod.

Durch den Religionsfrieden von Augsburg hatte nun die kirchliche Revolution nicht nur eine legitime Anerkennung ſondern auch einen feſten politiſchen Beſtand erhalten; die religiöſe und politiſche Trennung war entſchieden eingetreten und die Revolutionsmänner jubelten, und glaubten, ihr Werk ſey nach den Worten Gamaliels von Gott, weil es im Zeitenlauf beſtund, nicht bedenkend, daß auch der Irrthum in demſelben beſtehe, und daß der große Weltregierer von ſich ſelbſt ſagt: „Ich mache das

Licht und ſchaffe die Finſterniß; ich gebe den Frieden und ſchaffe das Uebel. Ich bin der Herr, der ſolches thut." (Jeſaias 45—47.) Darum gleichen denn auch die Revolutionen im Gebiete der Religion und der Politik den anſteckenden Krankheiten in dem Gebiete der Körperwelt, und wie in dieſem läßt auch in jenem der Herr des Himmels ihre Entſtehung und Verbreitung nach ſeinen unerforſchlichen Rathſchlüſſen zu, oder führt ſie ſogar als Strafe herbei. Der in Deutſchland entſtandene und dort ausgebrütete religiös-politiſche Typhus wirkte nun auf die Geiſter, wie einſt der ſchwarze Tod auf die Körper, verbreitete ſich eben ſo ſchnell in der Schweiz, Preußen, Polen, Liefland, Kurland, England, Frankreich und den Niederlanden, und zeigte in ſeinem Grundweſen ſich immer gleich, bloß in ſeinen Formen, ſeiner Ausbildung und ſeinem Krankheitsverlauf nach der größeren oder geringeren Empfänglichkeit der Fürſten und Völker einige Verſchiedenheit. — Die Regierung Carl's fiel alſo in eine der merkwürdigſten und unglücklichſten Epochen der Menſchengeſchichte. Denn in jener lernte Carl die kirchlichen Revolutionsmänner von Angeſicht zu Angeſicht, und die Folgen ihres Treibens in dem blutigen Bauernkriege und in den Abſcheulichkeiten des zu Münſter errichteten Thrones kennen. Ebenſo erkannte er die Unweisheit des Churfürſten Friedrich von Sachſen, der als Anhänger der Kirche doch die Verräther derſelben hegte und ſchützte; die Beſtändigkeit ſeines Bruders Johann, der nach lutheriſcher Weiſe ſie hinter dem Pokal und der Schüſſel zeigte *), und den Hochmuth deſſen Sohnes Johann Friedrich, der ihm ſelbſt den Titel „Kaiſer" verſagte, als Folge alles Dieſes aber auch die himmliſche Rache, die jenen Stamm ſehr ſchnell erreichte. Auch ſah Carl den doppelbeweibten Philipp, dem wahrlich ſtatt des Beinamens der „Großmüthige" ein anderer gebührt, als Hochverräther knieend vor ſeinen Füßen liegen; der Undank und der hinterliſtige Verrath des Churfürſten Moritz aber, ſo wie die täglich ſich vermehrende Irreligiöſität, Unſittlichkeit und Falſchheit des deutſchen Volkes ſchlugen ſeinem Herzen tiefe Wunden,

*) Siehe Luther's Werke XVI. B. Seite 820.

und er fühlte, daß zur Beseitigung solcher Uebel menschliche Kräfte nicht ausreichen. Während nun Carl von seinem hohen Standpunkte die Weltverhältnisse überschaute, und die Krankheit der Zeit in ihrer ganzen Bösartigkeit und übeln Folgen erkannte, hatte er zwar einen großen Theil seines Lebens zur Beseitigung derselben verwendet; doch fühlte er zuletzt, daß ihm eine weit schwierigere Aufgabe, wie Carl dem Großen, geworden, indem viel leichter Heiden zum Christenthume bekehrt, als verirrte und abgefallene Christen zur wahren Kirche wieder zurückgeführt werden, und daß gerade diese Verblendung und den daraus entstandenen Abfall von der wahren Kirche die Gottheit zum Mittel gemacht habe, ihre Weltkirche in deren äußerem Wesen zu reinigen, die Fürsten und Völker wegen ihrer Irreligiösität und Unsittlichkeit derb zu züchtigen und der ganzen Menschheit das belehrendste Beispiel darzulegen, wohin die Trennung von der Kirche Christi führe und welch' schreckliche Folgen sie nach sich ziehe. — Indem nun alle seine Bestrebungen zur Herstellung kirchlicher Einheit ohne Erfolg, seine letzten Feldzüge gegen Frankreich durch dessen Verbindung mit den Türken und den deutschen Protestanten nicht nur ohne Resultat blieben, sondern die Franzosen selbst unter dem Vorgeben, für Deutschlands politische und religiöse Freiheit zu kämpfen, immermehr in dem verblendeten, unglücklichen Lande sich einbürgerten, überdieß auch seine zerrüttete Gesundheit den Ueberdruß an weltlichen Geschäften steigerte, so gedachte er der Worte eines seiner tapferen Kriegsobersten *) und entschloß sich, alle seine Kronen niederzulegen, in einer klösterlichen Einsamkeit nur für sich zu leben und für die Ewigkeit sich vorzubereiten. —

Im Herbste 1555 berief er seinen Sohn Philipp, der vor Kurzem erst mit der englischen Königin Maria vermählt war,

*) Einer der tapfersten Kriegsobersten forderte von dem Kaiser seinen Abschied, und als dieser, darüber erstaunt, um die Ursache seines Begehrens fragte, sagte jener: „Zwischen den öffentlichen Geschäften und dem Todestage muß der Mensch einige Zeit für sich haben."

nach Brüſſel, und vollzog am 25. October die feierliche Uebergabe der Niederlande an denſelben. Auf dieſer Grenzſcheide ſeines früheren kaiſerlichen, und nun von ihm ſelbſt gewählten mönchiſchen Lebens, waren denn auch ſeine Worte ganz geeignet, die zahlreiche Verſammlung tief zu erſchüttern und bis zu Thränen zu rühren. Er betheuerte, „wie er ſeit ſeinem ſiebenzehnten Jahre alle Gedanken allein auf die ruhmvolle Regierung ſeiner Reiche gewendet, wie er überall mit eigenen Augen zu ſehen geſucht habe, und wie daher ſeine Regierung eine ſtete Pilgerſchaft geweſen ſey. Neunmal habe er Deutſchland, ſechsmal Spanien, viermal Frankreich, ſiebenmal Italien und zehnmal die Niederlande beſucht; zweimal ſey er in England und eben ſo oft in Afrika geweſen und habe eilf Seereiſen gemacht. Jetzt ermahne ihn ſein hinfälliger Leib, ſich aus dem Gewühl der irdiſchen Geſchäfte zu entfernen und ihre Laſt auf jüngere Schultern zu legen. Habe er während ſeiner vielen Anſtrengungen etwas Wichtiges verſäumt oder nicht recht gemacht, ſo bitte er Alle, die dadurch gekränkt worden, um Verzeihung. Er ſelber werde ſeiner treuen Niederländer bis an ſein Ende in Liebe gedenken und Gott für ihre Wohlfahrt anflehen.“ Hierauf ermahnte er ſeinen vor ihm knieenden Sohn mit den dringendſten Worten zu einer gerechten und ruhmwürdigen Regierung, und ſank erſchöpft in den Seſſel zurück.

Eben ſo feierlich trat er im folgenden Jahre Spanien und Neapel an ſeinen Sohn und die Regierung Deutſchlands an ſeinen Bruder Ferdinand ab, ging hierauf nach Spanien und bezog eine kleine Wohnung bei dem Hieronymitaner-Kloſter in Eſtremadura, die er für ſich hatte bauen laſſen. Gleich einem Mönche entſagte er nun allen Freuden des Lebens, bereitete ſich durch Andachtsübungen und Ertödtung alles Sinnlichen zu einem beſſern Leben vor, und beſchäftigte ſich in müßigen Stunden mit Handarbeiten und beſonders mit Verfertigung künſtlicher Uhren. — In dieſer Weiſe lebte er noch zwei Jahre, und machte ſich, wie ſein Großvater Maximilian I., der auf allen ſeinen Reiſen ſeinen Sarg mit ſich nahm, mit dem Tode ganz vertraut. — Als er nun ſeine nahe Auflöſung fühlte, mußten ihn die Mönche in einem offenen Sarge in die Kirche tragen und das gewöhn-

liche Todten-Officium für ihn beten, worauf er auch nach wenigen Tagen im 59sten Jahre seines Alters wirklich verschied (21. Sept. 1558).

Carl V. war ein schöner, wohlgebauter, kräftiger Mann von ernsthaftem, majestätischen Ansehen. In ihm lag eine Mischung von niederländischer und spanischer Natur. Er redete wenig, lachte selten, und hegte nie über den Ruhm seiner Feldherren und Staatsmänner eine kleinliche Eifersucht, wie er es denn auch gern ertrug, wenn man ihn mit Freimüthigkeit auf seine begangenen Fehler aufmerksam machte. Bei ihm war keine Spur von Leidenschaft, Hochmuth und Grausamkeit, und weder das Glück noch das Unglück konnte in seinem Gemüthe eine Veränderung hervorbringen, weßhalb auch nie ein aus den Schranken tretendes Wort oder eine ähnliche That an ihm bemerkt wurde. *) — Sein häusliches Leben war voll der herrlichsten Beispiele von Enthaltsamkeit, Mäßigkeit und Nüchternheit, und nur in seinem Hause fand sich jene christliche Zucht, die in den Häusern anderer deutschen Fürsten immermehr verschwand. Kein Lasterhafter konnte sich in seinen Umgang einschleichen, und freundlich gegen Jedermann, wählte er doch nur Jene zu Freunden, die durch Tugenden sich auszeichneten. — So schildert Melanchthon, der Protestant, den Geist und Charakter des katholischen Kaisers, und erklärt dabei, daß er, so oft er ihn gesehen, stets in ihm einen jener Helden und Halbgötter erblickt habe, die vor Zeiten unter den Menschen gewandelt haben sollen.

Die Jesuiten.

Unterliegt es nun keinem Zweifel, daß der gute, rechtgläubige und gottesfürchtige Mensch selten etwas wahrhaft Böses, der böse, irrgläubige und gottlose aber noch seltener etwas Gutes thut, so dürfte bei Vergleichung der Charactere und Lebensweise der in jener Epoche handelnden Personen sich sehr leicht

*) Ueber Carls rechtlichen Sinn siehe A. Menzels Reformationsgeschichte 4. Bd. pag. 343.

herausstellen, auf welcher Seite die Christlich- und auf welcher die Unchristlichgesinnten sich befanden. Vergleicht man demnach Carl V. mit den vier sächsischen Churfürsten: Friedrich, Johann, Johann Friedrich und Moritz, so wie mit dem Landgrafen Philipp; dann den deutschen Hadrian, diesen wahren Stellvertreter Christi, mit Luther, dem sogenannten deutschen Bierpapste; vergleicht man ferner Melanchthon, diesen gelehrten Schwachkopf, Ulrich von Hutten, dieses cynische Schwein; ferner Carlstadt, Münzer, Bucer, Oecolampadius, Hermann von Köln, Albrecht von Brandenburg, Calvin, Zwingli, Bockelson ꝛc. mit Erasmus, Reuchlin, Staupitz, Cochläus, Elia, Wicelius, Pirckhenner, Eck, Emser ꝛc., so dürfte, obgleich selbst unter den Letzteren Manche eine Zeit lang von dem Irrthum, später aber von ihrem christlichen Geiste geleitet, der Wahrheit wieder huldigten, doch jeder Unbefangene leicht erkennen, auf welcher Seite der gute Geist der Religion, Tugend und wahren Erkenntniß, und auf welcher der böse des Hochmuths und des Eigensinns, der Rechthaberei und der fleischlichen Lüste, des Kirchenraubs und revolutionären Freiheitsschwindels, seinen mächtigen Einfluß geäußert und im Sectenwesen den Menschen Sinn und Urtheilskraft geraubt habe. — Ist demnach nicht zu läugnen, daß damals noch viele, durch Kopf und Herz ausgezeichnete Anhänger der Kirche Christi in Deutschland sich vorfanden, so war aber bei ihm doch die Periode jener falschen Aufklärung eingetreten, in der die Mehrheit der Nation nicht die Wahrheit, sondern nur die Durchsetzung ihrer Meinungen und Absichten im Auge hatte, in der die größten moralischen Stürze, die auffallendsten, intellectuellen Scandale im Schooße des Clerus vorkamen, in der die Geister der Babelbauer auferstanden zu seyn schienen, um ihren Spuck zu treiben und die teuflischsten und abgeschmacktesten Lehren, wie Luther selbst gestand, die tollsten Anhänger dort fanden, während ein unzeitiges Nachsehen oder gar eine noch sträflichere Lethargie der geistlichen und weltlichen Regierungen dem Uebel den mächtigsten Vorschub leisteten. Unter diesen Verhältnissen ließ der göttliche Stifter und ewige Wahrer seiner Weltkirche die kirchlichen und politischen Revolutionen als Strafgerichte hereinbrechen, und zeigte durch sie, wie früher bei

den Arianern, Donatiſten und Griechen, auch nun bei den Deutſchen, wohin die Abfälle von ſeiner Kirche führen, und wie derb nicht bloß die Ketzereien, ſondern auch das gleichgültige Zuſehen indolenter Katholiken beſtraft werde. Während nun das Menſchliche im Papſt-, Prieſter- und Mönchthume einer Reform wirklich bedurfte, ließ Chriſtus jene bloß aus den Kämpfen der Zeiten hervorgehen, wahrte aber, wie immer, das Göttliche in ſeiner von ihm geſtifteten Welt-Kirche. Da alſo manches zeitliche Alte in dem zeitlichen Neuen verſchwunden war, ſo konnte jedoch das ewige Alte, dieſe ewige Quelle der Verjüngung, nach Chriſti Verheißung nicht vergehen, und die Kirche griff nach ihrem großen Heilmittel, berief ein Concil, das unter dem Beiſtande des heil. Geiſtes den alten Glauben auffriſchen und die Kirchendisciplin wieder herſtellen ſollte, und erweckte zugleich, unerſchöpflich in ihren geiſtlichen Mitteln, neue Orden, um den Bedürfniſſen der Zeiten zu entſprechen, und die kirchlichen Revolutionen zu bekämpfen. Hochbegeiſterte und tiefblickende Männer, wie Ignatius von Loyola, Peter Le Fevre aus Savoyen, Franz Xaver aus Navarra, Jacob Lainez, Alfons Salmeron, Nic. Bobadilla aus Spanien, und Rodriguez aus Portugal, traten durch Gottes Fügung zuſammen und bildeten die Geſellſchaft Jeſu, die ſchon im Jahre 1540 vom Papſte Paul III. beſtätigt wurde. Nach dem Talente und der Ausbildung ſeiner Mitglieder war der Orden in drei Claſſen getheilt; nur die Profeſſen legten nebſt den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden (Armuth, Keuſchheit, Gehorſam) noch das vierte eines unbedingten Gehorſams gegen den Papſt, in Betreff der Miſſionen ab, indem ſie ſogar ohne Unterhaltsmittel, und bloß auf Gott und die Milde des Nächſten vertrauend, ſich zu denſelben verpflichteten. In ſeinem ganzen Weſen zeigte dieſer neue Orden das vollkommenſte Muſter einer wohlgegliederten Monarchie, die weiſeſten Grundzüge einer vollendeten Geſetzgebung. Ganz im Gegenſatze mit dem zerſplitterten, unbeſtändigen, bloß negirenden Proteſtantismus war alſo das Streben der Jeſuiten nur auf die Einheit, auf das Unwandelbare und Poſitive im Glauben gerichtet; ſie unterdrückten daher Alles, was mit der Kirchenlehre nicht

übereinstimmte, und zeigten, da sie das Heil der Kirche und Throne nicht in einer feigen Defensive, sondern in einer muthigen Offensive erblickten, sich im Kampfe mit den zerstörungslustigen Revolutionsmännern wie wahre conservative Contrerevolutionäre, indem sie die unumschränkte Gewalt vollständig in der geistlichen und selbst ein wenig in der bürgerlichen Ordnung aufrecht zu erhalten strebten. Hatten daher jene zur Zerstörung aller kirchlichen Einheit der Autorität des Papstes sich entzogen, so schlossen sich diese demselben um so unterwürfiger an. Hatten Jene die Freiheit in die verderblichste Willkühr und Anarchie verwandelt, so huldigten diese hingegen dem unbedingtesten Gehorsam und strengsten monarchischen Principe. Hatten Jene im Sturme der Leidenschaften meistens ohne Besonnenheit und Consequenz gehandelt, und nie eine feste Verfassungsform zu Stande gebracht, so haben aber diese bei der größten religiösen Begeisterung auch die feinste und umsichtigste Berechnung des Verstandes und somit das harmonische Zusammenwirken zweier meistens entgegengesetzter Elemente bewiesen. So war denn der Jesuiten-Orden ein Werk, das von Gott kam, und bei welchem der heil. Ignatius durch die reinste und edelste Begeisterung, Lainez aber durch seinen außerordentlichen Verstand, und durch seinen, für die Gesetzgebung der größten Reiche gewachsenen Geist als die geeignetsten Werkzeuge dienten. Denn Jener besaß die Glaubensgluth, dieser aber die Wissenschaft des Glaubens, und so gab Jener dem Orden das innere Lebensprincip, dieser aber ihm die passendsten Formen. Mit ihrer hohen Weltbestimmung vertraut, kannten daher die Jesuiten kein anderes Vaterland als die Kirche, kein anderes Ziel, als deren Vertheidigung, und folgten willig dem Rufe, gleichviel ob nach Ost- oder Westindien, in die Hörsäle oder in die Wüsten, zum Beichtstuhl, auf die Kanzel oder zum Schaffot. Durch den Geist ihrer Einsetzung zu einer eisernen Zucht und unbeschränktem Gehorsam verpflichtet, durch Natur und Gewohnheit an den festesten Glauben und an die engsten Observanzen geknüpft, bildete das Schicksal der Kirche stets den schmerzlich glühenden Mittelpunkt ihrer Gedanken, das oft freudig, oft betrübt bewegte Herz ihres Lebens. Geboren und gebildet, um Herzen zu erobern, traten

ſie mit Feuereifer, Beharrlichkeit und Feinheit allenthalben zum Kampf gegen das Heidenthum und Unchriſtenthum, gegen die wilde und gelehrte Barbarei auf, fühlten dabei die Gnade des Herrn, begannen demnach mit Wundern, und verbreiteten ſich ſehr ſchnell über die ganze Erde, wobei ſie allerwärts Heilige, Gelehrte, Helden und Märtyrer in Menge aufzuweiſen hatten. — So trat denn aus der Aſche des abgelebten und mitunter ſehr verdorbnen Mönchthums als Phönix das neue hervor, und was Carl V. durch ſein Genie und ſeine Macht nicht vermochte, erlangten ſchnell die im Geiſte Chriſti handelnden Jeſuiten, dieſe wahrhaft berufenen, durch das bloße Wort und gute Beiſpiel die Völker bekehrenden Diener des Herrn. — Eine große Reinheit der Sitten, Aufklärung des Verſtandes, Gelehrſamkeit ohne Anmaßung, Fleiß ohne Belohnung, Gehorſam ohne Vernünftelei aber nicht ohne Vernunft, Liebe zur Arbeit, Begierde zu Leiden und großer Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen, das waren die Eigenſchaften, welche der heilige Ignatius ſeinen Schülern empfohlen hatte, und man muß geſtehen, die Geſellſchaft hat niemals Mangel an ſolchen Mitgliedern gehabt, welche die großen Ideen ihres erhabenen Stifters erfüllten. — Während alſo in jenen unſeligen Zeiten ſolche menſchliche Auswürflinge, wie Luther, Münzer, Bucer, Bockelſon ꝛc., wie Heinrich VIII., Eliſabeth, Cromwel, Cramer, Knox, Calvin ꝛc. allenthalben ihr kirchliches Zerſtörungsweſen trieben, und auf dem Wege der Gewalt durch deutſche Miethlinge oder auf jenem des Juſtizmordes ihre häretiſchen Tempel füllten, traten dagegen die Jeſuiten, dieſe heiligen, geiſtreichen und wahrhaft apoſtoliſchen Männer als die mächtigſten Stützen des vielfach untergrabenen und wankenden Kirchengebäudes auf, und erhielten durch ihre Worte und Thaten nicht nur in Europa zwei Drittheile ſeiner Bewohner im wahren Glauben, ſondern erwarben ihm ſelbſt jenſeits der Meere weit mehr Anhänger, als er dieſſeits verloren hatte. Im Geiſte des Herrn, und bloß mit dem Kreuze bewaffnet, lockten ſie die zerſtreuten, herumirrenden Wilden aus den Moräſten und Urwäldern Amerika's heraus, entriſſen ſie ihrer angebornen Wildheit und ihrem kanibaliſchen Leben, und machten aus ihnen ſittlich-fromme

Menſchen, indem ſie ihren Verſtand durch die beſeligenden Wahrheiten der Religion erleuchteten, und in ihren Herzen die ſanfteren menſchlichen Gefühle erweckten. Zugleich gaben ſie ihnen bürgerliche Verfaſſungen, die weit über das hinausgehen, was Plato und Morus in dieſer Beziehung wünſchten oder träumten, und ſeit Pythagoras findet ſich in der Geſchichte kein Inſtitut, das zugleich wilden und halb oder ſehr verfeinerten Völkern mit ſo großem Erfolge Geſetze gegeben hat. Ohne aufzuhören, Mönche zu ſeyn, hatten ſie, was im gemeinen Leben für Jeden nachahmungswerth war, und wurden hierdurch Allen Alles. Sie beſaßen in ihrer Geſellſchaft Gelehrte vom erſten Range, und hatten eine Lehrmethode, von der Baco (de augmentis scientiarum) ſagt: „Man nehme die Schulen der Jeſuiten zum Muſter; denn alle neu eingeführten kommen nicht jenen gleich.“ *) — Sie lehrten und befolgten Grundſätze, welche den Menſchen gegen jedes Laſter ſchützen, und zu Allem, was edel iſt, auf das kräftigſte anſpornen, wovon Franz Xaver, einer der erſten Stifter, als das mächtigſte Beiſpiel erſcheint. Denn ſelbſt viele Proteſtanten, wie Tavernier, Hacklvit ꝛc., nennen ihn mit Recht den heil. Paulus, den wahrhaften Apoſtel Indiens, erwähnen die herrlichen Tugenden und wunderbaren Werke des heiligen Mannes, und Baldäus, der Proteſtant, ſagt von ihm in ſeiner Geſchichte Indiens: „Wäre Xavers Glauben mit dem unſerigen übereinſtimmend, ſo müßten wir ihn als den heil. Paulus verehren; doch muß, trotz dieſer Religionsverſchiedenheit, ſein thatenreiches Leben, ſein Eifer und die Heiligkeit ſeiner Sitten, jeden wohldenkenden Menſchen anfeuern, das Werk, das Gott ihm hienieden aufgetragen, nicht nachläßig zu verrichten: denn über alle Beſchreibung erhaben ſind die herrlichen Gaben, welche Xaver, als Geſandter Jeſu Chriſti empfangen hatte, um die hohe Beſtimmung, die ihm wurde, zu erfüllen. Wenn ich die Geduld und Sanftmuth betrachte, mit der er Großen und Kleinen das heilige, lebendige Weſen des Evangeliums ſpendete, den Muth, mit dem er alle Mißhandlungen

*) In gleichem Sinne ſprachen ſich Descartes, Chateaubriand, Napoleon, Friedrich II. und ſelbſt Voltaire aus.

und Schmach erduldete, so kann ich mich nicht enthalten, mit dem Apostel auszurufen: „Wer ist, wie er, so außerordentlicher Dinge fähig? Wollte Gott, daß, wie du warst, du einer der Unserigen wärst oder gewesen wärst.“ *) Dieses waren also die außerordentlichen und heiligen Männer, denen der ewige, heilige, seine Kirche schützende Gott die „wahre Reformation“ derselben anvertraute, und ihm würde wahrlich das Prädikat „Heilig“ nicht gebühren, wenn er jenes erhabene Werk den Elenden und Verworfenen, die der Mißbrauch der Sprache „Reformatoren“ nennt, zugetheilt hätte.

Diente demnach der Orden der Jesuiten als wahres Bollwerk gegen die kirchliche Revolution jener Zeit, so entstanden außer demselben noch andere Orden, die durch ihre liebreiche Thätigkeit ein schönes Zeugniß von der im Katholizismus stets lebendigen und regenerirenden Kraft ablegten. So trat denn der Capuzinerorden als Bettelorden auf (1528) und erhielt sehr schnell eine solche kirchliche Bedeutung und Volksthümlichkeit, daß selbst der Herzog von Modena Alphons von Este und der berühmte Staatsmann Herzog Heinrich von Joyeuse u. m. A. in denselben eintraten. Auch die Theatiner, welche vorzüglich die Besserung des Clerus im Auge hatten, die Barnabiten, und Samosker, die mit dem Unterrichte des Volkes und der Erziehung armer Waisenkinder sich beschäftigten, traten in den Jahren 1524, 1532 und 1540 ins Leben. Ihnen folg-

*) Hiezu sagt Lavater: „Die Katholiken haben Heilige, wir aber haben keine, wenigstens keine wie die Katholiken.“ Und Thersteegen spricht unverholen aus: „Wie nöthig wäre doch auch den Protestanten das Salz solcher heiligen Seelen, damit nicht Alles verfaulen möchte.“ — Ist aber bei Menschen, denen die höhere Gnade und das höhere Licht und besonders die Demuth fehlt, eine Heiligkeit möglich? Denn wie aus Hochmuth Ludwig XIV. einst erklärte: „der Staat bin ich“, so trieb der nämliche böse Geist auch Luthern zur Erklärung hin: „die Kirche bin ich“, und bewies gerade hierdurch, daß er noch nicht ein wahrer Christ, viel weniger ein Heiliger gewesen. Siehe pag. 75.

ten in ſpäteren Jahren noch andere neue Orden nach. — Wie alſo zu allen Zeiten die Mönche, als reguläre Miliz der Kirche, auch im Allgemeinen den Kern ihrer Geiſtlichkeit bilden, ſo traten jetzt an die Stelle der durch eingedrungenen weltlichen Sinn lau gewordenen Orden neue ein, und zeigten wieder jene jugendliche, geiſtige und höhere Kraft, die der Kirche entgangen zu ſeyn ſchien, ihr jedoch nach der Verheißung Chriſti nie entgehen kann.

Ferdinand I. — das Concil zu Trient.

Durch die Reſignation Carls V. war der kaiſerliche Thron erledigt, und ſo beſtieg ihn nun (14. März 1558) ſein ſchon früher zum König erwählter Bruder, nachdem er die Wahlcapitulation mit den neu eingeſchalteten Punkten wegen des Religionsfriedens und der Achtsproceſſe, bei denen nach der Kammergerichts-Ordnung von 1555 verfahren werden ſollte, beſchworen hatte.

Ferdinand I. war ein ſehr guter, ſanfter, den Frieden und die Gerechtigkeit liebender Fürſt, der in der Schule der Erfahrung vielfach gebildet, ſtets eine ruhige Beſonnenheit zeigte, ſein einmal gegebenes Wort unverbrüchlich hielt, und überdieß ſo arbeitſam und thätig war, daß ſein Vicekanzler Waldersdorf von ihm ſchrieb: „dem Herkules würde man eher die Keule aus den Händen winden, als dem Kaiſer die Geſchäfte.“ Gleich ſeinen Ahnen hing aber auch er mit ganzer Seele dem katholiſchen Glauben an, ermahnte daher immerfort ſeine Söhne, mit Feſtigkeit an jener Quelle alles Heils zu verharren, und gab ſich alle Mühe, ſeine katholiſchen Unterthanen in ihrer Religion treu zu erhalten, ſeine proteſtantiſchen aber durch Güte wieder zu ihr zurückzuführen, weßhalb er, um die durch die Kirche ausgeſprochenen Religionswahrheiten für Jeden faßlich zu machen, ſchon in früheren Jahren durch den Jeſuiten Petrus Caniſius die „Summa der chriſtlichen Lehre“ klar und deutlich für das Volk abfaſſen ließ.

So eröffnete denn der Kaiser am 3. März 1559 nochmals einen Reichstag zu Augsburg, um mit den Ständen die Beilegung der Religionsstreitigkeiten zu bewirken, und gab selbst den zwei päpstlichen Nuncien, die im Auftrage des Papstes nach Naumburg zu dem dort versammelten protestantischen Convente reisten, eine eigene Gesandtschaft mit, um die Fürsten zur Anerkennung und Beschickung des Conciliums zu Trient zu bestimmen. Doch vergeblich war alles Streben des Kaisers, und es schien, als ob die Gottheit den Abfall von ihrer allgemeinen Weltkirche auf einem anderen Wege, als jenem, auf dem sie das Heidenthum beseitigt hatte, theils heilen, theils bestrafen wolle. War es demnach die Wahrheit des Christenthums, die einst dem Trug des Heidenthums feindlich entgegen trat und ihn bekämpfte, so sollte nun der Irrthum gegen den Irrthum in die Schranken treten, und die von der Kirche Abgefallenen sollten schnell und vielfach wieder unter sich selbst sich trennen, um als ein unter einander sich bekämpfendes religiöses Babel gerade hierdurch den triftigsten Beweis für die Aechtheit, Reinheit und Unveränderlichkeit der wahren Christuskirche für alle Zeiten darzulegen. Darum traten nun nicht bloß die Lutheraner gegen die Reformirten sehr feindlich auf, sondern unter den Lutheranern selbst entstanden wieder zwei Parteien, deren eine streng bei der Lehre Luthers verblieb, die andere aber mehr dem Melanchthon anhing, der in seinen letzten Lebensjahren († 19. April 1560) in manchen Punkten, besonders in der Abendmahlslehre auf die Seite der Reformirten sich neigte.

Während auf diese Weise das Schisma die Schisma's gebar, zeigte aber das zu Trient versammelte Concil seinen ächt katholischen, durch den heil. Geist wahrhaft erleuchteten Sinn, indem es nicht nur die alte wahre katholische Lehre in allen Theilen aufs deutlichste, klarste und faßlichste darlegte, sondern auch, was das schwierigste war, eine wahre Reformation in der Disciplin der Kirche durch seine Decrete hervorrief. — Indem wir nun in unserer geschichtlichen Darstellung der Verhandlungen des Trienter Concils bei dessen dritter Sitzung stehen blieben (siehe pag. 202), um den gleichzeitigen Tod des unglück-

lichen, verblendeten Luthers zu berichten, dem Gott nicht einmal die Gnade verlieh, seine Irrthümer durch heilige Männer, deren Schuhriemen aufzulösen er nicht würdig war, verworfen, und hierdurch zur Bekehrung sich angetrieben zu sehen, so kehren wir nun auf die ferneren Sitzungen jenes Concils zurück, um das ganze Resultat derselben unseren Lesern vollständig darzulegen und ihnen zugleich zu zeigen, wie die Gottheit die kirchliche Revolution, dieses zerstörende Feuer, zur Strafe der entarteten Menschheit zwar zuließ, sie aber wieder zum Besten der Kirche durch das Trienter Concil in das wohlthätigste Licht verwandelte.

In der IV. Sitzung (8. April 1546) schritten denn die versammelten Väter an das hochwichtige Werk, und mit Rücksicht auf die willkührlichen Annahmen der Protestanten in Ansehung der Bestandtheile der heil. Schriften, erfolgte sogleich das Decret über die kanonischen Schriften, deren Namen und Anzahl, mit der Bestimmung, daß die alte, seit so vielen Jahrhunderten im Gebrauch gewesene Ausgabe derselben (Vulgata) als authentisch zu betrachten, ihre Auslegung nur allein durch die Kirche zu machen, und jeder ohne Erlaubniß der höheren Geistlichkeit gemachte Nachdruck mit oder ohne Noten, mit oder ohne den Namen der Verfasser, zu unterdrücken, und die Schuldigen zu bestrafen seyen.

In der V. Sitzung (17. Juni) wurden die einzelnen Sätze in der Lehre von der Erbsünde behandelt, doch beigefügt, daß die heil. Jungfrau Maria darunter nicht begriffen sey, und hierüber die Verordnungen Sixtus IV. in Kraft bleiben sollten; zugleich wurden jene, welche die Kindertaufe verwerfen, von der Kirche ausgeschlossen. — Das Reformationsdecret handelt von der Bildung des Clerus, und schärft den Bischöfen, Professoren und Pfarrern ihre Pflichten auf's ernstlichste ein.

In der VI. Sitzung (13. Jan. 1547) folgte eine vortreffliche Abhandlung von der Rechtfertigung, ein wahres Muster kirchlicher Lehrentwickelung und die gediegenste in 32 Canonen ausgedrückte Widerlegung aller von Luther und Consorten über diesen Gegenstand ausgesprochenen Ketzereien und Irrthümer. Das Reformations-Decret befiehlt die Anwesenheit der hohen

und niederen Geiſtlichkeit in ihren Diözeſen und Orten ihre Amtspflichten, beſtimmt zugleich deren Ueberwachung, und die Art ihrer Beſtrafung im Falle des Ungehorſams.

In der VII. Sitzung (3. März) ging man conſequenter Weiſe zur Lehre von den Sacramenten im Allgemeinen über, erklärte jeden, der mehr oder weniger Sacramente als die Taufe, Firmung, Abendmahl, Buße, letzte Oelung, Prieſterweihe und Ehe, und ſolche nicht von Chriſto eingeſetzt, annehme, von der Kirche ausgeſchloſſen und nahm dann die Taufe und Firmung insbeſondere vor, über welche beide Sacramente die näheren Beſtimmungen in 17 Canonen ausgeſprochen wurden. Das Reformations-Decret enthält die Verordnungen über die Tauglichkeit der zu Biſchöfen zu wählenden Perſonen, über ihre Beſchränkung auf einen biſchöflichen Sitz; über die Anſtellung, Leitung, Ueberwachung und Beſtrafung des niederen Clerus.

Leider ſtörte jetzt eine Meinungsverſchiedenheit des Kaiſers und Papſtes den weiteren glücklichen Fortgang. Es fürchtete nämlich der Papſt, Carl V. möchte durch die Vernichtung des ſchmalkaldiſchen Bundes ſein verſtärktes Anſehen gegen die Kirche ſich bedienen, und wünſchte um ſo mehr das Concil in ſeiner Nähe nach Bologna verlegt zu ſehen, da ſelbſt eine peſtartige Krankheit zu Trient ausgebrochen war.

In der VIII. Sitzung (11. März) ſtimmten nun der größere Theil der Biſchöfe für die Verlegung und ging nach Bologna.

Da jedoch der Kaiſer und die mit ihm gleichgeſinnten Biſchöfe auf ihrem Widerſtreben beharrten, konnten ſie nichts weiter vornehmen, und gingen nach der IX. und X. Sitzung, worin ſie die Sitzungen des Concils prorogirten, auseinander. Während dieſen Differenzen war Paul III. geſtorben, und ſein Nachfolger Julius III. kam ſogleich dem Wunſch des Kaiſers nach, und verlegte das Concil wieder nach Trient, auf welchem aber die franzöſiſchen Biſchöfe leider nicht erſcheinen durften, weil Heinrich II. von Frankreich wegen des Herzogthums Parma mit dem Papſte im Streit war. Dennoch begannen in der XI. und XII. Sitzung (Mai und Sept. 1551) die Vorbereitungen zur Forſetzung des Concils, die auch am 11. October 1551 erfolgte.

In der XIII. Sitzung wurde nun über den großen Gegenstand vom Abendmahle verhandelt und festgesetzt, daß Christus nach der Consecration unter den Gestalten des Brodes und Weines wahrhaft, wirklich und wesentlich gegenwärtig sey, und nicht bloß geistig, sondern auch sacramentaler und realer Weise genossen werde; die theologischen Streitfragen der Dominikaner und Minoriten über die Art der Gegenwart Christi, ob diese nämlich durch Production oder Abduction erfolge, ließ das Concil auf sich beruhen, und verschob seine Erklärung über die Fragen a) ob es zum Heil nothwendig, und auf göttliches Recht gegründet sey, daß der einzelne fromme Laye das Sacrament unter zwei Gestalten empfange? b) ob derjenige weniger empfängt, der unter einer, als jener, der unter zwei Gestalten communicirt? c) ob die Kirche, die heilige Mutter, geirrt habe, als sie die Layen, und die nicht Messe lesenden Priester, unter der Gestalt des Brodes communiciren ließ? d) ob den Kindern die Communion zu reichen sey? indem es darüber erst die Protestanten, wie sie gebeten hatten, vernehmen wollte, und deßhalb ihnen ein Geleits- und Schutzschreiben ausgefertigt hatte. In dem Reformations-Decret wurden die bischöflichen und päpstlichen Rechte gehörig auseinander gesetzt und festgestellt.

In der XIV. Sitzung (25. Nov. 1551) kamen die Sacramente der Buße und der letzten Oelung an die Reihe. Ihr Wesen, die Nothwendigkeit der ersteren und Nützlichkeit der letzteren, die Art ihrer Spendung, und die dazu nöthige Vorbereitung des Empfängers wurden auf das klarste dargelegt. Das Reformations-Decret enthält die strengsten Bestimmungen, wie die Bischöfe den niederen Clerus überwachen, und zur genauesten Erfüllung ihrer Pflichten anhalten sollen.

In der XV. Sitzung (25. Jan. 1552) wurde ein Decret zur Prolongirung der Sitzungen verkündet, indem mehrere protestantische Fürsten und Städte ihre Theologen auf das Concil zu senden versprachen. — Da in dieser Zeit Moritz, der Churfürst von Sachsen, die bekannte Verrätherei an dem Kaiser beging, und die Tyroler Engpässe besetzte, so wurde in der XVI. Sitzung das Concil abermals suspendirt. Zwar versprachen die

Prälaten, nach 2 Jahren das Concil fortzuſetzen, doch erfolgte dieſes erſt nach 9 Jahren, während unterdeſſen der Religionsfriede zu Augsburg abgeſchloſſen wurde (1555). Nach dem Tode Julius III. und ſeines trefflichen Nachfolgers Marcellus II. gelangte Paul IV. auf den päpſtlichen Stuhl (1555—1559). Seine Streitigkeiten mit dem Kaiſer wegen des Königreichs Neapel, und ſeine Strenge in Unterdrückung der Häreſie und Handhabung der Sittlichkeit unter dem Volke, zogen ihm bei dem erſteren manche Hintanſetzungen, bei dem letzteren manche unangenehme Auftritte zu. Sein Nachfolger Pius IV. (1559—1565) lenkte nun wieder ein, erwarb ſich die Freundſchaft des Kaiſers Ferdinand I. und rief ſogleich das Concil wieder zuſammen (2. Juli 1560), das in ſeiner XVII.—XX. Sitzung (18. Januar — 4. Juni 1562) alle Vorbereitungen zur gänzlichen Erledigung aller Religionsgegenſtände und völliger Beendigung des Concils machte.

In der XXI. Sitzung (16. Juli 1562) gab es wichtige und lebhafte Discuſſionen über die Communion unter beiderlei Geſtalt und die Communion der Kinder. Wie früher zu Baſel erklärte auch nun das Concil, der Empfang unter einer Geſtalt genüge, und die Kirche habe die Gewalt, nach Zeit und Umſtänden in der Ausſpendung der Sacramente, ohne ihre Weſen zu verändern, Abänderungen zu treffen; die Kinder-Communion ſey nicht nöthig. — Das Reformations-Decret enthält wieder ſehr ſtrenge Beſtimmungen wegen der Geiſtlichkeit; die Beſtrafung und Entfernung aller jenen, die ein unſittliches Leben führen; die öftere Viſitation der Klöſter; wie auch wegen der geiſtlichen Aushilfe und wegen Errichtung neuer Pfarreien das Nöthige verordnet wurde.

In der XXII. Sitzung (17. Sept. 1562) ging man zur Lehre vom heiligen Meßopfer über. Da dieſer Gegenſtand bisher den größten Angriffen von Seiten der Proteſtanten unterlag, und die Meſſe bei ihnen abgeſchafft werden mußte, wenn anders durch die auf ſolche Weiſe möglich gewordene Wegnahme der gold'nen und ſilbernen Kirchengefäße und Paramente und durch Einziehung aller früher gemachten Stiftungen ihre Raub-

ſucht befriedigt werden ſollte, ſo entwickelte das Concil dieſen Gegenſtand mit der größten Klarheit, und beſtimmte mit gleicher Erhabenheit, was bei dem Meßopfer zu beobachten, und bei demſelben zu vermeiden ſey. — Ohne dem Werth der Privatmeſſen im geringſten zu nahe zu treten, drückte das Concil doch den Wunſch aus, es möchten bei jeder Meſſe alle Anweſenden zur Communion gehen, und überließ die Bewilligung des Laienkelchs dem Ermeſſen des Papſtes. — Das Reformations-Decret erneuert die alten kirchlichen Canonen wegen des ehrbaren Lebens des Geiſtlichen, beſtimmt, welche in die Cathedralkirchen aufzunehmen ſeyen, und ſpricht die Strafen gegen jene aus, welche die Einkünfte und Rechte der Kirche oder ſonſtigen frommen Anſtalten unrechtmäßig an ſich ziehen.

In der **XXIII.** Sitzung (15. Juli 1563) wurde die Frage, ob der Episcopat göttlicher Einſetzung ſey, nach langem Kampfe zwiſchen den italieniſchen Biſchöfen einer- und den ſpaniſchen und franzöſiſchen andererſeits, indem die erſteren die Sendung und Gewalt als vom Papſte ſelbſt ausgehend vorſtellten, dahin entſchieden, daß das in der Kirche beſtehende Prieſterthum eine äußere von Chriſto angeordnete Inſtitution, und die Prieſterweihe ein Sacrament ſey, welches einen unauslöſchlichen Character aufdrücke, wobei man zugleich die Stufenfolge der Hierarchie bezeichnete. — Das Reformations-Decret enthält ſcharfe Beſtimmungen wegen der Prieſterweihe, wegen Errichtung und Ueberwachung der Seminarien ꝛc.

In der **XXIV.** Sitzung (11. Novbr. 1663) wurde nun die Ehe in dem dogmatiſchen Theile verhandelt. Es wurde feſtgeſetzt, daß eine vor dem Pfarrer und zwei Zeugen eingegangene Ehe gültig ſey, daß die Kirche allein die Gewalt habe, trennende Ehehinderniſſe zu beſtimmen, und daß jeder, der ſie des Irrthums beſchuldige, wenn ſie die Ehe auch im Falle des Ehebruches auf Autorität des Evangeliums und der apoſtoliſchen Lehre nicht trenne, von ihr ausgeſchloſſen ſey. (Can. VII.) — Das Reformations-Decret beſtimmt ausdrücklich, der Papſt ſolle künftighin die Cardinäle aus allen Nationen erwählen, und verordnet, daß alle 3 Jahre überall Provin-

zial-Concilien und jährlich Diöcesan-Synoden gehalten werden sollten.

In der XXV. Sitzung, der lang ersehnten, erfolgte endlich der Schluß des Concils (3—4. Decbr. 1563). In derselben erschienen noch die Bestimmungen über das Fegfeuer, über die Abläſſe, die Verehrung der Heiligen, der Bilder und Reliquien. — Das Reformations-Decret ermahnte die Cardinäle und höhere Prälaten zu einer recht christlichen Lebensweise, um auch hierin Allen zum nachahmungswürdigen Beispiele zu dienen. — Zugleich wurden die Fürsten im Namen Gottes aufgefordert, für die allgemeine Annahme und treue Beobachtung dieser Beschlüsse Sorge zu tragen, und selbst das Beispiel treuer Beobachtung zu geben.*)

*) Schon am 13. November 1563 verkündete Papst Pius IV. durch eine Bulle die Form des Glaubensbekenntniſſes, welches von allen, in geistliche Aemter oder akademische Würden eintretende Personen, so wie von jenen Nichtkatholiken, die zur katholischen Kirche zurückkehren, abgelegt und beschworen werden soll. Es lautet: „Ich N. N. glaube und bekenne mit fester Ueberzeugung Alles und Jedes, was in dem Glaubens-Symbolum, dessen sich die heilige römische Kirche bedient, enthalten ist, nämlich:

„Ich glaube an einen Gott, ... und an das Leben der zukünftigen Ewigkeit. Amen." (Das gewöhnliche, allen Christen gemeinschaftliche Symbolum.)

„Die apostolischen und kirchlichen Ueberlieferungen, und die übrigen Gebräuche und Satzungen derselben Kirche nehme ich an und umfasse sie festiglichst. — Ingleichem nehme ich an die heilige Schrift nach demjenigen Sinne, den gehabt hat und hat die heilige Mutter, die Kirche, welcher es zukommt, über den wahren Sinn und die Erklärung der heiligen Schriften zu urtheilen; und ich will sie nie anders, als nach der einmüthigen Uebereinstimmung der Väter annehmen und erklären. — Auch bekenne ich, daß es wahrhaft und eigentlich sieben Sakramente des neuen Bundes gebe, die von Jesus Christus, unserm Herrn, eingesetzt, und zum Heile des Menschengeschlechtes, obwohl nicht alle für jeden Einzelnen nothwendig sind, nämlich: die Taufe, die Firmung, die Eucharistie, die Buße, die

Die 252 anwesenden Väter, worunter 4 Legaten, 2 Cardinäle, 25 Erzbischöfe, 168 Bischöfe, 7 Aebte, 7 Ordensgenerale und 39 Procuratoren, unterschrieben die Beschlüsse und Verhand-

---

letzte Oelung, die Priesterweihe und die Ehe; und daß dieselben eine Gnade mittheilen, und aus ihnen die Taufe, die Firmung und die Priesterweihe ohne Sarrilegium nicht wiederholt werden dürfen. — Auch die angenommenen und bestätigten Gebräuche der katholischen Kirche bei der feierlichen Ausspendung aller obengenannter Sacramente nehme ich an und lasse ich zu. — Ich umptange und nehme an Alles und Jedes, was in dem hochheiligen Kirchenrathe von Trient von der Erbsünde und der Rechtfertigung bestimmt und erklärt worden ist. — Ich bekenne gleichfalls, daß in der Messe Gott ein wahres, eigentliches und versöhnliches Opfer für die Lebendigen und Abgestorbenen dargebracht werde, und daß in dem heiligsten Altars-Sarramente wahrhaft, wirklich und wesentlich Leib und Blut zugleich mit der Seele und der Gottheit unsers Herrn Jesu Christi da sey, und die ganze Wesenheit des Brodes in den Leib und die ganze Wesenheit des Weins in das Blut verwandelt werde; welche Verwandlung die katholische Kirche Transsubstantiation nennt. — Ich bekenne, daß auch unter Einer Gestalt Christus ganz unzertheilt sey, und das wahre Sacrament empfangen werde. — Ich nehme fest an, daß es ein Fegfeuer gebe, und daß den daselbst aufbehaltenen Seelen durch die Fürbitten der Gläubigen geholfen werde; gleichfalls auch, daß die zugleich mit Christus herrschenden Heiligen zu verehren und anzurufen seyen und daß sie Gebete für uns Gott darbringen, und daß ihre Reliquien zu verehren seyen. — Fest behaupte ich, daß die Bildnisse Christi und der allzeit jungfräulichen Gottesgebährerin, so wie der anderen Heiligen zu haben und beizubehalten seyen, und daß denselben die gebührende Ehre und Verehrung zu erweisen sey. — Auch bekenne ich, daß die Gewalt der Ablässe von Christus und seiner Kirche zurückgelassen worden und daß der Gebrauch derselben dem christlichen Volke sehr heilsam sey. — Die heilige, katholische und apostolisch-römische Kirche erkenne ich an als die Mutter und Lehrerin aller Kirchen, und ich gelobe und schwöre dem römischen Bischofe, dem Nachfolger des heiligen Apostels Petrus und Stellvertreter Jesu Christi, wahren Gehorsam. — Eben so ungezweifelt nehme ich an, und bekenne alles Uebrige, was von den heiligen Canonen und

lungen des Concils mit dem Zusatze: „**subscripsi definiendo**", die Procuratoren ausgenommen, denen man keine entscheidende Stimme bewilligt hatte. Hierauf ertheilte der erste Legat, der Cardinal Moronus, der Versammlung den Segen mit den Worten: „Nachdem ihr Gott Dank gesagt habt, ehrwürdigste Väter, gehet hin in Frieden; und Alle riefen „Amen."

Beugen wir uns demnach vor dem Herrn, dem Erhalter und Schirmer seiner Kirche, der in seiner Weisheit öfters das Böse zuläßt, um gerade aus ihm das Gute hervorzurufen, der zur rechten Zeit auch die Stürme losläßt, um durch Zerstörung die schlafenden Kräfte zu wecken. — Ging demnach aus der religiösen, moralischen und politischen Verderbniß Deutschlands bei ihm die kirchliche und politische Revolution hervor, dienten die elendesten, leidenschaftlichsten, verworfensten Menschen zu Werkzeugen derselben, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß gerade in jener sturmvollen Zeit, durch große Erfahrungen belehrt, auch Menschen auftraten, die am Himmelszelte der Religion, der Moral und der Wissenschaften stets als Sterne der ersten Größe glänzen, und die der Zerstörungswuth jener damals mit Kraft und Begeisterung entgegentraten. — So waren es denn vorzüglich die Jesuiten Ignatius, Lainez, Franz Xaver, die in jener gottlosen Zeit von ihrem religiösen Eifer begeistert, gleich treuen und

---

ökumenischen Concilien und vorzüglich von dem hochheiligen Kirchenrathe zu Trient überliefert, bestimmt und erklärt worden ist; und zugleich verdamme, verwerfe und verfluche ich ebenfalls alles Entgegengesetzte, und alle von der Kirche verdammten, verworfenen und verfluchten Irrlehren. — Diesen wahren katholischen Glauben, außer dem Niemand selig werden kann, und den ich gegenwärtig freiwillig bekenne und in Wahrheit festhalte, eben so vollständig und unversehrt bis zum letzten Athemzug des Lebens aufs standhafteste mit Gottes Hilfe beizubehalten und zu bekennen, und dafür, daß er von meinen Untergebenen oder denjenigen, über welche mir die Obsorge in meinem Amte zukommt, gehalten, gelehrt und verkündet werde, so viel an mir ist, zu sorgen, verspreche, gelobe und schwöre ich N. N. so wahr mir Gott helfe, und diese heiligen Evangelien Gottes." —

muthigen Hunden, die durch Wölfe verſprengten Schafe wieder in eine Heerde vereinten, und die fernern Anfälle Jener vereitelten; es waren die großen, gelehrten und tugendhaften Prälaten der Kirche, die Zierden ihres Jahrhunderts, Reginald Polus, Stanislaus Hoſius, Carl Borromäus, Antonius Auguſtinus, Bartholomäus de Martyribus, Bartholomäus Carranza, Thomas Campegius, Ludwig Lippomani, Johann Franz Commendon ꝛc., die als wahre Hirten der Heerde Chriſti zuſammentraten, und vom heil. Geiſte beſeelt und geleitet, die wahre, alte, unter allen Stürmen der Zeiten rein bewahrte Lehre wieder und zwar mit einem um ſo größeren Erfolge auffriſchten, als dieſelbe nun zur beſten Widerlegung der vielen damals eingetretenen Ketzereien und Irrlehren diente. Befliß ſich alſo das Concil, durch die deutlichſte Darſtellung der ächten Lehre der Kirche dem Volke die Ketzereien und Irrlehren der kirchlichen Revolutionsmänner recht anſchaulich zu machen; ſo war es aber auch äußerſt bemüht, durch Beſeitigung der Mißbräuche, die ſeit Jahrhunderten in dem äußeren Kirchenweſen ſich eingeſchlichen hatten, ſo wie durch Herſtellung der alten kirchlichen Disciplin, die leider vielfach erlahmt war, eine wahre Reformation in's Leben zu rufen. — Das Trienter Concil leiſtete demnach mehr als irgend ein vorhergehendes geleiſtet hatte, indem es nicht nur alle Glaubensſätze mit bewunderungswürdiger Gewiſſenhaftigkeit, Klarheit nnd Präciſion abfaßte, und durch weiſe Vermittelung der Gegenſätze zwiſchen der hiſtoriſchen und ſpeculativen Theologie die reine Katholizität, ſo wie durch Sonderung der Streitfragen der Schule von den weſentlichen Dogmen der Kirche für jene die Freiheit wahrte, ſondern auch durch ſeine Disciplinar-Decrete mit dem größten Ernſt nach einer wahren Reformation ſtrebte, deren völlige Durchführung jedoch, wie alles Menſchliche, leider gar oft an der Perſönlichkeit jener ſcheiterte, denen ſie anvertraut war.

Die Annahme der Beſchlüſſe dieſes Concils erfolgte nach der Confirmationsbulle (6. Jan. 1564.) zuerſt in Venedig, in den meiſten italieniſchen Staaten, in Portugal und Polen unbedingt; und Philipp II. ließ ſie in Spanien, Neapel und den Niederlanden, „unbeſchadet der königlichen Rechte“ promulgiren. In Frank-

reich wurden die Lehrbestimmungen unbedingt, die Disciplinar-Verordnungen aber, die Manches enthielten, was dem französischen Leichtsinn nicht zusagte, erst später und allmählig angenommen. In den österreichischen Staaten, die damals in dem verderbtesten Zustande der Erkenntniß und der Sitten sich befanden, wurden die tridentinischen Beschlüsse mit Strenge geltend gemacht.

Zu seiner innigsten Freude erlebte denn der Kaiser den Schluß und das große Resultat des Concils, wodurch die immer feststehende Lehre Christi noch einmal für die ganze Christenheit aller Zeiten und Orten festgestellt, und zugleich in der Kirchendisciplin eine wahre Reformation eingeführt wurde. Indem er aber trotz allen früheren Vorgängen doch das eigentliche Wesen und die schlechten Tendenzen des Protestantismus nie recht kannte, und in seiner Gutmüthigkeit die kirchliche Einheit stets durch Concessionen herzustellen suchte, so erwirkte er auf den Grund des in der 22sten Sitzung erlassenen Concil-Beschlusses schon unter dem 16. April 1564 eine päpstliche Bulle, vermöge welcher den Layen in einigen Provinzen das heil. Abendmahl unter zwei Gestalten gestattet wurde.

Bald hernach erkrankte er, und gab am 25. Juli 1564 seinen Geist auf, nachdem er in seinem Testamente aus Vorliebe für seine nachgebornen Söhne eine neue Theilung der österreichischen Länder verordnet hatte, die auch nach seinem Tode von seinen Söhnen in einem besonderen Hausvertrage (1. März 1565) als gültig anerkannt wurde. Gemäß dieser Acte folgte sein ältester Sohn **Maximilian II.**, der bereits (24. Nov. 1562) von den deutschen Churfürsten zum römischen Könige, und von den Ungarn und Böhmen zum Nachfolger seines Vaters gewählt worden war, in diesen Reichen und dem Erzherzogthume Oesterreich, der zweite Sohn Ferdinand erhielt Tyrol und Vorderösterreich, der dritte aber, mit Namen Carl, die Länder Steyermark, Kärnthen, Krain und Görz.

Ferdinand I. hatte eine äußerst beschwerliche Regierung, indem er in Deutschland fortwährend mit der Falschheit und Böswilligkeit der protestantischen Fürsten, in Ungarn aber mit dem Gegenkönige Johann von Zapola, und nach dessen Tode mit dem

kriegerischen Soliman kämpfen mußte. Nach einem langen und blutigen Kampfe, worin Soliman jenes Theiles von Ungarn sich bemächtigte, den der verstorbene Johann von Zapola besessen hatte, überließ endlich Ferdinand, um der gräuelhaften Verheerung und Wegführung der christlichen Einwohner Ungarns ein Ende zu machen, dem Soliman Alles, was er in Ungarn erobert hatte, und verstand sich selbst für den übrigen Theil des Landes zu einem jährlichen Tribut von 30,000 Goldgulden, indem er vor Allem das Wohl seiner Unterthanen bedachte, und daher durch seinen landesväterlichen Sinn über die Schmach eines solchen, durch die äußerste Noth gebotenen Tractats sich erhob. Diese christliche Demuth und Ergebung in ein höheres Geschicke hat aber der große Weltregierer im Verfolg der Zeiten sehr reichlich an dessen Nachfolgern belohnt, während er den unchristlichen Hochmuth und die unnachgiebige Verstocktheit des vor Jahren bei Leipzig Besiegten desto nachdrücklicher und weltanschaulicher bestrafte. —

Maximilian II.

Gleich seinem Vater war auch Maximilian ein milder, gerechter, wohlgesitteter und sehr verständiger Fürst. Ob nun Wolfgang Schiefer, der, zu Wittenberg gebildet, einige Zeit sein Erzieher war, ihm eine Hinneigung zum Protestantismus eingepflanzt, oder ob sein eigener Verstand und die Geschichte der vorhergegangenen 50 Jahre ihm die kirchlichen Revolutionen nur als sehr schwere Seelenkrankheiten dargestellt haben, deren Heilung, gleich den physischen, von einer höheren Hand abhängt: genug, diese auf die eine oder die andere Weise erlangte Ansicht und Denkungsweise mag ihn denn zu dem System bestimmt haben, dem er in seiner vierzehnjährigen Regierung beständig anhing. — Während er also nur auf Erhaltung der Ruhe und der bürgerlichen Ordnung bedacht war, beachtete er nicht sehr die Trennung im Glauben, gestand demnach den böhmischen Utraquisten die freie Ausübung ihrer Religion (1567), dem österreichischen Adel die lutherische Kirchenpraktik auf ihren Schlössern

zu, und gab hierdurch ein Beiſpiel, das ſein Bruder Carl in Steyermark, Kärnthen und Krain bald nachahmte, während der Proteſtantismus, Calvinismus und Socinianismus ſich in Ungarn ſehr ſchnell verbreitete. —

Durch ſein Regierungsſyſtem gewann das Reichskammergericht, urſprünglich zur völligen Vertilgung des Fauſtrechts eingeſetzt, auch wirklich neue Stärke, und fand ſelbſt Gelegenheit, ſie zu zeigen, indem der fränkiſche Reichsritter Wilhelm von Grumbach nicht nur mit den Ueberreſten der wilden Schaaren des Markgrafen Albrecht nach der alten Weiſe der Schnapphähne in Franken hauſ'te, ſondern ſelbſt den Biſchof von Würzburg, Melchior von Zobel, in ſeiner eigenen Stadt durch gedungene Meuchelmörder erſchießen ließ. Als nun das Kammergericht die Acht gegen die Mörder ausſprach, flüchtete ſich derſelbe nach Gotha zu Johann Friedrich dem Mittlern, dem Sohne des abgeſetzten Churfürſten Johann Friedrich, und bethörte ihn mit der Hoffnung, daß er ihm das Churfürſtenthum Sachſen wieder erobern wolle. Indem nun der Kaiſer ſehr ernſtlich und oftmals den Herzog ermahnt hatte, den Räuber Grumbach zu entfernen und auszuliefern, alle Ermahnungen und Drohungen bei dem Verblendeten aber fruchtlos blieben, wurde die Acht auch auf ihn ausgedehnt, und die Vollziehung derſelben dem Churfürſten Auguſt übertragen (22. Decbr. 1560). Dieſer belagerte Gotha einen ganzen Winter hindurch, und zwang endlich durch Noth das noble Paar zur Uebergabe (13. April 1567). Grumbach wurde, nach grauſamen Martern, durch Pferde zerriſſen, der junge Fürſt aber nach Wien gebracht, wo die unerbittliche Nemeſis auch an dieſem Sprößling des unheilvollen Stammes ihre mächtige Hand zeigte, indem ſie dieſen Bruder-Enkel Friedrichs, des ſogenannten Weiſen, nun auf einem offenen Wagen, mit einem Stohhute auf dem Kopfe, dem Volk zum Spott durch die Straßen führen ließ. Die verdiente Todesſtrafe wurde ihm zwar erlaſſen, doch zur lebenslänglichen Einſperrung verdammt, ſaß er 28 Jahre lang theils in Wieneriſch Neuſtadt, theils zu Steyer in Oberöſterreich, hatte Zeit über ſeine, ſeines Vaters, und ſeiner Großeltern Thorheiten nachzudenken, und

ſtarb im Gefängniß am 9. Mai 1595. Seine drei Söhne, über die während ihrer Minderjährigkeit der Churfürſt Auguſt die Vormundſchaft führte, wurden durch ein günſtiges kaiſerliches Decret wieder in die väterlichen Länder eingeſetzt (1572).

Jene Unruhen veranlaßten denn auch die Erneuerung der Verordnungen, die wegen der Beſchleunigung aller bei ſolchen Vorgängen nöthigen Einſchreitungen ſchon auf früheren Reichstägen gemacht wurden. In ſolchen Fällen ſollten demnach ſtatt eines vollſtändigen Reichstags nur die Churfürſten und einige deputirten Fürſten, Prälaten ꝛc. einen ſogenannten Deputationstag bilden, und die nöthigen Verfügungen treffen, wie dieſes auch bei dem erſten zu Worms gehaltenen Deputationstag durch die erweiterte Wirkſamkeit der Kreisanſtalten geſchah. (18. März 1564.)

Suchte man nun das Fauſtrecht der „Adelichen," das als Ausartung des Kriegsweſens in der Lehnsverfaſſung entſtanden war, mit Gewalt zu unterdrücken, ſo beſtund aber doch noch ein anderes Fauſtrecht, nämlich jenes der „Gemeinen," das ebenfalls eine ſehr große Landplage bildete. Denn in jenen Zeiten trieben ſich große Schaaren der zuchtloſeſten Miethſoldaten auf den Landſtraßen, in den Werb- und Muſterplätzen umher, und hauſirten, im ächt lutheriſchen Geiſte, alle gute Werke als ſchädlich für die Seligkeit betrachtend, auf die fürchterlichſte Weiſe. Mit größten Recht bemerkte daher der Kaiſer dem Reichstage: „das jetzige Weſen des deutſchen Kriegsvolks, das ehemals vor andern Nationen wegen ſeiner Frömmigkeit, Zucht und Ehrbarkeit den Preis gehabt, gewinne nunmehr ein Anſehen faſt barbariſcher Art, und wolle in ſolche Ausgelaſſenheit verwandelt werden, daß in der Länge kein Biedermann bei Haus und Hof, und kein Herr bei Land und Leuten bleiben könne." — Um nun auch dieſem Unweſen zu ſteuern, wurden zwar neue und ſtrengere Kriegsgeſetze unter dem Namen „Reuterbeſtallungen" verfaßt, doch auf das, von dem Kaiſer vorgeſchlagene gründlichſte Mittel, die Werbungen ausländiſcher Regierungen in Deutſchland völlig zu verbieten, gingen die proteſtantiſchen Fürſten nicht ein. Sie behaupteten: „Von Altersher ſey es eine löbliche Art deutſcher Freiheit

gewesen, um Ehre und Ruhm mit ritterlichen Thaten fremden Herrschern ohne alles Beleidigen des Vaterlandes, zu dienen. Wenn dieser Brauch aufgehoben werde, so würde der Kriegsstand in Deutschland vernichtet und es dürfte zur Zeit der Noth an Kriegern fehlen." — Obgleich diese Ansicht Manches für sich hatte, so lag doch der tiefere Grund zur Verwerfung des kaiserlichen Vorschlags — in der Habsucht der protestantischen Fürsten. Denn die Geschichte jener Zeiten zeigt zur Genüge, daß bei den damals allenthalben eingetretenen kirchlichen Revolutionen stets Deutsche die Schergen machten, welche die Kirchentreuen bekämpfen und zur Schlachtbank führen mußten. Für englisches, französisches und holländisches Geld sendeten also die protestantischen Fürsten ihre Unterthanen ins Ausland, und trieben diese für sie einträgliche Seelenverkäuferei bis zu unseren Tagen, wovon in Würtemberg, Anspach, Bayreuth, Braunschweig, Waldeck und besonders in Churhessen das Andenken noch fortlebt. —

Die beiden Nebenlinien des Hauses Oesterreich blieben zwar die Verbündete des Kaisers; doch erlosch die Tyroler Linie schon (1595) mit ihrem Stifter Ferdinand, weil seine Söhne aus seiner Ehe mit der schönen Philippine Welser, einer Patrierstochter von Augsburg, nicht successionsfähig waren, und daher mit einigen schwäbischen Herrschaften abgefertigt wurden, aus seiner zweiten standesmäßigen Ehe aber ihn bloß Töchter überlebten. — Um nun den Kaiserthron für sein Haus zu sichern, brachte Maximilian auf einem Churfürstentag (27. Oct. 1575) die Wahl seines Sohnes Rudolph zum römischen König zu Stande. Im folgenden Jahre erneuerten die Türken ihre Feindseligkeiten, wodurch der Kaiser sich genöthiget sah, einen Reichstag zu Regensburg zu halten. Obgleich nun auf des Kaisers Vorstellungen die Stände sehr willfährig ihre Hilfe gegen die Türken durch Bewilligung von 60 Römermonaten bethätigten, konnten sie aber doch dem Kaiser selbst, dessen Lebensfaden abgelaufen war, keine Hilfe zu seiner Genesung leisten, der denn nach einer kurzen Krankheit am Tage und in der Stunde, in welcher der Reichsabschied bekannt gemacht wurde, mit Tod abging. (12. Oct. 1576.) —

Rudolph II.
(1576 — 1612.)

Rudolph II. beſaß zwar viele häusliche Tugenden, doch mangelte ihm jene Regentenkraft, die zur Regierung eines groſſen Reichs in einer äußerſt bewegten Zeit vor allem nöthig iſt. Seine Regierung wurde daher um ſo ſturmvoller, je weniger ſein perſönlicher Charakter geeignet war, ſie zu bekämpfen, und wurde zugleich um ſo verderblicher, je ſchneller ſie durch ihre lange Dauer die böſen Keime der Zeit zur Entwickelung brachte. In Spanien erzogen, waren ihm die Religionsunruhen, die Deutſchland zerrütteten, nur wenig bekannt, und als er nun die dort herrſchende politiſche Zerriſſenheit erkannte, eckelte ihn die Regierung eines Landes an, wo Alles, was er für eine Partei that, die andere in Harniſch brachte, und wo der Geiſt der Raubſucht unter dem Schein der Religionsverbeſſerung immer mehr ſich verbreitete. Denn ſeit dem zu Augsburg geſchloſſenen Religionsfrieden waren mit Ausnahme des öſterreichiſchen Hauſes und der Herzoge von Bayern und Jülich alle mächtigere Fürſten Deutſchlands zur lutheriſchen Religion übergetreten, und ihr habſüchtiger Geiſt hatte durch Einſchwärzung proteſtantiſcher Adminiſtratoren ſchnell das Mittel gefunden, ſelbſt mit Umgehung des geiſtlichen Vorbehaltes die geiſtlichen Beſitzungen an ſich zu reißen. Es genügte ihnen aber nicht, in kurzer Zeit der Biſthümer Havelberg, Brandenburg, Lebus, Merſeburg, Naumburg, Meißen, Camin, Schwerin, Magdeburg, Bremen, Verden, Lübeck, Osnabrück, Razeburg, Halberſtadt, Minden ꝛc. ſich zu bemächtigen, und ſie zu ſeculariſiren; auch das Recht zu reformiren, d. h. die Religion ihres Landes nach ihrem Gefallen zu beſtimmen, nahmen ſie ohne Scheu in Anſpruch, und führten ihren deſpotiſchen Willen gegen ihre Unterthanen mit der größten Gewalt aus. So hat das pfälziſche Land innerhalb 60 Jahren viermal ſeinen Glauben nach dem Willen ſeiner Churfürſten wechſeln müſſen, ſo daß es nach Unterdrückung der Kirche anfangs lutheriſch, (1523) dann calviniſch (1561), dann wieder lutheriſch (1576) und endlich

wieder calviniſch werden mußte (1583). — Auf gleiche Art wurde in dem Markgrafthum Anhalt (1596) und in der Landgrafſchaft Heſſen (1604) das Lutherthum mit Gewalt vertrieben, und dafür der Calvinismus eingeführt, — Als aber der Biſchof Julius von Würzburg (1575) und der Markgraf Philipp von Baden in ihren Landen den Proteſtantismus nicht zulaſſen wollen, da ſchrieen ſogleich alle Proteſtanten über die Verletzung des Religionsfriedens, und zeigten hierdurch, daß alle kirchlichen und politiſchen Revolutionsmänner in der Theorie wie in der Praxis ihres Benehmens ſich gleichen, indem ſie in dem Gebiete der religiöſen Toleranz oder der bürgerlichen Gleichheit nicht bloß das Recht der geſetzlichen, ſondern auch das Vorrecht, Mehrrecht und Unrecht der ungeſetzlichen Ausübung verlangen, und danach ſtreben.

Am 3. Juni 1582 eröffnete Rudolph ſeinen erſten Reichstag zu Augsburg, und brachte 1) die zum Türkenkriege zu leiſtende Reichshilfe; 2) die niederländiſchen Unruhen (1567) und die daraus erwachſene Sperrung des Handels; 3) die Wiedererwerbung der dem deutſchen Reich entriſſenen Länder; 4) die Verbeſſerung des Kammergerichts; 5) die Reformation und Ermäßigung der Reichsmatrikel; und 6) die Verbeſſerung des Münzweſens zur Berathung. Bei der immer vergrößerten Spannung zwiſchen den verſchiedenen Parteien wurden bloß 40 Römermonate für den Türkenkrieg bewilligt; alles andere blieb auf ſich beruhen. Selbſt die nöthige Verbeſſerung des alten Julianiſchen Kalenders fand bei den Proteſtanten den größten Widerſpruch, indem ſie den neuen Gregorianiſchen für das Werk des zu Rom ſitzenden Antichriſts erklärten, weßhalb auch ſeine vollſtändige Einführung ſammt der damit verbundenen Beſtimmung des Oſterfeſtes in England 1752, in Schweden 1753 und in Deutſchland 1777 erſt erfolgte. Darum darf man ſich auch nicht wundern, wenn die Proteſtanten, die ſchon der Annahme mathematiſcher Wahrheiten in der phyſiſchen Welt Jahrhunderte lang widerſtrebten, auch mit der Annahme der geoffenbarten und überlieferten Wahrheiten einer geiſtigen Welt im Gebiete der Religion noch etwas länger zögern.

In jener Zeit traten wieder manche Vorfälle in Deutschland ein, die auf die damaligen Zustände des Reichs und auf das Benehmen der Bewegungspartei das gehörige Licht werfen.

So hatten viele niederländische Protestanten mit einem Prediger an der Spitze in der fast ganz katholischen Stadt Aachen sich angesiedelt, allmählig den öffentlichen Gottesdienst, und selbst die Einsetzung eigener Bürgermeister sich erzwungen, und sogar bei Erscheinung einer zur Herstellung der Ruhe gesendeten kön. Commission einen Aufstand erregt, wobei sie sich der Stadt bemächtigten. — Durch die hierauf gegen sie ausgesprochene, und von den beauftragten Fürsten vollzogene Reichsacht wurde erst der Besitzstand der Katholiken wieder hergestellt. (1598).

Im cölner Lande fanden noch größere Scandale und Unruhen statt. Dort hatte der Churfürst und Erzbischof Gebhard von Cöln die Gräfin Agnes von Mansfeld, Canonisin von Giresheim, verführt, und gezwungen von deren Brüdern, sie zu heirathen, führte ihn nun seine Sinnenlust, wie dieses gewöhnlich geschieht, zum Verlust seiner Würden, seines Glaubens und seiner Seligkeit. Einmal verblendet, hatte er noch die Unklugheit, sich durch sein Edikt vom 19. Dez. 1582 nicht zum Luther- sondern zum Calvinthum zu bekennen, verscherzte sich hierdurch die mächtigere Hilfe der Protestanten, und hegte den Wahn, er könne sein Erzbisthum lebenslänglich behalten. Doch das Domcapitel und der Rath von Cöln, diese allzeit treuen Söhne der Kirche, wendeten sich sogleich an den Papst und an den Kaiser, und blitzschnell erfolgten die Excommunication und das Absetzungsurtheil, so wie die Reichsacht gegen den beweibten, calvinisch gewordenen Erzbischof. Der vom Capitel einstimmig erwählte Prinz Ernst von Bayern (22. Mai 1583) erschien nun mit gewaffneter Hand, und trieb den verliebten Gebhard aus dem Lande, der zuerst Hilfe in den Niederlanden und in England suchte, und da er sie dort nicht fand, als protestantischer Domdekan zu Straßburg armselig starb. (21. Mai 1601).

Denn auch in dieser Stadt gab es zu jener Zeit katholische und protestantische Domherrn, die schon im Jahre 1583 sich

völlig von einander getrennt hatten. Im Jahre 1592 wählten nun die dortigen 14 protestantischen Domherrn den fünfzehnjährigen Prinzen Johann Georg von Brandenburg, die sieben katholischen aber den Cardinal und Bischof von Metz Carl, Herzog von Lothringen, zum Bischof. Hierdurch entstunden sehr verderbliche Fehden, die erst im Jahre 1604 durch einen Vergleich beendiget wurden, nach welchem Carl den bischöflichen Stuhl behielt, Johann Georg aber zur Schadloshaltung 130,000 fl. nebst einem jährlichen Pension von 9000 fl. bekam. —

Auch in der schwäbischen Reichsstadt Donauwörth, wo dem Religionsfrieden gemäß beide Religionsparteien gleiche Rechte hatten, zeigten die Protestanten wieder ihren gewöhnlichen Geist, indem sie allmählig die Oberhand sich verschafften, die Katholiken von dem Rath ausschlossen, und ihnen die öffentliche Ausübung ihres Cultus untersagten. — Als nun die Katholiken dennoch eine Procession hielten, wurden sie von den Protestanten angefallen und nach Hause gejagt. Ein gleiches geschah bei einer im Jahre 1606 gehaltenen Procession, bei welcher selbst mehrere bayerische Commissäre sich befanden, die im Auftrag des Reichshofraths dort die Ruhe und gesetzliche Ordnung wieder herstellen sollten. Nach solchen Vorgängen wurde die Reichsacht über die Stadt ausgesprochen und ihre Vollstreckung dem Herzoge Maximilian von Bayern übertragen. Dieser erzwang sehr schnell die Uebergabe der Stadt, und behielt sie einstweilen in seiner Gewalt, da jene die Expeditionskosten nicht bezahlen konnte. —

Diese zu Aachen und im Cölner Lande, zu Straßburg und zu Donauwörth ausgebrochenen Gewaltthätigkeiten, Verfolgungen und Befehdungen erhitzten aber die Gemüther immer mehr, und da die Protestanten meistens dabei unterlagen, so schlossen auf Anreitzung des französischen Königs Heinrich IV. die protestantischen Fürsten von Pfalzneuburg, Brandenburg-Anspach und Bayreuth, von Würtemberg, Baden-Durlach und Zweibrücken, von Chur-Brandenburg und Hessenkassel nebst mehreren Städten am 4. Mai 1608 zu Ahausen eine protestan-

tiſche Union und verbanden ſich unter der Leitung des Churfürſten von der Pfalz Friedrich V. zu einer „bewaffneten Vertheidigung.“ Dabei beſtimmten ſie zugleich die Art, wie die zu machenden Eroberungen vertheilt werden ſollten, und verwarfen jede Stimmenmehrheit auf den Reichstägen ſelbſt in rein weltlichen Angelegenheiten, wie auch die Urtheile des Kammergerichtes ſelbſt in der Reviſionsinſtanz. Als nun am 25. März 1609 noch gar der Tod des Herzogs Johann Wilhelm von Cleve eintrat, verband ſich wegen des Jüliſchen Erbfolgeſtreits auch der Eigennutz mit dem Fanatismus, und die Spannung und Unordnung ſtieg in Deutſchland aufs Höchſte. —

Unter dieſen Umſtänden fühlten auch die Katholiken das Bedürfniß einer engeren Verbindung, weßhalb am 10. Juli 1609 zu München der Herzog von Bayern und ſieben geiſtliche Fürſten in einer heiligen Liga ſich vereinten, der auch bald nachher die drei geiſtlichen Churfürſten und der Erzherzog Ferdinand von Steyermark beitraten. Immer mehr regte ſich nun der Geiſt der Zwietracht und der Verfolgung, und es bedurfte nur des kleinſten Funken, um die unheilvollſte Fackel eines brudermörderiſchen Kriegs in ganz Deutſchland anzuzünden. Da fiel aber mit einmal durch Mörderhand der Hauptverbündete der Union, Heinrich IV. von Frankreich, und dieſes Ereigniß zwang die Proteſtanten, ihre Angriffe gegen die Katholiken zu vertagen, während ihre Schwerter kampfluſtig in den Scheiden klirrten. —

Leider war aber in jenen Zeiten gerade Oeſterreich das Land, in welchem die größte religiöſe und politiſche Zerwürfniß herrſchte. Denn die religiöſen Irrlehren hatten ſich unter dem Clerus und dem Volke außerordentlich verbreitet, ſelbſt der geiſtliche Stand war wegen ſeines unwürdigen Lebens zur Schmach geworden, und bei dem Mangel der wahren Erkenntniß verwirrten ſich die Begriffe der Menſchen immer mehr, und erzeugten eine deſto größere kirchliche Spaltung. Oeſterreichs hoher und niederer Adel aber, der ſchon aus angeborner Genußſucht, und aus Hang zur Ungebundenheit dem Lutherthum, als dem Befreier von allen kirchlichen Feſſeln, ſehr hold war, ſuchte durch Verweige-

rung der Beiträge zu den Türkenkriegen die sogenannte Religionsfreiheit sich zu erzwingen, und seine Anmassungen, so wie die Nachgiebigkeit des Kaisers steigerten sich nach dem Verhältnisse der Gefahr, worin das Königreich Ungarn durch den Aufruhr des Stephan Botskai und durch die drohende Haltung der Türken sich befand. Auch in Böhmen regte sich der alte Geist des Hussitenthums, und die zum Lutherthume übergetretenen Utraquisten sprachen ihre Abneigung gegen ihren katholischen Landesherrn, und ihre Hinneigung zur Empörung und zur Verbindung mit auswärtigen Fürsten in Worten und Thaten aus.

Bei diesem so bedenklichen Zustande aller österreichischen Staaten, der durch die Unthätigkeit und Sorglosigkeit des kinderlosen Kaisers täglich noch bedenklicher wurde, traten nun dessen Brüder und Verwandte, welche die Kronen des österreichischen Hauses als ein auch von ihnen zu schützendes Familienfideicommiß betrachteten, zusammen, und erklärten am 25. April 1606 wegen Rudolphs II. „sichtbarer und gefährlicher Gemüthsschwäche" dessen Bruder Mathias zum Haupte ihres Hauses. — Mit Hilfe der österreichischen Protestanten, die sich dafür neue und sehr ausgedehnte Religionsfreiheiten ertheilen ließen, zwang nun Mathias seinen Bruder, welcher die Erbfolge auf die steyermärkische Linie übertragen wollte, ihm Ungarn und Oesterreich sammt dem Titel eines designirten Königs vom Böhmen abzutreten. (25. Juni 1608). Durch diese Begünstigungen, welche die Protestanten in Oesterreich erlangt hatten, vielfach angereizt, erhoben sich auch die Protestanten in Böhmen, und erzwangen von dem schwachen Rudolph II. den sogenannten Majestätsbrief, (11. Juli 1609), worin er ihnen freie Religionsübung, ein eigenes Consistorium, die Einräumung der Prager Universität, die Einrichtung neuer Kirchen und Schulen, und die Aufstellung besondern Glaubensdefensoren zusichern mußte, deren Zweck kein anderer war, als in jenen Fällen, wo die Privilegien der Protestanten entweder wirklich angegriffen wären, oder für angegriffen ausgegeben würden, einen bewaffneten Widerstand zu organisiren. — Natürlich nahmen nun die Häupter der Bewegung, unter denen auch der berüchtigte Mathias

Graf von Thurn sich befand, die Plätze der Glaubensdefensoren ein, und zeigten auch sogleich ihre verruchte Thätigkeit. Denn als der alte Kaiser aus Feindschaft gegen seinen Bruder die Krone von Böhmen auf den Erzherzog Leopold von der steyerischen Linie übertragen wollte, erblickten die Böhmen darin eine feindselige Absicht gegen ihre Religion und Freiheiten, schlossen daher den Kaiser in seine Burg zu Prag ein, und zwangen ihn, auch diese Krone seinem Bruder Mathias abzutreten. (11. April 1611), der bald darauf seinen Einzug in der böhmischen Hauptstadt hielt. — In diesen trüben Tagen soll er einmal voll Unmuth das Fenster seines Zimmers aufgerissen, und die prophetischen Worte hinausgerufen haben: „O Prag, du undankbares Prag! Durch mich bist du erhöht worden; und nun stößt du deinen Wohlthäter von dir. Die Rache Gottes soll dich dafür verfolgen, und der Fluch über dich und ganz Böhmen kommen!“

Während also der unglückliche und menschenscheue Fürst mit Tycho Brahe und Johannes Kepler am liebsten die Gestirne am Himmel aufsuchte, verlor er allmählig seine Reiche auf Erden, und sein Streben, den Stein der Weisen aufzufinden, endete damit, daß er als deutscher Kaiser, wovon ihm der Name allein noch verblieb, an dem Churfürstentage zu Frankfurt auf ein seinem Alter und Stande angemessenes Einkommen antragen mußte. Mit der größten Freude sah er daher dem Tode, als dem Erretter aus allem Kummer und Leiden, entgegen, der ihn denn auch in seinem 60sten Lebensalter und nach seiner traurigen Regierung von 36 Jahren endlich erreichte. (28. Jan. 1612).

Mathias (1612 — 1619). Der Fenstersturz zu Prag (1618.)

Nach dem Ableben Rudolph II. wurde sein Bruder Mathias zum Kaiser gewählt und am 13. Juni 1612 zu Frankfurt gekrönt. Auffallend war bei dieser Krönung die ungewöhnliche Menge der Fürsten, die dort zusammen kamen, indem selbst von den Churfürsten nur einer fehlte, und dann die unge-

heuere Pracht, die allenthalben zur Schau geſtellt wurde, indem der Kaiſer ſelbſt in ſeinem Gefolge 3000 Menſchen, 2000 Pferde und 100 ſechsſpännige Wagen hatte, und die übrigen Fürſten verhältnißmäßig einen gleichen Aufwand machten. Darum erblickte auch mancher wahrer Seher in jenem Gepränge nur das Vorzeichen einer ſehr böſen Zukunft, in den vielen Schmauſereien und Tanzgelagen nur Abſchiedsfeſte der Fürſten, in ihrer großen Freudenſaat nur eine größere Thränenerndte für ihre Völker. — Denn unter dem Scheine der Freundſchaft und des Friedens glimmte der Haß und die Begierde der Unterdrückung ſtets in den Gemüthern fort, weßhalb auch das Begehren des Kaiſers, die proteſtantiſche Union und die katholiſche Liga ſollten ihre Verbindungen aufgeben, von der erſteren geradezu verworfen wurde. Die Schwäche der Geſetze, der Fanatismus und die Erbitterung der beiden Parteien, und die Nachbarſchaft Hollands, das in ſeinem calviniſchen Freiheitsgeiſte im Jahre 1579 von dem deutſchen Reich ſich losgeriſſen hatte, unterhielt eine allgemeine Gährung, und trieb die Gemüther zum Aufruhr und zum Streben nach Unabhängigkeit beſtändig an. Umſchwebt von den Rachengeiſtern des Himmels, traten denn immer mehr die Folgen der unſeligen kirchlichen Revolution hervor; der in den Herzen aufgehäufte Parteigroll und Religionshaß gohr ſtets mächtiger auf, und die beſtändigen Angriffe der Partei der Bewegung zwangen die Gegner, zur Abwehr fortwährend bereit und gerüſtet zu ſeyn. Deutſchland bot demnach das traurige Bild eines Vulcans dar, der unter ſeiner ſcheinbar ruhigen Oberfläche im Innern ſchon tobte, um bald mit dämoniſcher Kraft loszubrechen, und alles in Feuer und Flammen zu ſetzen. —

In jenen traurigen Zeiten diente aber die Religion nicht mehr als das ſtärkſte Band zwiſchen Gott und den Menſchen; ſie diente höchſtens nur als ein ſchwaches Band zwiſchen den Menſchen und Menſchen, meiſtens aber bloß als Werkzeug der Politik, weßhalb in dem Erbſchaftsſtreit wegen den Jülich'ſchen Ländern der lutheriſche Churfürſt von Brandenburg Johann Sigmund zum Calvinismus ſich bekannte, um der Hilfe der Holländer ſich zu verſichern, während der proteſtantiſche Pfalzgraf von

Neuburg Wolfgang Wilhelm durch die Bemühungen des Herzogs Maximilian von Bayern zum Katholizismus zurücktrat, und hierdurch die Hand deſſen Schweſter und den Beiſtand der katholiſchen Liga ſich erwarb.

Wie aber dort, wo die Noth am meiſten drängt, die Gottheit auch mit ihrer Hilfe gemeinhin am nächſten ſich zeigt, wie ſie nicht bloß ihre Kirche ſelbſt, ſondern auch die warmen Vertheidiger derſelben vorzüglich ſchützt, und dieſerwegen durch Heirathen und Sterbfälle, durch Nachkommenſchaft oder Kinderloſigkeit ihre höhere Einwirkung auf mancherlei Weiſe darſtellt, ſo fügte ſie es nun, daß weder der Kaiſer noch ſeine beiden Brüder Maximilian und Albrecht eine Nachkommenſchaft hatten, und daß dieſe, das Wohl des Reichs bedenkend, und auf ihre Succeſſionsrechte verzichtend, den Beſchluß faßten, nach dem Tode des Kaiſers die Regierung ſämmtlicher öſterreichiſchen Erblande auf den Erzherzog Ferdinand von Steyermark übergehen zu laſſen, weßhalb derſelbe auch ſchon im Jahre 1617 zum Könige von Böhmen, im folgenden Jahre aber zum Könige von Ungarn ernannt und gekrönt wurde. Dieſer Held der Kirche war früher in der Schule der Jeſuiten zu Ingolſtadt gebildet, und an der Seite ſeines mütterlichen Oheims, des frommen Herzogs von Bayern, erzogen worden, und hatte während ſeiner Regierung in Inneröſterreich ſchon viele Beweiſe ſeltener Klugheit und eines ebenſo großen Muthes gegeben. Gedrängt von der lutheriſchen Partei, welche durch die große Nachgiebigkeit ſeines Vaters ſich in Steyermark, Kärnthen und Krain erhoben hatte, ſetzte er ihrem Treiben, ihren Anmaſſungen und Forderungen zu rechter Zeit Entſchiedenheit entgegen, uud da in vielen Fällen die Proteſtanten ihre Privilegien erweislich mißbraucht hatten, ſo entzog er ſie ihnen nach und nach wieder, indem er auf die proteſtantiſchen Anſichten von dem Rechte der Landesfürſten ſich ſtützte. Die Religionsveränderung aber, die in ſo vielen Ländern Deutſchlands unzählige Züge von Härte oder Grauſamkeiten zeigte, wurde in Inneröſterreich, wie ſelbſt proteſtantiſche Schriftſteller berichten, mit größter Schonung und Menſchlichkeit ausgeführt, und zum Erſtaunen der Welt die Wiederherſtel-

lung des katholiſchen Gottesdienſtes, die man für ſehr gefahrvoll gehalten hatte, ohne großes Aufſehen binnen wenigen Jahren zu Stande gebracht. — So war denn der Fürſt gefunden, der als das große Werkzeug des Herrn den Kampf gegen die kirchliche Revolution beſtehen, und den Beweis liefern ſollte, daß die Ketzereien eines Luthers, wie ſo viele andere, ohne Nachtheil für Deutſchland vorüber gegangen ſeyn würden, wenn nicht die Raubſucht deutſcher Fürſten jene gehegt, dieſe aber ſelbſt zu ſchmählichen Verführern ihrer Völker, zu Verderbern ihres Vaterlandes gemacht hätte. —

Es mochte aber die proteſtantiſche Union recht gut erkennen, daß ſie der vereinigten Macht des Kaiſers und der katholiſchen Liga nicht widerſtehen könne, und daher ging auch ihr einziges Streben dahin, in den Erbländern des Kaiſers ſelbſt die Fackel eines Religions- und Bürgerkriegs anzuzünden. Böhmen, das in den Huſitenkriegen ſchon ſo kräftig ſich gezeigt, und ſo vielen Zündſtoff in ſich noch bewahrt hatte, ſollte nun zum Kampfplatze des Proteſtantismus dienen; mit den eigenen Unterthanen und Gefällen des Kaiſers ſollte auf kaiſerlichem Gebiete der Krieg geführt, und die Schlachten durch die Kriegsmacht der Union entſchieden werden, während ihre eigenen Länder von den Drangſalen des Krieges bewahrt blieben. Auf dieſes Ziel nun hinſtrebend, ſetzten einige Glieder der Union mit den böhmiſchen Utraquiſten ſich in Verbindung, verſprachen alle mögliche Unterſtützung, und bethörten das unglückliche Volk. Wie aber gar oft die fein angelegteſten Pläne der Menſchen durch Einwirkung eines höheren Geſchickes gerade einen gegentheiligen Erfolg erlangen, wie die Grube, die ſie anderen graben, meiſtens zu ihrem eigenen Falle dient, ſo ging denn auch nun aus einigen, anfänglich den Meuterern günſtig ſcheinenden Vorfällen das größte Verderben für Böhmen, ja ſelbſt für ganz Deutſchland hervor.

Nach gewohnter Weiſe machten denn die Proteſtanten den Anfang zu den jetzt eintretenden blutigen Wirren. Es befand ſich nämlich in dem von Rudolph II. ertheilten Majeſtätsbriefe die ausdrückliche Beſtimmung, daß nur den Ständen und königlichen Städten, doch keineswegs den Unterthanen katholiſcher

Gutsbeſitzer auf katholiſchem Grund und Boden die Erbauung proteſtantiſcher Kirchen erlaubt ſey. Als nun trotz jener Beſtimmung die Unterthanen des Erzbiſchofs von Prag zu Kloſtergrab, und jene des Abtes zu Braunau, an eben dieſem Orte gegen den Willen ihrer Gutsherrn doch ſolche Kirchen erbauten, wurde auf kaiſerlichen Befehl die erſtere niedergeriſſen, die andere aber verſchloſſen, und wegen des dabei entſtandenen Aufruhrs mehrere Braunauer Bürger gefänglich eingezogen. Wie gewöhnlich ſchrieen nun alle Proteſtanten über Religionsbeſchränkung und Verletzung des Majeſtätsbriefes, und die einmal erhitzte Menge fand ſchnell in dem Grafen Mathias von Thurn einen entſchloſſenen und ehrgeizigen Anführer, der zum Defenſor des evangeliſchen Glaubens erwählt, als ſolcher die proteſtantiſchen Stände zuſammenrief, um durch die Verbindung Aller die Keckheit der Einzelnen zu ſteigern, und durch gemeinſchaftliche Verbrechen jeden Rücktritt unmöglich zu machen. Indem nun die Stände von dem Kaiſer die Freilaſſung der gefangenen Braunauer Bürger und die Beſeitigung der Beſchwerden wegen der beiden Kirchen begehrt, hierauf aber eine, ihr Benehmen ſehr tadelnde Antwort erhalten hatten, ſo begaben ſie ſich am 23. Mai 1618 großentheils bewaffnet und von ihren Knechten begleitet auf das königliche Schloß zu Prag, verlangten von den dort anweſenden Statthaltern Sternberg, Lobkowiz, Slavata und Martinitz die Namen derjenigen zu wiſſen, die dieſes ſtrenge kaiſerliche Schreiben veranlaßt hatten, und als auch hierin ihnen wegen des Dienſteides nicht willfahrt wurde, führten ſie den, von jeder Gewaltthat abmahnenden Sternberg und ſeinen Collegen Lobkowiz in ein anderes Zimmer, und warfen hernach den Martinitz und Slavata, ſammt dem Geheimſchreiber Fabricius zum Fenſter hinaus, die jedoch alle drei, obgleich ſie aus einer Höhe von 28 Ellen herunterſtürzten, am Leben blieben, da ſie auf einen weichen Boden von Papiertrümmern und anderm Kehricht gefallen waren, und von den ihnen nachgeſendeten Kugeln nicht getroffen wurden.

Mit dem Fenſterſturz zu Prag begann demnach die große, blutige, gräuelvolle Tragödie, die während dreißig Jahren in fünf Acten auf deutſchem Boden geſpielt und nicht eher beendet

wurde, bis die Hauptakteure und selbst die Statisten fehlten, und der Schauplatz völlig verödet, und zum bösen Spiel nicht mehr brauchbar war. Denn durch diese Gewaltthat, an königlichen Statthaltern begangen, hatten nun die Protestanten ihren Rubricon überschritten, und der Folgen gedenkend, rüsteten sie sich sogleich zu einem Kampfe auf Leben und Tod. Um also das rechtmäßige Oberhaupt ganz zu verdrängen, und der Natur aller Revolutionen gemäß, auch der kirchlichen die politische folgen zu lassen, ernannten sie dreißig Direktoren, nahmen die kaiserlichen Beamten in Eid und Pflicht, bemächtigten sich der königlichen Gefälle, hoben Truppen aus, an deren Spitze sie den Grafen Mathias Thurn stellten, und suchten mit den benachbarten Staaten Bündnisse gegen Oesterreich zu schließen. Vergeblich waren daher alle Versuche und Ermahnungen des alten kränklichen Kaisers zum Frieden; noch vergeblicher aber das Einrücken seiner Generale Boucquoi und Dampierre in Böhmen selbst, indem ihre Corps zu schwach waren, um den böhmischen Rebellen, die von allen Seiten Verstärkungen erhielten, die Spitze zu bieten. Denn nicht bloß die Schlesier und Lausitzer, auch die protestantischen Oesterreicher traten auf ihre Seite, und der Graf Georg Friedrich von Hohenlohe führte ihnen ein eigenes Corps aus Deutschland zu, während die Union ihnen 4000 Mann unter dem Grafen Mansfeld sandte. Rasch zog nun dieser Glücksritter allenthalben Verstärkungen an sich, rückte vor Pilsen, eroberte es mit Sturm (21. Nov. 1618) und vertrieb die Kaiserlichen aus ganz Böhmen, so daß die Stadt Budweis allein in den Händen des Kaisers verblieb.

Mißmuthig über so viele vergebliche Versuche, dem Uebel der Zeit zu steuern, schwand nun die Lebenskraft des alten Kaisers immer mehr, bis endlich der Tod auch ihn in seinem 63sten Lebensjahre von seinen irdischen Leiden befreite (20. März 1619).

Ferdinand II.
(1619 — 1637).

Der dreißigjährige, Deutſchland völlig verwüſtende Krieg.

Quis talia fando, temperet a lacrymis? — Virg.

Erſte Periode.

Ferdinand II. im Kampfe mit Friedrich V., dem böhmiſchen Rebellen-König, und ſeinen Raubgehilfen.

Wenn Luther ſchon im ſechszehnten, wie ſeine Nachbeter im ſiebenzehnten Jahrhundert wegen des Beſtandes ihrer Lehre auf die bekannten Worte Gamaliels ſich bezogen, ſo haben dieſe ſo wenig wie jener den wahren und tiefen Sinn derſelben gehörig erkannt. Denn die ewige Erhaltung der wahren Gotteskirche, die Chriſtus ſelbſt verhieß, ſchließt keineswegs die zeitweilige Erhaltung der falſchen Menſchenkirchen aus, und was der große Weltregierer zum Beſten der Menſchheit bei der erſtern immer gethan, kann er auch zur Strafe derſelben bei den letztern zulaſſen. So zeigt uns denn die Geſchichte nicht bloß den wahren Fortbeſtand der Weltkirche Chriſti ſeit 1800 Jahren, ſondern ſie legt uns auch das bald längere bald kürzere Beſtehen von ſo vielen Ketzereien und Irrlehren durch alle Jahrhunderte vor Augen. — Gingen demnach aus der gräuelvollen Gottloſigkeit der damaligen Menſchheit die gräuelvollen, gottloſen Lehren eines Luther, Calvin, Zwingli u. ſ. w. hervor, ſo erhielten ſie doch nur durch die politiſchen Wirren und durch die Charaktere der regierenden Fürſten Aufnahme und Beſtand. So waren es denn die ſächſiſchen Churfürſten und der doppeltbeweibte Philipp, die aus Habſucht und anderen niedrigen Leidenſchaften den Eingang der falſchen Lehren bei ihren Völkern erzwangen, während Carl V. und Ferdinand I., anderwärts vielfach beſchäftigt, ſie wenig bekämpfen konnten, Maximilian ſie ſelbſt begünſtigte, Rudolph II.

und Mathias aber weder den festen Willen noch die rechte Kraft zu ihrer Vertilgung besaßen. Deutschland stand damals auf dem Punkte, durch die Böswilligkeit seiner meisten Fürsten sich gänzlich aus seinem Heiligthume vertrieben zu sehen; da erbarmte sich aber seiner der Herr und erweckte ihm zwei große Kirchenhelden, den Kaiser Ferdinand II. und den Herzog Maximilian von Bayern, der als wahrer Christ und treuer Freund jenem immer zur Seite stand.

Aus allen frühern Vorgängen, besonders den letztern zu Prag, hatte aber Ferdinand die fortdauernde Entwickelung jener kirchlichen und politischen Revolution erkannt, in der die Revolutionsmänner jede Concession nur als einen Fortschritt betrachteten, der wieder zu neuen Concessionen führe, um zuletzt mit der Herrschaft des Protestantismus und mit Aufstellung eines andern Regentenhauses zu endigen. In dieser Ueberzeugung fühlte er denn die dringende Nothwendigkeit, die Bahn der Nachgiebigkeit zu verlassen, und mit Gottes Hilfe einen großen und entscheidenden Kampf zu beginnen. Wenn wir nun die äußerst schwierigen Verhältnisse, in welchen Ferdinand die Regierung seiner Erblande antrat, wohl erwägen, wenn wir sehen, wie in dieser unglücklichen Zeit der Verwirrung und Entzweiung, des Argwohns und des Parteigeistes drei Viertheile seiner Länder gegen ihn selbst sich waffneten, die Türken ihn bedrohten, und der wüthendste Haß aller in- und ausländischen Protestanten ihn verfolgte, so müssen wir uns gestehen, daß die Gottheit durch die Größe seiner Gefahren auch die Größe seiner Errettung der Welt habe zeigen und sein felsenfestes Vertrauen auf den Gekreuzigten sichtbar und oft sehr überraschend habe belohnen wollen. Als daher in den ersten Tagen seiner Regierung der Graf Thurn mit den böhmischen Schaaren Wien umzingelte, den Fürsten selbst in seiner kaiserlichen Burg beschoß, und schon von dessen Einsperrung in ein Kloster, von der protestantischen Erziehung seiner Kinder und der Hinrichtung seiner Räthe gesprochen wurde; als ferner sechszehn Mitglieder der österreichischen Stände des Fürsten Einwilligung zu ihrer Bewaffnung und Verbindung mit den Böhmen sehr ungestüm forderten, und einer sogar den Zögernden an dem Knopfe seines

Wamms ergriff und mit den Worten anschnaubte: „Ferdinand, willst du unterschreiben?“ — da ertönte auf einmal zum größten Schrecken der Majestätsbeleidiger ein Trompetenschall auf dem Burgplatze, und das Reuterregiment Dampierre, welches unvermuthet durch das vom Feinde noch unbesetzte Fischerthor in die Stadt eingerückt war, stellte in diesem wichtigen Augenblicke zur Vertheidigung des eingeschlossenen und hartbedrängten Fürsten streitgerüstet sich auf. Indem nun auch bald Fußvolk nachfolgte, und die katholischen Bürger nebst den Studenten zu den Waffen griffen, so verschwand mit einmal die Gefahr wegen des innern und äußern Feindes, die selbst durch den Sieg des Generals Boucquoi über den Grafen Mansfeld und sein Vorrücken gegen Prag gänzlich beseitigt wurde, indem der Graf Thurn in Eile aufbrach, um die Hauptstadt Böhmens zu entsetzen.

Auf diese Art befreit, begab sich Ferdinand II. schnell nach München, wo er mit seinem trauten Freunde, dem Herzoge Maximilian von Bayern, über die Angelegenheiten des Tags sich besprach, und von diesem Haupte der Liga die trostreiche Zusage erhielt, daß der katholische Bund ihn kräftigst unterstützen werde, worauf er dann zu der Kaiserwahl nach Frankfurt eilte, und dort trotz aller Chikanen der protestantischen Union und der böhmischen Rebellen zum Kaiser erwählt und am 6. September 1619 gekrönt wurde.

Noch blieb Ferdinands Lage sehr bedenklich. Denn während er zu Frankfurt die Kaiserkrone erhielt, verlor er aber zu Prag die Königskrone, indem die böhmischen Hochverräther in Verbindung mit den Ständen von Mähren, Schlesien, der Lausitz, und selbst von Ober- und Niederösterreich, ihn als den Erbfeind aller Gewissensfreiheit und als den Sklaven von Spanien und somit aller Ansprüche auf den Thron Böhmens verlustig erklärten, und am 27. August 1619 den Churfürsten Friedrich von der Pfalz zu ihrem Könige wählten.

Als hievon die Kunde sich in Deutschland verbreitete, schrieb der Herzog von Bayern unterm 11. September 1619 eigenhändig an seinen Verwandten, den Churfürsten Friedrich, nachstehende freundschaftliche Warnung: „Es ist mir die Nachricht geworden,

daß Euer Liebden der Antrag geſchehen, als König nach Böhmen zu gehen; ſo doch nicht ſeyn ſoll, maßen das Unrecht, und großes Unglück über E. L. Land und Leute bringen wird. Ich kann hier nur widerrathen, das nicht zu thun, ſondern dem Beiſpiele anderer Fürſten und Herren zu folgen, die ſolche Kron ausgeſchlagen; denn es iſt auch dieſem Volke gar nicht zu trauen. Wer ſeinem rechtmäßig angebornen Herrn und König untreu und widerſpenſtig geworden, wirds um ſo leichter einem fremden. Die Krone iſt von Gott den Fürſten beſcheert, und kein Volk mag mit Recht dieſelbe vergeben, weil es Meineid iſt, was es thut. Auch ſollte kein guter und frommer Fürſt ein meineidig und aufrühriſch Volk unterſtützen und auf keine Weiſe behülflich ſeyn, anſonſt ſitzt keinem Fürſten ſeine Krone oder ſein Fürſtenhut mehr ſicher auf ſeinem Haupte, und meine Bayern und Ihre Unterthanen von der Pfalz mögen über kurz oder lang das Nämliche auch thun. E. L. mögen das wohl überlegen und nicht wagen, gegen Kaiſerliche Majeſtät und Reich „Felonie“ zu begehen, indem ſie den tumultuariſchen Leuten in Böheim irgend auf eine Weiſe behülflich ſind, oder gar ihr König werden. Geſchieht ſo etwas, und wollen E. L. meinen gutgemeinten Rath nicht annehmen, ſo thut es mir leid, Denſelben ſagen zu müſſen, daß ich der Erſte bin, der gegen die Böhmen und ihren unrechtmäßigen König zu Felde zieht, damit löbliche Ordnung und mit ihr Sicherheit und Ruhe im Reiche bleibe und beſtehe, und nicht das Fauſtrecht wiederkehren möge, am Ende aber gar kein Fürſt mehr ſicher iſt. Es ſind jetzt unruhige Zeiten; denn Wölfe ziehen umher, und zehren auf, was heilig und gut iſt, und bleiben ſoll. Wir müſſen auf Gott vertrauen und Gerechtigkeit üben, daß auch wir Gerechtigkeit erfahren hier zeitlich und dort ewiglich. Ich bitt E. L. dieß mein Schreiben wohl zu erwägen, und meine gute Meinung und Rath nicht zu verwerfen, und ſich durch Hochmuth nicht blenden und durch Frauenred irre machen zu laſſen, ſondern als ein getreuer Churfürſt dem Kaiſer und Reich wohl zugethan und hold zu bleiben, und für Dero Land und Leute beſorgt zu ſeyn.“ — Als nun Friedrich ſeine Wahl zum böhmiſchen Könige dem Herzoge durch eine eigene Geſandt-

ſchaft melden ließ, warnte ihn dieſer nochmals in einem zweiten Schreiben (24. September 1619). Selbſt Jacob I., König von England, und Schwiegervater Friedrichs, ſowie der Churfürſt von Sachſen, erließen gleiche Abmahnungsſchreiben, und Ferdinand, der Kaiſer, ließ ihm wegen der Annahme der Krone durch einen eigenen Geſandten die ernſtlichſten Vorſtellungen machen. — Wen aber Gott verderben will, den überläßt er der Verblendung, und ſo verblendeten und verführten ihn nicht allein der Glanz der Krone, das dringliche Zureden ſeiner ehrgeizigen Gemahlin, ſo wie jenes des Fürſten Chriſtian von Anhalt und des fanatiſchen Hofpredigers Scultetus, ſondern ſelbſt die geſteigerte Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, indem auch die Proteſtanten in Ungarn den König Ferdinand entſetzt, und den Fürſten von Siebenbürgen, Bethlem Gabor, zu ihrem Fürſten gemacht hatten, der ſogleich mit einem mächtigen Heer herbeieilte, die kaiſerlichen Corps vertrieb, und das ganze Land ſich unterwarf. — Alles dieß beſtimmte ihn nun zur Annahme der böhmiſchen Krone um ſo leichter, weil jene ſeinen Wünſchen entſprach, weßhalb er nach Heidelberg abreiste, um dort die nöthigen Vorkehrungen für die Zukunft zu treffen. Hier erhielt er ein Schreiben von den ſämmtlichen Churfürſten, worin ſie ihm die nachdrücklichſten Vorſtellungen wegen ſeines Unternehmens machten, und in einem wahrhaft prophetiſchen Geiſte vorausſagten: „wie aus dieſem kühnen Wageſtücke ein ſolch allgemeiner Krieg und Aufſtand im Reiche ſich erheben möchte, daß von dem erſchrecklichen Blutvergießen, Land- und Leut-Verderben und von deſſen Urſachen die Hiſtorien, ſo lange die Welt ſteht, zu reden haben werden; wie das heilige Reich, das mit aller Welt Lob und Verwunderung viel hundert Jahre florirt, den Türken und Ausländern zu einem Raubhaus ausgeſtellt, und die uralte deutſche Freiheit in unſerm geliebten Vaterlande in eine ewige, erbärmliche Dienſtbarkeit verändert werde: und wie zu beſorgen ſey, daß er und ſie den Ausgang dieſes blutigen Krieges nicht erleben werden.“ — Während alſo die Churfürſten die Rolle der Caſſandra ſpielten, hatte Friedrich ſchon die böhmiſche Wahlurkunde unterzeichnet, empfing hierauf zu Waldſaſſen die erſte Huldigung der

Böhmen, hielt am 31. October ſeinen Einzug in Prag, und wurde am 4. November mit großer Pracht und Feierlichkeit gekrönt.

Während nun die proteſtantiſche Union für die Sache Friedrichs ſich waffnete, hatte aber auch der Kaiſer große Geldunterſtützungen von Spanien, die Alliance mit der katholiſchen Liga und zugleich das innigſte und wichtigſte Bündniß mit dem Herzog Maximilian von Bayern erlangt, indem dieſer über größere Streitkräfte, als Ferdinand hatte, verfügen konnte, weil das kirchentreue Bayern von Religionsunruhen frei war.

War es aber der Geiſt des Hochmuths und religiöſen Fanatismus, durch den Friedrich V. zur Annahme der böhmiſchen Krone verleitet wurde, ſo führte aber jener auch ſeinen ſchmählichen Fall ſchnell herbei. — Denn geleitet durch ſeinen intoleranten Calvinismus, ließ er ſchon in den erſten Wochen ſeiner Regierung die prachtvolle Domkirche zu Prag den Katholiken abnehmen und ſie den Calviniſten übergeben, worauf dieſe unter Anführung einer königlichen Commiſſion und des Hofpredigers Scultetus am 21. Dezember 1619 alle Altäre niederriſſen, und die Crucifixe und Statüen der Heiligen mit Aexten zertrümmerten. Selbſt das herrliche Altargemälde von dem berühmten Lucas Cranach wurde in Stücke zerſetzt, die Gräber der Heiligen ihrer Zierden beraubt, und die Gebeine vieler entehrt, zerſchlagen und verbrannt. Auch das herrliche Crucifix, das über dem Chor ſtand, und die Arbeiter aus Achtung gegen die Kunſt langſam herablaſſen wollten, mußte heruntergeworfen werden, und ein böhmiſcher Calviniſt von Adel trat herbei, gab ihm einen Fußtritt, und ſprach die gotteslästerlichen Worte: „Hier liegſt du, Armer: hilf dir ſelber.“ — Nachdem auf dieſe Weiſe das prachtvolle Gotteshaus in einen Stall für Ochſen und Eſel verwandelt war, wurde auch am erſten Weihnachtstage der entſprechende Gottesdienſt darin eingeführt; da, wo früher der Hochaltar geſtanden, war nun ein Tiſch mit zwölf Seſſeln aufgeſtellt, und auf dem Tiſche befand ſich ein Kuchen und ein Trinkgefäß. Alsbald erſchien der König, ſetzte ſich, brach ein Stück vom Kuchen ab, und aß und trank. Den Uebrigen, die dieſes Abendmahl mithalten wollten, wurden Stücke des Kuchens auf einem Teller gereicht, worauf ſie einen ordentlichen Trunk

thaten. In einer hierauf gehaltenen Predigt entwickelte Scultetus die Gründe, welche den König bestimmten, durch Reinigung der Kirchen von allen Bildern und Statüen das hochgeistige Wesen der calviniſtiſchen Lehre in der froſtigen, ſchauerlichen, gruftartigen Leere der Kirchen zu zeigen. Wirklich erfolgte wenige Tage hernach eine königliche Verordnung, gemäß welcher alle Kirchen im Königreiche nach dem Muſter der prager Domkirche gereinigt, der Gottesdienſt, wie dort, gehalten und den Kranken das Abendmahl nicht mehr gereicht werden ſollte.

Dieſe Tollheiten, die nun kein gemeines Geſindel, wie früher die bilderſtürmenden Wiedertäufer waren, ſondern ein König beging, mußten alle Chriſten im In- und Ausland empören und ſelbſt Schrecken unter den Mitgliedern der Union verbreiten. Indem nun im Frühjahre 1620 die Heere der Union und Liga ſchlagfertig im Felde ſtanden, Frankreich aber nur das Lutherthum, keineswegs aber den Calvinismus in Deutſchland hegen wollte, und deßhalb die Uebermacht der Calviniſten mehr fürchtete, als es die Demüthigung des öſterreichiſchen Hauſes für den Augenblick wünſchte, ſo fiel es ihm nicht ſchwer, zwiſchen der Union und der Liga einen Vertrag zu vermitteln, wodurch beide Theile Friede und Ruhe ſich gelobten; überdieß auch die Union jedes Antheils an den böhmiſchen Wirren ſich begeben, und ihren Beiſtand für Friedrich V. nicht über die pfälziſchen Länder ausdehnen ſollte (3. Juli 1620). Dieſer Vertrag ſetzte nun den Anführer des ligiſtiſchen Heeres, den Herzog Maximilian von Bayern, in den Stand, ſeinem Freunde Ferdinand II. mit Macht zu Hilfe zu eilen, indem dieſer ſchon mit einem polniſchen Hilfsheer von 8000 Mann den Kampf mit den öſterreichiſchen Rebellen begonnen, und am 30. April nochmals unter Androhung der Acht den fürſtlichen Rebellen Friedrich V. aufgefordert hatte, Böhmen bis zum 1. Juni zu räumen. — Raſch brach nun der Herzog Maximilian, dem das Hauptbanner mit dem Muttergottesbilde vorgetragen wurde, an der Spitze von 32,000 Mann in Oeſterreich ein; den Vortrab befehligte Alexander von Haslang, dem der Obergeneral Johann Tſercläes, Freiherr von Tilly, aus einem alten brabantiſchen Geſchlecht, mit dem Kern des

Heeres folgte. Auch General Ambrosius Spinola drang am 23. Juli 1620 mit 24,000 Spaniern von den Niederlanden aus gegen die Unterpfalz vor, und der Churfürst Johann Georg I., der durch das Versprechen, die weltlichen Inhaber der geistlichen Güter sollten in ihrem Besitze nicht gestört werden, mit Ferdinand sich verbunden hatte, ließ ein Heer in die Lausitz gegen den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf einrücken. Diese sämmtlichen Bewegungen geschahen zu gleicher Zeit und mit glücklichem Erfolge. Schnell unterwarf sich jetzt Ober-Oesterreich, und seine Stände mußten am 20. August unbedingt huldigen, nachdem sie die billigen Bedingungen, die ihnen Ferdinand geboten, früher verschmäht hatten. Da die Mehrzahl der Stände von Nieder-Oesterreich schon am 13. Juli unter Bestätigung der frühern Rechte ihrem rechtmäßigen Herrn gehuldigt hatte, so wurden am 12. September jene, welche die Huldigung hartnäckig versagten, für Aufrührer erklärt. — Nachdem die Ordnung in Oesterreich hergestellt, und das ligistische Heer unter Tilly mit dem kaiserlichen unter Boucquoi vereinigt war, drang Maximilian in Böhmen ein, und forderte noch einmal Friedrich V. zur Niederlegung der böhmischen Krone, die Stände aber zur Unterwerfung unter ihren rechtmäßigen Herrn sehr dringend auf, wobei er im Falle des Gehorsams ihnen sogar die kaiserliche Gnade zusagte. Da jedoch den Revolutionsmännern, an deren Spitze der Graf Thurn, der große Verbrecher, stand, so wie den Glücksrittern, deren Haupt Christian von Anhalt war, Ruhe und Frieden nicht zusagten, so wollten denn die Verblendeten den Kampf auf Leben und Tod wagen.

Gedrängt von dem kaiserlich-ligistischen Heere, zogen sich die Böhmen und ihre Verbündete auf den weißen Berg bei Prag zurück, wo das für sie äußerst günstige Terrain ihre geringe Anzahl vielfach ersetzte. Am 8. November 1620 stellte der Fürst Christian von Anhalt, der für einen guten Feldherrn galt, die böhmische Armee (21,000 Mann stark) in gut gewählter Stellung auf, wobei viele, mit dem Kriegswesen wohl bekannte Chefs, wie die Grafen von Hohenlohe, von Thurn, von Solms, von Hollach, und auch der älteste Sohn Christians von An-

halt u. A. unter ihm commandirten. — Auch das kaiſerlich-ligiſtiſche Heer (32,000 Mann ſtark) erſchien am frühen Morgen jenes Tages, ſtellte ſich dem feindlichen gegenüber, und trieb deſſen Vorhut in die Verſchanzungen mit ſolcher Hitze zurück, daß ſogleich die Schlacht begonnen hätte, wenn Maximilian nicht ſehr ernſtlich eingeſchritten wäre. Während nun der kaiſerliche General Boucquoi, der immer ſehr bedächtlich und damals ſelbſt fieberkrank war, bei dem für den Feind ſo günſtigen Terrain zu militäriſchen Demonſtrationen, zu Flankenbewegungen und Umgehung der feindlichen Stellung rieth, Maximilian und Tilly aber ſich für einen ſchnellen und nachdrucksvollen Angriff erklärten, und die Generale unter ſich darüber ſtritten, trat der Pater Dominicus de Jeſu Maria, ein äußerſt humaner und allgemein verehrter Carmelite aus Spanien, unter ſie und ſprach die prophetiſchen Worte: „Ach, Söhne der Kirche! iſt es jetzt Zeit, zu zweifeln, zu zaudern? Wie jetzt, da der Herr ſeine und euere Feinde in euere Hände gibt, ſollten wir ſie nicht angreifen? ſie, die wir, ſo gewiß wir leben, überwinden werden? O glücklicher Streit, der für Gott geſtritten wird! Ja, Herren, es handelt ſich hier um Gottes Sache. Auf denn, auf! vertheidigt ſie tapfer, und ſeyd gewiß, daß er euch den Sieg geben wird. Die Feinde, welche uns gegenüber ſtehen, ſtützen ſich auf ihren Stolz, wir aber uns auf die göttliche Allmacht. Sehet — (indem er dieß ſagte, zeigte er ein von Calviniſten verſtümmeltes Marienbild vor) — ſehet, was ſie dem Bilde der heiligen Mutter gethan haben! Fürwahr, dieſe wird euch beſchützen, und Gott wird ihre Ehre retten. Vertraut auf den Herrn und geht kühn in die Schlacht!“ — „Nun denn,“ ſagten hierauf die Feldherren, „im Namen Gottes, für den wir kämpfen, ſoll die Schlacht beginnen, und „heilige Maria“ ſoll das Looſungswort des Heeres ſeyn.“ Es war zwölf Uhr Mittags, gerade an dem Sonntag, an welchem die Kirche die Worte ihres Stifters: „Gebt Gott, was Gottes iſt, und dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt,“ ihren Gläubigen vorträgt, als Tilly und Tiefenbach unter einem heftigen Artilleriefeuer das Vordertreffen den Berg hinauf führten, während Maximilian und Boucquoi im Hintertreffen den Gang der Schlacht beobachteten,

um bei jedem Ereigniſſe die nöthigen Befehle zu ertheilen und ſchnelle Hilfe zu leiſten. Anfänglich ſchien das Glück den Böhmen zu lächeln, indem der junge muthige Fürſt von Anhalt mit ſeiner ganzen Reiterei auf die Regimenter Tiefenbach und Brenner ſich warf, ſie zerſprengte, den Oberſten Brenner zum Gefangenen machte, und den Sieg an ſich zu feſſeln ſchien. Als jedoch die Wallonen unter ihrem Oberſten Vertugo jeden Angriff muthig abſchlugen, Maximilian und Boucquoi mit dem Degen in der Hand die Zerſtreuten wieder zuſammentrieben, und ein bayeriſches Reutercorps, unter dem Oberſten Kratz, mit Löwenmuth auf die feindlichen Schaaren eindrang, den Oberſten Brenner befreite und den jungen Fürſten zum Gefangenen machte, ſo war das Schickſal des Tages entſchieden. Denn unter dem böhmiſchen Heere fehlte der Geiſt der Ordnung, der Einheit und des Gehorſams, weßhalb auch nach einem kurzen Kampfe das ganze Heer zerſtieb und nach allen Seiten flüchtete. Bloß die Mähren zeigten ſich unter der Anführung des jungen Grafen von Schlick und von Thurn als tapfere Streiter und fielen mit Wunden bedeckt auf dem Schlachtfelde. Der junge Graf Schlick wurde gefangen, Thurn aber entfloh; hundert Fahnen, zehn Kanonen und fünfhundert Gefangene fielen dem Sieger in die Hände. Die Böhmen zählten bei 4000, die Kaiſerlichen und Bayern kaum 400 Todten. — Unter den Leichnamen auf dem Schlachtfeld fand man auch den berühmten Heinrich von Pappenheim, Oberſter bei dem Heere der Liga, der mit ſechs gefährlichen und vierzehn geringern Wunden bedeckt, doch wieder ins Leben gebracht wurde, und noch lange als der fürchterlichſte Kämpfer für die Kirche erſchien. — Nach einem Kampfe, der nur eine Stunde währte, errang alſo Maximilian den vollkommenſten Sieg und konnte mit Horaz ſagen: „et mihi forsan, tibi quod negavit, porriget — hora.“ —

Während Friedrich an der Mittagstafel ſpeiste, erhielt er die ſchmerzliche Kunde von dem unerwarteten Anfang und unglücklichen Ende der Schlacht. Peinlich aufgeſchreckt, ſah er vom Stadtwalle herab ſeine flüchtigen Schaaren in die Mauern von Prag ſich drängen, während das katholiſche Heer unverweilt

ſich näherte. In dieſer Noth bat er den Herzog von Bayern, ſeinen Verwandten, um einen Waffenſtillſtand von 24 Stunden, und äußerte dabei ſeinen Wunſch zu unterhandeln. Maximilian aber gewährte nur einen Stillſtand von acht Stunden und machte zugleich die Verzichtleiſtung auf die böhmiſche Krone zur erſten Bedingung jeder Unterhandlung. Da verlor nun Friedrich Muth und Beſinnung, und jede Hoffnung aufgebend, floh er am frühen Morgen des 9. Novembers mit andern Rebellen in ſolcher Eile davon, daß er ſelbſt ſeine Krone, und der Fürſt von Anhalt, zum Unglück Vieler, ſeine geheimſten Papiere zurückließ. — In Breslau fand er zwar noch auf kurze Zeit Sicherheit, und hatte ſelbſt die Abſicht, den Krieg fortzuſetzen, indem er den Grafen Ernſt von Mansfeld, der noch die böhmiſche Städte Pilſen und Tabor beſetzt hielt, zu ſeinem Feldmarſchall ernannte. Als jedoch die Schleſier auf das Anerbieten des Churfürſten von Sachſen, die Vermittelung für ſie zu übernehmen, eingingen, verließ Friedrich auch Schleſien (6. Juni 1621) und ging, da ſeine Erbländer von Spanier und Bayern beſetzt wurden, mit ſeiner Gemahlin nach Holland.

Höchſt merkwürdig bleibt demnach die Schlacht am weißen Berge, wo jene Böhmen, die einſt ganz Deutſchland zittern machten, trotz ihrer trefflichen Stellung in ſo kurzer Zeit völlig geſchlagen wurden, und der herrlichſte, von dem kaiſerlich-ligiſtiſchen Heere errungene Sieg um ſo mehr als ein wahres Gottesurtheil erſcheint, da er auf einmal den ganzen Streit wegen des Beſitzes der böhmiſchen Krone entſchied, den Afterkönig Friedrich aus allen ſeinen Ländern vertrieb, und ihn, als gekrönten Calviniſten, recht ſchmählich in die calviniſtiſche Republik der Holländer verwies, die ihm einen jährlichen Gnadengehalt von 150,000 Gulden abreichten. — In ſeiner Verblendung hatte alſo der Churfürſt die Stelle jenes Hundes in der Fabel geſpielt, der mit einem Stück Fleiſch im Maul durch den Fluß ſchwimmend, aus Begierde nach dem Schatten deſſelben ſchnappte, und hierdurch das Ganze verlor.

Wenige Stunden nach Friedrichs Flucht zog Maximilian in Prag ein, wo am 11. November die Bürger und einige Tage

ſpäter auch die Stände ihrem rechtmäßigen Könige Ferdinand huldigten. Sie thaten demuthsvolle Abbitte wegen ihrer Theilnahme an der Empörung, lieferten die Bundesurkunden aus, und leiſteten aufs neue den Eid der Treue und des Gehorſams. Maximilian aber, der mit dem nöthigen Ernſte große Milde und Schonung verband, verwies die Schuldigen an die Gnade ihres Königs, übergab dem Statthalter Fürſten Carl von Lichtenſtein die weitere Beſorgung der böhmiſchen Angelegenheiten, dem Tilly aber den größeren Theil des Heeres, und kehrte nach München zurück, wo er jubelnd empfangen wurde, und zuerſt in der Liebenfrauenkirche für ſein Waffenglück Gott dankte, ehe er ſeinen fürſtlichen Palaſt betrat.

Obwohl nun der neue Statthalter durch ſeine Gerechtigkeit, Mäßigung und Klugheit ſich die allgemeine Achtung und Liebe erwarb, und überdieß zu der größten Milde hinneigte, ſo konnte und durfte er doch nicht die Einſetzung eines Gerichts hindern, das aus zwölf vornehmen Böhmen und Oeſterreichern beſtehend, zur Unterſuchung, Aburtheilung und Beſtrafung der Hauptverbrecher beſtimmt war. Jene Häupter der Revolution, die nach der Schlacht am weißen Berge, durch das gütige und freundliche Benehmen des Statthalters ſicher gemacht, wieder in Prag ſich eingefunden hatten, waren aber durch ein höheres Geſchick ſo verblendet, daß ſelbſt Tilly's wohlgemeinte Bemühungen, ſie zur Flucht zu bewegen, bei ihnen keinen Anklang fanden, und ſo wurden ſie denn plötzlich an einem Tage verhaftet, ſiebenundzwanzig Abweſende aber, unter denen auch der Graf Thurn ſich befand, aufgefordert, ſich vor Gericht zu ſtellen, wozu dieſe natürlich keinen Beruf fühlten.

Bei ſo vielen hochverrätheriſchen Thaten und Schriften, welche die Empörer nicht läugnen konnten, war denn die gerichtliche Unterſuchung nicht ſchwierig; ſie wurde demnach auch ſehr raſch betrieben, die Urtheile mit der größten Gerechtigkeit nach den Landesgeſetzen gefällt, und ſämmtliche Acten nach Wien geſendet. Lange ſträubte ſich der fromme und edle Kaiſer, ſo viele Bluturtheile zu unterzeichnen, und Thränen im Auge zitterte ſeine menſchliche Hand. Da ſtellten ihm nun ſeine Räthe vor:

„Wozu denn Geſetze wären, wenn ſie nicht vollzogen würden? Er möchte doch überlegen, in welche große Gefahr durch der Schuldigen Hochverrath die politiſche Exiſtenz der ganzen öſterreichiſchen Monarchie verſetzt, wie vieler Tauſenden Blut unſchuldig vergoſſen worden, um dieſe zu erhalten; er ſolle ſich erinnern, daß ſich die rebelliſchen Böhmen nicht auf ihr Land allein beſchränkt hatten, ſondern bewaffnet in das Herz von Oeſterreich gedrungen, auf Wien losgegangen wären, und mit dem Rebellen Bethlen Gabor in ſtaatsgefährliche Verbindungen ſich eingelaſſen, dem Kaiſer ſeine Krone mit Gewalt geraubt, ſie auf eines andern Fürſten Haupt geſetzt, und ſeiner Majeſtät öffentlich Hohn geſprochen hätte; er ſolle erwägen, daß nach den Geſetzen eines jeden Staats ſchon der Verſuch des Hochverrathes als vollbrachte That angeſehen, und mit dem Tode beſtraft werde, und hier ſey nicht bloß Verſuch, ſondern das wirklich vollbrachte ſchändliche Verbrechen ſelbſt.“ Dabei bemerkten ſie noch, daß die von den Richtern ausgeſprochene Strafe nur auf Wenige, der Schrecken auf Viele, und das Beiſpiel auf Alle ſich ausdehne, und bewogen hierdurch den Kaiſer, der Gerechtigkeit ihren Lauf zu laſſen, und die Urtheile der Richter zu unterzeichnen, denen er jedoch noch viele Milderungen beifügte. So wurden denn am 20. Juni 1621 27 zum Tode Verurtheilte in verſchloſſenen Wagen nach dem Altſtädter Rathhaus gebracht, und am folgenden Tage auf einem dort errichteten, ſchwarz behängten Schaffote und zwar die 24 Adelichen (unter denen der von Sachſen ausgelieferte ältere Graf von Schlick, und vielleicht auch jener, der im Dome das Cruzifix mit Füßen trat, ſich befanden) durch das Schwert, drei Bürgerlichen aber durch den Strang hingerichtet. Die übrigen wurden theils zu lebenslänglicher Gefangenſchaft, theils zu Leibesſtrafen, alle aber zum Verluſte ihrer Güter verdammt. — Nachdem dieſes gerechte Beiſpiel der Strenge zum Schrecken aller Meuterei gegeben, der Majeſtätsbrief von des Kaiſers eigenen Händen zernichtet, und alle frühere, in Sachen der Religion ertheilten Privilegien und Freiheiten, die den landesverderblichen Uebermuth groß geſäugt hatten, aufgehoben waren, reinigte Ferdinand II. ſeine Erblande ſoviel wie mög-

lich von dem eingedrungenen Geiſte der Sectirerei, ein zwar ſehr ſchwieriges Unternehmen, das ihm jedoch in wenigen Jahren ohne Dragonaden und Bluthochzeiten, bloß durch ſeine eigene Frömmigkeit und fürſtliches Beiſpiel, wie durch ſeine muthvolle Standhaftigkeit, Ausdauer und ſtrenge Handhabung der Trienter Reformationsbeſchlüſſe mit Hilfe der Jeſuiten größtentheils gelang. So ſtürmiſch alſo und voll der trübſten Ausſichten ſeine Regierung in den Erblanden begonnen hatte, eben ſo ſchnell ebnete die Gnade des Herrn ihm ſeine Wege, und übergab ihm die Zügel ſeiner Staaten freier, als je ſeine Vorgänger ſie beſeſſen hatten.

Denn durch den Sieg am weißen Berg und durch die Beſtrafung der Empörer in Böhmen und Mähren, hatte der Kaiſer nach der damals in faſt allen Ländern beſtandenen Geſetzgebung durch die Confiscation ihrer Güter das Mittel erlangt, einen neuen Adel ſich zu bilden, und die Elemente der Landesverfaſſung weſentlich zu verändern, indem er jene Güter nun an ſolche Familien verlieh, die durch ihre Anhänglichkeit an die Kirche oder an das Haus Habsburg ſich ausgezeichnet hatten. — Auch die alte Landesverfaſſung wurde aufgehoben, weil die Stände, als Corporationen, an der Revolution Theil genommen, und an ihre Stelle traten neue, weſentlich verſchiedene, vom Throne ausgegangene Verfaſſungsformen. — Böhmen, früher ein ſturmvolles Wahlreich, wurde nun ein ruhiges Erbreich; ſeine Sprache hörte allmählig auf, Bücher- und Umgangsſprache der gebildeten Claſſen zu ſeyn (1624—1820); der Trotz und die Empörungsſucht des alten Adels verwandelte ſich bei dem neuen in höfiſche Geſchmeidigkeit und Ordnungsliebe, und die Aufſtellung königlicher Richter und Polizeibeamten brachte in die alte Municipalverfaſſung viele fremde Elemente. Die calviniſche Prediger, dieſe Hauptbeförderer des Aufſtandes, die ihren Haß gegen die katholiſche Kirche, wie gegen den Kaiſer und ſeine Räthe in den beleidigendſten Worten ausſtießen, und die beſtraften Hochverräther als Martyrer, ihre Richter als Tyrannen bezeichneten, wurden aus dem Lande verwieſen, und die früher durch den Calvinismus zerſtörten Kirchen wieder in katholiſchem

Geiſte hergeſtellt, worin das Volk durch gottesfürchtige Miſſionäre von neuem die reine Lehre Chriſti vernahm. Während nun ein jeder, der bei ſeinem Irrthum beharren wollte, ungeſtört mit ſeinem ganzen Vermögen auswandern konnte, die öffentliche Ausübung des Proteſtantismus mit Ausnahme einiger Bezirke in Schleſien, die ſchon ſehr alte Privilegien darüber beſeſſen, allenthalben verboten war, gewöhnten ſich in wenigen Jahren wieder die Meiſten mit Ernſt, Viele auch nur zum Schein an den katholiſchen Gottesdienſt, bis endlich die Jeſuiten durch ihren Schulunterricht und ihre Congregationen unter den Studierenden und Gewerbsleuten die Sitten durchaus verbeſſerten und den religiöſen Eifer zur vorherrſchenden Stimmung des Volkes machten.

Die großen Sorgen, die Ferdinand für ſeine Erbländer trug, die Anſtrengungen, die er für deren völlige Beruhigung machte, hinderte ihn jedoch nicht, als deutſcher Kaiſer auch Deutſchlands Wohl ſtets im Auge zu behalten. Denn das Benehmen des Churfürſten Friedrichs, dieſes Erkönigs von Böhmen, war keineswegs geeignet, eine friedliche Ausſöhnung zwiſchen ihm und dem Kaiſer in Ausſicht zu ſtellen, indem jener, ſtatt ſein unſinniges Benehmen zu bereuen, durch unterwürfige Schritte, und Verwendungen anderer Fürſten den Kaiſer zu verſöhnen, und hierdurch ſein Churfürſtenthum wieder zu erhalten, nur auf Waffengewalt, und auf den Beiſtand einiger Fürſten des In- und Auslandes trotzte. Nicht genug alſo, daß er ſchon den Grafen Ernſt von Mansfeld zum Feldmarſchalle gemacht, und ihm die Anwerbung eines großen Heeres übertragen hatte, forderte er auch die Fürſten und Stände der Union auf, den früher zu Ulm abgeſchloſſenen Vertrag umzuſtoßen und gegen den Kaiſer und die übrigen katholiſchen Fürſten die Waffen zu ergreifen. Zugleich ſchrieb er an Bethlen Gabor: „Eine ſeiner erſten Sorgen wäre nun, die von ihm abgefallenen Böhmen mit Feuer und Schwert zu verfolgen, und ſeine Unterthanen der Churpfalz von der ſpaniſch-öſterreichiſchen Tyrannei zu befreien. Dazu habe er mit Hilfe von England, Dänemark, Schweden und des niederſächſiſchen Kreiſes ein wohlgerüſtetes Heer von 20,000, in den Waffen geübten Soldaten beiſammen,

mit dem er binnen zwei Monaten nach Böhmen aufbrechen und zuerſt dieſes Land, alsdann aber auch, vom Grafen Mansfeld unterſtützt, ſeine Pfalz am Rhein erobern werde. Bethlen Gabor möchte alſo auch ſeinerſeits beiwirken, damit Oeſterreich, Steyermark und Kärnthen verheert, Mähren verwüſtet, und Schleſien mit allen ſeinen Ländertheilen in Aſche verwandelt werde." —

Unter dieſen Umſtänden würde aber jede Großmuth von Seiten des Kaiſers um ſo weniger an ſeinem Platz geweſen ſeyn, als ein offner Feind ſtets einem erzwungenen und darum nie ſicheren Freunde vorzuziehen iſt, und der Kaiſer, der wegen der Kriegskoſten ſchon Oberöſterreich an Bayern und die Lauſitz an Sachſen verpfändet hatte, doch wahrlich als Sieger jene nicht ſelbſt tragen konnte, ſondern durch die Beſitznahme der Länder des halsſtörrigen Rebellen, und ihre Ueberweiſung an Bayern ſeine eigene Provinzen von den eingegangenen Verpflichtungen befreien, und durch Uebertragung der Churwürde von der proteſtantiſchen Pfalz auf das katholiſche Bayern dem Katholizismus ein größeres Gewicht verleihen mußte. — So wurde denn Friedrich „als Einer, der das Haupt untreuer Rebellen geworden, als ein Verächter und Verletzer der kaiſerlichen Hoheit und Majeſtät, und als Verbrecher gegen den gemeinen ausgekündigten Landfrieden" vom Kaiſer in des heiligen Reichs Acht und Oberacht erklärt (22. Jän. 1621). — Auch ſprach Ferdinand gegen Johann Georg Markgrafen von Brandenburg-Jägerndorf, gegen den älteren Fürſten Chriſtian von Anhalt und gegen Georg Friedrich Reichsgrafen von Hohenlohe die Acht und Oberacht aus, und befahl die ſtrenge Vollziehung derſelben, die er wegen des Markgrafen und des Fürſten von Anhalt dem Churfürſten von Sachſen, wegen der Rheinpfalz dem Erzherzoge Albert, wegen der Oberpfalz dem Herzog von Bayern, und wegen des Grafen von Hohenlohe dem Fürſtbiſchofe von Würzburg und Bamberg übertrug.

Nun ſuchten die geächteten Fürſten durch Unterhandlungen wieder zu erlangen, was ſie durch Waffengewalt verloren hatten, und ſammelten ſich um den König von Dänemark Chri-

stian IV. zu Segeberg, wo sie gemeinschaftlich mit den Gesandten von England, Niederlande und Schweden Rath hielten, wie man Friedrich in seine Länder wieder einsetzen, und den Folgen des kaiserlichen Sieges vorbeugen könne. — Wirklich wurde auf einem bald hernach eröffneten Kreistage zu Lüneburg dem Churfürsten die Hilfe des Kreises zugesagt, als mit einmal die Nachricht einlief, die Union habe am 12. April 1621 mit dem spanischen General Spinola einen Vertrag geschlossen und hierauf die Waffen niedergelegt. Zugleich erschien die Erklärung des Kaisers: es solle dem Friedrich und seinen Freunden freistehen, ihre Beschwerden auf einem Reichstage im September 1621 anzubringen, wodurch der Kaiser sein bisheriges Verfahren dem Urtheil der Reichsstände unterwarf. Aller menschlichen Berechnung nach war jetzt der Streit entschieden; Böhmen war unterworfen, die Union aufgelößt, das Haus Pfalz gestürzt; dessen Ansprüche blieben jedoch dem Rechtswege vorbehalten. Da also der Kaiser nur zu seiner Vertheidigung der Waffen sich bedient, und überall das vertragsmäßige Recht geachtet hatte, wovon die den Schlesiern zugesicherte Religionsfreiheit zum Beweis diente, so dachten weder die niedersächsischen Fürsten noch der König von Dänemark an eine fernere Bewaffnung, und die Störung des Friedens schien unmöglich. —

Doch anders stand es im Buche des Schicksals geschrieben, und die Sünden der kirchlichen und politischen Revolutionen sollten gerade dort, wo sie ausgegangen, auch ihre derbsten Züchtigungen durch Krieg, Hunger und Pest finden. — Jener Geist des wildesten Faustrechts, der zu Luthers Zeiten den Franz von Sickingen, Götz von Berlichingen, Hans von Selbitz, später den Markgrafen Albrecht, und dann den Wilhelm von Grumbach beseelte, war aber um so mehr in Deutschland einheimisch geworden, als nun Fürsten und Volk demselben huldigten, und nicht nur der Vorwand, für die Sache des Protestantismus zu fechten, dem schlechtesten Treiben der Abentheuerer einen besseren Schein lieh, sondern auch der Religionshaß und die Raubsucht ihre Läger füllten. — So war es denn jener Ernst Graf von Mansfeld, dessen ganzer Reichthum in seinem Degen bestand,

der nach der Entfernung Friedrichs aus Böhmen noch eine Zeitlang den Kaiſerlichen die Stirne bot, bis endlich ſeine Truppen von der Geldnoth getrieben, die Stadt Pilſen an den Kaiſer verkiefen. Genöthigt nun Böhmen zu verlaſſen, eilte der Glücksritter ſchnell nach der Oberpfalz, und ſammelte in kurzer Zeit wieder 20,000 Mann, indem gerade damals die Union ihre Heerhaufen entlaſſen hatte. An der Spitze dieſes Heeres zwang er den Tilly, beſtändig gegen ihn zu Felde zu liegen, und machte ſchnelle und kühne Märſche, wobei er die Bisthümer Würzburg, Bamberg und Eichſtädt ſchrecklich verheerte. Aus Franken endlich vertrieben, zog er an den Rhein, ſetzte in den Bisthümer Mainz, Worms, Speier und endlich in dem ſchönen Elſaß ſeine Plünderungen und Verwüſtungen fort, und kehrte raubbeladen in die Rheinpfalz zurück, um den Tilly dort zu verjagen. Ein ſolches Beiſpiel reizte nun auch den Markgrafen von Baden-Durlach Georg Friedrich, für den geächteten Churfürſten Friedrich, der verkleidet bei dem Heere des Grafen Mansfeld ſich befand, auf den Kampfplatz zu treten, ſammelte demnach ein anſehnliches Armeecorps und vereinigte ſich mit jenem, nachdem er, um nicht als deutſcher Reichsfürſt zu erſcheinen, die Regierung ſeinem Sohn übergeben hatte. Während nun Tilly, um der feindlichen Uebermacht nicht zu unterliegen, die Spanier unter Cordoba an ſich zog, wurden die Führer der großen Räuberbande unter ſich uneinig und trennten ſich, worauf der Markgraf am 26. Mai 1622 eine völlige Niederlage bei Wimpfen erlitt, und vom Kriegsſchauplatz verſchwand.

In jenen Zeiten aber, worin die ſogenannten Rechtgläubigen, geſtützt auf die Rechtfertigungslehre Luthers, nicht einmal mehr eine künftige Verantwortlichkeit wegen ihrer Verbrechen und Sünden fürchteten, fehlte es auch nie, und ſelbſt nicht in den höheren Sünden, an ſolchen Subjecten, die allen chriſtlichen Pflichten und dem ganzen Moralgeſetz Hohn ſprachen. Als ſolchen Wüſtling und Abentheuerer zeigte ſich nun auch der 22jährige, wilde, ausgelaſſene Prinz Chriſtian von Braunſchweig, der Adminiſtrator des Bisthums Halberſtadt, welcher die Churfürſtin von der Pfalz liebte, und ſich daher zu ihrem

Ritter aufwarf. Von jugendlichem Uebermuth getrieben, und voll Begierde, ſich auf Koſten der katholiſchen Geiſtlichkeit, die er ritterlich haßte, einen Namen zu machen und Beute zu erwerben, brachte er im Herbſt 1621 einen beträchtlichen Heerhaufen zuſammen, und unterhielt ihn auf Koſten der geiſtlichen Stifter und Klöſter Weſtphalens. Gottes Freund und der Pfaffen Feind war der Wahlſpruch, den er auf ſeinen Münzen von geraubtem und eingeſchmolzenen Kirchenſilber führte, und deſſen letzteren Theil er auf die ſchändlichſte und grauſamſte Weiſe erfüllte. Denn er ſelbſt rühmte ſich öffentlich, wie er in katholiſchen Ländern Frauen und Jungfrauen geſchändet, und wie er jeden gefangenen katholiſchen Geiſtlichen habe verſtümmeln laſſen. Bei ſeinem Heere hatte er ſogar eigene Brandmeiſter, welche die Städte und Dörfer kunſtmäßig anzündeten. Der Weg, den dieſe Räuberbande nahm, war daher mit der ſchrecklichſten Verheerung bezeichnet. Von Freund und Feind aus Niederſachſen und Heſſen vertrieben, drang er nun mit 18,000 Mann gegen Frankfurt vor, wurde aber am 6. Juni 1622 bei Höchſt mit Verluſt ſeines halben Heeres vom Tilly geſchlagen, und vereinigte ſich hierauf mit Mansfeld, der ſich noch in der Rheinpfalz hielt. Verfolgt und gedrängt von Tilly, fielen dieſe vereinigten Räuberſchwärme nochmals über das unglückliche Elſaß her, um die früher noch nicht vollendete Verwüſtung gänzlich zu beendigen. Während nun der Churfürſt Friedrich gleich einem flüchtigen Bettler mit der großen Räuberheerde herumzog, bemühten ſich aber ſeine Freunde, ihn mit dem Kaiſer zu verſöhnen. Dieſer verlangte nun vor Allem, daß Friedrich die Waffen niederlegen ſollte, eine Forderung, die deſſen Schwiegervater, der König Jakob von England, ganz billig fand. Auf ſein Geheiß ertheilte auch Friederich von Zabern aus dem Mansfeld wie auch dem Chriſtian den Abſchied mit den kurzen Worten: „er bedürfe ihrer Dienſte nicht mehr," und kehrte nach Holland zurück. Gerade in dieſer Zeit hatte der Fürſt Chriſtian von Anhalt, der Urheber des böhmiſchen Krieges, die Gnade des Kaiſers reuig nachgeſucht, und von demſelben wirklich den Aufſchub der Achtsvollſtreckung erlangt. —

Da weder der Mansfeld noch der Prinz Christian sich in der Wirklichkeit für den Churfürsten Friedrich bewaffnet hatten, so konnte auch der ihnen ertheilte Abschied sie nicht entwaffnen. Sie waren nur um einen neuen Namen verlegen, und boten daher ihre Dienste dem Kaiser an, der sie jedoch abwieß. — In dieser Zeit hatte Tilly der Städte Mannheim und Heidelberg, und in letztern der dort befindlichen großen Bibliothek sich bemächtigt, die Maximilian dem Papst Gregor XV. wegen den von ihm gemachten großen Geldunterstützungen schenkte, zwei hundert Jahre hernach aber der edle Papst Pius VII. der Stadt wieder zurück gab. — Indem nun die beiden großen Räuberchefs in dem Elsaß und Lothringen sich nicht länger halten konnten, und selbst die Ruhe Frankreichs wegen den dort befindlichen Calviniſten bedrohten, zogen sie endlich, von den Holländern gerufen, mit 25,000 Mann diesen gegen die Spanier zur Hilfe. Aber auch die Holländer wurden dieser schlimmen Gäste bald müde, und ergriffen die erste Gelegenheit, um sich ihres gefährlichen Beistandes zu entledigen. Während nun Mansfeld mit seinen Schaaren in der fetten Provinz Ostfriesland sich lagerte, zog aber der verliebte Prinz Christian, den Handschuh der Churfürstin auf seinem Hute, und die Devise: „Alles für Gott und Sie, auf seinen Fahnen, mit seinem Räubercorps nach Niedersachsen hin. (Dez. 1622.)

Auf dem im Febr. 1623 zu Regensburg eröffneten Reichstag kam endlich die Sache Friedrichs V. zur Sprache, wobei sich gleich der Haß der Lutheraner gegen die Calviniſten bemerkbar machte, indem von allen anwesenden Fürsten nur der Pfalzgraf von Neuburg für dessen Söhne sich verwendete. Die durch Friedrichs Aechtung erledigte Churwürde, wurde demnach feierlich und urkundlich auf Maximilian von Bayern und dessen Nachkommenschaft übertragen; wodurch Bayern-Wittelsbach in die verwirkten Rechte von Pfalz-Wittelsbach eintrat, auf welche jenes überdieß schon Ansprüche hatte. Obgleich der Churfürst von Sachsen und jener von Brandenburg noch mit der Anerkennung des neuen katholischen Churfürsten zauderten, so geschah dieses um ihrer protestantischen Unterthanen willen nur zum Schein,

indem der erstere nach Einräumung der Lausitz, der letztere aber nach dem Einmarsch eines kaiserlichen Heeres in seine Landen dieselbe nicht länger versagten. Auf diesem Reichstag wurde auch die Unterdrückung der Räuberzüge des Prinzen Christian und Mansfeld beschlossen, und da der erstere die ihm angebotene Gnade des Kaisers verschmäht und erklärt hatte, er werde die Waffen nur nach der Wiedereinsetzung des Churfürsten Friedrich niederlegen, so erhielt Tilly, der jetzt Reichsgraf geworden, den Befehl, gegen den Geächteten, der bei Rinteln stund, zu ziehen. — Als demnach Tilly vorrückte, wich Christian nach Westphalen, entsagte seinem Fürstenthum Halberstadt, (Juli) und zog nach dem Münsterland, wo ihn bei der Stadt Lohn Tilly erreichte und ihn am 6. August 1623 so entscheidend schlug, daß er nach dem Verlust des größten Theils seines Heeres mit etwa 3000 Reitern zum Mansfeld nach Ostfriesland flüchten mußte. Tilly, der jetzt das Bisthum Minden besetzte, und seine Gegner immer mehr drängte, brachte es durch Unterhandlungen dahin, daß Christian und Mansfeld ihre Truppen entließen, worauf jener nach England, dieser nach Holland ging. — Nach aller menschlichen Ansicht hatte nun der Räuberkrieg sein Ende erlangt; doch war jener nach einer höheren Fügung um so mehr nur „der Anfang zum Ende," als die Elemente des Kriegs allenthalben in Deutschland sich häuften, und die auswärtigen Regierungen in dessen religiöser Trennung das beste Mittel erkannten, um durch ihre Einschreitungen und Hilfleistungen das unglückliche Land auch politisch zu zerreissen.

Zweite Periode,
des scheußlichen 30jährigen Krieges.

Ferdinand II. im Kampfe mit Christian IV. von Dänemark und seinen Raubgehilfen.

Christian IV. König von Dänemark, war demnach der erste, der in die deutschen Wirren mit gewaffneter Hand sich einmischte, indem die Anwesenheit des gefürchteten Tilly an der

Gränze des niederſächſiſchen Kreiſes ſeine eigennützigen Plane allzuviel durchkreuzte. Unter dem Vorwand alſo, das nördliche Deutſchland gegen die Eingriffe des Kaiſers zu ſchützen, in der That aber, die Beſitzungen, die er den Katholiken entriſſen, und die Tilly denſelben zum Theil zurückgegeben hatte, wieder an ſich zu ziehen, und ſeinem Bruder das Bisthum Halberſtadt, ſeinem Sohne aber das Bisthum Hildesheim zu verſchaffen, machte er ein Bündniß mit England und den Niederlanden, und ſtellte mit Hilfe der Gelder, die er von jenen beiden und ſelbſt von Frankreich erhielt, ein mächtiges Heer auf, für welches Chriſtian von Braunſchweig die Werbungen in Frankreich, Mansfeld aber in England beſorgte. Im Anfang (Febr. 1625) ernannte nun der niederſächſiſche Kreis den König Chriſtian, in ſeiner Eigenſchaft als Herzog von Holſtein, zum Kriegsoberſten des Kreiſes, und ordnete eine dreifache Truppenſtellung an. Der Verſuch aber, Churſachſen und Churbrandenburg in das Bündniß zu ziehen, mißlang, indem dieſe auf ſolche ausländiſche Umtriebe ſich nicht einlaſſen, und als Deutſche, ihrem Kaiſer treu bleiben wollten.

So erhielt denn der Krieg eine immer größere und verwickeltere Geſtalt, und die Anſtrengung der einen Partei rief nothwendig eine gleiche bei der anderen hervor. Ferdinand, der bisher die Beruhigung Deutſchlands nur dem Heere der Liga überlaſſen hatte, fühlte jetzt die Nothwendigkeit, durch ſein kräftigeres Einſchreiten Deutſchland von den Räuberhorden ſo wie von den feindſeligen Umtrieben der auswärtigen Mächten zu befreien, und beſchloß daher die Aufſtellung eines eigenen Heeres. Leider konnte er aber ſeinen durch die Türkenkriege hart mitgenommenen Erblanden die Laſt der Rüſtung und Unterhaltung einer Armee nicht aufbürden, und befand ſich daher in einer großen Verlegenheit, aus der jedoch ein Mann ſehr ſchnell ihn zog, der, mit dem Geiſt der Zeit wohl bekannt, nicht bloß einen Mansfeld und Chriſtian nachahmen, ſondern beide auch noch übertreffen wollte.

Dieſer Mann war der Graf Albrecht von Waldſtein, gewöhnlich auch Wallenſtein genannt, der Sohn eines lutheriſchen böhmiſchen Edeln (geb. 1583), der ſpäterhin zum Katholizismus zurückkehrte. Als ein bemittelter böhmiſcher Edelmann

hatte er nach Vollendung seiner Studien in mehreren Feldzügen gegen Türken, Venezianer, Böhmen, Ungarn und Siebenbürger mit großer Auszeichnung gedient, der Prager Schlacht als Oberster beigewohnt, und nachher als Generalmajor eine ungarische Armee in Mähren geschlagen. Um seine Dienste zu belohnen, erhielt er von der Dankbarkeit des Kaisers einen großen Theil der nach dem böhmischen Aufruhr confiscirten Güter, die Herrschaft Friedland, und den Titel eines Herzogs (1624). Fortan im Besitze eines unermeßlichen Vermögens, und von ehrgeizigen Entwürfen erhitzt, voll Zuversicht auf seine glücklichen Sterne, und mit dem Zeitgeist wohl bekannt, erbot er sich, auf seine und seiner Freunde Kosten eine Armee für den Kaiser aufzustellen, sie zu bekleiden und zu ernähren, wenn er sie auf 50,000 Mann, die ihre Nahrung schon von selbst finden würden, bringen dürfte. Nachdem er die Erlaubniß zu den Werbungen, die Vollmacht zur Ernennung der Offiziere und den unumschränkten Oberbefehl über die ganze Armee erhalten hatte, brachte er in wenigen Monaten 20,000 Mann unter die Waffen, verließ mit diesen Oesterreich, und erschien schon im Herbste 1625 mit 30,000 Mann auf der Grenze von Niedersachsen. — Zwar sollte Wallenstein, einem kaiserlichen Befehl gemäß, mit Tilly sich vereinigen; doch der erstere wollte den Ruhm seiner Thaten für sich allein erwerben, und als der jüngere nicht unter dem ältern Tilly stehen, während dieser den hochfahrenden, unbeugsamen Sinn des andern kannte, und, seiner Thaten sich bewußt, auf sein eigenes Feldherrntalent vertraute. So führten denn beide den Krieg ganz unabhängig von einander fort, und jeder bekämpfte den Theil der feindlichen Macht, die ihm gegenüber stand. Während also Tilly an der Weser kämpfte, ging Wallenstein in das Gebiet von Halberstadt und Magdeburg, wo seine Armee den nöthigen Unterhalt fand, und bemächtigte sich der Elbbrücke bei Dessau. Hierdurch waren die Staaten des Königs von Dänemark sehr gefährdet, weßhalb im Februar 1626 der Graf von Mansfeld mit 20,000 Mann gegen Dessau vorrückte. Hier griff er zweimal die Verschanzungen Wallensteins vor der Brücke an (1. und 11. Oktober), erlitt aber bei dem dritten Sturm eine völlige Niederlage (25. April). Schnell zog er nun in die Mark

Brandenburg, wo er ſich mit neuen Truppen verſtärkte, und wandte ſich plötzlich nach Schleſien, um ſich mit Bethlen Gabor zu vereinigen und den Krieg in das Herz der öſterreichiſchen Staaten zu verſetzen. Wallenſtein war mit ſeinem Hauptheere demſelben gefolgt, und bedrohte mit ſeiner Uebermacht den Fürſten von Siebenbürgen, der nun um ſo ſchneller zum Frieden ſich bequemte, weil Mansfeld ſtatt großen Geldſummen nur einen übermächtigen Feind mitbrachte. — In dieſer verzweiflungsvollen Lage und von allen Seiten abgeſchnitten, verkief Mansfeld ſein Geſchütz und Heergeräthe, entließ ſeine Truppen und nahm mit einem kleinen Gefolge den Weg durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig. In dem Dorfe Urakowitz bei Zara erkrankte er aber, und als er ſeine baldige Auflöſung fühlte, erwartete er ſtehend, mit ſeinem Kriegsrock und Degen bekleidet, und von zwei Kriegsgefährten geſtützt, ſeinen Tod; eine zwar ziemlich unchriſtliche Art zu ſterben, die aber ihm, dem proteſtantiſchen Bandenführer, aus alter Gewohnheit des Schlachtenkampfs als die leichteſte erſchienen ſeyn mag. Er ſtarb am 20. November 1626 im ſechsundvierzigſten Jahre ſeines Alters, und wurde zu Spalatro begraben. In dem nämlichen Jahre war auch am 6. Mai ſein Freund, der liederliche und laſtervolle Herzog Chriſtian von Braunſchweig, nach mehreren Raubzügen zu Nordheim in ſeinem ſiebenundzwanzigſten Lebensjahre geſtorben.

Obgleich nun jene Glücksritter ihre Raubzüge und Kriegsoperationen nur nach eigener Anſicht machten, und keinen höhern Chef über ſich erkannten, ſo hatten ſie doch durch ihre Kriegserfahrung und Thätigkeit dem im Kriegsweſen unerfahrnen Chriſtian vielfach gedient und ſein Heer vor einer Niederlage, ſein Land vor einem feindlichen Einfall bewahrt. Ihr Tod erregte demnach große Beſorgniſſe in dem däniſchen, noch größere Hoffnungen aber in dem ligiſtiſchen Heere, und Tilly, der treffliche Feldherr, ſäumte nicht, dem König Chriſtian, der zur Vermeidung einer Schlacht den Rückzug ſchleunig nahm, nachzueilen, und ihn nach einem dreitägigen Scharmützel bei Lutter am Barrenberge zur Schlacht zu zwingen, die mit der völligen Niederlage Chriſtians und Wegnahme ſeines ganzen Geſchützes

endigte. Hierdurch ſtand das Land zwiſchen der Weſer und Elbe dem Tilly von allen Seiten offen: er ſchlug und zerſtreute daher alle dort befindlichen feindlichen Corps, während Chriſtian, von engliſchen Truppen und franzöſiſchem Gelde unterſtützt, zu neuem Widerſtande ſich rüſtete, und ſein Hauptheer bei Boitzenburg aufſtellte.

Nach Verjagung des Grafen Mansfeld und ſeines Heeres zog Wallenſtein, der das Fürſtenthum Sagan erhalten hatte, mit 40,000 Mann nach dem Norden von Deutſchland, und ſein Heer ergoß ſich gleich einem reißenden Strome über Brandenburg, deſſen Churfürſt zur Unterwerfung und Anerkennung Maximilians als Churfürſten von Bayern genöthigt, und dann über Mecklenburg, deſſen Herzoge als däniſche Verbündete, und deßhalb Geächtete, vertrieben wurden. Obgleich Chriſtian nicht einmal dem einzigen Tilly widerſtehen konnte, und nun noch die furchtbare Macht Wallenſteins gegen ſich hatte, ſo war er im raubſüchtigen Geiſte jener Zeit doch ſo verblendet, daß er den (proteſtantiſchen) Erzbiſchof von Bremen für abgeſetzt, den erwählten (katholiſchen) Biſchof von Halberſtadt (Erzherzog Leopold Wilhelm) für unrechtmäßig, beide Stifter aber als rechtmäßiges Eigenthum ſeines Sohnes zu erklären wagte, und hierdurch ſeine Abſicht zu erkennen gab, Norddeutſchland allmählig ſich zu unterwerfen. Vereint fielen jetzt Wallenſtein und Tilly über alle däniſchen Länder her, ſchlugen und zerſtreuten die feindlichen Heere, eroberten Holſtein, Schleswig und Jütland ſammt den meiſten der dort befindlichen Feſtungen, und zwangen den König, auf ſeine Inſeln zu flüchten. — Trotz dieſer großen Erfolge und völligen Beſiegung der Feinde betrieb aber Wallenſtein ſeine Werbungen immer eifriger, und brachte ſein Heer auf 100,000 Mann, deſſen Beſtimmung um ſo mehr Verdacht erregte, als in dem Benehmen des mächtigen Emporkömmlings gegen Kaiſer und Reich ſeine Abſicht ſich verrieth, noch immer höher emporzuſteigen. — Denn trotz der größten von Feind und Freund erhobenen Kriegscontributionen machte er dem Kaiſer ſo ungeheure Rechnungen über aufgewendete Summen, daß dieſer am 19. Januar 1628 ihn mit dem Herzogthum Mecklenburg belehnte, und hierdurch zu

einem Reichsfürſten erhob. Während nun am Ende des Jahres 1628 zwiſchen ihm und dem Könige Chriſtian die Friedensunterhandlungen eröffnet, jedoch ſehr langſam betrieben wurden, ſann der Schlaue, der ſchon die volle Gewogenheit des Kaiſers beſaß, auch darauf, ſich jene des Churfürſten von Bayern zu erwerben. Zu dieſem Ende ſuchte er die Fürſten von Calenberg und Wolfenbüttel, wegen früherer Anhänglichkeit an Dänemark, ihrer Länder zu berauben um ſie den ligiſtiſchen Feldherren, den Grafen Tilly und Pappenheim zu verleihen, und hierdurch dieſe, ſo wie den Churfürſten von Bayern, für ſeine weiteren Plane zu gewinnen. Dieſes gewaltthätige und zugleich hinterliſtige Verfahren empörte aber die ſämmtlichen Reichsfürſten, und Maximilian ſprach ſich in einem Schreiben an Pappenheim gegen die Verdrängung des uralten Stammes der Welfen mit dem größten Tadel aus, legte aber hierdurch auch den Grund zu der Feindſchaft, die Wallenſtein, der von jenem ſich durchſchaut und ſeine Beſtechungsgabe zurückgewieſen ſah, fortan gegen ihn hegte. Statt des Fürſtenthums Wolfenbüttel erhielt nun Tilly eine ſehr bedeutende Geldſumme, Wallenſtein aber unter dem 16. Juni 1629 einen förmlichen kaiſerlichen Lehenbrief für das Herzogthum Mecklenburg, nachdem der Kaiſer die Gründe wegen der Abſetzung der vorigen Herzoge bekannt gemacht hatte.

Einem Emporkömmling von ſolchem Geiſte, wie Wallenſtein, konnten aber alle ihm bisher verliehenen kaiſerlichen Gnaden und Würden nicht genügen. An der Spitze einer großen ihm ergebenen Armee befriedigte ihn weder die Belohnung mit einem Herzogthum, noch der Fürſtenhut, mit dem er ſelbſt vor dem Kaiſer ſich bedeckte; ſein unbändiger Ehrgeiz ſtrebte nach völliger Unabhängigkeit, und nach dem Beſitz einer Krone. Von Mecklenburg aus wendete er demnach ſeine Blicke auf das benachbarte Pommern, deſſen Herzog Bogeslav XIV. alt und kinderlos war, und hierdurch die baldige Vereinigung beider Länder in Ausſicht ſtellte. Auch ſollten Beſitzungen an der Oſtſee den Grundſtein zu einer ſolchen Macht bilden, die ihn in den Stand ſetze, ſeinen Herrn zu entbehren. Unter dem Namen eines kaiſerlichen Generaliſſimus zu Waſſer und zu Lande, eroberte er jetzt Wismar, faßte hier-

durch festen Fuß an der Ostsee, und forderte von den Hansestädten und von Polen Schiffe, um die Dänen in das Innerste ihres Reiches zu verfolgen. Zugleich suchte er sich der Stadt Stralsund am baltischen Meere zu bemächtigen, die wegen ihres vortrefflichen Hafens zum besten Waffenplatze und zur Errichtung einer bedeutenden Marine dienen konnte. Schon hatte diese Stadt große Summen zum Unterhalt des kaiserlichen Heeres gegeben; jetzt sollte sie auch eine kaiserliche Besatzung annehmen. Als aber die Stadt jene verweigerte, befahl Wallenstein sogleich ihre Belagerung und setzte hierdurch den ganzen Norden in Bewegung. Eilends sandte König Christian IV. eine hinreichende Besatzung nach Stralsund, und stärkte durch seinen persönlichen Besuch den Muth der Bürger. Kriegsvorräthe und Lebensmittel langten im Ueberfluß in dem unbloquirten Hafen der Stadt an, und verminderten die Hoffnung ihrer Einnahme. Ueber die hartnäckige Vertheidigung erzürnt, rief Wallenstein in seinem Stolze aus: „Wenn Stralsund auch mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, so müßte es herunter," rückte nun selbst vor die Stadt und ließ unablässig und selbst gegen den Willen des Kaisers stürmen. Obgleich kein Sturm gelang, so hatte die dänische Besatzung doch solche Verluste erlitten, die von Dänemark aus nicht ersetzt werden konnten, und die hart bedrängte Stadt warf sich, mit Christians Genehmigung, dem König von Schweden in die Arme. Der dänische Commandant verließ die Festung, und der schwedische, der mit frischen Truppen einrückte, vertheidigte sie mit dem größten Erfolge. — So erlitt Wallensteins unbändiger Stolz nicht nur die verdiente Kränkung, daß er nach mehreren Monaten und nach einem Verluste von zwölftausend Mann sein Vorhaben aufgeben mußte, sondern seine Unbotmäßigkeit und ungezähmte Herrschsucht führten auch die Schweden auf den deutschen Boden, die bald hernach, als Werkzeuge des Herrn, das religiös- und politisch-zerrissene Deutschland auf die schrecklichste Weise züchtigen und die weit aussehenden Entwürfe des fürstlichen Emporkömmlings vernichten sollten.

Unter diesen Verhältnissen fand denn der Wunsch des Kaisers, den Abschluß des Friedens mit Dänemark zu beschleunigen,

beim Wallenſtein ein um ſo willigeres Gehör, als er in demſelben ein Förderungsmittel für ſeine geheimen Plane erblickte, indem er durch günſtige Bedingungen den König Chriſtian, ſeinen fürſtlichen Nachbarn, ſich verpflichten wollte. Durch den am 22. Mai 1629 zu Lübeck abgeſchloſſenen Frieden erhielt daher der König alle ſeine Länder ohne den geringſten Erſatz der Kriegskoſten zurück, und mußte ſich bloß verbindlich machen, ſeine Anſprüche auf die deutſchen Stifter für ſich und ſeine Söhne aufzugeben, und an den Angelegenheiten Deutſchlands nur in ſo weit Antheil zu nehmen, als ihm dieſes wegen Holſtein zukomme.

Schon während jenen Friedensunterhandlungen hatte Ferdinand am 6. März 1629 das berühmte Reſtitutionsedict erlaſſen, kraft deſſen der geiſtliche Vorbehalt mit aller Strenge geltend gemacht werden ſollte. In jenem Edict erklärte demnach der Kaiſer, daß er die aus der ungleichen Auslegung des Religionsfriedens hervorgegangenen Beſchwerden, deren Entſcheidung ſchon früher dem kaiſerlichen Urtheil überlaſſen worden, nun erledigen wolle, und daher zu Recht erkenne, und bei Strafe der Reichsacht verhänge: „Jede nach dem Religionsfrieden geſchehene Einziehung mittelbarer ſowohl als unmittelbarer geiſtlicher Güter ſey als eine Verletzung des Religionsfriedens widerrechtlich und nichtig zu betrachten. Kaiſerliche Commiſſäre ſollten daher dieſe Güter den unrechtmäßigen Beſitzern abfordern, und ſie mit tauglichen Perſonen beſetzen, die katholiſchen Landesherren ſollten den proteſtantiſchen in Rückſicht des Reformationsrechts gleichgeſetzt ſeyn, und hätten, nach den Beſtimmungen des Religionsfriedens, ihren proteſtantiſchen Unterthanen nur freien Abzug aus dem Lande zu bewilligen. Endlich ſollten die Vortheile des Religionsfriedens nur für die Bekenner der unveränderten Augsburgiſchen Confeſſion gelten, andere Secten aber nicht gelitten werden.“ — Obgleich nun der Kaiſer bloß nach ſeiner Pflicht den alten Rechtszuſtand der Kirche wieder herzuſtellen ſtrebte, ſo war aber die Ausführung dieſer Sache äußerſt ſchwierig, indem es ſich um die Zurückgabe von zwei Erzbisthümern (Magdeburg und Bremen), von zwölf Bisthümern (Havelberg, Brandenburg, Lebus, Kamin, Schwerin, Ratzeburg, Verden, Lübeck, Osnabrück, Halber-

ſtadt, Minden und Hildesheim, von ſechs Abteien und vielen Klöſtern handelte, welche die proteſtantiſchen Fürſten und Städte ſelbſt nach dem Religionsfrieden an ſich geriſſen hatten, und von denen keine freiwillige Rückgabe zu erwarten war. Da jedoch der Kaiſer damals auf dem Höhepunkt ſeines Glückes ſtand, und die Macht beſaß, auf ſeiner Siegerbahn das Recht zu handhaben, ſo wurde denn das Reſtitutionsedict zuerſt in Schwaben und Franken, und hierauf in Weſtphalen und Niederſachſen durch kaiſerliche Commiſſäre allmählich in Vollzug geſetzt, worüber die Proteſtanten ſogleich die größten Klagen erhoben, und die Herſtellung des Rechts als einen Eingriff in den Proteſtantismus, ja als die völlige Unterdrückung deſſelben bezeichneten.

Zu dieſen einſeitigen und ungerechten Klagen der Proteſtanten kamen nun auch noch weit größere und gerechtere, welche beide Religionsparteien über die ſchauderhaften Schandthaten, Plünderungen, Erpreſſungen, Mordbrände und Quälereien vorbrachten, die durch die Schaaren Wallenſteins in befreundeten wie in feindlichen, in katholiſchen wie in proteſtantiſchen Ländern verübt worden, und worüber ſelbſt des Kaiſers eigener Bruder Leopold ein ſchriftliches Zeugniß ablegte. Da Ferdinand zur Betreibung der Wahl ſeines Sohnes zum römiſchen König einen Churfürſtentag am 23. Juni 1630 zu Regensburg eröffnet hatte, ſo begehrten die Geſandten von Brandenburg und Sachſen vor Allem die Zurücknahme des Reſtitutionsedicts und die Wiedereinſetzung der Herzoge von Mecklenburg. Zugleich erhoben alle Reichsſtände die bitterſten Beſchwerden über die Gräuelthaten der Truppen Wallenſteins, wie über deſſen eigenmächtiges Benehmen, und die pommeriſchen Geſandten machten davon die ſchrecklichſte Schilderung: „Die kaiſerlichen Krieger ſeyen als Freunde in Pommern aufgenommen worden, und dennoch hätten ſie allein in dem Fürſtenthum Stettin zehn Millionen an Brandſchatzung erpreßt. Sieben pommeriſche Städte ſeyen durch ihren Muthwillen in Aſche gelegt, und ganze Landſtriche verödet. Jeder kaiſerliche Rittmeiſter lebe fürſtlicher, als der Herzog Bogislav. Dabei würden die Bürger von den bei ihnen einquartierten Kriegern täglich mißhandelt, Menſchen gemordet und ihre Körper den Hunden vorgeworfen, und es ſey

faſt kein Gräuel zu denken, den ſie nicht übten. Viele der verarmten Bürger entleibten ſich ſelbſt, um dem Schmerze und der Verzweiflung des Hungertodes zu entgehen." — Dieſes unſägliche Elend jener Zeiten war die Folge jener Kriegsart ſolcher geworbenen Schaaren. Hatte doch ſchon der Graf Mansfeld, der Erfinder dieſer Kriegsführung, in ſeiner Vertheidigung gegen ähnliche Beſchuldigungen bekennt und ſich dahin ausgeſprochen: „Die Soldaten könnten in keiner Kriegsdisciplin erhalten werden, wenn ihnen der Sold nicht wird. Denn ſie können, gleich ihren Pferden, nicht von der Luſt leben; und was ſie an ſich tragen, ſeyen es Waffen oder Kleidung, verbricht oder verreißt. Da nehmen ſie es denn, wo ſie es finden, und zwar nicht nach dem Maße deſſen, was man ihnen ſchuldig iſt; denn ſie zählen es nicht und wägen es nicht. Und wenn man ihnen einmal das Thor öffnet, ſo rennen ſie auf der Bahn ihrer Unbändigkeit immer fort; da hilft kein Zaum mehr und keine Schranke. Sie nehmen Alles, ſie zwingen Alles, ſchlagen und zerſchlagen Alles, was ihnen Widerſtand leiſten will. In Summa, da iſt keine Unordnung noch Unweſen zu erdenken, das ſie nicht anſtiften; denn durch die unterſchiedlichen Nationen, die zuſammen ſind, kommen ſie in allen Bubenſtücken aufs Höchſte. Der Deutſche, der Niederländer, der Franzoſe, der Italiener, der Unger gibt ein jeder etwas von dem ſeinigen dazu, daß keine Verſchlagenheit noch arge Liſt erſunden werden mag, die ihnen verborgen bliebe. Das Alles wiſſen wir, haben deſſen auch mit unſerem großen Herzeleid viel Exempel ſehen müſſen. Wie aber dann zu thun? Es iſt damit nichts ausgerichtet, daß man's wiſſe oder beklage. Man muß, wenn man's los werden will, durch rechte Mittel dazu thun; und iſt kein ander Mittel, als gute Kriegsdisciplin, welche, wo es an Zahlung und Sold mangelt, nicht kann gehandhabt werden." — So lernte nun Deutſchland die hämiſche, durch die kirchliche Revolution herbeigeführte Verwandlung der Klöſter in Caſernen, hiedurch aber den ſo großen Unterſchied zwiſchen der Kloſter- und Caſernen-Miliz genau kennen, und jahrelang von den verwüſtenden Schwärmen Mansfelds und Chriſtians von Braunſchweig, und von den noch ſchrecklicheren Heerſchaaren

Wallenſteins durchzogen, lag es erſchöpft, blutend, verödet da, und ſeufzte nach Erholung, die aber ſowohl ſeinen Proteſtanten wegen ihrer kirchlichen Trennung, wie auch ſeinen Katholiken wegen ihrer kirchlichen Schlaffheit noch nicht zu Theil werden, und für beide noch derbere Züchtigungen eintreten ſollten.

Auf dem Churfürſtentag zu Regensburg wurde nun das Jammergeſchrei der verheerten Länder und die Klagen der Fürſten, immer größer und bedrohliger, weil auch das franzöſiſche Miniſterium im Geheimen darauf einwirkte, und die Beruhigung des deutſchen Kirchenſtreits nach den Grundſätzen ſeiner Staatskunſt um jeden Preis zu verhindern ſtrebte, indem es, wie wir ſeit dreihundert Jahren ſahen, in der Zwietracht und dem Unglück Deutſchlands die Bedingung der Größe und des Glückes von Frankreich erblickt. Der franzöſiſche Geſandte zu Regensburg hatte daher den Auftrag, im Verein mit dem ſchlauen Kapuzinerpater Joſeph, dem rechten Arm des Miniſters Richelieu, alles Mögliche aufzubieten, um die Belehnung des Herzogs von Nevers mit dem Herzogthum Mantua zu Stande zu bringen, den Kaiſer ſo viel wie möglich zu entwaffnen, den gefürchteten Wallenſtein vom Commando zu entfernen, und die Wahl des jungen Ferdinands zum römiſchen König gänzlich zu verhindern. Auf die Verwendung Maximilians gab nun Ferdinand die Belehnung Mantua's an den Herzog von Nevers, auf die Bitten aller Fürſten und die entſchloſſene Sprache Maximilians auch nach langem Zögern die Entlaſſung Wallenſteins und die Verminderung ſeines Heeres auf 39,000 Mann zu, und bewilligte ſogar die Eröffnung eines Compoſitionstages zu Frankfurt zwiſchen den beiden Religionsparteien auf den 3. Februar 1631, und die Einſtellung der Vollziehung des Religionsedictes bis zum Ende jenes Monats. Als er aber für alle dieſe Opfer die Wahl ſeines Sohnes zum römiſchen König erwartete, entſchuldigten ſich die Churfürſten, ſetzten dieſelbe zu einer andern Zuſammenkunft aus, und die franzöſiſche Politik hatte geſiegt. Denn während der franzöſiſche Geſandte im Namen ſeiner Krone ſich durch einen Vertrag verbindlich machte, gegen alle Feinde des Kaiſers die vollkommenſte Neutralität zu beobachten, hatte aber der Miniſter Richelieu den

König von Schweden ſchon zum Krieg beſtimmt, ihm die Allianz ſeines Herrn aufgedrungen, und jenen Vertrag als Ueberſchreitung der Vollmachten verworfen. — Betrug und Liſt hatten alſo über den Kaiſer zu einer Zeit geſiegt, wo man ihn in Deutſchland allmächtig glaubte, und wo er es durch ſeine Waffen auch wirklich war. Um einen großen Theil ſeines Heeres ärmer, ärmer um einen Feldherrn, der ihm den Verluſt eines Heeres erſetzen konnte, verließ er Regensburg, ohne den Wunſch erfüllt zu ſehen, um deſſentwillen er jene große Opfer gebracht hatte. — Der ſchlaue Kapuziner hatte ſechs Churhüte in ſeine enge Kapuze geſchoben, und hierdurch die Wahl des jungen Ferdinand verhindert; zugleich hatte er die Entfernung Wallenſteins erwirkt, und hierdurch dem Kaiſer und dem Reich eine ſehr tiefe Wunde geſchlagen, die nun die verblendete Liga und vorzüglich der Churfürſt Maximilian ſehr hart verbüßen mußte.

Wallenſtein wußte längſt den Inhalt der Sendung ſeiner beiden vertrauteſten Freunde, die als Abgeſandte des Kaiſers ihm vor die Augen traten. Er hatte Zeit gehabt, ſich zu faſſen, und ſein Geſicht zeigte Heiterkeit, während Wuth und Schmerz ſeinen Buſen füllten. Seine weitläufige Güter lagen in den kaiſerlichen Ländern zerſtreut, und durch Einziehung derſelben konnte der Kaiſer ihm den Nerv ſeiner Macht zerſchneiden. Er erwartete daher von der Zukunft nicht bloß Genugthuung, ſondern ſelbſt ein noch größeres Glück, worin ihn ſein Aſtrolog Seni beſtärkte, der dieſen unbändigen Geiſt, gleich einem Knaben, an dem Gängelband einer trügeriſchen Sternencombination führte. Wahrlich brauchte man aber nicht die Sterne zu fragen, um mit Wahrſcheinlichkeit vorher zu ſagen, daß ein Feind, wie Guſtav Adolph einen Heerführer wie Wallenſtein nicht lange entbehrlich laſſen würde. — Dieſer antwortete demnach den Abgeſandten: „der Kaiſer ſey verrathen, und der Spiritus des Churfürſten von Bayern beherrſche den des Kaiſers. Er meſſe ihm daher keine Schuld bei, er bedauere ihn, und vergebe ihm. Zwar thue es ihm wehe, daß der Kaiſer ihn mit ſo wenigem Widerſtand aufgegeben, und den edelſten Stein aus ſeiner Krone hinweggeworfen habe; doch wolle er gehorchen.“ Er beſchenkte die Abgeſand-

ten fürſtlich, und erſuchte den Kaiſer in einem demüthigen Schreiben, ihn ſeiner Gunſt nicht zu berauben, und ihn bei den erworbenen Würden zu ſchützen. Die Abſetzung des Feldherrn erregte ein großes Murren bei der Armee, der beſte Theil der Offiziere trat aus dem kaiſerlichen Dienſt. Viele folgten ihm auf ſeine Güter in Böhmen und Mähren, andere aber feſſelte er durch Penſionen, um ſich ihrer bei Gelegenheit zu bedienen. So zog er ſich in ſeinen Pallaſt nach Prag zurück, wo er mit mehr als kaiſerlicher Pracht und Aufwand ſeine Tage verlebte, und in der prahleriſchſten Dunkelheit und in ſcheinbarer Unthätigkeit den Tag ſeiner Rache und ſeines Glanzes erwartete. Wie aber in dieſer irdiſchen Welt ſo manche Erſcheinungen ſich wiederholen, und die geheimen Wege des Herrn, und ſeine höhere Zwecke bezeichnen, ſo ſchien denn auch nun die Liga einer ähnlichen Verblendung zu unterliegen, der einſt das ſtaatskluge Rom unterlag. Denn wie dieſes ſeinen Camillus zu einer Zeit verbannte, wo ſchon der Einfall der Gallier ihm bevorſtund, ſo vertrieb auch jene nun den kriegserfahrnen Wallenſtein, obgleich das Schwedenheer ſchon Deutſchlands Boden betreten hatte; und machte ein höheres Geſchick jenen warmen Vaterlandsfreund ſelbſt in der Verbannung zum Beſieger der Gallier, zum Wiedererbauer der zerſtörten Stadt, und Beglücker ſeiner Mitbürger, ſo führte es aber dieſen, durch ſträflichen Ehrgeiz verblendet, zwar noch einmal auf die Stufe der Macht und des Glanzes, um ihn dann als Verbrecher deſto ſchmählicher fallen zu laſſen.

Gustav Adolph.

Dritte Periode,

des schrecklichen dreißigjährigen Krieges.

Ferdinand II. im Kampfe mit Gustav Adolph, dem Schwedenkönige, und mehreren Reichsverräthern unter den Fürsten und Städten.

Wie wir bisher sahen, gingen aus den kirchlichen Revolutionen auch stets die politischen hervor, und die religiösen Spaltungen hatten als Strafe immer die politischen Trennungen, und mit diesen das ganze Verderben Deutschlands im Gefolge, indem die Raubluft anfänglich bloß unter dem Volke und dem niederen Adel, bald von diesen auf die in- und ausländischen Fürsten überging. So folgte denn auf den blutigen Bauerauf-ruhr sehr schnell das abscheuliche Treiben der Wiedertäufer zu Münster; das revolutionäre Benehmen protestantischer Fürsten erregte den schmalkaldischen Krieg und führte schon den ersten Gebietsverlust durch Frankreich herbei; Friedrich, der Afterkönig von Böhmen, veranlaßte die verheerende Raubzüge eines Mansfeld, Christians von Braunschweig ꝛc. ꝛc., und gestützt auf die Wirren der Zeit, und nach den nordischen Bisthümer gelüstend, griff auch Christian IV. zum Schwert, und rief hierdurch das große Räuberheer Wallensteins in's Leben, welches über das besiegte Dänemark und das unglückliche zerrissene Deutschland so großes Elend und Verderben brachte. Wer hätte nun in der Größe dieser Züchtigungen nicht auch das Ende derselben erblicken sollen? Doch die sonst so barmherzige Gottheit schien noch nicht versöhnt, und Deutschland, das kirchlich verschuldeste und moralisch verdorbenste Land, sollte durch seine immer vergrößerte Leiden allen anderen Ländern zum Beispiel dienen, wohin der Abfall von der ewigen Kirche Christi führt.

Und an den Platz des geschlagenen und zum Frieden gezwungenen Christian IV. trat jetzt der Schwedenkönig Gustav Adolph, der gestützt auf sein militairisches Talent, auf seine

Kriegserfahrung und die Geldhilfe Frankreichs, überdieß angetrieben durch persönlichen Ehrgeiz, und der Revolutionsluft seiner protestantischen Schweden mißtrauend, nur in einem auswärtigen Kriege, und durch Dezimirung seiner Unterthanen, was in unsern Tagen auch Napoleon befolgte, sich einige Ruhe und Sicherheit zu verschaffen suchte. Wie demnach Geijer, der schwedische Geschichtschreiber, sehr richtig bemerkt, hat wohl schwerlich je ein König in einer übleren Stellung ein Reich übernommen als Gustav Adolph. Denn seit Gustav I., dem kirchlichen Revolutionsmann, hatte Schweden noch keinen Frieden genossen; während fünfzig Jahren sah es nur Unruhen, Zwiespalt, Revolutionen; Bruderkrieg und Bürgerkrieg, Fehden um Religion und Krone und zwei gestürzte Könige. Carl hinterließ seinem Sohn den Thron blutbespritzt und Krieg mit allen Nachbarn. Es war der Vorgrund, erleuchtet von den Flammen des Kriegs. —

Gustav Adolph, der seit dem Jahre 1611 den Thron bestiegen hatte, erbot sich schon im Jahre 1614, der protestantischen Union Deutschlands beizutreten, sobald sein Krieg mit den Polen beendigt sey. Dieses Anerbieten erneuerte er nochmals im Jahre 1620, blieb aber ohne Erfolg, weil die Verbündeten fürchteten, den Unterhalt des schwedischen Heeres auf sich nehmen zu müssen. Vier Jahre hernach legte er dem König von England den Plan zu einem großen protestantischen Bündnisse vor, das jedoch nicht zur Ausführung kam, so wie auch bei dem Kriegsunglück, welches den König von Dänemark und den niedersächsischen Kreis betroffen hatte, eine ihm angebotene Verbindung nicht zu Stande kam, weil er trotz des ihm angetragenen Oberbefehls solche Bedingungen stellte, die selbst den Besiegten äußerst mißfallen mußten. — Während nun Gustav Adolph die Polen, Ferdinand aber den König von Dänemark und die Union besiegte, war Richelieu nur darauf bedacht, dieses Uebergewicht des Kaisers zu stören, und ihm einen neuen Gegner zu erwecken, weßhalb er zwischen dem schwedischen Könige und den Polen einen Waffenstillstand auf 6 Jahre zu Stand brachte (Sept. 1629), durch welchen dem ersteren der Besitz der

polnischen Ostseeküsten gesichert, und auch der mögliche Erwerb jener der Deutschen um so mehr ihm in Aussicht gestellt wurde, als er noch vertragswidrig die Festung Stralsund besetzt hielt, und die mecklenburgischen Städte Wismar und Rostock von der Seeseite bloquirte. — Mit Vorwissen Urbans VIII. und mit Theilnahme Venedigs schloß Richelieu im Sommer 1630 einen vorläufigen Vertrag mit Gustav Adolph ab, lud ihn dabei ein, nach Deutschland zu kommen, und bahnte ihm hiezu den Weg, indem er durch seinen Einfluß auf die katholischen Fürsten die Entfernung Wallensteins bewirkte. Nach erhaltener Einwilligung der schwedischen Stände ging jetzt Gustav Adolph, dieser moderne Brennus, unter den günstigsten Aussichten, die durch die Verrätherei der Protestanten und die Verblendung der Katholiken ihm sich darboten, mit einem auserlesenen Heere unter Segel, langte am 24. Juni 1630 bei der Insel Rügen an, besetzte die Insel Usedom, und landete mit 16,000 Mann an der Küste von Pommern. In seinem Manifeste, das er nun erließ, gab er als Ursachen seiner Erscheinung in Deutschland an: „man habe seine Briefe an den siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor aufgefangen, und erbrochen, den Frieden mit Polen verhindert, die Polen mit Truppen unterstützt, und seine Gesandten von den Lübeckischen Verhandlungen weggewiesen.“ Da in jener Erklärung von der protestantischen Religion, von dem Restitutionsedikt, von den Herzogen von Mecklenburg, und von der (angeblich) gekränkten Reichsfreiheit gar nicht die Rede war, so zeigte sich Gustav Adolph, dem es nicht um Religionen sondern um Regionen so wie um Ruhm und Beute zu thun war, hierdurch als ein eigentlicher Eroberer, und überließ es den deutschen Dummköpfen jener und späterer Zeit, ihn als den großherzigen Verfechter des Protestantismus zu betrachten, der zu seiner Erhaltung keiner fremden Einmischung bedurfte, indem zu allen Zeiten die Katholiken den Protestantismus nicht verdrängen, sondern nur dessen Ein- und Uebergriffe verhindern wollten und noch wollen.

Nach der Besetzung von Wolgast rückte Gustav Adolph gegen Stettin, der Residenz des Herzogs von Pommern, vor, und da dieser, seiner Pflichten gegen Kaiser und Reich getreu,

auf Nichts ſich einlaſſen wollte, befahl er ihm, in ſeinem Lager zu erſcheinen, und zwang ihn, ein Schutzbündniß mit ihm abzuſchließen, und ſeine Hauptſtadt ihm zu überliefern. So erhielt der Schwedenkönig nicht allein in Pommern einen feſten Fuß, ſondern durch jenen Vertrag auch das Recht, daß, wenn Bogislav während des Krieges ſterben ſollte, ihm die Verwaltung Pommerns bis zur Ausgleichung, der Anſprüche, welche Churbrandenburg machte, überlaſſen bleibe. Um nun die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands zum Anſchluß an Schweden zu ermuthigen, dabei aber auch, als die Seele des Kriegs, auf deſſen Gang ſeinen Einfluß zu behaupten, ließ Frankreich am 13. Jan. 1631 zu Bärenwalde durch ſeinen Geſandten Charnace ein Bündniß mit Guſtav Adolph abſchließen, dem zufolge dieſer fünf Jahre lang jährlich 400,000 Thaler erhalten ſollte, um mit einem Heere von 46,000 Mann den Krieg gegen Oeſterreich zu führen, und in allen eroberten Orten dem Proteſtantismus Freiheit, dem Katholizismus aber Schutz zu gewähren, eine Clauſel, deren Richtigkeit im Verlauf des Kriegs ſich hinlänglich bewies. Wie in allen Zeiten der Verblendung ſoll denn ſelbſt der Papſt an jenem Vertrag einigen Antheil gehabt haben.

Guſtav Adolph forderte nun die proteſtantiſchen Reichsſtände auf, ſich mit ihm zu verbinden; durch die Verhandlungen mit Pommern waren aber dieſe mißtrauiſch geworden, und beſchloſſen auf einer Verſammlung zu Leipzig (10. Febr. und 12. April 1631), mit den Schweden keine Verbindung gegen den Kaiſer einzugehen, ſondern ſelbſt ein Vertheidigungsheer unter der Oberleitung des Churfürſten Johann Georg von Sachſen aufzuſtellen, um die Ausführung des Reſtitutionsedikts nöthigenfalls mit gewaffneter Hand zu verhindern. Der Kaiſer unterſagte jedoch dieſe Selbſtbewaffnung, und ließ durch den Grafen von Fürſtenberg mit einem Heere von 24,000 Mann ganz Oberdeutſchland zur Niederlegung der Waffen in kurzer Zeit nöthigen. — Schon hatten jedoch der Landgrafen Wilhelm V. am 9. Nov. 1630, und der Herzog von Lüneburg Georg am 21. April 1631 eine geheime Verbindung mit Guſtav Adolph abgeſchloſſen, und dieſer zog nun, durch den Zulauf aller entlaſ-

ſenen Soldaten außerordentlich verſtärkt, in das Churfürſtenthum Brandenburg, eroberte Frankfurt an der Oder mit Sturm, ließ die kaiſerliche Beſatzung von 8000 Mann völlig niederhauen, obgleich jene zu einer Kapitulation ſich erboten hatte, und gab die Stadt der Plünderung Preis. Dieſe grauſame, empörende Rechtsverletzung ſchreckte aber den Churfürſten Georg Friedrich von Brandenburg noch mehr von einem Bündniß mit dem Schwedenkönig ab; genöthigt jedoch durch die Verhältniſſe, verlangte er die Neutralität, die ihm Guſtav anfänglich nur nach Einräumung von Spandau und Küſtrin gewähren wollte, endlich aber mit jener von Spandau ſich begnügte, und nach dem Entſatz von Magdeburg die Feſte auch zurückzugeben verſprach. —

Zeigte uns demnach die Geſchichte, wie ſehr die Gottheit ſchon die kirchliche Trennung und politiſchen Verräthereien an manchen deutſchen Fürſten rächte; ſollte ſie nun jene Städte, die in der kirchlichen Revolution eine ſo große und oft abſcheuliche Rolle ſpielten, mit ihrer Rache verſchonen? Sollte ſie eine Stadt, wie Magdeburg, die durch ihren Eifer für den Proteſtantismus, und ihren blinden Haß gegen die Kirche, und den Kaiſer ſich auszeichnete, die, auf die Stärke ihrer Wälle trotzend, ſchon mit dem noch weit entfernten Schwedenkönige ein Bündniß ſchloß, ihm als Waffen- und Werbplatz ſich anbot, dem geächteten Adminiſtrator Chriſtian Wilhelm huldigte, und durch alles dieſes einen Reichs- und Volksverrath beging, ſollte ſie die gerechte, eine ſolche Stadt nicht als Beiſpiel, wohin kirchlicher Abfall und ſträflicher Hochmuth führen, zur Warnung der Menſchheit aufſtellen? Und ſieh der Herr zog von ihr ſeine allein ſchützende Hand ab, und führte den Tilly herbei, der ſeinen, gegen Guſtav beſchloſſenen Angriffsplan aufgab, um die ſchon von Wallenſtein begonnene Belagerung fortzuſetzen, und mit Gewalt die verrätheriſche Stadt für den Kaiſer zu dem zu machen, wozu ſie ſelbſt freiwillig dem Schwedenkönige ſich erboten hatte.

Am Ende März 1631 begann demnach Tilly die Belagerung, und der Ernſt, womit er ſie betrieb, ſtimmte den Uebermuth der Magdeburger um ſo mehr herunter, als wegen Mangel an Truppen zwei Vorſtädte verlaſſen werden mußten, und der

heldenmüthige Oberſt Pappenheim nach einander zwanzig Außenwerke im Sturm nahm, wobei der größere Theil der kriegserfahrnen Beſatzungstruppen theils fiel, theils kampfunfähig gemacht wurde. Um dieſen Abgang zu erſetzen, mußten nun die Bürger ſich bewaffnen, und die Wälle beſetzen, wobei, wie in allen ſolchen Fällen, der Unterſchied zwiſchen den Reichen und Armen, die Erſatzfähigkeit der erſteren, und die Dienſtpflichtigkeit bei den letztern, ſogleich Uneinigkeit und hierdurch Verdruß, Kleinmuth und Gleichgültigkeit hervorriefen, die zu einer Capitulation hätten führen können, wenn nicht der Haß gegen alles, was katholiſch und kaiſerlich hieß, und die Ermunterungen des Adminiſtrators, und des ſchwediſchen Oberſten Dieterich von Falkenberg, der in der Stadt den Oberbefehl führte, und ihr baldigen Entſatz verſprach, ſo wie die zwölf fanatiſchen Prädicanten, die in dem Stadtrathe ſaßen, die Uebergabe verhindert, und die letzten Aufforderungen Tillys erfolglos gemacht hätten.

Unter dieſen Umſtänden, und zugleich voll Sorgen wegen des immer mehr ſich nähernden feindlichen Heeres, faßte Tilly den Entſchluß, die Belagerung aufzuheben, und ließ auch einen Theil ſeines Geſchützes aus den Batterien hinwegbringen, wodurch bei den Belagerten die größte Hoffnung des Entſatzes erweckt, und ſie ſelbſt in jene trügeriſche Sicherheit eingewiegt wurden, die gemeinhin der derbſten Züchtigung vorhergeht. Denn Gottfried, Graf von Pappenheim, der bisher mit aller Anſtrengung auf die Eroberung der Stadt hingearbeitet, und alle Außenwerke, die Zollſchanze und die Elbinſeln erobert hatte, verlangte vor dem Abzug noch den Verſuch eines Hauptſturms, und bei dem lockenden Beiſpiel des auf gleiche Weiſe eroberten Maſtrichs ſtimmte ihm der um Mitternacht noch einmal verſammelte Kriegsrath bei. Der Angriff ſollte am anderen Morgen um 5 Uhr (20. Mai 1631) beginnen, und zwei Kanonenſchüſſe das Zeichen dazu geben, verzögerte ſich aber bis um ſieben Uhr, weil Tilly, gegen ſeine Gewohnheit unſchlüſſig, und das Wohl des Heeres, worin des Kaiſers einzige Stärke lag, wohl erwägend, ſeine alten Generale noch einmal zur Berathung in ſeinem Zelt verſammelte. Schon längſt hatte Pappenheim ſeine Sturmcolonne

in den Laufgräben geordnet, und harrte, knirſchend vor Ungeduld, auf das Signal. Kaum hatte dieſes ausgedonnert, ſo überſtieg er mit wildem Ungeſtüm den bedeckten Weg ſammt dem letzten Wall, und ſeine Kühnheit und der Grimm ſeiner Wallonen vereitelten alle Bemühungen Falkenbergs, der, aufgeſchreckt von dem Gewehrfeuer, vom Rathhauſe, wo er eben den letzten, lang aufgehaltenen Trompeter Tillys abfertigen wollte, mit einer ſchnell zuſammengerafften Mannſchaft zum Succurs herbeieilte. — Während dieſes griffen auch die übrigen Sturmcolonnen an, und ein kleines in den Wall geſchoſſenes, wenig beachtetes Loch öffnete einer derſelben den Weg in das Innere der Stadt. Falkenberg fiel, und mit ſeinem Tode trat ſogleich die verderblichſte Verwirrung ein. Von allen Seiten drangen die Kaiſerlichen ſtromweis in die Stadt, beſetzten die Straßen und Plätze, und ſcheuchten mit aufgepflanzten Kanonen die Einwohner in die Häuſer zurück. Als aber aus allen Fenſtern Kugeln, Steine, Feuerbrände, ſiedendes Waſſer regneten, als Gaſſe für Gaſſe durch einzelne Stürme mit neuem Blutvergießen genommen werden mußten, da ſteigerte ſich die Wuth der Stürmenden; der Kampf wurde ein ſchreckliches Würgen, und kein Alter noch Geſchlecht verſchont. — Eine Feuersbrunſt, die durch das eingelegte Pulver der Belagerten ausbrach, verbreitete ſich durch einen gleichzeitig ausgebrochenen Sturmwind ſehr ſchnell über die ganze Stadt, und die unerträgliche Glut zwang endlich die Stürmer, in ihr eigenes Lager zu flüchten.

Am folgenden Tage ſchrieb Pappenheim an den Churfürſten von Bayern: „Gott ſey ewig gelobt! die Hoffart Magdeburgs iſt gedämpft. Wir haben's mit ſtürmender Hand geſtern um 9 Uhr Vormittags erobert, über 4 Stunden gefochten, den Biſchof habe ich gefangen, Falkenberg iſt niedergehaut, ſammt aller Soldateska und Bürgern, ſo in der Wehre geweſen. Als nun die Grauſamkeit der Soldateska ſchon aufgehört, hat erſt der gerechte Zorn und Strafe Gottes angefangen, ſind viele Feuer aufgegangen, zugleich etliche Minen, die ſie gemacht hatten; die haben in wenigen Stunden dieſe ſchöne Stadt mit all ihren Reichthümern in die Aſche gelegt. Was ſich nun von Menſchen in die

Kellern oder Böden versteckt hatte, ist alles verbrannt. Ich halt', es seyen über 25,000 Menschen darüber gegangen, und es ist gewiß seit der Zerstörung von Jerusalem kein gräulicheres Werk und Strafe Gottes gesehen worden. Alle unsere Soldaten sind reich geworden." — Auch Tilly schrieb in seinem Berichte über die Einnahme der Stadt unter anderem: „Darauf hat sich aber ein großes Unglück zugetragen, indem unter währendem Sturm in der Stadt eine große Feuersbrunst, so der Feind wegen des hie und da eingelegten Pulvers (zu dem Intent, wie der Gefangenen Aussage insgemein verlautet, daß den Unserigen solche nicht zu Gute komme), mit Fleiß und ex malitia verursachte, entstanden, welche bei solchem Tumult und bei dieser großen Hitze keine Möglichkeit zu löschen gewesen, also, daß sie so weit um sich gefressen, daß die ganze Stadt, ausgenommen des hohen Domstiftes und etlichen wenigen Häuser, in die Asche gelegt worden." —

Am 23. Mai erschien Tilly nochmals in der Stadt und ließ die Hauptstraßen von Schutt und Leichen reinigen. Gegen tausend Menschen wurden aus der Domkirche gezogen, wo sie drei Tage und zwei Nächte unter beständiger Todesangst und ohne Nahrung zugebracht hatten. Tilly ließ ihnen Pardon ankündigen und zugleich Speise reichen. Die Plünderung hatte ein Ende, und was bis dahin gerettet war, blieb leben. — Da übrigens nur 67 Stücke schweren Geschützes sich auf den Wällen, und durch den Brand keine Hilfsmittel für sein Mangel leidendes Heer sich mehr vorfanden, so konnte auch die Einnahme der Stadt den Eroberer nicht sehr freuen. Daß demnach Tilly an den Gräueln, deren Andenken der lügenvolle Parteigeist an seinen Namen geheftet hat, Gefallen getragen, und das Morden und Brennen befohlen habe, wird durch alle Umstände und durch Tilly's sonstige Denkungsart vollkommen widerlegt, indem er bei dem fürchterlichen Brande Thränen vergoß, und, vom Pferde absteigend, einen Knaben, der an der Brust seiner todten Mutter lag, mit dem Wort aufhob: „Das sey meine Beute!" So erscheint denn auch der so sehr geschmähte Tilly in seinem Verfahren gegen die rebellische, alle Kapitulation verweigernde Stadt, die er folglich mit Sturm

nehmen mußte, in einem ganz andern Licht, als jener hochgerühmte Guſtav Adolph in ſeinem Benehmen gegen Frankfurt a. d. O., wo er die Garniſon, die capituliren wollte, gegen alles Kriegsrecht niederhauen, und die Stadt ſelbſt plündern ließ, ſo wie in ſeinem Zaudern, indem er während der Bedrängniß Magdeburgs in Landsberg an der Warthe mit ſeiner ganzen Armee ſtehen blieb, und jene bundesverwandte Stadt völlig hilflos ließ, weßhalb er ſpäter den nachtheiligen Eindruck dieſes Benehmens durch eine Schutzſchrift zu beſeitigen ſtrebte. *)

*) Manchen proteſtantiſchen Geſchichtſchreibern und ihren vielen Nachbetern unter den proteſtantiſchen Predigern und Schulmeiſtern gefällt es, den Tilly als einen Barbaren darzuſtellen, der die Gräuelſcenen und die Zerſtörung Magdeburgs angeordnet, wohlgefällig betrachtet, und auf die Anfrage einiger Hauptleute, ob nicht dem Plündern und Morden Einhalt gethan werden ſollte, die gräßliche Antwort gegeben habe: „Noch ein Stündchen, Gott zu Ehren, und dann will ich mich beſinnen.“ — Solche unwürdige Erdichtungen gegen einen ehrwürdigen Greis, deſſen ganzes Leben jene widerlegt, können nur von denen gemacht werden, die in dem bekannten „calumniare audacter“ ein Mittel zur Befriedigung ihres Seelenhaſſes finden, und überdieß nicht die geringſte Ahnung von einer göttlichen Weltregierung beſitzen. — Denn Magdeburg traf nicht allein ein ſehr harter, ſondern auch ein ſehr ſchneller Schlag, der mehr die Hand des Herrn, als jene der Menſchen bezeichnet. Wie daher der Geiſt, der in unſern Tagen die Tapfern zu Saragoſſa beſeelte, ganz ein anderer war, als jener, der damals unter den Einwohnern von Magdeburg herrſchte; wie bei den erſteren Treue für Gott, Vaterland und König, ſammt chriſtlicher Demuth und Ergebung, bei dieſer aber die Untreue gegen Gott, Vaterland und Kaiſer, ſo wie der abgeſchmackteſte Hochmuth bei jeder Gelegenheit ſich kund gab, ſo war denn auch das Geſchick beider Städte, obgleich die Verwüſtung ſie beide traf, doch ſehr verſchieden, indem die erſtere in ihrem ſechszigtägigen, von Straße zu Straße geführten Kampfe gegen den mächtigſten Fürſten unſerer Zeit mit Ruhm, Ehre und zugleich zum allgemeinen Beſten Spaniens fiel, und überdieß noch eine Capitulation erhielt, während die letztere nach einem kurzen Kampfe von wenigen Stunden ihren Hochmuth und ihre Verrätherei auf die ſchrecklichſte und ſchmählichſte Weiſe büßen und der Welt zeigen mußte, daß der Herr durch Feuer

Nach dem Falle Magdeburgs forderte der Churfürſt von Brandenburg die Zurückgabe Spandau's. Um nun den Vertrag wenigſtens dem Wort nach zu erfüllen, gab Guſtav Adolph Spandau zurück, erſchien aber ſogleich mit ſeiner ganzen Armee vor Berlin, und bedrohte die Stadt mit völliger Verheerung und Verwüſtung, wenn der Churfürſt ihm nicht Spandau und Küſtrin einräume, und monatlich 30,000 Thaler zahle. — Da die Behandlung der Stadt Frankfurt noch in friſchem Andenken war, ſo ſah ſich der Churfürſt gezwungen, der Gewalt nachzugeben, dem Ausländer zu willfahren, ja ſogar mit ihm ſich zu verbinden (21. Juni 1631). Um nicht von Tilly zu einer Schlacht gezwungen zu werden, bezog Guſtav Adolph ein feſtes Lager bei Werben in der Altmark, unterwarf ſich von da aus beinahe ganz Mecklenburg, und ſetzte im Auguſt die vertriebenen Herzoge unter ſeiner Hoheit wieder ein. Der verrätheriſche Landgraf von Heſſen, Wilhelm V., der ſchon früher geheime Verbindungen mit Guſtav Adolph angeknüpft hatte, ſchloß nun am 12. Auguſt 1631 einen förmlichen Bund mit demſelben ab. Auch Bernhard, Herzog

---

und Schwert die Sünden der Väter in den Kindern und Enkeln zu ſtrafen, und die Hände jener zu lähmen wiſſe, auf deren Beiſtand die Verräther ſich verlaſſen.

Wie demnach in unſeren Tagen ſchon aus rein ſtrategiſchen Gründen Napoleon die Hauptſtadt Rußlands nicht verbrennen laſſen konnte; wie der Brand derſelben ihn ungemein ſchmerzen und ſeinen Kriegsplan verrücken mußte, aus eben denſelben Gründen mußte auch Tilly auf Magdeburgs Erhaltung ſehr bedacht, und der Brand und die Verwüſtung jener reichen Stadt für ſein menſchliches Gefühl und für ſeine militäriſchen Bedürfniſſe ſehr ſchmerzlich ſeyn. Waren es aber die Ruſſen, die (1812) Moskau verbrannten, um Napoleon aller Vorräthe und jedes Stützpunktes zu berauben, ſo waren es, wahrſcheinlich auf geheime Ordre Guſtav Adolphs ſelbſt, auch Falkenberg, ſeine mitgebrachten Schweden und die fanatiſchen Prädicanten der Stadt, die ſolche (1631) anzündeten, um Tilly alle Erhaltungsmittel für ſeine bedürftige Armee abzuſchneiden, und zugleich die proteſtantiſche Welt durch die abſcheulichſten Lügen über katholiſche Grauſamkeit zu fanatiſiren.

von Weimar, war ehr- und ſchamlos genug, als Oberſter des königlichen Leibregiments in ſchwediſchen Sold zu treten.

Zwar hatte der Churfürſt von Sachſen jede Verbindung mit Schweden bisher abgelehnt; doch Tilly traute ſeiner zweideutigen Freundſchaft nicht und verlangte daher von ihm, er ſolle entweder ſeine Rüſtungen einſtellen, oder ſeine Truppen mit den kaiſerlichen vereinigen, um gemeinſchaftlich mit dieſen die Schweden aus Deutſchland zu verjagen. — Um dieſem billigen Begehren Nachdruck zu geben, führte Tilly ſeine Armee auf Sachſens Boden. Der Churfürſt aber, der, gleich den meiſten deutſchen Fürſten, keine wahre Vaterlandsliebe hatte, jeder kaiſerlichen Obergewalt widerſtrebte, und nur nach eigener Unabhängigkeit trachtete, gab auf jenen Antrag theils ausweichende, theils bittere Antworten, die nun die unglücklichen Gegenden von Merſeburg, Pegau, Zeiz u. ſ. w. durch Einquartierungen, Plünderungen und Brandſchatzungen büßen mußten. Am 2. September zog Tilly vor Leipzig und erneuerte ſeinen früheren Antrag in einem drohenderen Ton. Anfänglich erklärte ſich Leipzig zur Uebergabe bereit, änderte aber bald ſeinen Sinn, indem es zum Beweis einer entſchloſſenen Vertheidigung ſeine ſchönen Vorſtädte ſelbſt abbrannte. Nach einer heftigen Kanonade machte Tilly am 5. September 1631 die nöthigen Anſtalten zum Sturm. Da jedoch kein baldiger Entſatz zu hoffen, und das Schickſal Magdeburgs noch im friſchen Andenken war, ſo bequemte ſich ſein Commandant Hans von der Pforten zur Uebergabe. Im Hauſe eines Todtengräbers, dem einzigen, welches in der halliſchen Vorſtadt ſtehen geblieben war, wurde die Capitulation abgeſchloſſen. Die Garniſon erhielt freien Abzug; die Stadt aber zahlte 200,000 Thaler Kriegsſteuer, und wurde von Tilly ſehr gnädig behandelt.

Wie aber die Erfahrung ſchon ſo oft gezeigt hat, daß deutſche Fürſten das, was ſie zum Beſten des Inlands verſagen, zum Nachtheil deſſelben dem Ausland bald mehr, bald weniger freiwillig darbringen, ſo hatte auch der Churfürſt Johann Georg ſchon bei dem erſten Antrag Tilly's die Hilfe des Schwedenkönigs nachgeſucht, die dieſer anfänglich kalt zurückwies, ſehr harte Bedingungen deßhalb machte, und den weiteren Erfolg den Ereig-

niſſen und dem Geiſte des Churfürſten überließ. Als nun nach der Einnahme von Leipzig der angſtvolle Churfürſt am 11. Sept. ſich erbot: „nicht nur Wittenberg, ſondern auch Torgau und ganz Sachſen ihm zu öffnen, ſeine ganze Familie und ſich ſelber als Geiſeln zu ſtellen, die Verräther, die es mit dem Kaiſer hielten, auszuliefern, und überhaupt den letzten Heller und den letzten Blutstropfen an die gemeinſame Sache (sic) zu ſetzen; da konnte Guſtav Adolph ſeine Freude nicht verbergen; hatte er doch ſeinen Zweck erreicht, die deutſche Kraft gebrochen, viele deutſche Fürſten zu Vaſallen gemacht, und ſeine Armee durch die ſächſiſche verſtärkt, mit der er ſich zu Düben an der Mulde vereinigte. — Zu Torgau hielt nun der König im Beiſeyn der Churfürſten von Sachſen und Brandenburg einen großen Kriegsrath. Voll Ungeduld, ſeine Lande von zwei beſchwerlichen Armeen bald möglichſt befreit zu ſehen, ſtimmte Johann Georg, der keine alten Lorbeeren zu verlieren hatte, mit ſolcher leidenſchaftlichen Hitze für eine Schlacht, daß er ſich nicht ſcheute zu erklären, er wollte ſonſt mit ſeinen Sachſen allein gegen Leipzig vorrücken und mit Tilly ſich ſchlagen. — Guſtav aber, der das mannigfaltige Geſchicke der Schlachten kannte, bemerkte mit bedenklichem Mißtrauen, bei dieſer Schlacht ſtänden, was wohl zu erwägen, eine Krone und zwei Churhüte auf dem Spiel; endlich aber trat er doch der Meinung des Churfürſten bei, die auch die Stimmenmehrheit im Kriegsrathe für ſich hatte. Noch am nämlichen Tage rückte das ſchwediſch-ſächſiſche Heer bis Breitenfeld, eine Meile von Leipzig, vor, nachdem wenige Stunden zuvor Tilly ihre Vereinigung durch Pappenheim erfahren hatte.

Unter dieſen Umſtänden beſchloß Tilly, die Armeecorps des Grafen Otto Heinrich Fugger und Altringers, die ſchon bis Erfurt gekommen waren, abzuwarten, und bezog ein feſtes und vortheilhaftes Lager, um jedem Treffen auszuweichen. Als nun am Morgen des 17. Septembers 1631 das ſchwediſch-ſächſiſche Heer ſich bewegte, um bei Podelwitz über die Lober zu ſetzen, ſendete Tilly den Pappenheim mit 2000 Küraſſieren ab, dem Feinde den Uebergang zu erſchweren, dabei aber jeden ernſtlichen Kampf zu vermeiden. Dieſe beſonnene Art zu ſcharmuziren, lag

aber nicht in dem Charakter Pappenheims, der gleich beim Anblick der feindlichen Reuterei ſo heftig auf ſie anprallte, daß er noch 2000 Pferde verlangen mußte, um ſich nur zurückziehen zu können. Tilly ſchlug darüber die Hände zuſammen, mit dem Ausruf: „Der Menſch wird mich noch um Ehre und Reputation, und den Kaiſer um Land und Leute bringen," ſendete ihm aber doch noch 2000 nach, um die erſteren, welche den Kern der Reuterei bildeten, zu retten. Aber nun warf ſich auf dieſe 4000 Reuter die ganze feindliche Macht, und um ſie nicht gänzlich aufreiben zu laſſen, ſah ſich Tilly genöthigt, eine Schlacht zu wagen, die unter ſo böſen Vorzeichen für ihn begann, und ſeine ſonſt immer ſo heldenmüthige Bruſt mit Zweifeln und ſchwarzen Ahnungen erfüllte.

So kam es denn zu der ſo berühmten und ſehr entſcheidenden Schlacht von Leipzig, in der jedes Heer etwa 35,000 Mann zählte. Um einer Ueberflügelung zu begegnen, ſtellte Tilly, der bisher unüberwundene Feldherr, ſein ganzes Heer in eine einzige geradlinige Front auf, und ritt auf ſeinem kleinen Schimmel, im ſpaniſchen Wams von hellgrünem Atlas, mit aufgeſchlitzten Aermeln, mit hoch aufgeſtutztem Hut, von dem eine rothe Straußenfeder bis zum Rücken niederwallte, in ſchweigendem Unmuth die Reihen hinunter. Guſtav Adolph aber ſtellte, nachdem Pappenheims Reuterei zurückgeworfen, die Lober überſchritten und der linke Flügel den Sachſen, der rechte den Schweden angewieſen war, den großen viereckigen Haufen Tilly's, die man Tertien nannte, nur kleine Bataillons, in deren Zwiſchenräumen Reuterei und Schützen ſich befanden, gegenüber, und ſprach, mit ſeinem Koller und blauen Ueberrock bekleidet, Worte der ſtolzeſten Siegeszuverſicht zu ſeinen Generalen, die, ſobald der Donner des Geſchützes ertönte, in gleichem Geiſte zu ihren Heeresabtheilungen eilten.

Während eines zweiſtündigen Kanonenfeuers trieb der Weſtwind den Staub und Pulverdampf den Schweden zu und bewog den König, ſich unvermerkt gegen Norden zu ſchwenken. In die hierdurch entſtandene Lücke warf ſich allzuraſch der Herzog von Holſtein, wurde daher, weil er zu ſchwach war, zwiſchen zwei Feuer genommen, und faſt ganz vernichtet. Nach dieſem zweiten

Unfall verließ Tilly endlich seine Hügel, machte zuerst einen Angriff auf die Schweden, und drang dann mit solchem Ungestüm auf die Sachsen ein, daß ihre Glieder sich schnell trennten, das ganze Heer die Flucht ergriff, und der Churfürst selbst erst in Eulenburg von seinem Schrecken sich erholte. Um nun die flüchtigen Sachsen durch die Croaten nicht völlig aufreiben zu lassen, sendete der König zwei Divisionen Cavallerie und eine Infanterie-Brigade ihnen zu Hilfe, und ließ durch ein heftiges Kartätschenfeuer die verfolgenden Croaten zurückweisen.

Unterdessen hatte auch Pappenheim seinen Angriff auf die Schweden gemacht. Siebenmal warf er sich mit seiner Reuterei auf den rechten Flügel der Schweden, den der König selbst und unter ihm Baner commandirte, und wurde siebenmal zurückgeschlagen. Allmählig ermattete der Kampf auf den Flügeln, nur der König mit seinem Hauptcorps, und Tilly mit seinen Wallonen waren noch unbesiegt. Da schwenkte Gustav Adolph, der nach Pappenheims Niederlage keinen Feind mehr vor sich hatte, gegen die Hügel, eroberte das dort befindliche Geschütz der Kaiserlichen, und beschoß sie mit ihren eigenen Kanonen. Gedrängt von allen Seiten trennte sich jetzt das nie überwundene Heer. Nur vier Regimenter grauer versuchter Soldaten, die noch keinem Feind gewichen waren, wollten es auch jetzt nicht. In geschlossenen Gliedern, weder Pardon gebend noch nehmend, schlugen sie unter einem schrecklichen Blutbad sich mitten durch die siegende Armee. Fürchterlich vor sich hinstarrend, und seinen Schmerz nicht bergend, sah Tilly das Niedermetzeln seiner alten Siegsgenossen, und schien fest entschlossen, Ruhm und Leben auf Einer Stätte zu lassen. Obgleich von vielen Wunden ermattet, wollte er sich einem schwedischen Rittmeister, der ihn erreichte, nicht gefangen geben, und schon war dieser im Begriff ihn zu tödten, als ein Pistolenschuß den riesenhaften Schweden zu Boden streckte. Endlich nahmen die Wallonen ihren „alten Vater" mit Gewalt in ihre Mitte, und rissen ihn vom Schlachtfeld hinweg. Fechtend erreichten sie ein kleines Gehölz, wo sie so lange Front gegen die Schweden machten, bis die einbrechende Nacht die Beendigung des Kampfes erzwang. Kaum 8000 Mann

brachte Tilly nach Halle, Pappenheim etwas über 2000. Tilly's Verluſt beſtand aus 7000 Todten, 5000 Gefangenen oder Verwundeten, der ganzen Artillerie, dem Lager und gegen hundert Fahnen. Kaum 1000 Mann hatten die Schweden, über 2000 die Sachſen verloren.

Die Kunde dieſes Sieges, die man lange bezweifelte, wurde ſpäterhin in dem proteſtantiſchen Deutſchland ſprichwörtlich, indem man bei unerwarteten und doch ſich bewährenden Nachrichten nur ſagte: „S' iſt richtig mit Leipzig." So erſchien denn auch nach überſtandener Gefahr der flüchtige Churfürſt von Sachſen ſogleich im Lager des Königs, und überraſcht von deſſen gütiger Aufnahme, verſprach er ihm, dem Gothen, in der erſten Freude — die römiſche Königskrone.

Liegt es aber ſchon in der Natur des Menſchen, und noch mehr in jenem des Sectengeiſtes, Siege als Belohnungen des Himmels, Niederlagen aber als Strafen deſſelben zu betrachten, ſo konnte es auch nicht fehlen, daß die meiſten Proteſtanten (damals wie heute) den Sieg Guſtavs als den himmliſchen Lohn für ihren religiöſen Eifer, die Niederlage Tilly's aber als himmliſche Strafe für deſſen Zerſtörung Magdeburgs, des proteſtantiſchen Hortes, ausſchrieen. Indem es nun dem redlichen Geſchichtſchreiber obliegt, Anſichten dieſer Art als Irrthümer und Verblendungen aus der Geſchichte ſelbſt thatſächlich nachzuweiſen, ſo nehmen wir auch keinen Anſtand, zu erklären, daß gerade jener Sieg uns nur als eine Fortſetzung der Rache erſcheint, die der Himmel über das kirchlich und politiſch zerriſſene Deutſchland verhängt hatte. — War es demnach der Norden von Deutſchland, den der Herr wegen ſeines kirchlichen und politiſchen Revolutionsſinns ſeit eilf Jahren durch Kriege, Verheerungen und Plünderungen ſehr hart heimſuchte, und durch die völlige Zerſtörung Magdeburgs ein ſchreckliches Beiſpiel, wohin Irreligiöſität und Hochmuth führen, aufſtellte, ſo gab es aber im Süden von Deutſchland auch viele proteſtantiſche Fürſten und Reichsſtädte, die wegen ihrer Verfolgung der Kirche und ihrer Feindſeligkeiten gegen den Kaiſer, ſo wie auch viele katholiſchen Fürſten (geiſtliche und weltliche), die wegen ihres Egoismus, ihrer Laßheit

und Schläfrigkeit im Dienſte der Kirche und des Reichs die derbſten Züchtigungen verdienten. Sollte nun der Weltregierer dieſen die Strafe ſchenken, ſie ihrem Treiben und Wahn überlaſſen, während er jene ſo derb züchtigte? Indem nun dieſes weder mit der Gerechtigkeit noch mit der Weisheit Gottes übereinſtimmt, ſo erſcheint uns denn der Sieg von Leipzig nur als der Weg, auf dem der Herr der Welt auch dem Süden von Deutſchland ſein Recht anthun und dort jeden Stand theils züchtigen, theils zurechtweiſen wollte. — Guſtav Adolph, der Sieger, war alſo das Werkzeug, deſſen ſich Gott bediente, um auch im Süden von Deutſchland ſeine mächtige und ſtrafende Hand zu zeigen, dem ganzen Deutſchland aber, das in ſo vielen Jahrhunderten keinen Feind in ſeinem Schooße geſehen noch geduldet hatte, die Schande und Schmach eines fremden Eroberers aufzubürden, und mit den dem Kaiſer verweigerten deutſchen Kräften Deutſchland ſelbſt jenem Fremdling zu unterwerfen, der nach der Leipziger Schlacht durch Worte und Thaten zeigte, daß es ihm um Landesbeſitz, um Beute, Ruhm und Kronen, und keineswegs um eine Religion zu thun ſey, der er ſich nur als Aushängſchild bediente.

Lag nun in dem Siege von Leipzig der unzweideutige Ausdruck des göttlichen Willens, ſo erſchien er noch überdieß in ſeinen Folgen gleichſam geflügelt durch göttliche Rache. Denn kühn und raſch und faſt gegen alle Kriegsregeln drang jetzt Guſtav Adolph, der „gothiſche Brennus," in den reichen Süden von Deutſchland ein, den er ſeinen Gothen, den Hungerleidern, als Beute bezeichnete, während er die Sachſen unter dem General Arnheim nach dem armen Böhmen ſandte. Wie in einem Triumphzug und wenig Widerſtand findend, zog er von den Leipziger Gegenden durch Halle nach Erfurt, und dann nach Würzburg, wo er die ganze Beſatzung und zwanzig Prieſter an den Altären niederhauen ließ, und ſogleich eine ſchwediſche Landesregierung einſetzte. So bemächtigte er ſich des ganzen Mainſtroms, der Bergſtraße, und zog ſchon am 12. Dezember 1631 in Mainz ein, deſſen ſpaniſche Beſatzung capitulirt hatte. Der Herzog von Lüneburg, die Landgrafen von Heſſen-Caſſel und Heſſen-Darmſtadt und die

Wetterauer Grafen machten ihm ihre unterthänigste Aufwartung; auch kam der vertriebene Churfürst von der Pfalz zu ihm, und bat um Wiedereinsetzung in seine Länder, wurde aber gleich jedem überlästigen Forderer von Dingen, die man gern selbst behält, mit Geringschätzung behandelt. — Während er nun seine Truppen in die schönen Gauen am Rhein in die Winterquartiere legte, trat er mit seinen Planen deutlicher hervor. Seine Großmuth, seine Uneigennützigkeit, und protestantischer Religionseifer beschränkte sich bloß auf die Lehnsherrlichkeit über die deutschen Fürstenthümer an der Ostsee, als Preußen, Pommern, Mecklenburg; dabei auf den Besitz der Stiftslande Hildesheim, Magdeburg, Halberstadt, Bamberg, Würzburg, Mainz, Worms, Speier und der Pfalz als ein eigenes Fürstenthum. Als Löwe des Tags wollte er auch Deutschland löwenartig zerreißen, und wünschte zu seiner Beute noch den Titel eines römischen Königs zu erhalten, wozu ihm schon der Churfürst von Sachsen die Zusage gegeben hatte. Seinen Kanzler Oxenstirna bestimmte er zum Churfürsten von Mainz und Erzkanzler des Reichs, um eine zweite Stimme zu gewinnen, und erklärte, nachdem er die Pfalz erobert hatte, dem Churfürsten Friedrich V. offen, er könne nur einen Theil seines Gebietes unter schwedischer Oberhoheit zurückerhalten, wie er dann den deutschen Fürsten, die sich ihm anschlossen, schon im Voraus die katholischen Länder Süddeutschlands, jedoch mit Vorbehalt der „Lehnsherrlichkeit," schenkte. — Plane dieser Art, die Gustav Adolph durch Worte und Thaten aussprach, waren aber keineswegs geeignet, den Absichten Frankreichs zu entsprechen. Denn der schlaue Richelieu wollte zwar die Macht Oesterreichs schwächen; doch keineswegs einen protestantischen Gothen statt eines katholischen Deutschen auf dem deutschen Throne sehen, und zum Nachtheil des eigenen Reichs dem Protestantismus die Oberhand in Deutschland überlassen. Aufgeschreckt demnach durch Gustav's schnellen Siegesflug, und dessen ehrgeizige Plane durchschauend, ließ Richelieu für alle Fälle ein mächtiges Heer in der Champagne aufstellen, und machte die nöthigen Vorbereitungen, um jede Umgestaltung des deutschen Reichs zu hintertreiben. So befand sich nun Gustav

Adolph Frankreich gegenüber auf jenem ſchmalen Rande, den die Politik Richelieu's zwiſchen Freundſchaft und Feindſchaft zog.

Während alſo das ſchwediſche Heer gleich einem wilden Bergſtrom die ſchönſten Gauen Deutſchlands überſchwemmte, hatte ein Theil des ligiſtiſchen Heeres ſich unter Pappenheim noch in Niederſachſen gehalten. Auch Tilly hatte in der Oberpfalz ein neues Heer geſammelt, Bamberg wieder erobert und den ſchwediſchen General Horn aus Franken vertrieben, wodurch der König in die Gefahr kam, ſeine Verbindung mit Sachſen zu verlieren. Unter dieſen Umſtänden übergab er ein Armeecorps ſeinem Kanzler Oxenſtirna zum Schutz des Rheinlandes, zog zu Aſchaffenburg eine Armee von 45,000 Mann zuſammen, und brach mit ihr nach Franken auf. Tilly wollte nun dem König entgegenziehen, wurde aber vom Churfürſten Maximilian zur Vertheidigung Bayerns zurückgerufen, und bezog ein feſtes Lager bei Rain am Lech. So zog nun Guſtav Adolph am 21. März 1632 unter dem größten Jubel der Proteſtanten zu Nürnberg ein, beſtätigte in Perſon das Bündniß, das er noch an den Ufern des Belts mit jenen Reichsverräthern geſchloſſen hatte und forderte ſie zu einem glühenden Thateneifer gegen den Kaiſer, ihren gemeinſchaftlichen Feind, auf. Nach einem kurzen Aufenthalt zog er an die Donau, eroberte die Stadt Donauwörth und unternahm den Lechübergang unter einem heftigen Geſchützfeuer am 5. April, der an jenem Tage nicht glückte, indem die Bayern den tapferſten Widerſtand leiſteten. Leider waren aber dabei Tilly ſehr ſchwer am Knie und Altringer am Kopf verwundet worden, und dieſes beſtimmte den Churfürſten, die Armee unter die Mauern von Ingolſtadt zurückziehen und die Vertheidigung dieſer Stadt gegen die Angriffe der Schweden anordnen zu laſſen, die am 6. April unaufgehalten über den Lech geſetzt hatten. In Ingolſtadt ſtarb nun am 20. April Tzerklas Graf von Tilly im dreiundſiebenzigſten Lebensjahre, und wie er arm und fromm gelebt, nie ein Mädchen geküßt und nie einen Rauſch gehabt hatte, waren ſeine letzten Blicke nur noch auf das Kreuz gerichtet, und mit den Worten: „Herr, auf dich habe ich vertraut, darum werde ich in Ewigkeit nicht zu Schanden

werden," gab er, den man den deutſchen Joſua nannte, den Geiſt auf.

In dieſer Zeit war Guſtaph Adolph mit einem Theil ſeines Heeres vor Augsburg gerückt, und die bayeriſche Beſatzung, ohnehin dem proteſtantiſchen Theil der Bürgerſchaft mißtrauend, nahm den ihr vom König zugeſtandenen freien Abzug an, und verließ am 20. April die Stadt. So zog denn der ſogenannte Streiter Gottes, das geheiligte Werkzeug der Erlöſung, der vermeintliche Befreier, unter dem größten Jubel der bethörten Proteſtanten in die Stadt ein, und begann ſein großes Reformgeſchäft, indem er den katholiſchen Rath und alle dieſer Religion angehörige Beamte, und ſelbſt die katholiſchen Stadt- und Nachtwächter abſetzte und ihre Stellen Proteſtanten gab. Hierauf verlangte der König für ſich und ſeine Erben den Huldigungseid, nämlich die eidliche Verpflichtung, der Krone Schweden treu zu ſeyn, und Alles zu thun, was Unterthanen ihrem natürlichen Herrn und ihrem rechtmäßigen Oberherrn zu thun ſchuldig ſind. — Als aber die freien Reichsſtädter um Erlaß, oder wenigſtens um Abänderung der vorgeſchriebenen Formel baten, fand ihr Geſuch nicht das geringſte Gehör. Selbſt die ganze Bürgerſchaft mußte dem Könige nach wenigen Tagen huldigen, was um ſo größeres Aufſehen erregte, da dieß mit ſeinen bisherigen öffentlichen Erklärungen, in denen er ſich als Beſchützer und Erhalter der deutſchen Freiheit, der deutſchen Verfaſſung und der evangeliſchen Religion darſtellte, im größten Widerſpruch war. Indem unter den Adelsgeſchlechtern zu wenig Lutheriſche ſich befanden, ſo erhob der König 43 derſelben in den Adelsſtand, machte durch ſie die vollſtändige Beſetzung des großen und des innern Rathes, der Aemter und des Gerichts nach Vorſchrift der Caroliniſchen Wahlordnung, und ernannte den Benedict Oxenſtirna, den Sohn des Kanzlers, zu ſeinem Statthalter von Augsburg. Da die ganze katholiſche Geiſtlichkeit, mit Ausnahme der Benedictiner zu St, Ulrich, den Huldigungseid verweigerte, ſo wurde ſie durch verſchärfte Verfolgungen, Verhaftungen, übermäßige Einquartierungen, Abgaben und außerordentliche Brandſchatzungen ſo lange heimgeſucht, bis ſie auswanderte, worauf, mit Ausnahme der

St. Ulrichskirche, alle übrigen katholiſchen Kirchen theils geſchloſſen, theils den Proteſtanten abgegeben wurden. Die ganze katholiſche Bürgerſchaft wurde entwaffnet, die proteſtantiſche aber bewaffnet und in den Waffen eingeübt. Jene proteſtantiſchen Freiheitsmänner aber, die ſtets die Katholiken wegen ihrer Verehrung der Mutter des Herrn und ſeiner Heiligen verſpotteten, erwieſen jetzt dem König und den Seinen ſolche Huldigungen, die ganz an Abgötterei grenzten. Ueberall ſah man ſein Bildniß; Frauen und Mädchen trugen es in Gold oder Schmelzwerk am Halſe; die Männer erſchienen ſogar in ſchwediſcher Tracht, und der proteſtantiſche Rath ließ nicht nur Thaler und Dukaten mit des Königs Bruſtbild auf der einen und dem ſchwediſchen und augsburgiſchen Wappen auf der andern Seite prägen, ſondern auch mehrere Denkmünzen, von der kriechendſten Speichelleckerei zeugend, auf ihn verfertigen, die meiſtens das Motto: **Crescit et florescit; — Post nubila Phoebus. — Gustava. et. Augusta. Caput. Religionis. et. Regionis.** trugen. Man glaubte den Finger der Vorſehung darin zu erkennen, daß aus dem lateiniſchen Namen der Stadt (**Augusta**) durch eine Buchſtabenverſetzung der Name **Gustava** herauskam, und freute ſich, die freie Reichsſtadt in eine abhängige Schwedenſtadt verwandelt, und dereinſt zu einer Metropole eines neuen deutſch-ſchwediſchen Reiches erhoben zu ſehen.

Wenn aber angeborner Ehrgeiz, durch glückliche Ereigniſſe genährt und durch rauſchenden Beifall der Menge geſteigert, einmal des Menſchen ſich bemeiſtert, ſo kann, wie wir auch in unſern Tagen bei einem Helden ſolcher Art ſahen, weder die Welt von ihm, noch er von ſich ſelbſt ſagen: „bis hieher und nicht weiter.“ Hatte daher der Sieg von Leipzig dem Ehrgeiz Guſtav Adolphs eine ſolche rieſenhafte Ausdehnung gegeben, daß er ſich als das von Gott auserſehene Werkzeug betrachtete, um die außerordentlichſte Umwälzung in Europa zu machen, ſo wollte er nun durch Wiederholung der alten Eroberungszüge der Gothen und Vandalen, deren König er auf ſeinen Titeln ſich nannte, ein Reich von der außerordentlichſten Größe ſtiften. War ihm demnach die Eroberung von Preußen ſchon gelungen, war er ſelbſt bei der polniſchen Königswahl unter den lockendſten Verſprechungen

und wie sein Gesandter sagte, auf Antrieb Gottes als Bewerber der polnischen Krone aufgetreten, und schon der Gedanke eines Einfalls in Spanien ihm gekommen, so lag es denn auch in seiner eroberungssüchtigen Natur, daß er bei seinen glücklichen Fortschritten in Deutschland seinen Fuß selbst auf den Nacken jener setzte, die ihm, dem Gothen, so unterthänig huldigend entgegenzogen, und sich von ihm knechten ließen, um ihre katholischen Brüder knechten zu können. So taumelte denn auch diese Reichsstadt durch ihren Protestantismus immer mehr zu jenem großen Verderben hin, das als göttliche Züchtigung bald über sie hereinbrach. —

Von Augsburg zog der König vor Ingolstadt, um diese Festung zu erobern, und sendete den Marschall Horn gegen Regensburg, um diese Stadt und mit ihr die Donau in seiner Gewalt zu bekommen. Auf den Rath des sterbenden Tilly's hatte aber der Churfürst schon früher ein starkes Corps dahin gesendet, und der protestantischen Stadt sich bemächtigt, wodurch zwar die Absicht des Königs vereitelt, Bayern aber dem feindlichen Einfall bloß gestellt wurde. Denn der König, der vor Ingolstadt einige Stürme vergeblich gemacht, und dort beinahe sein Leben eingebüßt hatte, indem eine 24pfündige Kugel sein Pferd unter ihm tödtete, ging jetzt schnell von Ingolstadt hinweg, wo die Tapferkeit der Besatzung ihm Zeit und Mannschaft raubte, und drang in das Innerste von Bayern ein, um den Churfürsten zur Beschützung seines Landes herbeizulocken, und die Ufern der Donau von ihren Vertheidigern zu entblößen. — Die Annäherung des Königs verbreitete allenthalben Furcht und Schrecken; vor ihm her floh das Landvolk in die Wälder, und die menschenleeren Dörfer raubte der Soldat aus und zündete sie sodann an. Aus München wurden alle churfürstlichen Schätze schnell nach Werfen gebracht; die adlichen Familien eilten nach Tyrol oder Italien, und weinend verließ die Churfürstin die Hauptstadt und reiste nach Salzburg. Am 8. Mai nahm Horn Besitz von Landshut, wo der König von Mosburg kommend, zwei Tage später in Begleitung des Pfalzgrafen eintraf, und der Stadt eine Contribution von 100,000 Thaler auflegte. Der Zug ging

ſofort nach Freiſing, wo ſchon Abgeordnete von München, begleitet vom franzöſiſchen Geſandten, eintrafen, um ihm ihre Thorſchlüſſel zu Füßen zu legen, und durch eine unbedingte Unterwerfung ſeine Gunſt zu gewinnen, oder ſeinen Zorn zu beſänftigen. Am 17. Mai 1632 rückte denn der Feldmarſchall Horn mit kriegeriſchem Gepränge in Bayerns Hauptſtadt ein, die ſo viele Jahrhunderte hindurch noch kein feindliches Heer in ihren Ringmauern geſehen hatte. Am Abend hielt Guſtav A. mit dem ehemaligen Churfürſten Friedrich V. von der Pfalz, dem Pfalzgrafen Auguſt von Sulzbach, den Herzogen Wilhelm und Bernhard von Weimar, dem Herzog Johann von Holſtein und vielen Grafen ſeinen pomphaften Einzug, betrat den verlaſſenen Pallaſt, und gewährte dem vertriebenen Churfürſten als kleinen Erſatz für ſeine verlornen Länder wenigſtens das traurige Vergnügen der Rache, eine Zeitlang in den Zimmern Maximilians zu wohnen, der ihn, den Verräther nach göttlichen und menſchlichen Geſetzen, um die böhmiſche Krone, um Land und Würden gebracht hatte. In dem Zeughauſe fanden ſich nur Lafetten, woraus man ſchloß, daß die Geſchützrohre vergraben ſeyn müßten. Durch Verrath erfuhr man die Stelle, und der König verfügte ſich dahin, und gebot ſcherzhaft: „Steht auf von den Todten,“ worauf 140 Geſchütze vom ſchwerſten Kaliber ausgegraben, und in einer derſelben, wie man ſagt, 30,000 Dukaten als verſteckter Schatz gefunden wurden. — Die Kanonen wurden nach Augsburg gebracht, blieben dort liegen und kamen nach Jahren wieder in die Händen der Bayern. Das ſchöne München, das der König wegen ſeiner ſchlechten moorigen Umgegend ſcherzend mit einem goldnen Sattel auf einem mageren Gaule verglich, wurde zwar ziemlich ſchonend behandelt; doch konnte es die ihm auferlegte Brandſchatzung von 300,000 Thaler kaum zur Hälfte aufbringen, und mußte als der König nach drei Wochen die Stadt mit ſeinem Heere verließ, für den Ueberreſt 42 Geiſeln ſtellen, die, zu Augsburg in Gewahrſam gebracht, erſt nach drei jährigem Leiden ihre Vaterſtadt wiederſahen. — Unter dieſen für den König ſo glücklichen Verhältniſſen wagte es der Pfalzgraf Friedrich, ihn um die Rückgabe ſeiner Churſtaaten nochmals

zu bitten; doch Gustav erwiederte ihm, daß er nur einen Theil derselben zurückerhalten werde, indem die ganze Bergstraße der Krone Schweden verbleibe; zugleich müsse er aber auch ihm die Kriegskosten vergüten, ihn als seinen obersten Lehnsherrn anerkennen, und als Vasall ihm beständige Holdschaft und unverbrüchliche Treue schwören.

In dieser großen Noth, wo der Bevölkerung des flachen Landes noch ärger mitgespielt wurde, als den Städtern, wo hunderte von Dörfern in Asche gelegt, tausende von Einwohnern niedergemetzelt oder förmlich hingerichtet wurden, hatte nun sich Maximilian an Richelieu gewendet, der, den Stand der Dinge wohl erkennend, zwar mit Schweden vertragsmäßig in Verbindung blieb, und ihm Hilfsgelder zahlte, jedoch um Herr des Gleichgewichts zwischen den kämpfenden Parteien zu seyn, auch mit Maximilian in Mai 1632 einen Vertrag auf 8 Jahre schloß, und ihn mit Geld und seinem Einfluß unter der Bedingung unterstützte, daß er die Besetzung des linken Rheinufers von Seiten Frankreichs gestatte.

Während Gustav Adolph mit solcher Ueberlegenheit den Krieg im Reiche führte, wurde auch der Churfürst von Sachsen auf einem anderen Schauplatz vom Glücke begünstigt, indem er nach der Leipziger Schlacht die Ueberreste des kaiserlichen Heeres aus seinem Lande vertrieb, sodann in Böhmen einfiel, und das unvertheidigte Prag (am 11. Nov. 1631) besetzte. — So war denn die Lage des Kaisers Ferdinand nach der Schlacht von Leipzig fast eben so schlimm, als jene, unter welcher er vor zwölf Jahre die Regierung angetreten hatte. Im Reiche herrschte Gustav Adolph, in Böhmen die Sachsen, in Oberösterreich entstand durch die protestantischen Bauern ein Aufruhr, in Oberungarn drohte eine Empörung, und Ragocy, der neue Fürst von Siebenbürgen, schien die Politik seines Vorfahrers Bethlen Gabor's verfolgen zu wollen. Wohin Ferdinand nur immer blickte, sah er Gefahr, nirgends Hilfe, indem er selbst von den Spaniern keine erhalten konnte, die mit den Holländern einen sehr harten, und kostspieligen Kampf zu bestehen hatten. Unter diesen so schwierigen Verhältnissen zeigte aber Ferdinand eine Standhaf-

tigkeit, die nur aus dem Vertrauen hervorgehen konnte, das er als wahrer Christ auf Gott allein setzte. Da nun ein ausgezeichneter, Vertrauenerweckender Feldherr, der in der Bildung und Anführung einer Armee eine gleiche Erfahrenheit hatte, vor allem nöthig war, so erschien ihm und seinen Räthen nur als einziges Rettungsmittel, den Oberbefehl des Heeres wieder an Wallenstein zu übertragen. Mit königlicher Pracht hatte Jener bisher in stolzer Zurückgezogenheit gelebt; äußerlich gleichgültig, aber innerlich vom Ehrgeiz verzehrt, sah er die Fortschritte des schwedischen Königs sehr gerne, weil sie ihn an dem Kaiser und dem Churfürsten von Bayern rächten, und ahnete in ihnen den Weg zu seiner künftigen Wiedererhebung. —

Schon Ende Octobers 1631 hatte sich der geheime Rath Questenberg mit dem schwierigen Auftrag nach Prag begeben, den tief gekränkten Stolz Wallensteins zu besänftigen, und ihn im Namen des Kaisers aufzufordern, wieder an die Spitze des Heeres zu treten. Er entschuldigte sich mit dem Podagra, an dem er leide, und lehnte die ersten Anerbietungen des Kaisers ab, um sich durch vergrößerten Drang bessere Bedingungen zu ertrotzen. Auf ein verbindliches Schreiben des Kaisers ging er Ende Dezembers nach Znaym, wo Eggenberg bei ihm eintraf. Obgleich dieser ein überaus gnädiges Handschreiben des Kaisers mitbrachte, konnte er doch von dem stolzen Herzoge bloß das Versprechen erlangen, dem Kaiser in drei Monaten ein Heer aufzustellen, und während dieser Zeit, aber nicht länger, darüber den Oberbefehl zu führen. Zur Erfüllung seines Versprechens sandte nun der Gewaltige seine Anhänger in alle Gegenden aus, ließ die Werbtrommel rühren, und die Werbfahne aufpflanzen. Tausende strömten ihr zu; theils alte Soldaten, die schon unter ihm mit Lust gedient hatten, theils junge Recruten, verführt durch die verheißene gute Verpflegung, und den versprochenen hohen Sold. So war denn schon im März 1632 ein vollkommen ausgerüstetes Heer von 40,000 Mann auf den Beinen, und als Gustav Adolph dieses vernahm, rief er aus: „das könne nur Oesterreich und der Friedländer.“ Aber auch nur dieser, der es aufgestellt, vermochte es zu führen, und dieses viel ver-

ſprechende Heer, die letzte Hoffnung des Kaiſers, war nichts als ein Blendwerk, ſobald der Zauber ſich löſte, der es in's Daſeyn rief. — Dieß fühlte der Kaiſer ſehr wohl, und ließ ſich daher zu der unglaublichen Demüthigung herab, die ihm von Wallenſtein vorgelegten Bedingungen zu unterſchreiben. Und dieſe Bedingungen waren: eine unumſchränkte Oberherrſchaft über alle deutſchen Armeen des öſterreichiſchen und ſpaniſchen Hauſes, und unbeſchränkte Vollmacht zu ſtrafen und zu belohnen; das Nichterſcheinen des Kaiſers oder ſeines Sohnes bei der Armee; die kaiſerliche Verſicherung eines öſterreichiſchen Erblandes als ordentliche Belohnung, die freie Schaltung über alle Eroberungen als außerordentliche Belohnung; das Begnadigungsrecht des Kaiſers auf Ehre und Leben, nicht aber auf die Güter des Begnadigten; Zuſicherung des Herzogthums Meklenburg im Frieden, oder eine andere Entſchädigung, und endlich eine freie Zuflucht in alle kaiſerliche Erblande bei Nothfällen im Kriege. — Bedingungen, die nur der größte Verräther, der todeswürdigſte Verbrecher machen konnte, der aber jetzt der unentbehrlichſte Mann in der Monarchie war, und hierdurch ſie ertrozte.

Mit ſolcher, faſt kaiſerlicher Gewalt ausgerüſtet, trat Wallenſtein von neuem auf den Schauplatz, und mehr mit Ausführung ſeiner eigenen Entwürfe, als mit dem Vortheil ſeines Herrn beſchäftigt, verſuchte er nun einen Separatfrieden mit Sachſen zu ſchließen, und als dieſer nicht zu Stande kam, war er während der Friedensunterhandlungen der Stadt Prag näher gerückt, eroberte ſie am 5. Mai, und trieb die Sachſen mit leichter Mühe und in kurzer Zeit aus Böhmen hinaus.

So bedenklich nach der Eroberung von Prag auch alle Verhältniſſe des Krieges ſich geſtalteten, ſo beeilte ſich doch Guſtav Adolph keineswegs, Bayern zu verlaſſen, und dachte ſogar noch an einen Zug nach Wien. Als aber Wallenſtein jetzt ſein Heer um Eger ſammelte, und dadurch die Abſicht an Tag legte, mit dem Churfürſten Maximilian ſich zu vereinigen, Nürnberg zu bedrohen, und dem Könige die Verbindung mit einem großen Theil von Norddeutſchland abzuſchneiden, ſo gab er ſein Eindringen in Oeſterreich auf, und beſchloß, Bayern zu räumen. Um aber

dem Sturme, der ſich wider ihn zuſammenzog, die Spitze zu bieten, überließ er dem Herzog Bernhard von Weimar die Vertreibung des kaiſerlichen Generals Oſſa, der Biberach belagerte, ſandte Guſtav Horn in die Oberpfalz, ließ den Oberſten Hepburn als Befehlshaber in München zurück, und verfügte ſich ſelbſt nach Augsburg, während Oxenſtirna, Johann Baner und Herzog Julius von Würtemberg am Rhein, in Franken und Schwaben beſondere Corps anführten. — Nun zog der König zu Augsburg 20,000 Mann zuſammen, marſchierte nach Donauwörth, beſetzte Dillingen, Eichſtädt, und das Schloß Pappenheim, aus welchen Orten er alles ſchwere Geſchütz nach Augsburg als ſeinem Hauptwaffenplatz im ſüdlichen Deutſchland, bringen ließ, und erreichte am 17. Juni Nürnberg, wo bald hernach auch der Herzog von Weimar nach Vertreibung der Kaiſerlichen unter Oſſa eintraf. —

Die Ankunft Guſtavs Adolphs in Nürnberg geſchah aber noch vor der Vereinigung der Bayern mit den Oeſterreichern, indem dieſer erſt Unterhandlungen vorher gehen mußten, durch welche der Oberbefehl auch über die bayeriſchen Truppen, beſonders am Tage der Schlacht, dem Wallenſtein uneingeſchränkt übergeben, und die gegenſeitig völlige Vergeſſenheit des Vergangenen zugeſichert wurde. So umarmten ſich denn der Churfürſt Maximilian und der Herzog von Friedland im Angeſicht der beiden Armeen, wobei der erſtere mehr, der letztere weniger die Kunſt der Verſtellung zeigte. — Gleich nach Vereinigung der beiden Heere zu Eger, brach Wallenſtein mit der Armee auf, ging bei Stein über die Rednitz, und bezog an deren linken Ufer, etwa zwei Stunden von Nürnberg ein feſtes Lager. Er hatte die Unmöglichkeit eingeſehen, die verſchanzten Linien des Königs, die durch 300 Kanonen, durch 20,000 ſeiner auserleſenſten Truppen und durch die Nürnberger Stadtmiliz vertheidigt wurden, zu erſtürmen, und beſchränkte ſich demnach darauf, durch Streifparteien jede anderwärtige Verbindung, und jede Zufuhr ihm abzuſchneiden. So ſtanden faſt acht Wochenlang die Heere unthätig einander gegenüber, und als endlich durch die anlangenden Corps des Oxenſtirna, Baner, der Herzoge Bern-

hard und Wilhelm von Weimar, des Oberſt Bontius, das ſchwediſche Heer auf 70,000 Mann anwuchs, hierdurch der größte Mangel und mit ihm die Seuchen einriſſen, entſchloß ſich der König, das wohl verſchanzte Lager Wallenſteins anzugreifen. — Am 4. Sept. 1632 des Morgens bildete Guſtav Adolph ſeine Angriffscolonnen, die aber bis zu der ſinkenden Nacht den hartnäckigſten, entſchloſſenſten und klug geleiteten Widerſtand fanden, und der Berg blieb unerſtiegen am Abend, wie er am Morgen geweſen. Die einbrechende Nacht machte dem Kampfe ein Ende, und nach einem zehnſtündigen Gefechte und großem Verluſte kehrten die ſchwediſchen Regimenter blutend und zerriſſen vom Kampfplatze zurück. Durch den mißlungenen Angriff auf die feſte Stellung Wallenſteins hatte der König den Ruf ſeiner Unüberwindlichkeit erſchüttert, und mit Recht konnte der Friedländer an den Kaiſer ſchreiben: „der König habe ſich bei dieſer **Impresa** (Unternehmung) gewaltig die Hörner abgeſtoſſen, indem er Allen zu verſtehen gegeben, er wolle ſich des Lagers bemächtigen, oder kein König ſeyn.“ —

Noch ganzer vierzehn Tage nach dieſer Action blieben die Armeen einander gegen über gelagert, und die täglich ſteigende Noth löſte alle Bande der Zucht und Ordnung im ſchwediſchen Lager auf, wobei die deutſchen Regimenter durch ihre Gewaltthätigkeiten gegen Freund und Feind ſich auszeichneten, und den König veranlaßten, ſeinen Unwillen gegen die deutſchen Offiziere auszulaſſen. „Ihr Deutſchen, rief er aus, ihr, ihr ſelbſt ſeyd es, die ihr euer eigenes Vaterland beſtehlt, und gegen euere eigene Glaubensgenoſſenen wüthet. Gott ſey mein Zeuge, ich verabſcheue euch, ich habe einen Eckel an euch, und das Herz göllt mir im Leibe, wenn ich euch anſchaue. Ihr übertretet meine Verordnungen, ihr ſeyd Urſache, daß die Welt mich verflucht, daß mich die Thränen der ſchuldloſen Armuth verfolgen, daß ich öffentlich hören muß: der König, unſer Freund, thut uns mehr Uebels an, als unſere grimmigſten Feinde. Euere ſchlechte Mannszucht überzeugt mich, daß ihr's böſe meint, wie ſehr ich auch Urſache haben mag, euere Tapferkeit zu loben.“

So hatte der Herr der Welt den lutheriſchen Landesverrä-

thern von Nürnberg den von ihnen erſehnten und herbeigerufenen lutheriſchen Gothenkönig als Zuchtruthe gegeben, und ſchlug ſie nun durch Hunger und Peſt, indem innerhalb eilf Wochen zehn Tauſend Bürger und zwanzig Tauſend Soldaten dort ihr Grab fanden. Zertreten lagen alle umliegenden Fluren, die Dörfer in Aſche; das beraubte Landvolk ſchmachtete auf den Straßen; Modergerüche verpeſteten die Luft; verheerende Seuchen, durch die kümmerliche Nahrung, durch den Qualm eines ſo bevölkerten Lagers und ſo vieler verweſenden Leichname, durch die Glut der Hundstage ausgebrütet, wütheten unter Menſchen und Thieren, und noch lange nach Abzug der Armeen drückte Mangel, Elend und Krankheiten das unglückliche, von Gott geſchlagene Land. —

Da der König die Beharrlichkeit des Friedländers nicht beſiegen konnte, ſo räumte er am 18. September (n. St.) Nürnberg, wo er eine ſtarke Beſatzung zurückließ, und marſchirte nach Neuſtadt an der Aiſch, ohne daß Wallenſtein ſeinen Abzug beunruhigte oder ihm folgte. Fünf Tage hernach brach auch Wallenſtein mit ſeinem Lager auf, zog aber nördlich, um das Sachſenland heimzuſuchen, während der König ſeinen Marſch nach dem Süden richtete, um den Beſitz von Bayern zu ſichern, und nach Geſtalt der Umſtände ſelbſt in Oeſterreich einzufallen. Dieſes beſtimmte nun den Churfürſt Maximilian, ſich vom Friedländer zu trennen, und mit ſeinen Bayern ſeinem eigenen Lande zu Hilfe zu kommen.

Während dieſes zu Nürnberg vorging, war auch in andern Gegenden Deutſchlands die Kriegsfurie nicht müßig. Der kaiſerliche Parteigänger Holk verwüſtete Sachſen, während ein ſächſiſches Heer unter Arnheim, ein ſchwediſches Corps unter Duval, ein brandenburgiſches unter Burgdorf in Schleſien auf gleiche Weiſe hausten. Lothringen, und das Trieriſche Gebiete verheerten die Franzoſen, und eroberten in jenem und dieſem Lande einige Städte. Auf beiden Ufern des Rheins kämpfte Guſtav Horn theils gegen die Spanier am Unterrhein, theils gegen die öſterreichiſche Generale im Elſaß, und der kaiſerliche General Pappenheim ſchlug ſich tapfer mit ſeinen Gegnern im ganzen Norden von Deutſchland herum. So hatte die

unſelige religiöſe Trennung allen inneren und äußeren Feinden Deutſchlands Thür und Thor geöffnet, und nie hat in jenem Lande unter den Gewalthabern eine ſolche Menge von „raubſüchtigen Schelmen, Menſchheit ſchändenden Bluthunden, Ueberläufern und Verräthern“ gegeben, als in jenem traurigen, unheimlichen, rückwärtsſchreitenden Zeitraume, in welchem die Sünden der Großeltern bei ihren Enkeln in Verbrechen übergegangen waren. —

Während nun Guſtav Adolph an der Donau ſich herumtrieb, und auch Anſtalt machte, einen nochmaligen Verſuch auf Ingolſtadt zu unternehmen, war aber Wallenſtein ſchon nach Sachſen vorgedrungen und hatte Leipzig am 22. Oktober eingenommen. Als hierauf der Churfürſt von Sachſen Boten über Boten um Hilfe an den König ſandte, und dieſer den möglichen Abfall ſeines Verbündeten, und ſeine hierdurch unterbrochene Verbindung mit der Oſtſee bedachte, brach er ſogleich (7. Okt.) mit allen verfügbaren Truppen auf, und eilte über Nördlingen und Nürnberg nach Arnſtadt, wo er ſich mit dem Herzoge Bernhard von Weimar vereinigte, der jetzt nicht mehr als ſchwediſcher General, ſondern als ein durch Guſtav neugebackener Reichsfürſt, als Herzog von Franken, auftrat. Das ſchwediſche Heer ging von da nach Erfurt, wo der Herzog den Kaiſerlichen in Beſetzung Naumburgs zuvorkam. Am 31. Oct. verließ auch der König Erfurt, wo er ſeine Gemahlin zum letztenmal ſah, der bange gepreßte Abſchied auf eine ewige Trennung deutete, und hielt ſeinen Einzug in Naumburg, wo das lutheriſche Volk, das ſchon längſt nicht mehr vor Gott in den Kirchen kniete, nun anbetend vor ihm, dem Menſchen, ſich auf die Kniee warf, und um die Gunſt ſich ſtritt, die Scheide ſeines Schwertes, den Saum ſeines Kleides, gleich einem Heiligthume, zu berühren. Da drang denn eine ahnungsvolle Stimme in ſeinem Inneren ihm die Worte an ſeine Begleiter auf: „Iſt es nicht, als ob dieſes Volk mich zum Gott mache? Unſere Sache ſtehen gut; aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dieſes verwegene Gaukelſpiel ſtrafen, und dieſem thörichten Haufen meine ſchwache ſterbliche Menſchheit früh genug offenbaren.“ In Naumburg bezog nun der

König ein verschanztes Lager, und wollte dort die Ankunft der sächsischen Armee und des Braunschweig-Lüneburgischen Corps erwarten. Hierdurch erzeugte er aber beim Wallenstein die irrige Ansicht, die frühere strategetische Haltung bei Nürnberg sollte hier erneuert werden, und ging daher nach Lützen zurück, um Winterquartiere zu beziehen, und seine Truppen in solchen Abtheilungen aufzustellen, daß im Fall eines Angriffs eine die andere leicht unterstützen könne. In dieser falschen Voraussetzung gestattete er sogar den Abmarsch Pappenheims, der am 14. Nov. mit 8000 Mann nach Halle eilte, um diese Stadt den Schweden zu entreißen. Kaum hatte Gustav Adolph den Abzug Pappenheims vernommen, so beschloß er, jenen schnell zu benützen, und eilte, mit seiner ganzen Macht den fast um die Hälfte geschwächten Feind anzugreifen. Nach einem beschleunigten Marsch erschien er schon am 15. Abends zum größten Erstaunen Wallensteins in der Ebene von Lützen, worauf dieser einen Eilboten nach dem anderen an den Grafen Pappenheim sandte, und ihm augenblickliche Umkehr und schnellstes Herbeieilen befahl. —

Wie aber bei allen raschen, vom Feinde nicht erwarteten Bewegungen auch nur die Raschheit der Ausführung in den meisten Fällen den Erfolg sichert, hatte denn auch Gustav Adolph noch in der Nacht seine 20,000 Mann auf eben die Weise geordnet, durch die er ein Jahr zuvor die Schlacht bei Leipzig gewann, und erwartete, in der kalten Herbstnacht in seinem Wagen sitzend, nur das erste Tagesgrauen, um das noch ungeordnete kaiserliche Heer anzugreifen. Betrog sich aber früher der Friedländer über die Absichten des Königs, so täuschte sich nun dieser über das Benehmen seines Gegner. Denn auch dieser hatte während der Nacht seine 12,000 Mann für die Schlacht geordnet, und da die Landstraße, die von Lützen nach Leipzig führt, beide Heere in ihrer Aufstellung trennte, und jeder Theil, der den anderen angreifen wollte, erst jene überschreiten mußte, so ließ er die auf beiden Seiten der Straße hinlaufende Gräben schnell vertiefen, und mit Musketieren besetzen, wodurch der Angriff um so schwieriger und die Vertheidigung um so leichter wurde, da auch eine Batterie von sieben großen Kanonen das

Musketenfeuer aus den Gräben unterſtützen konnte. Seine Infanterie hatte er in fünf großen Brigaden, ſeine Reiterei auf den Flügeln aufgeſtellt, und eine Batterie von vierzehn kleineren Stücken auf einer Anhöhe errichtet, beſtrich einen großen Theil der vorliegenden Ebene. So hatte Guſtav Adolph zwar den Vortheil der Truppenzahl, doch Wallenſtein jenen des Terrains. Endlich erſchien der Morgen des ewig denkwürdigen 16. Novembers; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet war, verzögerte den Angriff noch bis zur Mittagsſtunde. Bei dem erſten Sonnenſtrahl ſetzten ſich die Schweden ſogleich in Bewegung, ſtürmten unter dem Schlachtenruf „Gott mit uns“ nach der Landſtraße, vertrieben die Musketiere aus den Gräben, überſchritten dieſe, und eroberten die dort befindliche Batterie von ſieben Kanonen. Mit unaufhaltſamer Gewalt drangen ſie hierauf weiter, warfen die erſte der fünf friedländiſchen Brigaden, dann auch die zweite und griffen ſchon die dritte an, als Wallenſtein mit drei Cüraſſierregimentern ſeinem Fußvolk zu Hilf eilte. Dieſe machten ſchnell einen glänzenden Angriff auf das ſchwediſche Fußvolk, warfen es über den Straßengraben zurück, und eroberten die verlorne Batterie wieder, während die zerſtreute Infanterie auf's neue ſich ordnete.

Als nun Guſtav Adolph ſein Fußvolk weichen ſah, eilte er an der Spitze der finnländiſchen Cüraſſiere ihm zu Hilfe. Begleitet von dem Herzoge Franz Albert von Sachſen-Lauenburg, einem Stallmeiſter und einem Pagen, ſetzte er pfeilſchnell über die Gräben, ließ hierdurch ſein Regiment weit zurück, und erhielt auf ſeinem Weg zuerſt einen Schuß in den Arm, und einen zweiten in den Rücken, den der Sage nach der kaiſerliche Oberſtlieutenant Falkenberg ihm beigebracht haben ſoll. Der Herzog, und der Stallmeiſter retteten ſich; der Page Leubelfing harrte in ſeiner Treue bei dem König aus, und bemühte ſich, ihm auf's Pferd zu helfen. In dem Nebel, der von neuem das Schlachtfeld deckte, ſprengten kaiſerliche Reiter heran, hielten den König, den ſie nicht kannten, für einen Offizier, ſtachen und ſchoſſen ihn nieder und zogen ihn aus. Auch der treue Page wurde ſchwer verwundet und ſtarb nach fünf Tagen zu Naumburg, deſſen Aus-

ſagen den Herzog Franz Albert wegen des auf ihn geworfenen Verdachtes, als ſey er der Mörder des Königs, hinlänglich rechtfertigen. In dem Getümmel des Kampfes wurde die Leiche des Königs durch die Hufe der Pferde ſo entſtellt, daß ſie ſpäterhin aufgeſucht und gefunden, kaum mehr zu erkennen war. —

Auf dieſe Schreckenspoſt übernahm Bernhard ſogleich den Oberbefehl, und eilte vom linken Flügel nach dem Centrum, wo er ſich mit Knipphauſen beſprach, welcher die Schlacht abzubrechen rieth. Mag nun der angeborne Muth des Herzogs, der den Tod ſeines Wohlthäters zu rächen ſtrebte, mag der Hinblick auf die Mehrzahl und erprobte Tapferkeit des ſchwediſchen Heeres, in welchem die größte Racheluſt wegen des getödeten Königs glühte, mag endlich ſelbſt ein flüchtiger Gedanke an ſein neu erworbenes und nun wieder in Frage geſtelltes Herzogthum ſeinen Entſchluß hervorgerufen haben, genug, er verwarf Knipphauſens Rath, ſtellte ſchnell die Ordnung wieder her, durchritt dann die Glieder, und feuerte die Krieger zur blutigen Rache an. So hatte denn der Tod auch für den Niedrigſten keinen Schrecken mehr, nachdem er das gekrönte Haupt nicht verſchonte, und mit Löwengrimm drangen die Schweden abermals über den Graben, eroberten zum zweitenmal die Batterie der ſieben Kanonen, und griffen im Sturmſchritte die feindliche Bataillone an. Nun eilte Bernhard auf den linken Flügel, ſtürzte ſich in das dichteſte Schlachtgewühl, erſtürmte die Windmühlenhöhe ſammt der dort befindlichen Batterie von vierzehn Kanonen, und die Kaiſerlichen, durch die hinter ihnen auffliegenden Pulverwagen in noch größere Beſtürzung verſetzt, begannen ſchon zur Flucht ſich zu wenden. —

So neigte ſich die Schlacht zu ihrer Entſcheidung, und das Schickſal des Tages beruhte nur noch auf der Vollendung des Kampfes. — Da traf Pappenheim mit ſeinen Küraſſieren und Dragonern auf dem Schlachtfeld ein, und eine neue Schlacht begann. Mit ſchneller Gegenwart des Geiſtes brachte er die flüchtige Reuterei des linken kaiſerlichen Flügels zum Stehen, und führte ſie auf's neue gegen den Feind. Fortgeriſſen nun von ſeinem wilden Muth, durchbrach er mit dem größten Ungeſtüm

den rechten Flügel der Schweden, warf ihn in der größten Unordnung zurück, und hieb das gelbe Regiment, das trefflichste unter den Schweden, bis auf den letzten Mann zusammen. Ein gleiches Loos traf ein anderes blaues Regiment der Schweden, welches der Graf Piccolomini nach einem siebenmaligen Angriff, wobei er sieben Pferde verlor und sechs Wunden erhielte, zu Boden warf. Auch das Centrum der Kaiserlichen, vom Wallenstein frisch geordnet, drang nun gleichfalls vor, nahm nochmals die zweimal verlorne Batterie, während auch der rechte Flügel der Kaiserlichen sich ermannte, und die Schweden von der Windmühlenhöhe wieder heruntertrieb. — Schon schien der Sieg der Kaiserlichen nicht mehr zweifelhaft — da durchbohrten zwei Musketenkugeln die narbenvolle Brust Pappenheims, dieses furchtbarsten Kriegers des österreichischen Hauses und der Kirche, und mit ihm verschwand das Glück der Kaiserlichen vom Schlachtfelde. Schrecken verbreitete sich unter den Reutern, sobald sie ihren sieghaften Führer vermißten; sie sprengten rückwärts und rissen die hintern Truppen mit sich fort. Mit schneller Besonnenheit benützte Bernhard den günstigen Moment, vereinigte beide schwedischen Linien in eine, und machte einen letzten verzweifelten Angriff gegen das kaiserliche Heer. Zum drittenmal tobte nun der Kampf jenseits der Straße; zum drittenmale wurden die Geschütze erobert, und die letzte Kraft rang mit der letzten Kraft, indem jeder Theil in den letzten theuern Minuten den ganzen verlornen Tag nachholen wollte. Nacht und Nebel machten endlich dem Kampf ein Ende, dem die Wuth keines machen wollte, und beide Heere, von denen jedes für unbesiegt sich erklärte, verschwanden von dem blutigen Wahlplatz. — Kurz darauf langte Pappenheims Fußvolk sechs Regimenter stark, unter dem Generallieutenant Reinach an, zu spät, um noch zur völligen Entscheidung des blutigen Tages beitragen zu können. Die Artillerie beider Theile blieb die Nacht über auf dem Wahlplatz verlassen stehen, weil die Pferde sich verlaufen hatten, und Reinach mußte nun die Nachhut des kaiserlichen Heeres bilden, das wegen des Anmarsches des sächsischen und lüneburgischen Heeres nach Leipzig zog. Von beiden Armeen lagen über 8,000

Mann todt auf dem Kampfplatz, und die ganze Ebene von Lützen bis an den Floßgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Todten bedeckt. Keine Gefangene wurden gemacht, indem die wechselseitige Wuth weder Pardon gab, noch ihn verlangte. Beiderseits waren viele von dem vornehmsten Adel geblieben oder schwer verwundet. Der Hauptverlust der Kaiserlichen bestund aber in dem Tode Pappenheims, der an den erhalten Wunden den Tag nach der Schlacht zu Leipzig starb. Seine letzten Worte waren: „Saget Friedland, ich sterbe gerne, da ich weiß, daß der erbitterste Feind unserer heiligen Religion den Tod gefunden hat.“ Das wilde stürmische Feuer seines Muthes, den auch die entschiedenste Gefahr nicht schreckte, das Unmögliche kaum bezwang, die rücksichtsloseste Kühnheit seiner Unternehmungen, und die überraschendste Schnelligkeit seiner Märsche machten ihn zum furchtbarsten Krieger des Hauses Oesterreichs, und von unzähligen Wunden bedeckt, nannte ihn die Spanier nur den „Benarbten.“ Schon in der Prager Schlacht lag er, wie schon erwähnt wurde, schwer verwundet, viele Stunden lang unter den Todten, bis er endlich bei der Plünderung des Schlachtfeldes von den Seinigen erkannt und gerettet wurde. Auf seiner Stirne sah man zwei rothe Striemen, Schwertern ähnlich, womit die Natur ihn schon bei der Geburt gezeichnet hatte, und die auch in späteren Jahren bei jeder leidenschaftlichen Blutsbewegung in stets erhöhter Röthe erschienen. — Geboren mit dem Könige von Schweden in einem Jahre, fand er auch mit ihm, den er als Feind der Kirche und des Reichs unversöhnlich haßte, auf einem Schlachtfelde das Ende seiner Laufbahn, ein bedeutungsvolles gleichzeitiges Zusammentreffen, welches Viele auf den Gedanken bringen könnte, die Gottheit habe dem muthigen und redlichen Kämpfer für Kirche, Thron und Vaterland statt des goldnen Vließes, das ihm schon die Menschen zugedacht hatten, eine ewige Krone im Himmel gegeben, während sie dem anderen, als Religionsheuchler, und ehrgeizigen Thron- und Länderräuber seine eigene irdische Krone nahm, und ihn ihrem strengen Gerichte unterwarf.

„Denn unverkennbar,“ schreibt Schiller, „strebte der Ehrgeiz

des ſchwediſchen Monarchen nach einer Gewalt in Deutſchland, die mit der Freiheit der Stände unvereinbar war, und nach einer bleibenden Beſitzung im Mittelpunkte dieſes Reiches. Sein Ziel war der Kaiſerthron; und dieſe Würde, durch ſeine Macht unterſtützt und geltend gemacht durch ſeine Thätigkeit, war in ſeiner Hand einem weit größern Mißbrauch ausgeſetzt, als man von dem öſterreichiſchen Geſchlechte zu befürchten hatte. Geboren im Ausland, in den Maximen der Alleinherrſchaft auferzogen, und aus frommer Schwärmerei (?) ein abgeſagter Feind der Papiſten, war er nicht wohl geſchickt, das Heiligthum deutſcher Verfaſſung zu bewahren, und vor der Freiheit der Stände Achtung zu tragen. Die anſtößige Huldigung, welche außer mehrern andern Städten die Reichsſtadt Augsburg der ſchwediſchen Krone zu leiſten vermocht wurde, zeigte weniger den Beſchützer des Reichs, als den Eroberer; und dieſe Stadt, ſtolzer auf den Titel einer Königsſtadt, als auf den rühmlichen Vorzug der Reichsfreiheit, ſchmeichelte ſich ſchon im Voraus, der Sitz ſeines neuen Reichs zu werden. Seine nicht genug verhehlten Abſichten auf das Erzſtift Mainz, welche er Anfangs dem Churprinzen von Brandenburg, als Mitgift ſeiner Tochter Chriſtine, und nachher ſeinem Kanzler und Freund Oxenſtirna beſtimmte, legten deutlich an Tag, wie viel er ſich gegen die Verfaſſung des Reiches zu erlauben fähig war. Die mit ihm verbundenen proteſtantiſchen Fürſten machten Anſprüche an ſeine Dankbarkeit, die nicht anders, als auf Unkoſten ihrer Mitſtände, und beſonders der unmittelbaren geiſtlichen Stifter, zu befriedigen waren; und vielleicht war der Entwurf ſchon gemacht, die eroberten Provinzen, nach Art jener alten barbariſchen Horden, die das alte Römerreich überſchwemmten, unter ſeine deutſchen und ſchwediſchen Kriegsgenoſſen, wie einen gemeinſchaftlichen Raub zu vertheilen. In ſeinem Betragen gegen den Pfalzgrafen Friedrich verläugnete er ganz die Großmuth des Helden, und den heiligen Charakter eines Beſchützers. Die Pfalz war in ſeinen Händen, und die Pflichten ſowohl der Gerechtigkeit als die Ehre forderten ihn auf, dieſe den Spaniern entriſſene Provinz ihrem rechtmäßigen Eigenthümer in vollkommenem Stande zurückzugeben. Aber durch eine Spitzfindigkeit, die eines

großen Namens nicht würdig ist, und den ehrwürdigen Namen eines Vertheidigers der Unterdrückten schändet, wußte er dieser Verbindlichkeit zu entschlüpfen. Er betrachtete die Pfalz als eine Eroberung, die aus Feindeshänden an ihn gekommen sey, und glaubte daraus ein Recht abzuleiten, nach Willkühr darüber zu verfügen. Aus Gnade also, und nicht aus Pflichtgefühl trat er sie dem Pfalzgrafen ab (?), und zwar als ein Lehen der schwedischen Krone, unter Bedingungen, die den Werth derselben um die Hälfte verringerten, und diesen Fürsten zu einem verächtlichen Vasallen Schwedens herabsetzten. Eine dieser Bedingungen, welche dem Pfalzgrafen vorschrieb: „nach beendigtem Kriege einen Theil der schwedischen Kriegsmacht, dem Beispiel der übrigen Fürsten gemäß, unterhalten zu müssen," läßt uns einen ziemlich hellen Blick in das Schicksal thun, welches Deutschland bei fortdauerndem Glück des Königs erwartete. Sein schneller Abschied von der Welt sicherte dem deutschen Reiche die Freiheit, und ihm selbst seinen schönsten Ruhm, wenn er ihm nicht gar die Kränkung ersparte, seine eigenen Bundesgenossen gegen ihn gewaffnet zu sehen, und alle Früchte seiner Siege in einem nachtheiligen Frieden zu verlieren. Schon neigte sich Sachsen zum Abfall von seiner Partei; Dänemark betrachtete seine Größe mit Unruhe und Neid, und selbst Frankreich, sein wichtigster Alliirter, aufgeschreckt durch das furchtbare Wachsthum seiner Macht und durch den stolzern Ton, den er führte, sah sich schon damals, als er den Lechstrom passirte, nach fremden Bündnissen um, den sieghaften Lauf des Gothen zu hemmen, und das Gleichgewicht der Macht in Europa wieder herzustellen." — „Müssen wir daher," schreibt Barthold, „schmerzlich lächeln über die „gedankenleere Verkehrtheit" und die Entäußerung jedes nationalen Selbstgefühls, in welcher Protestanten, nach der Tradition ihrer Schulmeister und Prediger, „dem hochherzigen, reinen Kämpfer für ihre Kirche und dem Retter der deutschen Freiheit" Denksäulen errichten — einer Freiheit, die nur den Fürsten zu Gute kam, und des Reiches Oberhaupt jeder nothwendigen Herrschergewalt, zum Frohlocken eigennütziger Nachbarn, entkleidete; — so wollen wir doch mit tiefer Bewegung auf den Schwedenstein blicken und der ewigen Vorsicht

danken, welche aus dem unklaren Gewirre menſchlicher Leidenſchaften und den Thaten menſchlicher Selbſtſucht wunderbar und unbegreiflich das Heil zu fördern weiß.“ — Iſt dieſes nun ſchon die Anſicht zweier ſehr geiſtreichen Proteſtanten, ſo beharren wir um ſo mehr in der unſerigen, indem wir kurzweg in Guſtav Adolph nur einen „modernen Brennus“ erkennen. War demnach der galliſche Brennus eine derbe Zuchtruthe für Rom, ſo war aber Guſtav Adolph noch eine furchtbarere Geiſel für Deutſchland. Bekriegte jener Rom unter dem Vorwand eines unrechtlichen Benehmens ſeiner Geſandten, ſo bekriegte dieſer aber Deutſchland unter dem noch viel nichtigeren Vorwand: man habe ſeine Geſandten nicht zu der Conferenz zu Lübeck zugelaſſen (weil ſie dort nichts zu thun hatten) und habe ſeine Briefe an Bethlen Gabor (dem Reichsfeinde) aufgefangen und erbrochen. Schlug nun der galliſche Brennus die Römer bei Allia, ſo ſchlug der gothiſche Brennus das Reichsheer bei Leipzig. — Fand jener Roms unbeſiegbares Capitol an der Tiber, ſo fand dieſer Deutſchlands unbeſiegbares Capitol an der Donau. — Konnte jener keine bleibenden Eroberungen machen, und nur morden, rauben und brennen, ſo waren denn auch bei dieſem ſeine Hoffnungen auf den Kaiſerthron, ſeine Eroberungen, ſeine Schenkungen an Oxenſtirna, Horn, Bernhard u. ſ. w. alle eitel, und ſein Krieg beſtand auch nur im Rauben, im Morden und Brennen. Haben aber vor zweihundert Jahren die dumm, ſchlecht und toll gewordenen Deutſchen den großen Reichsverderber wie einen Gott verehrt, und hierdurch die göttliche Rache ſehr ſchnell auf ſeine Perſon herabgerufen, ſo gibt es aber leider heute noch Bethörte genug, die da wähnen, Guſtav Adolphs Name reiche hin, um in das mürbe, zerſetzte Segelwerk der deutſch-proteſtantiſchen Barke wieder etwas Wind zu bringen, nicht bedenkend, daß gerade jener Name von neuem die göttliche Rache und zwar auf die Sache ſelbſt herabrufen könne.

So ſtarb in ſeinem achtunddreißigſten Lebensjahre Guſtav Adolph auf dem Schlachtfelde, und ſeine Leiche, mit eilf Wunden bedeckt, wurde den Tag nach der Schlacht zuerſt nach Weißenfels, und dann in Begleitung ſeiner Wittwe Maria Eleonore

nach Stockholm gebracht und dort feierlich unter großem Wehklagen des Volkes beigesetzt. — Mit Wehmuth betrachtete auch der Kaiser Ferdinand das ihm übersandte blutige Koller des Königs, und äußerte: „er hätte ihm gern ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in sein Königreich gegönnt, wenn nur Friede in Deutschland erlangt worden wäre.“ — Nur langsam verbreitete sich die Nachricht von des Königs Tod durch Deutschland. Als aber an demselben nicht mehr zu zweifeln war, bemächtigte sich aller Protestanten eine tiefe Trauer. Vorzüglich auf den Pfalzgrafen Friedrich, der damals in der von den Schweden besetzten Stadt Mainz sich aufhielt, wirkte der Tod des Königs so erschütternd, daß ihn ein Schlagfluß traf, an welchem er am 29. November 1632 in seinem siebenunddreißigsten Lebensalter starb. — Dagegen freute man sich am französischen Hofe über den Tod des Königs, indem er, obgleich Bundesgenossener von Frankreich, durch seine Festsetzung am Rhein Furcht und Mißtrauen bei Ludwig XIII. und dem Cardinal Richelieu erregt hatte.

Je weniger nun die Schlacht von Lützen in militärischer Beziehung ein großes Resultat für den einen oder den andern Theil lieferte, desto mehr zeigt sich aber in ihr die strafende Hand des Herrn. Bedenkt man demnach, wie leicht der König, wenn er erkannt worden, in die Gefangenschaft hätte gerathen können, indem er nur als ein unbekannter Offizier getödtet wurde, und wie hiedurch ganz andere Verhältnisse in Deutschland und mit ihnen friedlichere Gesinnungen und zuletzt auch der Friede eingetreten wären, so dringt sich jedem, der an eine höhere Weltregierung glaubt, gerade wegen des Todes des Königs und dessen Folgen, die Ansicht auf, daß die ewige Gerechtigkeit durch einen fünfzehnjährigen, sehr verheerenden Krieg, durch die völlige Zerstörung Magdeburgs, durch den tödtenden Hunger und die Seuchen zu Nürnberg noch nicht gesühnt war, und daß sie, da noch viele Länder und Städte Deutschlands wegen ihres Abfalls von der Kirche und wegen ihrer Verrätherei am Vaterland die größten Züchtigungen ebenfalls verdienten, diese auch über sie durch Fortsetzung des Krieges herbeiführen wollte. — So fällt denn die

blutige Schlacht bei Lützen gerade in die Mitte des schrecklichen 30jährigen Krieges und theilt diese ewig denkwürdige Züchtigungsperiode in zwei gleiche Theile, deren keiner dem andern in der Merkwürdigkeit der Ereignisse nachsteht, wenn nicht der letztere sogar den erstern hierin weit übertrifft.

Vierte Periode
des scheußlichen dreißigjährigen Krieges.

Ferdinands II. Fortsetzung des Krieges gegen Schweden, dessen offener Eintritt gegen Frankreich, sammt den weiteren Kämpfen gegen die Reichsverräther bis zu seinem Tode (1637).

Mit dem Tode Gustavs, der schon als politischer Revolutionär die kirchliche Revolution Deutschlands vielfach ausgebeutet hatte, und ferner durch sie selbst des deutschen Thrones sich bemächtigen wollte, war zwar zur Freude aller Rechtlichen des Reiches Hauptverderber beseitigt; doch die Quelle des Verderbens war geblieben und floß jetzt um so reichlicher und verderblicher fort, da nach Beseitigung des ehr- und raubsüchtigen Monarchen die Ehr- und Raubsucht der kleineren Fürsten ein freieres Spiel, und durch die Interessen und das Gold Frankreichs einen mächtigen Stützpunkt fanden. Denn auch dieses freute sich des Königs Tod, der, früher das lenkbare Werkzeug seiner Plane, durch sein Glück seine Gefügigkeit verloren hatte; fühlte sich jetzt freier zur Verfolgung seiner Zwecke, und war zur Behauptung seines Einflusses stets auf die Fortsetzung des Krieges bedacht, wozu in dem kirchlich und politisch zerrissenen Lande die Elemente im Uebermaße sich vorfanden. — Abgesehen also von dem namenlosen Elend, das schon durch einen fünfzehnjährigen Räuberkrieg auf den meisten Gauen lastete, und die friedlichen, aber äußerst bedrückten Bürger und Bauern zu Kriegern und Bedrückern machte, die dem nachsichtigsten Anführer auch am willigsten dienten, hatte auch England wegen der Kinder Friedrichs V., Holland wegen seiner Selbsterhaltung, Oxenstirna wegen Behauptung des ihm von Gustav zugesprochenen Churfürstenthums Mainz, hinlängliche Antriebe zur Fortsetzung des Krieges. Eben so hatten der Landgraf Wilhelm von Hessen, der

als Enkel Philipps, deſſen Haß gegen das Kaiſerhaus ererbte, und ſeine Gemahlin Eliſabeth, die ſich, ſehr undeutſch, die jungfräuliche Eliſabeth von England zum Vorbild nahm, ſtets ihre Augen auf die vielen fetten, vom Schweden ihnen zugeſagten, Stiftsländer gerichtet, und beide wußten zum unheilvollen Beiſpiel der Nachkommen mit dem Blute ihrer Unterthanen vortrefflich zu markten. Auch der landloſe Bernhard von Weimar, der Enkel des Verräthers Johann Friedrich, blickte mit Sorge auf ſein ſchönes Herzogthum Franken, Guſtav Horn auf das Hochmeiſterthum Mergentheim hin, beides verſprochene Geſchenke des ſchwediſchen Königs, während alle Oberſten und Hauptleute des ſchwediſch-deutſchen Heeres mit ihren beuteluſtigen lockeren Schaaren nur im Krieg ihr Heil, nur im Sieg den ungeſtörten Beſitz der ihnen geſchenkten geiſtlichen Güter erblickten. Ueberdieß entflammten noch das Kriegsfeuer die böhmiſchen und mähriſchen Rebellen, dieſe hartnäckigen Feinde des Kaiſers, die Fürſtchen, Grafen und Städte, die ſich geiſtliche Güter theils genommen, theils erbettelt hatten, oder noch erbetteln wollten; ferner beſtochene, ehr-, pflicht- und Vaterland vergeſſene Staatsdiener, wie der würtembergiſche Kanzler Jakob Löffler, der pfalz-zweibrückiſche Geheimrath Philipp Streif, Graf Philipp Reinhard von Solms, die badeniſchen und pfälziſchen Miniſter nebſt vielen Andern. In dieſer heilloſen, unmoraliſchen, irreligiöſen Zeit, wo nach der lutheriſchen Lehre: „der Glaube allein mache ſelig,“ ſelbſt der Stachel des Gewiſſens abgeſtumpft, und Landesverrätherei als lobenswerther Religionseifer bezeichnet war, hatten daher die Franzoſen für ihre Intriguen, und die Schweden für ihre Raubluſt ein ſehr weites und offnes Feld.

Obgleich die Nachricht von Guſtavs Tod den Kanzler Oxenſtirna ſehr überraſchte, und er ſogleich das hierdurch lockerer gewordene Band zwiſchen Schweden und den deutſchen Proteſtanten erkannte, ſo zeigte ihm doch auch ſein heller Blick, daß die Verworfenheit, die Undeutſchheit und verrätheriſche Geſinnung ſo vieler proteſtantiſchen Fürſten, Stände und Städte jenes hinlänglich erſetzen, weßhalb er, auf jene ſich ſtützend, das deutſche Revolutionswerk mit Muth fortſetzte. So ging er denn eilends nach Sachſen, um dort die Zügel der Regierung zu übernehmen,

der Armee ihre Bestimmung zu geben, und die Gesinnungen der Churfürsten von Sachsen und Brandenburg zu erforschen. Der erstere gab eine ausweichende, der letztere eine beifällige Erklärung, weil man ihn mit der Aussicht einer Heirath zwischen dem Churprinzen und der minderjährigen Christine, Tochter Gustav Adolphs, zu ködern suchte, die auf die erste Nachricht von des Königs Tod der Reichsrath als Königin erklärt und ihr gehuldigt hatte, um die näheren Ansprüche der katholischen Wasa's gänzlich zu vereiteln. — Ohne seine Ernennung als schwedischer Legat in dem deutschen Reiche und die damit verbundene fast unumschränkte Gewalt abzuwarten, trennte er eigenmächtig das Hauptheer, dessen Oberbefehl Bernhard aus eigener Machtvollkommenheit übernommen hatte, übergab ihm nur einen Theil desselben, um vereint mit dem Marschall Horn in Franken und an der Donau vorzudringen, und stellte den andern Theil unter den Feldmarschall Kniephausen, um mit dem Herzog Georg von Lüneburg Niedersachsen und Westphalen zu behaupten. Der Landgraf Wilhelm von Hessen, der Herzog Wilhelm von Weimar und Pfalzgraf Christian von Birkenfeld sollten am Niederrhein, die Rheingrafen am Oberrhein und die churſächsischen und brandenburgischen Völker mit einer schwedischen Abtheilung unter Thurn den Krieg in der Lausitz und in Schlesien fortsetzen, während ein schwedisches Heer unter Banner im Magdeburgischen zur Reserve diente. Nachdem in dieser Weise die Stellen in dem blutigen Drama vertheilt und die Kriegsoperationen wieder im Gang waren, eilte der Kanzler nach Heilbronn, wohin er die Stände von Schwaben, Franken und den beiden rheinischen Kreisen einberufen hatte, und brachte es bei den dort anwesenden Fürsten und Ständen durch seinen hochmüthigen herrischen Geist schnell dahin, daß sie, die als elende entdeutschte Speichellecker schon vor dem königlichen Gothen gekrochen waren, nun auch vor dem bloßen gothischen Edelmann sich beugten, und ihn „unterthänigst" baten, das Directorium anzunehmen. Wie gewöhnlich verfolgte der dort anwesende französische Gesandte Feuquières zwei verschiedene Ziele, indem er zwar den protestantischen Bund gegen den Kaiser äußerst förderte, dagegen aber dessen unmittelbaren

Anſchluß an Schweden ſtets verhinderte und in dieſer Weiſe die Intereſſen Frankreichs einerſeits durch Fortſetzung des Krieges, andererſeits durch völlige Behauptung des franzöſiſchen Einfluſſes auf Schweden, wie auf den proteſtantiſchen Bund vollkommen wahrte. Bei der verworfenen Habſucht und Käuflichkeit der proteſtantiſchen Fürſten und Stände gelang alſo dem Geſandten Alles nach Wunſch, indem ſelbſt der Landgraf von Heſſen ſich nicht ſchämte, eine jährliche Penſion von 1200 Thalern anzunehmen, während der Herzog von Weimar die ihm angebotene Penſion von 600 Thlr. ausſchlug, weil ſie ihm nicht genügte. Auch die Uebertragung der Churwürde und des Churfürſtenthums Mainz auf den Kanzler verhinderte der Geſandte, indem er eine Beute, nach der Frankreich ſelbſt gelüſtete, jenem nicht überlaſſen wollte, und durch ſeine Beſtechungen ſein Ziel um ſo leichter erreichte, als gerade in jener Zeit eine in dem Heere ausgebrochene Meuterei den Kanzler zwang, die Eroberungen Guſtav Adolphs nach deſſen leichtſinnigen Verſprechungen größtentheils an die unverſchämt drängenden fürſtlichen und adeligen Bettler Deutſchlands hinzugeben. So erhielten die ſchwediſchen Offiziere geiſtliche Güter im Werthe von vier Millionen Thlr.; der Herzog Bernhard das ihm von Guſtav ſchon verſprochene uralte königliche Herzogthum Franken mit Einſchluß der Bisthümer Würzburg und Bamberg; der Landgraf Wilhelm von Heſſen die Bisthümer Fulda, Paderborn, Corwey, Münſter; der Herzog Eberhard und Prinz Friedrich Julius von Würtemberg geiſtliche und öſterreichiſche, zum Theil noch nicht eroberte Beſitzungen. — Alle dieſe Länder- und Güterſchankungen geſchahen unter dem Namen und den Verpflichtungen als Lehen von Schweden, machten ihre Beſitzer zu Vaſallen des Auslandes, und die Verräther der Kirche wurden, wie immer, auch Verräther des Landes. Selbſt Oxenſtirna, entrüſtet über die ſchamloſe Zudringlichkeit der deutſchen Fürſten, ließ zum ewigen Andenken in das ſchwediſche Reichsarchiv eine Urkunde über dieſe Schenkungen mit dem Bemerken niederlegen, daß „deutſche Fürſten von einem ſchwediſchen Edelmann jene begehrt, und der ſchwediſche Edelmann jene den deutſchen Fürſten auf deutſchem Boden gegeben habe.“ So trat denn der

Geiſt, der den kirchlichen Abfall herbeigeführt hatte, täglich ſichtbarer hervor; die bei den Fürſten verſchwundene Religioſität, Moral und Ehre verließen den heimiſchen Boden, und die ſcheußlichſte Verwilderung trat bei den Hohen und Niedern ein. Wünſchte nun auch der Kaiſer und die ganze katholiſche Partei unter Vermittelung des Königs von Dänemark den Frieden, ſo wollten hingegen Frankreich, Schweden und die proteſtantiſchen Länderdiebe die Fortſetzung des Kriegs, weßhalb der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt, der einzige, der ſich aufrichtig um den Frieden bemühte, von jenen den Spottnamen „des heiligen römiſchen Reichs Erzfriedenmacher“ erhielt.

Während Oxenſtirna in dieſer Weiſe die durch Guſtavs Tod eingetretenen Mißverhältniſſe zu beſeitigen, durch Schenkung deutſcher Länder die proteſtantiſche Raubluſt zu befriedigen, und für ſeinen Theil den Beſitz des Churfürſtenthums Mainz ſich zu erhalten ſtrebte; während in der gleichen Zeit der Krieg am Rhein, an der Donau, an der Weſer mit manchen Wechſelfällen fortwährte, Holk, der ſchreckliche Däne, als kaiſerlicher General das Sachſenland furchtbar verwüſtete, der Herzog von Feria mit 14,000 Mann von Italien her den Kaiſerlichen zu Hilfe zog, und die Franzoſen in Lothringen immer feſtern Fuß faßten, lag das große kaiſerliche Heer unter Wallenſtein unthätig in Böhmen.— Dieſer hatte nach der Lützer Schlacht dahin ſich zurückgezogen, und zur Abwälzung ſeiner Schuld ein fürchterliches Strafgericht über ſein Heer gehalten, indem er zu Prag viele Hauptleute köpfen, viele Gemeine hängen, und mehr als fünfzig Namen abweſender Offiziere als ehrlos an den Galgen ſchlagen ließ. Durch neue Werbungen hatte er ſein Heer ſehr ſchnell auf 40,000 Mann vermehrt, ſein verlornes Geſchütz wieder durch eingeſchmolzene Glocken erſetzt, und mit Allem trefflich ausgerüſtet, wahrte er dem Namen nach die Intereſſen des Kaiſers, der That nach doch nur die ſeinen. Denn wohl fühlend, daß der Contract, den er als Unterthan in der größten Noth von ſeinem Landesherrn erzwungen hatte, ganz das Gepräge einer wahren Majeſtätsverletzung trage, die nicht nur bei dem Verletzten das höchſte Mißtrauen erwecken, ſondern auch bei eintretenden Umſtänden im

höchſten Staatsintereſſe die außerordentlichſten Maßregeln nothwendig machen müſſe, zeigte der Schlaue und Verſchloſſene nun in ſeinen Operationen die größte Langſamkeit und Bedächtlichkeit, um den Zeitpunkt abzuwarten, in welchem er gefahrlos die geheimen Wünſche ſeines Ehrgeizes zur Reiſe bringen könne. Da allgemein bekannt war, daß Wallenſtein mit dem geheimen Rathe des Kaiſers in böſem Vernehmen ſtehe, und daß er gegen den Kaiſer, den Churfürſten von Bayern und die Jeſuiten ſehr erbitterte Reden ausſtoße, ſo ſetzte ſich der ſchlaue franzöſiſche Geſandte Fenquières mit Kinsky, einem nahen Verwandten Wallenſteins, der als Verbannter in Dresden lebte, in Verbindung, und machte dieſem die größte Hoffnung zur Rückkehr in ſein Vaterland, indem Frankreich alles Mögliche aufbieten werde, um Wallenſtein die verdiente Krone von Böhmen zu verſchaffen. — So war der Anfang zu der Verrätherei gemacht, und was vor 17 Jahren Friedrich V. von der Pfalz, als feiger Rebell, bloß verſuchte, ſollte nun unter der Aegide Frankreichs durch Wallenſtein, den erfahrenen und geliebten Feldherrn, in Vollzug kommen. Die franzöſiſchen Emiſſäre, die mit Hilfe Kinsky's beim Wallenſtein perſönlich Eingang fanden, begannen demnach ihr trugvollſtes Gewerbe der Verführung. Sie verſprachen ihm Hilfe durch ein Heer in Graubünden zur Abhaltung der Spanier, eine Geldhilfe von 500,000 Franken, die möglichſte Unterſtützung zur Behauptung der böhmiſchen Krone, und Richelieu vermochte ſelbſt Ludwig XIII., eigenhändig an Wallenſtein, „ſeinen Vetter" zu ſchreiben, ihm ſeine Erkenntlichkeit für deſſen Sorge um das „allgemeine Wohl" zu verſichern, und den Ueberbringer zur weiteren mündlichen Eröffnung zu bevollmächtigen. Während dieſer verrätheriſchen Unterhandlungen, deren glückweiſſagende Stunde Wallenſtein in der Stellung der Geſtirne noch nicht gefunden hatte, kündigte der Schlaue, der durch ſeine geheimnißvolle Unthätigkeit den Verdacht des Kaiſers nicht beſtärken wollte, den früher mit Sachſen geſchloſſenen Waffenſtillſtand auf, und zog nach Schleſien, um dort die Feinde zu vertreiben.

In dieſer Zeit waren noch zwiſchen der Weſer und Elbe die Städte Minden, Hameln, Wolfenbüttel, Hildesheim, Neuſtadt und

Nienburg in der Gewalt des Kaisers, und der Graf Jakob Maximilian von Gronsfeld befehligte die zerstreuten kaiserlichen Schaaren gegen den Herzog Georg von Lüneburg, den Landgrafen Wilhelm von Hessen und den schwedischen Feldherrn Kniephausen. Indem nun diese die Festung Hameln belagerten, schloß sich der Graf Merode mit einem neu geworbenen Heere dem General Gronsfeld an, um jene Veste zu entsetzen. Da aber zwischen beiden eine Rangstreitigkeit eintrat, griff Merode gegen den Willen Gronsfelds das schwedische Heer auf ungünstigem Boden bei Hessisch-Oldendorp allein an, wurde geschlagen, und riß auf seiner Flucht auch die Truppen Gronsfelds mit sich fort. Beide erlitten daher eine vollständige Niederlage, deren Erfolg sich jedoch darauf beschränkte, daß am 10. Juli 1633 Hameln sich ergeben mußte, und gegen den Willen des Herzogs Georg von einem schwedischen Regiment besetzt wurde.

Auch in Lothringen traten sehr ungünstige Verhältnisse ein, indem der Herzog Carl, gedrängt von den Schweden und Franzosen, nicht zur rechten Zeit sich in das feste Nancy warf, um die unter Feria heranrückenden Spanier zu erwarten, daher in Gefangenschaft gerieth, und seine Hauptstadt den Franzosen übergeben mußte. So waren denn diese durch List, Intriguen und offene Gewalt im Besitz von ganz Lothringen, vom Erzbisthum Trier, Mümpelgard, und konnten dem schwedischen und heilbronner Bund gegenüber eine gebieterische Stellung zum deutschen Krieg nehmen, und Philippsburg sammt dem verweigerten Elsaß mit großem Nachdruck fordern.

Zwar verhielten sich Bernhard in Franken, und Gustav Horn an der Donau bisher ziemlich ruhig, bis endlich der letztere zur Verhinderung des Einmarsches der Spanier, die durch Constanz kommen sollten, zu einem gefährlichen Wagstück sich verlocken ließ. Schnell brach er daher von Donauwörth auf, und erreichte in Eilmärschen, wobei er selbst das schweizer Gebiet verletzte, in kurzer Zeit Constanz, dessen Belagerung er sogleich begann. Da jedoch das schwere Geschütz bei ihm noch nicht eingetroffen war, die Garnison unter dem Grafen Waldburg-Wolfsegg, und dem berühmten Franz Mercy tapfer sich ver-

theidigte, und täglich Verstärkerung erhielte, überdieß auch die katholischen Schweizer zu den Waffen griffen, mußte er in der dritten Woche die Belagerung aufgeben und nach Oberschwaben zurückgehen, worauf das spanische Heer, wenn gleich zu spät für den Herzog von Lothringen, nach dem Elsaß ungehindert zog. —

Wie aber jeder langwierige Krieg stets seine Krieger bildet, so hatte auch Johann von Werth, der Bauernsohn aus der Gegend von Cöln, in kurzer Zeit durch seine Kühnheit, Schlauheit und Thätigkeit vom gemeinen Reuter bis zum Reuter-Obrist sich emporgeschwungen, und erschien gleich einem Phönix aus der Asche des tapfern Pappenheim hervorgegangen. Als daher die kaiserlichen Generale Aldringer und Reinach aus Bayern abzogen, um sich mit den Spaniern zu vereinigen, hinterließen sie zur Deckung des Landes den Johann von Werth, der sogleich von der ihm gewordenen freien Hand Gebrauch machte, und durch seine Kriegsthaten solchen Schrecken allenthalben verbreitete, daß schon sein Namen öfters hinreichte, um seine Gegner in die Flucht zu schlagen und zu zerstreuen. So hatte denn der Kecke schon manche Eroberungen an der Donau gemacht, selbst Eichstädt eingenommen, dessen Commandant späterhin Bernhard hinrichten ließ, und nöthigte hierdurch den Herzog, sich von Gustav Horn zu trennen, um mit 16 Infanterie- und 18 Reuter-Regimentern das Verlorne wieder zu erobern, an der Donau festen Fuß zu behalten, und bei der Entfernung des Aldringerischen Heeres wo möglich Regensburg zu erobern. Wirklich erschien er mit seiner ganzen Armee vor der Stadt (30. Oct.) und machte vom 5. Nov. an die heftigsten Stürme auf ihre Aussenwerke. Tapfer wehrte sich zwar der bayerische Commandant, doch die protestantischen Einwohner waren seine größten Feinde, und schwer verwundet lag er darnieder. Da kein Entsatz als von dem weit entfernten Aldringer möglich war, so fiel am 14. Nov. Regensburg durch ehrenvolle Uebergabe des Freiherrn von Traubreze; am folgenden Tag hielt Bernhard unter dem Jubel der protestantischen Bevölkerung seinen Einzug, bedrückte empörend die katholische Geistlichkeit, und plünderte sogleich ihre Kirchen, nicht

achtend des vom Kaiſer gegebenen beſſeren Beiſpieles, und ſeines in Frankreich jüngſt gemachten Verſprechens. Durch dieſen ſicheren Rückhalt wurde der Herzog nun immer kühner, eroberte am 24. Nov. noch Straubing, bald nachher auch Deggendorf, wo die Iſar in die Donau fällt, und richtete ſeine weitausſehende Plane auf das ganze Bayerland und auf Oeſterreich. — In dem Winkel beider Flüſſe hatte der unermüdliche und furchtloſe Johann von Werth mit weniger Mannſchaft ſich verſchanzt, und als ihn der Herzog Bernhard bei dem Dorfe Pläding erblickte, rief er ihm am Ufer ergrimmt zu: „Führt denn der Teufel euch Schwarzer aller Orten hin?“, ließ dann während der Nacht 20 Kanonen auffahren, und erzwang am anderen Morgen den Uebergang, um Paſſau zu berennen, und in Oeſterreich einzufallen, wo die Lutheraner ſeiner harrten. Da jedoch die Armee Wallenſteins langſam in die Oberpfalz einrückte, der General Strozzi und Joh. v. Werth mit ihrer Reuterei ihn von Regensburg abzuſchneiden drohten, auch die in Cham belagerten Schweden unter Taupadel und Kagge ſchleunige Hilfe begehrten, zog ſich der Herzog zurück, und ging am 5. Dec. bei Straubing über die Donau, wobei ihm Johann von Werth folgte, und unter den Mauern von Straubing noch mehrere Regimenter ihm vernichtete. — Hierauf verfügte ſich Bernhard nach Regensburg, behandelte dieſe Reichsſtadt nicht als einen von ihm eroberten Waffenplatz für Schweden, ſondern als ſeinen eigenen Schwerterwerb, ſetzte in ſeinem Namen einen Statthalter ein, welcher die zwölf Compagnien proteſtantiſcher Freiwilligen Regensburgs commandirte, vertrieb alle Mönche und die meiſten katholiſchen Geiſtlichen, ſchuf den Dom in ein lutheriſches Bethaus um, und zeigte deutlich, daß er jene Stadt als Vormauer ſeinem Herzogthum Franken einverleiben wolle, ein Vorhaben, dem Oxenſtirna öffentlich und heimlich entgegen arbeitete.

Während dieſen wichtigen Ereigniſſen an der Donau hatte Wallenſtein nach Aufkündigung des Waffenſtillſtandes mehr dem Schein als der That nach Großes gethan, indem er ſeinen verrätheriſchen Planen gemäß die Sachſen und Brandenburger bloß einſchrecken und ſie für ſeine Plane gefügiger machen wollte.

Um jedoch nicht allzuviele Blößen zu geben, und durch eine Waffenthat gegen die Schweden ſein geheimes Verhältniß mit Frankreich ein wenig zu verdecken, unternahm er die Vertilgung des kleinen ſchwediſchen Heeres, das bei Steinau die Oderbrücke hütete. Durch falſche Märſche und Ausſprengungen über ſein Vorhaben, in Sachſen einzufallen, verleitete er nun den ſächſiſchen Heerführer Arnheim, mit Zurücklaſſung der Schweden eilends zur Vertheidigung Sachſens aufzubrechen, wobei er jenem zur Seite folgte. Plötzlich nahm er aber eine andere Richtung, überfiel in Eilmärſchen die Schweden, und zwang ſie auf Gnade und Ungnade ſich zu ergeben, wobei der alte Landesverräther Mathias Thurn in ſeine Hände fiel, der jedoch als ein Gleichgeſinnter vor ſeinen Augen Gnade, und daher auch die Freiheit fand. — Hierauf ſchob er ſeine Reuterei bis nach Neumark und Pommern vor, ließ den Churfürſt von Brandenburg aus Berlin verjagen, und die Stadt Görlitz am 30. Oct. gräulhaft erſtürmen. Während dieſer Zeit hatte auch der Feldmarſchall Holk wie ein Kannibale im Voiglande gehaußet, die Weiber zu Tode gemartert, die Städte und Dörfer verbrannt, dem eroberten Leipzig eine unerſchwingliche Contribution auferlegt, und trat nun, wie die ganze Wallenſteiniſche Armee, auch ſeinen Rückzug nach Böhmen an, wobei eine peſtartige Seuche ihn und ſein Corps ergriff. — Auf ſeinem Todesbette wollte doch das Lutheriſche: „ſündige tapfer, doch tapferer ſey dein Glaube,“ bei dem blutbefleckten Ungeheuer nicht ausreichen; in ſeiner Gewiſſensangſt ließ er die ganze Gegend nach einem lutheriſchen Prediger durchſuchen, bis man endlich einen im Walde verſteckt fand, der jedoch bei ſeiner Ankunft den Dänen nicht mehr am Leben traf. —

So kam denn Wallenſtein, dieſer letzte und größte Condottiere Deutſchlands, mit ſeinem ganzen Heere wieder nach Böhmen zurück, nahm ſein Hauptquartier in Pilſen, und hatte während des ganzen Jahres 1633 trotz aller Bitten des Kaiſers da, wo die Entſcheidung lag, gar nichts, und wo ſie nicht lag, nur ſehr weniges gethan. Denn der unbedeutende Sieg über das kleine ſchwediſche Corps bei Steinau diente nicht als Erſatz für

das verlorne Regensburg, noch konnte er die Gefahr beseitigen, die Oesterreich durch den Siegeslauf Bernhards an der Donau drohte. Als nun Wallenstein noch gar mit Verhöhnung der Wünsche, und mit feindseliger Verachtung der Interessen des Kaisers seine Winterquartiere in Böhmen nahm, und den Feind an der Donau schalten ließ, erkannte Ferdinand zu seinem Schrecken, wie sehr er in der Noth des Jahres 1632 sich seiner fürstlichen Rechte entäußert habe und bis zu welchem Grade eines böswilligen Eigensinns sein Feldherr die ertrotzte Gewalt festhielt, indem selbst seine eigenen Unterbefehlshaber, wie der Generalwachtmeister de Suys, seinen kaiserlichen Aufforderungen, Bayern zu Hilfe zu eilen, zuwiderhandelten, und sich auf die Ordonnanzen Wallensteins beriefen. Da man in Wien recht gut wußte, daß Wallenstein mit Frankreich unterhandle, und daß einer seiner Edelleute beim König und beim Cardinal eine siebenstündige Audienz gehabt; da zugleich sein ganzes militärisches Benehmen den Verräther, der weder Unterthans- noch Vertragspflicht erfülle, hinlänglich bezeichnete, derselbe aber durch die schrankenlose Macht, die er über des Kaisers einziges Heer besaß, gefährlicher als alle Feinde Oesterreichs erschien, so war auch die größte Vorsicht nöthig, um durch keinen Schritt dem verrätherischen Feldherrn zu nahe zu treten, ehe man sich der eigenen Armee versichert hatte. Am Ende des Jahres 1633 sendete also der Kaiser den Hofkriegsrath Questenberg nach Pilsen, um den Herzog zur Wahl anderer Standquartiere in Feindes Land zu bewegen, mit der bedeutsamen Aeußerung, „es möchte das Ansehen des Kaisers verkleinern, daß er gleichsam einen Mitkönig habe, und in seinem eigenen Staate ihm die freie Disposition nicht bleibe.“ Zwar gab Wallenstein Gründe an, warum die Armee in Böhmen, und Süys in Oberösterreich stehen bleiben müsse, und der Kaiser genehmigte sie am 3. Januar nicht aus Ueberzeugung, sondern als Mittel, seiner Würde durch den Schein, als geschehe Alles mit kaiserlicher Billigung, so wenig als möglich zu vergeben. So bestand zwischen dem Monarchen und dem Unterthanen eine Feindschaft, die nach dem Naturgesetz nur den entscheidensten Sieg des einen über den andern herbeiführen mußte, wie

denn im nämlichen Jahrhundert Cromwell in England, und Ferdinand in Böhmen, Herzog von Braganza in Portugal und Kaiser Leopold in Ungarn vollständig siegte.

Obgleich Ferdinand nicht den geringsten Grund zu widersetzlichen Maßregeln durch irgend eine Verweigerung gab, so fühlte doch Wallenstein durch seine Leidenschaften und die beklemmende Sorge wegen des Erfolges seiner Bestrebungen immer mehr sich angetrieben, seinem verbrecherischen Ziele näher zu rücken, durch die endliche Erreichung desselben jeder Verantwortung sich zu entziehen, und durch die Macht eines Thrones jedes Urtheil der Menschen niederzuschlagen, oder durch dessen Glanz es zu bestehen. Da er die Stimmung am Hofe wohl kannte, und aus seinen Schritten leicht auf jene seiner Gegner schließen konnte, so betrieb er jetzt mit größtem Eifer den bisher immer hingehaltenen Abschluß seiner mit Frankreich gepflogenen Unterhandlungen, und suchte zugleich seine von ihm geschaffene Armee unauflöslich mit sich zu verbinden. Zu diesem Ende berief er unter dem Vorwand, einen Kriegsrath zu halten, die vornehmsten Offiziere des Heeres nach Pilsen, und ließ ihnen das Begehren des Kaisers vortragen, einen Winterfeldzug gegen Bernhard an der Donau zu unternehmen, und dem Infanten Don Ferdinand, der ein spanisches Heer aus Italien nach den Niederlanden führte, 6000 Reuter zu dessen Unterstützung zu senden. Feldmarschall Illo, ein Vertrauter Wallensteins, war mit diesem Gegenstand beauftragt, und sprach nun hier in dessen wie auch in seinem eigenen Namen. Als er demnach über die Unmöglichkeit eines zu eröffnenden Winterfeldzugs, und einer Versendung von 6000 Reutern seinen Vortrag gehalten, und dieser bei allen anwesenden Offizieren den dienstgemäßen Beifall gefunden hatte, eröffnete er denselben noch als eigenen Nachtrag, daß der Herzog fest entschlossen sey, seine Stelle niederzulegen, um nicht länger den Verläumdungen und Angriffen der kaiserlichen Minister ausgesetzt zu seyn. Beklagen müsse er in diesem Fall die sämmtlichen Chefs der Regimenter, denen durch die Entfernung des Herzogs jede Bürgschaft für Vorschüsse und Ausstände entgehe, indem jeder neue Obergeneral gewöhnlich das ältere Verdienst sehr wenig

beachte. Dieſe Erklärung regte Alle auf, und unter dem Geſchrei, man dürfe den Herzog nicht ziehen laſſen, wurde eine Deputation an ihn geſendet, um ſeinen Entſchluß aufzugeben. — Da dieſe ihren Zweck nicht erreichte, und die Sache immer ernſter wurde, begab ſich eine zweite noch dringlichere Deputation zum Wallenſtein, der nun ſeine Sprache änderte, indem er erklärte, bei ihnen bleiben, und für ſie ſorgen zu wollen, wenn auch ſie auf gleiche Weiſe gegen ihn ſich verpflichteten. — Nun erfolgte am 12. Januar 1634 die bekannte Gaſtmahlsſcene, wo vor der Tafel eine Verbündungsact ſämmtlicher Oberſten vorgeleſen wurde, „kraft welcher ſie anſtatt eines körperlichen Eides ſich verpflichteten, ihrerſeits bei dem Feldherrn getreulich bis auf den letzten Blutstropfen zu verharren, ſo lange er in Dienſten des Kaiſers verbleiben werde.“ — Als nun nach der Tafel ſämmtliche Tiſchgenoſſen, im Uebermaaße betrunken, den Verbündungsact zur Unterſchrift erhielten, und die meiſten ihn ſchon unterſchrieben hatten, bemerkten doch einige, daß in demſelben die Clauſel wegen des Kaiſers Dienſt fehle, und wollten nicht unterzeichnen. Da entſtund ein großer Tumult, und bedroht mit Erſtechen oder einem Fenſterſturz unterſchrieben endlich auch jene. Selbſt Piccolomini befand ſich darunter und brachte im Rauſch die Geſundheit des Kaiſers aus. Da die Prinzen Franz und Mathias von Toscana von dem Vorfall hörten, ließen ſie ſchnell den Piccolomini abrufen, damit derſelbe bei ſeinem ihm aufgedrungenen Rauſch keine weitere Blöße gebe, gingen am anderen Tage nach Prag, und ſchickten einen treuen Diener mit ihren und Piccolomini's Berichten an den Kaiſer. Dieſer ſah nun das Heer gänzlich aus ſeinen Händen ſchwinden, und bei der großen Gefahr, die ihm und dem Reiche drohte, unterzeichnete er, noch ehe Maximilian, der von allem Kunde hatte, ihm zu „einer geſchwinden heroiſchen Reſolution“ rathen konnte, ein Patent, durch welches er das Heer ſeiner Pflicht gegen den geweſenen Oberfeldherrn entband; den Oberbefehl vorläufig dem Grafen Gallas übertrug und den Oberſten, die ſich zu Pilſen „ungebührlich eingelaſſen“ Verzeihung bis auf zwei Perſonen zuſicherte. Den Auftrag, ſich Wallenſteins und ſeiner Anhänger todt oder

lebendig zu bemächtigen, ſollte Gallas mit der größten Vorſicht ausführen, weßhalb dieſer die Veröffentlichung des Patents noch ſo lange verſchob, bis er ſich der Ergebenheit der vornehmſten Generale und Obriſten verſichert hatte. Auch Ferdinand ſetzte mit dem hinterliſtigen Verräther ſeinen Briefwechſel unausgeſetzt fort, um ihn in Sicherheit einzuwiegen, und ſo lange an der Vereinigung mit dem Feinde zu verhindern, bis die nöthigen Gegenmaaßregeln getroffen ſeyen.

Ungeachtet Alles mit der größten Behutſamkeit betrieben wurde, hatte doch Wallenſtein Kenntniß von dem Vorhaben ſeiner Gegner erhalten; das Wegbleiben der Generale Aldringer, Deodati, und anderer erweckte in ihm große Bedenklichkeiten und Beſorgniſſe, und er, der bisher alles nach Willkühr ſchieben zu können glaubte, ſah mit einmal, daß ein dunkles Verhängniß jetzt ihn ſchob, indem aus ſeinen eigenen Werken eine Mauer hervorging, die ihm die Umkehr thürmend hemmte. In dieſem Drange, wo das bloße Wollen einer ſolchen That nur ein gemeiner Frevel, das Vollbringen derſelben aber ein unſterbliches Unternehmen iſt, das mit Glück ausgeführt, gleich einem Gottesurtheil erſcheint, ſendete nun der aus ungezähmten Ehrgeiz Verblendete ſeinen Schwager Kinsky an den Kanzler Oxenſtirna und an den franzöſiſchen Geſandten Feuquières nach Frankfurt, wo dieſer jedem insbeſondere erklärte: „Wallenſtein habe im vergangenen Jahre mit dem Abſchluß der Unterhandlung bloß darum gezaudert, weil er damals noch nicht aller Offiziere ſicher geweſen wäre; jetzt ſey jeder Zweifel gehoben, da er (Kinsky) ſelbſt bei der eidlichen Verpflichtung der Oberſten, auch des Gallas, des Bürgen für Aldringer, zugegen geweſen; ein Heer von 100 Fähnlein Reuter und ebenſoviele Compagnien Fußvolk ſey im Namen Friedlands geworben, und, wenn gleich einige Offiziere, dem Kaiſer anhängig, die Krone von Böhmen nach Wien entführt hätten, ſo ſey doch damit nichts verloren, indem Wallenſtein ſich vermeſſe, Gold und Edelſteine genug zu beſitzen, um eine neue anfertigen zu laſſen. Sobald der unterzeichnete Vertrag angelangt ſey, wolle ſich Wallenſtein zum Könige von Böhmen ausrufen laſſen, und dem Kaiſer ſelbſt die Kunde brin-

gen, den er, im wüthenden Haſſe, nicht allein aus ſeinen Staaten vertreiben, ſondern bis in die Hölle zu verfolgen, bei hohem Eide gelobe." — Um nicht zum Nachtheil Frankreichs bei dem ſchleunig geforderten Abſchluſſe des Vertrags dem Kanzler die Vorhand zu laſſen, beeilte ſich der franzöſiſche Geſandte einen Unterhändler an Wallenſtein abzuſenden, der ihm die Krone Böhmens verbürgen ſollte, der jedoch zur Ausführung des Verbrechens zu ſpät kam, indem ein gütiges Geſchicke dem Verräther Wallenſtein, wie ein Jahr zuvor dem Länder- und Kronenſüchtigen Guſtav Adolph, dieſem heuchleriſchen Vertheidiger des Proteſtantismus, die Schmach gänzlicher Enthüllung ihrer ſchändlichen Plane erſparte.

Da Aldringer noch immer zögerte, nach Pilſen zu gehen, gab Wallenſtein dem Gallas den Auftrag, denſelben abzuholen; als aber auch dieſer wieder zu lange ausblieb, ging mit Bewilligung Wallenſteins Piccolomini nach Oeſterreich ab, um jene beide in's Hauptquartier zu bringen. Doch auch dieſer erſchien nicht wieder, und ſo hatten ſich die drei vornehmſten Generale den Händen Wallenſteins entzogen. Durch dieſe Gehorſamsverweigerung immer mißtrauiſcher und beſorgter, befahl nun Wallenſtein den Regimentern, keine andere Befehle mehr als von ihm, Illo oder Adam Trezka anzunehmen, berief noch einmal ſämmtliche Generale und Oberſten nach Pilſen, und ließ eine Proteſtation ausfertigen, worin er betheuerte, „daß ihm niemals in den Sinn gekommen ſey, das Geringſte zum Nachtheil des Kaiſers und der Religion zu geſtatten, noch weniger ſelbſt zu praktiſiren; ſondern er nur auf Bitten der Offiziere, dem kaiſerlichen Dienſte und dem Heere zum Beſten, bei demſelben geblieben ſey, und in jenen Schluß zu ſeiner Sicherheit gewilligt habe." Zugleich entband der Herzog in derſelben einen jeden von der für ihn eingegangenen Verpflichtung, „ſobald er wahrnehme, daß er das Geringſte gegen den Kaiſer oder gegen die Religion beabſichtige." Die Schrift von ihm, und neun und zwanzig Generalen und Oberſten unterzeichnet, ſollte durch die Oberſten Mohrwald und Breuner dem Kaiſer überreicht werden, die deßhalb auch am 21. Febr. nach Wien abreisten. —

Gerade an dieſem Tage ging aber auch der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg von Pilſen nach Regensburg ab, um im Namen Wallenſteins dem Herzog Bernhard zu melden, „daß er bei der Unmöglichkeit länger in kaiſerlichen Dienſte zu bleiben, und zur Trennung nun gezwungen, der ſchnellen Vereinigung ſeines und des ſchwediſchen Heeres entgegen ſehe.“ — Am 22. Febr. erhielt der Friedländer die Nachricht, daß ſchon das kaiſerliche Aechtungspatent in Prag angeſchlagen, und unter den Truppen eine unruhige Bewegung ausgebrochen ſey, worauf er zu ſeiner Sicherheit in das feſte Eger flüchtete, um dort die Ankunft der Schweden zu erwarten. Krank an Leib und Seele kam er, in einer Sänfte getragen, am 24. Febr. allda an, und ſendete Boten auf Boten an Bernhard nach Regensburg und an Arnheim nach Sachſen zur Beſchleunigung ihrer Hilfe; doch die Rachegöttin war ſchneller als jene, wenn ſie auch den Zuzug ihrer Truppen ernſtlich gewollt, und ihn beflügelt hätten. Denn kaum hatte Wallenſtein in dem Hauſe des Bürgermeiſters Pachhälbel dem Commandanten Gordon, dem Obriſtlieutenant Leslie und Oberſten Buttlar erklärt, er wolle ſich mit den Schweden conjungiren, wobei die zwei erſten ſich bereit zeigten, ihr Schickſal an jenes des Herzogs zu knüpfen, ſo theilte aber ſpäterhin Buttlar jenen das kaiſerliche Patent, und die Befehle der commandirenden Generale mit, die nun ihrer Pflicht gemäß dieſe abſcheuliche Verrätherei verhindern mußten. Ohne Zeitverluſt wurden die nöthigen Anſtalten getroffen, und am 25. Febr. Illo, Trezka, Kinsky und der Rittmeiſter Neumann, Wallenſteins Geheimſchreiber, zu einem Abendſchmaus nach der Citadelle eingeladen. Wirklich erſchienen alle vier, und hinter ihnen ſanken Fallgatter und Zugbrücke, Allen den Rückweg für immer verſperrend. Wegen der guten, von Regensburg eingegangenen Nachrichten ſaßen die geächteten Gäſte bei dem Faſtnachtsſchmauſe fröhlich beiſammen; Illo prahlte mit der Stärke der Armee, die jetzt Wallenſtein bekomme; Alle tranken deſſen Geſundheit, verwünſchten und verfluchten das Haus Oeſterreich, und Neumann erklärte ſogar, er wolle nächſtens ſeine Hände im Blute der Herren von Oeſterreich waſchen; da flogen mit einmal

die beiden Saalthüren auf, und durch die eine trat der Oberstwachtmeister Geraldine mit sechs, durch die andere der Rittmeister Deverour mit zwölf buttlarischen Dragonern, riefen: „Es lebe das Haus Oesterreich!“ traten gleich an die Tafel, und frugen: „Wer ist gut kaiserlich?“ Unter dem Ruf „Vivat Ferdinandus“ sprangen nun Gordon, Buttlar und Leslie von ihren Sitzen auf, ergriffen jeder ein Licht, und stellten sich zur Seite, worauf die Dragoner den Tisch umstießen, und den Kinski, der dabei zu Boden fiel, sogleich erstachen. Illo sprang nach seinem Degen, wurde aber im Augenblick, wo er nach ihm langte, mit drei Stößen durchbohrt. Trezka aber erreichte seinen Degen, stellte sich rückenfrei, schalt Gordon einen treulosen, schändlichen Kerl, forderte ihn und Leslie zum Kampfe, zerschlug dem Rittmeister Deverour den Degen, tödtete zwei Dragoner und verwundete den Capitain Lerda, einen Spanier, bis er endlich drei Dolchstöße ins Gesicht und nach Aufhebung seines Collets von Elendshaut den Todesstreich erhielt. — Während dieses hitzigen Kampfes hatte sich Neumann, der Prahler, in die Küche verborgen, wurde aber dort aufgefunden und sogleich getödtet. —

Kaum war diese Blutthat geschehen, so erhob sich, wie bei Cromwells Tod *), ein fürchterlicher Sturmwind, der bis Mitternacht währte, und die Ausführung des Mordplans gegen den großen Verräther sehr erleichterte. — Leslie verkündete nun der Besatzung, was vorgegangen war, nahm sie von neuem für den Kaiser in Pflicht und Eid, und ließ durch ein geöffnetes Thor hundert Buttlarische Dragoner in die Stadt ein, mit denen er zur Erhaltung der Ruhe die Straßen durchritt. Dann beriethen sich diese drei Oberoffiziere noch einmal, ob sie den Friedländer gefangen nehmen, oder tödten sollten, und entschieden sich wegen des Drangs der Umstände endlich für das letztere. Da stellte sich Gordon an die Spitze der unter die Waffen getretenen Besatzung, Leslie besetzte den Marktplatz von Eger,

*) Siehe unsere Geschichte der Revolution von England pag. 403.

und Buttlar eilte mit dem Rittmeiſter Deverour und mit dreißig ſeiner Dragoner nach der Wohnung des Geächteten hin. — Dieſer hatte ſich eben zu Bette begeben; doch aufgeſchreckt durch den Lärm auf der Straße, und durch das weibliche Wehklagen im nächſten Hauſe, ſprang er ſchnell ans Fenſter, und rief der Wache zu: Was giebt's? Gerade in dieſem Augenblick hatte Deverour mit ſechs Hellebardieren Wallenſteins Schlafgemach erreicht, dem Stille gebietenden Kämmerling zugerufen: „Freund, jetzt iſt es Zeit zu lärmen, und dann mit ein paar Fußtritten die inwendig verſchloſſene Thür aufgeſprengt.“ Da traf er den Herzog barfuß und im bloßen Hemde zwiſchen zwei Fenſtern an einem Tiſch angelehnt, und rief ihm zu: „Biſt du der Schelm, der das kaiſerliche Volk zu dem Feinde überführen, und kaiſerlicher Majeſtät die Krone vom Haupte reißen will? Jetzt mußt du ſterben!“ Ueberraſchung und Trotz verſchloſſen Wallenſteins Mund: Stumm breitete er ſeine Arme aus, empfing vorn in die Bruſt den tödtlichen Stoß der Partiſane, und fiel dahin in ſeinem Blute, ohne einen Laut auszuſtoßen. —

So endete Wallenſtein, der größte, kühnſte und ehrgeizigſte Condottiere, der ſein ganzes Leben hindurch das lutheriſche Blut, aus dem er entſproſſen war, nicht verläugnete. Denn wie ſeine Zeitgenoſſen, der Graf von Mansfeld, Chriſtian von Braunſchweig, Friedrich V., Wilhelm von Heſſen, Bernhard von Weimar, Georg von Lüneburg, wie der Schwedenkönig Guſtav Adolph, Oxenſtirna, Guſtav Horn u. ſ. w., wie alle Jene, nur nach dem Beſitz irdiſcher Macht, Reichthümern und Titeln ſtrebten, war auch dieſes Wallenſteins einziges Ziel. Wie Jene kein anderes Recht als das Schwertrecht kannten, wie jene gleisneriſch nur von der Freiheit Deutſchlands und der Gewiſſen ſprachen, und ihr Leben eine Reihe von Lug und Trug, von Heucheleien und Schändlichkeiten, von Gewaltthaten, Verräthereien und Verbrechen bildet, ſo trägt auch das ſeine von allem dieſem ein bald ſtärkeres, bald ſchwächeres Gepräge. — Er wollte Herr und kein Diener ſeyn; der Fürſtenhut genügte ihm nicht, er wollte eine Krone, und zwar die Krone ſeines Monarchen, durch die

ſchon früher Friedrich V. des Himmels Fluch auf ſein verbrecheriſches Haupt herabrief. Stets auf die Erlangung des goldenen Reifs und des Königstitels bedacht, war ſchon ſein vom Kaiſer ertrotzter Vertrag ein ſchweres Vergehen, eine Initiative zum gewaltſamen Thronraub, ſein nachheriges Benehmen eine folgerechte Staatsverrätherei, die er jedoch ohne irgend einen Genuß als ein todtgebornes Verbrechen mit dem Leben büßte, und zu ſeiner Schande als Verräther in die Geſchichte ſich einſchrieb. *)

---

*) Zwar finden ſich in unſeren Tagen Manche, die gar zu gern den Friedländer weiß waſchen, und hierdurch Oeſterreich der Ungerechtigkeit und Despotie beſchuldigen möchten; alle dieſe ſcheinen jedoch zu überſehen, wie gerade die größten Verrätherein von der Art ſind, daß man von ihnen die größte moraliſche Ueberzeugung haben, ſie aber durch Documente und Zeugen nicht juridiſch erweiſen kann. Darum hielt Oeſterreich in ſeiner öffentlichen Anklage gegen Wallenſtein nur an ſolchen Actenſtücken, die es vorlegen konnte, und verſchwieg die eigentliche und ſchwerſte Beſchuldigung, für die es keine urkundliche Beweiſe hatte. Doch bleibt die Unterhandlung Wallenſteins mit Frankreich ganz unbeſtritten, und das Schreiben ſeines Schwagers Kinsky vom 1. Januar 1634, „Wallenſtein habe ſich jetzt ganz den früheren Vorſchlägen bequemt und ſtehe dem Vollzug des Vertrages nichts mehr im Wege;" dieſes Schreiben zeigt klar, daß es mit demſelben wahrer bitterer Ernſt und keine diplomatiſche Spielerei geweſen. — Auch die Worte Ludwigs XIII. „ich hoffe, daß alle Verräther an ihren Fürſten ein gleiches Schickſal haben werden," die er in Gegenwart ſeines Hofgefolges ausſprach, und den vorſichtigen Cardinal Richelieu veranlaßten, dem König zu ſagen, „er würde wohlthun, ſeine Gedanken nicht ſo frei zu äußern," dienen hinlänglich zum Beweis von Wallenſteins Schuld, indem beide doch um alle Verhandlungen wiſſen mußten. Wallenſteins ſchmähliches Ende war daher für das Verbrechen, das er begehen *wollte*, durch höhere Fügungen aber nicht begehen *konnte*, eine gerechte Strafe, indem es nicht bloß nach den Worten der Bergpredigt, ſondern auch nach heidniſchen Begriffen wahr bleibt:

Scelus intra se tacitum, qui cogitat ullum, facti crimen habet.
Juvenal.

Da Bernhard ſich nicht ſehr beeilt hatte, außer dem Guſtav Horn auch noch an dem Wallenſtein einen zweiten Rivalen zu bekommen, und nach deſſen Tod das kaiſerliche Heer in der Treue zum Kaiſer verharrte, ſo blieb auch ſein Verſuch, bei dieſer Gelegenheit im Trüben zu fiſchen, und eines Theils der kaiſerlichen Armee, wie auch der Stadt Pilſen ſich zu bemächtigen, ganz erfolglos. Bei den beſtändigen Streitigkeiten, die zwiſchen Bernhard und Guſtav Horn aus wechſelſeitiger Rivalität immer vorlagen, gewann aber das kaiſerliche und bayeriſche Heer unter den Augen Ferdinands, des Königs von Ungarn, und Maximilians von Bayern eine ſtets feſtere und einmüthigere Haltung, begann daher den Winterfeldzug mit der Eroberung von Straubing, und machte Anſtalten zur Belagerung von Regensburg.

Während dieſes an der Donau vorging, hatten aber in Weſtphalen die Feinde des Kaiſers, welche „Erhaltung der Freiheit des Reichs" immer wie zum Hohn ihrer Thaten im Munde führten, auf Oxenſtirna's Befehl den natürlichen Sohn Guſtav Adolphs, Guſtav Guſtavſon, als Herrn des Stifts Osnabrück eingeführt; auch hatte der Landgraf von Heſſen mit einem Gehalt von 12,000 Thalern als General einer im franzöſiſchen Solde ſtehenden Armee an Frankreich ſich ſchmählich verkauft. Als zweiten Theil von Magdeburg eroberte der kaiſerliche General Geleen die Stadt Höxter mit Sturm, während Banden, angeführt von Helden, die man unter dem Namen „Schnapphähne, Grastenfel, Haſenbein, Brandjohann, Gundſaſſel und Eremita der Jude" kannte, das arme Land durchſtreiften, und ein ſo abenteuerliches buntes Kriegsleben fortſetzten, wie es der „grüne Jäger von Lippſtadt" im Simpliciſſimus grauenvoll und mit Würze gezeichnet hat.

Am Rhein mußte zwar Philippsburg an die Bundestruppen ſich ergeben; doch ſetzten die kaiſerlichen Generale, in Verbindung mit dem Herzog Carl von Lothringen, deſſen ganzes Land von den Franzoſen beſetzt war, den Krieg mit Muth im Elſaß fort. Unter dem Namen „Schutzherren des katholiſchen Glaubens" kamen aber die Franzoſen in Beſetzung vieler elſaßiſchen Städte den Schweden zuvor, ſuchten durch ihre Intriguen überall von

der fremden Saat zu gewinnen, und den Einfluß des trotzigen, hochfahrenden Kanzlers Oxenſtirna zwar zu ſchwächen, doch nicht ganz zu beſeitigen, um durch ihn ein Gegengewicht gegen den friedlichen und deutſch geſinnten Churfürſten von Sachſen ſich zu erhalten. Denn aus Haß gegen die Einmiſchung fremder Mächte drang dieſer auf dem Convent zu Frankfurt immer mehr auf den Frieden und auf eine billige Entſchädigung für die Krone Schweden, während Eberhard, der elende undeutſche Herzog von Würtemberg darauf antrug, den Schweden Pommern, Bremen und Magdeburg zu überlaſſen, und alle Geldentſchädigungen Bayern aufzubürden, da es nicht recht ſey, wenn die Proteſtanten ihre Feinde ungepreßt hingehen ließen; ein Antrag, den er bald darauf ſehr ſchwer verbüßen mußte. — Den Zuſtand des Convents und den Geiſt der darin handelnden Perſonen ſchildert der ſchwediſche Graf Brahe in ſeinem Tagebuche mit grellen Farben: „Die Stände leben täglich in Saus und Braus, ohne Sorge um das allgemeine Beſte, neidiſch auf Schwedens Glück, voll Mißgunſt auf das Directorium. Sachſen ſchüre und werfe den Bau wieder um. Brandenburg ſehe allein auf Pommern, Bernhard auf ſeine Hoheit und Unabhängiggkeit; der Braunſchweiger ämulirte mit dem Landgrafen; jeder ſuchte ſeinen Vortheil; franzöſiſches Geld verführe hoch und niedrig; nirgends ſey Vertrauen; Fürſten, Grafen und Herren ſeyen wie Kinder, folgten den Predigten ihrer Juriſten, welche hinter ihnen ſtänden, und wie für Stumme redeten. Sie führten rechtloſe Waffen gegen ihren Herrn, den Kaiſer; denn ſo lange ſie ihn ihren Herrn nennten und das Schwert gegen ihn zögen, könne ihr Krieg nicht anders als Rebellion heißen. Aller Argumentation ungeachtet, wollten ſie den Kaiſer niemals für ihren Feind erklären, noch minder der Krone unwerth; ſie ſpielten und tändelten mit dem Kriege, mit den öffentlichen und privaten Zuſtänden. Bei ihnen gelten weder Gründe noch Rath und Recht und eigenes Beſte.“ Ein ſolches ſchmähliches Gemälde konnte ein Diener jener Krone von einem lutheriſchen Convente machen, der gerade durch ſeine Schlechtigkeit ihr die größten Vortheile brachte. Als daher beim allgemeinen Raub der franzöſiſche Geſandte die

Einräumung von Philippsburg vom Convent begehrte, und Bernhard erklärte, die Reichsgesetze erlaubten nicht, fremden Mächten den Eingang in das Reich zu eröffnen, so wies aber der mundfertige kecke Franzose sogleich auf die Verschleuderung des Reichsgebietes, und auf die in schwedische Lehen verwandelten Reichslehen hin, worunter auch das Herzogthum Franken, dies Geschenk Gustav Adolphs an Bernhard, begriffen war.

Während in dieser Weise die meisten protestantischen Fürsten ihre tiefe Verworfenheit, Ehrlosigkeit und Vaterlandsverrätherei an den Tag legten, diente der Fall Wallensteins zur Basis des Glücks und Ruhms von Oesterreich, dessen Anstrengungen und Erfolge jetzt hinlänglich bewiesen, was der Friedländer nach dem Tode Gustavs hätte ausrichten können, wenn er eine pflichtschuldige Thätigkeit entwickelt hätte. — Da Bernhard und Horn, in ihren Ansichten immer verschieden, selten mit einander operirten, und der erstere die zahllosen Angriffe des tapfern Johann von Werth in Franken abzuwehren, letzterer aber die aus Italien anrückende spanische Armee aufzuhalten suchte, so herrschte dagegen bei der kaiserlich-bayerischen Armee eine desto größere Eintracht; sie eroberte demnach Kehlheim, den wichtigsten Donaupaß, dann die Stadt am Hof (4. Juni) und begann die Belagerung von Regensburg. Um nun diese Stadt zu retten, mußten jene Rivalen sich bei Augsburg vereinigen (12. Juli) und zogen mit 22,000 Mann zu deren Entsetzung heran, die ihnen jedoch nicht gelang, indem während dieser Zeit nach einem siebenmaligen Sturm die tapfere Garnison capitulirt und mit allen Kriegsehren sie verlassen hatte. Die Sieger entbanden die Reichsbürger ihrer entfremdenden Verpflichtung, nahmen sie wieder zu Gnaden auf und gewährten ihnen völlige Religionsfreiheit. — Zum Ersatz für jenen Verlust erstürmten aber die vereinigten Heere die unglückliche Stadt Landshut, wo sie die größten Gräuel begingen, und auch der bayerische General Altringer den Tod fand. Das kaiserliche Hauptheer setzte indessen über die Donau, ergoß sich wie ein lang gehemmter Strom über Schwaben und Franken, und bedrohte das feindliche Heer mit einer völligen Einschließung, indem allenthalben das katholische Landvolk mit unüberwindlicher

Ausdauer für die alte Herrschaft stritt, und nicht durch die furchtbarste Grausamkeit ihrer Feinde sich dämpfen ließ, während die Bauern in protestantischen Ländern fast überall dem Wechsel der Dinge sich fügten, und als Landgebot in Würtemberg so feige sich benahmen, daß sie von den Kanzeln namhaft gescholten wurden, und zur Schande, mit einem gelben Ringe an ihren Kleidern bezeichnet, umhergehen mußten.

In dieser Noth befahl der Kanzler, daß der Rheingraf die Belagerung von Breisach, welches die schwarzwälder Bauern mit der größten Lebensgefahr fortwährend verproviantirten, aufgeben, und zur Verstärkerung des Heeres nach Schwaben ziehen sollte. Als nun die Spanier in Bayern eingerückt und mit dem kaiserlichen Heere vereinigt waren, unternahm der junge ehrgeizige König Ferdinand die Belagerung der Reichsstadt Nördlingen, während Johann von Werth mit dem bewunderungswürdigsten Erfolge die schrecklichsten und verheerendsten Streifzüge mit seinen Reutern und Croaten nach allen Seiten machte. Denn da durch den Drang der Umstände und durch die Verwirrung aller menschlichen Leidenschaften der gräßlichste Krieg einmal entstanden war, so mußte die Verwilderung der Gemüther und die Racheluft immer mehr sich steigern, damit keine Partei in der Vergeltung hinter dem Gegner zurückbleibe. — Von allen Seiten gedrängt, bot Eberhard, der junge Fürst von Würtemberg, sein ganzes Land auf, und ließ 6,000 Würtemberger zu den Schweden stoßen; der Kanzler Oxenstirna sagte aber den Franzosen die Festung Philippsburg zu, die nun ohne allen Kampf und bloß durch ihr listiges Abwarten der Zeitumstände auch diese Veste gewinnen sollten.

Die wachsende Noth der Stadt Nördlingen, die Verheerungen in Franken, und das stürmische Gesuch des würtembergischen Kanzlers Löffler wegen Befreiung des Landes von der Kriegslast, bestimmten den Herzog Bernhard, auf eine Schlacht zu dringen, die jedoch der Feldmarschall Horn und andere Offiziere abriethen, bis der Feldmarschall Kratz aus Franken und der Rheingraf aus dem Elsaß eingetroffen seyen. Als aber am 4. September der Donner der Kanonen bei Nördlingen schwieg, und deßhalb eine

erfolgte Erſtürmung oder ein Waffenſtillſtand zum Abſchluß einer Capitulation ſich befürchten ließ, überdieß auch der Feldmarſchall Kratz am nämlichen Tage auf Umwegen angekommen war, forderte Bernhard noch heftiger, daß man eine Schlacht wagen ſolle, erlangte jedoch nur, daß die Armee näher gegen Nördlingen hinzog, um den Arnsberg zu beſetzen und die Belagerten zu ermuthigen. Durch die Berge gedeckt, erſchien denn das vereinigte Heer am 5. September Nachmittags um 5 Uhr unvermuthet im Thale am Arnsberg, und vertrieb die dort ſtehenden kaiſerlichen Reuter, worauf Bernhard, nicht zufrieden mit jenem Vortheil, noch in der Mitternacht die Hälfte der waldigen Höhe, dieſen Schlüſſel der Stellung, erſtürmte. Als die kaiſerlichen Generale daraus erkannten, daß der Feind eine Schlacht beabſichtige, zogen ſie ſchnell das Fußvolk ſammt dem Geſchütze aus den Laufgräben, errichteten noch in der Nacht auf der unverlornen Hälfte des Waldberges drei kleeblattförmige Verſchanzungen, die ſie mit Deutſchen, Burgundern und einem alten ſpaniſchen Kernregiment beſetzten, und ſtellte die übrige Streitmacht hinter denſelben auf. So brach der 6. September an, jener merkwürdige Tag, an welchem der Herr der Welt die beſtehenden Verhältniſſe dem einen Theil zum Lohn, dem andern zur Strafe völlig verwechſelte. Beim erſten Erſcheinen des Lichtes eröffnete die Reuterei auf dem rechten Flügel des ſchwediſch-deutſchen Heeres den Kampf, wurde aber von den Kaiſerlichen mit Muth empfangen, und auf ihre Infanterie zurückgeworfen. Sogleich ſtürmte der Feldmarſchall Horn mit ſeinen Kerntruppen den Berg hinan, und nahm nach einem langen und blutigen Kampfe die vorderſte von den drei kleeblattähnlichen Verſchanzungen; beim Eindrang in dieſelbe entzündeten ſich jedoch die dort befindlichen Pulvervorräthe und ſprengten einen großen Theil der Stürmenden in die Luft, während die heraneilende kaiſerliche Reuterei die Uebriggebliebenen zuſammenhieb. — Während dieſes hatte auf dem rechten Flügel der Kaiſerlichen, Carl von Lothringen und Johann von Werth, mit ihrer Reuterei die feindliche völlig geworfen, wurden aber von der ſchwediſchen Infanterie, die auf einem günſtigen Terrain ſtand, von weiterer Verfolgung abgehalten, und dieſes beſtimmte

den Herzog Bernhard, dem Feldmarschall Horn zwei Regimenter zu Hilfe zu senden. Da diese auf ihrem Weg in eine überlegene Masse der Feinde geriethen, sah sich der Feldmarschall Horn genöthigt, sie zu entsetzen, wodurch eine große Unordnung auf dem rechten Flügel der Schweden entstand, die den ganzen Schlachtplan Horns verrückte. Noch war es nicht Mittag, und das Fußvolk von siebenzehn Angriffen gänzlich geschwächt und ermüdet, als Horn, die Unmöglichkeit zu siegen erkennend, die Schlacht abzubrechen rieth. Da suchte denn Bernhard auf dem linken Flügel den Wald so lange zu behaupten, bis Horn mit Gewandtheit und Ordnung von dem Feinde sich losgemacht und auf der Rückzugslinie Hirnheim besetzt habe. Kaum hatten Carl von Lothringen und Johann von Werth die Absicht der Feinde erkannt, so drangen sie mit ihrer gesammten Cavallerie und zwischen vertheiltem Fußvolk und Geschütz auf die ganze Linie Bernhards mit solcher Kraft und solchem Nachdruck ein, daß nach einem dreimaligen Angriff, wobei Bernhard selbst die Fahne seines Regiments erfaßte, der ganze schwedische linke Flügel versprengt, auf den unter Horn abziehenden rechten Flügel geworfen, und auch dieser zur wildesten Flucht hingerissen wurde. Da befanden sich nun Carl von Lothringen und Johann von Werth in ihrem wahren Element und Wirkungskreise, und mit ihren schweren Reutern und windschnellen Croaten brachten sie dem feindlichen Heere eine solche Niederlage bei, durch die sie jene von Leipzig wegen des zweijährigen Verzugs der Rache mit verdoppelten Zinsen zurückgaben und der frühere Hohn „es ist richtig mit Leipzig" den Protestanten im Munde erstarb. — Zwölftausend Todte, meistens der Kern von Gustavs unüberwundenem Fußvolk, bedeckten das Schlachtfeld, sechstausend Gefangene, worunter sehr viele hohe Offiziere, dann dreihundert Standarten und Fähnlein, achtzig Kanonen mit viertausend Wagen wurden dem König von Ungarn und dem Infanten, die in der Schlacht sehr ritterlich sich gezeigt hatten, vorgeführt. Die kaiserlich-bayerische Armee hatte kaum 1200 Todte, unter denen der bayerische Feldmarschalllieutenant Pillehe, dessen Stelle jetzt Johann von Werth erhielt, und der österreichische Oberst,

Fürſt Aldobrandini, die ausgezeichnetſten waren. Unter den ſchwediſchen Gefangenen befand ſich der Feldmarſchall Horn, der Tochtermann Oxenſtirna's, der von den beiden Prinzen ſehr ehrenvoll empfangen und dann dem Churfürſten von Bayern zur Gewahrſam übergeben wurde, der jedoch erſt nach acht Jahren durch eine wunderſame Fügung des Geſchickes gerade gegen den Oberſten ausgewechſelt werden ſollte, deſſen Regiment ihn an dieſem Tage zum Gefangenen machte. Eben ſo führte ein höheres Geſchicke den ſchwediſchen Feldmarſchall Grafen Kratz in die Gefangenſchaft, jenen Verräther, der vor zwei Jahren als bayeriſcher Oberſt und Commandant von Ingolſtadt dieſe Veſte durch Verrath dem Feinde übergeben wollte, deſſen Verrätherei aber die Gottheit auf ihren Wegen verhinderte, und ſeine mißlungene Treuloſigkeit zu Wien mit dem Kopfe büßen ließ. — Auch Bernhard entging kaum der Gefangenſchaft, und nur durch die Aufopferung eines Hauptmanns von der ſchwediſchen Reuterei, der ihm ſein eigenes Pferd abtrat und ſich ſelbſt gefangen gab, fand er ſeine Rettung; ſein reiches Gepäcke mit vielen Koſtbarkeiten und baarem Gelde, nebſt ſeiner geheimen Kanzelei, fiel aber den windſchnellen Croaten in die Hände. So verlor er hier ſein ganzes bewegliches Gut, gleich hernach auch ſein Herzogthum Franken, und das alte Sprüchwort, „geſtohlnes Gut thut ſelten gut," ging bei ihm, dem Vaterlandsverräther, vollkommen in Erfüllung.

Nach dieſem ſo glorreichen und entſcheidenden Siege zeigte der junge König die ſeinem Hauſe angeſtammte Beſcheidenheit, Mäßigung und landesväterliche Liebe, indem er die Ueberwundenen nicht als Feinde, ſondern nur als verirrte Kinder des Reichs behandelte. So erhörte er die Bitten der geängſtigten Bürger von Nördlingen mit der größten Huld, verſicherte ſie der ſtrengſten Erfüllung des Paſſauer Vertrags, und geſtattete der Beſatzung freien Abzug, doch ohne Waffen. — Als hierauf der Infant mit ſeinen Spaniern nach den Niederlanden zog, ging er in das würtemberger Land, welches der Herzog Eberhard, ſeines ſchmählichen Antrags auf dem Frankfurter Convente ſich bewußt, als feiger Vaterlandsverräther in größter Eile verlaſſen

hatte. Auch hier erzeigte Ferdinand dem verwaisten Volk seine Gnade, und stellte eine vorläufige Ordnung und Sicherheit unter Oesterreichs Herrschaft her; der lutherische Gottesdienst erlitt durch die Kaiserlichen nicht die geringste Störung, und die hohe Schule zu Tübingen fand am Könige von Ungarn einen wohlgesinnten, sehr toleranten Schirmherrn. *)

Da durch den Nördlinger Sieg die drohende Uebermacht der Schweden in Deutschland gänzlich gebrochen war, konnten die französischen Minister über dieses günstige Ereigniß ihre Freude nicht bergen, indem die protestantischen Bundesgenossen sich jetzt gezwungen sahen, ohne alle Rücksicht auf das gemeinsame Vaterland den hinterlistigen und sehr schmählichen Beistand Frankreichs zu erkaufen. So trat denn die heillose Verwirrung unter den Protestanten selbst ein, indem eine Partei, gebildet durch die beiden sächsischen Kreise, den Frieden und keine Suprematie der Schweden wollte, und hiezu schon Einleitungen machte, während eine andere, wozu Würtemberg, Baden, Hessen, Pfalz u. s. w. gehörten, die Fortsetzung des Krieges mit Hilfe der Franzosen wünschte, Oxenstirna aber seine und seiner Krone Interessen zu wahren und seine Zwingherrschaft zu behaupten suchte, wodurch er täglich schonungsloser und mißtrauischer wurde. Um also das nach Frankfurt geflüchtete Heer Bernhards in der Treue zu erhalten, nahm er seine Zuflucht zu den Meßgütern der anwesenden Kaufleute und zu einem erzwungenen Anleihen von hunderttausend Thalern von der Stadt, sendete aber gleich nachher, da das spanische Heer in die Nähe kam, und er weder den kampfscheuen Truppen, noch dem Herzog Bernhard wegen eines möglichen Anschlusses an Sachsen traute, das ganze Corps über den Rhein. — Immer mehr steigerte sich jetzt die Noth, indem die kaiserliche Armee alles Land zwischen

*) Welch toleranter Geist bei der siegreichen katholischen Armee herrschte, bewies Johann von Werth, der am 2. September zu Tübingen einen Feldpater in Banden legen ließ, und nachher sogar vom Corps hinweg jagte, weil er mit einem protestantischen Diakonus in der Kirche einen theologischen Streit angefangen hatte.

dem Rhein, Main und Neckar beſetzte und den Rheingrafen in flüchtiger Eile nach dem Oberrhein drängte, wobei die Zuchtruthe des Herrn bei manchen Städten nicht ſehr glimpflich ſich zeigte. *)

Obgleich die Uebergebung der Feſtung Philippsburg an Frankreich ſchon zugeſagt worden, ſo war aber der nöthige Befehl zur Räumung dem Commandanten noch nicht zugekommen, indem Oxenſtirna die Abſichten der Franzoſen durchſchaute, bloß durch Intriguen und ohne im mindeſten das Schwert zu zücken, die Früchte fremder Mühen ſich anzueignen. Als jedoch die Kaiſerlichen in die Nähe der Feſtung kamen, ſie mit einer Belagerung bedrohten, und der Rheingraf Otto, Herzog Eberhard von Würtemberg und der von Frankreich beſtochene würtembergiſche Kanzler Löffler mit der erſchlichenen Unterſchrift der Vollmacht anlangten, wurde das Bollwerk Deutſchlands am 7. October den Franzoſen übergeben, wobei Eberhard, der deutſche Fürſt, den ſchmählichen Eid als franzöſiſcher Gouverneur in die Hände eines franzöſiſchen Marquis ablegte, während doch der eigentliche Commandant der Feſtung der franzöſiſche General Arnauld war. So

*) Das härteſte Geſchick traf wohl die blühende Fabrikſtadt Calw, wo die proteſtantiſchen Einwohner zum Hohn der katholiſchen Nachbarſtadt Weil das Bildniß des Papſtes in einer Komödie verbrannten, indem ſie durch mehrere Tauſend rheingrätlicher Truppen, die vor ihren Thoren lagen, ſich geſchützt glaubten. Da überfiel aber am 20. September Johann von Werth bei Nacht das ganze Corps und vernichtete es gänzlich, worauf die Calwer Einwohner 6,000 fl. erlegten, um Brand und Plünderung ſich abzuhalten. Später trafen aber Kroatenſchwärme ein, die nicht unter dem Johann von Werth ſtanden, verſperrten die Thore und fingen zu plündern und zu brennen an, wobei viele Menſchen ihr Leben einbüßten, und die ſtolze Stadt auf lange Jahre in Armuth verſank. — Der Superintendent Johann Andreä erlitt dabei einen unerſetzlichen Verluſt von ſeltenen Handſchriften, Gemälden, mathematiſchen Inſtrumenten ꝛc., und machte ſeinem Schmerz ſpäterhin in den Threnis Calvensibus Luft. — Auch Georg Conrad Maicler beſang den Untergang der Stadt in der Virga divina urbi Calvae inflicta.

hatten die Franzoſen auf dem rechten Rheinufer feſten Fuß gefaßt; was ſie jedoch durch ihre Intriguen und argliſtige Berechnung der Zeitumſtände, ohne einen Mann zu wagen, gewonnen hatten, verloren ſie bald wieder mit noch größerem Schimpfe.

Nicht zufrieden mit dieſem wichtigen, mühe- und koſtenloſen Erwerb, flüſterten die franzöſiſchen Unterhändler dem Rheingrafen Otto Ludwig beſtändig ein: „man ſolle dem König von Frankreich das Elſaß willig geben, ſo würde er den offenen Krieg mit dem Kaiſer nicht vermeiden können," worauf dieſer boshafte Reichsverräther auch ſogleich einging, und in Verbindung mit dem wahrſcheinlich beſtochenen ſchwediſchen Reſidenten in Benfeld, Reinhard Mockel, ſiebenzehn Städte im Elſaß an die Franzoſen ausliefern, und ihnen ſogar das noch nicht eingenommene Breiſach zuſichern ließ. So iſt der Reſt des alten allemanniſchen Elſaß, jenes herrliche Land, von Deutſchland abgekommen. Die That ſollte jedoch nicht ungerochen bleiben, da ſchon wenige Tage hernach (16. October 1634) der Tod dieſen Schurken aus dem Leben rief, den nur die dumpfeſte Befangenheit und Unkunde der proteſtantiſchen Geſchichtſchreiber und ihrer gedankenloſen Nachbeter unter die Helden Deutſchlands zählen können. Sein unzufriedenes Heer wurde bald hernach dem Herzog Bernhard untergeordnet, der es eben ſo an Frankreich verkief, wie von ſeinem frühern Oberfeldherrn die Städte, die es erobert hatte, an Frankreich verkauft und verrathen worden waren.

Während dieſe Schändlichkeiten, wobei der würtembergiſche Vicekanzler Löffler und der badiſche Geheimerath Streif die Unterhändler machten, am Oberrhein vorgingen, zwiſchen Bernhard, dem Kanzler Oxenſtirna und den Bundeshäuptern die größten Zwiſtigkeiten zu Frankfurt herrſchten, und der katholiſche Graf von Mansfeld mit dem, von den Kurfürſten von Köln und Mainz geworbenen Heere glücklich am Niederrhein operirte, hatte der Kaiſer mit dem Churfürſten von Sachſen einen Waffenſtillſtand zu Pirna abgeſchloſſen, um durch eine friedliche Uebereinkunft auch den Norden von Deutſchland zu beruhigen, wie durch den Sieg von Nördlingen in deſſen Süden die Ruhe allmählich ſich herſtellte. Da aber in jenen Zeiten das katholiſche Miniſte-

rium von Frankreich durch die völlig ehrloſe Verworfenheit vieler proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands ſeine Ländergier leicht befriedigen konnte, ſo brachte es am 1. November 1634 zu Paris einen Vertrag zu Stande, durch den ihm das ganze Elſaß mit Benfeld, deſſen Schlüſſel, ſo wie das noch zu erobernde Breiſach, und Conſtanz abgetreten wurden, und den zu unterzeichnen, Churpfalz, Zweibrücken, Baden, Heſſen und einige Grafen ſich nicht einmal ſchämten.

Da in dieſer Zeit Johann von Werth Heidelberg eingenommen hatte und deſſen Schloß belagerte, ſo wurde Bernhard, der wieder an der Spitze von 20,000 Mann ſtand, von allen Seiten angegangen, das heidelberger Schloß zu entſetzen; dieſer rührte ſich jedoch nicht, und ſpielte bei den Nöthen der Schweden und Verbündeten die nämliche Rolle, die einſt Wallenſtein bei dem nothbedrängten Kaiſer geſpielt hatte. Seiner Unentbehrlichkeit ſich bewußt, forderte der Verräther, der bald hernach ſich und ſein Heer ſo wohlfeil an Frankreich als Werkzeug verkieſ: „unbeſchränkte Verfügung über alle Städte im Bereich des Bundes, Freiheit von aller Verantwortlichkeit, Vollmacht zu Kriegsſteuern in Feindesland, ein hohes Jahrgehalt, Entſchädigung, Belohnung und Bürgſchaft für das Seine im Falle eines Friedens. *) — Da die Lage des heidelberger Schloſſes immer bedrängter und ihm deßhalb alle Bedingungen, ſelbſt die offene Theilnahme Frankreichs am Kriege, zugeſtanden wurden, führte er am 23. Dezember ſein Heer nach Mannheim, während am

*) Schon früher hatte der König von Ungarn durch den Oberſten Sanderſon dem Herzog Bernhard den feſten Beſitz des Herzogthums Franken, den unabhängigen Oberbefehl über 25,000 Mann, und andere große Vortheile anbieten laſſen, wenn er als Deutſcher ſeinem Vaterlande dienen, und zur Beruhigung und Ehre deſſelben ſeine Feldherrngaben verwenden wollte. Doch der Verblendete ſchlug jene Anerbietung aus, und ſo verfolgte fortan ein wohlverdientes Geſchicke den elenden Verräther. Denn gleich Wallenſtein ſah auch er die phantaſtiſchen Bilder ſeines Geiſtes zerrinnen, und fand wie jener ein ſehr ſchmähliches Ende.

Tage zuvor die verſprochenen 12,000 Mann franzöſiſcher Hilfsvölker ſchon den Rhein überſchritten, Heidelberg entſetzt, und hierdurch den erſten offenbar feindlichen Schritt gegen den Kaiſer und das Reich gethan hatten.

Während dieſes am Rhein vorging, wurden die Friedensunterhandlungen zu Pirna mit Eifer fortgeſetzt, und Johann Georg, Churfürſt von Sachſen, der bei manchen menſchlichen Gebrechen doch auch viele gute Eigenſchaften und wahren deutſchen Sinn beſaß, ſchloß mit preiswürdiger Klugheit und vaterländiſcher Geſinnung am 24. November 1634 die Präliminarien zu Pirna ab, die anfänglich geheim gehalten, am 30. Mai 1635 mit einigen Abänderungen zu Prag unter dem Namen „Pragerfriede" eröffnet wurden. Da der ganze dreißigjährige Krieg kein Religionskrieg, wozu die fürſtlichen Räuber jener Zeit ihn ſtempelten, und proteſtantiſche Befangenheit heute noch ihn ſtempelt, ſondern ein wahrer, ächter Raubkrieg war, ſo geſchah in dem Pragerfrieden von dem, auf dem rechtlichſten Grunde beruhenden Reſtitutionsedict gar keine Erwähnung, und man umging deſſen Namen und Wirkung, indem feſtgeſetzt wurde, daß die vor dem Paſſauer Vertrage und dem Religionsfrieden eingezogenen mittelbaren Stifter und geiſtlichen Güter für immer abgetreten ſeyen, dagegen die ſämmtlichen unmittelbaren ſowohl als früher in die Gewalt der Proteſtanten gekommenen nach dem Beſitzſtande vom 12. November 1627 noch vierzig Jahre verbleiben ſollten. Nach dieſer Zeit ſollte wieder ein Rechtsſtand eintreten, und die Sache gütlich und rechtlich, jedoch ohne die geringſte Waffengewalt entſchieden werden; eine Bedingung, die auch den unrechtlichſten Beſitz für immer bleibend machte. Das Erzſtift Magdeburg ſollte der churſächſiſche Prinz Auguſt auf Lebenszeit, das Bisthum Halberſtadt Leopold Wilhelm, der Sohn des Kaiſers, behalten. Für die Reichsritterſchaft und Reichsſtädte trat die volle Gültigkeit des Religionsfriedens ein, und auch Donauwörth ſollte nach Erlegung der Executionskoſten an Bayern wieder ſeine Reichsfreiheit erhalten. Vom Jahre 1630 an ſollte eine allgemeine Amneſtie eintreten, mit Ausnahme der böhmiſchen und pfälziſchen Händel, an deren Urheber der Kaiſer

sich seines Schadens erholen dürfe, und anderer im Nebenrezesse bezeichneten Personen, denen jedoch die Gnadenthüre offen bleiben sollte. Zur Handhabung des Friedens solle der Kaiser unter Waffen bleiben, und alle Stände, die den Frieden annehmen, ihr Volk, dessen sie zur eigenen Landesvertheidigung nicht nöthig haben, zu dem Kaiser stoßen lassen, um ein eigenes Kriegsheer unter dem Namen des „Kaisers und Reiches Heer" zu bilden, dessen eine Hälfte der Churfürst, die andere der König von Ungarn befehligen sollte. Durch einen Nebenvertrag wurde die seit 1621 verpfändete Ober- und Niederlausitz an Sachsen erblich abgetreten, unter der Bedingung, die katholische Religion und deren Anstalten ungeschmälert zu lassen. — Der Churfürst zog nun sein Heer aus Böhmen, verlangte vom schwedischen Feldherrn Banèr die Räumung des ganzen obersächsischen Kreises, und als dieser bei einer Zusammenkunft mit dem Churfürsten dagegen Einsprache machte, sagte Johann Georg drohend: „Ihr Schweden, packt euch von des Reiches Boden, oder ich werde euch Beine machen!" worauf auch der trotzige Schwede sogleich Thüringen verließ. — Das unglückliche Deutschland machte sich jetzt Hoffnung, einen allgemeinen Frieden und mit ihm Ruhe zu erhalten; doch seine schweren Revolutionssünden waren noch nicht genug gebüßt, und die Zuchtruthe des Herrn lastete wegen der Schlechtigkeit noch vieler protestantischen Fürsten fortan immer furchtbarer auf ihm.

Das kaiserliche Heer setzte inzwischen den Krieg mit anhaltendem Glück fort, eroberte das Schloß von Würzburg (18. Januar 1635) und erschien unter verschiedenen Feldherren selbst in dem von Frankreich listig besetzten Elsaß. Auch Philippsburg wurde den Franzosen wieder entrissen, indem der frühere Commandant Bamberger, der alle Zugänge und den unglaublichen Leichtsinn der Franzosen kannte, in der Nacht vom 24. Januar die gewaltige Festung mit einer kleinen Schaar erstürmte, die Besatzung größtentheils niederhieb, und den französischen Commandanten Arnauld gefangen nahm. So kam diese von den Franzosen verrätherisch erschlichene Festung durch ehrliche Waffengewalt wieder in die kaiserlichen Hände, und die vorgefundenen

128 Kanonen, die großen Vorräthe an Lebensmitteln und baarem Gelde dienten zur gerechteſten Strafe der franzöſiſchen Hinterliſt, und enthoben den neuerdings zum Commandanten ernannten Bamberger der Sorge, auf die Verproviantirung der Feſtung zu denken.

Da die Verhältniſſe im ſüdlichen Deutſchland ſich für die Verbündeten täglich verſchlimmerten, Ulm, Augsburg, Nürnberg u. ſ. w. höchſtwahrſcheinlich in Bälde ſich ergeben mußten, auch Speier von dem unermüdlichen Johann von Werth ſchon beſetzt war, der zum erſtenmal mit ſeinen Reutern das franzöſiſche Blut verſucht und jetzt deſto größere Begierde darnach hatte, überreichte der franzöſiſche Geſandte dem Kanzler Oxenſtirna und dem Herzog Bernhard äußerſt verbindliche Schreiben vom Könige von Frankreich, und verſprach dem erſteren den Beſitz des Churfürſtenthums Mainz, dem andern, als Erſatz für ſein verlornes Herzogthum Franken die Schenkung des Elſaßes in Paris auszuwirken, um ihr Intereſſe mit jenem von Frankreich zu verbinden, und beide in deſſen Abhängigkeit zu erhalten. Indem nun auch der Herzog von Lothringen von Breiſach aus ganz Elſaß racheſchnaubend bedrohte, Oxenſtirna und Bernhard auf eine thätigere Hilfe Frankreichs an Mannſchaft und Geld drangen, und dabei durchblicken ließen, daß ſie ſonſt zu einem Separatvertrag mit dem Kaiſer ſich entſchließen müßten, ſo vergrößerte das franzöſiſche Miniſterium ſeine Verſprechungen und bediente ſich ſogar einer diplomatiſchen Lüge, indem es behauptete, der Kaiſer könne mit dem redlichſten Willen keinen ehrlichen Frieden ſchließen, weil er nach einem beſtehenden Vertrage die Genehmigung Spaniens dazu bedürfe. — Stets die Religionsſpaltung als das beſte Mittel zur Befriedigung ſeiner Ländergier betrachtend, ſchloß es auch am 8. Februar 1635 mit den Niederlanden ein Schutz- und Trutzbündniß ab, worin, wie gewöhnlich, die Vortheile für Frankreich geſichert, die Laſten aber den Verbündeten überwieſen wurden.

In dieſer Zeit hatte der Krieg in ſeiner ſcheußlichen Geſtalt nicht geraſtet; nach ruhmvoller Vertheidigung unter dem Oberſten Georg aus dem Winkel mußte Augsburg ſich ergeben, wo

vor zwei Jahren Guſtav Adolph von einem lutheriſchen Kaiſerthum geträumt, die proteſtantiſchen Einwohner aus reichsfreien Deutſchen in ſervile Schweden ſich verwandelt, und deßhalb eine derbe Züchtigung verdient hatten; *) auch Nürnberg fiel, und

*) Während der ganzen kirchlichen und politiſchen Revolution Deutſchlands hat in keiner Reichsſtadt der ſchlimmſte Rebellengeiſt gegen Kaiſer und Reich, der verworfenſte Knechtſinn gegen die Schweden, die wüthendſte Verfolgungsſucht gegen alle Katholiken ſich in einem ſo empörenden Maaße geäußert, wie unter den Proteſtanten zu Augsburg, und jener böſe Geiſt ſcheint ſelbſt heute noch bei einigen derſelben geerbt und lebendig zu ſeyn, wie ſolches im Anfange dieſes Jahres (1844) die pöpelhafte und ſehr unchriſtliche Verfolgung eines Mannes beweißt, der ſeine Verfolger in jeder Beziehung ebenſo überragt, wie der dortige St. Ulrichsthurm, jenen der Barfüſſerkirche. — So verfiel denn auch jene Stadt der ſchwerſten Rache des Herrn. — Schon am 12. September, ſechs Tage nach der Nördlinger Schlacht, hatte der Deutſchmeiſter von Stadion, und am 10. Oktober der bayeriſche General von Wahl die mit Lebensmitteln ſchlecht verſehene Stadt zur Uebergabe aufgefordert. Doch der ganz aus Lutheranern zuſammengeſetzte große und innere Rath widerſetzte ſich bei einer Bevölkerung von 80,000 Menſchen jeder Capitulation, und ſo trat denn der Hunger und mit ihm die Peſt ſehr ſchnell ein. Was einſt Jeruſalem, die Mörderin des Erlöſers, erfuhr, ſollte nun auch Augsburg, die wüthende Verfolgerin ſeiner Kirche, erfahren, und Hunde, Katzen, Ratten und Mäuſe wurden dort Leckerbiſſen, wo Leder, Heu, Gras u. dgl. zur menſchlichen Nahrung dienten, wo lebende Gerippe an den auf der Straße liegenden verhungerten Leichnamen nagten, und die Todtengräber die Anzeige machten, daß von den zu beerdigenden Leichen die fleiſchigen Theilen meiſtens herausgeſchnitten, und als Speiſe verbraucht würden. — Als nun am 8. Januar 1635 der große und innere Rath wegen der Uebergabe berathſchlagte, dauerte der Widerſpruch bei den hartnäckigſten, die Vergeltung fürchtenden Proteſtanten noch bis zum 9. Febr. fort, wo denn im Einverſtändniß mit dem ſchwediſchen Kommandanten von dem kaiſerlichen General Gallas Reiſepäſſe für die militairiſchen und ſtädtiſchen Abgeordneten begehrt wurden, bei deren Eintreffen dieſe auch gleich nach Löwen-

wurde sehr schonend behandelt; bald darauf ergab sich Koburg, die ernestinische Truzburg, und da die nahe Uebergabe von Ulm und Memmingen bevorstund, so konnten die sämmtlichen Belagerungscorps an den Rhein geführt, und der Krieg mit Macht dort geführt werden. — Hier waren aber sehr wichtige Ereignisse eingetreten. Denn statt das Beispiel der Churfürsten von Mainz und Köln zu befolgen, die aus eigenen Mitteln eine Armee aufgestellt hatten, welche unter dem katholischen Grafen von Mansfeld für die Interessen des Reichs und der Kirche siegreich am Main focht, war aber der Churfürst von Trier,

---

berg abreisten, und am 13. März die Capitulation abschlossen, worauf am 28. März die schwedische Garnison durch das Göggінger Thor ab, und die kaiserlich-bayerische durch das Wertachbrucker Thor in jene, von Gott heimgesuchte Stadt einzog, die während sechs Monaten über 60,000 Menschen durch Hunger und Pest verloren hatte. — Natürlich hegten jetzt die protestantischen Räuber wegen der Wiedervergeltung die größte Furcht, indem sie nicht nur auf das boshafteste alle Katholiken bedrückt und verfolgt, sondern auch alle Dörfer, Weiler, Gefälle, Zinsen, Beneficien ꝛc. ꝛc., die dem Domkapitel, dem Stift Moriz, also wie anderen Klöstern und geistlichen Corporationen gehörten, an die Schweden verschenkt, oder als Brautschatz den an sie verheiratheten Rathstöchtern zugetheilt hatten. Der neue kaiserliche Statthalter Graf Fugger, der Name eines Katholiken, der wegen seiner Wohlthätigkeit, so lange Augsburg steht, nie in Vergessenheit kommen kann, stellte den Stand der Dinge von 1629 wieder her; die Protestanten mußten 300,000 fl. als Strafe dem Kaiser, und 80,000 fl. dem Churfürsten von Bayern als Ersatz des von den Schweden seinem Lande zugefügten Schadens erlegen, und wurden sämmtlich entwaffnet. Auf kaiserlichen Befehl wurde der protestantische Rath abgesetzt, und der von Gustav Adolph neugebackene Adel für nichtig erklärt, so daß weder sie noch ihre Kinder künftig des Standes und der Würde der Augsburgischen Geschlechter fähig seyn sollten. Sie gingen aber größtentheils noch vor Beendigung des dreißigjährigen Krieges unter, oder verfielen, dem Kampfe mit Widerwärtigkeiten aller Art erliegend, in die größter Armuth. Sic transit gloria mundi.

Sieh Augsburgs Geschichte von Seida. pag. 535.

Philipp Chriſtian von Sötern, auf die Einflüſterungen der Franzoſen eingegangen, und hatte, um in dieſen kirchenfeindlichen Zeiten unter ihrem Schutze recht ruhig der Freuden des Lebens zu genießen, ihnen ſein ganzes Land ſammt allen Feſtungen in die Hände gegeben. Als nun der Infant in Belgien angekommen, und der Krieg zwiſchen Spanien und Frankreich förmlich ausgebrochen war, eroberte ein ſpaniſcher Parteigänger zuerſt das Schloß Sierk, wodurch die Verbindung zwiſchen Nancy, Trier, Coblenz und Ehrenbreitſtein unterbrochen wurde. Dann erſchien am 26. März 1635 in dunkler Morgenfrühe der Graf von Rittberg, Statthalter von Luxemburg mit 1,200 Mann vor Trier, überwältigte die franzöſiſche Beſatzung, und nahm den Churfürſten gefangen, der ſogleich nach Luxemburg, dann nach Brüſſel, ſpäter nach Linz, und endlich nach Wien gebracht wurde, wo er in ſeiner zehnjährigen Gefangenſchaft Zeit genug hatte, über ſeinen ſträflichen Egoismus und ſeine Abtrünnigkeit vom Reiche nachzudenken und ſie zu verbüßen.

Indem nun der Kanzler ſchon längſt ſeine mißliche Stellung am Rhein, und zugleich die Nothwendigkeit erkannt hatte, den ſehr bedenklichen Verhältniſſen im Norden von Deutſchland durch ſeine Gegenwart eine günſtigere Wendung zu geben, ſo war er, bei der Unmöglichkeit durch das vom Feind überſchwemmte Deutſchland zu reiſen, gerade in dieſer Zeit nach Paris geeilt, wo er zwar mit vieler Ehre und Pracht empfangen, doch bloß mit leeren Verſprechungen hingehalten wurde. Höchſt mißvergnügt darüber, entfernte er ſich von dort, beſtieg zu Dieppe ein Schiff und erreichte am 15. Juni die Elbemündung und die ſchwediſche Feſtung Stade. — Dieſe Reiſe, im Vergleich mit jenem Triumphzuge vor drei Jahren, ſo wie ſeine verlorne Hoffnung auf das Churfürſtenthum Mainz, das er in der letzteren Zeit völlig ausgeplündert hatte, mochte ihn um ſo mehr an den großen und ſchnellen Wechſel der Dinge erinnern, als mit Ausnahme Georgs von Lüneburg, Wilhelms von Weimar, und des Landgrafen von Heſſen alle übrigen Fürſten in dem nördlichen Deutſchland dem prager Frieden beigetreten waren. —

Die Gefangennahme des Churfürſten von Trier beſchleunigte

nun den Kampf zwiſchen den Spaniern und Franzoſen, wozu die letzteren große Zurüſtungen gemacht hatten, und anfänglich auch einige Vortheile errangen. Der Kaiſer aber, der durch den prager Frieden über ſein Heer in Böhmen und Schleſien ungehindert verfügen konnte, ſandte ſeinen Sohn, den König von Ungarn, in das Reich, um auf dem Wege der Güte alle Feindſeligkeiten beizulegen, und dann mit geſammter Macht gegen Frankreich, Schweden und ihre Verbündeten zu ziehen. So ging denn der Sieger von Nördlingen zu erſt nach der Oberpfalz, verſicherte die Nürnberger, die ſich nicht ſo ſchmählich wie die Augsburger benommen, und ihre Reichsfreiheit ſelbſt auf der Höhe des ſchwediſchen Kriegsglückes behauptet hatten, ſeiner vollen Gnade, und überließ ihnen die eigene Vertheidigung ihrer Stadt, worauf auch Erfurt ſich unterwarf, und die ſchwediſche Beſatzung entfernte. Auch die Geſandten von Ulm, Frankfurt und ſelbſt von Straßburg trafen zu Heilbronn bei ihm ein, und der Segen des Friedens ſammt der wahren Toleranz folgte dem Kaiſerſohn allenthalben auf dem Fuß nach. Nur der Herzog von Lüneburg und der Landgraf von Heſſen beharrten in ihrem verrätheriſchen und reichsfeindlichen Sinne, den ihre trugvollen Windungen und Schlangenſchliche hinlänglich bezeichneten.

Schon hatte Gallas den Angriffskrieg eröffnet, die Stadt Heidelberg eingenommen, deſſen Schloß umſtellt, und, nicht beachtend die in Mannheim liegenden feindlichen Truppen, den Rhein bei Rheinhauſen am 11. Juni überſchritten. Von allen Seiten gedrängt, und von Frankreich nicht unterſtützt, ſah Bernhard ſich daher genöthigt, nach der franzöſiſchen Gränze zu ziehen, nachdem er die haltbaren Orte, Mainz, Kreuznach, Landau, Zweibrücken mit hinlänglicher Mannſchaft verſehen, und die bisher zu Frankenthal befindliche, noch unbegrabene Leiche des geächteten Böhmenkönigs Friedrich mit ſich genommen hatte.*) — Jetzt begann

*) So ſollten nach einer höheren Fügung nicht einmal die Gebeine jenes böhmiſchen Rebellenkönigs, und leichtſinnigen Urhebers des ſo ſcheußlichen dreißigjährigen Kriegs in dem vaterländiſchen Boden ihre Ruhe finden. Da keine katholiſche Kirche die Aſche des fürſtlichen

Frankreich die Laſt ſeines Krieges mit Spanien und Oeſterreich doppelt zu fühlen, da es überall in Nachtheil kam. Denn Joh. von Werth durchſchwärmte mit ſeinen Reutern das ganze Elſaß, ängſtigte die verrätheriſche Stadt Colmar, und machte ſeinen Namen auch in Frankreich furchtbar, indem er auf einem, von Reutern nie betretenen Wege zwei franzöſiſche Regimenter plötzlich überfiel, und ſie völlig vernichtete. Auch in den Niederlanden, wo ein kaiſerliches Hilfsheer unter dem Grafen Piccolomini zu den Spaniern geſtoßen war, wurden die Franzoſen auf die Vertheidigung zurückgeworfen, und die Niederländer trennten ſich von ihnen, um ihr eigenes Land zu vertheidigen. Zwar hatten zu Langers unter dem Commando des Cardinals de Lavalette, dem die Marſchälle de Camp Vicomte Turenne, und Graf Guebriant beigegeben waren, 15,000 Mann ſich verſammelt; doch alle dieſe, vom Höchſten bis zum Niedrigſten, mußten erſt das Kriegshandwerk lernen, indem zu jener Zeit Frankreichs Hauptſtärke nicht in ſeinen Waffen, ſondern in ſeinen Intriguen, in ſeinem Geld, und dem ehrloſen, verrätheriſchen Geiſte vieler deutſchen Fürſten beſtund. Denn ſelbſt die Ermahnungen des Churfürſten Johann Georg von Sachſen, und die großen Anerbietungen des Kaiſers vermochten nicht den Vaterlandsverderber Bernhard von ſeiner ſchlechten ehrloſen Laufbahn abzubringen, und ſeine Verſtocktheit ſchien eine Strafe des Himmels zu ſeyn, um ihn von allen Seiten leer ausgehen, und durch Frankreich ſelbſt ſeinen frühen und unbeklagten Tod ihn finden zu laſſen. — Als nun die Noth immer mehr drängte, und ſtatt des franzöſiſchen Heeres nur deſſen Chef, der Cardinal Lavalette, bei ihm am 19. Juli eintraf, beſprach ſich dieſer Enkel Johanns des Standhaften und Johann Friedrichs mit dem römiſchen Cardinal, dem „infulirten Feldherrn Frankreichs," vernahm viele Verſprechungen, und ſah mit der größten Unruhe der Ankunft der franzöſiſchen Hilfstruppen entgegen, die ſich jedoch nicht ſehr beeilten. So wurde denn

---

Ketzers aufnahm, befand ſie ſich lange Zeit zu Metz in dem Gewölbe eines Bürgerhauſes, wurde ſpäterhin wahrſcheinlich nach Sedan geflüchtet, und kam im Drange der Zeit gänzlich in Vergeſſenheit.

ſchon am 17. Juli Kaiſerslautern von den Kaiſerlichen erſtürmt, die ganze Beſatzung, worunter das berühmte ſchwediſche gelbe Regiment ſich befand, gänzlich niedergehauen, und alle Kriegsvorräthe erbeutet, worüber Bernhard Thränen vergoß. Am 27. Juli traf endlich das franzöſiſche Heer ein, worauf Bernhard, jetzt 26,000 Mann ſtark, die Kaiſerlichen zwang, die Belagerung von Zweibrücken aufzugeben, und ſich zurückzuziehen. Da die Feſte Landſtuhl, einſt Sickingens, des letzten Reichsritters, Zuflucht und Grabſtätte, in den Händen der Kaiſerlichen war, ſo erleichterte ihnen dieſes ihren Rückzug in jener ſo wüſten und öden Gegend, und ſtimmte den Unternehmungsgeiſt der Franzoſen ſehr tief herab. Kaum vermochte Bernhard ſeine franzöſiſchen Mitfeldherrn zum Fortzug zu bewegen, und er gedachte ſchon die Beſatzung von Mainz an ſich zu ziehen, die ſchöne Rheinſtadt zu verbrennen, Frankfurt ſeinem Schickſal zu überlaſſen, und den Krieg in das Triererland zu ſpielen, als endlich die Franzoſen in der Umgegend von Kreuznach wieder bebautes Land erblickten, Muth faßten, und nun nach Mainz zogen. Hatte demnach Bernhard mit vieler Mühe die Franzoſen bis an den Rhein gebracht, ſo fiel es ihm noch viel ſchwerer, ſie über denſelben auf das unheimliche rechte Ufer zu führen, und nur langſam und zögernd bezog ein Theil des franzöſiſchen Heeres vor Hochheim und Koſtheim ein Lager (26. Auguſt), und hoffte auf die baldige Ankunft des Landgrafen von Heſſen.

In dieſer Zeit hatten die Kaiſerlichen das heidelberger Schloß und mit Hilfe der Bürger auch die Stadt Frankfurt eingenommen. Gallas aber ſtellte ſeine Armee auf den beiden Ufern des Rheins auf, und deckte die Beſitzungen des Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt, der von allen Reichsverräthern die ärgſten Verfolgungen erlitt, weil er, obgleich Proteſtant, doch ſtets dem Kaiſer und dem Reiche treu verblieb, und der zu Gießen deßhalb eingeſchloſſen, ſehen mußte, wie durch des Vetters Züge ſein ganzes Land verwüſtet wurde. — Wie alle Verräther ſpielte auch jetzt der Landgraf von Heſſen gegen Freund und Feind ſeine zweideutige Rolle, indem er einerſeits die Unterhandlungen wegen Annahme des prager Frieden fortſetzte, anderſeits aber ſein Heer

nicht zum Bernhard an Rhein sondern zum Banèr nach Sachsen sandte. So befand sich denn der erstere in der traurigsten Lage indem Gallas mit seiner Reuterei ihm alle Zufuhr und zugleich die Verbindung mit Frankreich abschnitt, und die Fortschritte des Herzogs Carl und Johanns von Werth in Lothringen täglich bedenklicher wurden. Genöthigt demnach zum Rückzug, brach er am 17. Sept. von Mainz auf, und suchte auf der Hauptstraße die Saar zu erreichen. Da aber die Kaiserlichen überall die Wege verlegt hatten, so mußte er über die Gebirge und durch die Schluchten des Hundsrücks unter beständigen Gefechten und unter unsäglichem Mangel sich durchwinden, verlor sein ganzes Geschütz, einen großen Theil seiner Mannschaft und Pferde und kam am 28. Sept. im elendesten Zustand bei Metz an. — Wie demnach das Fallgitter zu Eger einst dem Verräther Wallenstein jeden Ausweg verschloß, so schnitt auch nun der deutsche Rhein dem undeutschen Fürstensohn, und Landesverräther den Rückweg in sein Vaterland ab, und machte ihn zum Sclaven des Auslandes. Mit großem Schrecken sahen nun die Franzosen, wie der Krieg immer mehr sich in ihr Land wälzte, und schon der Namen des gefürchteten Johann von Werth erregte allenthalben und unter allen Classen ein geheimes Grauen. —

Bei diesen großen Veränderungen, welche der Sieg von Nördlingen und der Frieden von Prag hervorgebracht hatten, konnte jetzt Deutschland, mit Ausnahme der Pest, die an vielen Orten wüthete, einiger Ruhe und der Abnahme seiner Leiden um so mehr sich erfreuen, als selbst die Hinterlist so wie der offene Krieg Frankreichs schmählich bestraft wurde. Durch die Entfernung Bernhards und Oxenstirnas war auch der heilbronner Bund in seinen letzten Vertretern erloschen, und verachtet wie alle Verräther und flüchtig starb der würtembergische Vicekanzler Löffler zu Basel. — Oxenstirna, der sich von Stade nach Magdeburg zum Banèr begeben hatte, saun jetzt auf Mittel, die schwedische Macht wieder herzustellen, und jeden deutschen Fürsten von dem Oberbefehl angeblich schwedischer Truppen und Besatzungen zu entfernen. Er übertrug demnach (am 20. Juni)

dem Generalmajor Speerreuter den Oberbefehl über die angeblich ſchwediſchen Regimenter, die bisher der Herzog Georg von Lüneburg befehligt hatte, und dieſer gewann die Oberſten von ſieben Regimenter an der Weſer, kündigte dem erſtaunten Herzog den Gehorſam als ſchwediſcher General auf, und zog mit den Verführten zum Feldmarſchall Banèr an die Niederelbe. Zürnend über die hämiſche Maaßregel des Kanzlers, die den Verräther zum Verrathenen, den Räuber zum Beraubten machte, gab jetzt der deutſche Fürſt ſeine Stelle als ſchwediſcher General auf, und nahm den prager Frieden mit der Bedingung an, daß ſeine Anſprüche auf die „hildesheimer Stiftsgüter" ihm verbleiben ſollten. — Obgleich Banèr ein Heer von 26,000 Mann, worunter jedoch nur 2,000 Schweden ſich befanden, im Magdeburgiſchen ſchlagfertig beiſammenhielt, beſchlich ihn doch die Furcht, die Deutſchen möchten den Beſtimmungen des prager Friedens, und den darauf erfolgten kaiſerlichen Abberufungsſchreiben Gehör geben, und ſomit die Krone Schweden ihr ganzes Heer bis auf einen unbedeutenden Haufen verlieren. Wirklich verſprach auch der Churfürſt jedem guten Deutſchen, der ſeinem Vaterlande den Frieden gönnte, und mit ihm ſich vereinigte, Sold, Quartier und Lohn zu verſchaffen. Die Oberſten wurden bedenklich; ſie durchſchauten das böſe Spiel der Schweden, erkannten, daß man die Raubgier und den Eigennutz mit dem Banner der kämpfenden Kirche verdecke, daß Bernhard, der Enkel Johann Friedrichs, in Gemeinſchaft mit einem römiſchen Cardinal in Frankreich focht, während der erſte proteſtantiſche Churfürſt Deutſchlands dem Kaiſer die Fauſt zur Strafe derer bot, die ſich bis dahin als Schirmer des Lutherthums geberdet; die Sorge um ihre Zukunft, um ihre Beſitzungen, und ein Funken vaterländiſchen Gefühles regte ſich mächtig in ihnen, und der Kanzler und der Feldmarſchall mußten ſehen, daß die Oberſten mit dem Churfürſten unterhandelten, und einen Oberſten an ihn zum Abſchluß eines Tractates ſandten. Ueberdieß war der Kanzler wegen ſeines hochmüthigen, brutalen Benehmens bei Allen verhaßt, und durch den Wechſel der Dinge ſo klein geworden, daß er vor der Rache unterer Kriegsleute ſich verſtecken mußte; viele ausgezeichnete

Heerführer, wie Kniephauſen, dem ein großer Antheil an dem lützner Sieg gebührt, wie Huwald, deſſen Schreiber der Kanzler mit Schlägen abfertigte, als er den Sold für ſeinen Herrn verlangte, waren ſchon früher abgetreten, und die wackerſten deutſchen Generale und Oberſten erklärten, daß ſie nicht gegen den Churfürſten oder gegen einen anderen deutſchen Fürſten fechten würden. — In dieſer Zeit meldete der Churfürſt dem Kanzler: „er habe Vollmacht vom Kaiſer, einen feſten Frieden zu unterhandeln; zuerſt müßten aber die Schweden die Stifter geräumt, und mit guter Ordnung ſich vom Reichsboden entfernt haben; er erwarte daher die Angabe der ſchwediſchen Forderung für ihre Schadloshaltung während ihres Rückmarſches, und würde ihnen die Entſcheidung nach Stralſund überſenden, indem dieſe Stadt ihnen zugleich als Unterpfand bis zu ihrer völligen Genugthuung verbleiben ſolle.“ Dieſer Antrag beſtimmte nun den hochmüthigen Schweden, ehrerbietigſt dem Kaiſer zu ſchreiben, die friedliche Geſinnungen Schwedens ihm zu melden, und ein ſicheres Geleit für den Geſandten ſeiner Königin zu begehren. Da jedoch der Churfürſt immer kühner die Schweden verdrängte, die Zufuhr ihnen abſchnitt, und die Elbepäſſe beſetzte; da ferner der Churfürſt von Brandenburg ſeinen Beitritt zum prager Frieden öffentlich bekanntmachte, und der Herzog von Pommern ſeine Umgarnung zu zerreißen drohte, verließ Oxenſtirna voll Angſt bei Nacht und Nebel Magdeburg (28. Sept.), und flüchtete in größter Eile nach Wismar. Gerade an jenem Tage waren auch, wie ſchon gemeldet, die todtmatten Trümmer der Heere Bernhards und des Cardinals zu Metz angelangt, Görz, ein Hauptpaß an der Oder, wenige Meilen von Stettin, von den Kaiſerlichen eingenommen, die Gegend von Stargard in Hinterpommern von ihnen beſetzt worden, und alles ließ das nahe Ende des auf Deutſchland laſtenden Elends, und einen ehrenvollen, vom Auslande nicht aufgedrungenen Frieden erwarten. Doch anders verfügte der große Weltregierer; und das von ſeiner Kirche abtrünnige, völlig zucht- und ehrlos gewordene Deutſchland ſollte fortan einem noch tieferen Elend und ſogar der größten Schande unterliegen, vom Auslande zerriſſen und von ihm gemeiſtert zu

werden. — Darum brachte denn gerade an demſelben Tage der franzöſiſche Geſandte Graf d'Avaux den ſtuhmsdorfer Frieden zwiſchen den Polen und Schweden zur Sättigung der franzöſiſchen und ſchwediſchen Habgier und zum namenloſen Wehe Deutſchlands zu Stande, und die ſchwediſchen Heerführer Torſtenſon, Wrangel ꝛc. ſchickten ſich an, verhängnißvoll ihr Heer aus Preußen nach Pommern und an die Elbe zu führen.

Nach einer höheren Beſtimmung erhob ſich alſo von Neuem der Sturm aus dem Norden, und zeigte ſehr ſchnell ſeine Wirkung, indem die Auflöſung des ſchwediſch-deutſchen Heeres durch die Langſamkeit und Kargheit des Churfürſten von Sachſen ſich verzögerte, und Banèr hierdurch Zeit gewann, die verdächtigen Regimenter in die Ferne zu verlegen, und die zuverläſſigen an der Elbe beiſammen zu halten, um die Ankunft der Verſtärkerungen aus Preußen abzuwarten. — Auf jene hoffend, griff der Generallieutenant Ruthven am 1. Nov. das vor Dömiz ohne Reuter aufgeſtellte ſächſiſche Fußvolk an, und gewann über die verdroſſen kämpfenden Sachſen den erſten Vortheil, welcher die bedeutendſten Folgen nach ſich zog, indem er den Muth im ſächſiſchen Heer ſchwächte, im ſchwediſchen aber ihn um ſo mehr erhöhte, als auch in dieſer Zeit ſchon die Verſtärkerungen aus Preußen anlangten. Oxenſtirna theilte aber keineswegs die Hoffnungen Banèrs, der in dem Frieden mit Polen und in dem Vortheil bei Dömiz die Wiederkehr des ſchwediſchen Waffenglücks erblickte; er flüchtete demnach von Wismar nach Stralſund, und von da nach Schweden.

Jetzt traten wieder die Intriguen, Beſtechungen und Erbietungen der Franzoſen in vollem Maaße in Deutſchland ein; der franzöſiſche Geſandte St. Chamont eilte mit einer halben Million Liv. dahin, um die in Weſtphalen zerſtreuten Corps zu ſammeln, den Krieg von neuem dort anzufachen, und ſeine teufliſchen Bemühungen hatten einen um ſo ſicheren Erfolg, als durch das lutheriſche Dogma wegen der guten Werke bei Hohen und Niederen alles Pflicht- und Ehrgefühl verſchwunden war. Obgleich nun mehrere Fürſten zur Uebernahme des Oberbefehls ſich bereits erklärten, ſo wollte doch der franzöſiſche Geſandte, um das

französische Geld mit einiger Sicherheit wegen des Erfolges anzulegen, an der Spitze der Truppen einen erfahrnen Krieger sehen, und gewann demnach den Feldmarschall Kniephausen, der früher den schwedischen Dienst verlassen hatte, und nun aus schnöder Geldgier und aus Rache gegen den Herzog Georg sein Vaterland und seinen Groll gegen den Kanzler vergaß, als abermaliger schwedischer Feldmarschall die Menschenmäklerei und die Bildung eines Heeres übernahm, und mit Hilfe des französischen Geldes um so leichter sein Ziel erreichte, da der Herzog Georg wenig Thätigkeit zeigte, um eine stattliche Zahl streitgeübter Truppen aus ihrer Verirrung dem Vaterlande wieder zuzuführen. Nur einige deutsche, redlich gesinnte und klar blickende Obersten, wie Dietrich von dem Werder, Hans Georg aus dem Winkel, und auch Speerreuter, der seine Versöhnung mit Schweden unmöglich hielt, waren dem Vaterlande wieder gewonnen worden. —

Während also Banèr durch den Zuzug der schwedischen Regimenter aus Preußen den Angriffskrieg begann und manche Vortheile über die Sachsen errang, bedrohte er schon, am Anfang des Jahres 1636 die Stadt Berlin, und nöthigte den Churfürsten von Brandenburg, nach Peitz zu flüchten. — Diese veränderten Verhältnisse im Osten wirkten nun auch auf den Westen, und Landgraf Wilhelm, der falsche, wies zwar die Friedenshand des Kaisers noch nicht zurück, verzögerte jedoch den Abschluß des Friedens mit den kaiserlichen Räthen zu Marburg, und horchte sehr geneigt auf die erneuerten französischen Erbietungen, während er dem Kanzler seine treueste Anhänglichkeit versichern ließ. — Auch Kniephausen war mit seinen erkauften Regimentern in's Feld gerückt, wurde aber von dem Feldmarschall Geleen zu Wilshausen so unerwartet überfallen, daß er nach großem Verlust an Mannschaft mit Zurücklassung seiner Kriegskasse, und seines Gepäckes im Hemde entfliehen mußte. (26. Dez.) Als er nun seine versprengten Truppen wieder gesammelt hatte, und sich gegen Osnabrück in Marsch setzte, traf er am 11. Jan. 1636 bei Haselüne auf den Feind, der mit überlegener Macht ihm den Weg versperrte. Es kam zur Schlacht, worin Kniep-

hausen, gleich anfangs durch den Kopf geschossen, augenblicklich seinen Tod, und die verdiente Strafe für seine Habgier fand, die ihn zum Verräther an seinem Vaterland gemacht hatte.

Während dieses im Nordosten und Nordwesten von Deutschland vorging, hatten Mangel und Krankheiten das kaiserliche Heer unter Gallas genöthigt, Lothringen zu verlassen, um in weniger verwüsteten Gegenden bessere Winterquartiere aufzusuchen. Gallas blieb demnach nur mit einer kleinen Heerabtheilung im Elsaß stehen; Götz, Colloredo, Mercy und Johann von Werth suchten im Trierischen bis gegen Lüttich hin ihr Unterkommen, Hatzfeld und Carreto setzten aber mit 10,000 Mann bei Bonn über den Rhein, um in Westphalen die Feinde zu vertreiben, und den Landgrafen zur entschiedenen Annahme des prager Friedens zu zwingen. Unterdessen war auch Mainz, Bingen, und das Schloß Ehrenfels den feindlichen Händen wieder entrissen worden (7. Dez. 1635), und nach einer vierjährigen Abwesenheit konnte der vertriebene Churfürst in seine verödete, vielfach geschändete, und ihrer Zierden beraubten Hauptstadt wieder einziehen. — So war denn der Süden von Deutschland beinah gänzlich vom Feinde gesäubert, und nur einige Plätze im Elsaß, dann Hanau, Koblenz und Ehrenbreitstein befanden sich noch in feindlicher Gewalt; doch sollte das religiöszerrissene, völlig unchristlich gewordene Deutschland noch keine Ruhe und Frieden finden; seine Leiden sollten nach dem göttlichen Rathschlusse immer mehr sich steigern, wozu die wilden Polen, Husaren und Cosaken, die am Ende des Jahres 1635 in Deutschland eintrafen, als sehr unholde Gäste ihren Theil beitrugen.

Richelieu hatte nun erkannt, daß sein offner Krieg gegen Oesterreich gänzlich verunglückt, und jenes Haus nicht so leicht durch Waffengewalt niederzuwerfen sey. Dem Geiste seiner eigenen Feldherrn und Soldaten mißtrauend, fühlte er die Nothwendigkeit, den Herzog Bernhard mit seinen bewährten Truppen in unbedingten französischen Dienst zu locken, und da der deutsche Fürst ohne Frankreichs Hilfe weder seine Erbrache gegen Oesterreich sättigen, noch fürstliches Eigenthum erringen, noch seiner niedergetretenen Partei aufhelfen konnte, so fiel es dem

Cardinal nicht ſchwer, am 27. Octob. 1635 mit dem fürſtlichen Reichsverräther einen Vertrag abzuſchließen, durch den er und ſein Heer für immer dem Vaterlande entfremdet wurden. Gemäß jenes Vertrages machte ſich Bernhard verbindlich, gegen jährliche vier Millionen Livres ein mit allem verſehenes Heer von 18,000 Mann zur gänzlichen Dispoſition des Königs zu unterhalten, und ohne alle Berückſichtigung ſchwediſcher oder bundesgenoſſiſcher Verordnungen es dahin zu führen, wohin der König es verlange. Da ihm nun auch die Landgrafſchaft Elſaß und die Vogtei Hagenau, die jedoch erſt erobert werden mußten, mit allen landesherrlichen Rechten überwieſen, und hierdurch der deutſche Reichsfreiherr in einen franzöſiſchen Vaſallen verwandelt wurde, ſo verpflichtete er ſich auch, die katholiſche Religion dort zu erhalten, und der Geiſtlichkeit ihre Güter zu laſſen. — Gerade in dieſer Zeit machten die franzöſiſchen Unterhändler ähnliche Anerbietungen dem tapferen Johann von Werth; doch dieſer katholiſche Bauernſohn beſchämte den gebornen proteſtantiſchen Reichsfürſten, indem er alle jene mit Verachtung zurückwies. — Da die Räuberhorden Bernhards keine Winterquartiere auf dem franzöſiſchen Boden erhielten, und allenthalben von den Kaiſerlichen vertrieben, am Ende doch bis hinter Toul zurückgeworfen wurden, ſo reiste der Herzog, Hilfe ſuchend, im März nach Paris. Bei der ungeheuern Noth aber, die in dem ſo oft verheerten Elſaß herrſchte, wo die, von dem Fraß unbegrabener Leichen wüthend gewordenen Hunde in Schaaren die Lebendigen anfielen, wo Mütter ihre eigenen Kinder fraßen, und zu Kolmar die Gräber der Peſtopfer vor den gräulichen Nachſtellungen hungriger Einwohner gehütet werden mußten, ſahen auch die Kaiſerlichen ſich genöthigt, mehr abwärts des Rheines zu ziehen, wodurch es den Franzoſen gelang, die Stadt Kolmar, Schlettſtadt und Hagenau durch den in ihre Dienſte getretenen General Ranzau und ſeine deutſche Reuter mit Vorräthen verſehen zu laſſen. —

Während alſo die Kriegsparteien in Frankreich oder auf deſſen Grenze mit wechſelndem Glück in kleinen Gefechten ſich herumtrieben, die Kaiſerlichen die kleinen Waffenplätze der Fran-

zoſen an der Lahn und auch Coblenz einnahmen, Ehrenbreitſtein und Hanau immer enger bloquirten, und Johann von Werth im lütticher Land den Schrecken verbreitete; während in Weſtphalen der Feldzeugmeiſter Carretto in Verbindung mit dem übergetretenen Speerreuter und den weſtphäliſchen „Schnapphähnen“ das feindliche Heer unter dem Generalmajor Kratzenſtein bis nach Bremen vertrieb, hatte der Landgraf Wilhelm mit ſeiner Gemahlin, der „falſchen heſſiſchen Lieſel,“ *) ſein liſtiges Spiel bis in den April fortgeſetzt, und wollte nun, da Banèr bei Naumburg erſchien, und die Franzoſen ihm ihre Hilfe verſprachen, die Maske fallen laſſen. Schon hatte er ſeinem redlichen und wackeren General Melander den Befehl zum Aufbruch nach dem Mittelrhein ertheilt; als dieſer aber, in den deutſchen Angelegenheiten allmählig klarer blickend, die Gefahr ſolches Bruches dringend vorſtellte, wegen der Nichterfüllung des Befehls ſich entſchuldigte, und Urlaub für eine Reiſe nach Holland begehrte, lenkte der Landgraf vorſichtig wieder ein, und ſetzte ſeine Unterhandlungen mit den kaiſerlichen Bevollmächtigten ſo lange fort, bis dieſe, ſeines falſchen Spieles müde, den Verächter des Kaiſerfriedens von allen Seiten umgarnt hatten. Eben durchzog das kaiſerliche Heer unter dem General Hatzfeld das heſſiſche Gebiet, um mit dem Churfürſten von Sachſen ſich zu vereinigen, und die kaiſerlichen Bevollmächtigten drangen jetzt auf Beendigung der Unterhandlungen, und auf die Vereinigung der heſſiſchen Truppen mit den ſächſiſchen. — Berückt aber durch franzöſiſche Künſte, und durch die Einflüſterungen ſeiner ſehr undeutſchen Frau, verſah der Lauerer ſein falſches Spiel, ſchlug das Begehren der kaiſerlichen Bevollmächtigten entſchieden ab, und erhielt ſehr ſchnell den ihm als Reichsverräther gebührenden Lohn. —

---

*) Da die Landgräfin ſich die engliſche Königin Eliſabeth zum Vorbilde genommen hatte, ſo bezeichnen wir jene, wie Cobbet in ſeiner Geſchichte dieſe bezeichnet hat. Uebrigens hatten alle franzöſiſchen Geſandten den Auftrag, „die Damen am kaſſeler Hofe in guter Geſinnung gegen Frankreich zu erhalten, beſonders die Landgräfin Eliſabeth, welcher die Größe ihres Hauſes ſehr am Herzen liege.“

Da die ſchwediſchen Feldherren von ihrer Regierung angewieſen waren, die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands mit Ausnahme des Churfürſten von Sachſen recht ſchonend und freundlich zu behandeln, ſo ſah nun die Welt, wie das „Ketzerblut“ und meiſtens deutſches, zwiſchen den Schweden und Sachſen in Strömen floß, wie Banèrs Heer, um den „meineidigen, ehrvergeſſenen, verhaßten“ Churfürſten zu züchtigen, an dem armen Landvolk jedes Alters und Geſchlechtes die ſcheußlichſte Grauſamkeit beging, und hierdurch den Beweis lieferte, daß der ſogenannte Religionskrieg auf einem ganz andern Grunde als auf der Religion beruhte. Der Churfürſt fühlte zwar das Unglück, das auf ſeinem Lande laſtete, ſehr tief; doch erkannte er auch die dringende Nothwendigkeit, den Krieg gegen die Reichsfeinde fortzuſetzen, welche den Frieden verweigerten, und wiederholte demnach die kaiſerlichen Abberufungsſchreiben, die einen neuen Aufſtand der deutſchen Oberſten im ſchwediſchen Lager hervorriefen, den jedoch Banèr durch Androhung militäriſcher Executionen ſchnell unterdrückte. Da in dieſer Zeit das kaiſerliche Heer unter Hatzfeld mit dem ſächſiſchen ſich vereinigt hatte, zog ſich Banèr, der Uebermacht weichend, von Magdeburg hinweg in das Lager von Werben, worauf die Sachſen ſogleich die Beſchießung jener Feſtung mit Nachdruck begannen. Hergeſtellt ſchien das Glück des Churfürſten, indem ſeine Reuter das ſchwediſche Lager bei Stendal mit Erfolg überfielen, und der nahe Fall von Magdeburg in Ausſicht ſtand.

Während dieſer Vorgänge in Sachſen erhielt der Feldmarſchall Leſly den Oberbefehl über die ſchwachen, von der Weſer vertriebenen Schaaren des Generals Kratzenſteins, und erklärte nun dem Herzog Georg von Lüneburg, er müſſe entweder den Reſt ſeiner Truppen mit den Schweden vereinigen und die Feldherrenwürde wieder annehmen, oder ganz ſtillſitzend den „Proteſtanten nicht ſchaden.“ Da nun der kaiſerliche General Carretto ebenfalls von ihm begehrte, daß er ſeine Truppen entweder mit dem kaiſerlichen Heere vereinigen, oder einen Angriff auf den Rücken Banèrs machen ſolle, ſah ſich der Herzog von zwei Seiten zu einer gefährlichen Entſcheidung gedrängt, und entſchloß

ſich, weder zu den Schweden noch zu dem Kaiſer zu halten, ſondern mit ſeinen Vettern, Brüdern und den Herzogen von Mecklenburg eine dritte Partei zu bilden, welche politiſche Zweideutigkeit und undeutſches Benehmen er jedoch ſehr ſchnell verbüßen mußte. Denn bei der gänzlichen Immoralität jener Zeit beſtach Lesly den Major Plettenberg, dem Herzog Georg auf Ehrenwort und Handgelöbniß ſeine Feſtung Minden anvertraut hatte, und dieſer war ſchlecht und ehrlos genug, jene Stadt den in der Nacht herangezogenen Reutern Lesly's in die Hände zu ſpielen, und die Krone Schweden als „Herrin" auszurufen. Voll Zorn nahm nun der Herzog ſeine übrigen Truppen in ſeine, des Kaiſers und des Reiches Pflicht, wogegen aber die Schweden ſeine Länder überſchwemmten und völlig verwüſteten.

In dieſer Zeit hatte der franzöſiſche Geſandte mit Hilfe der Gemahlin des Landgrafen dieſen zur Wiedereröffnung der Feindſeligkeiten gegen den Kaiſer vermocht, obgleich der Geſandte des Biſchofs von Würzburg ihn nur um ſechs Tage Geduld bat, nach welchen die Ratification des erwünſchten Friedens von Seiten des Kaiſers anlangen würde. Doch Wilhelm folgte den böſen Einreden ſeines fanatiſchen, durch franzöſiſche Einflüſterungen verblendeten Weibes, kündigte zu ſeinem Unglück den Waffenſtillſtand auf, und begann mit Lesly ſeinen Kriegszug, bei welchem jene kriegeriſche Amazone „ein ſo freudiges und courageuſes Herz bewies, daß es faſt nicht zu beſchreiben, und als lutheriſche Prophetin ihrem Herrn den Schutz des Allerhöchſten verſprach." Jeder Beſonnene, zumal der kriegserfahrne Melander, zürnte dem unbeſonnenen, leidenſchaftlichen Weibe, und letzterer erklärte dem Landgrafen geradezu: „er wollte einen Finger darum geben, wenn es nicht ſo weit gekommen," und zog ſich, um als älterer Feldherr nicht unter dem jüngern Lesly zu ſtehen, nach Hamm zurück. Schon ſchwankte Wilhelm, ſeine Gemahlin verwünſchte aber den Melander, „der die Scrupel erhoben," ſchrieb jedoch ſehr freundlich an den erfahrnen Kriegsmann, und machte es ihrem Gemahl zur Gewiſſenspflicht, Hanau zu entſetzen. Verführt durch ſeine herrſchſüchtige, „undeutſche Liſel" rannte nun Wilhelm in ſein Verderben, und ſchloß am 12. Juni zu

Minden einen Vertrag ab, als französischer Generallieutenant ein Heer bis zum allgemeinen Frieden mittelst des französischen Blutgeldes von einer halben Million Livres zu unterhalten, und den Entsatz von Hanau und Ehrenbreitstein zu versuchen. So brachen denn Wilhelm und Lesly mit ihrer gesammten Macht gegen Hanau auf, welches Lamboy belagerte, eroberten die feindlichen, gegen die Stadt gerichteten Schanzen, und entsetzten am 24. Juni wirklich die Stadt, noch ehe Gallas dem Blokadecorps Hilfe schicken konnte. — Da jedoch die ganze Umgegend schrecklich verödet, und in der Wetterau kaum ein Mensch, vielweniger Lebensmittel zu finden waren, warfen sie schnell frische hessische Mannschaft und Lebensmittel in die Stadt, und kehrten am 27. Juni wieder zurück, wobei sie auf die barbarischste Weise in dem altprotestantischen Lande des Landgrafen von Darmstadt hausten, und eine Kriegssteuer von 100,000 Thlr. erzwangen. Doch die Strafe folgte, wie Melander vorhergesagt hatte, ihnen auf dem Fuß nach; denn Oesterreich begann jetzt mit Macht seinen Krieg; von allen Seiten rückten kaiserliche Heere heran, und in größter Eile zogen die Hessen und Schweden tief in das westphälische Land sich zurück.

Da der Kaiser die Abnahme seiner Lebenskräfte fühlte, und vor seinem Ende noch die Erwählung seines Sohnes zum römischen König wünschte, schrieb er einen Churfürstentag nach Regensburg aus, wo nebst den Churfürsten von Mainz, Köln und Bayern auch die Gesandten von Sachsen und Brandenburg am 15. September 1636 eintrafen; der junge König Ferdinand aber als Oberfeldherr zu dem kaiserlichen Heere an den Rhein eilte. Hier war außer einigen unbedeutenden Streifzügen das ganze Frühjahr ohne Kampf verstrichen, indem wegen des unsäglichsten Mangels an Lebensmitteln die stärksten Corps versendet waren,*) und der Herzog Bernhard in Paris sich aufhielt, wo er als

*) In der fruchtbaren, einst so stark bevölkerten Rheinpfalz sollen damals, wie der schwedische Geschichtschreiber Chemnitz berichtet, in Folge der Pest, Hungersnoth und der Kriegsgräuel, kaum zweihundert Bauern sich vorgefunden haben.

französischer General beherbergt und behandelt wurde. Mißvergnügt und voll innerer Scham über seine unfürstlichen Verhältnisse, kam er am 1. Juni wieder zu seiner Armee, besetzte Saarbrück und Pfalzburg, und begann die Belagerung von Elsaß-Zabern (16. Juni), dessen Commandant, Oberst Friedrich von Mühlheim, durch die tapferste Vertheidigung und durch die vielen blutig abgeschlagenen Stürme außerordentlich sich auszeichnete, und erst am 14. Juli nach einer sehr ehrenvollen Capitulation abzog. Bernhard wollte nun mit dem Besitz von Zabern den Grund zu seinem Landgrafthum Elsaß legen; doch der Cardinal Lavalette bedeutete ihm, daß Frankreich die Rechte des Bischofs von Straßburg schützen müsse, und so sah der Vaterlandsverräther auch hier sich getäuscht, und der Gedanke an das schöne Herzogthum Franken, das ihm der redliche Kaiser angeboten hatte, mochte ihn jetzt sehr schmerzlich berührt haben. — Bei dem Stande der Armeen, und bei den Verhältnissen des unglücklichen Landes kamen daher keine ernsthaften Gefechte, nur kleine Ueberfälle und Plänkeleien vor; der Versuch der Franzosen, die Stadt Dole und mit ihr die Freigrafschaft zu erobern, mißlang durch die Tapferkeit der mit Treue an Oesterreich hangenden Bürger, als mit einmal ein großer Rothschrei von Paris her ertönte, der das französische und weimarische Heer in das Innere von Frankreich rief.

Wie schon berichtet, war der Landgraf und Lesly mit ihren Truppen nach Westphalen geeilt, wo ein kaiserliches Heer von 20,000 Mann sich befand. Zugleich fiel auf Befehl des Kaisers der General Götz mit dreiundzwanzig Regimentern in Niederhessen ein, und vergalt die Brandschatzung und Verheerung des darmstädtischen Gebietes mit überbietendem Grimme, indem er Herschfeld, Treysa, Ziegenhain u. a. O. plünderte und verbrannte. Bei der ersten Kunde solcher schrecklichen Vergeltung bat der Landgraf, dieser Reichsverräther und elende Verfolger seines Vetters des rechtlichen Landgrafen von Darmstadt, um Fortsetzung der Unterhandlungen; Götz gab ihm aber die verdiente Antwort: „der Anfall auf Hanau hätte den Waffenstillstand beendet, er möge sich an den König von Ungarn wenden.“ —

Indem nun auch Lesly den unvorsichtigen Bundesgenossen, den er verlockt hatte, im Gedränge ließ, um dem Banèr zu Hilfe zu eilen, rückten Götz und Geleen vor Paderborn, wo die katholische Bürgerschaft von dem hessischen Commandanten, Hans Geißo, auf das gewaltsamste behandelt wurde, eroberten es am 25. August, und nachher noch vierundzwanzig andere hessische Waffenplätze in Westphalen. Vertrieben aus seinem Lande, ging Wilhelm nach dem Haag, fand aber dort keine Hilfe, indem die vorsichtigen Holländer ihre aufs neue zu Regensburg gesicherte Neutralität ängstlich hüteten. — Gerade in dieser Zeit war Oxenstirna wieder in Stockholm angelangt (24. Juli) und hatte dahin seinen unüberwindlichen Ueberdruß, den deutschen Krieg weiter zu leiten, mitgebracht, indem ihm, dem Gothen, die lange gehegte Hoffnung auf den Besitz des Churfürstenthums Mainz entgangen war. Auch Banèr hegte große Angst wegen Magdeburg, und noch größere Sorge wegen der fürchterlichen Behandlung, die seine deutschen und gothischen Räuberschaaren den protestantischen Ländern zufügten, und ihm nebst den Mitteln der Kriegsführung auch die religiöse Sympathie der Menschen raubte, und erließ zur Bethätigung seines Selbstgeständnisses, „daß kein Wunder wäre, wenn die Erde sich öffnete, und durch Gottes gerechtes Verhängniß solche ehrvergessenen Frevelthäter verschlänge," ein Gebot zum Schutze des Adels, der Geistlichkeit, der Bürger und Bauern, das jedoch unter den verwilderten Schaaren keine große Beachtung fand. — Indem nun Banèr ohne die nöthigen Streitkräfte, ohne Kriegsmittel, ohne Geld und ohne Vertrauen auf seine unzufriedenen Schaaren, da selbst Lesly seinen Abschied forderte, Magdeburg nicht entsetzen konnte, dessen Besatzung am 15. Juli mit dem Churfürsten von Sachsen auf freien Abzug capitulirte; indem ferner der Herzog von Lüneburg durch Einschließung der Festung Minden in offene Feindseligkeit gegen Schweden trat, und mit Dänemark eine dritte Partei zu bilden suchte, war es in dieser verzweifungsvollen Lage abermals der französische Gesandte St. Chamonts, der durch seine rastlose Thätigkeit das bedürftige Heer versorgte und den Feldmarschall bei den ihm allmählich zukommenden Verstärkungen zu einer

That ermunterte, welche Frankreichs Boden von feindlicher Ueberwältigung rettete.

Denn auch Frankreich, das bisher nur durch ſein Geld, durch die diplomatiſchen Künſte ſeiner Geſandten und ihre ſchmeichleriſchen Verlockungen fürſtlicher Frauen über Deutſchland geſiegt, und die religiös-politiſche Kluft von Tag zu Tag dort erweitert hatte, ſollte nun einmal den Arm eines ächten deutſchen Helden in der Nähe ſeiner Hauptſtadt fühlen, und der Schlag ſollte von einer Seite kommen, woher ihn der franzöſiſche Scharfſinn nicht erwartete, indem der franzöſiſche Miniſter Richelieu trotz den Kriegsunfällen in den Niederlanden, wo die von den Spaniern abgeſchnittene franzöſiſche Armee nur auf der See ihren Heimweg fand, ſeine Blicke doch immer auf den Rhein und auf den deutſchen Krieg richtete. — Nach einer früheren Verabredung mit dem Könige Ferdinand, zog alſo der Cardinalinfant plötzlich ſeine ſpaniſchen Truppen zuſammen, denen das kaiſerliche Corps unter Piccolomini ſich ſchon angeſchloſſen hatte, und nun auch der Held des Tages, Johann von Werth, ohne die Erlaubniß des Churfürſten, ſeines Herrn, abzuwarten, als kaiſerlicher General mit ſeinem Corps ſich anſchloß, und erſchien am 8. Juli mit einem ſehr anſehnlichen Heere auf der Grenze von Frankreich, wo er in einer Proclamation allen Franzoſen ſeinen Schutz verhieß, wenn ſie dem heiligen Zwecke, der Sicherheit der katholiſchen Kirche und dem allgemeinen dauerhaften Frieden, nicht widerſtrebten. Groß war der Eindruck, den jene auf die Gemüther, noch größer aber die Beſtürzung des franzöſiſchen Miniſteriums über die ſchnellen Fortſchritte, welche die Feinde machten. Denn mit unglaublicher Geſchwindigkeit durchſtreifte Johann von Werth das nördliche Frankreich, trieb die geſchreckten Einwohner in die größern Städte, und erbeutete in drei Treffen mit franzöſiſchen Heeresabtheilungen bis zum 11. Juli ſchon ſiebenunddreißig Fahnen. Ohne eine Breſche abzuwarten, ergaben ſich mehrere Feſtungscommandanten; die Somme hielt Werths Reuter nicht auf; wie ein Strom ergoſſen ſie ſich zwiſchen der Saone und Oiſe, und hier ereilte Johann von Werth ein ſtarkes feindliches Corps, welches er mit ſolchem Ungeſtüm und ſolchem Haſſe an-

fiel, daß ſechshundert Leichen den Boden bedeckten, ſechshundert Mann mit dem Marquis de Bonnivet gefangen, acht Fahnen erbeutet, und der arme Reſt der Verzagenden, wie vom böſen Feinde verfolgt, nach Noyon verjagt wurde. Auch die Oiſe hielt trotz der abgebrochenen Brücken die Reuterei nicht auf; im Sturm und in dem Schrecken, der ſeinem Namen, wie dem wilden Heere voranflog, wollte Johann von Werth gerade nach Paris, dort das Panier des Doppeladlers aufſtecken, und in der reichen, von einer halben Million bewohnten Stadt den Lohn ſeiner Mühen gewinnen; ein verwegener, aber ſicherer Plan, wie ſelbſt franzöſiſche Geſchichtſchreiber geſtehen. Doch der Cardinalinfant wollte zuerſt eines feſten Punktes an der Saone ſich bemächtigen, und rückte vor die Veſte Corbie, die am dritten Tage nach der Einſchließung und des Bombardements ſich ergab. Die Einwohner dieſes wichtigen Platzes, die ganz in die Nähe von Paris ſtreifenden werthiſchen Reuter, die Bedrohung von Amiens und Abbeville, vermehrte die Niedergeſchlagenheit des Königs, die Furcht der Hauptſtadt und die raſtloſe Beſtürzung des aus aller Faſſung gebrachten Cardinals. Der Name Jean le Wert, dieſer entſetzliche, grauenerregende, war in dem Munde aller Franzoſen; die Furcht der flüchtenden Landleute ſteigerte die Angſt der Städter, und die Wege nach der Loire waren mit Karoſſen, Wagen und Karren voll geflüchteter Habe bedeckt. Die Edelleute, welche Landgüter und Prachtgebäude an der Oiſe hatten, erkauften ſich vom Cardinalinfanten werthiſche Schutzwachen, um ſie vor der Plünderung zu wahren, und zur Schmach von ganz Frankreich wurden vor den königlichen Schlöſſern Verſchanzungen gegen eine Handvoll Reuter aufgeworfen. Auch die übereilten, tumultuariſchen Anordnungen, welche die Regierung in Paris, wie in einer dem Bombardement ausgeſetzten Stadt, traf, trugen viel dazu bei, die Furcht der Bürger zu vermehren, die nun in allen Straßen die größten Schimpfworte gegen den Cardinal Richelieu als den Urheber des Krieges und alles Unglücks ausſtießen. Dieſer ermannte ſich aber wieder, und während die Spanier und Deutſchen mit der Plünderung der Picardie und Isle de France ſich aufhielten und dem dringenden Rathe Johanns von

Werth nicht folgten, gewann er und der Oberintendant de Bouillon Zeit, durch die größere Höflichkeit und freundliches Entgegenkommen mit dem Volke wieder ſich zu verſöhnen, und mit Hilfe deſſelben die kräftigſten Maßregeln zur Vertheidigung auszuführen. In Folge der ſchnell an einander ſich reihenden Ordonnanzen wurde die ganze Nation jetzt in Krieger verwandelt, und die Herablaſſung des geängſtigten Königs, der ſogar den Aldermann der Schuhflicker umarmte, und für dieſe königliche Huld eine Beiſteuer von fünftauſend Livres von ihnen erhielt, ſteigerte den Feuereifer der Franzoſen zu einem hohen Grade.

Am 1. September zog nun der König mit 50,000 Mann von Paris aus, und ließ zur Beruhigung des Volkes ſeine Gemahlin als Regentin zurück. Der günſtige Zeitpunkt, auf deſſen Benutzung Johann von Werth ſo unabläſſig gedrungen, war verſtrichen, und die kaiſerlichen und ſpaniſchen Generale ſahen ſich genöthigt, vor der franzöſiſchen Uebermacht langſam zu weichen, die eroberten Plätze zu beſetzen und nach der Grenze zu ziehen. Sobald die Hauptgefahr verſchwunden war, erwachte wieder die Zwietracht und das Mißtrauen unter den franzöſiſchen Generalen, ſo wie die Intriguen zwiſchen dem Cardinal und den Prinzen vom Geblüte, die ſelbſt für den erſteren lebensgefährlich wurden, wodurch die franzöſiſche Armee erſt am 2. Oct. vor Amiens und ſpäter vor Corbie anlangte. Obgleich die dortige Beſatzung bald den drückendſten Mangel litt, hielt ſie doch eine förmliche Belagerung ſieben Wochen hindurch aus, während welcher Zeit Johann von Werth ſeine Kunſt im „Quartier aufſchlagen“ dem Belagerungscorps zweimal ſehr blutig zeigte, und dann gleich den mit allen Ehren von Corbie abziehenden Spaniern den franzöſiſchen Boden räumte.

Auch in Burgund, in der Freigrafſchaft und in Lothringen waren in dieſer Zeit zwiſchen den ſtreitenden Parteien manche blutigen Gefechte vorgefallen; zugleich hatte Ferdinand, König von Ungarn, ein Manifeſt, als das erſte öffentliche feindliche Zeugniß des deutſchen Hauſes Oeſterreichs, gegen Frankreich erlaſſen, worin er deſſen Ränke und Feindſeligkeiten, ſeit dem Jahr 1630 gegen das Reich und ſelbſt unter dem Frieden geübt, auf-

zählte, und alle Anstalten treffen ließ, um im Frühjahr einen mächtigen Einfall in das südöstliche Frankreich zu machen. Da kamen aber mit einmal sehr beunruhigende Nachrichten über die Ereignisse in Sachsen und zwangen den Oberfeldherrn Gallas mit Zurücklassung einiger tausend Mann des lothringischen Corps und des Aufgebotes in der Francheconté im tiefen Winter 1637 zu Breisach über den Rhein zu gehen. — Da hatte denn Richelieu die Befreiung der französischen Provinzen nicht sowohl dem Erfolge seiner Feldherren oder der Ungunst der Jahreszeit und dem Mangel in den absichtlich verödeten Dörfern, als vielmehr seiner Diplomatik und durch sie seinen Bundesgenossen zu verdanken, indem sein infulirter Feldherr mit dem unentbehrlichen Ausländer noch überdieß in offenem Bruche stand.

Da der französische Gesandte Chamonts die Noth, welche Frankreich, wie auch den Banèr drückte, in ihrem ganzen Umfange kannte, so verdoppelte er seine Thätigkeit, zahlte dem Schweden eine Summe auf Abschlag der Hilfsgelder, und hintertrieb die Vereinigung des Königs von Dänemark, des Herzogs von Holstein und jenes von Lüneburg als dritte Partei. Mit Geld nun versehen und von jener Seite im Rücken gesichert, wie auch durch Zuzüge aus Schweden verstärkt, setzte sich Banèr gegen die Sachsen in Marsch und traf den Churfürsten bei Wittstock, ehe dieser noch mit dem brandenburger General Klizling sich vereinigt hatte. Sogleich nöthigte Banèr durch geschickte Wendungen seinen Gegner zur Schlacht, die am 3. October Nachmittags zum Nachtheil des schwedischen rechten Flügels begann, am Abend jedoch von Lesly mit dem linken Flügel erneuert wurde, worauf bei einbrechender Nacht beide Theile in Ungewißheit, wem der Sieg geworden, sich trennten. — Indem aber die kaiserlichen und sächsischen Feldherren wußten, daß Klizling noch ferne, Vitzthum hingegen in der Nähe sey, beschlossen sie den Rückzug, räumten das Schlachtfeld mit 6,000 Todten, meistens Deutschen, bedeckt, und mußten wegen den davon gerittenen Knechten ihr Geschütz und sonstiges Gepäck zurücklassen. Hatzfeld und Marzin, am Kopfe verwundet, gingen mit ihren größtentheils erhaltenen Reutern nach Halberstadt, der Churfürst nach Meißen,

— Durch dieſes Waffenglück der Schweden bei Wittſtock erhoben ſich ſogleich wieder die äußeren Feinde von Oeſterreich, und die Hoffnungen erwachten von neuem bei den Reichsverräthern im Innern, wie denn der Heſſe, „der nichts mehr zu verlieren hatte," in jenem Siege die Morgenröthe ſeines rückkehrenden Glückes erblickte, während der Herzog Georg, mehr die Schweden als die Kaiſerlichen fürchtend, dießmal noch ſeine Treue zu erkennen gab, und die Verlockungen Banèrs zurück wies.

Während nun Banèr, geſchwächt durch die blutige Schlacht, den Sieg nur langſam verfolgte, und auf die gewaltſamſte Weiſe den Churfürſten von Brandenburg zum Bruch des prager Friedens zu zwingen ſuchte, hatte Hatzfeld Banèrs Zögern benutzt, den Götz aus dem fernen Weſtphalen herbeigerufen, und mit dieſem an der Werra, an die er ſelbſt zurückgegangen war, ſich vereint. Banèr drang dagegen mit ſeiner ganzen Macht plötzlich in Mitteldeutſchland ein, und verheerte grauenerregend alles Land bis an die heſſiſche Grenze, worauf die kaiſerlichen Generale, bei der Nähe des ſtarken Feindes, dem böſen heſſiſchen Volke nicht trauend, ſich hinter die Diemel zurückzogen, wohin ihnen Banèr, jedes feſten Haltpunktes in ſeinen Operationen entbehrend, nicht zu folgen wagte, und wieder nach Sachſen zurückging.

Unterdeſſen war der unermüdliche St. Chamont mit dem vertriebenen Landgrafen zu Weſel zuſammen gekommen. Dieſer hatte ſchon von dem Franzoſen Charnace 20,000 Livres erhalten, um mit gekauften Vorräthen Ehrenbreitſtein zu verſorgen, konnte jedoch dieſe Verbindlichkeit nicht erfüllen, noch den Weg in ſein Land ſich bahnen. Chamont machte demnach mit ihm einen neuen Vertrag, durch welchen dieſer, in allen Schlechtigkeiten ſehr „beſtändige" Landesverräther ſich verpflichtete, 8,000 Mann zu Fuß und 3,000 zu Pferd bis zum Ende des Kriegs zu unterhalten, den Entſatz von Ehrenbreitſtein zu unternehmen und keinen Frieden oder Waffenſtillſtand ohne Genehmigung Frankreichs zu ſchließen, wofür er denn die jährliche Summe von 200,000, nebſt einem Gehalt von 15,000 Thlr. erhalten ſollte. — Zugleich rieth ihm der Geſandte, in Perſon zum Banèr zu eilen,

und ihn zu einem gemeinschaftlichen Unternehmen zu bereden, was auch der Landgraf that, bei jenem aber seinen Zweck nicht erreichte. In Verzweiflung über den bedrängten Zustand der Festung, suchte nun St. Chamont durch gewinnsüchtige Kaufleute und bewaffnete Schmuggler Vorräthe nach Ehrenbreitstein zu bringen; doch Götzs Wachsamkeit und äußerste Strenge vereitelte nicht bloß alle seine Bemühungen, sondern die Freunde des Vaterlandes setzten auch einen Preis von 40,000 Thlr. auf den Kopf des zum Nachtheil des Reiches betriebsamen Waghalses.

Während nun der Landgraf in seine von den Kaiserlichen verlassene Hauptstadt zurückkehrte, und seine entbehrlichen Truppen zum Lesly stoßen ließ, Johann von Werth und Piccolomini aber mit ihren aus Frankreich zurückgekehrten Corps jenseits der Weser vordrangen, zog Banèr am 23. Dezember vor die Reichsstadt Erfurt und beschoß sie mit glühenden Kugeln so furchtbar, daß endlich die Bürger die Veste den Schweden übergaben und ihre Mannschaft der Krone Schweden schwören ließen. Da aber die Heere der Brandenburger und Sachsen den schwedischen General Hermann Wrangel bis nach Stettin hinuntergetrieben hatten, so erkannte Banèr die dringende Nothwendigkeit, bei der zweifelhaften Anhänglichkeit Stralsunds sich des Elbüberganges bei Torgau zu versichern, und brach dahin auf, um, im Falle der Krieg auf ihm allein laste, die Straße nach der Seeküste sich offen zu halten.

So waren denn nach einem sehr blutigen Kriegesjahre nicht bloß die Kriegszustände, sondern selbst die politischen Verhältnisse Deutschlands tröstlicher geworden, indem auch auf dem Churfürstentage der Sohn des Kaisers, der gemäßigte Ferdinand, zum römischen Könige gewählt, und am 30. Dezember 1636 zu Regensburg gekrönt wurde, wodurch die Absicht aller Reichsfeinde, Deutschland unter einem ohnmächtigen Kaiser zu mißhandeln, oder ohne ein Haupt zu zerstückeln, vereitelt wurde, und der Cardinal Richelieu erkennen mußte, daß alle menschliche Klugheit und Schlauheit nur ein sehr unvollkommenes und unsicheres Wesen im menschlichen Handeln bilden, indem die Er-

folge von einer höheren überirdischen Macht und ihren unerforschlichen Rathschlüssen abhängig bleiben.

So rief denn auch der Unerforschliche am 15. Febr. 1637 den Kaiser Ferdinand II. im neunundfünfzigsten Jahre seines Alters zu einem besseren Leben, und zwar gerade zu einer Zeit ab, wo durch die eingetretenen Kriegszustände der Fromme auf seinem Todesbette noch die beruhigendsten Aussichten für die Regierung seines Sohnes hegen konnte. — Ferdinand II. war ansehnlich von Person, mehr hager als beleibt, sein Gesicht mehr spanisch als deutsch. Seine Augen waren blau, seine Haare blond, seine Lippen etwas aufgeworfen, seine Gesichtsfarbe bräunlich. In seinen Manieren zeigte er sich wahrhaft als Kaiser und seine ganze Haltung bezeichnete seine innere Stärke, seinen unbeugsamen Willen, und mächtigen Drang zur Erfüllung seiner Pflichten. Mit den Talenten eines guten Herrschers geboren, mit vielen Tugenden ausgeschmückt, welche das Glück der Völker begründen, dabei sanft und menschlich von Natur, strenge gegen sich und nachsichtig gegen andere, war er in seinem Privatleben sehr liebenswürdig, in seinem Regentenamt durch Rechtlichkeit und Fleiß äußerst achtungswürdig, in Anhörung auch des Geringsten seiner Unterthanen voll Geduld und Liebe, und besaß keine andere Leidenschaft, als den wärmsten Eifer für die Religion. Denn in seine große Seele hatten die Jesuiten ihre Grundsätze geprägt, und die Glut der Andacht, der fromme Sinn für das Unvergängliche, für das ewig Unbewegliche in dem stets Beweglichen erfüllte und erhielt diesen Helden. Wohl wissend, daß der Himmel gar Vieles an die Bedingung des Gebets knüpfe, warf er nicht nur täglich vor dem Kreuze sich nieder, sondern sendete auch bei allen großen Bedrängnissen sein heißestes Gebet zum Heiland der Menschen in der tiefsten Ueberzeugung, daß jede wahre Hilfe nur von ihm ausgehe. Hierdurch gelangte sein Geist zu jener erhabenen Ruhe und Geduld, die eine wahre Herrscherseele bezeichnen und keine Gefahr, kein Leiden vermochte ihn, einen einmal gefaßten Entschluß aufzugeben. Sehr wahr und treffend sagt daher der Wahrheit liebende Geschichtschreiber Barthold: „Nur jene Fremdlinge, welche Oesterreichs

Macht und Deutschlands Einheit fürchteten; nur jene Partei protestantischer Fürsten, welche die Reichssatzungen brach, den mit Recht gestraften Pfälzer unterstützte, und unrechtlich mit den Gütern der katholischen Partei, der „Danaergabe Gustav Adolphs," sich bereichern wollte, nur jene nannten ihn einen Tyrannen und Unterdrücker der deutschen Freiheit. Wahr ist es, in den Tagen seiner Unüberwindlichkeit trat die Erinnerung an die Majestät und Herrschaft der Vorfahren vor Ferdinands II. Seele, und war ihm das Streben nach größerer Machtvollkommenheit verzeihlich; aber nur Lästerung, nachgebetet den Fremdlingen, kann ihn beschuldigen, daß er die uralte Verfassung umstürzen, und sich zum unumschränkten Herrscher des Reichs, die Stände zu blind unterworfenen Unterthanen machen wollte. Als Wohlthat hätte die Mit- und Nachwelt es erachten müssen, wenn Ferdinand Majestätsrechte mit der kaiserlichen Krone wieder vereinigte, welche zum Theil seit dem Fall der Hohenstaufen entfremdet worden waren; aber auch bei einer machtvollern Stellung des Reichsoberhauptes und nothwendiger Abhängigkeit der Reichsglieder würde die freie, menschenwürdige Verfassung Deutschlands, als des ersten constitutionellen Staates, nicht gefährdet gewesen seyn, welche Ferdinand persönlich achtete, von Fürsten und Ständen keinen sclavischen, blinden Gehorsam forderte, und eine hochsinnige Freude hatte, eine so eigenthümlich modificirte Herrschaft über ein zahlreiches, mächtig gegliedertes Ganze, seinem Geschlechte nicht zu vererben, sondern durch verständig eingeleitete Wahl zu sichern. — Hätte Ferdinand die Grundpfeiler der deutschen Verfassung zertrümmern wollen, so bot ihm der Sieg bei Nördlingen die Gunst des Augenblicks, welche verschmähend er die Hand zu gemässigtem Frieden bot, und dieselbe auch den strafbarsten Verächtern seines Kaiseramtes, wie dem Hessen, langmüthig offen erhielt. Ferdinand II. ist des starrsinnigsten, blutigsten Fanatismus beschuldigt worden von den Protestanten, welche ihr Glaubensbekenntniß mit noch weit überbietender Unduldsamkeit als das allein seligmachende hinstellten, und dieselbe reformatorische Willkühr in Bezug auf ihre eigene Unterthanen (zuerst) ansprachen. Wer

Entſchuldigungsgründe für den Wahn der Proteſtanten findet, möge den im römiſchen Bekenntniß Gebornen, den Zögling der „geſchwornen Verfechter“ dieſes Bekenntniſſes, nicht ſchmälen, daß er ſeinen Glauben nicht geringer achtete, und ſich gleichfalls verpflichtet hielt, die ihm anvertrauten Völker in der Reinheit dieſes Glaubens zu bewahren. Wer mit Staatsgründen die Unterdrückung der katholiſchen Kirche in proteſtantiſchen Ländern rechtfertigt, etwa daß der Krone Schweden die Sorge vor den katholiſchen Waſas die Duldung der katholiſchen Kirche verbot, muß die gleiche Entſchuldigung in höherem Maaße für den Habsburger gelten laſſen, deſſen ſpaniſchem Vetter ſtaatsrechtlich unterworfene Länder ſich entzogen, indem deren republikaniſches Gefühl am Genuß der kirchlichen Freiheit aufwuchs, und deſſen eigene proteſtantiſche Unterthanen als unverſöhnliche Feinde ſeines Hauſes ſich bethätigten, welche erſtarken zu laſſen, auch die alltäglichſte Regentenklugheit unterſagte.“ — Darum können ſelbſt redliche Proteſtanten Ferdinand II. ihre Bewunderung nicht verſagen, indem er durch wahre antike Kraft und unerſchütterliche Standhaftigkeit, durch wahren chriſtlichen Heldenmuth und ausdauernde Beharrlichkeit ohne alles Aufſehen und ohne alle Grauſamkeit ſein Ziel erreichte, und Oeſterreich muß es ihm heute noch verdanken, daß es wieder katholiſch geworden, Deutſchland aber, daß es wenigſtens zum größten Theil katholiſch geblieben iſt. —

Ferdinands II. Leben

Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet;
Kein dunkler Flecken blieb darin zurück.

Fünfte Periode
des dreißigjährigen Krieges; sein abscheulichster, tollster „Kehraus.“

Ferdinand III. Sein Krieg gegen die Schweden, Franzosen und die in ihrem Reichsverrath sehr beharrliche Hessin.

Der schmähliche, schandvolle Westphälische Frieden (1648) das Ende zwar des Raubkriegs, doch nicht der Rache Gottes.

Als Erbe der Kronen, der Grundsätze und des Krieges seines Vaters bestieg nun Ferdinand III. den kaiserlichen Thron. Da er die fürchterliche Verwüstung Deutschlands, die verödeten Städte und verbrannten Dörfer, die zertretenen Saaten und den Hunger, das Elend und die Seuchen, dann die Verwilderung der Menschen und die gänzliche Unsicherheit des Eigenthums und des Lebens mit eigenen Augen gesehen hatte, so sprach auch sein menschenfreundliches Herz sich sehr warm und laut für den Frieden aus. Doch das Zorngericht Gottes schien noch immer auf Deutschland zu lasten, das Maaß der Strafe noch immer nicht für die Fürsten und ihre Völker gänzlich voll zu seyn, weßhalb auch, wenn gleich jeder nach dem Frieden sich sehnte, doch sein Abschluß durch die Franzosen wie durch die Schweden, und die in Deutschland einheimischen protestantischen Landesverräther und andere Glücksritter verhindert wurde. —

Während des Winters 1637, in welchem Bernhard vier Monate zu Paris sich aufhielt, seine wilden Schaaren aber mit Gewalt in die Champagne sich einlagerten, und entsetzlich hausten, richtete St. Chamont seine ganze Thätigkeit auf die Erhaltung von Hanau und Ehrenbreitstein, und besonders auf die Verproviantirung der letzten Feste, und machte demnach mit dem General Melander und seinem Obristlieutenant Dürmenstein den Plan, 150 Wagen voll Lebensmitteln unter dem Schutze von eilf Fähnlein Reutern und 400 Musketieren ihr zuzuführen. Joh. von Werth, dieser Bauernsohn, der gerade damals die Gräfin Spauer, aus berühmtem alttirolischen Geschlechte, geheirathet hatte, und sich in Köln befand, vernahm unter der Hochzeitfeier die feind-

liche Unternehmung, und nicht berückt durch den neuen Eheſtand, ſetzte er am 28. Januar mit achtzig Reutern über den Rhein, ſammelte ſchnell einige hundert bayeriſche Reuter und Musketiere, und lauerte den Heſſen auf, die am 29. eine Meile von der Feſtung übernachteten. Als nun dieſe am anderen Tage ihren Transport abliefern wollten, überfiel er ſie unter den Kanonen der Feſtung, hieb einen großen Theil nieder, und machte die übrigen ſammt dem Obriſtlieutenant zu Gefangenen, worauf er mit dieſen und den erbeuteten Wagen nach Montabaur zog, und den verhungerten Franzoſen fünfzehn todte Pferde zurückließ. Da den Franzoſen an der Erhaltung, jedem redlichen Deutſchen aber an der Wiedereroberung jener Feſte alles gelegen war, wurde nun Johann von Werth mit deren engeren Einſchließung und Einnahme beauftragt, der auch am 16. April alle Zugänge durch Schanzen verſperrte, und mit ſchweren Geſchütze eine regelrechte Belagerung begann, worauf die verhungerte Beſatzung, deren Chef ſelbſt achtzig Ratten verzehrt haben ſoll, auf ehrenvolle Bedingungen an die kölniſchen Beamten, als Vermittler, und an den Feldmarſchalllieutenant Joh. von Werth ſich ergab, der ſogleich wieder aufbrach, um ein gleiches Schickſal Hanau zu bereiten.

In dieſer Zeit hatte Banèr in Eilmärſchen der Brücke von Torgau ſich bemächtigt, dann Leipzig vergeblich belagert, und von allen Seiten hart bedrängt, mußte er mit ſeinem ganzen Heere in die Verſchanzungen von Torgau ſich zurückzuziehen, wobei das meißner Land über den Gräueln, welche die Glaubensgenoſſen ihm zufügten, das Andenken der Unmenſchlichkeiten des Ziska und ſeiner Horden vergaß. Da Richelieu nun fürchtete, Banèr möchte auf einen Waffenſtillſtand oder gar auf einen Friedensantrag eingehen, ſandte er den Herrn von Beauregard mit reichen Geſchenken für ihn und ſeine Gemahlin ab, der zwar den „Couſin“ des Königs zu Torgau traf, aber erſt den fünften Tag ihn ſprechen konnte, weil er vier ganze Tage hindurch im Zuſtand der größten Betrunkenheit ſich befand, die er in allen verzweifelten Lagen am wenigſten mied. Trotz allem Zureden des franzöſiſchen Geſandten, er möchte doch an den Rhein ziehen und mit Bernhard ſich vereinigen, ſah aber Banèr ſich ge-

nöthigt, auf ſeinen Rückzug nach Pommern an die Seeküſte hin zu denken, während der liſtige Georg von Lüneburg, immer die Stiftslande im Auge, zwiſchen den kämpfenden Parteien in freier Beweglichkeit ſich zu erhalten ſtrebte. Dahingegen beſchleunigte der Landgraf Wilhelm mit ſeiner Schlangenpolitik ſein, ſeines Hauſes, und ſeines Landes Verderben, indem die fürchterlichen Verwüſtungen, die er in dem darmſtädter Lande gemacht hatte, jetzt an ihm und ſeinem Lande ſchrecklich vergolten wurden. Jener elende Fürſt, dem man den Beinamen der „Beſtändige" gab, ein Prädikat, das auch dem Belzebub gebührt, wußte, daß ſeine arme Unterthanen von Wurzeln, Gras, Baumblätter und verrecktem Vieh ſich nährten, daß ſie den Schindanger, Galgen und Kirchhof um den entſetzlichen Fraß beſtahlen, und wie einſt zu Jeruſalem, Mütter ihre eigene Kinder ſchlachteten; er wußte, daß Bettlerbanden unglückliche Wanderer mit Fangſchlingen in ihre Höhlen zogen, die Getödteten als tägliche Koſt verſpeisten, und daß die Wölfe in den Häuſern einſt volksbelebter Dörfer auf Haufen abgenagter Menſchengebeine ſich eingeniſtet hatten; nnd doch gab er den vielen Anmahnungen zum Frieden, die er von allen proteſtantiſchen Fürſten erhielt, kein Gehör. — Während alſo der Falſche ſcheinbar mit dem Kaiſer unterhandelte, und ihm ſchon die größten Zugeſtändniſſe gemacht waren, entſetzte er Hanau, machte einen neuen Vertrag mit den Franzoſen zu Weſel, und Waffengemeinſchaft mit Banèr nach der Schlacht von Wittſtock. Da mußte denn ein ſolches trugvolles unverzeihliches Spiel die Nachſicht des Kaiſers völlig beſeitigen, worauf denn am 24. April der Hartbezüchtigte als Friedensbrecher und Feind des römiſchen Reichs erklärt, ihm ſein Land abgeſprochen, ſeine Unterthanen des Treueides entbunden, und angewieſen wurden, dem redlichen Landgrafen Georg von Darmſtadt, als Verweſer des Niederfürſtenthums Heſſen, zu gehorchen. — Um des Kaiſers Urtheil zu vollſtrecken, zogen die kaiſerlichen Generale nach Heſſen, und trieben, nachdem ſiebenzehn Städte, ſieben und vierzig Schlöſſer, und dreihundert Dörfer im Rauch aufgegangen waren, den Reichsverräther und Menſchenverderber aus ſeinem Lande. Mit ihm zog auch ſeine Gemahlin in die Verbannung,

die ſie durch ihren Groll gegen Oeſterreich verſchuldet hatte, und fand in Bremen einen Zufluchtsort, wo ſie bald den frühen Tod ihres Gatten bewéinen mußte.

In dieſer Zeit ſtarb Bogislav XIV. Herzog von Pommern. Als nun der Churfürſt von Brandenburg von dieſem ererbten, ihm rechtmäßig angehörenden Lande Beſitz ergreifen wollte, widerſprach Sten Bjelke, Oxenſtirnas Stellvertreter in Deutſchland, auf das heftigſte, und drohte ſogar, den Ueberbringer churfürſtlicher Schreiben und Patente hängen, und ihm die Papiere auf den Kopf nageln zu laſſen. Da zeigte es ſich denn klar, daß jenes Land, welches Guſtav Adolph erſchlichen, und durch trugvolle Verträge umgarnt hatte, dem rechtmäßigen proteſtantiſchen Eigenthümer entriſſen, und als ſchwediſches Eigenthum mit den Waffen behauptet werden ſolle. Indem nun der Churfürſt ſich noch inniger mit dem Kaiſer verband, und dieſer mit ſeiner ganzen Macht das Recht deſſelben zu ſchützen und die Schweden zu vertreiben verſprach, wälzte ſich mit einmal der Krieg nach Pommern hin, wo er vor Jahren begonnen, und wo er nach aller menſchlichen Anſicht bei den Verhältniſſen der ſtreitenden Parteien jetzt ausgehen mußte, was jedoch in Gemäßheit der Ereigniſſe noch keineswegs in den Rathſchlüſſen der noch immer den Deutſchen zürnenden Gottheit lag. Vom Kaiſer mit dem Oberbefehl beauftragt, zog demnach Gallas 40,000 Mann zuſammen, und ſchloß das ſchwediſche Heer bei Torgau immer enger ein, worauf Banèr, die feſte Behauptung Pommerns ſtets im Auge, ſchnell nach der Oder hin durchbrach, und auf ſeinem Rückzuge öfters wie in einem Netz ſich gefangen fühlte, dem er jedoch durch Liſt und Gewandtheit entging, und am 14. Juli 1637 mit Wrangel ſich vereinigte. Obgleich bei dem kaiſerlichen Heere, als Reichsarmee ungleich zuſammengeſetzt, manche widerſpruchsvolle Anordnungen und Zerwürfniſſe aller Art eintraten, und weder der Churfürſt von Sachſen, noch jener von Brandenburg, am wenigſten aber Georg von Lüneburg die Schweden rettungslos unter den Fuß des Kaiſes bringen wollten, machte doch Gallas Heer täglich Fortſchritte, drang tief in Pommern ein, verjagte die Schweden in die Feſtungen, und eroberte meh-

rere derſelben mit Sturm, wodurch der alte Kriegsruhm der Schweden und Finnen allmählig verſchwand. So wurde denn das Pommerland, das einſt den Fremdlingen die Thore des deutſchen Reichs freiwillig geöffnet hatte, durch Gottes gerechte Fügung von der wohlverdienteſten Strafruthe heimgeſucht, indem es jetzt mehr von den Schweden als von den Kaiſerlichen bedrückt und verwüſtet wurde.

Neben dieſen wichtigen Ereigniſſen im Nordoſten von Deutſchland, traten gleich wichtige Vorfälle in deſſen Nordweſten ein. Landgraf Wilhelm aus ſeinem Lande vertrieben, und mit franzöſiſchem Gelde jetzt reichlich verſehen, wendete ſich unter fortgeſetzten Vertragsverhandlungen mit ſeinem ſehr verſtärkten Heere nicht nach ſeiner Heimath, ſondern im Geiſte des berüchtigten Markgrafen von Brandenburg (pag. 224.) nach dem Osnabrücker Land hin, um an einen unſchuldigen Nachbar ſeines Schadens ſich zu erholen. Ueberraſcht ſetzte ſich zwar der Graf von Oſtfriesland nach Kräften zur Wehr; doch der Angreifer, 11,000 Mann ſtark, ſchlug den Landesausſchuß, eroberte Leer und andere feſte Orte, und erzwang von den ſtändiſchen Bevollmächtigen eine ſehr große Summe, damit die Grafſchaft nicht gänzlich verheert werde. Jetzt aber war das Maaß ſeiner Schlechtigkeiten voll; die Hand des Herrn erreichte den ſechs und dreißigjährigen Reichsverräther und Plünderer; er erkrankte bei der Belagerung des Schloſſes Stickhauſen, und ſein erſchütterndes Ende nahte ſo ſchnell, daß er nicht einmal ſeiner eilends herbeigeeilten Gemahlin ſeine letzten Wünſche vernehmlich machen konnte. Von Leidenſchaften, Furcht und Sorgen verzehrt, erloſch er, wie ein ausgebranntes Licht, und ſein einbalſamirter Leichnam wurde nach Gröningen gebracht, indem die Gebeine des Reichsfeindes in der Vätergruft keine Stätte fanden. — Indem wir nun das Lob eines ſolchen Fürſten den Franzoſen und Schweden, als Reichsfeinde, und den Fanatikern unter den Proteſtanten, als Kirchenfeinde, überlaſſen, würden wir aber einen ſchmählichen Verrath an der Wahrheit und den heiligſten Intereſſen der Menſchheit begehen, wenn wir zu jenem nur im geringſten einſtimmen wollten. Denn ſchon angelernt von Moritz ſeinem Vater, dem geſchwornen Bundesge-

noſſen Heinrichs IV., zur Theilung des Reichs jedes Gefühl für das deutſche Reich und das deutſche Volk zu verläugnen, hatte Wilhelm ſchon längſt von jeder frommen Scheu gegen das Reichsoberhaupt ſich losgeſagt; der ſchnödeſte eigene Vortheil ging ihm über alles; fremdes Recht erkannte er nie an, ſobald ihm eine Gelegenheit zum Raub winkte, und die Ehre und Wohlfahrt des gemeinſamen Vaterlandes war für ihn das gleichgültigſte Ding der Welt. Zeuge des Jammers ſeiner Unterthanen und ſeiner Mitſtände hätte er mitleidlos fortgekriegt, bis er ſeine Habſucht geſättigt, und wäre eben ſo leicht, wie Philipp, ſein Urgroßvater, zum Gegner ſeiner bedrängten Kirchengemeinſchaft abgefallen, wenn dieſer ihm die Befriedigung ſeiner ſchlechten Gelüſte verhieße. Das Andenken an ſein ſchlechtes Leben, an die ſo nachſichtigen Erbietungen des Kaiſers, und an die Aufopferungen alter Anſprüche und des Raubes, durch welche die Genoſſen des prager Friedens ſeinen Beitritt erkaufen wollten, mochten ihn doch auf ſeinem Todbette drücken, und ihn zu der Erklärung verleiten: „wollte Gott, daß ich auſſer Gefahr wäre, ich wollte von allen eroberten Ländern keinen Strohhalm verlangen oder mir anmaſſen," Worte, an deren Erfüllung er in geſunden Tagen wahrſcheinlich nicht mehr gedacht haben würde. Wilhelm V., der Beſtändige „ohne Treue, ohne Redlichkeit und Fürſtenwort in Unterhandlungen, unter Friedenserbietungen zur hämiſchſten Ueberwältigung unſchuldiger Nachbarn am bereiteſten, erzeigte ſich, wie der Landgraf Georg von Darmſtadt von ihm ſagte, nicht anders „als ob kein Gott mehr im Himmel und keine Obrigkeit auf Erden wäre." —

Ueber die letzte Gewaltthat des Heſſen äußerſt aufgebracht, befahl der Kaiſer dem Feldmarſchall Götz, die Reichsacht gegen jenen ſtrengſtens in Vollzug zu ſetzen. Der edle Landgraf Georg aber, der ſelbſt das kaiſerliche Urtheil gegen den Landesfriedenſtörer bisher nicht publicirt hatte, wollte noch immer die ganze Sache zur gütlichen Ausgleichung bringen, bat demnach den General Götz um Milde und Schonung des armen Heſſenlandes und ſchrieb an Melander in beſchwörender und warnender Weiſe. Als aber die Nachricht vom Tode Wilhelms anlangte und zugleich

bekannt wurde, daß die Wittwe des Verſtorbenen, von dieſem zur Regentin des Landes und zur Vormünderin des neun Jahr alten Erbprinzen ernannt, ſchon die Zügel ergriffen, die Huldigung für den Erben eingenommen, und die gütlichen Erbietungen des kaiſerlichen Generals ſehr entſchieden zurückgewieſen habe, ſo zögerte nun auch der Landgraf nicht länger, publicirte das kaiſerliche Patent, und forderte als Verweſer und nächſter Agnat drohend die Verwaltung der niederheſſiſchen Lande. — Eliſabeth aber, in Lug und Trug ſehr geübt, und gar nicht geneigt, dem verhaßten Vetter die Verwaltung des Landes einzuräumen, bediente ſich liſtig der Vermittelung des Herzogs Georg von Lüneburg, und erlangte durch ihn einen Vertrag als Einleitung zum Ruheſtand von Weſtphalen und Heſſen und hierdurch die vorläufige Sicherung der gemachten Eroberungen. Da jedoch der Landgraf von Darmſtadt die Falſchheit der heſſiſchen Wittwe kannte, und auch wußte, wie oft Wilhelm V. die gewöhnliche Eidesformel gebrochen habe, ſo verlangte er, um bei der gütlichen Schlichtung aller obwaltenden Familienſtreitigkeiten das kaſſeliſche Haus mehr zu binden, daß die Clauſel dem Eide beigeſetzt werde: „wer wider die Vereinbarung handle, würde ewig verflucht, und ſollte bis in die unterſte Hölle verdammt ſeyn.“ Eliſabeth verweigerte aber nicht allein ſolchen Schwur, ſondern ließ auch durch ihre Landſtände dem Landgrafen Georg erwiedern, daß ſie deſſen Verwaltung nicht annehmen, indem das kaiſerliche Urtheil gegen den Verſtorbenen und nicht gegen den jungen Erben gerichtet ſey, worauf ein neues ſcharf gefaßtes Schreiben des Kaiſers anlangte, welches das Teſtament umſtieß, die Huldigung der Stände an Wilhelm VI. für nichtig erklärte, und mit Androhung der härteſten Strafmittel zum Gehorſam aufforderte. Als nun der General Götz den fürchterlichſten Ernſt zeigte, ließ die Falſche die Unterhandlungen zu Marburg wieder anknüpfen, und erlangte einen Waffenſtillſtand bis zum 10. März 1638, durch den ſie, ohne ihren Raub einzubüßen, oder ihrem Vetter zu Darmſtadt nachzugeben, für den Augenblick den Sturm beſchwor. Denn daß ſie Kaiſer und Reich nur betrügen wolle, wie es ihr auch gelang, bewies ihr Verhältniß zu den franzöſiſchen Miniſtern, die

ſich von der undeutſchen Frau gar nicht trennten, ſo wie auch ihre große Anhänglichkeit an die Schweden. Denn bei einer völligen Verwirrung der Begriffe über Ehre, Recht und Religion, die an einem Weibe beiſpiellos iſt, wollte die Treu- und Ehrloſe die Erweiterung ihrer Herrſchaft unter Angſt und Gefahren lieber der Waffengewalt und der ungewiſſen Gunſt fremder Kronen verdanken, als der Nachgiebigkeit der deutſchen Mitſtände und des Kaiſers. —

Während alſo die kaiſerlichen Heere im Nordoſten und Nordweſten von Deutſchland große Fortſchritte machten, und die Franzoſen ſelbſt aus dem Veltlin jagten, war Bernhard von Paris abgegangen, um durch eine Diverſion am Rhein dem völlig überwältigten Banèr Luft zu machen. Nach einigen kleinen Eroberungen in der Freigrafſchaft zog er mit ſeinen Deutſchen und Franzoſen an den Rhein, wo er, unterſtützt im geheimen durch die Straßburger, bei Rheinau eine Brücke ſchlug, und in den erſten Tagen des Auguſts mit ſeinem Heere über den Fluß ſetzte. Doch ſchon am 14. Juli hatte der wachſame Maximilian von Bayern dem Johann von Werth den Befehl ertheilt, in Eile an den Oberrhein zu ziehen. Verhängnißvoll ſtund nun der reichstreue Bauernſohn dem fürſtlichen Reichsverräther gegenüber, und es kam zwiſchen beiden gleich zu ſehr hitzigen Gefechten, die meiſtens zum Vortheil Werths endigten, und das Kriegsanſehen des neuen franzöſiſchen Feldherrn ſehr herabſetzten.*) Bei einem ſolchen Gefechte traf Johann von Werth eine Piſto-

*) In einem der erſten Gefechte ſoll Bernhard durch eine Botſchaft ſich bei Johann von Werth beklagt haben, warum er ihm, einem deutſchen Landsmanne, den Weg in's Vaterland verſperre? jener aber geantwortet haben, daß er einen Reichsverräther, einen Feind des eigenen Volkes nach Kräften zurückweiſen werde; eine Erklärung, die jener ſehr wohl verdiente, da durch den Prager Frieden Glauben und Beſitz allen proteſtantiſchen Fürſten und Reichsſtädten geſichert war, und nur der ſchlechte Sachſe ſeinen Arm und ſein Talent den Neidern der deutſchen Größe verkief, und die Kriegsflamme von neuem am Rhein anfachte.

lenkugel, die ihm zwiſchen Hals und Ohr ſtecken blieb, ohne daß er aus dem Kampf ſich zurück zog, und da er noch gar die Heilung vernachläßigte, hierdurch in bedenklicheren Verhältniſſen vom Rheine fern gehalten wurde. — Durch die Wunde des Feldherrn und durch den Mangel unter den Truppen war die Lage der Kaiſerlichen ſchlimm, noch ſchlimmer aber jene Bernhards, der zur Herſtellung ſeiner Armee am 23 .October den Rhein verließ, und den „Schwarzen" verfluchend an den Grenzen von Hochburgund gute Winterquartiere aufſuchte. Kaum war Bernhard abgezogen, ſo eilte Johann von Werth, wenn gleich noch ſchwach von der Wunde und mit Mühe ſich auf dem Pferd haltend, die Verſchanzungen Bernhards hinweg zu nehmen, zu deren Vertheidigung er meiſtens Franzoſen zurückgelaſſen hatte. — Am 1. November kam denn Johann v. Werth mit ſeinen Reutern unerwartet vor der erſten Schanze auf der linken Rheinſeite an. Ohne ſein Fußvolk abzuwarten, ließ er ſeine Reuter abſitzen und begann den Sturm mit dem größten Erfolg. Die eingeſchüchterten Franzoſen übergaben ſchon am erſten Tage drei Hauptverſchanzungen, am anderen Tage auch jene auf den Inſeln, und zuletzt auch den Brückenkopf auf der rechten Rheinſeite, wo bloß ſechszig deutſche Soldaten durch ihre hartnäckige Vertheidigung eine rühmliche Ausnahme von ihren jämmerlichen Mitſtreitern machten. Der Sieger erbeutete einen großen Vorrath von Lebensmitteln und Kriegsmunition und machte 41 Offiziere und 1000 Gemeine zu Gefangenen, die er zu ihrer Schande, der Waffen und jeder Kriegszier beraubt, als der Aufbewahrung nicht werth, mit weiſſen Stecken in der Hand in alle Welt ziehen ließ. Nach glücklich vollbrachtem Feldzuge führte Johann v. Werth ſeine tapfere Schaar nach Schwaben und Würtemberg in die Winterquartiere, und der tapfere Krieger mußte jetzt erfahren, daß auch der Neid ihn verfolge, indem der neidiſche, unthätige General Savelli ihn in Wien verkleinerte.

Auch Hanau hatte in jenem Sommer ein ſonderbares Geſchicke. Durch kaiſerliche Vorſchreiben waren dem dortigen Commandanten Ramſay, dem Schotten, die Güter, die Guſtav Adolph nach ſeiner Weiſe ihm im mecklenburger Lande geſchenkt

hatte, und nebſt dieſen noch 50,000 Thlr. zugeſichert, wenn er die ſchwediſche Garniſon von Hanau abführe, indem der Graf von Hanau, Philipp Moritz, Bruder der heſſiſchen Landgräfin, dem prager Frieden beigetreten, und ihm die Vertheidigung ſeiner Hauptſtadt überlaſſen war. — Ramſay hatte den Vertrag unterzeichnet, und der Kaiſer mit der Beſtättigung nicht gezögert, und ſo ſchlug nun für den hartgeprüften Grafen die Stunde, in das Vatererbe heimzukehren. — Ramſay aber, immer auf Betrug bedacht, verzögerte unter allerlei Vorwänden die Uebergabe, und als der kranke Philipp Moritz, unvorſichtig, noch vor dem Abzug des tückiſchen Fremdlings in ſeine Reſidenz ſich begab, mußte er, der vor ſechs Jahren die tapfere kaiſerliche Beſatzung an Guſtav Adolph verrathen und Ramſay mit ſchwediſchen Truppen verrätheriſch eingelaſſen hatte, nun die gebührende Strafe gerade durch dieſe erleiden. Denn Ramſay, dieſes Muſterbild eines heimathloſen, herrſch- und genußſüchtigen „Soldaten von Fortun," der ſeine Gewalt nicht aufgeben wollte, würdigte ihn keines Beſuches, drohte ihm als Abtrünnigen von dem evangeliſchen Bunde mit Gefangenſchaft, und fluchte, daß die Königin von Schweden jetzt aus den Kirchengebeten hinweggelaſſen werde. Immer toller und heimlich von den Plänen Bernhards unterrichtet, überfiel er wirklich am 23. Dezember die Hofburg, brachte den Landesherrn in harte Gewahrſam, und ließ die Beſatzung von neuem der Königin Chriſtine ſchwören. Von Tag zu Tag gewaltthätiger gegen den Kranken, und auf das Siegesglück Bernhards hoffend, wies der Unhold zu ſeinem eigenen Verderben alle Vermittelung der Nachbarfürſten zurück, die nun durch Liſt und Gewalt den armen Gefangenen aus einer Knechtſchaft zu befreien unternahmen, der nur durch einen frühen Tod der Herzog Bogislav XIV. in Pommern entgangen war, und dergleichen ſelbſt der erzürnte Kaiſer ſich nie erlaubt hatte. Am frühen Morgen des 21. Febr. 1638 drangen alſo der Graf von Naſſau und der Obriſt Metternich mit 700 Musketieren unvermuthet in die Altſtadt ein, tödteten die ſchottiſche Wache am Schloſſe, und befreiten den hartbehandelten Grafen. Zwar eilte jetzt Ramſay aus der Neuſtadt herbei, und vertheidigte das Thor und den

Graben, der beide Theile ſchied. Da er aber dabei durch einen Schuß in der Hüfte hart verwundet wurde, und am 23. Febr. der Sturm beginnen ſollte, bat der ſonſt ſo Trotzige jetzt kleinmüthig um Quartier; die ganze Garniſon ſtreckte daher die Waffen, und Ramſay wurde nach Dillenburg in Haft gebracht, wo er ſein verdientes Schickſal bedenkend, der Sage nach eines freiwilligen Hungertodes ſtarb (21. März). Auch Philipp Moritz, noch nicht 33 Jahre alt, verſchied ſchon im Auguſt, und hinterließ ſein verödetes Ländchen einem unmündigen Kinde. So ſtreng hat die ewige Gerechtigkeit bei dem einen die Landesverrätherei, bei dem andern die Wortloſigkeit und militairiſche Brutalität beſtraft.

Wie Ramſay zu Hanau, trieb auch Conrad Widerhold, der Commandant der würtembergiſchen Feſte Hohentwiel, ein gleich ſchlechtes Spiel. Da der Herzog Eberhard, verarmt und hilflos, endlich zur Annahme des Friedens und der kaiſerlichen Gnade ſich erbot, der Kaiſer zur Sicherheit die Einräumung von Hohentwiel forderte, ſo berief Bernhard, der davon Kunde erhielt, heimlich den Commandanten nach Bern, ließ ſich gegen 20,000 fl. die Feſte von ihm zuſichern und übertrug als „Obergeneral des evangeliſchen Bundes“ die dortige Befehlshaberſtelle unter weimariſcher Hoheit ihm von neuem. Als nun die kaiſerlichen Commiſſarien zur Beſitznahme der Feſte und Einſetzung des Herzogs anlangten, verrieth ſich der geſpielte Betrug, und führte natürlich neue Plagen für die Unterthanen herbei. —

Während die Heere des Kaiſers und Reichs, überall ſiegreich, den Herzog Bernhard über den Rhein und den Feldmarſchall Banèr bis an die Küſten des baltiſchen Meeres zurückgedrängt, und Frankreich den Arm eines Johann von Werth gefühlt und ſeine Hauptſtadt den Donner des feindlichen Geſchützes gehört hatte, traten bei den erſteren wieder der militäriſche Neid und die verderbliche Sorgloſigkeit, bei letzterem aber die Furcht ein, Schweden möchte mit dem Kaiſer Frieden ſchließen, wodurch es dann iſolirt die ganze Macht deſſelben auf ſich ziehen und wahrſcheinlich die ſeit den religiöſen Wirren der Deutſchen von ihnen hinterliſtig errungenen Beſitzungen wieder ver-

lieren würde. So ſuchte es denn auf dem Wege der Diplomatie und der Intriguen zu erlangen, was es auf jenem der Waffen nicht erlangen konnte, wie denn auch Bernhard noch einmal ſich anſtrengte, um ſeinem ſchlechten Ziele auf dem Wege der Gewalt näher zu kommen, und ſeinem ſchon ſo ſehr geſchwächten Kriegsruhm einen neuen Glanz zu geben. Richelieu rief demnach den Geſandten St. Chamonts ab und übertrug das ſchwierige Geſchäft der Verſtändigung mit Schweden dem liſtigen Grafen d'Avaux, der früher ſchon den Vertrag zwiſchen Polen und Schweden zu Stand gebracht hatte; zugleich verſprach er auch dem Bernhard, der an der ſchweizer Grenze ſich wieder rüſtete, pünktliche Geldzahlung und eine Hilfsmannſchaft von 4,182 Mann unter der Bedingung, daß er einen neuen Einfall in Deutſchland mache. — Durch Zulaſſung Gottes ſollte alſo das Treiben der Hölle von Erfolg ſeyn, und jenes Land, das von Gott und ſeiner Kirche ſich abgewendet hatte, ſollte nun nicht nur ſein irdiſches Vermögen, ſein Geld und Gut, ſondern auch ſeinen moraliſchen Gehalt, ſeine Nationalehre, verlieren, und vom Ausland abhängig, eben ſo im Gebiete der Politik zerriſſen werden, wie es ſchon in jenem der Religion ſich zerriſſen hatte.

So war es denn wieder der ehrloſe deutſche Fürſtenſohn, der, im Dienſte des Auslandes, vatermörderiſch ſeinem Vaterlande neue Wunden ſchlug, und die Hoffnungen auf Herſtellung der Ruhe und des Friedens auf viele Jahre vereitelte. Da er ſeit Monaten ſeine Armee wieder kampffertig gemacht und den Einfall in Deutſchland ſtets im Auge hatte, brach er am 27. Januar 1638 um Mitternacht auf, ging über neutrales Gebiet, und wandte ſich nach den vier Waldſtädten in der Schweiz, wo es an Rheinbrücken nicht fehlte. Nachdem er Laufenburg mit ſeiner ſchönen Rheinbrücke genommen, zog er ſchnell gegen Rheinfelden und begann am 5. Februar deſſen Belagerung. Schon war er nach der tapferſten Gegenwehr der Belagerer am 25. Februar bis zum innerſten Thurme vorgedrungen, als gerade an dieſem Tage Savelli und Johann von Werth mit ihren Reutern als Retter dort erſchienen. Leider herrſchte aber zwiſchen jenen Generalen die größte Spannung, die ſich auch auf das Heer

übertrug. Geſtützt auf die allſeitig angekündigten Zuzüge vieler Regimenter, drang Johann von Werth zur ſchnellen Entſetzung der bedrängten Feſtung auf eine offene Feldſchlacht, in die der feige Savelli als Obergeneral nicht einſtimmte. Durch des Feindes Aufſtellungen kam es aber doch zur Schlacht, in welcher der Flügel, den Savelli commandirte, völlig geſchlagen wurde, während jener, den Johann von Werth befehligte, die Oberhand behielt, hierdurch den Sieg errang und den Herzog Bernhard nöthigte, die Belagerung von Rheinfelden aufzugeben, wo die kaiſerlichen Generale Abends einzogen, und neue Truppen mit Kriegsvorräthen, die jedoch nur auf eine kurze Zeit ausreichten, hineinwarfen. Gegen die beſonnene Anſicht Johanns von Werth ließ man nun die kaiſerlichen Truppen weit und breit über die Dörfer ſich zerſtreuen, während die im Laufe der Schlacht verſprengten Soldaten im Rücken die Niederlage der kaiſerlichen Armee verkündeten, und hiedurch die Zuzüge aufhielten. — Bernhard, der ſich nach der Schlacht auf beiden Seiten des Rheins nach Laufenburg zurückgezogen, und von der fahrläſſigen Sicherheit der Feinde und den noch nicht angelangten Verſtärkerungen Kunde erhalten hatte, entſchloß ſich ſchnell umzukehren und die Siegestrunkenen zu überfallen. Er brach demnach am 2. März mit ſeiner ganzen Armee auf, marſchirte die ganze Nacht hindurch und erſchien in der Morgendämmerung plötzlich in der Nähe von Rheinfelden. Unbeſchreiblich war die Verwirrung im kaiſerlichen Heere; die Regimenter hatten keine Zeit, aus den weit entlegenen Orten ſich einzufinden, und ſo erhielt Bernhard den leichteſten Sieg. Der Obergeneral Savelli wurde auf der Flucht eingeholt und gefangen. Adrian von Enkevoot, Speerreuter und Johann von Werth, der nach dem Verluſte ſeines Pferdes noch an der Spitze von 500 Musketieren die Ehre der Waffen ſeines Kaiſers aufrecht erhielt, lieferten ihren Degen ab, und ſo waren, ein ſeltener Fall, alle kaiſerlichen Anführer entweder todt oder gefangen. Abgeſehen davon, daß Speerreuter, als Ueberläufer, für ſein Schickſal beſorgt ſeyn mußte, mochte auch Johann von Werth, der Schwarze, der ſeit Jahren ſo viele Pläne Bernhards vereitelt, und ihn ſelbſt als einen „Verräther ſeines Vaterlandes“

bezeichnet hatte, keine gute Aufnahme ſich verſprechen. Wirklich war Bernhard nicht großſinnig genug, die rückſichtsloſen Reden eines ehrlichen tapfern Soldaten zu vergeſſen. Wie die gefangenen Generale ihm vorgeführt wurden, empfing er ſie ſchonungsvoll; nur dem Johann von Werth rief er ſpottend zu: „Ei, welch ein unerwartetes Zuſammentreffen!“ — „Es iſt das Glück Ew. fürſtlichen Gnaden und mein Unglück, über welches ich mich nicht zu rechtfertigen habe,“ war Werths Antwort. — „Der Herr wird Zeit haben, darüber nachzudenken,“ erwiederte Bernhard. Als nun am Abend der Schlacht der Herzog den Savelli und Johann von Werth an ſeine Tafel zog, und dieſer in ſeinem Ingrimm die größte Feigheit jenem vorwarf, lächelte der Siegesſtolze über die zornige Rede des Mannes. — Adrian von Enkevoot und Johann von Werth kamen nun in ehrenvoller Haft nach Benfeld, und Speerreuter nach Hohentwiel, Savelli aber blieb auf ſeine Bitten in Laufenburg, worauf Bernhard zur Belagerung von Rheinfelden aufbrach, die Flüchtlinge des kaiſerlichen Heeres aber den Sieg und die Ankunft der Feinde an der Donau meldeten.

Während alſo am ſüdweſtlichen Rande unſers Vaterlandes die ungerechten Waffen des untreuen Sohnes zum Vortheil der Fremden ſiegten, ward drei Tage darauf das erneuerte Bündniß der beiden ländergierigen Kronen durch den franzöſiſchen Geſandten Grafen d'Avaux und den ſchwediſchen Hofkanzler Salvius im fernen Homburg abgeſchloſſen. Da beide Mächte erkannten, daß ohne ihre innige Gemeinſchaft Kaiſer und Reich vereinigt ihnen jede Frucht achtjähriger argliſtiger Beſtrebungen rauben würden, ſo hatte der franzöſiſche Diplomat ein um ſo leichteres Spiel, da die Bemühungen der kaiſerlichen Diplomaten, durch große Anerbietungen an Schweden den Bund zu trennen, keine Annahme finden konnten, weil der Kaiſer Pommern nicht hingeben konnte. Als nun Salvius die Garantie Frankreichs an Schweden für den Beſitz von Pommern forderte, verlangte der gewandte d'Avaux eine gleiche Gewährleiſtung für das von Frankreich eroberte Lothringen von Seiten der Schweden. Das ſtolze Lutherthum der Schweden ließ ſich jetzt gefallen, daß im Vertrage wohl der katholiſchen, nicht aber der lutheriſchen Reli-

gion, ſondern nur der „proteſtirenden“ gedacht wurde; „deren Religion,“ ſo ſchrieb d'Avaux an den Cardinallegaten Ginetti, „nur deßwegen die evangeliſche genannt werden könnte, weßhalb Scipio, der Verderber Africa's, Africaner hieß.“ — Der Vertrag beider Kronen beſtand in achtzehn Artikeln; er beſtimmte die Fortſetzung des Krieges, ſeine Verlegung in die öſterreichiſchen Erblande, und auch die jährlichen von Frankreich an Schweden zu leiſtenden Subſidien. Zugleich wurde darin feſtgeſetzt, daß kein Theil ohne den anderen Frieden machen dürfe, daß alle Friedensunterhandlungen nur mit Zuziehung ihrer deutſchen Freunde und Bundesgenoſſen gepflogen, und daß, wenn Ferdinand ſolchen die Geleitsbriefe verweigere, beide Kronen für deren Sicherheit ſich verbürgen ſollten. So war denn die Ausgleichung aller inneren deutſchen Händel, zum Unſegen unſeres Vaterlandes, von der Befriedigung der Eroberungsſucht und der Geldgier, ſo wie von dem bewaffneten Patronat der Fremden über Reichsfriedenſtörer allein abhängig gemacht, und Deutſchland mußte noch den unſäglichen Jammer von fünf Kriegsjahren tragen, ehe Kaiſer und Reich, ermattend, die Befugniß der Fremden anerkannten, ihre ungerechten Forderungen mit den wenigen empörten Reichsgliedern in Gemeinſchaft durchzuſetzen; und wieder fünf Jahre verſtrichen, ehe das Reichsoberhaupt, faſt von allen Gliedern verlaſſen, mehr für den Augenblick beſtürzt als entkräftet, ſich unter dem Willen der ewigen Gerechtigkeit beugte, und zur größten Schande aller Deutſchen das Geſetz der Fremden und die Theilung Deutſchlands unterſchrieb. *)

Durch ſeinen Sieg bei Rheinfelden und die Gefangennehmung ſo vieler kaiſerlichen Generale gelangte Bernhard ſehr ſchnell in den Beſitz des von Lebensmitteln entblößten Rheinfeldens, der Schlöſſer Rotteln und Neuenburg, und zog hierauf vor Freiburg, das nach einer ritterlichen Vertheidigung unter der Bedingung eines freien Abzuges und der Schonung der Stadt ſich ergab, die jedoch der treuloſe Fürſt unter einem nich-

*) Siehe unſere Revolutionsgeſchichte von England, S. 628.

tigen Vorwand nicht erfüllte, wodurch die Beſatzung nur unter Blutvergießung auszog, und viele Geiſtliche und Studenten erſchlagen wurden. — Immer den Ländererwerb und das Fürſtenthum Elſaß im Auge, machte nun Bernhard Anſtalten zur Belagerung von Breiſach, und zog zu dieſem Ende ſeine Truppen zuſammen.

Kaum war aber die Nachricht von dem Rheinfelder Siege und der Gefangennehmung ſo vieler kaiſerlichen Generale, und beſonders des Johann von Werth in Paris angelangt, ſo forderte Ludwig XIII. den Herzog unter den größten Schmeicheleien auf, ihm den Johann von Werth und Savelli nach Paris zu ſenden. Doch der Italiener Savelli hatte, ehrlos genug, ſein gegebenes Ehrenwort gebrochen; als Mönch verkleidet, war er durch die beſtochenen Wachen geſchlichen und geflüchtet, worauf Bernhard jenen Pflichtbruch furchtbar rächte, indem er durch ein Kriegsgericht einen Lieutenant, einen Wachtmeiſter, einen Prieſter, einen Bürger und eine Frau als Mithelfer zur Flucht verdammen und hängen ließ. Da Johann von Werth den feigen und ränkevollen Savelli kannte und deßhalb deſſen Anſchwärzungen zu Wien und München fürchtete, ſo geſtattete Bernhard, der auch jenen Italiener haßte, daß der gefangene Oberſt Reuneck unter Abgabe ſeines Ehrenwortes auf fünf Wochen nach München und Wien zur treuen Berichterſtattung abreiſe. Johann von Werth und deſſen Gemahlin, die zum Troſte ihres Gemahls herbei geeilt war, wandten nun Alles an, um die Auslieferung an Frankreich zu verhindern; da jedoch ihrem Begehren nicht willfahrt wurde, ſo konnte nur das Verſprechen Bernhards, der General ſolle immer ſein und nicht Frankreichs Gefangener bleiben, deſſen Widerwillen gegen dieſe Reiſe nach Paris beſeitigen. So wurde denn Johann von Werth und mit ihm, ſtatt des entflohenen Savelli, der General Enkevoot unter einer Bedeckung von 750 Musketieren nach Nancy und von da nach Paris gebracht. Wie ſehr überraſchte es aber den Johann von Werth, als er auf ſeinem ganzen Zug durch Frankreich nicht, wie er geglaubt hatte, mit Abſcheu und Haß, ſondern mit der größten Bewunderung und Ehrfurcht empfangen wurde, und wie Alles

herbeiſtrömte, den fürchterlichen Mann zu ſehen, der vor kaum zwanzig Monaten den ſtolzen König aus ſeiner Ruhe aufgeſchreckt hatte, und in dem ſie nun einen gewöhnlichen deutſchen Mann, einen derbhöflichen, ritterlichen Soldaten erblickten. Seine Ankunft zu Paris vollendete den Triumphzug des Cardinals und den Jubel des Volkes, das ihn wie einen mauritaniſchen Löwen, wie einen indiſchen Elephanten anſtaunte. Man brachte ihn und ſeinen Gefährten nach Vincennes, ein königliches Schloß, das zugleich als Staatsgefängniß diente; und als der dortige Befehlshaber ungewöhnliche, eines Ehrenmannes unwürdige Mittel, ſich ſeiner zu verſichern, anwandte, ſoll der eingeſperrte Löwe die Eiſengitter an ſeinem Fenſter herausgeriſſen, und aus dem zweiten hohen Stockwerke heruntergeſprungen ſeyn, worauf man ihm unter Ehrenwort eine freiere Haft geſtattete. *)

Da es ſich jetzt um die Erfüllung des hamburger Tractates handelte, und Bernhard wegen ſeinen ſehr gelichteten Schaaren ſchnellen Succurs verlangte (denn die rheinfelder Schlacht war ohne einen einzigen Franzoſen geſchlagen worden, obgleich Frankreich die Ehre des Sieges ſich anmaßte), gab nun das franzöſiſche Miniſterium dem Grafen Guébriant den Befehl, dem Herzog 4000 Mann zuzuführen. Doch bei der Scheu der Offiziere und Soldaten vor dem Rhein, war die Ausführung des Befehls die ſchwierigſte Aufgabe, der ſich aber Guébriant mit Energie und Gewandtheit entledigte, indem er den Offizieren reichlich Geld ſpendete, unter falſchen Vorſpiegelungen die Soldaten in Marſch ſetzte, ſie immer in geſchloſſenen Gliedern zuſammenhielt, am Abend in Scheunen und Kirchen, mit Lebensmitteln reichlich verſehen, ſie einſchloß, und die Schlüſſel theils ſelbſt behielt, theils den zuverläſſigſten Perſonen anvertraute. So langte er denn am 3. Mai im Lager Bernhards an, der nicht wenig er-

*) Um den Commandanten zu ärgern und ihm ſeine Stärke zu zeigen, ſoll er mit den Fingern Nägel aus der Wand geriſſen und Hufeiſen und drei auf einander gelegte Thaler mit den Händen zerbrochen haben.

ſtaunte, daß Guébriant ihm einen ſo ſtarken Haufen Franzoſen zuführen konnte.

Trotz aller Unfälle behielten der Kaiſer Ferdinand und Maximilian ihren gewöhnlichen Gleichmuth. Feldmarſchall Götz wurde aus Weſtphalen nach dem Oberrhein berufen und die katholiſchen Schweizer zur Hilfe gegen den Reichsfeind ermahnt, nachdem der proteſtantiſche Theil jenem ſchon allen möglichen Vorſchub gethan hatte. Die Eroberung Breiſachs blieb der beſtändige Zielpunkt Bernhards, die Erhaltung jener Feſte die beſtändige Sorge Götz's. Jener ſuchte auf alle mögliche Weiſe die Zufuhren abzuſchneiden, dieſer ſetzte ganze Regimenter daran, um nur einige hundert Säcke Mehl dort einzubringen. Wie alle Heere jener Zeit hatte denn auch das götziſche, aus 12,000 Reutern beſtehende Heer einen Troß liederlichen Geſindels, Meroteurs, Weiber und Kinder von etwa 50,000 Köpfen, die in kurzer Zeit die Lebensmittel eines großen Landſtriches rein aufzehrten, und den Aufenthalt einer Armee für längere Zeit unmöglich machten. Was demnach aus weiter Ferne auf die mühſeligſte und blutigſte Weiſe in Breiſach eingebracht wurde, friſtete den Hunger in der Feſte nur auf wenige Wochen.

Leider hatte auch der entſprungene Savelli wieder ein Oberkommando über kaiſerliche Truppen am Rhein erhalten, und obgleich anfänglich dem General Götz untergeordnet, es durch Ränke durchgeſetzt, daß der Oberbefehl von einem Tag zum andern wechſelte, wodurch gleich der Zwieſpalt zwiſchen den kaiſerlichen und bayeriſchen Generalen eintrat, der ſich ſelbſt auf die Truppen ausdehnte, und kein Waffenglück in Ausſicht ſtellte. Da in dieſer Zeit der Kaiſer den Befehl ertheilt hatte, einen Wagenzug mit 2000 Malter Getreide beladen nach Breiſach zu bringen, und Bernhard hievon Nachricht erhielte, machte er ſich ſogleich mit 16,000 Mann auf den Weg, um jene Zufuhr zu verhindern. So trafen ſich beide Heere in der Nähe von Wittenweier. Es kam zur Schlacht, in welcher Savelli durch den Grafen von Naſſau ſogleich in die Flucht geworfen wurde, Götz hingegen den Taupadel, den Führer des feindlichen rechten Flügels, auf ſein zweites Treffen zurückwarf, der jedoch, durch dieſes verſtärkt, den

Angriff erneuerte. Steigende Erbitterung trat jetzt bei den Bayern ein; mit Wuth fielen sie über das feindliche Fußvolk her, eroberten das weimarische Geschütz und die feindlichen Fahnen, und der Sieg neigte sich ganz auf ihre Seite. Da erscholl mit einmal aus dem nahen Walde ein großer Trommellärm und Trompetengeschmetter, eine Kriegslist, die Guébriant in der Noth ersonnen; die Bayern wurden stutzig, wandten sich dahin, und verloren hierdurch ihren Vortheil und ihr Geschütz, das nun der Feind gegen sie selbst richtete. — Schon ging die Sonne unter, und die Schlacht war noch nicht entschieden, als die kaiserliche Reuterei ihr eigenes Gepäck zu plündern begann, und hierdurch in voller Unordnung von der feindlichen überfallen und in die Flucht gejagt wurde, wobei jedoch Taupadel von den Kaiserlichen gefangen wurde. Mit der Schlacht war auch Gepäck, Geschütz, nebst 3000 Mann Gefangenen und Todten und der kostbare Zug von Lebensmitteln für Breisach verloren, und Götz zog sich nach Oberkirch zurück, während der feige Italiener, im Rücken verwundet, nach Tübingen floh.

Während solche Unfälle in einer Gegend vorfielen, wo früher Johann von Werth so glückliche Waffenthaten verrichtet hatte, lebte dieser, nachdem er, wie sein Gefährte, sein Ehrenwort gegeben hatte, in Paris in größerer Freiheit, und die vornehmsten Damen fanden das seltenste Vergnügen darin, die Gefangenen zu besuchen. Ganz umgewandelt war demnach der sonst so trotzige Krieger, und durch sein ungezwungenes Benehmen erweckte er die Zutraulichkeit seiner furchtsamen Besucherinnen, und wahrte dabei seine Würde im Unglück. Nur wenn er mit seinem Mitgefangenen in der Stadt umherging, fiel ihm die starke Wache lästig, die weniger aus Mißtrauen, als um ihn vor dem Andrange des Volkes zu schützen, ihn begleitete. Ihnen zu Ehren gab der Cardinal ein prächtiges Gastmahl, bei welchem trotz der Anwesenheit der Prinzen des Hauses die Gefangenen eben so keck und freimüthig, wie im Feldlager, sich aussprachen, und über ihre gegenwärtige Lage mit dem gleichen Geschicke des gefeierten Königs Franz I. laut sich trösteten. Als nun Johann von Werth auch dem Könige seine Aufwartung machte, erwies ihm dieser

die größten Liebkosungen, und vergab ihm alle frühere Sorgen. Aber nicht allein der Hof und die Vornehmen, auch das Volk äußerte laut seinen Jubel, den Fürchterlichen, das Grauen der Kinderwelt, unschädlich zu wissen, und in ihm einen leutseligen, edel geberdeten Kriegsmann zu finden. Unter allen Arten von Ergötzlichkeiten suchte man auch den gefürchteten Reutersmann zum Dienste Frankreichs zu verlocken; doch der katholische Bauernsohn besaß einen adelicheren Sinn als Bernhard, der protestantische Fürstensohn, und sein dem Vaterlande treues Herz bewahrte ihn vor aller Untreue und jeglichem Verrath. Obgleich nun die Franzosen in ihrer lächerlichen Eitelkeit die Ueberwältigung des Helden sich anmaßten, so kommt diese Eitelkeit doch nur der kopf- und ehrlosen Selbstentäußerung jener deutschen Schriftsteller gleich, die seit zwei Jahrhunderten die Thaten Bernhards, als hätte er sie mit schwedischen Waffen und zum Frommen des Vaterlandes ausgeführt, aufs jämmerlichste ausposaunen.

Durch die Gefangenschaft des Helden Johann von Werth, und durch den unglücklichen Gang der Kriegsoperationen am Rhein, erhielten auch die Zustände in Nordosten und Nordwesten von Deutschland eine immer bedrohlichere Gestalt. Pommern war verödet durch Pest und Krieg; Bürger und Bauern nach Preußen ausgewandert, so daß die Felder nur Unkraut und Blumen trugen, und Gallas mußte sein durch Entsendungen sehr geschwächtes und durch schlechte Fürsorge sehr gelichtetes Heer in weit ausgedehnte Quartiere verlegen, wie denn auch Banèr die Trümmer seines Heeres aus den Vorräthen der Festungen kümmerlich ernährte, und während des Winters 1638 noch manche wichtige Plätze verlor. Als er aber die Kunde von Rheinfelden, reiche französische Hilfsgelder, und zugleich aus Schweden 8000 Mann frische Truppen erhielt, zog er seine durch Zulauf sehr verstärkte Armee, 25,000 Mann stark, zu Stettin zusammen, ergriff die Offensive, erstürmte Garz, den festen Oderpaß, und machte dem Hamburger Tractate gemäß alle Anstalten zu einem Einfall in Schlesien (Okt. 1638).

Während dieser Vorgängen an der Oder, waren auch zwischen der Weser und Ems manche Ereignisse eingetreten, welche

die Falschheit der hessischen Fürstin hinlänglich bezeichnen. Denn da die hessischen Stände am 20. Januar 1638 die Unterhandlungen zu Magdeburg wieder aufgenommen, und einen Vergleich mit den kaiserlichen Bevollmächtigten zu Stande gebracht hatten, dem zu Folge der Landgräfin die größten Vortheile, die Aufnahme in den prager Frieden, die Bestättigung ihrer Vormundschaft gemäß des Testamentes, nur mit Berathung des Vetters von Darmstadt in wichtigen Beschlüssen, freie Religionsübung und die Ueberlassung der Abtei Hirschfeld, zugesagt wurde, benützte die tückische Fürstin den inzwischen verlängerten Waffenstillstand, um nicht nur ihrem Lande eine Erholung zu verschaffen, sondern sah es auch gerne, daß ihre Kriegsvölker trotz des Waffenstillstandes mehrere Orte und selbst Paderborn eroberten und plünderten, während sie im Einverständnisse mit Frankreich und Schweden die Unterzeichnung des Vertrags immer verschob. Als aber die Stände und selbst Melander drohten, den Vertrag ohne die Fürstin zu bestättigen, und die Rückgabe der während des Waffenstillstandes eroberten Orte dringend forderten, leitete sie, um Zeit zu gewinnen, es ein, daß durch Vermittelung des Churfürsten Anselm Casimir zu Mainz an einem vollkommenen Frieden mit dem Kaiser gearbeitet werde, sendete aber zugleich ihren Rath von Günderrode nach Frankreich, größere Unterstützungen für sich verlangend. Schnell beauftragte Ludwig XIII. seine Gesandten, auf allen Wegen den Friedensschluß zu hintertreiben, wies ihm eine große Summe Geldes in Amsterdam an, und ließ, um auch des hessischen Kriegsvolkes sich gänzlich zu versichern, unter sehr verlockenden Versprechungen dem Melander das schmähliche Anerbieten machen, im Falle eines Friedens seine Fürstin zu betrügen, und das hessische Heer dem französischen Dienste zu widmen, ein Antrag, den mit dem größten Abscheu der redliche, deutsch gesinnte Mann verwarf. Als nun die Hessen mit offener Empörung drohten, und der französische Gesandte nur Frankreichs Vortheil und den Erwerb der hessischen Truppen im Auge hatte, gab die Landgräfin ihre Beistimmung zu den in Mainz unterzeichneten Friedenspunkten. Obgleich nun die Schlaue die ausschweifendsten Forderungen gemacht hatte, die sie selbst bei dem entschei-

denſten Siege ihrer Partei kaum zu erlangen hoffen konnte, hatte der Kaiſer alle jene zugeſtanden; mit Schlangenliſt hatte ſie aber noch eine Bedingung einfließen laſſen, von deren Verwerfung durch Ferdinand ſie im voraus gewiß war, und erhielt hierdurch den förmlichen Abſchluß in der Schwebe, und ihre Verbindung mit den Reichsfeinden ſich offen. Sie machte nämlich, und ſogar gegen den Willen ihrer Stände, die unerläßliche Bedingung, daß nicht allein ihr und ihrem Lande, ſondern auch allen andern Ständen freie Uebung des calviniſchen Bekenntniſſes zugeſichert werden ſolle. Es war aber der Heſſin keineswegs um eine allgemeine, unumſchränkte Gewiſſensfreiheit zu thun; ein ſo hoher Gedanke kam nicht in ihre enge Seele; ſie wollte bloß Zeit gewinnen, indem der Kaiſer ihre Forderung ohne die betheiligten lutheriſchen Stände nicht bewilligen, noch auch den bekannten calviniſchen Gewiſſenszwang, der ſchon unter Friedrich V. am Rhein und in Böhmen ſo großes Verderben brachte, in den ihr zugeſagten Stiftern nicht zulaſſen durfte. Ferdinand benahm ſich daher mit den lutheriſchen Ständen, und ließ den Frieden das ganze Jahr unbeſtätigt, überzeugt, daß die Landgräfin gegen den Willen des Melanders und ihrer Stände den Krieg nicht fortſetzen könne. So bekam denn das Heſſenland von allen Seiten her Ruhe, während die tückiſche Wittwe im ungeſtörten Beſitze ihrer Eroberungen im fernen Gröningen auf ihre Gelegenheit lauerte.

Wie aber in jenen wirrenvollen Zeiten ſelbſt die wunderlichſten Erſcheinungen eintraten, hatte auch Carl I., König von England, zu Gunſten des Pfalzgrafen Carl Ludwig, des Sohnes ſeines Schwagers Friedrich V., ein Angriffsbündniß mit Frankreich und Schweden zu ſchließen geſucht. Dasſelbe kam jedoch nicht zu Stande, weil Frankreich, um England in den Krieg zu ziehen, deſſen Garantie für Lothringen, Schweden aber jene für Pommern forderte, und überdieß das letztere nicht ſehr geneigt war, dem eiteln, landloſen, calviniſch-fanatiſchen Pfalzgrafen zur Erlangung des pfälzer Churfürſtenthums behilflich zu ſeyn. Carl Ludwig begann nun ſein abenteuerliches Unternehmen, indem er mit dem Gelde, das er von ſeinem Oheim, dem Könige,

und einigen Lords erhalten hatte, die Feſtung Meppen, dieſe Schenkung Guſtav Adolphs an Kniephauſen, von deſſen Erben kaufte, und ſie am 14. April zu ſeinem Waffen- und Werbplatze machte, den jedoch ſchon am 11. Mai der kaiſerliche General von Vehlen durch Liſt und Ueberraſchung eroberte. Obgleich nun Carl Ludwig mit Vorſchub Hollands 2000 Holländer warb, und ſelbſt der Schwede Kinge, beſſere Quartiere für ſein Heer ſuchend, mit ihm ſich verband, ſäumte doch auch der kaiſerliche General Hatzfeld nicht, mit 8000 Mann die Verbündeten aufzuſuchen, und ereilte die zwiſchen der Weſer und Werre bei Blotho Eingeengten ſo unvermuthet, daß ſelbſt King, Guſtav Adolphs Schüler, und Königsmark die Geiſtesgegenwart verloren. Zwar hielten die alten Regimenter Kings zwei Stunden lang den Sieg in der Schwebe, doch in der dritten Stunde verſprengte die kaiſerliche Reuterei das ganze feindliche Heer, hieb 2000 alte Soldaten nieder, eroberte alles feindliche Geſchütz und Gepäcke, und machte den Pfalzgrafen Ruprecht und zwei ſehr reiche Lords zu Gefangenen. King und der Pfalzgraf Carl Ludwig retteten ſich mit dem Verluſte ihrer ganzen Habe nach Minden, wo King den Reſt ſeiner Truppen in die feſten Städte verlegte und die ſtolzen Hoffnungen des Pfalzgrafen durch dieſe ſchmähliche Niederlage ihr verdientes Ende fanden. —

Zwar hatte Bernhard gleich nach dem Treffen von Wittenweier ſeinen Sieg nach Paris gemeldet, und dafür die größten Lobeserhebungen ſowohl für ſich wie für Guèbriant erhalten; doch die vielfach verſprochene Unterſtützung blieb aus, indem der Herzog Carl von Lothringen die Franzoſen in der Freigrafſchaft und in Lothringen ſehr beſchäftigte, und Richelieu, bange vor der ſelbſtſtändigen Macht Bernhards, das Gefühl der Abhängigkeit von der Krone in ihm lebendig zu erhalten ſtrebte. Höchſt verſtimmt demnach und bedenklich krank, ſah der Herzog bei den großen Anſtalten, welche Ferdinand und Maximilian trafen, den größten Gefahren, und ſelbſt dem möglichen Verluſt aller erkämpfter Vortheile entgegen, indem er auf ſich allein angewieſen blieb.

Ganz im Geiſte ſeines Vaters, hatte aber auch Ferdinand III. ſtets getrachtet, den abtrünnigen Fürſten, Frankreichs furcht-

barſten Feldherrn, wieder für das Vaterland zu gewinnen, und verſuchte nun die Vermittelung durch die Brüder des Herzogs. Dieſe, Theilhaber des prager Friedens, und trotz des ſcheußlichen Benehmens ihres Bruders vom Kaiſer ſehr väterlich behandelt, ſendeten wirklich am 18. Juni den ehemaligen Geheimſchreiber des Herzogs mit einem Schreiben an ihn ab, worin ſie ihm die Noth des erneſtiniſchen Landes, die Bereitwilligkeit des Kaiſers zur Verſöhnung und ihre Wünſche vorſtellten, durch ſeine machtvolle Verbindung das Intereſſe des Hauſes gefördert zu ſehen. Nicht genug aber, daß der verblendete Fürſt ſeinen ungewiſſen Vortheil über das Wohl ſeines Hauſes und des geſammten Vaterlandes ſetzte, war er ſelbſt ſo ehrlos, die Anträge ſeiner Brüder nach Paris und an den Oxenſtirna zu ſenden, die natürlich dem Vaterlandsverräther ſogleich das größte Lob ſpendeten. So entließ er denn am 5. September den Abgeſandten, wie ſeine Lobredner ſagen, „mit einer edlen, vaterländiſch geſinnten Antwort,“ wie aber die deutſche Geſchichte ſchmerzlich und in Wahrheit bekennen muß, mit der verrätheriſchen Erklärung: „Frankreich und Schweden hätten bereits Bevollmächtigte nach Köln und Hamburg geſendet, um die Vorſchläge Oeſterreichs zu vernehmen, und auch er werde gemeinſchaftliche Sache mit jenen — den Verderbern Deutſchlands — machen, und ſeinen Geſandten dahin abſenden, wenn er Päſſe erhielte.“ — Ehrgeiz, Ländergier und Haß gegen Oeſterreich ließen ihn nicht zur Beſinnung kommen, daß ein Ende des Kriegs, durch ihn herbeigeführt, ihn zum Wohlthäter des geſammten Vaterlandes erhob, und daß er ſeinen Freunden die Gewährung mäſſiger Wünſche verſchaffen konnte, wenn er mit dem Reiche ſich ausſöhnte. Er focht nicht, um etwa ſeinen Glaubensgenoſſen die ſtreitigen Stiftsgüter zuzuwenden, welche doch der Hauptgegenſtand ihres räuberiſchen Strebens waren; und an den vertriebenen Pfälzer, wurde kaum mehr gedacht; er focht, um ſich ein Reich zu erobern, und unduldſam gegen anders Glaubende, dasſelbe auf die Partei der Proteſtanten zu ſtützen. So wies er denn auch die erneuten Verſuche des Königs Chriſtian von Dänemark beharrlich ab; der edle Ferdinand III. rächte jedoch nicht die Unverſöhnlichkeit Bernhards an

ſeinen Brüdern und belehnte ſie ohne Zögern mit ihren Reichsländern.

Immer die Unterdrückung der Kirche und die Erwerbung eines Reiches im Auge, begann jetzt Bernhard, obgleich krank, die Umlagerung Breiſachs mit dem größten Ernſt, ließ den Rhein durch Ketten-ſperren, rings um die Feſte eine Reihe feſter Schanzen und Bollwerke mit doppelten Gruben anlegen, und ganze Ortſchaften und die Feſte Kenzingen niederreißen, um das nöthige Material zu jenen Bauten zu gewinnen. Strengte demnach Bernhard ſich auf das äußerſte an, um jene Hauptfeſte einzunehmen, ſo boten aber der Kaiſer und der Churfürſt Maximilian alles mögliche auf, um jene zu erhalten, wozu ihnen der eiſenfeſte Kommandant von Reinach die beſte Hoffnung machte. So erfolgten denn während vier ganzer Monate die größten Verſuche zum Entſatz, und zur hinreichenden Verproviantirung der Feſte; doch die blutigſten, auf beiden Seiten des Rheines gelieferten Schlachten blieben ohne Erfolg, weßhalb der kaiſerliche General Götz, der mit ſeinem Kopf für den Entſatz der Feſtung haften ſollte, im Namen des Kaiſers und Churfürſten am 2. Dezember verhaftet, und nach Ingolſtadt gebracht wurde. Dem Kommandanten von Reinach blieb alſo kein Ausweg als Uebergabe oder der Hungertod. Denn die Noth war ſo groß, daß nach verbürgten Nachrichten, „wie einſt zu Jeruſalem, als die Zuchtruthe Gottes über der verbrecheriſchen Stadt lag,“ auch hier Mütter ihre eigenen Säuglinge auffraſſen, daß die vom Hunger Entmenſchten die Kinder in den Straßen auffingen, tödteten und verzehrten, wie denn auch von Reinach ſeine eigene Frau auf die entſetzlichſte Weiſe beſtrafte, weil die Unglückliche aus Habſucht noch vor der Belagerung Getreidevorräthe verkauft hatte, die zum Theil dem Feinde in die Hände fielen. Trotz der Beharrlichkeit des Kommandanten war denn der Fall der Feſtung unvermeidlich, und als am 4. Dezember ein auffliegender Pulverthum einen Theil der Mauer einriß, am 6. Dezember die große Schanze St. Jakob am Rhein verloren ging, erklärte am 12. Dezember von Reinach ſeine ernſtliche Bereitwilligkeit zur Unterhandlung, die Bernhard zwar ſehr erſchwerte, doch aber, durch einen Fieberanfall zu Hüningen feſtgehalten, dem

Schweizer Erlach den Abschluß übertrug. So kam denn nach vier Tagen die Capitulation zu Stande, durch welche die Garnison der ehrenvollste Abzug, der Bürgerschaft freie Religionsübung und Sicherheit des Eigenthums, und zugleich dem Kanzler der Regierung Dr. Isaak Vollmar, der persönlich den Herzog beschimpft haben sollte, Verzeihung unter schriftlicher und mündlicher Abbitte zugestanden wurde. Alles Eigenthum Oesterreichs fiel dem Sieger zu, und alle österreichische Beamten sollten erst Rechnung ablegen, die Archive ausliefern, und nach zwei Monaten abgehen, wohin sie wollten. — Schon waren die nächsten Vorwerke besetzt, als ein böses Zwischenereigniß einen tragischen Ausgang der friedlichen Unterhandlungen drohte. Es waren nämlich früher dreiunddreißig Mann von Bernhards Heere in die Gewalt der Belagerten gekommen, zu deren Loskaufung der Herzog sich erbot; als jedoch Reinach mit seinem Rechte sich weigerte, sie anders als gegen eine gleiche Zahl der Seinen loszugeben, schlug Bernhard diese Bedingung aus. Zwar ließ Reinach, so lange er für seine Truppen noch Pferdfleisch hatte, auch dieses den Gefangenen reichen; als aber alles mangelte, seine eigene Soldaten vor Hunger starben, und den Fraß von Menschenfleisch nicht scheuten, so konnte er diesen die letzte Kost nicht entziehen, um sie jenen zu reichen. So starben denn dreißig Mann vor Hunger und Elend, und die drei letzten, die im Wahnsinn des Hungers die Leichen ihrer Unglücksgenossen gefressen hatten, endeten eben so schrecklich. Als Bernhard diesen Hergang erfuhr, wollte er die Capitulation brechen, und die Abziehenden niederhauen lassen; doch besänftigt durch seine Offiziere, gab er die Rache, die ihn als „Wüthrich" bezeichnet hätte, auf, und gelobte bei seinem fürstlichen Worte, keinem soll ein Leid geschehen. So zog denn am 19. Dez. die Besatzung, 400 Gesunde und 50 Kranke mit ihrem Troß von Weibern und wenigem Gepäcke aus, und ehrerbietigst begrüßte Reinach den glücklichen Sieger, noch immer im Zweifel über sein und seiner Leute Geschick, da der falsche Sachse, wie vor Freiburg, nicht eben der strengen Gewissenhaftigkeit sich befliß. Um den beherzten Kriegsmann in eine ängstliche Verlegenheit zu setzen, schwieg Bernhard lange still; endlich brach er los, und

ſchalt über die gegen ſeine gefangenen Leute bewieſene Härte; dagegen erinnerte von Reinach an die Behandlung, welche die kaiſerlichen Gefangenen ſchon im Jahre 1635 zu Augsburg von den Schweden erlitten, an die Pflicht, die ihm oblag, durch Freigebung derſelben den inneren Zuſtand der Feſte nicht zu verrathen, betheuerte nochmals, denſelben ſo lange Pferdefleiſch gegeben zu haben, als ſolches auch für die Seinen vorhanden geweſen, weßhalb man auch noch jetzt auf den Wachtſtuben Menſchenfleiſch finden werde. Hierauf trat in einem langen Trauermantel der Kanzler Vollmar als Büßender vor, und bat fußfällig um Gnade, worauf der Herzog mit harten Worten ihm bedeutete, künftig vorſichtiger von Fürſten zu reden. — Nach dem Abzug der Garniſon legte der Herzog drei deutſche Regimenter in die unglückliche Stadt, deren Belagerung 24,000 Menſchen und 1,000,000 Thlr. gekoſtet hatte, und deren ganze Umgegend auf mehrere Stunden noch nach Jahren mit Todtengebein und verroſtetem Eiſengeräth beſäet war. Da Bernhard nicht bloß bei der Capitulation ſondern auch bei der Beſitznahme der Stadt weder der Schweden, noch des Heilbronner Bundes, noch Ludwigs **XIII.** gedacht hatte, und in Herſtellung der Feſtungswerke, und Verproviantirung der Stadt ganz landesherrlich ſich benahm, ſo erkannte das franzöſiſche Miniſterium darin deſſen geheimen Vorſatz, uneingedenk der Verpflichtungen, die er als ein im Dienſt und Solde ſtehender Feldherr Frankreichs übernommen, Habsburgs uraltes Stammeigen zum Haltpunkte ſeines neuen Fürſtenthums zu machen, und dieſes um ſo mehr, als er den Schweizer Erlach zum Generalgouverneur aller ſeiner im Elſaß und der Freigrafenſchaft eroberten Feſtungen ernannte, und einige proteſtantiſche Stände ihm, dem Ueberwinder Breiſachs, ſchon jetzt als künftigem „Reichsoberhaupt“ entgegen jubelten.

Während nun das hochmüthige Frankreich überall in ſeinen Kriegsunternehmungen nur Schimpf erndete und bloß dort ſiegte, wo es über fremde Kräfte, über Deutſche, gebot, bekannte Richelieu ſelbſt, daß Frankreich keinen Herzog von Weimar habe, und der Miniſter Des Noyers erklärte unverholen, „daß er unter den Unfällen der franzöſiſchen Waffen aufathme, indem er den

Ueberfluß des Segens betrachte, welcher die Thaten Weimars begleite. Frankreichs ganzes Gewicht und mächtiger Einfluß bestand demnach in seinen diplomatischen Künsten, in seinem Geld, und in der Schlechtigkeit mehrerer protestantischen Reichsverräther. Denn durch die französischen Intriguen wurden nicht nur die Unterstützungen des Kaisers in dem niedersächsischen Kreise, sondern selbst die Friedensunterhandlungen, die schon zu Köln und Lübeck mit der größten Nachgiebigkeit des Kaisers beginnen sollten, hintertrieben, obgleich Frankreichs Anhang damals nur auf Bernhard und die Landgräfin sich beschränkte.

Durch den kostspieligen und blutigen Krieg gegen Bernhard am Oberrhein war nothgedrungen jener gegen den Banèr vernachläßigt worden, und da dieser, unterstützt von Frankreich mit Geld und von Schweden durch neue Mannschaft, an der Spitze von 18,000 Mann sich befand, eröffnete er im Winter 1639 seinen Feldzug gegen die Sachsen. Dieser unerwartete Angriff und die Besorguiß für Böhmen steigerte jetzt die Thätigkeit des Kaisers und den löblichen Eifer des Churfürsten. Dem alten, entschieden unglücklichen Grafen Gallas wurde der Feldherrnstab abgenommen, und solcher, wie einst nach Wallensteins Falle, einem Gliede des habsburger Hauses, dem Erzherzog Leopold Wilhelm, Bruder des Kaisers anvertraut, den er, obgleich zum Priester erzogen und seit seiner Kindheit mit geistlichen Würden überhäuft, doch mit glücklicherem Erfolge als seit Jahren der Cardinal La Valette in Frankreich handhabte. — Ehe er aber zur Armee ging, hatte Banèr das sächsische Heer bei Chemnitz angegriffen, völlig geschlagen, alles Geschütz und Gepäck nebst Fahnen erobert, und viele Gefangene gemacht, die theils gezwungen, theils freiwillig des Siegers Heer verstärkten. Da Banèr es nicht wagte, den Churfürsten in Dresden anzugreifen, beschloß er durch das Elbthal einen Versuch auf Böhmen zu machen, und schickte den Stålhandske und K. G. Wrangel mit auserlesenen Heeresabtheilungen voraus, die ohne Mühe das Schloß Tetschen, Melnick und Leutmeritz einnahmen, während er im Nachziehen die Stadt Pirna mühsam erstürmte (3. Mai), und aus Haß gegen den Churfürsten, der kein Reichsverräther seyn

wollte, die ſächſiſchen Unterthanen gräulhaft mißhandelte. — In dem Wahne, es befände ſich in Böhmen noch eine ſtarke Partei, die ihn mit offnen Armen als Erlöſer empfänge, hatte Banèr ſchon am 24. April einen ſehr ſtrengen Tagsbefehl erlaſſen, in welchem er die unnachſichtlichſte Strafe Hohen und Niederen androhte, „wenn ſie gegen die Einwohner des Königreichs Böhmen, die er vom Zwange der Gewiſſen“ erretten wolle, nach alter Weiſe das Plündern, Rauben, Plaken, Morden, Brennen, Sengen, Schänden, alles Verderben, Verheeren, Verzehren wieder in vollen Schwung zu bringen gedächten.“ Da aber der Trotz des proteſtantiſchen Geiſtes in Böhmen völlig verſchwunden war, und Banèrs ſtrenger Befehl ſo wenig, wie alle früheren dieſer Art, befolgt wurde, blieb deſſen Hoffnung auf mächtigen Zulauf um ſo mehr unerfüllt, als ſelbſt die noch evangeliſch geſinnten Bauern in den fremden Befreiern nur „Wüthrige, Räuber und Mordbrenner“ erkannten. Während nun Banèr, zufrieden die Laſt des Krieges in die öſterreichiſchen Erblande getragen zu haben, bei Leutmeritz unſchlüſſig verweilte, ſammelte ſich Oeſterreichs Heeresmacht auf dem weißen Berge; General Hofkirch hütete den Elbübergang bei Brandeis, und der Churfürſt Johann Georg machte Anſtalten, die von den Schweden beſetzen Städte Meißens zu erobern. Um nun durch Stillſtehen ſein Heer nicht muthlos zu machen, ging Banèr über die Elbe, lockte den kampfluſtigen zuverſichtlichen Hofkirch zum Treffen, nahm ihn, und den nachher ſo berühmten Montecuculi gefangen, und rückte vor die Wälle von Prag. Schnell überzeugte er ſich aber, daß eine Erſtürmung der Stadt unmöglich ſey, und zog wieder nach Brandeis zurück. Doch grauenvoll mußte das offene Land die Vereitelung der Raubſucht ſeiner „Erlöſer“ büßen; zornig vertheilte Banèr ſeine Räuberſchaaren über das halbe Königreich, nahm Königingrätz, Nimburg und viele kleinere Städte, die er furchtbar brandſchatzte oder in Aſche legte unter der unmenſchlichſten Behandlung zumal katholiſcher Geiſtlichen. Schon im Juni war die öſtliche Seite von Prag auf ſechszehn Meilen faſt eine Einöde, wie denn in einer Nacht oft hundert Dörfer, Flecken und Schlöſſer in Flammen ſtanden. Da führte nun die Ankunft

Hatzfelds, des Siegers von Vlotho, eine andere Wendung des Feldzugs herbei.

Durch den Einbruch Banèrs in Sachsen und die Bedrohung Böhmens war Hatzfeld schon im April aus Westphalen nach der Elbe berufen worden, indem die bösgesinnte Hessin trotz aller Aufforderung des französischen Gesandten loszubrechen, doch noch ruhig sich verhielt, wenn gleich der Kaiser ihre hinterlistigen Foderungen noch keineswegs bewilligt hatte, und die Falsche selbst für kleine Summen gegen Frankreich sich verpflichtete, den Frieden nicht zu schließen. Als aber Hatzfeld abgezogen und Banèr bei Chemnitz über die Sachsen gesiegt hatte, da konnte sie nicht länger ihre Kriegsluft unterdrücken, und drang bei dem Churfürsten von Mainz auf einem bestimmten Bescheid wegen des Frieden. Melander, der immer mehr das böse Spiel der Fremden durchschaute, wachte jedoch über Hessens Wohlfahrt, verlängerte zum schweren Verdruß der Franzosen den Waffenstillstand, und suchte sich in dem Vertrauen seiner Fürstin zu erhalten, indem er die unbesetzte Grafschaft Waldeck besetzen ließ, und selbst im Bergischen sich ausbreitete. Solche und noch schlimmere Verstöße gegen den Waffenstillstand und die Friedensunterhandlungen rügte man kaiserlicherseits nur glimpflich, wodurch die gefährliche Frau in Vermehrung der Mittel zu schaden immer kecker wurde. Um nur Zeit zu gewinnen und auf vier verschiedenen Seiten die Hand zum Anhalt sich offen zu halten, hörte sie die Mahnungen des Churfürsten von Mainz, „da ihr jede verlangte kirchliche Freiheit für ihr Land vom Kaiser gestattet sey, möge sie den Segen des Friedens nicht verzögern, indem sie, ohne Auftrag und Beruf, vorwitzig andere Reichsglieder vertreten wolle“ beifällig an, während die Falsche zu gleicher Zeit mit Frankreich, mit Schweden und dem Herzog Georg unterhandelte. — Hatte nun der Kaiser gegen die Reichsverrätherin allzuviele Nachtsicht, so glaubt er aber gegen den Herzog Georg destomehr Ernst zeigen zu müssen, der mehrmals die angebotene Oberfeldherrnstelle ausgeschlagen, nie ehrlich die geforderte Waffengemeinschaft gehalten, im gefahrvollsten Augenblicke dem Reichsfeinde Vorschub gethan, die niedersächsischen Stände

zur Verweigerung der Römermonate und zur bewaffneten Neutralität geſtimmt hatte; ungeachtet ihm die Hoffnung auf die hildesheimiſchen Stiftsgüter eröffnet blieb. — Schon am 12. April 1639 hatte derſelbe mit der Landgräfin ein Schutz- und Trutzbündniß abgeſchloſſen, und als Banèr ihn zu einem entſchiedenen Anſchluß ſeiner Truppen an das ſchwediſche Heer zwingen wollte, verlangte der Reichsfürſt, den Oxenſtirna für fähig hielt, für ein Jahrgeld von 10,000 Thlr. den Schweden zu dienen, als Lohn ſeiner Kriegsmühen das Bisthum Minden. Deßhalb fand auch der Kanzler Johann Drebber, wegen der Neutralität zu Banèr geſendet, bei dieſem eine grobe Abfertigung, wie ſie hochmüthiges deutſches Fürſtenblut von den Fremdlingen hinzunehmen gewohnt war, und ſelbſt in unſeren Tagen von einem Napoleon hinnehmen mußte. Von ſeinem Standpunkte aus hatte der Schwede vollkommen Recht, und die Aeußerung war ihm nicht zu verdenken, daß „Neutralitätsgeſchichten nicht taugten, und Deutſchland durch dergleiche miſerabele Conſideration in ſeinen jetzigen Nothſtand gekommen ſey," wie wir es denn auch in unſeren Tagen ſelbſt erlebt haben. Doch die Herrn waren klug geworden, und ſahen allmählig ein, daß jeder Sieg der ſchwediſchen Feldherrn, mit deutſchem Blute erkämpft, die Fremdlinge zu einem unerträglicheren Gebieterſinn erhob, als je der Kaiſer ſich herausgenommen. — So trieben die Landgräfin und Herzog Georg ihr ränkevolles, verrätheriſches Spiel; doch ein höheres Geſchicke behauptete jetzt ſeine Rechte.

Denn gerade in jener Zeit, wo es nur eines Anſtoßes bedurfte, um entweder in heilbringender Weiſe die Verhältniſſe für die deutſche Sache zu geſtalten, oder das erdrückende Uebergewicht auf die Seite der fremden Kronen zu wenden, hatte in eben jenen Ländern ein deutſcher Edelmann, im Solde Schwedens, eine Feldherrnlaufbahn begonnen, die verhängnißvoll dem Kriege den letzten, empörenden Charakter aufdrückte und hinlänglich darlegte, daß der ſ. g. „Religionskrieg" nichts als der ſchmählichſte Raub- und Räuberkrieg geweſen.

Johann Chriſtian von Königsmark, aus uraltem, aber ſehr armen brandenburgiſchen Adelsgeſchlechte, im Lutherthum er-

zogen, und fest an dem Wörtchen „Sola“ hängend, voll Abscheu gegen jedes gute Werk, *) dabei handfest in jedem „Gebalge,“ hatte zuerst als Reuter im kaiserlichen Dienste, und dann in Gustav Adolphs Schule zum kühnsten Parteigegner sich ausgebildet. Meister in der Kunst auf planlos schweifenden Abenteuerzügen zu brandschatzen, zu plündern, und zu veröden, schien er als Heros in der Liederlichkeit, in der Raubsucht und sonstigen bösen Lüsten vom Geschicke eigens bewahrt und auserkohren, um während den letzten zehn Jahren dieses grauenvollen Kriegs durch listig angelegte Raubzüge als die letzte und schärfste Ruthe des Herrn das Verderben Deutschlands zu vollenden. Alle Theilnahme für Brandenburg, und für sein deutsches Vaterland verläugnend, zog er, nach der wildesten Heimsuchung des benachbarten Stiftlandes, an der Spitze von sechsunddreißig Schwadronen Reuter, sechs Schwadronen Dragoner, und vierundzwanzig Compagnien Fußvolk am 25. Juni von Minden aus, brandschatzte sodann das Eichsfeld, und im August das Bisthum Würzburg, wo Hatzfeld, der Bruder des Bischofs, ihm entgegentrat, da dessen Anwesenheit in Böhmen und Sachsen nicht mehr nöthig war, indem Habsburgs Macht sich so ehrfurchtgebietend entwickelt hatte, daß der schwedische Mars das Schlachtschwert einsteckte, und zum erstenmale daran dachte, durch heimliche bescholtene „Friedensunterhandlungen“ vermittelst der Weiber und Leibärzte sich den Schimpf der Flucht zu ersparen.

Begann demnach das Jahr 1639 sehr trübe und verhängnißvoll für Oesterreich, so hatte aber der Herr der Welt den Stoß,

---

*) Das winzige Wörtchen „Sola“ (der Glaube allein mache selig.) dieses lutherische teuflische Einschiebsel in die Bibel, diese mächtigste Lockpfeife im lutherischen Revolutionswerke hat nicht nur beim Abfall von der Kirche, sondern auch in allen daraus entstandenen Räuberkriegen seine mächtigste Wirkung gezeigt. — Aus begreiflichen Gründen hing der Churfürst von Brandenburg Joachim II. demselben so an, daß er zu seinen Abgeordneten, die zum Colloquium nach Regensburg gingen, sagte: „bringt mir das „Sola“ wieder heim, oder laßt euch vor mir nicht mehr sehen.“ —

der dem innerſten Leben des irdiſchen Schützers ſeine Kirche galt, in ſeiner Weiſe abgewendet.

Schon die Nachricht von den angefangenen Unterhandlungen wegen der Uebergabe von Breiſach hatte den Cardinal mit ſo großer Freude erfüllt, daß er dem mit dem Tode ringenden Pater Joſeph zurief: „Muth, Pater Joſeph, Breiſach iſt unſer," der jedoch wenig darauf achtete und ſchon am 18. Dezember verſchied, um das Urtheil über ſein ſchlechtes diplomatiſches „Fuchsleben" von dem Ewigen zu vernehmen. *) Als aber die wirkliche Beſitznahme Breiſachs durch Vickevoort, Bernhards vertrauteſten Agenten, am 23. Dezember 1638 dem Cardinal gemeldet wurden, erhielten die Hoffeſtlichkeiten, durch die Geburt Ludwigs XIV. ſchon im Gange, eine größere Ausdehnung. — Durch die Beſitznahme Breiſachs trat aber jetzt ein immer geſpannteres Verhältniß zwiſchen dem Cardinal und Herzoge ein, indem der erſtere die Eroberung des franzöſiſchen Söldners für Frankreich nicht fahren laſſen, der letztere aber jene für ſich behalten wollte. Statt alſo den Krieg, wie der Cardinal verlangte, gegen Oeſter-

*) Franz Leclerc von Tremblay, bekannt unter dem Namen Pater Joſeph, machte die umgekehrte Laufbahn von Tilly. Wie dieſer aus der Mönchsſchule ins Kriegslager überging, und unter dem Panzer gleich einem Mönch fortlebte, ſo vertauſchte Pater Joſeph den Kriegspanzer mit der Kutte, blieb aber unter dieſer fortwährend — Soldat. — In der Belagerung von Rochelle zeichnete er ſich aus, indem er als Kapuziner die Hugenotten theologiſch, und als alter Soldat ſie auch militäriſch, und zwar mit vielem Erfolg bekämpfte. Von ihm ſagte der Papſt Paul V., er ſey der gewandteſte Mann, den er je habe kennen lernen, wie er denn ſolches auch zu Regensburg durch die Beſeitigung des Wallenſtein, durch die Verminderung der kaiſerlichen Armee, und Verhinderung der Königswahl hinlänglich an den Tag legte. Ihm vorzüglich, dem ſoldatiſch-mönchiſchen Hermaphroditen, und dann der heſſiſchen weiblich-teufliſchen Hermaphroditin verdankt Deutſchland ſeine Zerſtückelung und ſeinen ſchmachvollen weſtphäliſchen Frieden, weßhalb ein Pater Joſeph- oder ein heſſiſcher Liſel-Verein doch einen geſchichtlichen Grund gehabt hätte, während dieſer dem Guſtav-Adolph-Verein gänzlich mangelt. —

reich und Bayern in Deutſchland fortzuſetzen, wandte ſich Bernhard mitten im Winter 1639 in das Sundgau, eroberte während zwei Monaten alle dortigen feſte Schlöſſer, und verſchaffte ſich hierdurch den ruhigen Beſitz der reichſten Bezirke der Freigrafenſchaft und des Elſaßes. — Da jedoch Maximilian in dem Frühjahre 1639 wieder ein ſchönes Heer von 8000 Mann aufgeſtellt, und unter den Generalen von Geleen und von Mercy in dem Würtembergiſchen gelagert hatte, das mit Recht noch immer das geheime, reichsverrätheriſche Einverſtändniß Eberhards mit dem Commandanten von Hohentwiel büßen mußte, traf auch Bernhard ſeine letzten irdiſchen Anſtalten, um ſeine Siege auf deutſchem Boden zu verfolgen. — Unterliegt es nun keinem Zweifel, daß der ſchlaue Richelieu die Abſichten Bernhards durchſchaute, ſo konnte er aber gegen den Starken, der mit gewaltiger Hand ſeinen errungenen Beſitz feſthielt, nur der Liſt ſich bedienen, und ſuchte ihn durch ein königliches Schreiben nach Paris zu verlocken, worauf aber Bernhard, eben ſo ſchlau, nicht einging. Denn auch er machte ſich kein Gewiſſen daraus, durch ſein Verhalten Frankreich zu betrügen, das unter dem Scheine der „Uneigennützigkeit, und der Erhaltung der deutſchen Freiheit" den Raub am deutſchen Reiche bezweckte. Ungeachtet ſeine Verhältniſſe nach der Nördlinger Schlacht von der Art waren, daß er ohne franzöſiſches Geld zur Unterwerfung oder zur Auswanderung ſich hätte bequemen müßen, ſo war er doch nicht geſonnen, Breiſach und das Elſaß an Frankreich gehorſam herauszugeben, ſondern dachte vielmehr, das Sundgau, Theile der Freigrafſchaft, und Lothringen, ſo wie Hohentwiel und andere würtembergiſche und badner Landſchaften demſelben hinzuzufügen, und auf Koſten des Kaiſerhauſes und anderer leidender Nachbarn ſich ein mächtiges Fürſtenthum zu errichten. Indem nun Frankreich in ſchamloſen Eigennutz ſeinem Söldner bloß die kaiſerlichen Gefälle und Domainen und das Landgrafthum Elſaß für Lebenszeit als Leibgedinge überlaſſen wollte, ſo mußten die ſo ſehr verſchiedenen Anſichten, die über alles dieſes zwiſchen dem Cardinal und dem Herzog beſtunden, ſicherer zu einem Bruche führen, den jedoch beide vorſichtig vermieden, weil er beiden Verderben drohte. Da

Bernhard zur Erreichung seines Zieles noch immer der französischen Hilfe bedurfte, sandte er den Schweizer Erlach nach Paris, um in guter Weise die Streitpunkte mit Richelieu zu reguliren, und glaubte sich schon fest in seinem Glücke, während, wie so oft im Leben, seinen Verrath die Nemesis durch einen anderen Verräther strafte. Denn kaum war Erlach am 5. April in Paris angekommen, so verkief er gleich seines Herrn Vertrauen, indem er am 20. April ein Jahrgeld von 20,000 Liv. annahm, und dafür in die Hände des Königs und seiner Minister feierlichst gelobte, im Falle Bernhard sterbe, Breisach für Frankreich zu bewachen, und über jede Handlung des Herzogs und über alle Vorgänge nach dessen Tode geheimen Bericht zu erstatten. — So stund nun ein gewissenloser Verräther dem andern dicht zur Seite; der Besitz von Bernhards Schwerterwerb war zum größten Unglück Deutschlands für Frankreich schon gesichert, und da der Tod des Herzogs jetzt mehr wie die Thaten des Lebenden lohnten, so darf es auch nicht befremden, daß derselbe von Tag zu Tag und vielleicht durch empfangenes Gift in ein größeres Siechthum verfiel.

Da die verschlagene Hessin ununterbrochen ihre verrätherische Verbindung mit Frankreich, mit Schweden, und mit Bernhard fortgesetzt hatte, und demnach einem „Frauenzimmer glich, das dem einen ihrer drei Freier heimlich die Hand drückt, dem andern mit dem Fuße ein Zeichen gibt, dem dritten mit den Augen verstohlen zuwinkt," so war selbst die 38jährige Landgräfin eine wünschenswerthe Partie für den Herzog, und der Heirathsvertrag war schon ziemlich weit gediehen, indem die Wittwe dem Bräutigam ein Heer von 20,000 Mann einbringen sollte, und deßhalb ihren Geheimrath von Günderode zu ihm sandte.

Da aber das gespannte Verhältniß Bernhards mit Frankreich auch dem Kaiser nicht unbekannt blieb, so gab er noch nicht die Hoffnung auf, den Verräther dem Vaterlande wieder zu gewinnen. Zwar wies der Herzog aus unvertilgbarem Hasse gegen Oesterreich jede glänzende Erbietung, selbst das Direktorium der Friedensunterhandlungen, hartnäckig zurück; doch die Gerüchte „von Abtretung österreichischer Erblande, und einer Ver-

mählung des Sachsen mit einer Tochter des Erzherzogs Leopold" steigerte Frankreichs Besorgnisse, ihn zu verlieren, nur um so mehr, als gerade in dieser Zeit Piccolomini ein großes französisches Heer völlig geschlagen, alles Geschütz, Gepäck und Fahnen erobert, viele vornehme Offiziere zu Gefangenen gemacht, und hierdurch die Auswechselung Enkevorts erlangt hatte.

Unter diesen Verhältnissen suchte Richelieu mit Hilfe verbuhlter Weiber eine Aussöhnung mit dem Herzoge von Lothringen, die jedoch erst nach anderthalb Jahren auf kurze Zeit zu Stande kam, und gab dem Grafen Guèbriant den dornevollen Auftrag, die Sache wegen Breisach, wegen des Elsaßes und der Freigrafschaft mit Bernhard ins Reine zu bringen. — Doch vergebens erinnerte Guèbriant den Herzog an seine Soldatenpflicht gegen den König und erklärte ihm dessen große Bereitwilligkeit, ihm Breisach zu überlassen, „falls er sich schriftlich verpflichte, dasselbe unter des Königs Hoheit zu bewachen, und diesem freie Verfügung über die Feste einzuräumen," wobei er zugleich wieder jene lug- und trugvollen Reden vorbrachte, durch die Frankreichs und Schwedens Arglist die blöden deutschen Gemüther zur Zerfleischung ihres eigenen Vaterlandes immer anreizte, „daß nämlich Deutschland o h n e die Rettung der Fremden schon längst eine erbliche Monarchie Oesterreichs geworden wäre." — Bernhard beharrte jedoch auf dem unbeschränkten Besitz des Elsaß, und der wichtigsten Plätze von Hochburgund als „Eigenthum," und verweigerte das Versprechen, seinen Ländererwerb nach seinem Tode Frankreich zukommen zu lassen, „indem er sich nicht vorwerfen lassen wolle, der erste gewesen zu seyn, welcher das deutsche Reich zerstückelt habe." *) Da warf denn Guèbriant, der den maßlosen Ehrgeiz des Sachsen kannte, die verlockende Aeußerung hin, „auch o h n e die österreichischen Erblande könne

*) In der kirchlichen und politischen Revolution Deutschlands hat es nie an Reichsverräthern gemangelt, und so war denn auch Bernhard nicht erste, welcher das Reich zerstückeln half. — Dem Churfürsten Moritz von Sachsen gebührt dieser Schandfleck in der Geschichte. Pag. 219.

ein Prinz von Sachſen oder Bayern mit allen Rechten Kaiſer werden," ein Funke, der in der Seele des Erben Johann Friedrichs zu zünden ſchien, indem er den Grafen um ſeine Verwendung bei dem franzöſiſchen Hofe bat.

Die Erklärungen, die Bernhard dem Grafen Guèbriant gegeben, machten am franzöſiſchen Hofe einen ſehr unangenehmen Eindruck, und das Leben des Herzogs wurde für die Pläne Richelieus, der keineswegs mit ihm brechen wollte, täglich gefährlicher, ſo wie für die glänzenden Ausſichten des Verräthers Erlach immerhin hinderlicher. Da dieſer ſeinem Gebieter überall nachſpionierte, und alle Schritte deſſelben nach Paris berichtete, beſchloß Richelieu dem zweiten Guſtav Adolph die Beute zu entreißen und entzog ihm die Unterſtützungen an Mannſchaft und Geld, um ihn willfähriger zu machen. — Zum Schrecken Guèbriants erklärte nun der bisher angſtvoll Gehütete, er wolle ſeinen Feldzug am Rhein eröffnen, das von den Bayern umlagerte Hohentwiel entſetzen, und zog ſeine Truppen zuſammen. Am 8. Juli kam er mit ſeinem Heere nach Pfirt, wo der Jubel des Volkes, ihn an Guſtav Adolphs letzte Tage erinnerte, und ihn mit trüben Vorahnungen erfüllte. — Am 14. Juli erkrankte er zu Hüningen, ließ ſich zu Schiffe nach Neuburg bringen, wo ihn die Aerzte ſchon am 17. aufgaben, und ſein Tod am 18. Juli 1639 morgens um 8 Uhr erfolgte. Als Bernhard die Nähe des Todes fühlte, ermahnte er, der Reichsfeind, der in ſeinem ganzen Leben auf Deutſchlands Uneinigkeit und Zerſtückelung hingearbeitet hatte, nun die Verräther Erlach, Ehm und Roſen zur Einigkeit, und diktirte frühmorgens am 18. ſein Teſtament dem Kanzler Rehlinger in die Feder. Um ſeine Eroberungen bei dem deutſchen Reiche zu erhalten, wünſchte er, daß einer ſeiner Brüder unter ſchwediſchem Schutze der Herrſchaft derſelben ſich unterzöge; wolle aber keiner ſie übernehmen, ſo fand er billig, daß „Frankreich das Eroberte" bis zum allgemeinen „Frieden und zur Rückgabe an Deutſchland „mit beiderſeitigen Truppen" „bewahre." Die Führung des hinterlaſſenen Heeres übertrug er Erlach, Ehm, Roſen und Naſſau, ohne zu beſtimmen, wer der Oberfeldherr ſeyn, und unter welcher Hoheit es ſtehen ſollte; dem

Grafen Guébriant vermachte er ſein ſchönſtes Schlachtroß, ein Rappe aus Weſtphalen, ſeinen Degen und ſeine Piſtolen. — Das ganze Teſtament trägt übrigens das Gepräge der Beſtürzung und Uebereilung. —

So hatte denn Bernhard nicht einmal das fünf und dreißigſte Lebensjahr erreicht. War nun ſein Leben ſchon ein großes Unglück für Deutſchland, ſo dürfte ſein Tod um ſo mehr als eine höhere Strafe der Gottheit für ihn und Deutſchland zu betrachten ſeyn, indem aus demſelben kein Glück für Kaiſer und Reich, ſondern nur Glück für die fremden Kronen hervorging. Denn Bernhard ſtellte ſeinen unchriſtlichen, unverſöhnlichen, angeerbten Haß und ſeinen eigenen Vortheil weit über die Ehre, Wohlfahrt und Sicherheit des Vaterlandes, und ſein bübiſch-kirchlicher Eifer, den er zu Regensburg, in Franken und am Rhein ſo gewaltthätig zeigte, rief die Vergeltung bei der Gegenpartei hervor. Trotz der größten Anerbietungen des Reichsoberhauptes, die er mit Ehren und zum Heil ſeines Vaterlandes annehmen konnte, beharrte dieſer Enkel Johann Friedrichs (ein Name, der wegen des Unglücks, das auf ſeinen Trägern laſtete, bei den ſpäteren Generationen dieſes Stammes in Verruf kam,) fortwährend in ſeinem boshaften Rachegeiſt, und fügte durch ſein Söldnerverhältniß zu Frankreich nach dem prager Frieden ſeinem Vaterlande den unſäglichſten Schaden zu. Zu dem Höchſten aufſtrebend, ehrte er weder das Recht des fremden Beſitzes und hiſtoriſche Grundlage, wie aus dem Herzogthum Franken und ſeiner ſchmachvollen Verpflichtung zu Schweden, noch ſcheute er die politiſchen Trugkünſte, wie aus ſeinen ſo ſehr erniedrigenden Verhältniſſen zu Frankreich hinlänglich erhellt. Mag nun auch, was wir, als Menſch, vom Menſchen gerne glauben, in ihm der Gedanke gelegen ſeyn, in beſſeren Tagen alles umzuſtoßen, und ſeine Sünde am Vaterlande in der Zukunft gut zu machen, ſo war ſchon dieſe proteſtantiſche Vermeſſenheit, welcher die Garantie des Lebens und der Geſchicke fehlte, um ſo ſtrafbarer, als aus dem Böſen Gutes zu ſchaffen nur Gott zukommt, und jede böſe That mit ihren Folgen dem garantieloſen Thäter mit Recht zur Laſt fällt. — So muß denn die Geſchichte, die nur auf

Thaten und Folgen ſchaut, ihn mit Trauer einen Verräther und Verderber Deutſchlands heißen, und er ſelbſt dürfte in der Ewigkeit, wo der menſchliche Geiſt die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit einmal überſchaut, eben keinen wünſchenswerthen Lohn für ſein irdiſches Leben erndten. So zeigt ſich denn das Leben und der Tod Bernhards für ihn und ſein Vaterland als eine große Strafruthe des Herrn. Denn die hochgeprieſene politiſche Rechenkunſt Richelieus und ſeines Pater Joſephs, hätten ſchmählich beſchämt betteln gehen müſſen, trat das Schickſal, jeder menſchlichen Klugheit ſpottend, nicht dazwiſchen, und jene beide hätten gewiß nie geahnt, daß der Tod ihres ſiegreichen Feldherrn ein Glücksfall — eine Wohlthat für Frankreich werde, indem er es von einem furchtbaren Nebenbuhler um die Herrſchaft über den Oberrhein, Burgund und Lothringen befreite. —

Der Tod des kinderloſen Herzogs erſcheint aber um ſo mehr als eine höhere Fügung des Herrn, indem er der Welt zeigte, welche entſetzliche Ehrloſigkeit, Beſtialität und Verworfenheit der Proteſtantismus unter den Deutſchen herbeigeführt habe. Denn abgeſehen davon, daß ſchon ehrlos genug der Unterhalt des weimariſchen Heeres und ſeines Chefs ganz auf franzöſiſchen Subſidien und auf Beraubung des Vaterlands beruhte, konnte daſſelbe doch noch mit ſeinem deutſchen Heerführer ſich brüſten; durch ihn konnte es noch ſich die Illuſion machen, es diene für Religion und Vaterland; aber ſelbſt dieſe Täuſchung ſollte aufhören; ſchmachvoll ſollte der deutſche Proteſtant einem Reiche dienen, in welchem man mit Feuer und Schwert den Proteſtantismus verfolgte; ſchmachvoll ſollte er unter einem Heerführer ſtehen, der weder aus ſeinem Volke, noch von ſeinem Glauben war; ſchmachvoll ſollte er Blut und Leben laſſen, um ſein Vaterland zum Vortheil der Reichsfeinde zu zerſtückeln, und ſelbſt den Raub ihnen zu wahren und zu vertheidigen. Kaum war demnach die Leiche Bernhards zu Breiſach beerdigt, ſo verwandelte ſich die Feſtung in eine Handelsſtadt, in einen wahren Menſchenmarkt, und ſein Heer glich dem Aaſe, um das ſich die Adler ſammeln. Denn Frankreich, Schweden, Oeſterreich, Spanien, der Pfälzer und Lüneburger machten ſich es jetzt zur Hauptauf-

gabe, den kriegeriſchen Nachlaß des Herzogs zu erringen. Unter den Bewerbern hatte aber Frankreich nicht nur durch ſeine Nähe und ſein Geld, ſondern auch durch den Verräther Erlach die meiſte Hoffnung und Sicherheit zu Erreichung ſeines Zieles. Schon hatte dieſer der reichen Mobiliarſchaft des Verſtorbenen ſich bemächtigt, die Privatkaſſe deſſelben erbrochen, und ohne ſich ſelbſt zu vergeſſen, mit 200,000 Thlr. die Commandanten von Breiſach, Freiburg und Rheinfelden beſtochen, überdieß auch zum Schein der Unparteilichkeit einige beſchränkte, ihm ergebene Offiziere als Mitdirectoren an ſeine Seite genommen. Unter allerlei Vorwänden wurde nun die Armee getrennt, ein Theil zur Beobachtung der Bayern und Sicherung der Rheinpäſſe, ein anderer Theil nach der Rheinpfalz beordert. Das nach Paris geſendete Teſtament wurde dort ſogleich verworfen, und der Herzog von Longueville an den Rhein geſchickt, um die Führung des weimariſchen Heeres zu übernehmen. Zwar machten die weimariſchen Offiziere noch eine Zeitlang Schwierigkeiten, um den Kaufpreis für ihren Reichsverrath zu ſteigern; endlich aber wurde am 9. October 1639 das Kaufgeſchäft zum erklecklichen Vortheil des Mäklers, zum bittern Verdruß der Krone Schwedens, zum unbeſchränkten Nutzen Frankreichs, zum Verderben Deutſchlands, und zur dauernden Schande jener proteſtantiſchen Söldlinge beendet. So gelobten denn die Offiziere des ganzen Heeres, dem König von Frankreich „treu und beſtändig gegen Jedermann zu dienen," und bereit zu ſeyn zu jeder Unternehmung, welche Se. Majeſtät behufs der Herſtellung der „öffentlichen Freiheit" und der „unterdrückten Stände," ſey es in Frankreich, Burgund, Lothringen und in den Niederlanden, für gut finden würde. Der Oberbefehl des Heeres ſollte dem Herzoge von Longueville, die eroberten Plätze zum allgemeinen Beſten dem Könige übergeben und Breiſach und Freiburg nach deſſen Gutdünken mit Commandanten und zur Hälfte mit Franzoſen und zur Hälfte mit Deutſchen beſetzt werden. — Auf dieſe Weiſe kam der ganze Waffenerwerb Bernhards vollſtändig in die Hände der Franzoſen, und die eigene Schlechtigkeit des Herzogs ſetzten ſeine hinterlaſſenen Offiziere bloß in ihrem Geiſte fort. Und doch ſprachen in jener wirren-

vollen Zeit, worin alle Begriffe von Ehre, Recht und Vaterland verloren waren, jene Verräther noch von unbefleckter Ritterpflicht. Als demnach der spanische Gesandte dem Obersten Bernhold Glaubensfreiheit, hohen Rang, Landgüter und baare Summen bot, wenn er zu Oesterreich treten wolle, antwortete jener: „er möge sich an Juden und Sarazenen wenden, denn die deutsche Biederkeit sey für Geld nicht feil, ließe sich nicht erkaufen, nicht locken durch verächtliche Versprechungen. So sprach ein Mann, der von Frankreich einen Jahrgehalt von 6,000 Livres bezog, und den Erlach, als das willenloseste Geschöpf im französischen Interesse, zum Commandanten von Rheinfelden gemacht hatte. Den höchsten Lohn erhielt natürlich der Hauptverräther Erlach, und zwar eine sehr bedeutende Vermehrung seiner jährlichen Pension, das Recht französischer Geburt und die Erweiterung seiner Vollmachten als Statthalter von Vorderösterreich. — Doch auch diesem Elenden blieb der verdiente Lohn für seinen Verrath nicht aus, indem im Allgemeinen der Verrath zwar geliebt, der Verräther aber gehaßt oder gefürchtet wird.

Mit welcher rücksichtslosen Vorsicht Frankreich aber bei diesem Menschenhandel und Länderkauf verfuhr, beweist das Schicksal des Pfalzgrafen Carl Ludwig, der, mit englischem Gelde versehen, durch Frankreich nach dem Elsaß reisen wollte, um das weimarische Heer zu erkaufen, in Moulins aber verhaftet und zu Vincennes dem Johann von Werth so lange Gesellschaft leisten mußte, bis im Elsaß Alles im Reinen war, wonach er im Jahre 1640 auf Verwendung Englands, Schwedens und Dänemarks unter vielen Complimenten seine Freiheit erhielt.

Auch Wilhelm von Weimar machte vermöge des Testamentes Ansprüche auf die Eroberungen seines Bruders, erhielt jedoch sehr schnell abschlägliche Antwort; und als er nun bloß die Hauskleinodien begehrte, bekam er erst nach Jahren und großen Auslagen von jenen nur die unbedeutendsten zurück. So trat denn das Bekannte: „**male parta, male dilabuntur**“ bei Bernhard vollkommen ein. Denn statt ein ruhiges, von Oesterreich ihm zugesichertes Fürstenthum nebst reichen Schätzen für sich und sein Haus zu erwerben. erhielt sein Heimathland allein

ſeine vermoderten Gebeine, die erſt am 22. Dezember 1655 in der Stadtkirche zu Weimar ihre Ruheſtätte fanden. Durch Bernhards erſchlichene „Erbſchaft," und durch das „Mitgift" ſeiner Braut, der falſchen Heſſin, ſchlug daher Frankreich das religiös und politiſch toll gewordene Deutſchland in Feſſeln.

Doch gab es auch damals noch einige Wenige, die mit ſittlichem Ingrimm über den Verrath der weimariſchen Offiziere und über Frankreichs Tücke derb ſich ausſprachen. So erſchien in jener Zeit ein gedruckter Brief in deutſcher Sprache von einem ungenannten Offizier, der nach Erzählung des Hergangs zu Breiſach denſelben folgendermaßen ſchloß: „unſerm kaum begrabenen Fürſten, der durch ſeine Tapferkeit die allerſchönſte Braut, die Feſtung Breiſach, erworben, iſt von den franzöſiſchen Hähnen das Hirſchgeweih aufgeſetzt, er zum Hahnrei gemacht, und die ehrliche Dame mit den Franzoſen beſchrieen worden. Nun heißt es: ihr Brüder, die Braut iſt verzückt, der Tag hat ſein End, die Spielleute ſind bezahlt, die Morgengabe iſt verdient, der Kranz zerriſſen, die Frau eine Courtiſane, das Wappen quartiert, die Heirath vertheilt; der letzte Stich gewinnt das Spiel, die Dame, um welche wir Deutſche mit Granaten, die Franzoſen mit Ducaten, wir mit Musketen, ſie mit Piſtolen, wir mit Pferd und Infanterie, ſie mit Fürſanterie und geladenen Mauleſeln, wir mit Schanzen, ſie mit Schanken, wir mit Feld-, ſie mit Hofſtücken, wir mit Schlagen, ſie mit Salben, wir mit Schießen und Stechen, ſie mit Beſtreichen und Schmieren, wir mit Blut, ſie mit Gut, wir mit Kriegen, ſie mit Trügen erworben; was wir gewonnen mit Stürmen, haben wir mit Schirmen verloren. Der Hahn (Gallus) iſt im Korbe, ſitzt auf fremden Eiern, er hat den Nutzen, das Kränzlein und den Preis, die andern nur den Sack. „Ich muß Weite haben, Gevatter Haaſe," ſpricht der Igel, „ſuch dir andern Orts dein Unterkommen." — Gubernator iſt geblieben, der den Pelz dieſer Hochzeit allein verdient hat (Erlach), der ihnen mit Haut und Haar gehört, den ſie zu einem Freiherrn, uns zu Sclaven gemacht." — Ferner wird Bernhards Vorſicht, der keineswegs in Breiſach Franzoſen leiden wollte, geprieſen. „Da ihm der franzöſiſche Mufti (Ri-

chelieu) in Paris nicht anders beikommen konnte, iſt er mit einer franzöſiſchen Potage einmal für immer abgeſpeist; in einem Eſſen Fiſch ſind **poisson** und **poison** beiſammen geweſen. Was Spott iſt ihm unter der Erde wider ſeine treuliche Ermahnung widerfahren, daß dieſer hochimportirende Platz, dieſe Zwangskette, an der die benachbarten Länder alle hängen, in diejenigen Hände geliefert worden, welchen des H. R. Reichs deutſcher Name allzeit ein Stachel im Auge geweſen. — Was wird von uns in dieſem und allen kommenden Jahrhunderten bei der werthen Nachwelt und bei rechtſchaffenen Deutſchen gehalten werden, daß wir dem Vaterlande einen ſo gewaltigen Nachbar auf den Hals ſetzen, welcher die uralte erworbene deutſche Freiheit in Gefahr bringt. Was haben wir für einen Vortheil in unſeren Händen, um ihn dem Gegner, wenn es einmal wird ſeyn müſſen, zum Frieden zu kommen, einzuräumen, weil wir das beſte Kleinod verloren, und dem übergaben, der ſich unſerer nicht annehmen wird, dazu er weder **propter religionem** noch **propter regionem** Urſache hat. Was leider genugſam am Tag iſt, wird erfolgen, daß fremde Potentaten und Völker, nachdem ſie uns Deutſchen das Mark aus den Beinen geſogen,, noch dazu über uns herrſchen, die wir mit unſerm Fleiſch und Blute ihnen verblendeter und dummſinniger Weiſe, wie arme Sklaven, helfen, und das H. R. Reich unter ſich theilen, die deutſche Freiheit zu nichte machen, und uns mit unerhörtem Spott das Joch der Knechtſchaft aufbinden werden!"

Ganz ihrer Falſchheit gemäß, benutzte denn auch die ſchlaue Heſſin Bernhards Tod und unterzeichnete am 25. Juli die zu Mainz entworfenen Friedensartikel, die auch am 8. Auguſt vom Kaiſer beſtätigt wurden. Vermög derſelben trat die Landgräfin, als Vormünderin beſtätigt, dem prager Frieden bei, verpflichtete ſich, ihr Heer, bis auf die nothwendigen Beſatzungen, abzudanken, und zu ſorgen, daß die Abgedankten nicht in feindlichen Sold treten, dann die eroberten Plätze gegen eine billige Entſchädigung herauszugeben, wofür ihrem Sohne das Stift Hirſchfeld und ihrem ganzen Hauſe und Land die Religionsfreiheit blieb, und in der Urkunde ſogar der Ausdruck des prager Friedens „das

umgeänderte augsburger Bekenntniß" nicht gebraucht wurde. Zum Schein entließ nun die Falsche einen Theil ihrer Soldaten, sorgte aber dafür, daß die Entlassenen nicht unter die kaiserlichen und bayerischen Fahnen, sondern unter die französischen oder holländischen sich begaben. — Kaum hatte sie aber durch Erlach erfahren, daß Frankreich sich des weimarischen Heeres bemeistert habe, so unterhandelte sie, obgleich Melander dringend davon abmahnte, wieder mit dem französischen Gesandten Raoul d'Amontot, erneuerte das frühere Bündniß ihres verstorbenen Gemahls, versprach tausend Mann gegen den König von Ungarn, dem sie eben Treue gelobte, für die jährliche Summe von 500,000 Livres zu unterhalten, und wußte ihren tückischen Schritten eine so beifällige Farbe zu leihen, daß man kaiserlicher Seits kein großes Gewicht darauf legte. — Mit dem listigen Georg von Lüneburg innigst verbunden, und durch eine unkluge, allzunachsichtige Politik zu sehr geschont, verwandelte sich allmählich die vermittelnde dritte Partei in eine Bundesgenossin der fremden Kronen, und trat im folgenden Jahre dem Kaiser und Reich gefährlich gegenüber.

Während nun Königsmark in Mitteldeutschland und Banèr in Böhmen plündernd und verheerend sich herumtrieben, brach auch durch die zusammengedrängte, vom Lande geflüchtete Bevölkerung in Prag die Pest aus und raffte Tausende, unter diesen auch den Mörder Wallensteins, Walter Deverour, dahin, dessen Grabstätte in der Jesuitenkirche lange als spuckhaft verschrieen blieb. Zwar bot sich durch die Krankheit der Gemahlin Banèrs, einer Gräfin Erbach, welcher der kaiserliche General seine Leibärzte sandte, eine geschickte Gelegenheit zu Friedensunterhandlungen dar, die auch wirklich von Banèr nicht zurückgewiesen wurden; als aber der französische Gesandte dieß merkte, brachte er es schnell dahin, daß von Schweden aus ihm die gewünschte Vollmacht zur Unterhandlung vorenthalten wurde. Grämlich und krank, und dem Anschlusse der Hessen und Lüneburger entgegensehend, zog sich am Anfang des November Banèr an die sächsische Gränze zurück, während am 30. November der Erzherzog Leopold Wilhelm bei der Armee anlangte, und

nun Böhmen und Schleſien völlig vom Feinde zu ſäubern ſuchte, was ihm auch nach kurzer Zeit gänzlich gelang.

Jener Theil des weimariſchen Heeres, der, wie ſchon gemeldet, nach der Rheinpfalz beordert war, zog wirklich dahin, um gute Winterquartiere zu ſuchen, und eroberte ſelbſt einige Städte und Feſten, die jedoch ſeinen Wünſchen nicht entſprachen. So löſte ſich denn derſelbe allmählig in zuchtloſe Schaaren auf, und verbreitete ſich in weitem Umkreiſe, beſſere Quartiere fordernd. Da man dieſes Heer nicht nach Frankreich führen durfte und ſolches meiſtens aus Norddeutſchen beſtand, die nach ihrer Heimat und nach Banèr ſich ſehnten, ſo wurde denn deſſen Uebergang über den Rhein beſchloßen, und am 27. Dez. auch zu Bacharach ausgeführt. So eilten nun die Weimarer, der Heimath froh, über den Weſterwald nach den unvertheidigten Grenzen Oberheſſens hin, und vergaßen der Eroberungen Bernhards, die Frankreich eben in eine wirkliche Provinz verwandelte, und deſſen alte Waffengenoſſene gebietriſch aus ihren Gütern vertrieb. Bei Erſcheinung dieſes Heeres beſchloß die meineidige Landgräfin ſogleich deſſen Vereinigung mit den Lüneburgern und Heſſen, um dem aus Böhmen weichenden Banèr zu Hilfe zu kommen; und da ſie, die undeutſche Anhängerin an Frankreich, die Einlagerung jenes Heeres in ihrem Lande ſich abhalten, und ſolche dem Darmſtädtiſchen zuwenden konnte, ſo ſandte der redliche, deutſchgeſinnte Landgraf Bevollmächtigte an den Herzog von Longueville, und brachte eine Uebereinkunft zu Stande, durch die er den böſen Gäſten die Wetterau und einen bedeutenden Theil von Oberheſſen preis gab, und für ſich nur Gieſſen und einige Aemter frei erhielt.

Da der Kaiſer einen Churfürſtentag nach Nürnberg für das Jahr 1640 ausgeſchrieben hatte, um mit den treuen Ständen die Noth des Vaterlandes, Krieg und Frieden zu berathen, und die churfürſtlichen Geſandten Ende Januar dort eingetroffen waren, erließen ſie am 14. Febr. an die Landgräfin ein ſehr bewegliches Schreiben, worin ſie dieſelbe aufforderten, den vom Kaiſer ratifizirten mainzer Frieden, der mit den Vergleichspunkten ganz gleichlautend ſey, zu vollziehen, ihre Geſandte nach Nürnberg zu ſenden, und

ſich nicht von den Reichsfeinden verführen zu laſſen. Ein ähnliches Schreiben erging am 15. Febr. auch an den Herzog Georg von Lüneburg. Erſt nach mehreren Wochen beantwortete die falſche Heſſin jenes redliche Schreiben, betheuerte ihre große Sehnſucht nach „dem Brunnquell, dem allgemeinen Frieden des Vaterlandes," erhärtete ſchamlos die Reinheit ihrer Abſichten, und gelobte ihre Mitwirkung, „um das geliebte deutſche Vaterland aus unchriſtlicher Blutſtürzung zu einen ruhigen, friedſamen Stande zu bringen." — Da in dieſer Zeit Banèr hilflos in Thüringen lag, und ſie bloß durch Verweigerung der Hilfe den unſeligen Krieg beendigen konnte, ſo vollzog ſie aber am 1. April das Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich, und von dieſem Tage an hielt die „geprieſene deutſche Frau und gewiſſenhafte Landesmutter," den Schweden und Franzoſen „das Becken," um dem deutſchen Volke das Blut aus den matt ſchlagenden Adern zu zapfen." Während ſie alſo und zwar in geſchriebenen Worten *) ihren friedlichen Sinn heuchelte, beachtete ſie keineswegs den von ihr unterſchriebenen Friedensvertrag, und ließ ihre Truppen zu den bundesgenoſſiſchen Reichsfeinden ſtoßen. — Was half nun gegen ein ſo ſchamloſes Weib die Erklärung der nürnberger Verſammlung, daß ihre Falſchheit allein den Fremden die Fortſetzung des Krieges möglich mache, und daß ſie das uralte heilige Reich in ſchmähliche Knechtſchaft der Reichsfeinde zu bringen trachte. Was half es, einer ſolchen Vaterlandsverrätherin, die im Grunde keine Religion hatte, der aber der Kaiſer ſelbſt jede ihr „beliebige" gern zugeſtund, zu ſagen, was ſie als Calviniſtin von den katholiſchen Franzoſen und von den lutheriſchen Schweden zu erwarten habe, da ſelbſt Gu-

*) Talleyrand ſagte einſt: „Gott habe dem Menſchen die Gabe der Sprache gegeben, damit er durch Worte ſeine Gedanken verbergen könne." Iſt dieſes nun ſchon bei den geſprochenen der Fall, ſo dienen die geſchriebenen noch mehr zu jenem Zweck, indem dabei mit mehr Bedacht und größerer Auswahl der Worte verfahren werden kann. — Darum ſind Quellen- und Geſchichts-Studium höchſt verſchiedene Dinge. —

ſtav Adolph, der Schützer der deutſchen Freiheit und des Gewiſſens" (risum teneatis amici) auf das Geſuch des Landgrafen Wilhelm, „gegen Erlegung einer anſehnlichen Summe den Calviniſten in Frankfurt am Main eine Kirche zu geſtatten," erwiederte: „lieber wolle er aller ſeiner Soldaten Picken und Degen im Herzen haben, als daß durch ſeine Waffen der calviniſchen Religion ein Zuwachs entſtände."

Am Anfange des Jahres 1640 erkannte Banèr, ſchon an der ſächſiſchen Grenze ſtehend, die Unmöglichkeit, ſich länger in Böhmen zu halten, wo um dieſe Zeit im Satzer Kreiſe allein vierhundert Dörfer in Flammen ſtanden, zog von allen Seiten Verſtärkerungen an ſich, und ſah der Ankunft Königsmarks entgegen, jenes Raubvogels, der, Aetzung ſuchend, allenthalben umher ſpazierte. Gedrängt durch das täglich anwachſende Heer des Kaiſers, zog endlich Banèr unter unſäglichen Verwüſtungen und Gewaltthätigkeiten gegen die verſtockten Böhmen, die ihn nicht als „Befreier" empfangen hatten, am 20. März über die Elbe, ließ bei den grundloſen Wegen eine Menge Geſchütz und Schaaren von Ausreißern zurück, und nahm nur als eine traurige und ſehr unedle Trophäe den Kopf und den rechten Arm Wallenſteins mit, die er aus der Todtengruft zu Gitſchin hatte entnehmen laſſen, und nun als Rache für Guſtav Adolphs Tod nach Schweden ſandte. Mit ſchönerem Bewußtſeyn, und frommerem Sinn folgte aber der Erzherzog dem übermüthigen, zum Rückzug genöthigten Feinde nach, die Beute überall aufleſend, bildete dann mit den Bayern eine feſte Kette bei Eger, und ſendete die leichte Reuterei Bredows nach dem Voigtland, der dort einen glücklichen Angriffskrieg begann.

In ſeiner traurigen Lage wandte ſich jetzt Banèr an die Landgräfin und den Herzog von Lüneburg mit der Erklärung, „nur durch den beiderſeitigen Anſchluß könne die Sache der Proteſtanten gerettet werden," Worte, die heute noch manche Schwachköpfe nachlallen, denen jedoch in ihrem wahren Sinne keineswegs die Religion, ſondern nur der beabſichtete Raub unterlag. — Als nun das kaiſerliche Heer den Schweden immer mehr drängte, daß er nicht einmal an der Saale ſich halten konnte, forderte

Banèr noch dringender die ganze Waffenverbindung von den Heſſen und Lüneburger, worauf Georg am 1. Mai ſeinen General Klitzing anwies, nach Umſtänden ihm einen Theil der Truppen zu ſenden, der aber, vom Schweden beſtochen, ihm alle zuführte. Auch die Heſſin ſendete dem Banèr den größeren Theil ihres Heeres, während ſie durch falſche Vorſpiegelungen den kaiſerlichen General Wahl in Weſtphalen zu täuſchen und dort den Waffenſtillſtand zu erhalten ſuchte.

Unter dieſen Umſtänden blieb dem Herzoge von Longueville, der gern in der Nähe des Rheins ſich halten, und nur einige Regimenter an Banèr abgeben wollte, keine Wahl; er mußte trotz des hamburger Vertrages, der den Krieg gegen Oeſterreich den Franzoſen in Süddeutſchland anwies, ſich mit ſeinem ganzen Heere dem Banèr anſchließen, der nun vereint mit den Weimarer, den Heſſen und Lüneburger an der Spitze von 40,000 Mann ſtund.

Es muß jeden redlichen Deutſchen, ſey er von einer Confeſſion, welche es wolle, mit der tiefſten Trauer erfüllen, wenn er das Unglück ſeines Vaterlandes, das aus der Verworfenheit jener proteſtantiſchen Reichsverräther hervorging, und großentheils heute noch beſteht, unbefangen beleuchtet. Denn, wie der geiſtreiche, Wahrheit liebende, und tief blickende Barthold ſehr treffend bemerkt, hatten weder die Landgräfin noch der Lüneburger einen religiöſen Grund, dem Vaterlande mit den Waffen gegenüber zu treten. Keiner ſah ſich unmittelbar angegriffen; der Landgräfin waren alle kirchlichen Punkte, welche ihr die ſiegreichen Fremdlinge mit *nichten* verbürgt, durch den Kaiſer zugeſichert, und ihr ſelbſt der frühere Raub gelaſſen; Georg konnte, fügte er ſich in dem Willen des Kaiſers, den billigen Rechtsſpruch über einen hundertzwanzig jährigen Streit wegen der hildesheimer Stiftsgüter um ſo zuverſichtlicher erwarten, wenn er der Pflicht des Vaterlandes Folge leiſtete. Aber die herzloſeſte Berechnung, vom Raube des gemeinſamen, gemißhandelten, zertretenen Vaterlandes vermittelſt des Bündniſſes mit den Fremden *mehr* zu gewinnen, als ihnen nach dem *Rechte* in einem Reichsfrieden zuſtand, trieb ſie zu den brudermörderiſchen, käuflichen Waffen. Das unſelige Mißtrauen, das in den Gemüthern feſtgewurzelt war,

und die Furcht des Gewiſſens, ihre Untreue könne Kaiſer und Reich nicht verzeihen, erhielt ſie in ihrer verrätheriſchen Verbindung, und die augenblickliche Sorge ihr Land zum Tummelplatz des Kriegs zu machen, brachte den Entſchluß zur Reife; eine Sorge, der ſie am leichteſten und ehrenvollſten ſich überheben konnten, wenn ſie mit gemeinſamer Anſtrengung über die argliſtigen Störer der Wohlfahrt Deutſchlands herfielen, und gerechte Anſprüche an den Dank der Geſammtheit ſich erwarben. Doch wie die Geſchichte lehrt, belohnte keine Frucht ihre Untreue; das Erlangte ſtand außerhalb alles Verhältniſſes mit dem Darangeſetzten, und nebſt der Verheerung ihrer eigenen Länder blieb ihnen nur Geringſchätzung bei den Fremden, Unehre vor der richtenden Mit- und Nachwelt, dem armen Vaterlande aber das Loos der Schmach und der Zerſtückelung. Stand nun auch Banèr an der Spitze von 40,000 Deutſchen, die Guſtav Adolph kaum zu Nürnberg unter ſeinen Fahnen ſah, ſo wurde doch nichts Erhebliches ausgerichtet, und der Krieg planlos und abenteuerlich durch alle deutſchen Gauen geſchleppt.

Bei der nun eingetretenen numeriſchen Ueberlegenheit der Feinde, und ihrer prahleriſchen Herausforderungen, erklärte aber der Fürſt Stadion, in dem Gefolge des Erzherzogs: „ſo lange er ſeinen grauen Kopf trage, könne er nicht zugeben, daß des Hauſes Oeſterreichs Würde auf ein Paar Stunden Fechtens geſetzt würde," und weiſe behauptete das öſterreichiſche Heer den Vortheil ſeiner feſten Stellung. Denn bald trat unter den Verbündeten Uneinigkeit unter den Generalen, und Hunger und Mangel im Heere ein, während die kaiſerlichen im Rücken gedeckt, die nöthige Zufuhr aus Franken erhielten. Zugleich mußte auch der am 8. Juni erfolgte Tod der Gemahlin Banèrs, der anfänglich aus unmäßigem Schmerz, gleich hernach aber durch frivole Liebeshändel ſeinen Oberbefehl vernachläßigte, die Auflöſung des haltungsloſen Feindes beſchleunigen, wozu noch ein eigener Vorfall mitwirkte. Als nämlich die feindlichen Obergenerale am 7. Juni auf einige Stunden einen Waffenſtillſtand geſchloſſen hatten, um die Gefangenen wechſelſeitig auszutauſchen, gab Piccolomini zwar den Austauſch aller zu Banèrs Heer gehörenden Soldaten

zu, behielt dagegen die lüneburgiſchen und heſſiſchen Gefangenen zurück, und behandelte ſie wie „Räuber und Landſtreicher.“ Auf die von Banèr darüber geführte Beſchwerde, erklärte Piccolomini, er habe, da die Geſandten von Heſſen und Lüneburg noch bei dem Reichstage zu Nürnberg ſich befänden, von einer Vereinigung der heſſiſchen und lüneburgiſchen Völker mit den Schweden nichts gewußt, und demnach die Gefangenen als Ausreißer aus den Heeren ihrer Fürſten, als Ueberläufer zu den Schweden und als Meinedebrüder betrachtet und behandelt. Obgleich man ſich ſpäterhin über dieſes unſelige Verhältniß, durch welches der arme Unterthan die Schlechtigkeit ſeines Fürſten verbüßen mußte, wieder verſtändigte, das Band aber zwiſchen Schweden, Heſſen und Lüneburg immer lockerer wurde, ſah ſich Banèr genöthigt, mit ſeinem durch Noth und Deſertion vielfach geſchwächten und entmuthigten Heere an die Werra zurück zu gehen. Von allen Seiten drangen nun die fliegenden Corps der Kaiſerlichen vor, während die Hauptarmee bei Neuſtadt an der fränkiſchen Saale nochmals eine ſehr feſte Stellung nahm. Immer mehr wich auch aus Leidenſchaft, Neid, Mißtrauen, Schadenfreude, Eigennutz, Furcht und Aberglauben jeder politiſche und ſittliche Halt unter den Verbündeten, und jeden rechtlichen, ſein Vaterland liebenden Mann mußte die Falſchheit der Heſſin, und die Hinterliſt Georgs empören. Melander, der ſeit Jahren mit der größten Redlichkeit und Umſicht Heſſens Wohl und Vortheil befördert hatte, der von den Franzoſen, Schweden und allen deutſchen Reichsverräthern ſich gehaßt, alle ſeine Mühen vereitelt, und ſein ſchönes Heer durch Hunger und monatlanges Umherziehen auf wenige Tauſende vermindert ſah, begab ſich zur Landgräfin nach Kaſſel, zeigte ihr die verderblichen Folgen ihrer falſchen und unbeſonnenen Politik, und forderte ſeinen Abſchied, den er auch erhielt, worauf er, verfolgt von der Feindſchaft aller Reichsfeinde und Reichsverräther, auf ſeine Güter im Bergiſchen ſich zurückzog. Seine Stelle erhielt der Graf von Eberſtein, ein für die ſchwediſch-franzöſiſchen Intereſſen willfährigerer Geiſt. So trat denn nicht nur unter den Verbündeten der größte Zwieſpalt ſondern auch bei dem verliebten Obergeneral Banèr die ſchmählichſte Un-

thätigkeit ein, indem er öfters die abenteuerlichſten Züge machte, um ſeine geliebte Johanna, die ſchöne junge Prinzeſſin von Baden-Durlach, die er am Begräbnißtage ſeiner zweiten Frau kennen gelernt, in Arolſen bei ihren Verwandten wieder zu ſehen, und ſeine dritte Ehe mit ihr zu ſchließen, während die Kaiſerlichen mit aller Macht in das Heſſenland eindrangen. Da fühlte nun die Falſche tiefe Reue über ihren Friedensbruch, und ſandte, das arme Landvolk ſeinem Geſchicke überlaſſend, ihre in Oſtfriesland erbeuteten Viehheerden nach Braunſchweig, wo Herzog Georg das Vieh auf ſeinen Meierhöfen unterbrachte, die Bauern aber ſich verbat.

In einer noch ſchmählicheren Lage befand ſich der Herzog von Longueville, indem unter ſeinem Heere ſelbſt Meutereien ausbrachen, die nur mit Mühe unterdrückt wurden. Obgleich nun die äußerſte Noth wieder einigen Zuſammenhalt unter den Verbündeten erzwang, und ſämmtliche heſſiſchen und lüneburgiſchen Truppen zu den Schweden ſtießen, ſo hatte derſelbe doch keinen langen Beſtand, und der Feldzug nahm durch gegenſeitiges Mißtrauen, Hochmuth der Schweden, und Zügelloſigkeit des bunt zuſammengeſetzten Heeres, ſo wie durch das verliebte Benehmen Banèrs einen ſehr bedenklichen Gang, indem Piccolomini jetzt auch Hildesheim und ganz Niederſachſen bedrohte. — Banèr hatte endlich nach vielen Ritten das Jawort von den Verwandten der Prinzeſſin zur ungleichen Verbindung erlangt, und feierte ſein Verlobungsfeſt mit 200 Kanonenſchüſſen, wodurch die Umgegend weit und breit in Allarm gerieth, und zu Kaſſel, im Glauben es würde eine entſcheidende Schlacht geliefert, Kirchengebete gehalten wurden. Am 25. September ließ er denn zu Arolſen formlos den kirchlichen Segen über ſeine Ehe ſprechen und vollzog die Hochzeit im Lager, wo er mit ſeiner jungen Frau um Mitternacht unter Geſchützſalven eintraf. — Um nun dem dreimal Beweibten keine Ruhe zu laſſen, verließ Piccolomini ſehr ſchnell das verwüſtete Heſſen, und ſeine Reuterſchaaren drangen über die Weſer in das Gebiet Georgs ein, der alle ſeine Mühe und Liſten vereitelt, und ſein Land ſogar von der Einlagerung zweier Armeen bedroht ſah. Auf den gewaltigen Hilfſchrei Georgs

rückte Banèr mit dem ganzen Heere der Verbündeten ſchnell heran, worauf Piccolomini wieder über die Weſer zurückging, und froh, den Feind aus Böhmen bis nach Niederſachſen ohne Schlacht getrieben zu haben, die Winterquartiere im Münſteriſchen aufſuchte (10. Oct.).

Als nun Banèrs Heer in Niederſachſen lagerte, was natürlich Georg und ſeinen Verwandten ſehr mißfiel, und ſie zur Erklärung brachte: „wollten die Gäſte mit Gewalt bleiben, ſo müßten ſie andere Entſchlüſſe faſſen," theilte Banèr dem Guelfen im tiefſten Vertrauen ſeinen Entſchluß mit, der dieſem um ſo mehr gefiel, als er ſein Land ſehr ſchnell von allen Einlagerungen befreite. — Aber auch der Erzherzog und Piccolomini erkannten die Unmöglichkeit, in dem öden nordweſtlichen Deutſchland mit ihren zahlreichen Heeren zu überwintern, und beſchloſſen, jenſeits des Mains Winterquartiere zu beziehen. Indem ſie nun ihren Weg durch Heſſen nahmen, wo ſogleich die falſche Heſſin nach Gröningen entfloh, verjagten ſie auch nach manchen harten Kämpfen die in Oberheſſen eingeniſteten Feinde des redlichen reichstreuen Georgs von Darmſtadt, und gingen am 11. Dezember zu Aſchaffenburg über den Main, wo ſie das Heer vertheilten, und in Franken, Schwaben und Bayern die Winterlager beziehen ließen (1641).

Da es der Politik Richelieu's durch die Ehrloſigkeit und Raubſucht ſo vieler proteſtantiſchen Fürſten einmal gelungen war, die Hauptmacht des Kaiſers und Reichs in Deutſchland ſelbſt zu beſchäftigen, ſo konnten die Franzoſen, wie die Schweden in Pommern, planmäßig ihr Ziel verfolgen. That nun Erlach bisher alles Mögliche, um den Werth ſeines Verrathes durch die größte Aufmerkſamkeit auf alle Gefahren bei dem Cardinal zu ſteigern, ſo blieb er doch bei dieſem als Verräther und überdieß als Calviniſt ſehr verdächtig. Da erſchien denn mit einmal der Baron d'Oiſſonville mit reichbeladenen Mauleſeln in Breiſach, und nahm mit dem Titel eines Königslieutenants die Regierung des eroberten Landes in Anſpruch. Vergebens ſträubte ſich jetzt Erlach, der Verräther; er war überliſtet, und wurde nun mit Taupadel, der in dieſer Zeit gegen den Speerreuter ausgewechſelt

war, abgeſendet, um die Feſte Hohentwiel mit Kriegsvorräthen und Lebensmitteln zu verſorgen, während Hatſtein, auch einer von den Verfertigern des breiſacher Vertrags, mit den deutſchen Beſatzungen von Breiſach, Schlettſtadt, Kolmar und Benfeld zu gleichmäßigem Zwecke in das Unterelſaß marſchiren mußte. So hatte denn der Königslieutenant ganz freie Hand; ſeine Untergebenen ſetzten alle Feſtungen durch neue Werke in den beſten Stand, verſorgten ſie auf Jahre und brachten Alles auf franzöſiſchen Fuß, wodurch ſelbſt die vom Kaiſer in dem augsburger und prager Frieden ausgeſprochene Toleranz ſehr wenig beachtet wurde. Zwar klagten manchesmal die weimariſchen Direktoren und Oberſten über die „Durchlöcherung des breiſacher Vertrags;“ doch was half's? Die Feſtungen ſammt dem Lande gehörten einmal Frankreich, Ludwig nannte ſie ſein, und ließ ſogar Münzen ſchlagen mit der Umſchrift: **Deus transfert regna.** Widerhold, der Commandant von Hohentwiel, erhielt von Frankreich eine ſehr erhöhte Penſion, weil er alle ſchriftliche, ſehr ernſtliche Uebergabsbefehle ſeines Landesherrn (denen jedoch das verabredete Gegenzeichen fehlte), ſo wie die Verlockungen der Spanier abgewieſen, und erneute Belagerungsverſuche vereitelt hatte, während dagegen die Bayern durch ſtarke Winterlager in dem würtemberger Lande mit größtem Rechte die Untreue Eberhards an ihm ſelbſt deſto ſtrenger beſtraften. — Richelieu hatte demnach durch die Verrätherei und Ehrloſigkeit ſo vieler proteſtantiſchen Fürſten ſein Ziel erreicht, und gab ihm noch mehr Feſtigkeit, indem er den ſchlauen Mazzarini, auf Ludwigs Begehren vom Papſte zum Cardinal erhoben, als franzöſiſchen Bevollmächtigten für die allgemeine deutſche Friedensverſammlung ernannte, zu deren ſchiedsrichterlichen Geſetzen nach ſeiner Anſicht doch einmal der Kaiſer, das Reich und Spanien allmählich entkräftet, gebeugt werden mußten.

Was nutzten nun alle Beſtrebungen der friedliebenden Verſammlung zu Nürnberg, da unter ihren Augen die Heſſin und der Lüneburger ihr Bündniß mit dem Reichsfeinde, aller Abmahnungen und Verheißungen ungeachtet, abſchloſſen, und der grelle Widerſpruch zwiſchen ihren Worten und Thaten um ſo

weniger einen günstigen Erfolg für die wohlmeinend angebotene Vermittelung des Königs von Dänemark hoffen ließ, als man durch die größten Spitzfindigkeiten und ganz neue Förmlichkeiten jeder Unterhandlung den Weg versperrte, und die größten Kleinigkeiten zu einem jahrelangen Streite und diplomatischen Gebalge dienten. Da trugen denn die Churfürsten auf einen allgemeinen Reichstag an, den Ferdinand auch auf den 26. Juli 1640 nach Regensburg ausschrieb, und auch dort schon am Ende Mai eintraf, um dem Kriegsschauplatze näher zu seyn.

Obgleich nicht ein einziger Churfürst, und von den Fürsten nur der Markgraf Wilhelm von Baden nach Regensburg kam, erschienen doch ihre Abgesandten, und der Kaiser ließ am 23. September den Reichstag eröffnen, wo er sogleich seine aufrichtigste Friedensliebe zeigte, indem er dem Gesuche der Stände gemäß auch den von der Amnestie noch Ausgeschlossenen sicheres Geleit auf den Reichstag gewährte, den Zutritt der hessischen und braunschweigischen Gesandten gestattete, und das Gutachten der Stände über die allen bisher ausgeschlossenen Reichsgliedern zu gewährende Amnestie verlangte. So ernstlich war Ferdinand auf die Beruhigung des Reichs bedacht, daß am 27. Dezember ein kaiserliches Decret, dem Reichsgutachten gemäß, das sichere Geleit allen noch nicht in den prager Frieden aufgenommenen Ständen für die Friedensversammlung zusicherte. Zugleich wurden die nöthigen Kriegsmaßregeln berathen, und das gehässige Geschäft der Winterquartiere des kaiserlichen und Reichsheeres mit möglichster Berücksichtigung der klagenden Stände entschieden. *)

---

*) Wie aber in allen Revolutionen auch die revolutionären Schriften nie mangeln, wie es im Interesse von Frankreich und Schweden lag, dem revolutionären Geist der Deutschen, der sich auf dem kirchlichen, wie auf dem politischen Gebiete schon hinlänglich gezeigt hatte, auch auf dem literarischen Weg ein bestimmtes Ziel anzuweisen, so erschien denn damals unter dem falschen Namen, Hippolithus a Lapide de ratione Status in Imperio Romano-Germano, ein Buch, worin der Verfasser, wahrscheinlich der Protestant Chemnitz, geradezu ausspricht, „daß bei diesem Kriege es sich nicht um Religionen,

Unter langsamer deutscher Bedächtlichkeit und unter widerwärtigen Streitgegenständen erwartete man die Gesandten der letzten unausgesöhnten Reichsglieder, des Markgrafen von Baden-Durlach, des Grafen von Nassau-Saarbrück, die außer Hessen und Braunschweig noch unter den Waffen standen, gleich wohl dreist sich beklagten, nicht zum Reichstag berufen zu seyn; jener „Majestätsverbrecher," derer demüthigen Einstellung Ferdinand ein Jahr früher noch entgegensah, als am 26. Januar 1641 die Wächter des deutschen Capitols, nicht wie einst die römischen durch das Geschnatter der Gänse, sondern durch den Donner der schwedischen Kanonen aus ihrem Schlaf mit Hohn geweckt wurden.

Jener geheime Plan Banèrs, den er Georg vertraute, war aber kein anderer, als mitten im Winter in die Oberpfalz einzubrechen, den Reichstag zu zersprengen, und vielleicht das Reichsoberhaupt sammt den Ständen in schwedische Gewalt zu bringen. — Zwar mochte dem besonnenen Herzog Georg das Unternehmen Banèrs sehr tollkühn und abenteuerlich erscheinen; doch die Entfernung des Schweden, den kein Bundesgenossener gern bei sich

---

sondern um Länder handle; daß daher alle gegen die Kinder des verstorbenen Tyrannen (Ferdinand II.), kurz gegen das ganze österreichische Haus, als Verderben drohend gegen die uralte Freiheit, die Waffen ergreifen, dieselbe aus Deutschland vertreiben, und die österreichischen Länder als Reichseigenthum einziehen sollten. — Nach Ausrottung des Kaiserhauses müsse ein neuer Kaiser, durch Tugend, nicht durch Adel und Reichthum empfohlen, gewählt werden, dessen Würde nicht über drei Geschlechter in derselben Familie dauern dürfe, und die Mittel zu dessen Unterhalt aus den österreichischen Erbländern entnommen werden. Das Amt der Churfürsten müsse aufhören, und alle Stände Antheil an den gemeinsamen Angelegenheiten haben, weßhalb ein Reichsregiment der jeder selbstständigen Regung entblößten politischen Gliederpuppe als vollziehende Gewalt zur Seite stehen sollte." — Dieses Schandwerk, nicht unähnlich jenen, die zu Cromwels und Robespierre's Zeiten erschienen sind, war sicherlich auf Betrieb der fremden Kronen geschrieben worden, und fand natürlich bei der Hessin, dem Lüneburger und einigen kleinen Höfen vollen Beifall.

ſah, und der Gedanke, daß durch Zerſprengung des Reichstages zu Regensburg, deſſen löbliche Thätigkeit, Mäßigung und einmüthige Haltung die böſen Pläne Georgs bedrohten, eine gänzliche Umgeſtaltung aller Verhältniſſe herbeiführen könne, machten ihn zum Lobredner eines Entſchluſſes, den wahrſcheinlich Noth, Rathloſigkeit und des Rheines edler Rebenſaft in dem Schweden erzeugt hatten. Denn das wüſte Leben, die Zechgelage, denen man zu Hildesheim ſich hingegeben, äußerten bereits ihre verderbliche Wirkung. Banèr kam am 14. Dezember in Erfurt krank an, Georgs Lebenskräfte ſchwanden ſichtlich hin, und von der Saufkrankheit hingerafft, lagen gleich nach der Trennung der Kumpanen der Landgraf Chriſtian von Heſſen-Kaſſel und der junge Graf von Schauenburg, Otto IV., der Letztling eines uralten Geſchlechtes, ſchon am 25. November auf der Bahre. — Mit vieler Mühe wurde zwar Guébriant, der unter dem weimariſchen Heere kaum 300 Franzoſen zählte, zum Mitzuge verleitet; doch er hatte keinen eigenen Willen mehr, da ſelbſt Taupadel, der vom Oberrhein zum ernſteren Kampfe gekommen war, erklärte, er würde dem Banèr in die entlegenſten Winkel der Erde folgen. — So geſchickt hatte aber Banèr ſeine Abſichten zu verdecken gewußt, daß die kaiſerlichen Truppen im Gebiete von Nürnberg erſt am 12. Januar 1641 die Kunde von ſeiner Annäherung erhielten; aus dem Benehmen der kaiſerlichen und ligiſtiſchen Generale erkannte aber auch Banèr ſehr ſchnell, daß ſein tollkühner Plan, Regensburg zu überfallen, geſcheitert ſey. Um jedoch ſeine Geringſchätzung gegen die kaiſerliche Macht zu zeigen und den Kaiſer und die Stände zu einer ſchmählichen Flucht zu zwingen, ſchob er ſein Heer gegen die gefrorne Donau vor, wo die Vorhut unter Avid von Wittenberg und Naſſau auf das jenſeitige Ufer überſetzte, beutegierig und verwüſtend bis gegen Regensburg hinſtreifte und Schrecken über das ſieben Jahre lang geſchonte Land verbreitete. Doch Ferdinand ließ ſich nicht ſchrecken, verſprach bis zur Vollendung des Reichstages in der Mitte der Verſammlung zu bleiben und alle nöthigen Anſtalten zu ihrem Schutze zu treffen, wodurch er die von Frankreich erkauften, dem Frieden abgeneigten Glieder,

vorzüglich den heſſiſchen Kanzler Vultejus, von der Abreiſe abhielte, der nun aber deſto lauter ſeine Stimme für eine allgemeine Amneſtie erhob, weil ſeine Fürſtin derſelben am meiſten bedurfte. Die Nähe des Feindes nicht beachtend, ſetzte Ferdinand ſeine gewöhnliche Lebensweiſe fort, und wäre am 23. Januar auf der Jagd beinahe in die Hände des Königsmarks gerathen, der nur um eine Stunde zu ſpät kam, und demnach bloß deſſen Pferde, Maulthiere, vierundzwanzig Falken ſammt den Falkenmeiſtern auffing. Da gerade Thauwetter eintrat, und die Eisdecke der Donau beweglich wurde, eilten die Räuber wieder auf das linke Ufer, und um doch etwas zu thun, und den „König von Ungarn“ zu inſultiren, ließen Banèr und Guébriant einige hundert Stückſchüſſe aus weiter Ferne auf Regensburg abfeuern, die nicht den geringſten Schaden anrichteten, und bloß zum Beweis dienten, wie ſehr das ſtreitbarſte Volk der Welt durch den Verluſt der Einheit im Glauben auch die Einheit im Ehrbegriff und Ehrgefühl verloren habe, weßhalb ein Paar Fremdlinge, nur von einigen hundert Landsleuten umgeben, hingegen durch Tauſende feiler Söldner Deutſchlands geſchützt, ſolchen Hohn wagen konnten. — Da der Zweck des abenteuerlichen Marſches keineswegs erreicht war, und die kaiſerlichen und bayeriſchen Corps von allen Seiten herbeieilten, mußte nun Banèr auf ſeinen Rückzug denken, wodurch ſogleich zwiſchen ihm und Guébriant der lebhafteſte Streit über die Rückzugslinie entſtand, der mit der Trennung beider endete, indem Banèr mit ſeinem Heer nach Cham, Guébriant mit ſeinen meuteriſchen Weimarern nach Bamberg zog. Bei dieſen hatte aber die Inſubordination eine ſolche Höhe erreicht, daß drei Reuterregimenter trotzig ihre Standarten bei den Offizieren abholten und in voller Rüſtung zum Thor hinaus ritten, um ſich mit dem Feinde zu vereinigen. Während nun Guébriant durch die beſten Worte die Meuterer wieder beſänftigte, die Oberſten aber nur ſtets Geld verlangten, nahm er gegen dieſe einen andern Ton an, und kapitelte ſie am 26. Februar ſo derb herunter, daß die Eiſenfreſſer vor dem in ihrer Mitte ſtehenden Fremden erſtummten, indem ihnen, den beſtochenen und erkauften, jenem muthigen und treuen Diener ſeines

Königs gegenüber, jede moraliſche Kraft fehlte. — Da Banèr ſeinen Rückzug nach Zwickau mit der Einladung, ihm zu folgen, dem Guébriant gemeldet hatte, und dieſer bloß durch den Anſchluß an das größere Heer ſich und ſeine Weimarer retten konnte, brach er dann auch ohne Säumen dahin auf. — Unter dieſen Mann und Pferde ermüdenden Märſchen und Contremärſchen waren mehrere Wochen verſtrichen, als der Erzherzog am 16. März mit 18,000 Mann den Feldzug eröffnete, und mit ſeiner trefflichen Reuterei überall die Verbindung der ſchwediſchen Quartiere durchſchnitt, und die Vereinigung der feindlichen Corps verhinderte. So wurde denn der ſchwediſche Oberſt Erick Slange mit ſeiner ganzen Heeresabtheilung am 16. zu Neuenburg unentrinnbar eingeſperrt, während Geleen gerade auf Cham losging, und hierdurch Banèrn zur eiligſten Flucht durch den unwegſamen Böhmerwald zwang, wo er nach den mühſeligſten Märſchen mit großem Verluſt an Menſchen, Pferden und vielem Gepäcke, und bloß durch einen Glücksfall an dem Hauptpaß Preßnitz gerettet, endlich Zwickau am 30. März erreichte. Da Oberſt Slange nach einer tapfern Gegenwehr am 21. März kapituliren und ſich ſammt dem Markgrafen von Baden-Durlach, dem Schwager Banèrs, nebſt drei Oberſten und 4,000 Mann und 4000 Pferde ergeben mußte, ſo machte dieſe Siegesfreude die frühere Inſult zu Regensburg vergeſſen, und die Gefahr, welcher der jagende Kaiſer durch eine Stunde Vorſprung entgangen war, wendete auch das Glück von Banèr und ſeiner Armee ab, indem Piccolomini eine halbe Stunde zu ſpät am Preßnitzer Paß eintraf, worüber nachher zwiſchen Geleen und Piccolomini der heftigſte Streit entſtand, der durch einen blutigen Zweikampf geendet hätte, wäre der Kaiſer ſelbſt nicht dazwiſchen getreten. — Am 19. April befanden ſich nun alle Verbündeten auf dem linken Ufer der Saale, und der todtkranke Feldmarſchall mußte ſich nach Merſeburg tragen laſſen, wo ihn am folgenden Tag die Nachricht von des Herzogs Georgs Tod auf das tiefſte erſchütterte.

Wie immer hatte Georg mit der Heſſin die gemeinſchaftliche Falſchheit und Verräthereien gegen Kaiſer und Reich fortgeſetzt, und freute ſich manches Erfolges; doch durch ſeine Saufgelage

ſchon äußerſt geſchwächt, erſchütterte ihn die Nachricht vom Rückzug Banérs nach Meißen, und deſſen dringendes Hilfsgeſuch ſo heftig, daß ihn am 10. April der Schlag traf, der am 12. ſeinem ſchmählichen Leben im 60. Jahre ein Ende machte. Denn das einzige, zwanzigjährige, viel beſcholtene Streben dieſes Fürſten beſtand bloß darin, ſich einen größeren Länderzuwachs, eine höhere Geltung und Unabhängigkeit von der rechtmäßigen Oberherrſchaft des Kaiſers, ſo wie von den fremden Kronen zu erringen, weßhalb er auch in ſeiner unfürſtlichen Ehrloſigkeit ſich nicht ſcheute, von einer Partei zu der andern, vom Kaiſer zu den Dänen, von den Dänen zu dem Kaiſer, vom Kaiſer zu den Schweden, von den Schweden nach der nördlinger Schlacht und dem prager Frieden nochmals zum Kaiſer, und ſeit zwei Jahren wieder zu den Schweden abzufallen, und hierdurch als politiſcher Revolutionsmann die nämliche Unbeſtändigkeit in der Politik an den Tag zu legen, welche die kirchlichen Revolutionsmänner ſchon in der Religion an Tag gelegt hatten. Sein Land wurde demnach von allen verwüſtet, ſein Heer wurde meuteriſch, Wolfenbüttel fiel in die Gewalt der Feinde und in bitterem Grimm über ſich ſelbſt, vernichtete er durch ſein Teſtament das Gebäude ſeiner Pläne für alle Zukunft, indem er gegen alle geſunde Fürſtenpolitik ſein Land in die beiden Fürſtenthümer Celle und Hannover ſpaltete, wo ſeine Nachkommen in dem letzteren bloß durch ihre feſte Anhänglichkeit an Kaiſer und Reich ſich den Churhut und ſteigende Bedeutung erwarben. — Konnten demnach die Schweden ſelbſt nicht leugnen, daß ſeit dem Herbſte 1638 bloß des Lüneburgers Beiſtand ihrer Sache zur einzigen Aufhilfe gedient habe, ſo beſteht die Erbſchaft, die der Sterbende dem Vaterlande hinterließ, allein darin, „daß er die abgeſtumpften Waffen der Fremden in den Eingeweiden Deutſchlands feſthielt.“ Sein Tod mußte demnach allen Reichsverräthern und beſonders der falſchen Heſſin ſehr ſchmerzlich fallen.

Das Ableben Georgs, der Rückzug, Hilfsruf, und die Krankheit Banérs dienten wieder zu einem neuen Intriguenſpiel zwiſchen Frankreich, Schweden und der Heſſin, wobei dieſe, immer nur auf Krieg bedacht, dieſen bloß von ihren Grenzen entfernt

wiſſen wollte, während Georgs Wittwe, eine Schweſter des Landgrafen von Darmſtadt, mit ihrem Geſammtrath nur die Neutralität und die Ruhe ihres Landes im Auge hatte. — Zwar zählte Banèrs Heer noch 19,000 Mann, worunter 500 Schweden, das weimariſche über 6000 Mann, worunter 300 Franzoſen ſich befanden; doch beide Heere vermochten nicht, dem kaiſerlich-bayeriſchen die Stirne zu bieten, und ſahen daher ſich genöthigt, nach einigen kleinen Scharmützeln nach Halberſtadt zurückzugehen, wohin der kranke Banèr am 19. Mai in einer Sänfte ſich tragen ließ. Obgleich ſeine Aerzte die beſten Hoffnungen hegten, ſein Leben zu friſten, wenn ihm die Feinde nur einige Wochen Ruhe geſtatteten, ſo ſollte aber der Mann, der ſeit zehn Jahren Brand und Mord durch ganz Deutſchland getragen, auch keine ruhige Sterbſtätte finden. Denn am 20. Mai gingen die Kaiſerlichen auf vielen Punkten über die Saale, und mit ſterbender Hand unterzeichnete Banèr noch ein Hilfsgeſuch an die Gurlſen. Doch an demſelben Tage verſchied er ſchon in der Morgenſtunde unter qualvollen Bildern nach einem harten Todeskampfe; wie denn am nämlichen Tage die kaiſerliche Reuterei im nahen Quedlinburg ein ſtarkes Regiment Banèrs aufhob, 1000 Pferde und reiche Baarſchaften, die Erpreſſungen Meißens, erbeutete. Als am 21. Mai Guébriant mit dem Heere herbeieilte, fand er ſchon den Leichnam erkaltet, Alles in größter Verwirrung, die Wittwe des Geſtorbenen mit ihren Frauenzimmern faſt aus ihrem Hauſe geworfen; Kiſten und Kaſten erbrochen; die Kriegszahlmeiſter und Geheimſchreiber auf flüchtigem Fuße, und ſo ging, wie gewöhnlich, auch hier wieder der Raub von einer Hand zu der anderen. —

Johann Banèr, geboren zu Djaesholm in Upland, aus einem der vornehmſten und höchſten Geſchlechter Schwedens, war ohne alle gelehrte und geſellſchaftliche Bildung einer der größten Feldherrn ſeines Jahrhunderts, und er allein konnte nach der nördlinger Schlacht und dem prager Frieden den Krieg in Deutſchland fortſetzen. Wenig mit Belagerungen ſich befaſſend, ſuchte er ſein Heil bloß in den Schlachten, wo ſein ſcharfer Blick des Feindes ſchwache Seite ſchnell erſpähte, auf die er dann mit ganzer Kraft ſich warf, des Menſchenblutes nicht ſchonte, und hier-

durch auch gewöhnlich den Sieg errang. Man rühmt von ihm, er habe 60,000 kaiſerliche und 40,000 ſächſiſche Krieger aufgerieben; leicht mag er bei ſeinem Heere eine gleiche Zahl verloren haben, von der jedoch keine Erwähnung geſchah, da es Deutſche waren, die unter ihm fochten, litten und umkamen. — Seine Kriegspläne immer verhüllend, duldete ſein Selbſtvertrauen keinen im Heerbefehl neben ſich; Herrmann und Karl Georg Wrangel, Stälhanske und der kluge Torſtenſon, alle mußten ihm weichen, und ihr Verhältniß zu ihm war oft ein ſehr geſtörtes. Nur ſich ſelbſt zur Rechenſchaft verpflichtet, fühlte er ſeine Uebermacht über die kaiſerlichen Generale, die in beklagenswerther Abhängigkeit vom wiener Hofkriegsrath und von den Mitfeldherrn erhalten wurden. Daß er die deutſchen Fürſten mit Hochmuth, Geringſchätzung und ſelbſt mit Grobheit behandelte, hatten ſie hinlänglich verdient, und daß er Feind und Freund gleich ſchonungslos und barbariſch behandelte, dafür war er aber auch ſeit zehn Jahren die Ruthe, durch die der Herr der Welt alle Deutſche ſchlug. In ſeiner Moral war Banèr, der bleiche Ritter, als hoher Verehrer des Bachus und der Venus, ein wahrer Utraquiſt, und demnach ein wahrer Verſchwender der eigenen Lebenskraft, der in ſeinem 41. Lebensjahr auf dem Siechbette ſein liederliches Leben aushauchte, während den edlen tugendhaften Tilly erſt im 73. Lebensjahre der Tod eines wackeren Soldaten erreichte. Ganz in der bodenloſen Untreue, Falſchheit, Tücke und Begriffsverwirrung jener Zeit führte denn auch Banèr im häßlichen Widerſpruche mit ſeiner ſelbſtſüchtigen Politik, und gleißneriſchem kirchlichen Eifer die ſalbungsvollen Worte von der „Errettung der bedrängten Gewiſſen, und dem Verderben der geſammten evangeliſchen Sache“ beſtändig im Munde und im Kanzleiſtyl, — Worte, die alle bethörten, proteſtantiſchen Schwachköpfe ihm heute noch nachlallen. —

Unterliegt es nun keinem Zweifel, daß die Weltkirche Chriſti in ihrem Geiſte und in ihren Formen das monarchiſche Princip zum Beſten der Menſchheit wahre, ſo zeigt denn auch die Geſchichte zur Genüge, daß bei allen kirchlichen Revolutionen die von ihr Abgefallenen einen Geiſt der Unbotmäßigkeit hegen, der nicht nur jeder religiöſen, ſondern auch jeder politiſchen Autorität feind, nur

nach republicaniſcher Freiheit trachtet. So hatte denn kurz vor dem Tode Banèrs ſchon in dem deutſch-ſchwediſchen Heere ein Geiſt der Meuterei ſich entwickelt, deren Ausbruch man zwar bei dem Leben des Feldmarſchalls durch Geld und Vertröſtungen noch verhinderte, die aber nach deſſen Tod zu einer förmlichen Soldatenrepublik ſich bildete, indem ſieben und zwanzig Oberſten eine Verbrüderungsurkunde zum Schutz und Trutz unterzeichneten. Als nun die älteſten Generalmajore, der Brandenburger Adam von Pfuhl, Banèrs Schwager aus deſſen erſter Ehe, der Liefländer Karl Guſtav Wrangel und der Schwede Arvid Wittenberg, die oberſte, von Banèr ihnen ſchon beſtimmte Kriegsleitung übernehmen wollten, und dieſes den Oberſten kund thaten, erklärten dieſe geradezu, daß alle Kriegsbefehle, die des Heeres Wohl beträfen, mit ihren Abgeordneten berathen, und in ihrem Namen bekannt gemacht werden müßten und ſendeten auch wirklich den Major Otto Chriſtoph von Rochow, und den Hauptmann Chriſtoph von Mortaigne nach Schweden, um im ſoldatiſchen Tone ihre Klage der Königin zu hinterbringen, und von ihr den Lohn für ihre Thaten, auch erhöhten Sold und Werbegelder zu fordern. — Immer peinlicher wurde demnach das Verhältniß Guébriants, der in dieſer Zeit nicht nur zwei Regimenter ſeines weimariſchen Heeres durch einen feindlichen Ueberfall verlor, ſondern auch von den Oberſten ſelbſt die Schreckensworte vernehmen mußte: „ſie und die Weimarer mit ihren Bundesgenoſſen ſeyen ſtark genug dem Reich einen ehrenvollen Frieden zu verſchaffen, welches die Fremden zu zerſtückeln ſuchten, und es nur durch Deutſchlands eigene Kraft bekämpften.“ — So dehnte denn die Soldatenrepublik ihre Gewalt immer weiter aus, indem ſogar die Lüneburger an die gewaltige ſich wandten, um durch ſie — den Beſitz jener Städte ihres Landes wieder zu erlangen, welche die Schweden gegen ihr vielfaches Verſprechen noch immer beſetzt hielten.

Während dieſer Zeit hatte Piccolomini, obgleich noch immer mit Geleen hadernd, das Churfürſtenthum Sachſen und Meißen gänzlich von dem Feinde geſäubert, und brach bei der Ankunft des Erzherzogs am 26. Juni auf, um Wolfenbüttel zu entſetzen. Am 28. Juni dort angelangt, begann ſchon am folgenden Tage

gegen den, durch Schanzen und Verhaue wohl geschützten Feind die Schlacht, die, wenn gleich unentschieden, doch darum verhängnißvoll wurde, weil sie auf dem Wege der Vertheidigung die Kraft der Reichsfeinde zusammenhielt, über die denn der neue schwedische Oberfeldherr bei seiner Ankunft nach Gefallen verfügen, und auch wieder die Offensive ergreifen konnte. Obgleich nun das schwedisch-weimarsche Heer durch den Zuzug von 6000 Hessen das stärkere war, so wagte es doch nicht, die Kaiserlichen anzugreifen, und da Wolfenbüttel, hinlänglich mit Vorräthen versehen, außer Gefahr war, so zog sich auch Piccolomini zurück, um neue Verstärkung an sich zu ziehen. Gerade in dieser Zeit hatte das kaiserlich-sächsische Heer die Festung Zwickau, das große Kriegsdebot der Schweden, erobert, und der sächsische Feldmarschall Arnim machte aus tief begründetem Hasse gegen die Schweden und von der richtigsten Ansicht geleitet, die größten Anstrengungen, um die Schmach der Unterwürfigkeit unter die Fremden von Deutschland abzuhalten, was er jedoch nicht vermochte, indem jene als höhere Strafe dem unglücklichen, von Gott verlassenen Lande werden sollte. Denn wie der Tod Bernhards, des ehrlosesten Reichsfeindes, schon dazu das meiste beigetragen hatte, so sollte nun nicht nur der schnelle Tod Arnims, des redlichen Reichsfreundes, durch Hemmung seines großartigen Unternehmens, sondern auch das unredliche und undeutsche Benehmen des neuen Churfürsten von Brandenburg, das weitere dazu beitragen, indem dieser, gegängelt mit der Hoffnung, die Hand der schwedischen Königin Christina und mit ihr auch Pommern wieder zu erhalten, selbst ein Verräther an Deutschlands Ehre und Interesse in einem Augenblick wurde, wo das Ende des so unheilvollen Krieges, und die Ehre des Vaterlandes von ihm allein abhing.

Verhängnißvoll fügte sich nun Alles, um dem Verfall der schwedischen Waffen wieder aufzuhelfen. — Der schwedische Reichsrath übertrug dem Generallieutenant Torstenson, seiner Kränklichkeit und Weigerung ungeachtet, den Oberbefehl über das schwedische Heer in Deutschland, gab ihm jedoch keine unbeschränkte Gewalt, die Banèr hatte, sondern setzte ihm den Staats-

secretair Lars Grubbe „einen Fuchs“ als Assistenz- und Kriegsrath an die Seite. Die von der Soldatenrepublik nach Schweden gesendeten Offiziere wurden dort sehr freundlich empfangen, reichlich beschenkt, und dann zur Rückkehr angewiesen, um die baldige Ankunft des Oberfeldherrns zu melden. Zugleich wurde das abgelaufene französisch-schwedische Bündniß nach vielen diplomatischen Künsten, Chikanen und Förmlichkeiten erneuert, für die schwedischen Unterhandlungen Osnabrück, für die französischen die Stadt Münster, und überdieß die Auswechselung Gustav Horns, gegen den Johann von Werth festgesetzt, und, um die Partei gegen Kaiser und Reich zu stärken, ein gemeinsames Einwirken auf die Entschlüsse Brandenburgs, der Hessen, und der Guelfen verabredet.

Das Heer der Verbündeten, dem die sittliche Haltung und ein tüchtiger Oberfeldherr fehlte, verwickelte aber durch die Vielköpfigkeit im Commando die politischen und militärischen Verhältnisse zu einem unentwirrbaren Knäul. Die Wuth gegen die Schweden steigerte sich von Tag zu Tag, und nur Guébriants Besonnenheit verhinderte den gegen Gustav Gustavson und Wrangel beabsichteten Mord. Den Hessen gefiel es nicht in dem Hungerlager; auch wollten sie ihrer belagerten Feste Dorsten zu Hilfe kommen; den Lüneburgern mißtrauten die Schweden, und der schwedische Kriegsrath Lars Grubbe, der ohne Geld angekommen war, verstimmte noch mehr die Gemüther. Wirklich gingen die Obersten darauf aus, dem Ding ein Ende zu machen, und jenen „Federfuchs“ sammt allen Schweden mit der Klinge zu beseitigen, ein Vorhaben, das abermals Guébriant durch Bestechung des größten Schreiers vereitelte. Unterdessen eroberte Piccolomini mehrere Städte und Festen, drang in die Nähe von Hildesheim vor, und schnitt dem Feinde alle Zufuhr ab, wodurch die Noth in diesem Lager so groß wurde, daß die Reuter ihre Sättel und Waffen verkiesen, und die Offiziere ihre Pferde und Gepäck verpfändeten, um ihr Leben zu fristen und Guébriant an den Minister nach Paris schrieb: „Ich beschwöre Sie, als Mann von Ehre, daß, außer der Ungnade des Königs, ich nicht allein die Bastille, sondern selbst den Tod vorziehe, als

länger hier zu bleiben, wo ich eine gänzliche Niederlage meiner Ehre, die ich seit zwanzig Jahren mit Blut und Leben wahrte, zu erwarten habe. Denn die Deutschen wollten schon allen Schweden den Hals brechen, weil jene, statt sie zu befriedigen, nur damit umgingen, sie zur Strafe zu ziehen; sie wollten keinen fremden Generalen mehr gehorchen, die nur kämen, ihr Land aufzufressen." — Dieser elende Zustand des feindlichen Heeres machte denn die Kaiserlichen immer kühner, und der Graf v. Bruay, der gefürchtete Nachfolger des zu Prag gestorbenen Isolani, schickte sich an, mit ein paar tausend Reutern, die feindlichen Futterhohler zu überraschen und zu vernichten. Da jedoch sein Vorhaben verrathen war, so wurde er hingegen von sehr starken feindlichen Heeresabtheilungen plötzlich angefallen, und mußte nach einem sehr tapfern Widerstand, wobei der Graf von Nassau, die Obersten Müller und Fleckenstein und viele Weimarer blieben, mit gleichem Verluste an Mannschaft sich zurückziehen. Während nun das Heer den Tod jener ausgezeichneten Offiziere beklagte, freute sich dessen Guébriant im Stillen, indem er ihn von seinen gefährlichsten Gegner befreite.

Trotz jenes Kampfes, den bloß die Selbsterhaltung geboten hatte, wuchs die Gährung im Lager immer mehr; laut verlangten die Obersten 400,000 Thlr. und die Erklärung, ob man des „Friedens" oder der „Beute" wegen Krieg führe; Noth und Armuth habe alle Geduld erschöpft, bekämen sie die 400,000 Thlr. nicht, so wollten sie, selbst auf die äusserste Armuth herabgebracht, nicht länger die „Räuber und Verwüster" ihres Vaterlandes seyn. — Zwar wollte man mit dem gewöhnlichen Klingklang der hochbedrohten deutschen Freiheit die Aufgebrachten beschwichtigen; dieses fand aber bei ihnen um so weniger Eingang, als das Gerücht sich verbreitet hatte, „Torstenson würde die Meuterer, statt sie zu bezahlen, beim Kopf nehmen." —

Während Piccolomini nur wenige Meilen von Wolfenbüttel lagerte, und auf keine Weise seine Gegner aus ihren Linien und Verschanzungen ins Freie locken konnte, setzten diese die Belagerung der Stadt durch Ueberschwemmungen mittelst angebrachten Dämmen fort, und wollten selbst die Beschießung derselben durch

Brandkugeln verſuchen, wozu aber die Lüneburger das nöthige Geſchütz nicht hergaben. Als Piccolomini aber am 7. September ſein Lager nach Solder verlegte und Steinbrück einnahm, wurde trotz Guébriants Einwänden die Aufhebung der Belagerung von den Verbündeten beſchloſſen, und zogen am 12. Sept. nördlich nach Giffhorn hin, voll Grimm gegen die Lüneburger, die nun als Verräther behandelt, und ihrer Pferde beraubt wurden. Da der gegen Wolfenbüttel errichtete Damm jetzt durchſtochen wurde, und das lange zurückgehaltene Waſſer gleich einem mächtigen See die Stadt Braunſchweig überſchwemmte, und großen Schaden anrichtete, geriethen die dortigen Einwohner in eine ſolche Wuth gegen ihren alten ſchwachen Landesherrn, daß ſie an ſeinem Schloſſe übel hauſeten, und kaum ſeiner Perſon ſchonten. Von den eigenen Unterthanen ſo ſehr bedroht, und von der Amneſtie unterrichtet, erſchien nun zur Beruhigung ſeines durch Feind und Freund verwüſteten Landes der Herzog Auguſt am 18. September im kaiſerlichen Lager zu Solder, wo er von dem Erzherzoge auf das ehrenvollſte und freundlichſte empfangen, ſchon am 22. Sept. die Friedensunterhandlung zu Goslar eröffnet, und zugleich die Hoffnung gehegt wurde, auch die beiden anderen Guelfen die Friedensbahn betreten zu ſehen.

Während nun die Oberſten des ſchwediſch-weimariſchen Heeres über die zu ergreifenden militäriſchen Maaßregeln fortwährend im Streite waren, und die Länder der Guelfen durch ihre Einlagerungen drückten, eroberte Hatzfeld die wichtige Feſte Dorſten mit Sturm, und Klitzing, der General der geplünderten Lüneburger benützte die kaiſerliche Amneſtie, verließ ſeine mühſame Kriegslaufbahn, und zog ſich nach Hamburg zurück. Um nun den Lüneburger für den Frieden geſchmeidiger zu machen, rückte Piccolomini vor die feſte Stadt Eimbeck, eroberte ſie nebſt Nordheim und begann die Belagerung von Göttingen, die er jedoch am 17. November wieder aufhob, um ſeine Armee in den Winterquartieren ausruhen zu laſſen. Die falſche Heſſin aber, die in betrüglicher Abſicht zu horchen und zu hindern auch einen Geſandten nach Goslar geſchickt hatte, ſchrie jetzt, als Dorſten gefallen, und die Kaiſerlichen im Anzug waren, „über Gewalt

mitten unter Tractaten," und leider gewährte der redliche Erzherzog jener elenden Reichsverrätherin wieder allzuviele Nachsicht, wodurch sie Zeit gewann, ihre Truppen mehr zusammenzuziehen, mit den Reichsfeinden sich enger zu verbinden, und die Aussicht auf einen ehrenvollen Frieden von neuem zu trüben. —

Am 14. October 1641 landete endlich Torstenson angeblich mit 7000 Mann in Stralsund, und zog dann langsam, die Reuter ohne Pferde, von der Seekante nach der Niederelbe hin. Da Adam Pfuhl sich gekränkt fühlte, daß der Schwede Liljehoek ihm in dem Dienstgrade vorgezogen wurde, so nahm auch er seinen Abschied, und ging nach Hamburg. Guébriant aber, der schon längst von den Schweden sich trennen und an den Rhein eilen wollte, hatte nur die Ankunft Torstensons abgewartet, um mit Hilfe der Hessen aus seinem „Kreuzzuge" heimzukehren. Obgleich Torstenson diese Trennung anfänglich gar nicht zugeben wollte, beharrte jedoch Guébriant mit Festigkeit auf seinem Entschlusse, brach am 3. December auf, zog mit Hilfe der Hessen in das Clevische, und setzte dann, unterstützt von den Holländern, in der Mitte des Januars 1642 mit 2000 Mann zu Fuß, und 2,500 zu Pferd bei Wesel über den Rhein. —

So hatte denn der Kaiser im Laufe des Jahres 1641 das schwedisch-weimarische Heer und die mit ihm verbundenen Reichsverräther mit Kraft bekämpft, und durch eine Amnestiegesetz die Wunden des Vaterlands gründlich zu heilen gesucht. Zugleich gab er durch völlige Freilassung des gefangenen Pfalzgrafen Ruprecht, und durch Ertheilung eines Geleitbriefes für dessen Mutter zu ihrer Reise nach Wien seine hochherzige Nachsicht zu erkennen, und ließ am 9. October 1641 den, von allen Ständen unterschriebenen Reichstagsabschied veröffentlichen. Vermöge desselben waren zur Beförderung des Friedens mit den fremden Kronen Osnabrück und Münster als Versammlungsorte bestimmt, und alle Stände eingeladen, ihre Gesandten dahin zu senden. In der allgemeinen Amnestie waren dem Reichsgutachten gemäß nur die kaiserlichen Erblande, das Erzstift Magdeburg und die pfälzischen Sache, so wie die Forderungen wegen der eingebüßten Einkünfte aus den, der Amnestie zufolge, restituirten

Gütern ausgenommen, und der Termin für die weltlichen Güter das Jahr 1630, für die geiſtlichen der 12. November 1627 feſtgeſetzt. — Demnach hatte das Reich noch die gegründetſte Ausſicht, ſich ſelbſt Ruhe zu verſchaffen, und die Schande ſeiner Unterwürfigkeit unter die fremden Kronen ſich abzuhalten, indem der Erzherzog mit Macht dem neuen ſchwediſchen Feldmarſchall entgegenſtund, und zugleich die Hoffnung hegen konnte, die beſten deutſchen Generale der feindlichen Partei, den Adam Pfuhl, Klitzing unter ſeinen Fahnen zu ſehen, da auch der redliche Melander von Holzapfel, ſtets von der reichsfeindlichen Partei verfolgt, ſeine Ernennung als General eines neuen Heeres am Niederrhein vom Kaiſer erhalten hatte. Das Jahr 1641 zeigt uns demnach den Kaiſer und das Reich gegen Schweden und die Reichsverräther im Vortheil, das Geſammthaus Habsburg aber gegen Frankreich im Nachtheil. Denn dieſes hatte in jenem Jahre den erſchlichenen Nachlaß Bernhards, deſſen von Oeſterreich gemachte Eroberungen, auf jede Weiſe ſich geſichert, und die Feſtungen mit ſtarken franzöſiſchen Beſatzungen verſehen; zugleich hatte es den Herzog von Lothringen zu einem Friedensvertrag gezwungen, den dieſer jedoch bald hernach brach, um durch Betrug wieder zu gewinnen, was ihm mit Betrug genommen war. Indem er nun unklug im Frieden, und unglücklich im Kriege dieſen erneuerte, ſeine mächtigſte Stütze aber, der Cardinalinfant am 9. November zu Brüſſel mit Tod abging, und der kaiſerliche General Lamboy zu ſchwach war, um ihn mit Kraft zu unterſtützen, mußte er wieder den Intriguen Richelieus unterliegen.

Da in dieſer Zeit bei dem noch immer meuterenden ſchwediſchen Heere Torſtenſon gefährlich erkrankte, Wittenberg am Beinbruch niederlag, Wrangel entfernt und Liljehoek noch unbekannt war, und nur die Nichtſchweden, Königsmark und Mortaigne, die mißvergnügten Truppen befehligten; da ferner Frankreich und Schweden die Beſitzungen, wonach beide gelüſteten, in ihren Händen hatten, und der Kaiſer ſehr friedlich geſtimmt war, wurde am 25. Dezbr. 1641 der Präliminar-Friedensvertrag durch Konrad v. Lützow, Graf d'Avaux und Adler Salvius zu Hamburg unter der Gewährleiſtung des Königs von Däne-

mark für die von Ferdinand auszuſtellenden Geleitsbriefe unterzeichnet. — So war denn durch eine höhere Fügung die Schmach der Unterwürfigkeit unter die Fremden um ſo mehr Deutſchland aufgedrückt, als nicht die Thaten der äußeren Feinde, nicht die Anſtrengungen der inneren Reichsverräther, ſondern bloß das kleinmüthige, unpolitiſche Benehmen des jungen Churfürſten von Brandenburg nun jene herbeiführte, indem er mit Schweden einen Waffenſtillſtand einging, durch welchen er ſich verpflichtete, den Schweden ganz Pommern ſammt den Feſten Drieſen, Landsberg, Frankfurt, Gardelegen einzuräumen; die dortigen Beſatzungen zu erhalten, den Schweden den wichtigen werbener Paß zu überlaſſen; ihnen den Durchzug durch ſein Land zu öffnen, dem Feinde dagegen zu verwehren; einen Aufpaſſer zu Küſtrin zu dulden, überhaupt dem Reichsfeinde allen Vorſchub zu thun, dem Kaiſer jeden zu verſagen; ſchmähliche, ehrloſe Bedingungen, ganz zum Verderben und zur Schmach Deutſchlands geeignet, indem die Schweden nun völlig in ihrem Rücken gedeckt, auch in allen ihren Angriffen auf die kaiſerlichen Erblande oder andere Theile des Reichs gänzlich geſichert waren. Da dieſer Tractat von dem jungen Churfürſten, Friedrich Wilhelm herrührt, der nach proteſtantiſcher Weiſe den Beinamen der „Große“ erhielt, ſo dürfte das Bekannte „**fortuna obcoecat animos hominum, dum non vult ab illis obtrectari**“ vielleicht auch ihm zu einiger Entſchuldigung dienen, indem unter den religiös- und moraliſch ſo tief herabgekommenen Proteſtanten Deutſchlands doch wahrlich die Verblendungen ſehr allgemein ſeyn mußten, um die göttliche Strafruthe durch Hunger, Krieg und Peſt, und durch völlige Beraubung ſeines Vermögens und ſeiner Nationalehre deſto eingreifender, und den abgeſtorbenen fürſtlichen und geiſtlichen Revolutionsmännern in der Ewigkeit durch den Ueberblick der Folgen ihrer Thaten die Hölle deſto heißer zu machen.

War demnach die deutſche Sache im Nordoſten durch jenen Tractat ſchon ſehr gefährdet, ſo ſollte ſie auch am Niederrhein durch die Gewalt der Waffen einen unerwarteten und herben Stoß erleiden. Wie daher ſchon bemerkt wurde, war Guébriant

am 13. Januar 1642 zu Weſer über den Rhein gegangen, nachdem er die Oberſten der Weimarer durch Jahrgehalte, Titel und ſonſtige klingende Gaben beſtochen, und ſelbſt den heſſiſchen Grafen Eberſtein unter den größten Verſprechungen wegen der Beutetheilung verlockt hatte, ihm mit 2000 Mann zu Fuß und 1200 zu Pferd zu folgen, worauf ſie beide vereint der nächſten Oerter und beſonders Urdingens ſich bemächtigten. — Zwar eilte der kaiſerliche General Lomboy auf die erſte Kunde des feindlichen Uebergangs herbei, und ſtellte ſich bei Hulſt in der Kempnerhaide in einem befeſtigten Lager auf, um dem kaiſerlichen Befehl gemäß die Ankunft Hatzfelds abzuwarten. Guébriant aber, jetzt der ſtärkere, wollte dieſer Vereinigung zuvorkommen, und überfiel am 18. Januar ſo unvermuthet und von mehreren Seiten das feindliche Lager, daß Lomboy kaum Zeit hatte, ſeine Regimenter aufzuſtellen, und daß nach einem wüthenden Kampfe er ſelbſt ſammt 4,000 Mann und allen Geſchützen und Fahnen in die Gewalt Guébriants gerieth. — Jetzt konnten die Weimarer und Heſſen ihre Raubluſt in einem bisher noch unbeſuchten Winkel Deutſchlands völlig ſtillen, und eroberten, mit holländiſchem Belagerungsgeſchütze verſehen, noch manche Feſte, bis endlich an Lechnich an der Erft, dem ſogenannten „Hundſtalle," das Glück der Sieger ſcheiterte, indem ſie vom 17. April bis zum 23. Mai ſolches mit Verluſt vieler wackeren Offiziere vergeblich belagerten. —

Der Sieg von Kempen, von einem Franzoſen errungen, ſchmeichelte aber dem franzöſiſchen Volke um ſo mehr, als es die Tapferkeit der deutſchen Weimarern ſich ſelbſt beimaß; Guébriant wurde ſogleich zum Marſchall ernannt, und ihm der Zuzug von mehrern tauſend Bretagnern über Holland zugeſichert. — Aber auch der Churfürſt von Köln ſäumte nicht, bei dem Kaiſer und ſeinem Bruder Maximilian von Bayern zu erwirken, daß die bayeriſchen Truppen unter Wahl, die an der Elbe ſtanden, nach dem Niederrhein beordert wurden, wobei er ſich noch mit der Hoffnung ſchmeichelte, daß der altbewährte, allgefürchtete Johann von Werth, der nach langem Zögern inzwiſchen ausgewechſelt worden war, das geſammte Heer zu neuen Siegen

führen werde. Denn wie sehr auch Oxenstirna wegen seines Tochtermannes Horn, so wie der Kaiser und der Churfürst Maximilian wegen des Johanns von Werth um die Auswechslung beider sich bemüht hatten, suchte der König Ludwig doch immer jene zu verhindern, indem er von der Befreiung des Johanns von Werth mehr Nachtheil, als von der Loslassung Horns Vortheil für Frankreich sich versprach. Nach vielen diplomatischen Chikanen und Verzögerungen gelang es doch endlich den kaiserlichen, bayerischen und schwedischen Gesandten, die Auswechslung beider zu erwirken, die auch am 24. März 1642 auf einer Brücke unweit Lahr unter den höflichsten Formen erfolgte. Horn reiste sogleich nach Frankreich, um dem Könige für seine Befreiung nach einer achtjährigen Gefangenschaft zu danken, erhielt von diesem einen mit Diamanten besetzten Degen, übernahm jedoch kein weiteres Obercommando in Deutschland mehr. Johann von Werth hingegen eilte sogleich nach München, um nach einer vierjährigen Unthätigkeit, und nun zu einem höhern Posten erhoben, dem Vaterlande und sich selbst neue Lorbeeren zu erwerben.

Die Trennung des bayerischen Heeres von der kaiserlichen Hauptarmee, und Guébriants Sieg über Lamboy erfüllte die Schweden wieder mit neuer Zuversicht; und da Torstenson den Gebrauch seiner Glieder wieder erlangt, und durch die Hinrichtung des Obersten Seckendorf, des größten Schreiers unter den Meuterern, auch die Disciplin in der Armee hergestellt hatte, war er nun darauf bedacht, in die österreichischen Erblande einzufallen. Um den Feind zu täuschen, ließ er auf der Straße nach Westphalen Vorräthe zusammenbringen, ging am 3. April aber schnell über die Elbe, wo der Neutralitätsstand Brandenburgs seinen Marsch begünstigte, und brach am 27. April mit 20,000 Mann in Schlesien ein, in welchem das kaiserliche Heer unter Herzog Franz Albert sehr zerstreut in den Winterquartieren lag. Im Fluge stand er am 30. Mai vor Schweidnitz, schlug am 1. Juni den zum Entsatze heranrückenden Herzog Albert und nahm ihn selbst gefangen, worauf dieser am 10. Juni mit seinem bescholtenen Leben auch sein unglückliches Feldherrenamt endete. —

Nachdem Schweidnitz, Ollmütz, Neiſſe, Oppeln erobert waren, begann er die Belagerung von Brieg, am 27. Juni, wo er jedoch bis zum 24. Juli durch die tapfere Vertheidigung der Stadt große Verluſte erlitt, und bei Erſcheinung des Entſatzheeres unter dem Erzherzoge und Piccolomini eilends in das feſte Lager bei Guben an der Oder ſich zurückzog.

Während dieſen Vorgängen war auch am 30. Juli die Ausſöhnung ſämmtlicher Guelfen mit dem Reiche zu Stande gekommen, und verhielten ſich nach einem zwanzigjährigen, unruhvollen und beſcholtenen Antheile an dem deutſchen Kriege fortan ganz ruhig; da ſie aber weder bei dem Reich, noch bei den Reichsfeinden ſich ein Verdienſt erworben hatten, ſo wurden ſie auch von keiner Seite geſchont, und manche Stürme gingen noch über ihr Land. — Dahingegen trieb die falſche Heſſin ihr ſcheinheiliges Spiel vor wie nach zu Goslar fort, theilte ſich mit den Weimarern in die Siegesbeute am Niederrhein, wobei ſie das Frauentheil, das Beſte, immer zu erhaſchen wußte, und ſuchte überdieß allenthalben gute Quartiere und Contributionen zu erpreſſen. Wie wenig Gewiſſen, Treu und Glauben aber jene Nichtswürdige hatte, wie ſehr ſie, gleich dem Richelieu, der ſeine Schlechtigkeiten mit ſeiner Soutane bedeckte, auch die ihrige mit ihrem Unterrock zu bedecken wußte, und ſich jetzt innerlich freute, in einem ächt katholiſchen Lande als Calviniſtin ihr Weſen recht con amore zu treiben, mag unter vielen andern die Stadt Neuß zum Beweiſe dienen, die mit einer, für die Bürgerſchaft ſehr günſtigen Capitulation an ſie überging, jedoch acht Jahre lang, wie weltbekannt, unter jener deutſchen Meſaline das äußerſte erduldete. Denn abgeſehen von den unzähligen Bedrückungen, die ſie gegen die Capitulation die Bürger fühlen ließ, wurde dieſe auch in ihrem Gottesdienſte vielfach verhindert, das Läuten der Glocken ihnen unterſagt, und ſogar einmal in ihre Kirche gewaltſam eingeſperrt, um eine calviniſche Controverspredigt anzuhören.

So war zwar unter den deutſchen Ständen nur allein noch die deutſche Liſel unter den Waffen; doch der ſchmähliche Waffenſtillſtand Brandenburgs, die völlige Theilnahmloſigkeit ſämmt-

licher Guelfen an der Ruhe des Reichs, dann die Beſorgniß, auch Sachſen könne ſich zu einem Waffenſtillſtand verleiten laſſen, beſtimmte endlich den Kaiſer, dem Wechſel der Waffenereigniſſe nicht unbedingt mehr zu vertrauen, und ſo wurde denn „Deutſchlands prager Friede“ für erloſchen erklärt, die franzöſiſch-ſchwediſche Friedensverſammlung zu Osnabrück und Münſter auf den Juli 1643 feſtgeſetzt, und hierdurch der Anfang zu einer neuen traurigen Phaſe des deutſchen Reichslebens gemacht.

Zeigt uns demnach die Geſchichte von Frankreich, England, Schweden, Polen, Ungarn u. ſ. w. mit wahren Flammenzügen, welche harte Strafen der Herr der Welt jenen Völkern auferlege, die, von ſeiner Kirche ſich trennend, in elende Secten ſich ſpalten, ſo kommen doch alle jene nicht in Vergleich mit denen, die auf Deutſchland laſten ſollten, indem die Gottheit ihre rettende Hand ganz von ihm abzog, es ſeinen Verblendungen, ſeinen Leidenſchaften und ſeinen Feinden überließ, und ſeinen Boden zum Kampf- und Verheerungsplatz für alle Europäer machte. So wurde denn das ſchrecklichſte Soldatenthum der Herr in jener Zeit, indem die Heere, belaſtet oft mit einem fünffachen Troß Weiber und Kinder, heuſchreckenartig die deutſchen Gauen durchzogen, während die unbezahlten Garniſonen in vielen hundert feſten Städten ſich aus ihren Umgegenden nährten, und unerſchwingliche Steuern auflegten, überdieß auch noch eigene Banden von ſtreifenden Merodebrüdern, ſelbſt bei der Entfernung der Heere, die Geiſel des ſcheußlichſten Krieges das unglückliche, von Gott geſchlagene Land fühlen ließen. Bei einem ſolchen Plünderungskriege konnte denn auch bei den hohen und niedern Räubern von Religion und Sittlichkeit keine Rede mehr ſeyn, und nur Herzenshärte, Grauſamkeit, und der abgeſchmackteſte, grauenerregendſte Aberglaube fand bei ihnen ſeinen Heerd, weßhalb ſie auch unglückliche Weiber, der Hexerei beſchuldigt, als Amazonen des Teufels dutzendweis verbrennen ließen.

Unter dieſen traurigen politiſchen, militäriſchen und bürgerlichen Verhältniſſen Deutſchlands trat nun Johann von Werth als kaiſerlicher, churbayeriſcher und churkölniſcher Generallieutenant in dem Reichsheere wieder ein, um im Verein mit alten und

neuen Gefährten, mit Katholiken und vielen vornehmen protestantischen Offizieren, die ihr Gewissen unter Ferdinands und Maximilians Fahnen nicht im geringsten beschwert fühlten, gegen die Reichsfeinde zu kämpfen. In höherem Auftrag eilte er denn im hohen Sommer nach dem Niederrhein, wo das äußerst bedrückte Landvolk schaarenweis sich ihm bittend zu Füßen warf, um es von den Hessen und Weimarern, diesen argen Feinden, zu befreien. Leider fand er aber das Heer unter Hatzfeld und Wahl in den kläglichsten Umständen, indem die Reuterei nur schlecht oder gar nicht beritten war. Doch legte er seine Hände nicht in den Schooß, und trotz seiner geringen Kriegsmittel nahm er in kurzer Zeit dem Feinde 1,500 Pferde ab, wobei er sich oft gegen den viel stärkeren Gegner der größten Gefahr bloßstellte. Bedrängt von dem nimmer ruhenden Reutergeneral, zog endlich Guébriant mit seinem wieder meuternden Heere am 2. Oktober über den Rhein nach Niedersachsen hin, um sich dem Torstenson zu nähern, dessen Verhältnisse sich seit einiger Zeit wieder besser gestaltet hatten.

Denn nach seinem Rückzuge aus Schlesien harrte jener in seinem festen Lager bei Guben nur auf die schwedischen Verstärkerungen; als diese nun unter den Generalen Wrangel und Axel Lilje eintrafen, brach er schnell auf, entsetzte die von den Kaiserlichen belagerte Feste Glogau, zog den General Königsmark, den großen Raubvogel, an sich, und erschien mit seinem ganzen Heere unvermuthet vor Leipzig. Auf das Hilfsgeschrei des Churfürsten eilte die kaiserliche Armee schnell aus Böhmen zum Entsatz jener Stadt herbei, worauf Torstenson eilig sich zurückzog, und bei Breitenfeld, dem Unglücksplatze Oesterreichs, sich aufstellte. Hier auf diesem verhängnißvollen Boden, und an einem verhängnißvollen Tage, dem Feste aller Seelen, scheiterte am 2. November 1642 Habsburgs Kriegsglück zum drittenmal. — Die Schweden, den Angriff erwartend, rückten am Morgen des Schlachttages den im Heranzug begriffenen Kaiserlichen schon schlachtgeordnet entgegen, während diese ihren Aufmarsch, besonders auf dem linken Flügel, noch nicht vollendet hatten. So brachte denn der rechte Flügel der Schweden, zehn

Reuterregimenter unter Stålhandske den linken Flügel der Kaiserlichen, die Reuterei unter Graf Buchheim, in völlige Unordnung. Hierdurch gingen alle Vortheile verloren, welche der kaiserliche rechte Flügel, Reuterei unter Gonzaga und Bruay gegen den linken schwedischen Flügel, zwölf Reuterregimenter unter Slange und Königsmark erfochten hatte. Denn Stålhandske schwenkte nach vollendeter Zerstörung des kaiserlichen linken Flügels ein, und kam dem kaiserlichen Fußvolk in den Rücken, das zwar mit der größten Tapferkeit focht, aber, von der Reuterei verlassen und von allen Seiten umringt, sich und die Schlacht nicht mehr retten konnte. Der Erzherzog Leopold Wilhelm hatte in dieser unglücklichen Schlacht die größte Unerschrockenheit bewiesen und verdankte sein Leben nur dem Versagen eines Karabiners, den ein schwedischer Reuter, dicht in seiner Nähe, auf ihn anschlug. Er verlor sein Archiv, fünfundvierzig Geschütze, sein Gepäck und viele Fahnen; das Fußvolk war fast ganz vernichtet; der Generalwachtmeister Soye nebst vielen Obersten getödtet; Don Felix Guzman de Zuniga und viele andere Obersten, nebst 4,000 gemeinen Soldaten gefangen. Da in dem heißen Kampfe Mann gegen Mann stritt, so war auch der Verlust der Schweden äußerst bedeutend; fast alle hohen Offiziere waren verwundet, über 4,000 Mann lagen todt oder verstümmelt auf dem Wahlplatze, und die Generale Slange und Liljehöeck starben bald hernach an ihren Wunden. Durch diesen großen Verlust sahen sich aber auch die Schweden außer Stand, die Kaiserlichen zu verfolgen, die nun der Erzherzog in Böhmen wieder sammelte, und zugleich über das ungarische Regiment Madlosche, welches das Beispiel zur Flucht gegeben hatte, zu Rokitzans ein sehr strenges Gericht hielt. Umzingelt von sechs Regimentern, mußte dasselbe seine Waffen zu den Füßen des Feldmarschalls Piccolomini niederlegen; dann wurden seine Fahnen zerrissen, die Befehlshaber zum Schwerte, der zehnte Mann der Gemeinen zum Galgen verurtheilt, und wegen früher bewiesenen Tapferkeit nur ein Rittmeister, ein Lieutenant, zwei Cornetten und ein Wachtmeister begnadigt. In kurzer Zeit sah der Erzherzog wieder 8,000 Reuter um sich, und sendete den Grafen von Bruay mit einer

ſtarken Vorhut gegen den Feind, der wieder die Belagerung von Leipzig begonnen hatte.

Während dieſes in Sachſen vorging, Guébriant aber, in Niederſachſen ſtehend, Hilfe bei den Guelfen und bei der Landgräfin vergebens ſuchte, indem die erſteren dem Frieden treu blieben, die letztere hingegen gegen 1,000 Mann Hilfstruppen die Einräumung der Feſte Kempen begehrte, befand ſich ſchon Hatzfeld auf dem Wege nach Franken, um dieſes gegen Königsmark zu decken; als aber nach der breitenfelder Niederlage ſelbſt die Oberpfalz in Gefahr kam, rief der Churfürſt Maximilian auch den Johann von Werth vom Niederrhein nach dem Obermain ab. Da in dieſer Zeit Leipzig ſich an Torſtenſon ergab, und, um der Plünderung zu entgehen, die ganze ſchwediſche Armee neu kleiden und drei Tonnen Goldes bezahlen mußte, begannen die verhängnißvollen Unterhandlungen über „Sachſens Neutralität," welche der Churprinz, längſt auf Seiten der Schweden, im Geheimen eröffnete. Am 16. Dezember kamen Torſtenſon und Guébriant zu Buttſtädt zuſammen, und machten den Plan, in Bayern einzufallen, weßhalb jener über Hof nach der Oberpfalz, dieſer über den Main nach Heilbronn vordringen ſollte. — Schon war Guébriant auf dem Marſch jenſeits des Mains, als er den Tod Richelieu's, ſeines größten Gönners, und zugleich auch zu ſeinem ärgſten Verdruß erfuhr, daß Torſtenſon, ſtatt nach der Abrede in die Oberpfalz zu ziehen, am 7. Januar 1643 mit aller Macht vor Freiberg gerückt ſey, und vor der „Hexenſtadt," welche dem Banèr ſchon ſo viel Blut gekoſtet, Zeit und Kräfte nutzlos verſchwende. — Dieſe Wortbrüchigkeit des Schweden und die Strenge des Winters nöthigten ihn nun, für ſeine Armee und deren ungeheuern Troß Winterquartiere um Biſchofsheim und Mergentheim aufzuſuchen. wobei ihn noch die Beſorgniß drückte, der Tod des Cardinals könne weſentliche Veränderungen in der Politik des Königs herbeiführen. Denn jener war die Seele des Kriegs, indem er, um Frankreich zu erheben, in allen Staaten Europa's Zwietracht und Aufruhr ſtiftete. Immer die Erniedrigung Oeſterreichs im Auge, rief er Guſtav Adolph zum Kampfe und gab ihm die Mittel dazu; verlockte dann die Glieder

des Reiches zur Auflehnung gegen das Oberhaupt, und machte den Wallenstein zum Empörer. Indem er nun in seinem Leben einen Mazarin, Chavigny, Des Noyers in seiner Politik eingeweiht hatte, und jene in dem Systeme des Verstorbenen fortwalteten, konnte Guébriant wenigstens über diesen Gegenstand sich bald beruhigen. —

Als jedoch Torstenson bei seinem eigensinnigen Unternehmen auf Freiburg beharrte, die Bayern unter Mercy sich verstärkten und Carl von Lothringen mit jenem sich zu vereinigen suchte, kam Guébriant immer mehr ins Gedränge, und unter unaufhörlichen Verlusten irrten die Franzosen und Weimarer an den Grenzen Würtembergs und Badens umher. Dringend forderte er nun vom König einen Zuzug von 6000 Mann, um sich auf dem rechten Rheinufer halten zu können; wirklich wurden ihm auch 5000 Mann zu Fuß und 600 zu Pferd zugesendet, jedoch solches verlaufene, kriegsscheue Gesindel, daß von zwei Regimentern nur 20 Mann in Breisach ankamen. Zu seinem größten Troste langten aber zwei Millionen Livr. bei ihm an, durch die er wieder sein Heer in Deutschland verstärken, neue chimärische Feldzugspläne machen, und über seinen mißlungenen Winterfeldzug um so mehr sich trösten konnte, als es dem Schweden nicht besser ergangen war. Denn auch dieser hatte nach sieben Wochen und sehr empfindlichen Verlusten die Belagerung von Freiberg aufgeben müssen, indem Piccolomini mit aller Macht die Feste entsetzte, und die Schweden über die Elbe in die Niederlausitz trieb. — So verschieden waren demnach die Erfolge des zu Buttstädt verabredeten Kriegsplans, daß von den beiden Generalen, die zu Regensburg zusammentreffen wollten, Torstenson an der äußersten Ostgrenze Deutschlands sich jetzt befand, während Guébriant im äußersten Winkel Süddeutschlands weilte.

Leider trat aber jetzt die unheilvollste Veränderung in dem Oberbefehl des kaiserlichen Heeres ein, indem der Erzherzog, der seit vierthalb Jahren die Erblande so sehr behütet und vertheidigt hatte, aus Verdruß über den Minister Trautmannsdorf in sein Bisthum Passau zurückkehrte, Piccolomini aber nach Spanien mit der Verpflichtung entlassen wurde, auf Begehren des

Kaiſers ſich wieder einzufinden. Statt dieſer erhielten in Böhmen Mathias Gallas, der bekannte Heerverderber, in Schleſien aber Johann Götz und Buchheim das Oberkommando. —

Da in dieſer Zeit auch Ludwig XIII. mit Tod abging, und ſeine Gemahlin Anna von Oeſterreich als Regentin die Staatsgeſchäfte dem Cardinal Mazarin gänzlich überließ, ſo waren es denn drei Frauen, die franzöſiſche Regentin, die ſchwediſche Königin Chriſtine, und die heſſiſche Landgräfin, die gleich drei Gorgonen verſchwiſtert, die Lebenskraft in den Adern des armen deutſchen Volkes fortan erſtarren machten. Beſonders die letztere wußte durch ihre Falſchheit, und Ehrloſigkeit immer im Trüben zu fiſchen, nährte ihr Heer auf Koſten ihrer Nachbarn, füllte ihre Truhe mit franzöſiſchem Gelde, und verhöhnte durch ihre Thaten die ſalbungsreichen Worte, mit denen ſie die Mahnungen, welche die frankfurter Reichsdeputation in ungebeſſerter Einfalt an ſie erließ, fortwährend erwiederte.

Da der Prinz Enghien, nach ſeinem Siege über die Spanier bei Rocroix, die Belagerung von Diedenhofen unternahm, ſollte zur Erleichterung derſelben auch Guébriant durch eine Diverſion mitwirken, und brach demnach mit ſeinem meuternden Heere, von welchem die Franzoſen größtentheils davongelaufen waren, nach dem Neckar auf, um die Feſte Rottweil zu überraſchen. Doch kaum hatte er die Belagerung begonnen, ſo erſchien auch Johann von Werth mit ſeinen Reutern, verjagte ihn von der Feſte, und trieb ihn mit großem Verluſt in das öde kinziger Thal hinein. Indem nun in dieſer Zeit Diedenhofen als Trümmerhaufen an Frankreich überging, Guébriant aber, von den Bayern immer heftiger gedrängt, über den Rhein nach dem Elſaß zog, wurde der Prinz Enghien, der Eroberer von Diedenhofen, angewieſen, dem Marſchall Guébriant 7000 Mann Hilfstruppen durch den General Ranzau *) zuführen zu laſſen, und we-

*) Ranzau ſtammte aus einer berühmten Familie in Holſtein; ſchon in ſeinem dreizehnten Jahre entlief er ſeinen Eltern, ging zuerſt in holländiſche, dann der Reihe nach in däniſche, kaiſerliche, ſchwediſche, und zuletzt in franzöſiſche Dienſte, wo er (1645) katholiſch

gen der noch immer unbesiegten Abneigung der Franzosen vor einem deutschen Feldzuge, jene bis nach dem Elsaß in eigener Person zu begleiten. — Da durch diesen Zuzug Guébriants Heer 18–20,000 Mann stark war, und der Winter nahte, so ging der Prinz nach Paris, der Marschall aber mit dem Heere am 2. November über den Rhein, um nochmals die Belagerung von Rottweil zu unternehmen.

Gerade in jenem Jahre (1643) hatte die schwedische Regierung auch den Krieg gegen Dänemark beschlossen, und dem Torstenson befohlen, dahin aufzubrechen. Schnell verstärkte nun dieser die schwedischen Besatzungen in Schlesien, und zog zur Freude seiner Deutschen und Gothen, diesen Räubern und Hungerleidern, in jenes seit fünfzehn Jahren vom Krieg verschonte und wehrlose Land, das er schon am Ende Dezembers mit seinem Heere überschwemmte. — Nach Ausgleichung der Streitigkeiten der Guelfen mit Hildesheim hatte auch der Freiherr von Rauschenberg, der Commandant von Wolfenbüttel, den Befehl erhalten, die Festung jenen zu übergeben; er zog demnach aus der fünfzehn Jahre behaupteten Feste ab, indem die Gegenbefehle nur um wenige Stunden zu spät eintrafen. Da Geleen stark genug war, um den Feinden am Niederrhein die Spitze zu bieten, so vereinigte sich Rauschenberg mit Hatzfeld und beide zogen den Bayern gegen die Weimarer und Franzosen zu Hilfe.

Unter den prahlerischen Worten Ranzaus, „er wolle in wenigen Wochen in München seyn," kamen die Franzosen und die Weimarer am 7. November 1643 zwar vor der Feste Rottweil an; doch schon in der folgenden Nacht fühlten sie die allen

---

wurde, und den Marschallstab, ein Herzogthum mit 50,000 Thlr. Einkünfte erhielt, das er jedoch nebst dem Vermögen seiner Gemahlin bald vergeudete, und noch nicht 40 Jahre alt mit Tod abging (1650). Vor seiner Verstümmlung war er ein sehr schöner Mann. Doch durch seine unbezwingliche Raufsucht hatte er sechszig Wunden am Leib, besaß überdieß nur noch einen Arm und ein Bein, und unterließ selbst in diesem Zustande seine Raufereien nicht, indem er sich dabei auf seine Krücke stützte. —

Hochmuth derb strafende Hand der unerbittlichen Nemesis. Müde von dem siebentägigen Marsch lagerte sorgenlos der Generalmajor Rosen mit seiner Reuterei in dem nahen Dorf und Schlosse Geislingen, und nachdem er einen Rittmeister zur Vorhut aufgestellt hatte, ließ er die Pferde absatteln, und gönnte sich und den Gemeinen eine gemächliche Ruhe. Doch Johann von Werth schlief nicht. Beauftragt von ihm hatte schon sein waghalsiger Schüler, der Oberst Spork, *) mit 500 Reutern sich Rottweil genähert, und unterwegs einen feindlichen Quartiermeister aufgefangen, der ihm Rosens nachlässige Sicherheit in Geislingen verrieth. Ohne zu zögern, rückte um zwölf Uhr des Nachts das kühne Häuflein vor Geislingen, und ehe noch der aufgestellte Rittmeister die Schlafenden auflärmen konnte, loderte schon die Flamme im Dorfe auf, und vernichtete schnell drei Regimenter. Das Feuer verzehrte Roß und Mann, und während sich nur 300 Reuter ohne Pferde auf das Schloß zum General Rosen retteten, eilte Spork mit zweihundert Gefangenen, dreihundert Pferden, acht Fahnen und fast allen Offizieren aus dem Orte des Entsetzens. Dieses war bloß der Vorläufer eines noch größern Unglücks. Denn als der wackere Marschall Guébriant am 17. November aus einer Batterie nach der Festung schaute, zerschmetterte ihm eine Falkonetkugel den Ellenbogen des rechten Armes, und wurde auf einer Leiter nach Rothmünster gebracht, wo eine ungeschickte Operation die Todesgefahr für ihn herbeiführte. Indem nun die Besatzung von Rottweil nach rühmlicher Vertheidigung capitulirte, und mit allen Kriegsehren am 19. November abzog, war dieses seine letzte Freude; er fühlte das Herannahen des Todes,

*) Johann von Spork war der Sohn armer Eltern in Westphalen, und als Schweinhirt aufgewachsen, und deßhalb vom Vater seiner Braut abgewiesen, ging er unter ein bayerisches Dragonerregiment, durchlief schnell alle niedere Grade, und wurde im Jahre 1639 zum Oberst befördert. Er war der treueste Freund von Johann von Werth, ging mit diesem nach Böhmen, wurde dort kaiserlicher Generallieutenant, und sein Namen kommt noch häufig in den Türkenkriegen auf das ehrenvollste vor. —

und ließ ſich in das Jakobiner-Kloſter nach Rottweil bringen, wo er als frommer Ritter ganz der Sorge für das Heil ſeiner Seele ſich hingab. So fehlte denn im Heere der Oberfeldherr, mit ihm aber auch die Vorſicht und Einigkeit, und voll des Uebermuthes erklärte im Kriegsrathe Ranzau, jetzt der höchſte an Anſehen, „er denke ſich den Halskragen im bayeriſchen Blute zu waſchen," worauf Roſen, eingedenk der Lehre, die ihm Spork gegeben, erwiederte: „Bayernblut ſey doch wohl höher zu achten, als zu ſolchem Gebrauch." — Auf eine ſo abſcheuliche Rede folgte ſchnell die himmliſche Rache. Das franzöſiſche Heer, 16,000 Mann ſtark, hatte ſein Hauptquartier in Tuttlingen, wo zwei franzöſiſche Regimenter ſammt den meiſten Generalen und allem Geſchütz ohne Kunde von dem Feinde in der tiefſten Sicherheit ſich befand. Ganz in der Stille war das bayeriſche Heer am 23. November herbeigezogen, und da die Kunde über die unglaubliche Sorgloſigkeit der Franzoſen einlief, wurde ein Ueberfall beſchloſſen. Am 24. November ging nun Johann von Werth, der Meiſter im Quartieraufſchlagen, mit 1000 Dragoner und 600 Musquetiren durch den unwegſamen Bergwald, kam, durch einen dicht fallenden Schnee begünſtigt, um zwei Uhr Nachmittags vor Tuttlingen an, wo das ganze franzöſiſche Geſchütz ſammt Pulverwagen einen Flintenſchuß weit von der Stadt auf einem Kirchhofe aufgefahren, und nur von einer geringen Wache beſchützt war. Schnell wurde jene niedergehauen, aus dem franzöſiſchen Geſchütze einige Schüſſe auf die Stadt gethan, und ſie durch das nachrückende bayeriſche Fußvolk ganz umzingelt.*) Hiemit nicht zufrieden eilte Johann von

*) Daß bei gewiſſen Körper- und Seelenzuſtänden die Seele des Menſchen öfters Dinge ſehen könne, welche ſein menſchliches Auge nicht ſieht, hat ſchon manche Erfahrung bewieſen. Als demnach der Marſchall Guébriant, dieſer Genius des Heeres, zu Rottweil ſeinen letzten Athemzug that, rief er in derſelben Stunde, wo das drohende Verderben die Franzoſen rettungslos umringte, mehrmals aus: „ach meine arme Armee, man vernichtet ſie, meine Stiefel! meine Waffen, mein Pferd! alles iſt verloren, wenn ich nicht dort bin."

Werth mit 2000 Reutern nach Möringen, wo zehn feindliche Regimenter lagen. Schon fand er jene zur Schlacht vor dem Orte aufgestellt; doch unter wildem Gemetzel warf er Reuterei und Fußvolk dahin zurück und schloß sie ein. Zwar kam gegen Abend Rosen mit seinen Reutern herbei; als er aber die Bayern in Schlachtordnung vor sich sah, eilte er mit verhängtem Zügel über Rottweil mit seinen Reutern davon, nahm dort den kranken Taupadel schnell mit, und überließ die Leiche Guébriants dem Schutze seines Regimentes, die auf einem Maulesel bis Breisach geschleppt, und am 7. Juli 1644 zu Paris in der Kirche Notredame beigesetzt wurde. Dieses war das größte Quartier, das Johann von Werth unter so vielen aufgeschlagen, und der glänzendste Sieg, den das bayerische Heer seit Tillys Zeiten errungen hatte. Von dem Fußvolk streckten 6000 die Gewehre, 3000 deckten das Schlachtfeld. Außer Rosen waren alle feindliche Generale sammt dem übermüthigen Ranzau gefangen; alles Geschütz, alles Geld und Silbergeschirr erbeutet, worauf auch Rottweil am 3. Dezember sich ergab, und die zweitausend Mann starke Besatzung nach der damaligen Sitte unter die bayerischen Regimenter eingereiht wurde. Ueber das leichtfertig verschuldete Unglück der Franzosen spottete aber der Deutsche jeder Partei, und der Volkswitz ging im Lande: „die Franzosen hätten in Rottweil den Prozeß verloren, und nach Lauffenberg appellirt; (wo wirklich ein altes kaiserliches Hofgericht sich befand.) — Ueber diese gänzliche Niederlage äußerst bestürzt, berief der französische Hof schnell den Vicomte Turenne aus Piemont herbei, gab ihm den Marschallstab und sendete ihn an den Rhein, wo jedoch Erlach auf die erste Kunde des tuttlinger Unglücks schon gute Anstalten getroffen hatte. Als er aber nach Türennes Vollmacht diesem sich zum unweigerlichsten Gehorsam verpflichten sollte, verdroß dieses den Reichsverräther in solchem Grade, daß er auf sein Erbgut Kastella sich zurückzog.

Der tuttlinger Sieg erfüllte alle redliche Deutschen jeder Confession mit der größten Freude, und der Churfürst Maximilian richtete nun sein Augenmerk auf die stärkere Befestigung von Rottweil, wie auch auf die Wiedereroberung von Freiburg, Ueberlin-

gen, und anderen kleinen Festen, während die französische Diplomatie zu Münster und Osnabrück auf alle Weise gegen den Abschluß des Friedens intriguirte, den Fürsten von Siebenbürgen, Rogotzy, durch Geldspendungen zu einem Einfall in Oberungarn verleitete, Türenne aber die deutschen Regimenter wieder vollzählig machte, und die gefangenen Generale und Offiziere loskaufte. —

Da im Anfange des Jahres 1644 Johann von Werth nach Köln gegangen war, um dort als kaiserlicher und churkölnischer Generallieutenant die Vertheidigungsmaßregeln des Kreises berathen zu helfen; (wo er bei einem Gastmahle den vom Weine berauschten, und ihn schwer beleidigenden Oberst von Merode in einem ebenmäßigen Duell zusammenhieb); da ferner unter der französischen Besatzung zu Breisach im April eine Empörung ausbrach, die nur durch Hinrichtung von sechs Franzosen und einem Deutschen gestillt werden konnte, überdieß auch die Bayern die Feste Ueberlingen nach einer hartnäckigen Vertheidigung am 20. Mai eroberten, so eröffneten auch die Franzosen wieder ihren Feldzug, um den tuttlinger Schimpf auszulöschen. Der Prinz Enghien erhielt demnach 10,000 Mann, um gegen Trier vorzudringen, bei der ersten Gefahr aber, die dem Türenne als Oberfeldherrn des deutschen Krieges drohte, zu ihm zu stoßen, und mit beiden Heeren über den Feind herzufallen. Da in dieser Zeit das Heer des Feldmarschalls Mercy, bei dem Johann von Werth wieder angekommen war, Freiburg belagerte, und dessen Vorstädte schon am 12. Juli erobert hatte, ging Türenne mit 12,000 Mann über den Rhein, um jene bedrängte Feste zu entsetzen. Obgleich die Bayern jetzt einen schweren Stand hatten, indem sie nicht bloß gegen die Belagerten, sondern auch gegen das gleich starke Entsatzheer Türennes kämpfen mußten, waren sie doch so glücklich, nach eilf Stürmen die Festung zur Uebergabe zu zwingen, dessen tapferer Commandant, Kanowsky, unter sehr ehrenvollen Bedingnissen am 28. Juli abzog. Herbeigerufen von Türenne, war aber am 30. Juli der Prinz Enghien nach einem dreizehntägigen Marsche mit seinem ganzen Heere in Breisach angelangt, und beschloß, einmüthig mit Türenne, und auf ihre große Ue-

bermacht ſich verlaſſend, den Bayern die eroberte Feſte wieder zu entreißen. Am 2. Auguſt rückten ſie alſo mit ihren 22,000 Franzoſen und Weimarer vor das verſchanzte Lager der Bayern und begannen am 3. Auguſt um vier Uhr Nachmittags den blutigen Angriff, wo unter dem zerſchmetternden Kugelregen die tapferſten weimariſchen Fußregimenter unterlagen, die Franzoſen aber zum erſtenmale im deutſchen Kriege unter ihrem tapferen Prinzen Enghien Muth zeigten, und mit Verluſt von 3000 Mann zwar eine Anhöhe erſtürmten, doch aber den eigentlichen Zweck, den Entſatz der Stadt, nicht erreichten. Am andern Tage mußte der Prinz ſeinen Truppen die Ruhe eines Tages gewähren, wodurch aber auch Mercy Zeit gewann, ſeine Stellung unüberwindlich zu befeſtigen. Als nun am 5. Auguſt die Franzoſen den Sturm erneuerten, wurden ſie nochmals von den Bayern unter dem wüthendſten Gemetzel zurückgeworfen, und nach einem achtſtündigen Kampfe, und einem Verluſte von 4000 Mann, gab Enghien am Abend ſein ſtarrſinniges Unternehmen auf, und ſpöttelte noch über den fruchtloſen Tod ſo vieler Tauſenden durch die leichtſinnige Bemerkung: „in Paris würden in einer Nacht mehr Menſchen das Leben gegeben, als hier den Tod gefunden.“ Dahingegen äußerte Johann von Werth, er habe, ſeit zwei und zwanzig Jahren mit dem Bluthandwerk vertraut, niemals einem ſo blutigen mehrtägigen Treffen beigewohnt, und Mazarin war ganz untröſtlich über den großen Verluſt der beſten Truppen Frankreichs, und ſo vieler hohen Offiziere.

Mercy hatte zwar ſeinen Zweck, die Behauptung Freiburgs, erlangt; doch der eigene Verluſt von 1,200 Mann, und ſeines tapferen Bruders Caspar Mercy, dann der Mangel an Nahrung für Menſchen und Pferde, und der unerträgliche Geruch von ſo vielen Tauſend unbegrabenen Leichen beſtimmte ihn am 9. Auguſt aufzubrechen, und nach Zurücklaſſung einer hinlänglichen Beſatzung nach Villingen zu ziehen, wo er am 11. Auguſt eintraf. — Enghien aber entſagte der Verfolgung Mercys und dem ferneren Angriff auf Freiburg, und wendete ſich rheinabwärts gegen Philippsburg hinein, wo durch den Mangel am Nöthigſten, der Zuſtand der Beſatzung jammervoll war. Zwar führte Cas-

par Bamberger, der vor neun Jahren jene Feſte ſo geſchickt den Franzoſen abnahm, dort noch immer den Oberbefehl; doch auch er hatte durch ſein Alter, durch die Kriegsverhältniſſe und die Verdroſſenheit der Beſatzung ſeine frühere Wachſamkeit und Energie verloren, und gab am eilften Tage nach Eröffnung der Laufgräben den ſo lange behaupteten Ehrenpoſten, und mit ihm ſeinen bewährten Ruhm auf. (12. Sept.) — Durch den Fall dieſer Feſte kamen hernach Mannheim, Worms, Oppenheim, die Rheinpfalz ſchnell in die Hände der Franzoſen, und da der katholiſche Prinz den gemächlichen, lebensluſtigen, adeligen Domherrn in Mainz durch Zuſicherung völliger Ruhe, und des Eigenthumsbeſitzes ſchmeichelte, übergaben auch dieſe Feiglinge am 17. September dieſe mächtige Feſtung, und wieſen den bayeriſchen Oberſt Wolf, der ſchon am 15. September in der Guſtavsburg ſtund, mit ſeinen Truppen zurück.

Während in dieſer Weiſe die Franzoſen wieder am Rheinſtrome hausten, und allmählig wohlgemutheter ſelbſt zu blutigen Schlachten über den Rhein gingen, herrſchte aber zwiſchen den bayeriſchen Generalen Mercy und Johann von Werth eine geheime Spannung, die zu falſchen Beſchuldigungen über des letzteren Dienſtverſäumniſſe und ſelbſt zu dem Vorwurf führte: „er ſey nicht mehr der alte von Werth, der er früher geweſen.“ Auf die vom Churfürſten deßhalb begehrte Verantwortung, wies Johann von Werth nicht nur den Ungrund aller Beſchuldigungen gehörig nach, ſondern bemerkte noch dabei: „Wenn er nur einen Tropfen Blut oder ein Fünkl von Discourage im Leibe hätte, wollte er es mit Zangen herausreißen laſſen, oder wenn ſonſt einer wäre (außer Sr. Churfürſtlichen Durchlaucht), der es ſagte, wolle er lieber ſich mit Zangen mit ihm reißen. Seine bisherigen Actiones, wie auch alle Soldaten vom höchſten bis zum unterſten, müßten ihm deß Zeugniß geben. Man ſolle die Opinion von ihm haben, „wenn er beide Feinde, als den Torſtenſon Vormittags, die Franzoſen aber Nachmittags ruiniren könnte, er ſein Leib und Leben, Gut und Blut daran ſtrecken wolle.“ — Auf dieſe Aeußerung wurde zwar der Neid wieder ſtill; doch in der Bruſt des Ehrgeizigen war das Gefühl der Kränkung und

Hintansetzung zurückgeblieben, das nach wenigen Jahren thatsächlich sich äußerte.

Unterdessen diese Vorgänge am Rhein eintraten, Horn statt des kranken Torstensons gegen die Dänen kämpfte, der große Raubvogel Königsmark in Niedersachsen nicht nur die Menschen sondern auch die Wälder durch Aushauung und Verkauf des Holzes an hamburger Kaufleute plünderte, die falsche Hessin vor wie nach zu rauben und zu intriguiren suchte, und Rogoczy, der Fürst von Siebenbürgen, in Ungarn eingefallen war, konnte erst nach dessen Rückzug im Juni Gallas nach Dänemark aufbrechen, um ihm Hilfe zu leisten. Als er nun wirklich die Stadt Kiel von den Schweden erobert hatte, brach aber Torstenson, wieder genesen, mit einmal auf, und zog nach Sachsen hin, wodurch Gallas natürlich ihm folgen mußte. Aeußerst geschwächt, und der Lebensmitteln gänzlich ermangelnd, sah Gallas von allen Seiten sich eingeschlossen, und brachte unter beständigen Kämpfen und mit dem Verlust seiner ganzen Reuterei kaum 2000 Mann nach Böhmen zurück, wo er sogleich das Commando niederlegte. Da Torstenson jetzt in das unvertheidigte Böhmen mit 16,000 Mann und 80 Kanonen eindrang, reiste der Kaiser selbst nach Prag, um der Gefahr zu begegnen, und die letzten Streitkräfte zu sammeln. Schnell eilte nun Hatzfeld mit 5000 Mann, Götz mit seinen Regimentern aus Schlesien, und auch Johann von Werth mit 3000 Reutern aus Bayern herbei, worauf der Kaiser im Vertrauen auf den letzteren den Angriff der Feinde befahl. Als nun Torstenson (am 5. März 1645) bei Jankau erschien, warf sich Hatzfeld ihm kühn entgegen, und lieferte am anderen Tage die Schlacht, die durch Irrungen und Fehlgriffe ein sehr trauriges Ende nahm. Denn Götz, der den rechten Flügel befehligte, und das Terrain nicht gehörig kannte, verwickelte sich zwischen Teichen und Waldhöhen, wo er von seinen Streitkräften nicht den gehörigen Gebrauch machen konnte, und büßte seinen Irrthum mit seinem Leben und dem Verluste seiner Leute. Zwar stritten die Bayern auf dem linken Flügel sehr wacker, und ein Theil von ihnen umging sogar den rechten Flügel der Feinde; als sie aber aus Raubsucht das feindliche Gepäck plünderten,

wurden ſie von den Schweden überfallen, und die Niederlage des kaiſerlichen Heeres wurde allgemein. 7000 Mann lagen todt zwiſchen den Teichen und Wäldern zerſtreut; Hatzfeld aber fiel mit vielen Offizieren und Gemeinen ſammt ſiebenzig Fahnen in des Feindes Gewalt. Zwar wollte Johann von Werth nach dem Beiſpiel Bernhards bei Rheinfelden die Flüchtigen bei Tabor ſammlen und über die ſiegestrunkenen Schweden herfallen; da er aber den größeren Haufen derſelben dazu nicht bereden konnte, führte er ſeine Bayern ohne bedeutenden Verluſt nach der Oberpfalz zurück. — In wenigen Wochen beſetzte Torſtenſon das ganze, auf der linken Donauſeite gelegene öſterreichiſche Land, und durch den wunderlichſten Wechſel der Dinge zitterte jetzt Wien vor den Schweden, wie vor ſechs und zwanzig Jahren vor den böhmiſchen Rebellen. — Doch wie damals fand auch nun Oeſterreich ſeine Rettung wieder ſehr ſchnell; hochherzig unterzog ſich der Ciſtercienſerabt, Cornelius Strauch, den größten Lebensgefahren, um die Flüchtlinge zu ermuthigen, und ſie in der Treue für Oeſterreich zu erhalten, während nur thörige Proteſtanten über einen Sieg jubeln konnten, wo Deutſchland, es mochte eine oder die andere Partei ſiegen oder verlieren, doch allein den Verluſt erlitt, indem alles Glück nur zum Vortheil der Fremden diente, die ihre Ehre und ihren Gewinn in der Schmach eines edlen und bloß verblendeten Volkes fanden.

Auch Bayern wurde von einem mächtigen Einfall des Feindes bedrohtt, und der Churfürſt warb, gleich dem Kaiſer, mehrere neue Regimenter. Am 26. März 1645 ging nun Türenne mit 8000 Mann, größtentheils Deutſche, bei Speier über den Rhein, um wie Torſtenſon, Siege zu erfechten; doch ſtatt an die Donau gegen Mercy zu rücken, zog er mit ſeinen „weimariſchen Franzoſen“ nach der damaligen Raubbezeichnung in Franken auf der Bratwurſt herum.“ Befehligt vom Churfürſten, die Offenſive zu ergreifen, brach Mercy am 25. April auf und erſchien am 5. Mai vor dem Dorfe Herbſthauſen, wo das franzöſiſche Heer, auf Hügeln aufgeſtellt, ihn erwartete. Die Schlacht begann, und ehe eine Stunde verging, hatten die Bayern den vollſtändigſten Sieg errungen. Vier Generale, worunter Roſen, der früher den Johann von Werth bei Rheinfelden gefangen hatte, und Schmitt-

berg, nebſt 2,600 Offizieren und Gemeine und 59 Fahnen fielen den Siegern in die Hände; eben ſo viele lagen todt auf dem Schlachtfeld und von den Zerſtreuten wurden auf der Flucht noch viele eingefangen. Türenne flüchtete mit zwei Regimentern, die in der Schlacht nicht anweſend waren, und mit den geretteten Regimentern Roßwurms und Wittgenſteins über Hammelburg nach Fulda, wo die Heſſen, wie bei Tuttlingen, abermals die Franzoſen retteten. Denn da Mercy und Johann von Werth ihren Sieg zu benützen wußten, und den Türenne nach Oberheſſen verfolgten, hatte die Heſſin, dieſes teufliſche Weib, nicht bloß ihre Truppen ſondern auch den Königsmark, der in ſeinem Brandſchatzungsgewerbe in ganz Norddeutſchland herumzog, zur Hilfe der flüchtigen Franzoſen aufgeboten, wodurch die Verbündeten auf 15,000 Mann anwuchſen, und den Feldmarſchall Mercy nöthigten, an den Main zurückzugehen, um wegen des angekündigten Anmarſches des Prinzen Enghien ſeine Streitkräfte nicht zu zerſplittern.

Denn kaum war die Niederlage von Herbſthauſen in Paris bekannt geworden, ſo erhielt der Prinz Enghien, der Sieger von Rocroix, den Befehl mit 12,000 Mann an den Rhein zu ziehen, wo er nach ſeinem Uebergang zu Speier am 4. Juli zu Ladenburg mit 19,000 Deutſchen, trefflichen Soldaten, unter Geiß, Königsmark und Türenne ſich vereinigte, und nun an der Spitze von 32,000 Mann ſich befand. Doch auch Mercy hatte den General Geleen mit 3000 Mann an ſich gezogen, und ſuchte, als tüchtiger Stratege, dem Feinde überall zuvorzukommen, und Bayern vor einem Einfall zu bewahren. Als am 18. Juli Mergentheim und Rothenburg ohne Widerſtand an Türenne ſich ergab, wurden die unglücklichen Einwohner mit Feuer und Schwert heimgeſucht, weil man ſie beſchuldigte, nach der Schlacht von Herbſthauſen an franzöſiſchen Flüchtlingen ſich vergriffen zu haben. So rächte Türenne, der in dem deutſchen Kriege keineswegs „den Ruhm menſchenfreundlichen Sinnes“ beurkundet, den ſeine franzöſiſchen Bewunderer ihm beilegen, und die deutſchen Geſchichtſchreiber albern nachbeten, den früher erlittenen Schimpf und Verluſt; der Vicomte war früh ein „Henker und Mordbrenner,“ wie ſeine franzöſiſchen Zeitgenoſſen in den Tagen Leopolds, und hatte, betriebſam wie

Königsmark, auch ſeine baare Einbuße im „Darmſtädter Gebiet“ erſetzt, obgleich die Regentin und Mazarin ihm durch Enghien prachtvolles Silbergeſchirr und eine Staatskarroſſe zuſandten. — Dieſe langſamen, den Beutel leer laſſenden Fortſchritte des Prinzen mißfielen endlich dem Königsmark, und da er etwas „Klügeres und Erſprießlicheres“ zu thun wußte, ließ er in aller Stille hinter jedem Reuter einen Fußgänger aufſitzen, und war bald außer dem Bereich des über ſeinen Abmarſch erzürnten Prinzen. Als er nun durch einen Abgeordneten vom Prinzen Abſchied nehmen, und ihm ſich empfehlen ließ, gab dieſer jenem zur Antwort: „er ließe ſich des ſchwediſchen Herrn Abzug gefallen, und er möchte ſich nur mit ſeinen Huren luſtig machen!“ — Da aber Königsmark auch den Heſſen Geiß zur Trennung von Enghien zu bereden geſucht hatte, und dieſer nach vielen Bitten des Prinzen nur ſo lange zu bleiben verſprach, bis von Kaſſel die weitere Beſtimmung erfolgt ſey, ſo geht hieraus nicht nur die beſchämmende Abhängigkeit der Franzoſen von deutſcher Aushilfe, ſondern auch die teufliſche Dienſtwilligkeit der Landgräfin hervor, die auch jetzt wieder ihrer Unterthanen Blut herzlos den Fremden hingab. —

Nun durch die heſſiſche Seelenverkäuferin der Heſſen ſicher, brach Enghien über Ellwangen nach der bayeriſchen Grenze auf, wo er am 3. Auguſt die Bayern bei Allersheim in Schlachtordnung aufgeſtellt fand, und voll Eifer, den verunglimpften Ruhm der franzöſiſchen Waffen bei Herbſthauſen zu rächen, ſogleich um vier Uhr Mittags die Schlacht begann, deren Erfolg von der Eroberung des Dorfes abhing. Als Mercy die ganze franzöſiſche Infanterie auf das Dorf anrücken ſah, rief er: „Gott hat den Franzoſen den Kopf verdreht, ſie rennen in's Verderben.“ Schon hatten ſie zwei Stunden hindurch immer vergebens geſtürmt; ganze Regimenter lagen niedergeſchmettert auf dem Boden, und als durch eingeworfenes Feuer das Dorf in Brand gerieth, warfen ſich die Bayern in zwei ſteinerne Gebäude, und auf den Kirchhof, und ſchlugen alle weitere Stürme ab. — Leider aber wurde der Held Mercy durch den Nacken in das Herz geſchoſſen, und dieſer verhängnißvolle Fall

hob das Einverſtändniß im bayeriſchen Heere auf. Denn gerade jetzt griff Johann von Werth mit der Reuterei des linken Flügels den rechten der Franzoſen an, durchbrach und zerſprengte dieſen in allen ſeinen Aufſtellungen, nahm ſelbſt den Marſchall Grammont gefangen, ließ ſich aber leider durch unvorſichtige Kampfhitze verleiten, die Verſprengten zwei Stunde weit zu verfolgen. Während er alſo die Blüthe des franzöſiſchen Adels unter den Schwerter ſeiner Reuter bluten ließ, und ſeine Ehre als tapferer Soldat behauptete, verlor er den Ruhm eines umſichtigen Feldherrn, indem nach menſchlicher Anſicht das Glück des Tages und das Geſchick des ganzen Feldzuges in ſeiner Hand lag, ſobald er zur rechten Zeit umgekehrt, und über den linken feindlichen Flügel hergeſtürzt wäre, wodurch die Schlacht eine andere Geſtalt bekommen, und der freie Gebrauch der Reſerve bei dem Feinde aufgehört hätte. Denn da Enghien den Sturm auf das Dorf aufgeben mußte, und auch ſein linker Flügel durch den bayeriſchen rechten mehrmals blutig zurückgeſchlagen war, wobei jedoch der General Geleen wegen ſeines kurzen Geſichtes in die Gefangenſchaft gerieth, ſo führte nun der Prinz, überall geſchlagen, die letzten Streitkräfte, die Heſſen, ins Gefecht, und die deutſche Tapferkeit errang den Sieg über Deutſche. Nach einem langen und wüthenden Gefechte, worin ein heſſiſches Regiment völlig vernichtet wurde, räumten endlich bei dem Mangel eines Oberbefehlhabers die ermüdeten Bayern das Feld. In dieſem Augenblicke kehrte Johann von Werth von der Verfolgung der Feinde zurück, vernahm den Tod Mercy's, die Gefangenſchaft Geleen's, und ſah die Heſſen im Beſitze vom Winneberg, dem Schlüſſel des Schlachtfeldes, worauf der Sieger wenige Schritte hinter das Dorf ſich zurückzog. — Ohne zu wiſſen, daß Werths ſiegreichen Schaaren nur fünfhundert Schritte von ihnen lagerten, ergaben ſich die bayeriſchen Regimenter, die in den zwei ſteinernen Häuſern und auf dem Kirchhofe ſich befanden, während der Nacht an die Franzoſen, und der eitle Prinz brüſtete ſich mit einem Sieg, den er nur den Heſſen unter Geiß, und den Weimarern unter Türenne verdankte. Und leider war dieſes in der letzten Hälfte des dreißigjährigen Krieges immer der

Fall, indem das deutſche Volk, unter ſchwediſchen oder franzöſiſchen Fahnen, den Kern der Heere oder ihr Ganzes bildend, nur ſich ſelbſt zerfleiſchte, während die fremden Heerführer ihrer Nation die Triumphe zuſchrieben, die ſie nur durch Deutſche gegen Deutſche erfochten hatten, wie auch das laufende Jahrhundert ſolches noch vielfach zeigte. — Nachdem Johann von Werth in der Nacht mit ſeinen Oberſten ſich berathen hatte, zog er bei dem Mangel der Kriegsbedürfniſſe am Morgen mit dem gefangenen Marſchall und ſiebenzig erbeuteten Fahnen in guter Ordnung nach der Donau hin, und empfand es tief, daß durch ſeine allzuhitzige Tapferkeit ihm der glänzendſte Sieg entgangen ſey. Doch ſelbſt die Franzoſen jubelten nicht über ihren Sieg; denn gefangen war der Marſchall Grammont, und viele andere Adeliche; verwundet Enghien, Marſin, und faſt alle Oberſten, beſonders die Weimarer; unter den Todten befand ſich die Blüthe des franzöſiſchen Adels, und ihre Infanterie war faſt ganz vernichtet. Als man daher zu Paris ein **Te Deum** anordnete, meinte die biſſige Mademoiſelle de Montpenſier, ein „Todtenamt" wäre doch ſchicklicher geweſen. — Für die Bayern war aber der Tod des wackeren Mercy weit unheilbringender und folgenreicher, als die zweideutige Schlacht, indem ſie in ihm einen der größten Generale jenes Jahrhundert verloren, und würdig bleibt die Grabſchrift des Helden an der Stätte, wo er geblutet: **Staviano r, heroem calcas!** —

Bei dem üblen Zuſtande des franzöſiſchen Heeres, das nur noch 1500 Mann Fußvolk unter ſeinen Fahnen zählte, erndtete Enghien die einzige kärgliche Frucht ſeines vermeintlichen Sieges in der Beſitznahme von Nördlingen, jener Stadt, die im Jahre 1634 der Großmuth des Königs von Ungarn ſo vieles zu verdanken hatte, und die nun trotz des von Johann von Werth verſprochenen baldigen Entſatzes ohne alle Noth ſich ergab, und hierdurch ihre proteſtantiſche Verblendung und ihren unchriſtlichen Haß an Tag legte, indem ſie lieber dem kathol. franzöſiſchen Prinzen ſich unterwerfen, als unter dem katholiſchen deutſchen Kaiſer ihre Reichsfreiheit behaupten und genießen wollte. — Unterdeſſen war

der gefangene Marſchall Grammont nach Ingolſtadt gebracht worden, wo er, wie Johann von Werth zu Paris, auf die ausgezeichneſte und liebreichſte Art behandelt wurde, indem die bayeriſche Churfürſtin ihm, der ſchon als Graf von Guiche unter Tilly gedient hatte, eine koſtbare, mit eigener Hand gefertigte Schärpe verehrte, und der churfürſtliche Kriegsrath Küttner von Kunitz ihm die erfreuliche Verſicherung bringen mußte, daß ſeine Gefangenſchaft nicht lange währen würde. Denn da durch den Tod Mercy's die Oberfeldherrnſtelle bei dem Heer erledigt war, die nach dem Tode Aldringers Johann von Werth zwar ſchon bekleidet, und unabhängig von einem Obergeneral, bis zur rheinfelder Schlacht, das Bayeriſche und Reichsheer befehligt hatte, ſo fürchtete der beſorgliche Churfürſt nicht bloß den ungeſtümmen Muth Johanns von Werth, der eben ſo gut glückliche als unglückliche Ereigniſſe herbeiführen könnte, ſondern es ſchien ihm auch bedenklich, einen ihm und dem Kaiſer gleich ergebenen Soldaten als Oberhaupt ſeiner ganzen Macht aufzuſtellen. Indem nun die bayeriſchen Kriegsräthe, um die Johann v. Werth ſich wenig bekümmerte, den Churfürſten noch mehr aufhetzten, mußte es jener ſich gefallen laſſen, daß Geleen, bei Allersheim geſchlagen und gefangen, ihm vorgezogen, und gegen den Marſchall Grammont, der gleich darauf zu München mit dem Churfürſten ſelbſt ſprach, und die gefährliche Entfremdung Bayerns vom Kaiſer einleitete, ausgewechſelt wurde. — Um jedoch einen ſicheren Gewinn durch den blutigen Feldzug zu erhalten, wollte Enghien des Paſſes bei Heilbronn ſich bemächtigen. Da aber der Ort wohl befeſtigt, und Gewalt nicht anwendbar war, übergab der leiblich und geiſtig kranke Prinz das Heer unter den mißlichſten Umſtänden dem Marſchall Türenne, und erbat ſich, daß unter dem Schutze von 1000 Reutern, der Marſchall Grammont ihn nach Philippsburg bringen möchte. So pries denn der Sieger von Nördlingen, welcher die Niederlage Horns und Bernhards vom Jahre 1634 gerächt zu haben ſich vermaß, der Retter der franzöſiſchen Waffenehre, ſich ſehr glücklich, daß er in einer Sänfte liegend, auf eiliger, Tag und Nacht fortgeſetzten Reiſe auf Schleichwegen bis zur Grenze entrann, wobei

Grammont ſich noch brüſtete, daß auf dem ſchnellen Ritte nur dreihundert Mann ihre Pferde einbüßten.

Da am 24. Auguſt 1645 der Frieden zwiſchen dem Kaiſer und dem ſiebenbürgner Fürſt abgeſchloſſen wurde, ſtieß der Erzherzog mit 5000 kaiſerlichen Reutern zu den Bayern, worauf die Franzoſen im ſchlechteſten Zuſtande und in flüchtigſter Eile, begleitet und beſchützt von den Heſſen, über den Rhein zogen, und dort Winterquartiere ſuchten. Die unglücklichen Heſſen durften aber nicht an Winterruhe denken, indem die boshafte, ehr- und gottloſe heſſiſche Muhme den ungeſäumten Angriff auf die Lande ihres Vetters, des redlichen Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt, befahl. Geiß bezwang nun Butzbach am 6. November, Marburg am 20. November, und nöthigte am 25. Januar 1646 den darmſtädtiſchen Commandanten Willich zur Uebergabe des Schloſſes, die dieſer mit ſeinem Kopf büßen mußte. So häufte die Landgräfin mit ihren tückiſchen Waffen eine Gewaltthat auf die andere, und zwang die Bürger und Beamten Marburgs zur Eidesleiſtung, alles unter der Betheuerung der Friedensliebe. — Aber auch die Bayern ſäumten ſich nicht lange am Rhein, und nahmen auf ihrem Rückwege die noch von den Franzoſen und Weimarer beſetzten Städte Rothenburg, Dinkelsbühl und Wimpfen, wo Türenne ſein ganzes Geſchütz gelaſſen hatte, wieder ein. Ebenſo ging auch der Erzherzog nach Böhmen zurück, in deſſen nördlichen Theil Torſtenſon nur noch mit 2500 hinfälligen Fußgängern ſich gelagert, und dabei den bitterſten Verdruß hatte, daß er nach „dreimaligem“ Anſatze Oeſterreich dennoch nicht niedergeworfen habe. —

Der bekannte Raubvogel Königsmark hatte übrigens für ſein und der beiden Kronen Intereſſen wieder das Beſte gethan. Nachdem er, wie ſchon gemeldet, das franzöſiſche Heer verlaſſen hatte, durchzog er brandſchatzend das Franken- und Voigtland, und kam gerade nach Sachſen, als der Churfürſt zur Unterſtützung des Kaiſers ſeine letzte Kraft zuſammenraffte. Mit Hilfe des Schweden Axel Lilje trieb er ſogleich die ſächſiſchen Hilfsvölker unter die Wälle von Dresden, plünderte die Städte Meiſſens, eroberte Rochlitz ſammt der feſten Burg, und begehrte drohend

den Abfall vom Kaiſer. — Seit zehn Jahren ſuchte zwar Johann Georg ſeine frühere politiſchen Fehlgriffe und ſelbſt die Reichsverräthereien des Churfürſten Moriz durch ſeine feſte und treue Anhänglichkeit an die Sache des Reichs wieder gut zu machen; doch die Gnade des Himmels ſchien um ſo weniger ſeinem Streben einen Erfolg zu geben, als gerade das Sachſenland, dieſe Wiege des Proteſtantismus, die größte Schuld des Verderbens trug, und Deutſchland nach göttlichen Rathſchlüſſen erſt den Kelch der Leiden und der Schmach bis auf den Boden leeren ſollte. So war denn das ganze Sachſenland, mit Ausnahme der Hauptſtadt und der Feſte Königſtein, in feindlicher Gewalt, das Land war gräuelvoll verödet, und alle möglichen Einkünfte in den Händen der Feinde. Als nun Königsmark drohte, alle Dörfer acht Meilen im Umkreiſe von Dresden zu verbrennen, und die eigene Familie den Churfürſten aufs ärgſte beſtürmte, gab er endlich nach, ertheilte die Vollmacht zu einem Waffenſtillſtand und unterzeichnete den Vertrag am 6. September 1645. — In demſelben verſprach er den Schweden monatlich 11,000 Thlr. und das nöthige Getreide, geſtattete ihnen die alleinige Beſetzung von Leipzig, die Mitbeſetzung von Torgau, den Elbpaß und den Durchzug durch das Land, und erhielt dafür die übrigen Städte zurück. Immer aber in ſeinem Gewiſſen noch beunruhigt, beſtimmte er die Dauer des Waffenſtillſtands nur auf ſechs Monate, bedingte ſich dabei aus, ſeiner Reichspflicht gemäß, dem Kaiſer drei Regimenter zu ſtellen, und zeigte ſich in den größten Nöthen und nach den größten Opfern viel treuer dem Kaiſer, als der calviniſche Brandenburger. Mit Freuden beſtätigte Torſtenſon am 24. September den Vertrag, der ganz Niederdeutſchland bis Böhmen entwaffnete, den Schweden den Rückzug ſicherte, und ihre Kriegsmittel auf die leichteſte Weiſe vermehrte. Krank und ſeines Feldherrnamtes müde, ſuchte Torſtenſon im Dezember zu Leipzig ärztliche Hilfe, und gab ſeinem Nachfolger Carl Guſtav Wrangel den Rath, in Böhmen zwar Fuß zu faſſen, jedoch keine Schlacht zu wagen.

Während alſo die Franzoſen mit ihren Armeen im Kriege nichts ausrichteten, waren ſie aber auf der Friedensverſammlung

durch ihre Liſt und Ränke, ſo wie durch die Uneinigkeit und Raubſucht vieler deutſchen Stände die entſchiedenſten Sieger. Je nachgiebiger und friedfertiger demnach der Kaiſer ſich zeigte, deſto maßlos übermüthiger benahmen ſich die Franzoſen, ſelbſt gegen die Geſandten der Reichsglieder, deren Anweſenheit ſie ſo zudringlich betrieben hatten. Durch die Aufgeblaſenheit Avaux's und Severin's gegen die deutſchen Geſandten, kamen aber ſelbſt jene Franzoſen mit einander in Zwiſt; ſie verfaßten ſogar gegen einander Libelle, und Mazarin ſah ſich genöthigt, den Prinzen von Longueville, als den vornehmſten der Geſandtſchaft, nach Münſter zu ſenden, um die „Vernichtungsengel des Friedens," wie der Nuntius den Severin offen nannte, und von dem andern wahrſcheinlich dachte, wenigſtens in den Schranken des Anſtandes zu erhalten. — Allmählig rückten denn die Schweden mit ihrer Forderung von Pommern heraus, fanden aber den entſchiedenſten Widerſpruch durch Brandenburg; auch die Landgräfin legte ihre Abſichten auf die weſtphäliſchen Stifter unverholen an Tag, und erregte einen ſolchen Unwillen bei der katholiſchen Partei, daß dieſe die härteſte Rüge über das untreue reichsverrätheriſche Verfahren der Fürſtin ergehen ließ. — In dieſer Zeit entließ der Kaiſer den Churfürſten von Trier, dieſen „Anfänger des Abfalls an Frankreich" aus ſeiner zehnjährigen Gefangenſchaft, und belehnte ihn mit den Regalien, worauf er in ſein Land nach Coblenz zurückkehrte, indem die Spanier noch ſeine Hauptſtadt beſetzt hielten. Als aber Türenne, auf das linke Rheinufer vertrieben, mit dem Reſte ſeines Heeres Trier bedrohte, und der Churfürſt Philipp Chriſtoph auch mit einem kleinen Corps dahin zog, wurden die Spanier am 18. November 1645 vermocht, die churfürſtliche Reſidenz zu verlaſſen, und nach Luxemburg zu ziehen. — Am 5. Dezember traf endlich der Graf Maximilian von Trautmannsdorf, ein Mann von überlegener, weitblickender Klugheit und richtiger Erkenntniß der Verhältniſſe der Zeit, als außerordentlicher Geſandte zu Münſter ein, und bot den Franzoſen den Beſitz von Metz, Toul, Verdun, Pignerol und Mayenvyk an. Unverſchämt verlangten dagegen die Franzoſen außer jenen drei Bisthümern das obere und untere Elſaß

mit dem Sundgau, den Breisgau mit Breisach und den Waldstädten, Philippsburg mit seinem Bezirke; sodann die völlige Ausschließung des Lothringers aus dem Friedensgeschäfte, die Amnestie von 1618, um alle Empörungen, Kirchenräubereien und Verbrechen zu sanktioniren, die Genugthuung für die Landgräfin, die Zahlung der fremden Söldner, und verweigerten den Waffenstillstand als Hinderniß des Friedens. Noch unverschämter begehrten aber die Schweden die Ausdehnung der Amnestie von 1618 selbst auf die kaiserlichen Erblande; dreifache Genugthuung für sich, für die Landgräfin und für ihre Soldaten; ferner als kleinen Ersatz für „Gustavs königliches Blut" ganz Schlesien, Pommern mit Kamin, Wismar mit seinen Festungen, das Erzstift Bremen und das Stift Verden; in Summa 72 Meilen Seeküsten, 60 Meilen landeinwärts und überall offenes Thor. — Am allerunverschämtesten forderte hingegen die Landgräfin nebst der unumschränktesten Amnestie die ausgedehnteste Religionsfreiheit in den alten und neu erworbenen Landen; von Darmstadt, den ganzen Marburger Erbantheil; von Mainz die Vogtei Fritzlar, Amöneburg, sammt den kleinen benachbarten Städten; von Köln die Grafschaft Arnsberg, und von den Bisthümern Paderborn und Münster die wichtigsten Orte; von Fulda bedeutende Theile, nebst Hirschfeld, und endlich die Zahlung aller Rückstände von den ausgeschriebenen Kriegssteuern; Forderungen, die selbst alle protestantischen Fürsten und Stände äußerst empörten. — Während also diese calvinische Ketzerin die großmüthigste Aussöhnungserbietung des Reichs betrog und an Frankreich sich hing, das Blut und die dürftige Habe ihres Volkes herzlos vergeudete, und die französischen Helden vom Schwerte der Reichstreuen befreite; während diese Reichsverrätherin dem Prinzen von Longueville auf eine Art liebkos'te, daß dieser zu den Gesandten sagte: „die Frau Landgräfin habe ihm solche Liebkosungen erwiesen, daß er für sie nur mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit sprechen könne," wie er denn auch dem Bischof von Osnabrück auf dessen Vorstellung: „er möchte doch nicht zu Gunsten jener Frau die Kirche plündern, und gleichsam mit dem Rocke Christi

und der heiligen Jungfrau die Ketzerin bekleiden," erwiederte: „man muß vieles für dieſe tugendhafte Frau thun, und alle ihre Wünſche befriedigen;" ſo lag in allem dieſem doch nur der Ausdruck der Falſchheit der Franzoſen, die zwar den Verrath, aber nicht die abſcheuliche Verrätherin liebten, und ihr im geheim deſto nachdrücklicher entgegenarbeiteten. — So war denn die Warnung der reichstreuen Fürſten, des Churfürſten von Sachſen, des redlichen Landgrafen von Darmſtadt u. A.: „Die Fremden wollten das Reich zerſtückeln," in Erfüllung gegangen, indem die beiden Kronen ein Drittel von Deutſchland begehrten, und hierdurch hinlänglich an Tag legten, daß der ſogenannte Reformations-, Religions- und Befreiungskrieg von Anfang bis zum Ende nichts anders als ein ehrloſer Raub- und Räuberkrieg war, obgleich gegen dieſe Bezeichnung heute noch manche befangene, den geſchichtlichen Lügen anhängende Proteſtanten ſich ſträuben. — Als nun die Stände in ihrer Replik auf die Forderungen der Franzoſen die heiligſten Verheißungen anführten, durch welche dieſe zu Heilbronn, Frankfurt und Worms ſich verpflichtet hatten, alles ihnen eingeräumte Land ſammt Städten an Deutſchland beim Frieden zurückzugeben, und daher erklärten, daß ihnen keine Genugthuung gebühre, ſo beunruhigte dieß zwar einige Zeit die franzöſiſchen Diplomaten; doch wußten ſie bald durch ihre Einflüſterungen die Karten wieder zu miſchen, und, von allen Seiten verlaſſen, und vom Bayer zum Abſchluſſe des Friedens gedrängt, ließ ſich Ferdinand zu neuen Anerbietungen bewegen. Mit neuen Vollmachten verſehen, bot demnach Trautmannsdorf die Abtretung beider Elſaße gegen Erlegung von fünf Millionen Thaler für die Kinder des Erzherzogs Ferdinand und Donna Klaudia von Innsbruck an, forderte dagegen die Rückgabe aller andern, von den Franzoſen beſetzten Länder und Städte, und verlangte zugleich, daß Frankreich die ſchwediſche Gier nach den Bisthümern zügle. Brandenburg ſolle für Pommern, zu Gunſten Schwedens abgetreten, das Bisthum Halberſtadt erhalten, und Lothringen wieder ſeinem Fürſten übergeben werden. — Doch die franzöſiſche Maxime, immer neue Forderungen zu machen, um die ſchon gemachten deſto ſicherer zu er-

halten, und durch Intriguen die Friedensunterhandlungen zu verwickeln, zeigte ſich bald durch ihren Vorbehalt, mit dem Churfürſten von Trier einen Separatvertrag abzuſchließen. Denn ſchon am 19. Juli 1646 erkaufte der Herr von Antonville vom Erzbiſchof Philipp Chriſtoph, dem zärtlichen Verſorger ſeiner Verwandten, für eine geringe Summe das Recht der unbeſchränkten Verfügung über Philippsburg auf immer und die Schutzherrlichkeit über das Bisthum Speier ſammt allen Pfründen, welche der Erzbiſchof auf dem linken Rheinufer beſaß. In ſolchem Maaße vergrößerte der nichtswürdige Prälat, des Reiches Churfürſt, ſeinen frühern Verrath, für den ihm kaum die verdiente Strafe erlaſſen war, und band die Geiſel auf Deutſchlands Rücken feſter. Zieht demnach die Gottheit von jedem Volke, das ſich in kirchliche und politiſche Revolutionen ſtürzt, ſeine ſchützende Hand ab, ſo ſind denn gewöhnlich ſchlechte Pfaffen und falſche Weiber die Werkzeuge, deren ſich der Teufel zum Verderben der Länder bedient, weßhalb auch die Rolle, die einſt der Erzbiſchof Cramer und die gekrönte Liſel in England ſpielten, nun auf den Erzbiſchof Philipp Chriſtoph und auf die falſche heſſiſche Liſel in Deutſchland überging. Indem nun die kaiſerlichen Geſandten die Schelmereien jener Beiden und die Reihenfolge ihrer diplomatiſchen Niederlagen überblickten und wieder feſten Fuß zu faſſen ſuchten, bekümmerte ſich Frankreich wenig um die offenen und geheimen Verſprechungen, die es Bayern gegeben, und befahl die Fortſetzung des Krieges, um die letzte Widerſtandskraft der diplomatiſch Geſchlagenen durch die Waffen zu überwältigen.

Während alſo am Anfange des Jahres 1646 Guſtav Wrangel in Böhmen einbrach, Montecuculi in Schleſien gegen den Schweden Wittenberg mit Erfolg focht, und der Landgraf Georg von Darmſtadt, unterſtützt von kaiſerlichen Truppen und ſpaniſchem Gelde, den Kampf mit ſeiner böſen Muhme, der Heſſin, fortſetzte, erſuchte der Kaiſer den Churfürſten Maximilian um 8,000 Mann Bayern und Reichsvölker, um Böhmen vom Feinde gänzlich zu ſäubern, und da dieſer Zuzug wirklich erfolgte, und das kaiſerliche Heer auf 24,000

Mann anwuchs, zog ſich Wrangel ſogleich an die Saale zurück. — Als nun die Erneuerung des ſächſiſchen Waffenſtillſtandes, welche der Kaiſer vergebens zu hintertreiben ſuchte, am 10. April wirklich erfolgt, und die Vertheidigung von Magdeburg den eigenen Bürgern vorläufig übergeben war, beabſichtete Wrangel eine Vereinigung mit Türenne, um gemeinſchaftlich den Kaiſer und den Bayer anzugreifen, und zog deßhalb nach Weſtphalen, wo er, der Ankunft der Franzoſen harrend, einſtweilen die Stiftsländer verheerte, Hörter, Paderborn und Stadtbergen einnahm, und die beiden letzteren Städte der Heſſin überließ, um die zähe Bundsgenoſſin für die Intereſſen beider Kronen gefügiger zu machen. Doch auch das kaiſerlich-bayeriſche Heer war dem Gegner nachgeeilt, und ſtand, um dem Landgrafen gegen ſeine Muhme beizuſtehen, im Juni in der Gegend von Hanau und bei Münden im Lager. — Da indeſſen das ſchwediſche Heer durch den Zuzug Königsmarks, Bönninghauſens und Türenne's bis auf 40,000 Mann angewachſen war, ſo beſchloſſen die Verbündeten, die kaiſerliche Armee mit Liſt zu umgehen, und in dem Rücken derſelben mit aller Macht in Bayern und dann längs der Donau in Oeſterreich einzufallen. Wirklich gelang es ihnen, dem Erzherzog den Vorſprung am Main abzugewinnen, und während das kaiſerliche Heer, geſchwächt durch eine Pferdeſeuche, mühſam durch Franken ihnen nachzog, beſetzten ſie mehrere Städte in Schwaben, erzwangen die Päſſe bei Donauwörth und Lauingen, eroberten ſelbſt Rain (14. September 1646), und ſo ſah Maximilian ſeine Staaten um ſo unerwarteter von dem vereinigten Gegner angefallen, als er durch ſeinen Waffenſtillſtandsantrag der Beſorgniß vor den Franzoſen enthoben zu ſeyn glaubte. Während alſo der Erzherzog auf weiten Umwegen mit ſeinem Heere bei Straubing über die Donau ging, und dem Bayerland zu Hilfe eilte, hatten aber die Feinde ſchon Freiſing verwüſtet und bedrohten am 28. September ſelbſt Augsburg. — Da vor zwei Jahren die bayeriſche Beſatzung dort abgezogen und den proteſtantiſchen Einwohnern nicht zu trauen war, warf ſich ein bayeriſches Corps mitten durch die Feinde in die Stadt, und hielt mit den bewaffneten Studenten und der katho-

liſchen Bürgerſchaft die Belagerung ſtandhaft aus. So ſah dem Bayern, mehrere Jahre hindurch von Kriegesnoth befreiet, jetzt wieder ſeinen Fürſten nach Braunau flüchten, während das erſchreckte Landvolk mit ſeinem Vieh und ſeiner beſten Habe Schutz hinter dem Inn und in den Alpenthälern ſuchte. — Voll Sorge über dieſe Lage der Dinge, ſchrieb Johann von Werth an den Churfürſten, beklagte, daß man ſeine früheren Aufforderungen zu Anwerbung neuer Truppen nicht befolgt habe, und fügte bei: „er wiſſe, daß die ſchwediſchen Geſandten zu Osnabrück angewieſen ſeyen, keinen Frieden einzugehen, bis alle hohen und niederen katholiſchen geiſtlichen Ständen ausgerottet ſeyen; die münſteriſchen Friedenstractaten ſeyen daher nur Griffe, den Churfürſten und alle Welt zu betrügen. Entſchloſſenheit ſey alſo nöthig, denn wenn man diesmal ſich in keine Action einlaſſen dürfe, würde eine künftige noch weniger frommen.“ —

Zwar hatten die bayeriſchen Geſandten zu Münſter ſchon mit den Franzoſen über einen einſeitigen Waffenſtillſtand unterhandelt, und waren deßhalb ein franzöſiſcher und ſchwediſcher Abgeordneter zu Ulm am 18. October eingetroffen, die jedoch mit dem Abſchluſſe der Verhandlungen ſich nicht beeilten, und erſt den Fall von Augsburg abwarten wollten, um alles noch Verweigerte deſto gewiſſer zu erpreſſen. Mit der größten Anſtrengung betrieb demnach das verbündete Heer die Belagerung der Stadt; doch der wachſame und tapfere bayeriſche Commandant Royer ſchlug nicht nur jeden Sturm muthig ab, ſondern wußte auch im Innern der Stadt jede Bewegung und gewaltſamen Verſuch des proteſtantiſchen Pöbels, die Uebergabe zu erzwingen, durch ſeine Klugheit und Feſtigkeit zu vereiteln, und genoß daher die Freude, nach einer zwanzigtägigen harten Belagerung die Feſte durch den Erzherzog entſetzt zu ſehen. Als dieſer aber über den Lech bis gegen die Iller nach Memmingen vordrang, um den Feind durch Mangel an Nahrung zum Rückzug über die Donau zu nöthigen, zog das verbündete Heer ſchnell vor Landsberg, eroberte die Stadt und mit ihr die Brücke über den Lech, und begann von neuem die ungeheuerſte Verwüſtung in Bayern. Erſchüttert durch das überhäufte Elend ſeines

katholiſchen Volkes, an welchem die proteſtantiſche Wuth alle Arten von Bosheiten verübte, und zugleich voll Sorgen für die eigene Erhaltung, erneuerte der Churfürſt die abgebrochenen Unterhandlungen wegen eines Waffenſtillſtandes, um durch ihn den Weg zu einem allgemeinen Frieden zu bahnen. Da auch der Erzherzog wieder bei Thierhaupten über den Lech gegangen war, Wrangel aber Bayerns Verwüſtung bis über den Inn fortſetzen wollte, weigerte ſich Türenne unter dem Vorwand eingetretener Unterhandlungen ihm zu folgen, und zwang ihn hierdurch Bayern zu verlaſſen, und mit ihm nach Schwaben in die Winterquartiere zu ziehen, worauf der Erzherzog über die Donau ging, den Heerbefehl aufgab, und mit ihm auch Hatzfeld abtrat. — Da in jenem Räuberkriege die letzte Kunſt des Feldherrn darin beſtund, den Krieg in eine Gegend zu ſpielen, welche noch Mittel des Unterhalts und Beute verhieß, ſo hatte Wrangel, eingedenk der Lehre ſeines Vaters: „wer etwas nimmt, hat etwas,“ beim Eintritt des Winters bereits beſſere Herberge und den Ort erſpäht, wo die Einwohner ihre beſte Habe verborgen hatten. Es war die bregenzer Klauſe, die der Raubgierige auch am 1. Jan. 1647 angriff, und nach einer vergeblichen Vertheidigung des Landvolkes am 4. Jan. eroberte, wobei der verrätheriſche Commandant von Hohentwiel, Widerhold, ihm treulich half. —

Während in dieſer Weiſe die Raubſucht in dem entlegenſten Winkel Deutſchlands ihre Befriedigung ſuchte und fand, Montecuculi aber einen neuen Einfall des Feldzeugmeiſters Wittenberg in Schleſien abhielt, ging der Krieg zwiſchen der heſſiſchen Muhme und ihrem darmſtädter Vetter, dieſen Abkömmlingen deſſelben Stammes, mit unerhörter Wuth fort. Melander, der redliche Deutſche, der ſchon im Jahre 1641 aus dem Dienſte ſeiner falſchen Fürſtin getreten war, wurde ſelbſt in ſeiner Zurückgezogenheit von ihr auf mancherlei Weiſe verfolgt. Als nun Geleen nach Mercy's Tod in bayeriſche Dienſte trat, ergriff auf Bitten des weſtphäliſchen Kreiſes Melander im November 1645 den Feldherrnſtab über das weſtphäliſche Heer, und ſtund, die Falſchheit, Raubſucht und calviniſche Intoleranz der Heſſin wohl kennend, mit Rath und That dem Landgrafen Georg bei, deſſen

Unterthanen ebenfalls die größten Aufopferungen in dieſer abſcheulichen Fehde zeigten. Denn als in der Mitte des Octobers 1646 Geiß Alsfeld belagerte, griffen Alt und Jung zu den Waffen, und während der Bürgermeiſter mit dem Prediger auf dem Dache der Pfarrwohnung ſaß, das Blei von den Rinnen riß, um den Streitern Kugeln zu verſchaffen, trieben die Einwohner die ſchon eingedrungenen Niederheſſen blutig ab, wobei jedoch durch allzu hitzige Verfolgung die Blüthe ihrer Jugend unterlag. — Leider konnte aber Melander bei dem Darmſtädter nicht verweilen, da die von den Heſſen belagerte Feſte Zons ihn nach dem Niederrhein rief, wo ihm nicht bloß der Erſatz von Zons, ſondern auch die Einnahme von Paderborn gelang. Dagegen erlitt das darmſtädtiſche Heer bei Frankenberg am 19. November 1646 eine ſo blutige Niederlage, daß der Anführer, der Graf von Eberſtein, nur mit Mühe über die Eder nach Weſtphalen entrann. — So hatte der Feldzug von 1646 in Böhmen begonnen, wurde dann an die Ufer der Weſer und nach Weſtphalen verſetzt, zog ſich von da verheerend nach Heſſen, an die Ufer des Mains, der Donau, des Lech, der Iſar, und endete raubend — am Bodenſee. —

Zwar triumphirten jetzt die Franzoſen über die vielen Zugeſtändniſſe des Grafen Trautmannsdorf, die jedoch nur dann gültig ſeyn ſollten, wenn der allgemeine Frieden zu Stand käme, ſchwätzten wieder viel vom Rhein, der alten Grenze Frankreichs, und von ihrem Beſitz zweier Feſtungen auf dem rechten Rheinufer; doch im pariſer Parlament erhoben ſich andere Stimmen, als man fortwährend zu neuen Auflagen ſchritt, und der General-Advocat erklärte laut: „daß die Palmen und Lorbeeren nicht zu den guten Gewächſen gehören, die genießbare Früchten trügen, daß alle Provinzen völlig verarmt, und den Unterthanen nur ihre Seelen übrig geblieben ſeyen, die, wären ſie verkaufbar, auch ſchon längſt dem Verkauf unterworfen worden wären.“ — So äußerten ſich dort ſchon inneren Stürme, während der hochmüthige Bauernſohn, Salvius zu Münſter geradezu erklärte: „man müſſe dem Kaiſer noch ein Erbland abnehmen, die Adler-

fittige ihm kürzen; ohne gänzliche Erniedrigung deſſelben ſey kein Friede zu ſchließen.“ —

In jener fürchterlichen Zeit, wo alle ſittlichen Begriffe auf die wunderlichſte Weiſe verwirrt waren, wo der Wechſel der Parteien die ſeltſamſten Widerſprüche ins Leben rief, und der Uebertritt von einer Sache zur anderen zu den alltäglichſten Begebenheiten gehörte, dürfen wir uns denn auch nicht wundern, wenn wir am Schluſſe jenes großen blutigen Dramas auf Ereigniſſe ſtoßen, über die ſicher ſchon damals mancher denkende Kopf das bekannte: „**omnia jam fiunt, fieri quae posse negabam**“ ausſprach, die aus Noth und menſchlicher Schwäche hervorgegangenen Verblendungen und Mißgriffe erkannte, und darin die ſtrafende Hand der Gottheit erblickte. — So ſehr demnach Ferdinand und die bayeriſchen Obergenerale dem Churfürſten den Waffenſtillſtand abriethen, indem der Frieden dann *nie* zu Stande zu bringen ſey, weil der fortwährende Beſitz der eingenommenen Länder den Feinden einen gewiſſeren Vortheil bringe, beharrte doch der alte, grämlich und argwöhniſch gewordene Maximilian auf ſeinem Vorſatze, und ſo kamen am 24. Januar 1647 die Abgeordneten von Frankreich, Schweden, Heſſenkaſſel und der katholiſchen Fürſten zu Ulm zuſammen, um ein Geſchäft zu beendigen, zu welchem die Heſſin ſehr ungern ſich herbeiließ, indem es ihren eroberungsſüchtigen Plänen, beſonders auf die kölniſchen Stifter gar nicht zuſagte. Bedroht von den Verbündeten mit einem neuen Einfall, entſagte nun der ängſtliche Churfürſt ſeiner Anhänglichkeit an Kaiſer und Reich gänzlich, und ſchloß am 14. März mit beiden Kronen und mit Heſſen für ſich zunächſt, und für Churköln, wenn es einwillige, einen Waffenſtillſtand bis zum Frieden ab. Kraft desſelben ſollte der Churfürſt dem Hauſe Habsburg, dem Lothringer, und dem Darmſtädter allen Beiſtand entziehen; dann den Schweden die *Reichsſtädte* Memmingen und Ueberlingen, dem Herzog Eberhard deſſen Feſten Aurach, Tübingen und Hohenasberg ausliefern, und ſeine Beſatzung von Augsburg entfernen, wofür ihm dieſe die eroberten Feſten Rain, Donauwörth, Meneckdingen, Mindelheim, und zum Unterhalt ſeines Heeres, den bayeriſchen Kreis, die Ober-

pfalz, und einen kleinen Theil der Rheinpfalz einräumten. An Frankreich ſollte der Churfürſt Lauingen, Gundelfingen, die Feſten in der jungen Pfalz, und die Reichsſtadt Heilbronn, ſammt den gefangenen Generalen Roſen und Schmittberg ausliefern, und mußte ſich zugleich verpflichten, nicht ohne Anzeige an die Verbündeten die unterhabende Reichsarmada zu verabſchieden, damit die fremden Kronen ſeine entlaſſene Söldner gewinnen könnten; ein Vertrag, der um ſo mehr den Churfürſten ſchändete, weil er widerrechtlich über die Reichsſtädte, und über die Reichsarmee disponirte. — Von dieſem beklagenswerthen Vertrag, gegen den Johann von Werth durch viele Schreiben an den Churfürſten ſo ſehr geeifert, und auf deſſen böſe Folgen hingewieſen hatte, erhielten die Häupter der bayeriſchen Reichsarmada Geleen, der Feldmarſchall, und Johann von Werth, der General der Cavallerie, am 26. März die ſichere Kunde, worauf der erſtere ſogleich ſeinen Abſchied nahm, und ſtatt ſeiner der Feldzeugmeiſter von Raufchenberg das Commando des Fußvolks, dieſer aber, wie Johann von Werth den ſtrengſten Befehl erhielt, keine Ordre vom kaiſerlichen Generallieutenant anzunehmen. Da auch Maximilians Bruder, der Churfürſt von Köln, wie wohl ſehr ungern, dem Waffenſtillſtande ſich anſchloß, ſo blieben die Plätze im Münſteriſchen zum Theil in den Händen der Kaiſerlichen, und Ferdinand meldete deßhalb ſeinen Entſchluß der Landgräfin, indem er überzeugt war, „daß die krummfingerigten, augriffigen Soldaten ſo wenig den Vertrag halten würden, als König Salomons Katze das Licht bei Tafel.“

Da nun dem Vertrage gemäß, die bayeriſche Reichsarmada im eigentlichen Bayern ſich lagerte, ſahen die beiden hohen Generale ſich plötzlich in Unthätigkeit verſetzt, und ſollten müßig der Demüthigung des erhabenen habsburger Hauſes zuſehen, deſſen ferneres Beſtehen der Uebermuth der Franzoſen und Schweden nicht mehr von dem Willen des Weltregierers, ſondern von ihrem eigenen abhängig glaubte. Denn da durch Frankreichs argliſtiges Streben die Säulen des Reichs, die Churfürſten, und zwar Trier zuerſt, dann Brandenburg und Sachſen, jetzt Bayern und Köln gewichen waren, der alte mainzer Herr in Verbannung

lebte, und die kleineren weltlichen und geiſtlichen Fürſten theils abtrünnig, theils vom Feinde niedergehalten wurden, ſo ſah der Kaiſer nur noch den landloſen Lothringer, und den müde gehetzten Darmſtädter, den „Reichserzfriedenmacher“ ſich zur Seite. — Allgemeiner Unwille trat jetzt über die Abtrünnigkeit des Churfürſten ein, „deſſen Haupt den Churhut zu erhalten, der Kaiſer ſo lange den Frieden verworfen,“ und Geleen, der nach ſeiner Abdankung in die Niederlande ging, ſtieß zu Fürth die erbitterſten Reden über denſelben aus: „treulos ſey der Bayer mit dem Kaiſer verfahren; ſollte dieſer ja ſein Heer gegen jenen ſenden, ſo würde er, ſo überdrüßig er des Kriegs ſey, doch freudig den Degen ergreifen, um jenen aus ſeinem Lande zu jagen.“ Auch Erzherzog Leopold, der nahe Verwandte des bayeriſchen Hauſes, der als Statthalter nach den Niederlanden ging, ſagte zu Köln in Beiſeyn eines erlauchten Hauptes, „der Bayer habe ſich eines ſchwärzeren Majeſtätsverbrechens gegen den Kaiſer ſchuldig gemacht, als ſelbſt der ſo hart beſtrafte Pfälzer.“ Sogar der kaiſerliche Abgeordnete Juſtus von Gebhard wagte an der Tafel des Schweden Wrangel öffentlich zu äußern: „nicht wie ein redlicher Mann habe Maximilian an ſeinem Herrn gehandelt.“ — Solche Gefühle, die jene frei ausſprachen, drückten aber nicht allein Johann von Werths Heldenbruſt, ſondern ſelbſt ſeinen Geiſt beſtürmte ein Colliſion zwiſchen Pflichten und Pflichten, zwiſchen der Ergebenheit gegen den hochbedrängten Kaiſer, in deſſen Namen er ſo viele Jahre gefochten, und der ihn von der franzöſiſchen Gefangenſchaft ſo großmüthig befreit hatte; und zwiſchen der Dankbarkeit gegen den Churfürſten, welcher der Gründer ſeines Glückes geweſen, wobei noch die innere Kampfluſt für den erſteren und der bindende Gehorſam für den letzteren ſich einmiſchte, der von dem Feinde zu einem unſeligen Waffenſtillſtand verleitet, nun ſogar durch Abſchaffung aller überzähligen Offiziere ſich völlig wehrlos machen wollte, was jedoch Johann von Werth durch ſeine Vorſtellungen, „der Frieden ſey noch nicht gewiß,“ hintertrieb. — Da Werth ſich als kaiſerlicher General und Anführer der Reichsarmada betrachtete, die aufhörte unter dem Churfürſten zu ſtehen, ſobald er ſich der Reichsſache entzog;

da ferner bei der Neutralität des Brandenburgers und Sachſen der erſtere 2000 Mann Reichstruppen dem Kaiſer überließ, der letztere als Reichsfürſt demſelben drei Regimenter als Contingent ſtellte, ſo konnte auch bei dieſen vorliegenden Thatſachen ſelbſt der Treueſte bedenklich werden. Indem nun auch die Reichsfeinde überall freies Spiel hatten, Wrangel am 24. April 1647 die Feſte Schweinfurt eroberte, Türenne nach der Einnahme von Aſchaffenburg und Höchſt den alten Churfürſten Anſelm Caſimir zur Neutralität zwang, Königsmark von der Heſſin unterſtützt ſelbſt nach der Beſtättigung des Waffenſtillſtandes ſeine Eroberungen und Plünderungen in Weſtphalen fortſetzte, ſo war der ehrliche Landgraf von Darmſtadt der einzige, der für ſich und für den Kaiſer unter den Waffen blieb. Denn immer auf Raub bedacht, verwarf die böſe Muhme den Vergleich mit ihrem Darmſtädter Vetter wegen der marburger Erbſchaft, nahm ſtatt des Generals Geiß, der ihre Schlechtigkeit durchſchaute, den heimatloſen Mortaigne in ihren Dienſt, und erhielt in Türenne einen Helfer in ihrem Geiſte. Als demnach der redliche Landgraf ſeine Rechte nicht aufgeben wollte, erpreßte jener „geprieſene, milde Franzos“ im Darmſtädtiſchen unermeßliche Summen, ſchleppte die Ortsvorſteher der verarmten Dörfer in Ketten mit ſich, ließ die Glocken von den Thürmen nehmen und ſie in Frankfurt verkaufen, und trieb es ſo arg, daß ſelbſt Wrangel auf Bitten Georgs ihm ernſtliche Vorſtellungen machte (5. Mai 1647). Darob ergrimmte die boshafte Heſſin gewaltig, erließ daher an Wrangel ein vorwurfvolles Schreiben, worin ſie, abgeſehen von der Verſchiedenheit der Confeſſion, der „Meriten“ ihres Hauſes ſich äußerſt rühmte, und mit noch größerer Wuth ihre Angriffe in Oberheſſen fortſetzte, als mit einmal Türenne von ſeinem Hofe den Befehl erhielt, mit ſeinen Franzoſen und Weimarern nach Luxemburg gegen die Spanier zu ziehen. (Juni 1647.)

Schon während der Krankheit des alten Gallas (ſtarb am 25. April 1647), hatte der Kaiſer am 20. April dem Calviniſten Melander, Grafen von Holzapfel, bewährt durch ſein erfahrenes Kriegsleben, ſeine Thaten, und ſeinen Haß gegen die fremden Räuber, den Oberbefehl über ſeine ganze Armee mit

den ausgedehnteſten Vollmachten gegeben, und bewieß hierdurch nicht nur ſeine katholiſche Toleranz, ſondern auch ſein Vertrauen auf einen Mann, der trotz ſeines, wie die Heſſin immer zeigte, ſo feindſeligen Calvinismus, doch ſtets durch ſeine Moralität und ſeinen deutſchen Sinn alles Vertrauen verdiente. Wirklich ſtellte er auch das kaiſerliche Heer durch rückſichtsloſe Beſeitigung aller alten Mißbräuche ſchnell wieder her, und ging ſchon im Mai dem Feinde entgegen. — Zugleich erließ auch der Kaiſer Abberufungsſchreiben an die Reichsarmada in Bayern, und zwar anfänglich nur im Geheimen, und an die höheren Offiziere, die ohne dieß ſchon das Benehmen des Churfürſten und ſeinen Waffenſtillſtand mißbilligten. Leicht kann man ſich jetzt die innere Aufregung eines Johann von Werths denken, der gleichmäßig General in öſterreichiſchen wie in bayeriſchen Dienſten war, und nun zur Waffenruhe verwieſen, ſeinen Gehorſam gegen den Churfürſten, und ſeine pflichtmäßige Thätigkeit für den Kaiſer in der bitterſten Colliſion fühlte. Da darf man ſich denn auch nicht wundern, wenn in dieſem inneren Kampfe endlich der raſtloſe Muth des Kriegshelden um ſo ſchneller die Oberhand behielt, als auch, nach dem Abgang Geleens und deſſen Erſetzung durch den Grafen Gronsfeld, dieſe neue, und zwar vierte Zurückſetzung Gift in die Seele des ehrgeizigen Kriegers goß. So entſchloß ſich denn Johann von Werth die bayeriſche Reichsarmada zum Kaiſer nach Böhmen zu führen, um dem rechtmäßigen Oberhaupte des Reichs die Reichsarmada als rechtmäßiges Eigenthum zurückzugeben. Indem nun am 20. Juni Wrangel mit ſeinem Heere gegen Eger aufbrach, befahl Maximilian dem Johann von Werth, einzelne Reuterabtheilungen zur Verhütung der Räubereien an der Grenze aufzuſtellen. Statt jener ließ aber Johann von Werth ſogleich alle Reuterregimenter aufbrechen, wies ihnen zur Vereinigung beſtimmte Orte an, und befahl dem Oberſt Schock, der Reichsſtadt Memmingen ſich zu bemächtigen, welche Maximilian widerrechtlich im ulmer Vertrage den Reichsfeinden ausgeliefert hatte. Wahrſcheinlich würde ihm ſein Vorhaben gelungen ſeyn, wenn er auf ſein perſönliches Anſehen weniger vertrauend, ſein Geheimniß einer größeren Zahl von Offizieren mitgetheilt, und

als legitimer General der Reuterei, unter der ein ganzes Croatenregiment ſich befand, mit jener allein ſeinen Zug nach Böhmen unternommen hätte. Als er aber auch das Fußvolk mitnehmen wollte, und zu deſſen Aufbruch die Ordre von dem Generalwachtmeiſter von Holz, einem Proteſtanten, mit dem Degen in der Fauſt erzwang, ſetzten zwar dieſe Regimenter ſich eben ſo ſchnell in Bewegung. Doch noch ſchneller wurde das Vorhaben Werths durch die im Heere dienenden Proteſtanten, welche die Vernichtung der proteſtantiſchen Partei befürchteten, dem Churfürſten berichtet, der nun in der größten Eile an die ſchon marſchirenden Regimenter Gegenbefehle ſandte und ſelbſt den ſchwediſchen Commandanten zu Memmingen vor einem Ueberfall warnen ließ. — Furchtbar brach aber Maximilians Erbitterung gegen Johann von Werth los, worin ſeine Kriegsräthe, die nur den Emporkömmling beneideten, ihn immer mehr beſtärkten. Auf ſeinen Befehl wurde Johann von Werth in ganz Bayern und der Oberpfalz als ein meineidiger, ehrloſer Verräther ausgerufen, für vogelfrei erklärt, auf ſeinen Kopf zehn Tauſend, auf jene von Spork, Kreuz, Guſchenitz, Schock tauſend Thaler als Preis geſetzt, und ihre Güter confiscirt. — Damit noch nicht genug, ließ er auch die Franzoſen und die Heſſen auffordern, die in ihrem Bereich liegenden Beſitzungen Johann von Werths zu verwüſten, und ſeine Schlöſſer abzubrennen. So unbegrenzt war der Zorn des alten, grämlichen, und nun ſo leidenſchaftlichen Churfürſten gegen einen Mann, der ihm ſonſt ſo werth war, und der, zwiſchen gleich unverletzlichen Pflichten ſchwankend, bloß dem „rechtmäßigen Herrn“ ſein Eigenthum zurückzuerſtatten gedachte. Eine ſolche grenzenloſe Wuth des Churfürſten erzeugte natürlich auch den Grimm des thatkräftigen Werths, der nun die Verwüſtung ſeiner Rittergüter, und die Mißhandlung ſeiner Beamten dadurch vergalt, daß er ſeinen Reutern das Beutemachen in Bayern und der Oberpfalz erlaubte, und die churfürſtlichen Landgüter und deſſen Beamte am ärgſten heimſuchen ließ. Endlich erwachte aber doch die Anhänglichkeit der eingebornen Bayern; einzelne erhoben ihre Stimme wieder den Verrath, und bald brach der Sturm über den Johann von Werth los, der nun, um dem augenblick-

lichen Tode, oder der ſchmachvollen Rache des Churfürſten zu entgehen, ſicher den ſauerſten Ritt ſeines Lebens machte, indem, wie Horaz ſagte, die ſchwarze Sorge mit ihm zu Pferde ſaß. Begleitet vom Oberſten Spork und zwanzig Dienern ſprengte er daher am 10. Juli über die böhmiſche Grenze, und begab ſich ſogleich in das kaiſerliche Hauptquartier, worauf der Churfürſt den Feldmarſchall Wrangel von der Rettung ſeines Heeres eiligſt benachrichtigte, und nochmals, inſtändiger, als es einem deutſchen Fürſten ziemte, ſeine Unſchuld, und ſein ſtandhaftes Beharren bei dem ulmer Vertrage betheuerte.

Hatte nun Johann von Werth in der Anhänglichkeit der Truppen ſich getäuſcht, ſo konnte er, als Flüchtling, nur auf die Großmuth des Kaiſers hoffen, der aber auch durch ſeinen, allen Habsburgern eigenen Edelſinn, und durch ſeine Herzensgüte den gröblich Mißhandelten um ſo mehr überraſchte. Denn Ferdinand hob ſogleich die Achtserklärung des Churfürſten auf, ſtellte ihn in eigener Perſon dem ganzen kaiſerlichen Heere als General der Cavallerie in feierlicher Muſterung vor, und ordnete ihm ſeinen Freund Johann von Spork als Generallieutenant unter. Zugleich ſchenkte er ihm als Erſatz für ſeine verlornen und verwüſteten Güter die Herrſchaft Benateck im Königreiche Böhmen, rechtfertigte ihn durch zwei kaiſerliche Schreiben mit Anfügung aller dahin gehörenden Thatſachen vor aller Welt und erließ ein förmliches offenes Abberufungsſchreiben an alle Offiziere und Gemeine der Reichsarmada in Bayern, worin er in Bezug auf jene Schreiben nochmals verſichert, daß Johann von Werth, und die ihm gefolgt, nach Ehre und Pflichten gehandelt haben, und daß demnach bei Verluſt der kaiſerlichen Gnade ein jeder unter ſeine und des Reiches Fahnen in Böhmen ſich ſtellen ſolle. Maximilian befand ſich jetzt in einer ſchlimmen Lage, und um den Eindruck der kaiſerlichen Erlaſſe zu ſchwächen, erließ er am 3. Auguſt an alle Offiziere ein Schreiben, worin er zwar alle Anſprüche des Kaiſers zugeſtand, doch aber bemerkte, daß wegen ſeinen auf das Reichsheer verwendeten großen Koſten ihm auch das Generalat gebühre, ein Begehren, das der Kaiſer gern zugab, wenn das Reichsheer zum Nutzen des Reichs in Thätigkeit

blieb, das er aber nicht zugeben konnte, ſobald das Reichsheer zum Schaden des Reichs in Unthätigkeit verharrte.) Zugleich ließ er alle Regimenter neuerdings ſchwören, (Auguſt 1647) belohnte die Treue des Gemeinen mit zehn Thaler, jene der Offiziere durch Beförderung zu höheren Graden, und ernannte mit Uebergehung des wackeren Rauſchenberg den Grafen von Gronsfeld *) zum Feldmarſchall, der auch von ſeinem grämlichen, geiſtesſchwach gewordenen Herrn keinen großen Dank einerndtete.

So war denn Johann von Werth, der nach dem engliſchen Dichter von ſich ſagen konnte, „er habe ein großes Recht, dabei aber ein wenig Unrecht gethan," jetzt durch den wunderlichſten Umſchwung der Dinge unter den Oberbefehl jenes Mannes gekommen, deſſen Plan zur Verproviantirung der Feſte Ehrenbreitſtein er ſo ſchnell vor zehn Jahren vereitelt hatte, und der nun als redlicher Diener des Kaiſers und Reichs einen ſolchen Geiſt unter den kaiſerlichen Truppen hervorrief, daß ſie ihre Siegeszuverſicht mit Soldatenwitz in dem Wortſpiele ausſprachen: „wer dem Kaiſer den Scepter nehmen wolle, müſſe vorher erſt in den herben Apfel beißen. — Der Graf von Holzapfel (Melander) gehörte aber zu jenem neuen friſchen Adel, der nicht den Edelmann ſpielen, ſondern adelige Thaten thun wollte, und der nun als Mann von Kopf und Arm ſich als den fähigſten General zeigte, um Ordnung, Zucht und Sparſamkeit in einem ruinirten Heere herzuſtellen. So führte er denn in kurzer Zeit eine gänzliche Reform unter der Armee ein, und brach ſchon im Juli unter den Augen Ferdinands, der zum erſtenmal als Kaiſer dem Feldzug beiwohnte, zum Entſatz von Eger auf. —

---

*) Graf Gronsfeld ſtammte aus einer altniederländiſchen Familie, und diente ſchon in früher Jugend in dem Heere des Kaiſers und der Liga. In dem däniſchen Kriege that er ſich unter Tilly durch Tapferkeit ſo ſehr hervor, daß der alte Held nach der Schlacht am Bahrenberge ihm im Kreiſe aller Oberſten ſeinen eigenen Generalshut mit den Worten aufſetzte: „Du biſt ein Graf, und haſt gethan wie ein Graf! ein Generalshut wird dir nicht übel ſtehen!"

Da Frankreich manche Unfälle und Verluſte in den Niederlanden erlitten hatte, und auch nach dem Waffenſtillſtande der Churfürſten von Bayern und Köln den Schweden den Krieg gegen den Kaiſer erſchweren wollte, war, wie ſchon berichtet, dem Türenne der Befehl zugekommen, mit Franzoſen und Weimarer eilends in das Luxemburgiſche zu ziehen. Da erwachte aber der Geiſt der alten Soldatenrepublik unter den letzteren von neuem, und ärgerlich über den franzöſiſchen Hochmuth, und die Nichterfüllung des breiſacher Vertrags, faßten ſie am 14. Juni 1647 der Beſchluß, ſich nicht aus Deutſchlands Grenzen ſchleppen zu laſſen, und erklärten jeden für einen Schelm, der jenem zuwider handeln würde. So blieben denn neun Reuterregimenter an der zaberner Steige im Elſaß ſtehen, wählten ſich den durch den Waffenſtillſtand befreiten Roſen zum Anführer, gaben ihm einen Rath von zweihundert entſchloſſenen Männern bei, und machten ſich auf den Weg nach Straßburg, wo ſie in Schiffen über den Rhein ſetzten. — Zwar zog Türenne mit ſeinem Corps Franzoſen ihnen über den Rhein nach, und verſuchte anfänglich den Weg der Güte, jedoch ohne Erfolg. Indem er nun dem Roſen die Schuld der Meuterei beimaß, lud er dieſen auf das freundlichſte zu einer Mahlzeit zu Ettlingen ein, ließ ihn aber dort durch ſeine Franzoſen verhaften, und eilends nach Nancy bringen, wodurch die Erbitterung der Weimarer auf das höchſte ſtieg. Voll Reue büßte jetzt Roſen, dieſer wahre Verräther, ſeine Hingebung an die Reichsfeinde in Frankreichs Kerker bis zu ſeinem Tode ab, während zu gleicher Zeit Johann von Werth, in ſeinem Gewiſſen ruhig, ſein ſcheinbar verrätheriſches Benehmen durch das Reichsoberhaupt ſelbſt gerechtfertigt, und ſogar belohnt ſah. — Zwar glaubte Türenne, er habe durch Roſens Entfernung den Geiſt der Meuterei erſtickt; doch die Weimarer gingen unter Anführung des weimarer Studenten, Wilhelm Hempel, des verwegenſten unter den Empörten, in beſter Ordnung am 20. Juli über den Neckar, zogen von da durch Franken, brachen ſich blutige Bahn bei Königshofen, wo Türenne mit franzöſiſcher Reuterei, Fußvolk und Artillerie ihnen auflauerte, und ſchloſſen ſich, 2000 Mann ſtark,

dem Raubvogel Königsmark an. Voll Schaam mußte nun Turenne umkehren, ſteckte den kleinen Reſt ſeiner deutſchen Reuter unter andere Fahnen, und führte ſie, durch einen neuen Eid verpflichtet, in das luxemburger Land. Um aber den gefürchteten Namen der Weimarer nicht untergehen zu laſſen, fand Frankreichs Geld und Erlachs Betriebſamkeit bald wieder neue Tauſende kriegsluſtiger Deutſchen, indem in jener ſchrecklichen Zeit der Proteſtant im Allgemeinen nur zum Raub, Fraß, und zum Futter für das Pulver geboren ſchien, und weder Gott noch Vaterland mehr kannte. —

Zwar konnte Wrangel durch die Entfernung Türenne's keine großen Erfolge von ſeinem Feldzuge ſich verſprechen; doch gelang es ihm am 12. Juli, die Feſte Eger einzunehmen, indem der Vortrab der kaiſerlichen Armee, die wegen Umgehung der Güter des Hofkriegsrathspräſidenten, Grafen von Schlick, zwei Tage mehr zu ihrem Marſch brauchte, um einige Stunden zu ſpät anlangte. Obgleich der Kaiſer perſönlich bei der Armee ſich befand, und keine Gefahr in der Nähe des Feindes ſcheute, wie denn eine Kanonenkugel ſelbſt durch ſein Zelt ſchlug, und ein anderesmal bei einem nächtlichen Ueberfall feindliche Reuter bis an die Thüre ſeines Schlafgemachs drangen, ſo hatte er aber leider auch ſeine Kriegsräthe bei ſich, deren widerſinnige Maßregeln einen ſolchen Mißmuth bei den kommandirenden Generalen erregten, daß viele angeſehene Offiziere ihre Entlaſſung begehrten, Holzapfel und Johann von Werth aber keinen Theil an den Kriegsrathsſitzungen nahmen und laut äußerten: „wer den Kaiſer in dieſe Verlegenheiten gebracht, möge ihm auch wieder heraus helfen.“ Höchſt unzufrieden, durch ſeine perſönliche und gefahrvolle Gegenwart den Stand der Dinge nicht gebeſſert zu haben, verließ Ferdinand mit ſeinen Kriegsräthen die Armee und ging nach Prag zurück, worauf ſogleich durch Melanders Liſt und Werths Mannheit ein thätigeres Leben im Feldlager begann. Er kam zu mehreren hitzigen Gefechten, in deren einem der tapfere Helmold Wrangel getödtet wurde, deſſen Leiche, „als ſollte der Verräther Deutſchlands nach dem Tode büßen,“ heute noch in der Marienkirche zu Weimar als grauenhafte Mumie den Rei-

ſenden gezeigt wird. — Da jedoch Wrangel, geſtützt auf die Feſte Eger, auf keine Hauptſchlacht ſich einließ, und auf die Vertheidigung ſeiner feſten Stellung ſich beſchränkte, ſo hatte dieſer dreimonatliche Feldzug auch keine bedeutende Reſultate.

Zu ſeinem bitterſten Verdruß ſah denn auch Maximilian allmählig ein, daß Johann von Werths Erklärung, „der Feind wolle mit ſeinen Friedenstractaten ihn nur hintergehen, und den lauteren Gecken ſpielen," vollkommen wahr ſey, und daß ſein Waffenſtillſtand weder das Wohl ſeines Landes, noch den Frieden fördere, indem die Schweden keineswegs die Beendigung des Krieges, ſondern nur die Ueberwältigung des Kaiſers beabſichtigten, um dann in dem römiſchen Reiche völlig den Meiſter zu ſpielen. Hatten doch die Schweden jetzt ſchon die Frechheit, nebſt den vielen geforderten Ländern noch zwanzig Millionen Kaiſergulden zu begehren, die von dem Kaiſer und den katholiſchen Ständen bezahlt werden ſollten, und zugleich zu erklären, daß Maximilian als bloßer Herzog von Bayern künftighin keinen Sitz und Stimme auf der Fürſtenbank haben dürfe. — So tief hatte die Gottheit die mächtigſte und ſtreitbarſte Nation der Chriſtenheit durch ihre kirchliche Revolution und ihren Abfall von der wahren Kirche Chriſti fallen laſſen, daß die Franzoſen und Schweden, die keine 5,000 Mann ihres Volkes in dem weiten Deutſchland zählten, nun die vermeſſenſte Sprache führten, indem ſie über 100,000 raubſüchtige, geſinnungsloſe und völlig verblendete Deutſche geboten, Deutſchland durch Deutſche verheeren, entvölkern und knechten ließen, und das Wort des Herrn, „ein Reich, in ſich uneins, muß wüſte werden," in Erfüllung brachten. So ſah denn Maximilian wehrlos dem Uebermuth und dem Hohne der Fremden ſich hingegeben; er ſah ſeinen Bruder, den Churfürſten von Köln, fortwährend von Königsmark feindlich behandelt; dem redlichen Landgrafen von Darmſtadt eine Feſte nach der andern von der falſchen Heſſin entriſſen, und fühlte nun durch ſeine anſtößige Neutralität ſich ſelbſt bedrängt und beinahe unterjocht. Gemahnt demnach von ſeiner Gemahlin, Ferdinands Schweſter, und von den ſämmtlichen katholiſchen Reichsſtänden, wieder ſeinem natürlichen Bundsgenoſſen ſich anzuſchließen, wur-

den gleich zwiſchen den Grafen Khevenhiller und Gronsfeld zu Paſſau neue Unterhandlungen eröffnet, denen der Kaiſer mit den günſtigſten Bedingungen entgegen kam. — Da weder die Schweden, noch auch die Heſſin ihre Ratificationen des Waffenſtillſtandes eingeſendet hatten, ſo verweigerte der Churfürſt auch nun die Einſendung der ſeinen, und es kam am 17. September ein neues Bündniß zwiſchen ihm und dem Kaiſer zu Stande, durch welches das frühere kaiſerliche Abberufungsſchreiben an das bayeriſche Heer aufgehoben, und der Churfürſt als höchſter Feldherr über das Reichsheer mit unumſchränkter Gewalt ernannt wurde. — Leider war aber der Zorn Maximilians gegen den Johann von Werth noch nicht verraucht, und da er mit Hartnäckigkeit auf deſſen Entfernung drang, ſo mußte Ferdinand aus ſtaatskluger Gefälligkeit gegen den Churfürſten die Sache Johanns von Werth bis auf gänzliche Verſöhnung der erzürnten Gemüther fallen laſſen, worauf jener für einige Monate vom Kriegsſchauplatz verſchwand, um am Schluſſe des großen Kampfes und bei den gefährlichſten Verhältniſſen höchſt ehrenvoll mit dem berühmteſten öſterreichiſchen Feldherrn auf demſelben wieder zu erſcheinen.

Jener böſe Geiſt aber, der bei manchen deutſchen Fürſten von jeher herrſchte, und ſo vieles Unglück über Deutſchlands Gauen brachte; jener Geiſt des Egoismus, der meiſtens das eigene und ſelten des Vaterlandes Gemeinwohl berückſichtigte; jener Geiſt der Rivalität, der in dem ſelbſtgewählten Oberhaupte doch immer einen Gegner erblickte, deſſen Macht zur Erhaltung eigener Größe niedergehalten werden müſſe; jener Geiſt einer lächerlichen Souveränität, die an jene der afrikaniſchen Negerköniglein und an ihren Menſchenhandel erinnerte; dieſer böſe Geiſt, den ſchon früher Guſtav Adolph und Oxenſtirna ſehr derb, noch derber aber Napoleon in unſeren Tagen beſtrafte, verleitete auch leider den alten grämlich gewordenen Maximilian zu ſolchen Schritten, durch deren Halbheit er das Verderben über ſein eigenes Land beſchwor. Denn um die Freundſchaft der Franzoſen und durch ſie ein Gleichgewicht gegen den Kaiſer und gegen die Schweden ſich zu erhalten, kündigte er zwar den Waffenſtillſtand gegen die Schweden auf, erklärte aber, die

Neutralität gegen Frankreich unverletzt erhalten zu wollen, obgleich die Franzoſen ſeinem Geſandten ſehr deutlich ſagten: „greife er die Schweden an, ſo müßten ſie die Bundespflicht erfüllen.“

Unter ſo irrthümlichen Anſichten und darauf gegründeten unheilverkündenden Beſtimmungen vereinigten am 6. October 1647 die beiden Obergenerale Holzapfel und Gronsfeld ihre Heere bei Schlany. Vor dieſer überwiegenden Macht zog ſich Wrangel nun ſchnell zurück und ging am 8. November bei Hörter über die Weſer, um entweder mit Türenne ſich zu vereinigen, oder am Heere Königsmarks und der Heſſen eine Stütze zu finden. Ihm folgte ſogleich das kaiſerlich-bayeriſche Heer auf dem Fuß nach, und drang am 2. November über die Werra nach Heſſen. So ſchlimm, wie damals, ſtand es ſeit Guſtav Adolphs Tod noch nicht mit den Schweden, und von allen Seiten zeigten ſich die günſtigſten Umſtände zu Deutſchlands Rettung, um es vor dem Unglück und der Schmach des weſtphäliſchen Friedens zu bewahren. — Schon wollte Johann Oxenſtirna, des großen Kanzlers Sohn, vom eigenen Vater ein Rindvieh geſcholten,*) einen für den Kaiſer günſtigen Traktat unterzeichnen, da drohten die Franzoſen dem bayeriſchen Geſandten, Türenne würde mit erneuerter Wuth in Bayern einfallen, wenn das bayeriſche Heer den Schweden über die Weſer nachſetze. — Als demnach Holzapfel über die Weſer gehen und den erbärmlichen Zuſtand des ſchwediſchen Heeres benützen wollte, um es gänzlich zu vernichten, zeigte ihm Gronsfeld die geheime Ordre des Churfürſten vor, welche ihm verbot, die Schweden über die Weſer zu verfolgen. Hierdurch trat natürlich eine völlige Lähmung der Kriegsoperationen zum Vortheil des Feindes ein, und da das bayeriſche Heer das ſtärkere und geübtere war, mußte

*) Der Kanzler hatte ſich ein ſchönes Schloß auf einem ſeiner Güter erbaut, und fragte ſeinen von einer Reiſe heimkehrenden Sohn, wie es ihm gefalle? Als nun dieſer kurz antwortete: es iſt ein Viehhaus! fluchte der erzürnte Alte: „nur ein Rindvieh wird es auch künftig bewohnen!“

Holzapfel nothwendig in dem öden Niederheſſen verbleiben. Immer aber auf Frieden und auf die Ehre des Reichs bedacht, ſandte er jetzt der Landgräfin, ſeiner ehemaligen Gebieterin, unter den hochachtungsvollſten Ausdrücken eine Charte blanche, um aus eigener Machtvollkommenheit ſie unter den günſtigſten Bedingungen mit dem Kaiſer auszuſöhnen. Doch wie alle früheren Verſuche, war auch dieſer ganz vergeblich, und der kundbar gewordene Zwiſt zwiſchen Holzapfel und Gronsfeld, der ſich ſchon am Ende des Novembers 1647 von jenem trennte und nach Franken in die Winterquartiere zog, beſtärkte die Heſſin in ihrer boshaften Hartnäckigkeit. — Holzapfel blieb jedoch trotz des großen Mangels an allen Lebensbedürfniſſen in Heſſen ſtehen, belagerte Marburg, das er am 14. Dezember einnahm, und ſeinem rechtmäßigen Herrn, dem Landgrafen von Darmſtadt, übergab. Als er aber auch das Marburger Schloß bezwingen wollte, ließ der dortige Commandant, Georg Stauff, unterrichtet von der Wohnung des Grafen durch einen Ueberläufer, am 28. Dezember auf das Speiſezimmer, wo man eben zur Tafel ſich ſetzte, plötzlich viele Kanonen abfeuern, ſo daß herabfallende Balken dem alten Feldherrn eine ſchwere Wunde in den Kopf und in die Bruſt ſchlugen. — Noch an ſeinen Wunden leidend, gab Holzapfel jetzt die Belagerung auf, und zog zur Herſtellung ſeines ſehr verminderten und ermatteten Heeres auch nach der Donau hin, wodurch denn durch die unglücklichen Anſichten des Churfürſten der glücklich begonnene Feldzug abermals ein unglückliches Ende nahm. Denn Wrangel hatte die Ruhe, die man ihm geſtattete, trefflich benutzt, indem er ſein ſehr geſchwächtes Heer durch neue Werbungen, Heranziehung anderer Hilfstruppen wieder ſehr verſtärkt und ſeine Reuterei mit 11,000 friſchen Pferden verſehen hatte. — So ging er nun über die Weſer nach Oberheſſen hin, um mit Türenne, der ſchon dem Bayer den Waffenſtillſtand aufgekündet hatte, ſich zu vereinigen, und mit aller Kraft den Rachekrieg in den Donauländern wieder zu beginnen. Wirklich ſtießen beide Heere am 23. März 1648 zu Forchheim zuſammen; doch Türenne zögerte mit ſeiner thätigen Mitwirkung, und verlangte forderſamſt die Auslieferung der entronnenen, unter Königsmark

dienenden weimarer Reuter. Um nun diesen Streit zu beenden, und die Weimarer zu entfernen, machte Wrangel eine Bewegung nach der Oberpfalz, entsandte dort den Königsmark nach Böhmen, und kehrte erst im April wieder zurück, wo er dann, mit Türenne vereinigt, durch Franken und Schwaben nach der Donau zog.

Zwar hatte das kaiserliche Heer mit dem bayerischen an der Donau eine Stellung genommen; doch der Zustand beider Heere und die Uneinigkeit ihrer Generale gewährten für die Rettung Bayerns wenige Hoffnung, indem auch der General Lamboy, der auf Befehl des Kaisers mit seinem Heere sich jenen anschließen sollte, durch den Churfürsten von Köln am Mittelrhein zurückgehalten wurde. Durch die große Uebermacht des Feindes sah denn das kaiserlich-bayerische Heer sich genöthigt, vom linken Ufer der Donau auf das rechte zu gehen, wo trotz den geschärftesten Befehlen Maximilians gegen alles Rauben und Plündern seine unglücklichen Unterthanen sogleich die größten Klagen über Bedrückungen erhoben, die jedoch nur ein kleines Vorspiel der grausenhaften nächsten Zukunft waren. — Denn die Schweden und Franzosen rückten jetzt mit Heeresmacht heran, setzten bei Lauingen, welches der Churfürst in seinem unseligen Waffenstillstandsvertrag den Franzosen übergeben hatte, über den Strom, und ereilten die an den Lech zurückziehenden Kaiserlichen und Bayern in der Frühe des 17. Mai's bei Zusmarshausen. In dem äußerst hitzigen Kampfe, der nun begann, sank der redliche Holzapfel mit zwei schweren Wunden bedeckt, zu Boden, und als die bestürzten Offiziere zu seiner Hilfe herbeisprangen, rief er, als ein wackerer General, ihnen im Todesschmerz noch zu: „denket nicht an mich, ich bin todt, suchet nur über den Fluß zu kommen, wenn ihr das Glück des Kaisers retten wollt. Vorwärts! Vorwärts!“ Durch die bewunderungswürdige Aufopferung des tapferen Regiments Ulrich von Würtemberg, das unter dem heftigsten Kanonenfeuer Stand hielt, gelangte der Rest der kaiserlichen und bayerischen Armee nach Augsburg, wo nach wenigen Stunden Holzapfel in seinem sechszigsten Jahre den Geist aufgab, dem Gott, abgesehen von seiner unverschuldeten, bloß an-

gelehrten Ketzerei, doch wegen seiner Vaterlandsliebe, seiner Rechtlichkeit und seiner von der falschen Hessin erlittenen Verfolgungen sicher in der Ewigkeit gnädig seyn wird.

Zwar versuchten Gronsfeld und Montecuculi dem Feinde den Uebergang über den Lech zu verwehren; doch die große Ueberlegenheit desselben ließ die Vertheidigung des Flusses nicht zu, und der Rückzug wurde am 26. Mai von den Generalen beschlossen. So setzten denn die Schweden und Franzosen am 29. Mai über den Fluß, um das bekannte: „quidquid delirant reges, plectuntur Archivi" an dem unglücklichen Bayernvolke auf das grausamste auszuüben. Wie gewöhnlich zürnte nun nach Fürstensitte der grämliche Churfürst nicht über sich und seine gemachten Fehler, sondern über die Unfähigkeit seines Feldherrn Gronsfeld, den er nun verhaften und vor ein Kriegsgericht zu Ingolstadt stellen ließ, wo dieser jedoch, nach Vorzeigung der eigenhändigen Ordre des Churfürsten, zur Deckung Münchens das Heer zu schonen, mit Ehren entlassen, bei dem frischen Andenken aber an das Schicksal Werths und Sporks der Unmuth unter den hohen Offizieren dermaßen erregt wurde, daß selbst der Feldmarschall Rauschenberg jetzt abdankte, und das Heer ohne Anführer sich befand. — Die gräuelhafteste Verwüstung des Landes trat nun ein, und mit Hohn und Muthwillen ließen die Franzosen und Schweden dem Churfürsten, der mit seiner besten Habe nach Salzburg geflüchtet war, bedeuten, „er möge auf der Stelle eine Million Brandschatzung erlegen, und hierdurch seine väterliche Zuneigung dem Volke erweisen." Während also in Hunderten von Haufen die Verwüster von Dorf zu Dorf, von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt zogen und alle Banden der Ordnung gelöst und Bayerns Krieger ohne allen Oberbefehl waren, mußte endlich der alte, rachsüchtige Mann, den mehr seine eigene unselige Politik berückt, als das französische Heer überwältigt hatte, zur Versöhnung mit Johann von Werth sich beugen.

Denn Ferdinand hatte in dieser Zeit sein Heer wieder hergestellt, und ließ es nun unter dem Oberbefehl Piccolomini's, der nach dem Tode Holzapfels aus den Niederlanden gekommen war,

zur Hilfe Bayerns aufbrechen, wodurch Johann von Werth, der in seiner Zurückgezogenheit mit der Gräfin von Küffstein sich verehlicht hatte, jetzt wieder sehr ehrenvoll als General der ganzen kaiserlichen Reuterei auf den Kriegsschauplatz trat, und gerade an dem Orte in Bayern wieder einrückte, an welchem er es vor einem Jahre mit schwerem Kummer verlassen hatte. Da auch Maximilian den Oberbefehl über sein verwaistes Heer dem Adrian von Enckevort übergab, so vereinigte das Geschick am Ende des entsetzlichen Kampfes drei befreundete, kriegserfahrne Männer in einem Feldlager und unter den höchsten Würden, die nun das vereinigte kaiserlich-bayerische Heer, 22,000 Mann stark, am 24. Juli bei Schärding musterten, und durch ihr gemeinsames Einverständniß in kurzer Zeit dem Kriege eine bessere Wendung gaben. Obgleich Joh. v. Werth wieder sein bewährtes Handwerk trieb, und durch Ueberfälle dem Feinde manche Schlappe beibrachte, ließ es der besonnene Piccolomini zum größten Aerger des Churfürsten doch zu keinem Haupttreffen kommen, behauptete seine feste Stellung, und erwartete den Augenblick, wo die grausenhafte Verwüstung des Landes sich an den Verwüstern selbst rächen würde. So gern auch Wrangel über den Inn gesetzt wäre, um ein Land, welches den Fluch des Krieges noch nicht erfahren hatte, mit der Verwüstung heimzusuchen, so zwang ihn doch die Noth, Piccolominis Wachsamkeit und Johann v. Werths Streifzüge über die Amber nach Dachau zu gehen, um im verschont gebliebenen bayerischen Oberlande sich bessere Quartiere zu suchen. Ihm zuvorzukommen, war aber das kaiserliche Heer schon auf München gerückt, und Johann von Werth war der erste, der mit seinen Reutern auf das linke Isarufer übersetzte. Hier vollbrachte Johann von Werth seine letzte bedeutende Waffenthat, indem er das Lustspiel, das sich der Feind bereitet hatte, ihm in ein Trauerspiel verwandelte. Um sein Jagdgelüste zu befriedigen, hatte nämlich Wrangel einen Wald zwischen München und Dachau mit einer großen Anzahl Soldaten umstellen lassen, und glaubte nun unter dem Schutze von sechszehn Escadronen Reuterei und in Begleitung des Marschalls Türenne und der vornehmsten Cavalliere der Hirschjagd recht mit Muße

obliegen zu können. Kaum aber hatte Johann v. Werth davon Kunde erhalten, als er mit Enkevort und den beſten Reutern aufbrach, und ſchnell das Regiment, welches vor dem Walde auf der Vorhut ſtand, auseinander ſprengte, ſodann ſich auf die feindliche Reuterei warf, und ſie theils niederhieb, theils in die Flucht jagte. Wrangel ſelbſt wäre mit ſeiner ganzen Jagdgeſellſchaft ſicher in Gefangenſchaft gerathen, hätte nicht ein flüchtiger Hirſch, der durch den Moraſt ſetzte, den Waidmännern den Weg gezeigt, auf die andere Seite zu gelangen. So entkam denn Wrangel zu Fuß durch den Sumpf, büßte aber ſeine Jagdluſt ſehr theuer, indem ſein Bruder, ſein Vetter, der Oberſt Guſtav Wrangel, der junge von Horn, nebſt vielen vornehmen Offizieren und einigen hundert Soldaten ſammt den Standarten in Werths Hände fielen. Auch erbeutete derſelbe den Degen, und das goldene Tafelgeräth Wrangels, nebſt tauſend ſchönen Pferden. — Aergerlich über dieſen Verluſt verließ Wrangel am 7. October Dachau, zog mit dem Marſchall Türenne nach dem Lech hin, und ließ am Tage ſeines Abzugs zwanzig Dörfer in Flammen auflodern, um den Bayern das Andenken des ſchwediſch-franzöſiſchen Beſuches noch einmal recht einzuprägen. Am 11. October gingen die Verbündeten bei Kauffringen über den Lech, und Meilenweit bezeicheten die rauchenden Dörfer ihren Marſch nach Schwaben. — Gleich einem anderen Fabius, hatte demnach Piccolomini ohne Schlacht und bloß durch Hunger die böſen Gäſte aus Bayern vertrieben, und zugleich auch Böhmen gedeckt, auf welches der Feind abermals ſeine Augen richtete. Trotz dieſer Erfolge, machte aber der täglich grämlichere Churfürſt dem Piccolomini ſo wie dem Enkevort die härteſten Vorwürfe. Der erſtere erwiederte nur: „er habe es allezeit gut gemeint; der Ausgang würde es zeigen; ſeit zwei und dreißig Jahren, ſo lange er dem Kaiſer und Reich diene, habe er dergleichen Schreiben nicht empfangen," und entlud ſich ſeines Aergers auf die Miniſter. Noch bitterer beklagte ſich Enkevort, „daß er durch churfürſtliche Schreiben ſo hart tractirt worden, als ſey er ein Schulbube, da er doch von Jugend auf, bis auf ſeine grauen Haare, ſeine Profeſſion erlernt, und den Feind nach Kriegsration allezeit fort-

getrieben habe. Ehe er dergleichen länger ertragen wollte, würde er lieber aus dem Dienſt ſcheiden, und nach Oeſterreich gehen, wie er denn auch ſpäter that, und hierdurch das frühere Benehmen Johann von Werths durch das ſeine noch entſchuldbarer machte. —

Wie wir aber in unſeren Tagen erlebten, daß der drei und zwanzig jährige franzöſiſche Revolutionskrieg dort endete, wo er begonnen hatte, (in Belgien) ſo fügte es ſich denn, daß der dreißigjährige Krieg dort, wo er ſeinen Anfang nahm, auch ſein Ende finden ſollte. Kaum war daher, wie ſchon erwähnt, der Raubvogel Königsmark von Wrangel nach Böhmen entſendet worden, ſo ging er mit glühender Luſt auf den Vorſchlag eines Verräthers, des ehemaligen kaiſerlichen Obriſtlieutenants Odowalski ein, Prag durch Ueberraſchung in ſeine Gewalt zu bringen. Wirklich brach er am 24. Juli in aller Stille aus der Gegend von Pilſen auf, und langte mit größter Schnelligkeit ſchon am 25. Juli Abends in der Nähe der kleinen Seite von Prag an, wo er um Mitternacht unter der Anführung Odowalski's ſogleich durch tauſend abgeſtiegene Reuter die ſchwache Mauer am Prämonſtratenſer-Kloſter Strahow erklimmen ließ, die ſogleich das dortige Thor eröffneten, worauf er mit allen ſeinen Truppen einzog, und in kurzer Zeit des ganzen Stadttheils links der Moldau ſammt des böhmiſchen Königsſchloſſes, gefüllt mit großen Reichthümern, ſich bemächtigte. Um aber auch die Alt- und Neuſtadt zu erobern, rief er den ſchwediſchen Feldzeugmeiſter Wittenberg mit ſeinem Corps herbei; doch alle ihre Anſtrengungen ſcheiterten an der Tapferkeit der Bürger, Studenten und Geiſtlichen, die als ein im Kriege erwachſenes Geſchlecht auch anders, wie jenes von 1620, ſich benahmen. Um jedoch den Raub in Sicherheit zu bringen, nahmen ſie die Feſte Tetſchen ein, wodurch die Elbe frei wurde, und die geraubten Schätze fortgebracht werden konnten. Als nun am Anfang des Octobers der Pfalzgraf Carl Guſtav, Schwedens muthmaßlicher Erbe, und Generaliſſimus der ſchwediſchen Heere mit einer beträchtlichen Armee und zahlreichen Artillerie vor Prag ankam, mußten die Bewohner, die nicht eine einzige Kanone beſaßen, auf das Aeuſſerſte ſich gefaßt

machen, weßhalb die ſämmtlichen Kloſter- und Weltgeiſtlichen, 200 an der Zahl, eine eigene Compagnie bildeten. Am 6. Oktober begann der Pfalzgraf die Beſchießung der Stadt mit 58 Kanonen und ließ ſie den Tag hernach auffordern; erhielt aber eine trotzige Antwort. Das Geſchütz wurde nun ganz nahe an die Stadt gebracht, Breſche geſchoſſen, und der Sturm unternommen, der jedoch durch die verzweifelte Tapferkeit der Prieſter, Studenten und Bürger nach einem fünfſtündigen Kampfe abgeſchlagen wurde. Noch mehrmals erneuerte der Pfalzgraf die Stürme auf die Stadt, wurde aber immer ſo blutig abgewieſen, daß er ſelbſt um Waffenſtillſtand nachſuchen mußte, um ſeine Todten begraben zu können, und endlich die Belagerung ganz aufhob und nach Ezaslau abzog. (2. November 1648.)

Während dieſes bei Prag vorging, folgte Piccolomini dem abziehenden Feinde auf dem Fuß nach, und Johann von Werth, der letzte General, der mit kaiſerlichen Reutern das Schwert gegen die Schweden im dreißigjährigen Kriege zog, hätte beinahe durch eine, von befreundeter Partei geſchleuderte Kugel ſein Leben im letzten Gefechte verloren. Denn als er am 13. Oktober in der Nähe von Augsburg mit den Schweden kämpfend ſich herumtummelte, ſchoſſen die Conſtabler in der Stadt auf die Schweden und Kaiſerlichen, die ſich im Handgemenge den Mauern näherten, und ſo traf es ſich, daß eine Stückkugel den nächſten Mann neben dem General zerſchmetterte, und der Druck der Luft ihm den Hut vom Kopf warf. *)

---

*) Johann von Werths Leben bildet eine zu intereſſante Erſcheinung in der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, als daß nicht auch ſein Tod unſere Aufmerkſamkeit verdiene, und den Beweis liefere, welch große Verſchiedenheit im Allgemeinen zwiſchen dem Abſterben katholiſcher und proteſtantiſcher Krieger herrſche, und wie ein Tilly, Werth, Pappenheim, Piccolomini ꝛc. ꝛc. doch mit einem anderen Geiſt und auf eine chriſtlichere Weiſe der Ewigkeit entgegengehen, als jene Mansfeld, Chriſtian von Braunſchweig, Bernhard von Weimar, Holk, Banèr ꝛc. ꝛc., denen ſicher in ihrem überirdiſchen Leben eine Reinigungsanſtalt, ein Fegfeuer, um ſo willkommener ſeyn muß, je

Indem nun die Franzoſen nach dem würtemberger Lande, die Schweden nach der Oberpfalz hinzogen, um in Böhmen beſſere Erfolge als in Bayern zu finden, ſetzten auch die Kaiſerlichen am 25. Oktober bei Ingolſtadt über die Donau, um dem bedrängten Prag zu Hilfe zu eilen. Da erhielten die kaiſerlichen Generale auf ihrem Wege nach Cham am 8. November die Nachricht von dem am 24. Oktober unterzeichneten Frieden, die ſie

---

weniger ſie hienieden an jenes geglaubt, und darnach gelebt haben. — Trat demnach der kaum fünzigjährige Werth im ſieben und zwanzigſten Jahre ſeiner, nur durch die Gefangenſchaft in Paris und durch den Haß des Churfürſten unterbrochenen, Kriegsdienſte beim Eintritt des Friedens in die Dunkelheit des Privatlebens zurück, ſo überließ er ſich ganz der Abgeſchiedenheit des Landlebens und weilte viel im Kloſter Lilienfeld bei ſeinem Freunde, dem Abte Cornelius Strauch. — Als dieſer nun im Jahre 1650 mit Tod abging, brachte er den Reſt ſeiner Tage größtentheils auf ſeiner Herrſchaft Benatek zu. Sey es nun, daß die ungewohnte Unthätigkeit ihn verzehrte, oder der Unmuth über ſeine letzten Lebensſchickſale an ſeinem Leben nagte, oder beides auf ihn einwirkte; ein hitziges Fieber ergriff ihn, und nach einem harten Kampfe unterlag ſein feuriger Geiſt am 16. September 1652. Er hinterließ keine Kinder, nur das Andenken an ſeine Thaten, das in Deutſchland und Frankreich in mannigfaltigen Liedern viel Jahrzehnten hindurch unter dem Volke fortlebte. — Seine zweiundzwanzigjährige Wittwe heirathete aber ſpäterhin den Freiherrn von Klarſtein von Brodetz. Nach den vielen Portraits, die ſich heute noch vorfinden, war Werth ein ſchöner Mann, mit edlen ausdrucksvollen Zügen, einem durchdringenden Blicke, der frei und kühn ins Leben hinausſchaut, mit langem, lockigen Haare, und ſtattlichem Stutzbarte um Lippe und Kinn. Ein Portrait hat die Umſchrift „Tu Aetheri, tibi militat aether.“ Auf einem anderen ſtehen folgende Reime:

Wer den General de Werth
Zu Fuß und zu Pferd
Nicht hochanſehnlich ehrt
Derſelbige iſt nicht werth
Daß er ſoll tragen ein Schwerdt
Allhier auf dieſer Erd.

in ihrem katholiſchen Geiſte ohne Unmuth aufnahmen, obgleich der nächſte Feldzug ihnen günſtige Erfolge in Ausſicht ſtellte, während der lutheriſche Wrangel, ungeſättigt an Blut und Beute, den erſten Eilboten mit Scheltworten von ſich wies, und bei der Ankunft des zweiten und dritten ſeinen Generalshut mit Ingrimm zu Boden warf, und ihn mit Füßen trat. — Auch die heldenmüthigen Prager wurden durch die Friedensnachricht ſehr erfreut, und die letzten Feindſeligkeiten hörten nun in derſelben Stadt auf, die vor dreißig Jahren die Loſung zu dem fürchterlichen Kriege gegeben, und in dieſer langen Zeit ihre kirchliche und politiſche Revolution ſo ſchrecklich verbüßt hatte. —

Zwar ſtanden die Sachen des Kaiſers und Reichs nicht ſchlechter wie vor drei Jahren, und der Bürgerkrieg, der in Frankreich bevorſtund, ließ ſelbſt den Abzug der Franzoſen aus Deutſch-

---

Denkwürdig bleibt, daß Johann von Werths Reuterregiment, das achte und älteſte des geſammten kaiſerlichen Heeres, das er nach ſeiner Aechtung in Bayern vom Kaiſer als Auszeichnung erhielt, noch fortbeſteht. Errichtet im Jahre 1618 vom Grafen von Dampierre, erlangte es unter ſeinem Oberſten St. Hilaire einen welthiſtoriſchen Namen durch ſein plötzliches Erſcheinen in der Nacht am 6. Juni 1619 vor der Kaiſerburg, wodurch es Ferdinand II. aus der größten Noth rettete. Zum Dank erhielt daſſelbe das Privilegium, mit Trompetenſchall und fliegenden Standarten mitten durch die Stadt Wien zu ziehen, auf dem Burgplatze ſich aufzuſtellen, und drei Tage lang allda ſein Werbezelt und ſeinen Werbetiſch aufzuſchlagen, während der Oberſt in der Burg wohnt und unangemeldet in voller Rüſtung vor den Kaiſer tritt, in ſeiner Wohnung die Standarten bewahrt, und das Regiment die Burgwache bezieht.

Werths Geiſt lebte aber noch lange durch ſeinen Zögling Johann von Sporck in der öſterreichiſchen Armee fort. Denn dieſer wurde durch ſeine Thaten, in Ungarn und in den Niederlanden für den größten Reutergeneral ſeiner Zeit anerkannt. Der ehemalige Schweinhirte erwarb ſich dadurch 50.000 Thaler jährlicher Einkünfte, beſuchte im franzöſiſchen Kriege (1673) mit ſeinem ganzen Generalſtab ſeine ehemalige Jugendgeliebte in ihrer Hütte, beſchenkte ſie und ſeine Verwandte reichlich, und ſtarb 1679.

land erwarten; doch ein höheres Geschick, das Deutschlands kirchliche Revolution nicht allein mit Feuer und Schwert, sondern auch mit der größten Schande bestrafen wollte, führte die Hände der kaiserlichen Gesandten, denen als Erdensöhne die Allgegenwärtigkeit mangelte, und sie unterschrieben am 24. Oktober 1648, obgleich Prag tapfer sich vertheidigte, die Hessen vor Lomboy wichen, das Heer des Lothringers über den Rhein setzte, und Türenne und Wrangel Bayern räumten, den schmachvollsten Frieden der Welt. — Denn der Westphälische Frieden war so beschaffen, wie ihn die deutschen Fürsten und Völker für ihre kirchliche und politische Revolution verdienten, indem zum Verderben und zur Schmach des Vaterlandes die eine Hälfte der Deutschen, wie im Kriege, so auch bei den Friedensunterhandlungen dem Auslande sich zur Seite stellte. So wurde denn jenes Volk, bei welchem ehehin alle erobernden Völker, wie die Römer in dem Teutoburger Wald, die Gallier vielmals am Rhein, die Hunnen und Magyaren am Lech, die Schweden in Pommern, die Tartaren in Schlesien, die Türken bei Wien, die derbsten Schläge sich geholt hatten, jetzt durch seine eigenen Söhne zum Vortheil des Auslandes zerrießen, und ihm im Westen und Norden die schönsten Grenzländer als offene Thüren eingeräumt.

Durch jenen schmählichen Frieden erhielt Frankreich, ohne weitere Verbindung mit Deutschland, die Hoheit über die Bisthümer Metz, Toul, Verdun; und über Pignerol; ebenso die Landgrafschaft Ober- und Unter-Elsaß, den Sundgau nebst Breisach; die Reichsvogtei über zehn Reichsstädte im Elsaß, als Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weisenburg, Landau, Obernheim, Roßheim, Münster, Kaisersberg und Türkheim nebst dem Besatzungsrecht in Philippsburg, wodurch der Herr der Welt die Verräthereien und Schurkereien eines Churfürsten Moriz von Sachsen, und Bernhards von Weimar als Andenken der glorreichen kirchlich-politischen Revolution verewigen wollte.

Schweden bekam als Genugthuung ganz Vorpommern, einen Theil von Hinterpommern und die Insel Rügen;

ferner Wismar und als weltlichen Herzogthümer die Stiftslande Verden und Bremen, alles mit den Rechten der Reichs-Standschaft, so daß diese Länder Theile des Reichs blieben, und die Gothen Sitz und Stimme auf den Reichstagen der Deutschen erhielten. Ueberdieß erhielt Schweden noch fünf Millionen Thaler, wofür es aber von seiner Foderung wegen einer allgemeinen Religionsfreiheit abstand.

Churbrandenburg erhielt einen Theil von Hinterpommern und zur Entschädigung für das übrige Pommern das Erzstift Magdeburg und die Bisthümer Halberstadt, Minden und Kamin als weltliche Fürstenthümer. Churſachſen behielt die schon erworbenen beiden Lausitzen und vier Aemter von Magdeburg. Churbayern behielt die Oberpfalz, die Grafschaft Cham und seine Churwürde. Die Rheinpfalz bekam Carl Ludwig, der Sohn Friedrichs V. zurück, und wurde für ihn die achte Churwürde gemacht. Mecklenburg erhielt die Stifter Ratzenburg und Schwerin als weltliche Fürstenthümer, Braunſchweig-Lünebürg zwei Klöster und das Recht, abwechselnd mit einem katholischen Bischof Osnabrück zu besetzen. Würtemberg, Baden-Durlach und andere Fürsten wurden in ihre Länder wieder eingesetzt. Die Landgräfin von Heſſen-Caſſel, diese Hauptverrätherin des Reichs, und darum von den Franzosen und Schweden, hochgepriesene Frau*) bekam ihren reichhaltigen Theil; 600,000 Thaler von den geistlichen und weltlichen Nachbarn, die sie und ihr Gemahl seit siebenzehn Jahren gepeinigt; genug Geld, wie Barthold sagt, um

*) Das überschwengliche Lob, welches die schwedischen und französischen Geschichtschreiber ihr spenden, gründet sich doch allein auf die überschwengliche Schlechtigkeit jener falschen Frau, mit der sie die Interessen Deutschlands verrieth, und jene der fremden Kronen wahrte. Ein unparteiisches Urtheil fällte dagegen ein dänischer Minister, der im Jahre 1644 an ihrem Hofe sich aufhielt, und den Charakter der Falschen seinem Könige Christian IV. in folgenden Worten bezeichnete: „talem reperi, qualem mihi multi depinxerant, ingenuosam, animosam, verum Calvinissimam, et instar oraculorum in responsis

im Glanze fürſtlicher Unabhängigkeit zu prunken; zu wenig um auch nur die Strohdächer der verbrannten Hütten ihrer Unterthanen herzuſtellen; ein Sündenlohn für das vergoſſene Blut und für die Leiden ihres Volkes. Dazu erhielt ſie außer der Abtei Hirſchfeld und der Probſtei Gellingen, die ihr ſchon ſeit 1638 der Kaiſer zugeſichert, Stücke der Grafſchaft Schaumburg und den Antheil an der marburger Erbſchaft und an Katzenellnbogen, den ſie ſich mit Gewalt genommen; ein Zuwachs an Macht, welcher das heſſen-kaſſeliſche Haus weder damals noch ſpäter zu irgend einer würdigen geſchichtlichen Bedeutung im deutſchen Vaterland erhob, als zu dem Rechte, das Blut treuer Unterthanen ohne Strafe zu Markt zu tragen. — Damit aber bei dieſem, von den Fremden diktirten Frieden kein Verräther leer ausgehe, erhielten auch die Erben des ehemaligen würtembergiſchen und dann ſchwediſchen Vicekanzlers Philipp Löffler jene Güter, die er als Lohn ſeiner Verrätherei erhalten, der Kaiſer aber nach der nördlinger Schlacht eingezogen hatte, wieder zurück.

Holland wurde als ein vom deutſchen Reiche getrennter Staat anerkannt, wodurch es nicht nur einen ſeiner kräftigſten Volksſtämme, ſondern auch die freie Rheinſchifffahrt verlor. Ebenſo wurde jetzt die Trennung der Schweiz, die ſchon längſt thatſächlich beſtund, förmlich und feierlich ausgeſprochen. —

Die Religionsparteien wurden zwar auf gleichen Fuß geſtellt, doch von der Glaubensfreiheit war jetzt keine Rede mehr, nachdem den Schweden, um von jener abzuſtehen, und die 84,000 Deutſchen, die noch in ſeinen Dienſten ſtunden, zu unterhalten, fünf Millionen Thaler angewieſen waren, welche mit Ausnahme von Oeſterreich und Bayern, die ihre Heere ſelbſt

---

velut bilingnem, et consulto ambignam, adeo ut quid ab ejus propensione Maj. Vestra vel sperare vel timere debeat, vix elici possit. Non putavi me debere opponere simulationes simulationibus, sed magis e re et mente M. V. fore, si Hermaphroditum illud ingenium ad unam vel ad aliam speciem reducere conarer. Londorp. V. 884.

bezahlten, die andern Kreiſe bezahlen mußten. Ueber den Beſitz geiſtlicher Stifter und Güter ſollte das Jahr 1624 als Normal-Termin entſcheiden, ſo daß der Religionstheil, welcher am 1. Januar 1624 ſich in einem ſolchen Beſitz befand, fortwährend darin verbleiben ſollte. Auch diente das Jahr 1624 als Entſcheidungsjahr für die Religions-Verhältniſſe in den Reichsſtädten und für die Religionsübung der proteſtantiſchen oder katholiſchen Einwohner; wie ſolche damals geweſen waren, ſollten ſie bleiben. Für ſeine Erblande ließ ſich der Kaiſer nichts vorſchreiben.

Die Reichsfürſten erhielten faſt das volle Souveränitätsrecht, ſo daß ſie von nun an, ſowohl unter ſich als mit dem Auslande Bündniſſe rechtlich ſchließen durften; freilich ſollten dieſe Bündniſſe nicht gegen den Kaiſer, Reich, und Landfrieden gerichtet ſeyn; dieſes war aber eine höchſt ohnmächtige Clauſel für die großen Reichsfürſten, denen der Weg geöffnet war, ſobald ihnen nach einem Stück von Deutſchland gelüſtete, unter dem Namen der Freiheit deutſcher Nation alle mögliche vaterlandsverderblichen Machinationen einzuleiten. Das deutſche Reich war nur noch ein bloßer Namen, die Kaiſergewalt ein bloßer Schatten; ſein Reichstag wurde eine bloße Formalitätenkammer, und das einſt ſo mächtige, ſo große Reich ſpaltete ſich in einen Archipel von größeren und kleineren Staaten, und verſchwand aus der Reihe europäiſcher Mächte.

Dieſes war alſo der ſchmähliche weſtphäliſche Frieden, durch den Deutſchland zu ſeiner größten Schande bloß dasjenige erlangte, was es dreizehn Jahre zuvor ſchon durch den prager Frieden noch mit Ehren und ohne die unſäglichſten Kriegsgräuel dieſer langen Zeit erlangt hatte. Dieſes war jener ſchmähliche, von fremden Mächten diktirte und garantirte Frieden, durch den auf ſchmachvolle hundert fünf und ſechszig Jahre das Geſchick Deutſchlands beſtimmt wurde, und gegen den der Papſt Innozenz X. durch den auf dem Congreß anweſenden Nuntius Chigi pflichtmäßig proteſtiren ließ, und auch ſpäter durch eine eigene Bulle proteſtirt hat.

Um aber durch eine allzuraſche Stillung des Heißhungers nach Frieden Deutſchland nicht erkranken zu laſſen, ſollten die feindlichen Beſatzungen bis zur gänzlichen Vollſtreckung des Friedens in ihren Feſtungen bleiben, und die Zahl derſelben zeigt, zu welchem beiſpielloſen Grade der Erniedrigung ein ſtarkes Volk herabgeſunken, und wie es durch Betrug, Eigennutz, Selbſtverrath und ſchmutzige Geldgier deutſcher Söldner in die Willkühr der Fremden gegeben war. —

Die Franzoſen hatten inne durch den Kleinmuth des Domkapitels von Mainz, und als Folge der Schlacht von Freiburg, Mainz, Höchſt und Bingen; Heilbronn und Lauingen, durch Maximilian im Waffenſtillſtand überliefert. Hohentwiel, Tübingen und Schorndorf, durch Widerholds und des Würtembergers Untreue oder durch Ueberraſchung im Jahre 1646 gewonnen; Stollhofen durch Erlachs Liſten; acht Feſten in der Niederpfalz durch die Weimarer; im Elſaß die Reichsſtadt durch Verrath des Rheingrafen und Löfflers; die Waldſtädte nebſt vierzehn feſten Städten und Schlöſſern im Elſaß und Breisgau durch die Erbſchaft Bernhards und den breiſacher Handel; eben ſo ohne eigene Waffenthaten die oberrheiniſchen Städte Worms, Speier, Kreuznach, Saarbrück. —

Die Schweden beſaßen Ueberlingen, Dinkelsbühl, Nördlingen, Donauwörth durch Bayerns politiſchen Wankelmuth; die Feſten am Bodenſee und auf der Inſel Meinau. Im Oberelſaß Benfeld, Oberkirchen, Dambach, aus Guſtav Adolphs Tagen; in der Oberpfalz durch Waffengewalt Weiden, Neumarkt, und drei Schlöſſer; in Franken Schweinfurt, Windsheim und fünf feſte Orte; in Böhmen Prags kleine Seite durch Odowalski, Eger, Leutmeriz, Pilſen nebſt neun Schlöſſer; in Mähren Olmütz und vier Schlöſſer. In Meißen und Thüringen Leipzig, Erfurt, Halberſtadt, Aſchersleben, Oſterwik nebſt fünf Schlöſſern; in der Mark Brandenburg, Gardelegen, Landsberg und Dreiſen durch die Abtrünnigkeit des Churfürſten. In Weſtphalen Minden, durch Verrath der Beſatzung des Guelfen; Lemgo, Vechte und Forſtenau, während des Waffenſtillſtandes mit Köln von Königsmark übereilt; Verden, den Dänen abgenommen; andere

Städte durch Heſſens Beihilfe oder Abtretungen. Im Erzſtift Bremen alle Feſten, ſelbſt Stade, das einſt den Ruhm der Unüberwindlichkeit trug; endlich alle pommeriſchen Feſten, und in Meklenburg die Hauptwaffenpunkte.

Die Heſſin endlich, dieſe größte Reichsverrätherin, die im „Zugreifen und Rauben" mit den fremden Kronen nach Kräften gleichen Schritt zu halten ſtrebte, hatte in ihrer Gewalt: die Schlöſſer und Städte in der Wetterau und in Fulda; Warburg, Lippſtadt, Koesfeld, Bocholt, Borken in Weſtphalen, drei Schlöſſer im Erzſtift Köln nebſt Neuß, Linn, Kempen ſeit 1642; Düren und zwei Schlöſſer im Jülichſchen; alle Feſten in der Grafſchaft Nieder-Katzenellenbogen, und vier Städte und drei Schlöſſer in Oſtfriesland ſeit Wilhelms hämiſchen Angriff auf den ungewarnten Grafen. —

So hatte ſich Deutſchland in ſeinen Gliedern durch ſeine eigenen Söhne feſſeln laſſen, und die Schlüſſel der ſchmählichen Bande blieben in den Händen der Fremden! Mit dem größten Rechte ſagte daher der Churfürſt von Brandenburg, als er, nach Jahren klüger geworden, ſeinen durch die eingegangene Neutralität gemachten Fehler einſah: „Was ſind jetzt Rhein, Weſer, Elbe, Oder anders als Gefangene fremder Nationen? Was iſt Deutſchlands Freiheit und Religion mehr, als daß andere damit ſpielen? — So glichen denn jene Stände, die im entſetzlichſten Wahne die Fremden in das Reich gerufen und ſtark gemacht hatten, dem Roſſe in der Fabel, welches „dem Hirſch die Weide nicht gönnte, und ſich dem Jäger unter Sattel und Sporn in den Zaum gab. Der Hirſch wurde zwar erlegt, der Jäger aber blieb im Sattel, und machte das Roß zaumrecht."

Wie demnach im gemeinen Leben gewöhnlich der Menſch, der ſchon längſt mit der Kirche zerfallen iſt, auch allmählig durch ſeine Verbrechen der irdiſchen Juſtiz, und durch dieſe ſelbſt der Strafe und der Schande verfällt, ſo war denn auch Deutſchland durch ſeine kirchliche und politiſche Revolution der himmliſchen Juſtiz anheimgefallen, die nun durch den dreißigjährigen Krieg die entſetzlichſte Strafe, und durch den weſtphäliſchen Frieden die fürchterlichſte Schmach über es verhängte. —

Darum zeigt ſich der dreißigjährige Krieg auch als der beiſpielloſeſte in der ganzen Geſchichte der Menſchheit. Denn Deutſchlands Boden war der Kampfplatz geworden, wo nicht nur Deutſche gegen Deutſche, ſondern beinahe alle Nationen Europas mit Feuer und Schwert wütheten, wo Freund und Feind alles Bewegliche raubten, alles Unbewegliche zerſtörten, wo durch die Zahl der Kriegsjahre die wechſelſeitige Erbitterung, und vergrößerte Armuth und durch dieſe die Wuth ſich ſteigerte, wo nicht nur die Raubſucht der bekannten Schwedentränke und anderer gräulichen Martern gegen die unglücklichen Einwohner ſich bediente, ſondern auch die Rachſucht ganze Flecken, Dörfer, Höfe und Burgen in Brand ſetzte, ſo daß Adam Pfuhl, ein Unterbefehlshaber Banérs, ſich rühmte, allein gegen achthundert böhmiſche Dörfer verbrannt zu haben. Bürgerliche Ordnung, Handel, Gewerb- und Ackerbau mußten aufhören, da in allen Gauen zahlloſe Flecken, Dörfer und Weiler in grauenvoller Zerſtörung meilenweit umherlagen, alles verwüſtete Gelände, wie man heute noch häufig in Heſſen findet, mit Wald und Waldgeſtripp ſich beſtockte, und den Wölfen zum ſicheren Verſteck und Aufenthalt diente. So gab es denn für die Unglücklichen keine andere Heimath als das Lager, kein anderer Erwerb als die Beute, und das Commandowort des Befehlshabers diente ihnen allein zur Richtſchnur ihres Lebens und ihrer Thaten. Der fürſtliche Räuber warf ſich in den Krieg, um Herrſchaften und Fürſtenthümer zu erkämpfen; der arme Unglückliche ſchloß ſich den Peinigern an, um der eigenen Pein zu entgehen, vermehrte die Zahl der Mordbrenner, und verübte an ſeinen verſchonten Mitbürgern, was er ſelbſt erliten hatte.

Wenn ſchon bei dem kurzen Durchzug einer Armee, bei der jedoch der Troß der Weiber und Kinder gewöhnlich die Zahl der eigentlichen Streiter um das Vierfache überſtieg, *) ganze

*) Als Maximilian im Jahre 1648 die ſtrengſten Befehle gegen das Plündern und Rauben erließ, ſchrieb Gronsfeld am 31. März ſ. J. jenen merkwürdigen Brief, in welchem er erklärte, daß ſich in den beiden Armeen über 180.000 Seelen befänden, welche, es ſeyen gleich Jungen, Feuerknechte, Weiber und Kinder doch alle ſowohl

Landſtrecken verödeten, wenn andere durch Winterquartiere gänzlich verarmten, oder durch Brandſchatzungen völlig ausgeſogen wurden, ſo ſeufzeten aber die Städte viele Jahre lang unter der Geiſel zügelloſer und räuberiſcher Beſatzungen, welche die Freiheiten des Krieges, die Frechheit ihres Standes und die Vorrechte der Noth mit dem grauſamſten Muthwillen geltend machten, und das Eigenthum der Bürger verſchlangen. Der ſchrecklichſte der Schrecken, der verwilderte Soldat, herrſchte damals; für ihn gab es keinen Gott und kein Gewiſſen mehr; Religion, Wiſſenſchaft, Geſittung verſchwanden; viele Hausmütter gaben ſich den Wütherichen Preis, um das bedrohte Leben ihrer Kinder zu retten; viele Ehegatten enthielten ſich aller Kindererzeugung, um ihr Elend nicht zu vergrößern, und durch das Uebermaaß des Jammers und der Verzweiflung verlor ſich ſelbſt der Glaube an Gott und an ſeine Weltregierung unter der Menge. Unter dem Schirme der Anarchie und der Strafloſigkeit ſchoſſen alle Laſter üppig auf; die Menſchen verwilderten mit dem Boden, und kein Stand war dem Muthwillen ehrwürdig, kein fremdes Eigenthum der Noth und Raubſucht heilig. Ganz Deutſchland wimmelte von kleinen Tyrannen aller Nationen, vor denen ſelbſt die eingebornen, rechtmäßigen Fürſten ſich verkriechen mußten, und während die Schweden für das Lutherthum, die Franzoſen

---

als die Soldaten leben müßten. Auf 40,000 Mann gebe man zwar das Proviant her, aber nicht mehr, als der Menſch auf 24 Stunden nöthig habe; wie nun die übrigen 140,000 Menſchen leben könnten, wenn ſie nicht hin und her ein Stück Brod ſuchten, ſey wider ſeinen Verſtand, und wenn ſchon zu Zeiten ein armer Soldat ein wenig Geld habe, ſo ſey doch kein einziger Ort vorhanden, wo er etwas kaufen könnte. Er ſage das nicht, um die mitunter vorkommenden Räubereien und Gewaltthätigkeiten zu billigen, ſondern allein zur Nachricht, daß nicht alles aus Muthwillen, ſondern von Vielen aus lauter Hunger geſchehe. — Wenn man demnach bedenkt, daß ſelbſt in unſern Tagen ein Bürger lieber drei Mann als eine Frau in ſein Quartier nimmt, ſo kann man ſich einen Begriff von den heilloſen Kriegsverhältniſſen jener Zeit machen.

für die deutsche Freiheit zu kämpfen vorgaben, bethörten sie mit diesen trügerischen Aushängeschilden den religiös getrennten, sich selbst anfeindenden deutschen Michel, der jetzt, wie Bensen sagt, mit seinen Pfoten die Kastanien aus den glühenden Kohlen für jene herausholte. So war denn während dreißig Jahren eine ungeheure Zahl Menschen durch das Schwert, eine weit größere durch den Hunger, der sogar cannibalenartig zum Fraß des Menschenfleisches antrieb, die allergrößte aber durch die Seuchen, die aus dem gräßlichen Elend entstanden waren, umgekommen, und Deutschland hatte zwei Drittheile seiner Bevölkerung verloren. *) Ganze Heere blies der Herr an, und sie zerstieben durch Hunger, Seuchen und Elend, ohne einen Feind gesehen zu haben, und Baner erklärte, ein Zug durch das wüstliegende Land zwischen der Oder und Elbe, dieser Wiege des beseligenden Protestantismus, habe ihm mehr Leute gekostet, als eine verlorne Schlacht.

War nun dieser Krieg, als Zuchtruthe des Herrn, schon fürchterlich, so war aber der ihm folgende Friede eben so schand- und schmachvoll, indem das Ausland die Vormundschaft über die sonst so gefürchtete Nation übernahm, ihre inneren Verhältnisse nach seinem Gefallen bestimmte, große Stücke ihres Bodens ihr entriß, und den deutschen Thron so beschränkte, daß der Kaiser nur noch als ein sehr schwacher Direktor einer elenden Conföderation erschien.

So mußten denn die Enkel die Sünden der Großeltern, das siebenzehnte Jahrhundert die Sünde des sechszehnten verbüßen, und es ging aus der religiösen Trennung die politische Zerstückelung, aus dem abscheulichsten Kriege der schmählichste Friede, aus der derbsten Züchtigung zugleich die größte Schande für Deutschland hervor. Schwer lag demnach die Hand des Herrn auf dem unglücklichen Lande, gleich bestrafend die That wie die Unterlassung, den verbrecherischen Angriff der Protestanten und

*) Bensen gibt in seinem Werke „Deutschland und die Geschichte“ an, daß in dem damals noch sehr kleinen Würtemberg nach vorgenommener Zählung 57,721 Haushaltungen verschwunden gewesen seyen.

die läßige Abwehr der Katholiken. — Aber selbst nach dem Abschlusse des Friedens blieb das durch den Blitzstrahl der kirchlichen Revolution gespaltene Deutschland noch immer die schmählichste Beute des Auslands, indem die Franzosen und Schweden noch Jahre lang aller Chikanen sich bedienten, um unter den nichtigsten Vorwänden die Räumung der Länder, Städte und Festungen zu verweigern, und dem gänzlich verarmten Reiche noch täglich eine ungeheure Geldsumme zum Unterhalt ihrer Truppen aufzubürden. — Während nun bei der endlichen Abdankung der deutschen Söldner, der Fußgänger mit 12, der Reuter mit 40 Thaler für die Mühe, sein Vaterland verödet und mit Schmach bedeckt zu haben, abgespeist wurde, zog die schwedische Generalität mit unermeßlichen Reichthümern ab, die Franzosen aber ahmten den Affen nach, und zeigten, nachdem sie seit Jahren die deutsche Eiche von Ast zu Ast bis in den Gipfel erklimmt hatten, nun von dort herab den lieben „freigemachten" Deutschen — „den Hinteren." *) In dieser Weise haben die Deutschen die alte Wahrheit, „wen Gott verderben will, den überläßt er seinem Wahn," in ihrer kirchlichen und politischen Revolution vollkommen bewährt, und sie müssen es sich selbst zuschreiben, daß man heute noch, als Nachklang früherer Jahrhunderte, in Deutschland von „blinden Hessen," in Frankreich aber von „bêtes allemandes" spricht.

*) Bittere Worte des Herrn von Tavannes, die aber schon viele Völker sehr wahr gefunden haben: „que les Français suivent l'exemple des singes, lesquels montant de branche en branche jusqu'au-dessus des arbres et puis montent — le *cul*."

Geschichte

der

Reformation und Revolution

von

Deutschland

(von 1517 bis 1844.)

Von

J. A. Vooft.

Zweite Abtheilung
(von 1648 bis 1844.)

Augsburg, 1845.
Verlag der **Matth. Rieger**'schen Buchhandlung.
(J. P. Himmer.)

Folgen des scheußlichen Krieges, sowie des schmählichen Friedens.

Weitere Geschicke und Züchtigungen des Herrn.

Tod Ferdinands III.

Konnte einst Livius, Roms großer Geschichtschreiber, seine Beschreibung des so unheilvollen zweiten punischen Krieges mit Freude beenden, konnte er trotz der vielen und schweren Niederlagen der Römer und Lateiner doch ihre treue Vaterlandsliebe, ihre beharrliche Ausdauer und daraus erfolgten endlichen Sieg und glorreichen Frieden mit Stolz rühmen, so muß aber der scheußliche dreißigjährige Krieg und der ihm gefolgte westphälische Frieden, dem das Kainszeichen an der Stirne stand, jeden redlichen Geschichtschreiber Deutschlands um so mehr mit der größten Trauer und Scham erfüllen, indem die Deutschen durch ihre kirchliche Revolution zur Hälfte in Räuber, Brudermörder und Landesverräther sich verwandelt, und durch jenen Krieg, sowie durch jenen Frieden sich selbst aus der Reihe der Nationen gestrichen hatten. Denn da die Deutschen nur durch ihren Eintritt in die Weltkirche Christi und durch ihre hiedurch erlangte christliche Einheit auch zu einer Nationalität gelangt waren, so hob aber ihre kirchliche Revolution, durch die sie ihrem früheren Heidenthume sich wieder näherten, sowie ihre Zersplitterung des Reiches in Reichsstaaten und ihre Auflösung der Reichshoheit in mehreren hundert Landeshoheiten, nun jene vollkommen auf.

Indem sie überdieß noch gleich einem thörichten Hausherrn, der die Eingänge seines Hauses seinem Thorwächter als Eigenthum übergibt, auch die Thore Deutschlands und die Mündungen seiner Flüsse den Reichsfeinden übergaben, ein Reichsoberhaupt ohne Staatsgewalt, ein Triebwerk ohne Triebkraft aufstellten, und durch Bildung eines corpus evangelicorum jeden politischen Streit, sobald die Streitenden von verschiedener Religion waren, zu einem Religionsstreit machten, so hatten denn die religiösen und politischen Babelbauern zur ewigen Schande Deutschlands ihr schmähliches Babelwerk vollendet. Bestehen aber die Leiden und Schrecken eines Revolutions- oder Bürgerkriegs nicht bloß in dem vielen, auf den Schlachtfeldern vergossenem Blute, nicht in der wechselseitigen Grausamkeit und Rache, nicht in Brand und Verwüstung, sondern vorzüglich in der gänzlichen Verwilderung der Kämpfenden und in der Verarmung der Sieger und Besiegten, so mußten selbst nach dem Frieden noch Ströme von Blut fließen, um die durch die sogenannte Reformation losgekuppelte Bestialität wieder unter bürgerliche Zucht zu bringen. Denn erst am 16. Juni 1650 erfolgte zu Nürnberg der Friedens-Executions-Hauptreceß und mit ihm die Auflösung der Heere, deren Hauptheldn nun als Räuber in Banden sich vereinten, an denen die Justiz ihre Plünderungen, Schändungen und sonstige Gewaltthaten durch Galgen, Rad und Schwert gehörig bestrafen, und die früheren Henker in Schlachtopfer der Themis verwandeln mußte.

Hatte aber der dreißigjährige Krieg zu Prag seinen Anfang und sein Ende gefunden, so fügte es nun auch das Geschick, daß die gänzliche Vollziehung des westphälischen Friedens ganz zuletzt mit der Restitution der Churpfalz an Karl Ludwig, Sohn Friedrichs V., ihr Ende fand, indem die Spanier, welche dem westphälischen Frieden nicht beigetreten waren und die Stadt Frankenthal noch besetzt hielten, diese nicht eher räumten, bis sie als Ersatz die zu einer Landstadt erniedrigte freie Reichsstadt Besancon im Hochburgund erhalten hatten. So waren denn die prophetischen Worte der Churfürsten (Pag. 271) nicht nur an Vater und Sohn, sondern auch an ganz Deutschland in Er-

füllung gegangen, indem mehr als dreihundert großen und kleinen, theils weltlichen, theils geistlichen, theils monarchischen, theils republikanischen Staaten, die alle volle Landeshoheit besaßen, im lockersten Bundesvereine sich noch immer römisches Reich, und dessen machtloses Oberhaupt römischer Kaiser nannten. Doch selbst dieses Zerrbild eines Reiches, und diese Machtlosigkeit seines Oberhauptes genügte noch nicht den Franzosen und Schweden, und um bei Allem die Hand im Spiele zu behalten und den Einfluß eines Kaisers auf die Königswahl zu beseitigen, machten sie bei den Friedensunterhandlungen den Antrag, daß bei Lebzeiten eines Kaisers kein römischer König gewählt werden solle. Da jedoch die weitere Bestimmung darüber auf den nächsten Reichstag ausgesetzt wurde, gewann Ferdinand Zeit, sich um die Stimmen der Churfürsten für seinen Sohn zu bewerben, und das eigentlich bedeutungslose Kaiserthum bloß wegen des Titels, des ceremoniellen Vorrangs und des Rechtes, höhere Titel und Würden im Reiche zu ertheilen, und hierdurch bei den titel- und rangsüchtigen Deutschen sich Freunde zu erwerben, bei seinem Hause zu erhalten. Dieses gelang ihm aber um so leichter, indem selbst die Königin Christine von Schweden, die durch ihre Hinneigung zum Katholizismus auch den Katholikenhaß aufgegeben hatte, in ihrem Schreiben an die Churfürsten und Reichsstände den Sohn des Kaisers zur nächsten Königswahl mit dem Bemerken empfahl, „wie löblich das römische Reich seit Jahrhunderten von dem durchlauchtigsten Hause Oesterreich regiert worden seye.“ So wurde denn zu Augsburg am 31. Mai 1653 Ferdinand IV. wirklich zum römischen Könige gewählt, und ausnahmsweise auch zu Regensburg gekrönt, wobei aus deutscher Formenliebe nicht nur die Erzbischöfe von Mainz und Köln wegen der geistlichen Amtshandlung, wie auch der Churfürst Karl Ludwig und der brandenburgische Gesandte wegen Ausübung des Erzamtes, sondern selbst die churfürstlichen und fürstlichen Gesandten wegen des Excellenz-Titels den elendesten Streit erhoben. Leider starb aber dieser hoffnungsvolle Fürst schon am 9. Juli 1654 an den Blattern, und Ferdinand III. mußte seine Bewerbungen für seinen zweiten

Sohn Leopold erneuern, die er jedoch so wenig wie die Reichsangelegenheiten auf dem Deputationstage zu Frankfurt im Jahre 1655 zu einem erwünschten Ende brachte, indem er, kaum 48 Jahre alt, am 2. April 1657 mit Tod abging, nachdem er „mit Gottesfurcht und Gerechtigkeit", wie sein Wahlspruch stets gewesen, regiert hatte. Unter seiner verständigen Staatsverwaltung vernarbten allmählig die Wunden des dreißigjährigen Krieges, und durch die gründliche Herstellung der katholischen Religion wurde auch der Geist des Aufruhrs für immer in Oesterreich erstickt.

Kaiser Leopold I. (1648—1705.)

Türkenkrieg 1661—1664. — Politische und religiöse Zustände Deutschlands in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. — Fernere Kriege der Franzosen und Türken gegen Kaiser und Reich.

Durch den Tod des Kaisers Ferdinand III. und seines Sohnes, des römischen Königs Ferdinand IV., war der deutsche Thron erledigt, und hierdurch erhielten die Franzosen die schönste Gelegenheit, ihren durch den westphälischen Frieden erlangten Einfluß in Deutschland geltend zu machen. Anfänglich suchte zwar Ludwig XIV. durch Bestechungen sich oder einem seiner Prinzen den Weg zum Throne zu bahnen; als er jedoch erkannte, daß seine Bemühungen vergeblich seyen, bestrebte er sich bloß, die Wahl auf den Churfürsten von Bayern, Ferdinand Maria, zu lenken, um die Kaiserkrone dem Hause Oesterreich zu entreißen, und sie in die Hände eines minder mächtigen Fürsten zu bringen. — Da Leopold, der schon gekrönte König von Ungarn und Böhmen noch nicht das für den Kaiserthron festgesetzte Alter von 18 Jahren erreicht hatte, vermehrte selbst der Erzkanzler die Wahlumtriebe, und schlug den Erzherzog Leopold Wilhelm, Oheim des jungen Leopolds, zum Kaiser vor, wodurch er die Wahl ein ganzes Jahr hinhielt und Leopold zu dem gesetzlichen, durch die goldne Bulle bestimmten Alter gelangte. — Indem nun Ferdinand Maria, aus eigenem Ehrgefühl und auf Zureden seiner Mutter, die eine Tochter Ferdinands II. war,

die Krone ablehnte, und der Erzherzog Leopold Wilhelm die Churfürsten bat, die ihm zugedachten Stimmen auf seinen Vetter zu übertragen, kam denn trotz aller Ränke der Franzosen und Schweden am 28. Juli 1658 die Wahl Leopolds zum Kaiser, und dessen Krönung am 1. August zu Stande, nachdem er eine, seine Gewalt sehr beschränkende Wahlkapitulation beschworen hatte. Kaum war der Kaiser von Frankfurt abgereist, so suchten die französischen Gesandten ihren Einfluß auf einem anderen Wege zu behaupten. Es bestanden nämlich zwei Bündnisse, die schon im Jahre 1651 zu Frankfurt zwischen katholischen, und zu Hildesheim zwischen protestantischen Fürsten zur gemeinschaftlichen Abwehr jeder Verletzung des westphälischen Friedens geschlossen worden waren, und es gelang ihnen, diese Beide in einen Bund unter dem Namen der „rheinische" zu vereinigen, wobei sie den Anschluß von Frankreich und die Stellung von 2400 Mann zum Heere der Verbündeten versprachen. Dieser Bund, bestehend aus den drei geistlichen Churfürsten, dem Bischofe von Münster, dem Pfalzgrafen von Neuburg, ferner aus den Herzogen von Braunschweig, dem Landgrafen von Hessen-Cassel und dem Könige von Schweden, mißfiel aber dem Churfürsten von Brandenburg äußerst, und unverholen erklärte sein Geheimerath die Schweden für Betrüger und glaubensvergessene Räuber, für Zerstörer des Rechts und Feinde der menschlichen Gesellschaft. — Obgleich nun jener Bund alle drei Jahre erneuert wurde, und sein Bestehen das Ansehen Ludwigs XIV. weit über jenes des Kaisers erhob, löste er sich doch wegen seiner heterogenen Bestandtheilen im Jahre 1667 von selbst auf, und Frankreich konnte von da an nur noch mit einzelnen Fürsten Verbindungen machen.

Wie seine Vorgänger erlebte auch Leopold II. während seiner langen Regierung sehr sturmvolle Zeiten, die für ihn um so gefahrvoller wurden, indem ihm selbst manche Eigenschaften fehlten, durch welche die Habsburger bisher als Regenten sich ausgezeichnet hatten. — War es daher eine große Begünstigung der Vorsehung, daß unter den schrecklichen Drangsalen des dreißigjährigen Kriegs das fromme Kaiserhaus doch keinen Kampf

mit den Türken zu bestehen hatte, so begünstigte sie es jetzt wieder, indem sie große Feldherrn erweckte, deren Genie die Schwäche ihres Herrn verbarg.

Während nun am 7. Nov. 1659 der Frieden zwischen Frankreich und Spanien auf der Fasaneninsel und unter sehr lästigen Bedingungen die Wiedereinsetzung des Herzogs von Lothringen in sein ihm entrissenes Land zu Stande kam; während auch am 3. Mai 1660 der Frieden zwischen Polen, dem Kaiser und dem Churfürsten von Brandenburg einer- und den Schweden andrerseits im Kloster Oliva abgeschlossen, und darin dem Churfürsten seine Souveränität über Preußen bestätigt wurde, fielen die Türken im Jahre 1660 friedensbrüchig in Ungarn ein, eroberten Großwaradein, und zwangen dem Siebenbürgerlande den Michael Abafi zum Fürsten auf (1661). — Im Jahre 1662, in welchem zum größten Unglück des Kaisers auch sein Oheim, der Erzherzog Leopold Wilhelm, dieser fromme Priester und tapfere Feldherr gestorben war, forderten die Siegestrunkenen von Oesterreich sogar die Schleifung mehrerer Festungen, einen jährlichen Zins von 50,000 Goldstücken und zwei Millionen Thaler für die Kriegskosten. Auf die Weigerung des Kaisers schlugen sie am 7. August 1663 das schwache kaiserliche Heer bei Barkan, eroberten Neuhäusel nebst anderen Festen, und begannen bis nach Mähren und Schlesien hin die schrecklichste Verwüstung. Wie gewöhnlich wurden die Mädchen geschändet, die Kinder an die Wände geschleudert, mit Säbeln gespalten, oder in Säcken zusammengepackt und auf die Pferde geworfen, die Männer und Weiber zusammengekuppelt und mit Peitschenhieben fortgetrieben. Das Gerücht von diesen Gräueln, an welche die Deutschen auch von ihren eigenen Beschützern im dreißigjährigen Kriege gewöhnt waren, machte jedoch weniger Eindruck, als das schändliche Verfahren des Großveziers, der nach der Schlacht bei Barkan die Gefangenen vor sich bringen ließ, und mit der Aeußerung, daß er für diese Christenhunde kein Brod habe, den Befehl gab, sie niederzumetzeln, worauf 700 derselben zum Theil mit Messern wie das Vieh abgeschlachtet, mehreren die Glieder stückweise vom Leibe gehauen wurden, bis endlich selbst das Mitleid der Janitscharen erwachte,

und auf ihr Murren die übrigen, 350 an der Zahl, nach Ofen gebracht wurden.

Durch die politische und kirchliche Parteisucht der Ungarn, die, gleich den Deutschen, nur darin einträchtig waren, stets zweiträchtig zu seyn *), und bei denen, wie in Deutschland, der Protestantismus den Reichsverrath hervorrief, vergrößerten sich täglich die Bedrängnisse und Gefahren, und nöthigten den Kaiser, an die zu Regensburg versammelten Fürsten persönlich sich zu wenden, von denen er auch gleich das Dreifache der nach der Reichsmatrikel zum Römerzuge zu stellenden Mannschaft erhielt. So zog denn ein Reichsheer, 42,000 Mann zu Fuß und 14,000 zu Pferd, unter Anführung des katholischen Markgrafen Leopold Wilhelm von Baden dem kaiserlichen Heere in Ungarn zu Hilfe, und Ludwig XIV. ließ sogar 6000 Franzosen, die bisher in Italien gegen die Spanier gekämpft hatten, dahin aufbrechen. Obgleich der vierundzwanzigjährige Kaiser, auf dessen Leben allein die Erhaltung des deutschen Erzhauses beruhte, wegen der Kriegsgefahren von dem Heere sich entfernt hielt, ersetzte er aber demselben seine persönliche Abwesenheit durch einen sehr erprobten Anführer, der im dreißigjährigen Kriege von unten auf gedient, große Erfahrungen sich gesammelt und daraus eine eigene Kriegstheorie sich gebildet hatte. Es war der Italiener Montecuculi, der früher das Commando in Ungarn aufgegeben hatte, um der Schmach zu entgehen, welche das hochverrätherische Treiben der ungarischen Protestanten ihm und ihrem Vaterlande bereitete, und der jetzt auf dringlichen Befehl des Kaisers jenes wieder übernahm, indem der Heranzug der deutschen und französischen Hilfsvölker ihm die Möglichkeit eines guten Erfolges verhieß. Als er nun am 1. August 1664 mit seinem Heere an dem Cisterzienser-Kloster St. Gotthard auf den Feind traf, kam es gleich zur Schlacht, worin zum ersten Male die türkische Angriffswuth durch europäische Kriegskunst gebrochen wurde, und der Ort wie der Sieger einen großen

*) Qui in hoc fere solum videntur esse concordes, quod omnes inter se sint *discordes*, sagt eine zu Regensburg dargelegte Staatsschrift.

Namen ſich erwarb. Denn als die Türken anfänglich einen kleinen Vortheil über das Mitteltreffen des kaiſerlichen Heeres erlangt hatten, gab Montecuculi den Befehlshabern die Loſung „Sieg oder Tod“ und ließ zum allgemeinen Angriff blaſen. Nach der allgemeinen Sage ſtieg in dieſem Augenblicke Johann von Spork, der General der Reiterei (Pag. 522) von ſeinem Pferde, und mit entblößtem Haupte auf dem Boden kniend, wendete er ſich an den Generaliſſimus im Himmel mit der Bitte, „er möchte, wenn er ſeinen chriſtgläubigen Kindern heute nicht beiſtehen wolle, doch wenigſtens auch den Türkenhunden nicht helfen,“ und ſtürmte hierauf an der Spitze ſeiner Reiterſchaaren mit der größten Zuverſicht auf die Feinde ein. Erſtaunt über dieſen allgemeinen Angriff flohen nach einem kurzen Kampfe die Türken in größter Verwirrung, und verloren 17,000 Mann, theils durch das Schwert, theils in den Fluthen der Raab. Der gleich hernach zu Baswar abgeſchloſſene Frieden (10. Auguſt) entſprach jedoch nicht dieſem glänzenden Siege, indem von ſieben ungariſchen Geſpanuſchaften der Kaiſer nur drei, nebſt der Befugniß zum Anbau einiger Feſten erhielt, während die Türken von jenen Geſpannſchaften vier, nebſt den Feſtungen Großwaradein und Neuhäuſel behielten, und Abafi, der Fürſt von Siebenbürgen, ihnen tributpflichtig verblieb.

Bald darauf ſtarb der gedankenloſe Portia, der bisherige Miniſter des Kaiſers, und der Fürſt Lobkowitz übernahm mit dem Vorſitz im kaiſerlichen Staatsrath die Leitung der Geſchäfte (1665). Durch den in dieſer Zeit erfolgten Tod des kinderloſen Erzherzogs Franz Siegmund erbte der Kaiſer die Grafſchaft Tyrol nebſt einer Million Gulden, womit er nachher die während des dreißigjährigen Krieges an Polen verpfändeten Fürſtenthümer Oppeln und Ratisbor wieder einlöſte. Im Jahre 1666 vermählte ſich Leopold I. mit der ſpaniſchen Infantin Margaretha Thereſia, der jüngeren Tochter des ſpaniſchen Königs Philipp IV., indem die ältere, die ihm früher verſprochene Infantin Maria Thereſia, in Folge des pyrenäiſchen Friedens mit Ludwig XIV. vermählt worden war. Da die Letztere auf den Fall, wenn ihr äußerſt ſchwächlicher Bruder ohne Erben ſtürbe, Verzicht auf ihr

Erbrecht an die spanische Monarchie gethan hatte, erhielt daher Leopold I. mit der Hand seiner Gemahlin den begründetsten Anspruch auf die zahlreichen Länder, welche Karl V. seinem Sohne Philipp II. hinterlassen hatte, und das bekannte: „tu felix Austria nube“, dieser Hochzeitsegen, konnte sich wieder verwirklichen, wenn Leopold I. statt mit wissenschaftlichen Lieblingsfächern mehr mit der Politik sich beschäftigt hätte.

Politische Zustände Deutschlands

in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts.

Da der Reichstag im Jahre 1654 der letzte war, den der Kaiser Ferdinand III. eröffnet, und mit einem Reichsabschied am 17. Mai j. J. geschlossen hatte, weßhalb jener 150 Jahre hindurch den Namen der „jüngste“ führte, so lagen so viele Beschwerden über unrechtliche Eingriffe, Streite über Kirchengegenstände, Form- und Ceremonialfragen bei dem im Januar 1663 eröffneten und von dem Kaiser Leopold I. nur gastweise besuchten Reichstage vor, daß nach einer vierjährigen Sitzung der Beschluß gefaßt wurde, eine fortdauernde Reichsberathung einzuführen, indem jedes Reichsmitglied einen beständigen Gesandten zu Regensburg unterhalten sollte, der im Namen seines Reichsstandes den Sitzungen beiwohnen, das Nöthige ihm berichten und dessen Befehle einholen könne. Bei der nun den Deutschen eigenthümlichen Umständlichkeit und Weitschweifigkeit, bei ihrer Formen- und Titelsucht, bei ihrem öfters sehr starren Festhalten des Unwesentlichen auf Kosten des Wesentlichen erhielten alle Reichsgeschäfte einen wahren Schneckengang, und mit dem größten Rechte nannte Marlborough den Reichstag des hl. römischen Reichs Formalitätenkammer *). Viele Fürsten aber ahmten das

*) Die churfürstlichen Gesandten begehrten nebst dem Excellenztitel die Ehrenbezeugungen, welche den Gesandten großer Mächten gebührten, und forderten jene von den fürstlichen Gesandten, ohne sie ihnen zu erwiedern; sie verlangten bei Gastmählern auf roth

Beiſpiel Ludwigs XIV. nach, beſeitigten allmählig ihre Landſtände, und machten hierdurch ihre Gewalt unumſchränkter, wozu ihnen ihr Adel ſehr behilflich war. Denn durch das Aufhören des eheloſen geiſtlichen Standes und der kirchlichen Pfründen nahm die Zahl der jüngeren, unverſorgten Söhne des Adels außerordentlich zu, die nun zu allen Staats- und Kriegsämtern ſich drängten, und durch ihre Verbindung mit den Höfen jedem Abkömmling des Gelehrten- und Bürgerſtandes, der im Jahrhundert der kirchlichen Revolution eine ſo bedeutende Rolle geſpielt hatte, den Weg zu jenen völlig verſperrten. Durch die von den raubſüchtigen Fürſten ausgegangene religiös-politiſche Revolution, und durch ihre ſtets betriebene Vernichtung der kaiſerlichen Gewalt war daher das deutſche Volk zum völligen Sclaven ſeiner despotiſchen Herrſcher und ihrer übermüthigen Ariſtokratie geworden.

Zwar ſtrebten mehrere deutſche Städte, der mit dem Adel verbundenen Fürſtenmacht die Spitze zu bieten und ſich gegen

---

beſchlagenen Stühlen zu ſitzen und von Edelknaben mit goldenen Meſſern und Gabeln bedient zu werden, während die fürſtlichen auf grünen Stühlen ſitzen und von Lakaien bedient werden ſollten; ſie verlangten von der Stadt Regensburg, daß ſie ihnen mehr als den fürſtlichen Geſandten an Wein, Fiſchen und Früchten verabreiche, wie auch von dem Reichsproſoß, daß er ihnen am 1. Mai ſechs, den fürſtlichen nur vier Maibäume ſtecke. Als nun die fürſtlichen Geſandten es durchſetzten, daß überall nur grüne Stühle geſetzt wurden, erſchien das erſtemal ein churfürſtlicher Geſandter mit einem rothen Mantel, und ließ ihn ſo über den Stuhl fallen, daß derſelbe roth beſchlagen zu ſeyn ſchien. Da es mit den rothen Stühlen ein Ende hatte, forderten ſie nun, daß ihre Stühle auf den Teppich, der unter dem Baldachin des kaiſerlichen Prinzipal-Commiſſarius ausgebreitet war, jene der fürſtlichen Geſandten aber auf den bloßen Boden geſtellt werden ſollten. Die ſchwierigſte Aufgabe aber war, bei Gaſtgeboten die Rangordnung der Geſandten und ihrer Gemahlinnen feſtzuſetzen, indem die Reihenfolge der Geſundheiten Anlaß zu diplomatiſchen Beſchwerden und Noten geben konnte. An Gewaltthaten und Brutalitäten fehlte es eben ſo wenig.

die ihnen drohende Unterdrückung zu wahren; jedoch mit sehr verschiedenem Erfolge. Zuerst that dieses die Stadt Münster, die während der westphälischen Friedensunterhandlungen mehrere Jahre hindurch sowohl von ihrer Pflicht gegen den Bischof, wie auch gegen den Kaiser und das Reich entbunden gewesen, und jene Freiheit zu behaupten suchte, worin sie der Domdechant Mallingbrot, ein geistlicher Demagoge, aus Rache gegen den neuen Bischof Bernhard von Galen, der statt seiner gewählt worden war, bestärkte. Indem nun der Bischof jenen vom Amt suspendirte, und wegen seines weiteren störrigen Benehmens sogar excommunicirte, traten manche Volkstumulte ein, die öfters wiederholt im Jahre 1659 den Spruch des Reichshofraths herbeiführten, daß die Stadt ihrem rechtmäßigen Fürsten sich unterwerfen solle. Als sie nun dagegen sich sperrte, erfolgte militärische Execution, worauf sie nach einer achtmonatlichen Belagerung am 26. März 1661 sich unterwarf, und von dem Bischof sehr glimpflich behandelt wurde.

Auch die Stadt Erfurt, die in älteren Zeiten die Landesherrlichkeit des Erzbischofs von Mainz immer anerkannt hatte, wollte nun mit ihrer kirchlichen Revolution auch die politische verbinden, und sich ihrem rechtmäßigen Landesherrn entziehen, weßhalb sie schon bei dem westphälischen Friedenscongreß die Erlangung ihrer Reichsfreiheit betrieb. Dagegen behauptete der Churfürst Johann Philipp seine Landeshoheit, und erwirkte eine kaiserliche Commission, um wieder Alles auf den Fuß des Normaljahres 1624 zu setzen. Dahin gehörte auch die übliche Fürbitte für den Churfürsten als Landesherrn, wie solche immer bei dem protestantischen Gottesdienste bestanden hatte, und nur seit der Anwesenheit der Schweden unterlassen worden war. Gegen dieses Ansinnen sträubte sich sogleich der fanatische Protestantismus. Zuerst mäckelte seine Geistlichkeit mit den Worten des Gebets, und verfertigte ein neues; als aber der Churfürst auf dem alten bestund, hetzte sie das Volk auf, und es kam zu großen tumultuarischen Auftritten, bei denen sogar treue Diener des Churfürsten gemordet, und der Reichsherold sammt seinen Begleitern, welche die Ausfertigung der kaiserlichen Acht über-

bringen ſollten, mit Schlägen mißhandelt, und nur durch einige redliche Männer mit Liſt aus der Stadt gebracht wurden. Da der proteſtantiſche Reichstheil zu Regensburg jede Zuſtimmung zum gewaltſamen Einſchreiten verweigerte, und die weitſchweifigſte Vota dahin abgab, daß über die Proteſtanten zu Erfurt keine Strafe verhängt werden dürfte, erbat ſich der Churfürſt, dem die Vollſtreckung der Reichsacht vom Kaiſer übertragen war, in Gemäßheit des rheiniſchen Bundes den Beiſtand des Königs von Frankreich, und der Kaiſer, von den Türken hart bedrängt, ließ es geſchehen, daß ſeine ſchwer verletzte Autorität von den Franzoſen gerächt wurde. Am 17. September 1664 zogen alſo 15,000 Mann Franzoſen, Lothringer und Mainzer vor Erfurt, und erzwangen nach einer dreißigtägigen Belagerung die Uebergabe, worauf der Churfürſt ſogleich die Huldigung von der Stadt, und auf ſeine Verwendung auch deren Loszählung von der Acht vom Kaiſer erhielt. Selbſt den proteſtantiſchen Geiſtlichen und Schulmännern gab er wegen ihres früheren Benehmens nnr einen ſehr gelinden Verweis, nahm ſie durch ein eigens ausgeſtelltes Protectorium in ſeinen Specialſchutz, und ließ ſie und die katholiſche Geiſtlichkeit an ſeine Tafel laden, wo er ihnen in einer ſehr eindringlichen Rede aus Herz legte, ſich in ihren Predigten aller anzüglichen Worte zu enthalten. „Denn die Wahrheit müſſe ſich durch Licht und Klarheit von ſelbſt hervorthun; durch Scheltreden würden die Zuhörer nicht zur Frömmigkeit, ſondern nur zu unzeitigem Eifer gereizt.“ Durch dieſen milden und verſtändigen Geiſt des Erzbiſchofs ging daher das ſehr erfreuliche Ergebniß hervor, daß Menſchen ſich allmählig daran gewöhnten, mit einander zu verkehren, ohne gerade in jedem Momente des Lebens an die Religionstrennung zu denken, wodurch denn auch einigermaſſen das ſeit 150 Jahren zerſtörte Gefühl, außer Proteſtanten und Katholiken auch Deutſche und Chriſten zu ſeyn, wieder in ihnen lebendig wurde *).

*) Wie der Marſchall Grammont berichtet, war der Erzbiſchof Johann Philipp von Schönborn ein geiſtreicher und ſehr gelehrter Mann. Er war zugleich ein ſehr guter Chriſt ohne alle Bigotterie, genauer

Wie Erfurt, verlor auch ein Jahr ſpäter Magdeburg ſeine bis dahin genoſſene Unabhängigkeit. Da in Gemäßheit des Prager Friedens der Churfürſt von Sachſen ſich der Stadt bemächtigt hatte, verweigerte ſie doch ſeinem Sohne als Adminiſtrator ſtets die Huldigung. In dem weſtphäliſchen Frieden wurde nun beſtimmt, daß nach dem Tode des Adminiſtrators das Erzſtift Magdeburg ſeculariſirt, und ſammt der Stadt dem Churfürſten von Brandenburg übergeben werden ſolle. Die Magdeburger aber proteſtirten dagegen und verſagten jenem gleichfalls die Huldigung. Aus kleinlichem Eigennutz proteſtirten die Altſtädter ſogar gegen den Wiederaufbau der Vorſtädte Sudenburg und Neuſtadt, und als ihr Begehren kein Gehör fand, fielen ſie im Februar 1652 mit gewaffneter Hand aus, nahmen den bauenden Sudenburgern ihr Holz weg, und riſſen die ſchon gebauten Häuſer wieder ein. Dieſes thaten jene Menſchen, die vor zwanzig Jahren wegen der Zerſtörung der Stadt Himmel und Erde zu Rächern aufgerufen hatten, jetzt gegen ihre eigenen Mitbürger und Glaubensgenoſſen. — Obgleich nun der Regensburger Reichstag den Magdeburgern aufgab, die Huldigung zu leiſten, und die Herſtellung der beiden Vorſtädte nicht zu verhindern, blieb aber die Sache nach der im Reiche üblichen Weiſe immer beim Alten, bis endlich der Churfürſt von Brandenburg 15,000 Mann in die Nähe von Magdeburg rücken, und nicht nur die Huldigung, ſondern auch das Beſatzungsrecht erzwingen

---

Beobachter der biſchöflichen Verrichtungen, und ein ſo fleißiger Arbeiter in ſeinen Geſchäften, daß kein Vergnügen im Leben ihn davon abhalten konnte. Als guter Katholik mußte er natürlich der lutheriſchen Religion abgeneigt ſeyn. Die Anhänger derſelben waren jedoch bei ihm ſehr willkommen; er hatte mehrere derſelben in ſeinen Dienſten, und bemühte ſich, ſie aus ihrem Irrthum zu ziehen, ſowohl durch Belehrungen und gute Beiſpiele, als durch den Einfluß ſeines Anſehens, welches er ſich in einem ſo hohen Grade erworben hatte, daß es keinen lutheriſchen Fürſten in Deutſchland gab, mit dem Könige von Schweden anzufangen, der ihn nicht mit Freuden zum Schiedsrichter in ſeinen Angelegenheiten gemacht hätte.

ließ. Auf eine ſo ſchmähliche Weiſe endete denn auch hier der alte politiſche Revolutionsgeiſt der Magdeburger, und es verblieb ihnen nur noch der ſchlechte, fanatiſch-kirchliche, indem ſie als Lutheraner nicht litten, daß der Hofprediger der reformirten Gemahlin des brandenburgiſchen Commandanten in geiſtlicher Amtskleidung über die Straße ging.

Selbſt die Schweden wollten der Stadt Bremen nicht mehr ihre Reichsfreiheit laſſen, und da die Einwohner ſich nicht willig fügten, und das gewaltſame Verfahren gegen Magdeburg und deſſen Erfolg vorlag, brauchte auch der ſchwediſche Feldmarſchall Wrangel Gewalt, und beſchoß im Juli 1666 die Stadt mit glühenden Kugeln. Das reiche Bremen aber fand mit ſeinen Geldſäcken bald Hilfe bei dem Reichstag, ſowie bei den benachbarten Fürſten, und es kam ein Vergleich zu Stande, durch den die Stadt ihr Sitz- und Stimmrecht bis zum Ende des damaligen Reichstags behielt, und da dieſer den ſchwediſchen Beſitz des Herzogthums Bremen überlebte, ſo verblieb der Stadt ihre Reichsfreiheit und ſogar bis zu unſern Tagen.

Auch die Unabhängigkeit der Städte Köln und Hamburg wurde bedroht; ſie fanden aber bei den benachbarten Fürſten mächtige Beſchützer, und die Angriffsverſuche endeten durch Vergleiche. Dahingegen zwang der Herzog Rudolph Auguſt zu Wolfenbüttel mittelſt einer förmlichen Belagerung die Stadt Braunſchweig zur Huldigung und Aufnahme landesfürſtlicher Beſatzung.

Aber nicht nur viele Städte, ſondern auch viele Fürſten fühlten die Bedrückungen ihrer mächtigeren Nachbarn. So erlaubte ſich der Churfürſt Karl Ludwig die härteſten Gewaltthaten gegen die Unterthanen der benachbarten Fürſten, indem er ſich auf das ehehin von den Kaiſern an die Pfalzgrafen verliehene Recht des Wildfangs berief. Unter Wildfängen verſtand man aber alle unehlich Geborne und alle Fremde, die während eines Jahres von einem anderen Herrn nicht zurückgefordert wurden, und Karl Ludwig nahm daher die Befugniß in Anſpruch, ſelbſt jene Leute, die in den Nachbarländern nur den Wohnort wechſelten, als Wildfänge zu behandeln. Er ſetzte

nun Vögte ein, und ließ in allen Ländern, in welchen die alten Pfalzgrafen die Gerichtsbarkeit hatten, besonders in den geistlichen, die zahlreichen nach dem Kriege herangezogenen Ansiedler als Wildfänge aufschreiben, sie als pfälzische Leibeigene mit Zinsen und Frohndiensten belasten, und wo möglich auch zu dem reformirten Gottesdienste zwingen. Natürlich klagten die Fürsten am Reichstag; doch Karl Ludwig nannte ihre Beschwerdenschrift eine Schmäh- und Lästercharte, fuhr in Ausübung seines Wildfangrechtes mit größter Strenge fort, und bedrückte und verknechtete die Ansiedler in den benachbarten Ländern so lange, bis jene in sein eigenes Land zogen, wo er die ihnen auferlegten Abgaben und Frohnten um so bereitwilliger erließ, wenn sie zu dem reformirten Glauben sich bekannten *).

Nachdem dieser Wildfangsbetrieb schon zehn Jahre gewährt hatte, verbanden sich endlich die drei geistlichen Churfürsten, die Bischöfe von Worms und Speier, der Herzog von Lothringen und die ganze Reichsritterschaft zur Rettung ihrer Unterthanen, und es kam zu Thätlichkeiten, indem die mainzer und lothringer Truppen die pfälzischen aus der Stadt Ladenburg verjagten. Da nach dem Wunsche des Kaisers Leopold kein Vergleich zu Stande kam, und der Churfürst auf den Ausspruch der Kronen Frankreich und Schweden compromittirte, so gaben die Gesandten derselben in ihrem schiedsrichterlichen Ausspruch am 17. Febr. 1666 zwar das pfälzische Wildfangsrecht zu, mit der Beschränkung jedoch, daß freie Leute und Unterthanen eines Herrn, die in einem und demselben Lande nur ihren Wohnsitz verändern, nicht als Wildfänge betrachtet und behandelt werden sollten. — So weit war es demnach mit den freien Deutschen gekommen, daß ihnen nicht ihr Kaiser, sondern zwei fremde Könige die Erlaubniß auswirken mußten, in ihren Heimathländern von einem Orte zum anderen zu ziehen, ohne in die churpfälzische Leibeigenschaft zu fallen.

*) Daher erstaunte der Marschall Grammont nicht wenig, als er im Jahr 1658 die Pfalz, die er zwölf Jahre zuvor als eine Wüste gekannt hatte, nun angebaut und bevölkert erblickte.

Da durch den westphälischen Frieden bestimmt war, daß jeder Fürst und Fürstchen Deutschlands mit dem Ausland Bündnisse schließen konnte, und diese Bestimmung unter der Garantie von Frankreich und Schweden stand, so war hierdurch jedem, der nach einem Stück von Deutschland ein Gelüste trug, der Weg geöffnet, unter dem Namen der „deutschen Freiheit", oder der „Freiheit deutscher Nation", alle möglichen vaterlandsverderblichen Machinationen einzuleiten.

Diese innere Auflösung erhielt aber noch eine größere Ausdehnung und festeren Bestand, als mehrere Churfürsten selbst Thronen bestiegen, und ihre Stellung zum Reiche stets unabhängiger machten, wodurch der Besitzstand in Deutschland immer schwankender wurde, indem alle Entschädigungen, die in einer langen Reihe von Friedensschlüssen bedungen wurden, Deutschland stets aus sich — größtentheils aus dem Gute ganz Unbetheiligter — theils an einheimische, theils an fremde Räuber leisten mußte. — Deutschlands kirchliche und politische Revolution endete daher mit seiner völligen nationalen Erstarrung, indem nun der Einfluß des Auslandes und die hundertköpfige Souveränität im Inland vorherrschte, und die Handelsknechtschaft, welche das kleine Holland durch Sperrung des Rheins und der Schelde dem größeren Theil Deutschlands auferlegte, auch auf dessen mercantile und finanzielle Verhältnisse höchst nachtheilig einwirkte.

Die religiösen Verhältnisse Deutschlands

in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts.

Wie in den politischen Revolutionen toben auch in den kirchlichen die Menschen nach und nach sich aus, und kommen allmählich wieder zur Besinnung. Dann zeigt sich aber, daß gerade die Geist- und Herzlosesten aus Gewohnheit, religiöser Gleichgültigkeit oder Widerspruchssucht dem angebornen und angelehrten Irrthum hartnäckig anhängen, während die Geist- und Gemüthvollsten, durch die göttliche Gnade aufgeregt und ge-

ſtärkt, ihr Heil wieder in der wahren Kirche Chriſti ſuchen. So fanden denn auch Rücktritte vom Proteſtantismus zum Katholizismus unter den höheren und gelehrten Ständen, und zwar unter Verhältniſſen, die ſelbſt jene hätten verhindern ſollen und in Familien ſtatt, deren Eltern und Großeltern gerade in der kirchlichen Revolution eine Hauptrolle geſpielt hatten. Als das auffallendſte und lehrreichſte Beiſpiel dient hierin die Königin Chriſtine von Schweden. Dieſe einzige Tochter Guſtav Adolphs, die in ihrem ſechsten Jahre ihren Vater verlor, und in ihrem achtzehnten Jahre zur Selbſtherrſchaft gelangt, von 1644—1654 mit großer Weisheit regierte, hatte einen ausgezeichneten Geiſt, und beſaß ohne weibliche Schwäche und Anmuth einen feſten männlichen Sinn und Charakter, weßhalb ſie ſich nicht um ihren Putz und ihre Tafel bekümmerte, und nur den Wiſſenſchaften mit Leidenſchaft oblag. Schon in ihrem neunten Jahre fühlte ſie die lebhafteſte Neigung für die katholiſche Kirche, und als ſie hörte, daß in derſelben der eheloſe Stand ein Verdienſt ſey, rief ſie aus: Wie ſchön iſt das, dieſe Religion will ich annehmen! Auch in ihren reiferen Jahren erklärte ſie es für einen Vorzug der katholiſchen Religion, daß ſie ſo viele wunderbare Jungfrauen hervorbringe, welche die Schwachheit ihres Geſchlechtes überwinden, und verſchmähte deßhalb ſelbſt jede eheliche Verbindung. Sie ſprach und ſchrieb lateiniſch, franzöſiſch, italieniſch und deutſch, las die vorzüglichſten Werke in jenen Sprachen, und forſchte mit dem größten Eifer nach der Wahrheit, wodurch ſie ſich immer mehr dem katholiſchen Glauben näherte. Da ließ ſie denn im Jahre 1652 durch den Jeſuiten Anton Macedo, den Beichtvater des portugieſiſchen Geſandten, zwei ſeiner Ordensbrüder nach Stockholm kommen, beſprach ſich mit ihnen ſehr häufig, und gelangte endlich mit Hilfe der göttlichen Gnade zur vollſtändigen Erkenntniß deſſen, was die unſterbliche Seele des Menſchen zu ihrem Heile bedarf. Alles Irdiſche nun verachtend, trachtete ſie nur Gott und ihr Gewiſſen zu befriedigen, übergab daher trotz aller Einſprache des Senats am 24. Juni 1654 die Krone ihrem Nachfolger Karl Guſtav von Zweibrücken, dem Schweſterſohne Guſtav Adolphs, und trat zuerſt

heimlich, am 6. November 1655 aber zu Innsbruck öffentlich zur katholischen Kirche zurück. Während also ihr Vater den lutherischen Glauben zu seinem Aushängschilde machte, um sich durch ihn eine unrechtmäßige Krone in Deutschland zu erwerben, legte sie hingegen ihre rechtmäßig geerbte nieder, und ging nach Rom, wo sie zu den Füßen des Papstes Alexander VII., der einst als Nuncius gegen den von ihr gemachten westphälischen Frieden protestirt hatte, mit der Versicherung sich niederwarf, „daß sie es für rühmlicher halte, dem päpstlichen Stuhle zu gehorchen, als selbst den schönsten Thron zu besitzen." Nicht wie andere Fürsten, die ihr Luther- oder Calvinthum aufgaben, um als Katholiken katholische Throne besteigen zu können, gab sie hingegen ihren lutherischen Thron auf, um im wahren Glauben und als ächte Katholikin das Bedürfniß ihrer unsterblichen Seele ohne alle Frömmelei zu befriedigen, und um Nachlassung der blutigen Sünden ihres ehrgeizigen Vaters zu Gott zu beten. Nachdem sie als erklärte Katholikin noch einmal Schweden besucht hatte *), beschloß sie endlich in Rom, diesem Mittelpunkte der Weltkirche Christi, ihren Wohnsitz aufzuschlagen, wo sie, 63 Jahre alt, am 19. April 1689 auch starb.

Ebenso hatte schon im Jahre 1636 der Prinz Friedrich von Hessen-Darmstadt, ein Urenkel Philipps des Großmüthigen, zur katholischen Kirche sich wieder bekannt, und starb als Cardinal und Fürst-Bischof zu Breslau, wo er zu Ehren der heiligen Elisabeth, seiner Ahnfrau, eine Kapelle erbaute, und hierdurch sein Andenken erhielt.

Auch der braunschweigische Prinz Johann Friedrich, ein höchst talentvoller Sohn des Herzogs Georg, hatte auf seinen Reisen in katholischen Ländern die Falschheit der ihm im Jugendunterrichte beigebrachten Ansichten über das katholische Wesen und ihre Einrichtungen erkannt, und seine Neigung zur katho-

*) Bei dieser Gelegenheit nahm sich ein lutherischer Bischof die Freiheit, die Königin zu fragen, warum sie denn das beseligende Lutherthum verlassen habe, und erhielt von ihr die barsche Antwort, weil mich euer lutherisches Kanzelgeschwätz immer anekelte.

lischen Kirche offen ausgesprochen. Da seine Brüder, die regierenden Herzoge, dieses erfuhren, sendeten sie den Stabsoffizier von Görz und den Professor Julius Blume ab, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, erreichten aber um so weniger ihren Zweck, indem der Professor Blume gleich dem Prinzen zur katholischen Kirche übertrat. Als nun die regierenden Herzoge ihrem katholisch gewordenen Bruder den Privatgottesdienst im Lande versagten, blieb dieser bis zum Jahre 1665 im Ausland, wo er dann durch den Tod des Herzogs Christian von Celle zur Regierung gelangte, und dem westphälischen Frieden gemäß einen katholischen Hofgottesdienst zu Hannover errichtete.

In gleichem Geiste zeigte sich der Landgraf Ernst von Hessen Rheinfels, ein Urenkel Philipps des Doppeltbeweibten, ein im Calvinismus geborner und darin streng erzogener, hochgebildeter Fürst, der im dreißigjährigen Kriege tapfer für die protestantische Sache gefochten hatte *). Beim Eintritt des Friedens machte er in Familienangelegenheiten mehrere Reisen, besuchte Oesterreich, Frankreich und Italien, und gelangte durch eigenes Anschauen, Forschen und Vergleichen bald zu andern Ansichten über die katholische Kirche und ihre Bekenner, als ihm in der Jugend beigebracht worden. Nach seiner Zurückkunft lud er drei berühmte protestantische Theologen, den Helmstädter Georg Calixt, den Marburger Crocius und den Gießner Haberkorn ein, sich in seiner Gegenwart mit dem Kapuziner Valerian und zwei andern Geistlichen dieses Ordens über den Primat des Papstes und dessen kirchliche Autorität in eine Disputation einzulassen. Als nun die beiden ersteren nur eine schriftliche Antwort einsandten, Haberkorn aber wirklich mit zwei anderen Prädikanten zum Colloquium eintraf, machten die drei Kapuziner so harte und gegründete Angriffe auf Luther und seine Lehre, daß jene das

*) Leibnitz rühmte von ihm, daß er eben so viel wisse, als sein Gemüth rein sey, und Crocius nannte ihn den Gelehrten unter den Fürsten und den Fürsten unter den Gelehrten. — Nach seinem Rücktritte zeigte er die größte Reue über seine Jugendsünden, und befliß sich fortan eines sehr sittlichen Lebenswandels.

Gespräch abbrachen und heimreisten. Hierdurch wurde der Landgraf in seinen Ansichten und seinem Entschlusse so sehr befestigt, daß er kurze Zeit hernach mit seiner Gemahlin nach Köln ging, wo beide vor dem Erzbischof Maximilian das katholische Glaubensbekenntniß ablegten, und die Firmung empfingen. Hierauf schrieb der Landgraf an den Papst Innocenz X: „Nachdem die unaussprechliche Güte der göttlichen Vorsehung mich mit meiner geliebtesten Gemahlin aus den Tiefen der vorgeblichen Reformation zu dem wunderbaren und unwandelbaren Lichte (irreformabile lumen) der katholischen Wahrheit und Einheit geführt hat, kann ich nicht ausdrücken, mit welchem Eifer ich unter dem Zuvorkommen und Beistande des heiligen Geistes die Würde des heiligsten apostolischen Stuhles anerkannt habe, und die Irrlehren nun verachte, für welche ich von Jugend auf eingenommen worden war. So lange mir der Stellvertreter Jesu Christi verborgen blieb, folgte ich Predigern des Irrthums, bis die Fußstapfen der alten Heerde mir den Pfad des katholischen Friedens offenbarten. Nachdem ich denselben erblickt, habe ich den Glauben öffentlich bekannt, von welchem meine Väter gewichen, bin ich in die Kirche zurückgekehrt, die sie verlassen haben, und wende mich wieder zu dem Herrn, dem sie abtrünnig geworden." — In mehreren Schriften, die er zur Rechtfertigung seines Rücktrittes drucken ließ, sagte er unter anderem: „Daß eine ordnungsmäßige Reformation vorhandener Mängel und Mißbräuche noch immer statthaft und nothwendig sey, lasse sich mit der Autorität vieler Päpste und Theologen, ja mit der des Tridentinums selber erweisen; aber es sey mit blutigen Zähren nicht genugsam zu beweinen, daß durch die im vorigen Jahrhundert von Luther und Zwingli unternommene Reformation die nöthige und wahre Reformation mehr zurückgesetzt und gehindert als gefördert worden, indem dieselbe einestheils mangelhaft, andrerseits exorbitant und extravagant gewesen, das Irreformabile angegriffen, und alles dergestalt über einen Haufen geworfen habe, daß man sagen könne, das Kind sey mit dem Bade ausgeschüttet, und das Haus, anstatt dasselbe durch Räuchern von unreiner Luft zu säubern, in Brand gesteckt worden. Jetzt sey

keine Rückkehr der Protestanten zur katholischen Kirche zu erwarten, weil neben den Vorurtheilen, welche dem Volke von Jugend auf wider diese Kirche eingepflanzt würden, das Interesse der Geistlichen, ihre Frauen zu behalten, das politische Interesse der Potentaten und Magistrate, denen es nicht minder als den römischen Prälaten gefalle, die höchste Autorität in geistlichen und weltlichen Dingen zu haben, und zugleich Papst und Kaiser, ein jeder an seinem Orte zu seyn, endlich die größere Beschwerlichkeit der katholischen Religion mächtig entgegenwirke. Diese Beschwerlichkeit, von den Protestanten mit dem Ausdrucke: „das Joch des Papstthums" bezeichnet, bestehe in der Unterwürfigkeit unter die geistliche Obrigkeit, in der Verpflichtung zur Ohrenbeichte, in der Menge der gebotenen Feier- und Fasttage, in der nothwendigen Beobachtung mehrerer Kirchengebräuche und Erfüllung abgeleisteter Gelübde, in dem unbedingten Verbot, bei Lebzeiten eines Ehegatten sich wieder zu verheirathen und in der größeren Zahl der Ehehinderniſſe. — Obwohl nun vor menschlichen Augen wenig Hoffnung vorhanden, und die Religionstrennung für eine **res plane desperatissima** zu erachten sey, so stehe doch alles in der Hand dessen, um deßwillen Alles allein gethan seyn müsse."

Wie in dem Kreise der Fürsten erfolgten auch in jenem der Gelehrten nicht bloß sehr häufige und merkwürdige Uebertritte zu der katholischen Kirche, sondern unter den gelehrtesten Protestanten selbst zeigte sich ein Geist der Religionsanschauung, der immer mehr dem Katholizismus sich näherte, die vielen Blößen des Protestantismus aufdeckte, und seinem Fanatismus die Stirne bot. — So gab Ulrich Hunnius, Sohn eines berühmten Theologen, seine Professors- und Vicekanzlersstelle zu Marburg auf, und kehrte zum Heil seiner Seele zu Philippsburg in den Schooß der alten Kirche zurück, nachdem er in einem eigenen Werke auf das klarste dargelegt hatte, daß Luthers Erzketzerei nur aus den ältesten Ketzereien zusammengetragen sey. Ebenso verließ Barthold Nihus seine Stelle zu Weimar, bekannte sich zu Köln zum katholischen Glauben, und errichtete ein Erziehungshaus für bekehrte protestantische Jünglinge. In seiner Recht-

fertigungsſchrift wegen ſeines Rücktrittes legte er einen beſondern Nachdruck darauf, daß die Chriſtenheit eines unfehlbaren Richters zur Entſcheidung ſtreitiger Meinungen bedürfe, weil die heilige Schrift mancherlei Auslegungen erleide, und nur durch den Sinn rede, den man ihr unterlege. — In gleicher Weiſe entſagten der Hamburger Philologe Lucas Hollſtein und ſein gelehrter Vetter Peter Lambeck den proteſtantiſchen Irrthümern, und ſtarben als gute Katholiken im Ausland. — Auch der Leibarzt des Herzogs Sylvius Nimrod, der bekannte Liederdichter Johann Scheffler, den die polemiſch-dogmatiſche Behandluug der Religion auf den Kanzeln und Lehrſtühlen der proteſtantiſchen Gemeinden aneckelte, kehrte zur alten Kirche zurück, und ſtarb ſelbſt als Prieſter im Kloſter St. Mathias zu Breslau.

Wie aber in unſeren Tagen in der politiſchen Revolution Frankreichs ein juste milieu ſich bildete, ſo trat auch damals in der kirchlichen Revolution Deutſchlands eine ſogenannte „richtige Mitte“ zum Vorſchein, indem der Profeſſor Calixt zu Heimſtädt, und mit ihm die dortige theologiſche Schule ſich dahin ausſprachen: „Alle Bekenner der drei Hauptartikel des chriſtlichen Glaubens ſeyen für Bürger des Reiches Gottes und Chriſti zu halten, und dieſes Bekenntniß reiche zur Seligkeit aus,“ eine Erklärung, die natürlich eine Folgerung in ſich ſchloß, durch die der zeitherige Eifer der Proteſtanten für ihre Kirche, als die alleinſeligmachende, abgekühlt werden mußte. Hierdurch entſpann ſich ſogleich der ſynkretiſtiſche Streit *), indem die Fanatiker aller Parteien dieſe Glaubensmengerei (Synkretismus) nicht dulden wollten, und dem Calixt vorwarfen, er wolle durch ſeine Schriften nicht nur Lutheraner, Calviniſten und Papiſten, ſondern auch Socinianer und Arminianer, ſogar Juden und Türken zu Brüdern machen. — Natürlich blieben alle ſolche

*) Urſprünglich bedeutete das Wort „Synkretismus“ die Vereinigung zweier getrennten Staatsparteien zur Abwehr äußerer Feinde, und in dieſem Sinne gebrauchten es ſelbſt Zwingli und Melanchthon, bis endlich ihm die ſchlimmere unterlegt und Glaubensmengerei, religiöſe Heuchelei und Verrath damit bezeichnet wurde.

Vereinigungsverſuche ohne den geringſten Erfolg, wie das Thorner Colloquium und mit ihm alle vorhergehenden hinlänglich bezeugen; doch hatten ſie das Gute, daß die geiſtreichſten Proteſtanten, wie unter anderen der holländiſche Gelehrte Blondel und der im gebildeten Europa rühmlichſt bekannte Hugo Grotius durch ſie angeregt, und zur Veröffentlichung ihrer Anſichten angetrieben wurden. Machte demnach der erſtere in ſeinen geſchichtlichen Unterſuchungen über den Primat ſchon ſolche Zugeſtändniſſe, durch welche die rechtgläubige Lehre von der geſellſchaftlichen Einheit unter dem apoſtoliſchen Stuhle vollkommen gerechtfertigt wurde, ſo ſtimmte der letztere nicht nur jenen bei, ſondern ſprach ſich auch noch weiter über die katholiſchen Lehren ſelbſt aus. — Obgleich im Proteſtantismus geboren und erzogen, erkannte er doch ſchon in ſeinen früheren Jahren, daß die Glaubensſtreitigkeiten der proteſtantiſchen Gemeinden nicht wichtig genug ſeyen, um eine ewige Dauer der daraus entſprungenen Trennung zu rechtfertigen. Als er aber ſpäterhin mehrere Jahre in Paris ſich aufhielt, lernte er dort franzöſiſche Jeſuiten von großer Gelehrſamkeit, unſträflichem Wandel und freiſinnigem Urtheil kennen, durch die ſeine aus Holland mitgebrachten calviniſchen Anſichten und Vorſtellungen die merklichſten Veränderungen erlitten. So begann er nun die unnatürliche Trennung der chriſtlichen Familie in zwei ſich anfeindenden Hälften, die ſchon mit der ausdrücklich verkündeten Abſicht des Erlöſers im Widerſpruch ſtand, und von Melanchthon ſelbſt bitter beweint wurde, als ſehr unheilvoll zu betrachten, und der Gedanke wurde in ihm lebendig, nach Kräften auf eine Wiedervereinigung der Getrennten hinzuarbeiten. Zu dieſem Ende gab er das vom Georg Caſſander für den Kaiſer Ferdinand verfertigte Gutachten wegen der Wiedervereinigung der Kirchen von neuem und mit erläuternden Anmerkungen heraus, in welchen er meiſtens dem Verfaſſer jener Schrift beipflichtete. Unter anderem ſagte er, Caſſander habe ganz recht, auf die Einigkeit der Kirche zu dringen, um ſie von den Schismatikern zu unterſcheiden. Das Band dieſer Einigkeit werde durch die Biſchöfe, und beſonders durch den vornehmſten derſelben, den römiſchen, zuſammengehalten, und dieß ſey die Autorität, welche

Petrus, auf Anordnung Christi, über die Apostel besessen habe. In der Lehre vom Abendmahl billigte er die Ausdrücke des tridentinischen Concils, daß der Erlöser darin auf eine sacramentalische Weise mit der Substanz seines Leibes gegenwärtig sey, und setzte die Erklärung hinzu: „Das Sinnlich-Wahrnehmbare des Brodes und Weines bleibt, das vom Geiste Erkennbare wird vom Leibe und Blute Christi ersetzt. Obgleich dieses aber eine geistliche Gegenwart und Wirksamkeit ist, so betrifft sie doch nicht bloß die Seele, sondern auch den Leib; denn indem jene gereinigt wird, werden auch unser Leib und unser Blut zum Leibe und Blute des Herrn.“ Außerdem erkannte er im Abendmahl ein dreifaches Opfer, ein Opfer zur Danksagung für erhaltene Dinge, ein Opfer zur Gewährung menschlicher Bitten und ein Opfer zur bereitwilligen Hingebung im Dienste Gottes. — Wegen der fünf Sacramente, welche der römischen Kirche neben der Taufe und dem Abendmahl eigen, hätte keine Trennung in der Kirche erfolgen sollen, da jedenfalls auf diese Handlungen die Kraft des von Christo eingeführten Auflegen der Hände geflossen. Daß man Gott bitte, uns um der Heiligen Willen, aus Rücksicht auf ihre frommen Handlungen, Gutes zu thun, sey nichts Gottloses, da schon die Mitglieder der jüdischen Kirche Gott gebeten, aus Rücksicht auf Abraham, David und andere heilige Männer ihrer zu schonen. Das Abendmahl unter einer Gestalt hätten anfänglich auch die Reformatoren für kein Unrecht gehalten. Die letzte Oelung sey ein nützlicher Gebrauch, der die Heilung der Seele versinnbilde. Durch das Gebot der Ehelosigkeit des Klerus habe die abendländische Kirche nicht gegen die Anordnung des Apostels gehandelt, welcher selbst der Ehelosigkeit den Vorzug vor der Verehelichung zuspreche. Da die Schrift das Gebet für Lebenden gebiete, warum sollte das Gebet für die Todten unerlaubt seyn? Das Mönchsleben reiche bis zu den Zeiten Elias hinauf, und sey, wenn es von einigen eingeschlichenen Mißbräuchen gereinigt werde, eine untadelhafte und heilsame Einrichtung.“

Als nun der holländische Theologe Andreas Rivet diese Erklärungen des Hugo Grotius auf das heftigste angriff, erhielt

dieſer durch ſeine Vertheidigung den größten Antrieb, noch mehr zu Gunſten der römiſchen Kirche ſich auszuſprechen. Aus der Offenbarung Johannis ſey zu erſehen, daß die Martyrer mit Jeſu Chriſto herrſchen; es ſey daher nicht unrecht, ihnen die Ehrerbietung, welche man für ſie hege, öffentlich zu bezeigen, und an den Tagen oder Orten, an denen ſie ihr Martyrthum erlitten, ihr Andenken zu begehen. Wenn zugegeben werden müſſe, daß ſie für die Kirche beten, ſo ſey es ungerecht, diejenigen als Abgötter anzuſehen, welche nach der Meinung der ehrwürdigſten Väter der griechiſchen und lateiniſchen Kirche und in Uebereinſtimmung mit den älteſten Liturgien glauben, daß die Kenntniß unſerer Bedürfniſſe und unſeres Gebetes entweder vermittelſt einer Offenbarung oder durch den Dienſt der Engel zu den Heiligen und Martyrern gelangen können. Er bewies, daß das Faſten ſo alt als die Kirche, das Kreuzeszeichen ein ehrwürdiges und zweckmäßiges Erkennungszeichen der Bekenner des Gekreuzigten, der jungfräuliche Stand vollkommener und dem geiſtlichen Beruf entſprechender als der verehelichte ſey; er erklärte ſich überhaupt für die Gültigkeit deſſen, was in der ganzen Kirche gebräuchlich und von allen Kirchenverſammlungen beſtätigt worden ſey, ſowie für den Nutzen der Tradition. — Hätte er, ſchrieb er, zu den Zeiten der Apoſtel gelebt, ſo würde er das, was ſie geſagt, ebenſo wie das, was ſie niedergeſchrieben, geglaubt haben. Er erklärte ſich überzeugt, daß die Güte Gottes nicht geſtatten könne, die Lehre der allgemeinen Kirche zu verfälſchen, wenn auch die Sitten zuweilen tadelhaft geweſen wären. Von dem tridentiniſchen Concilium ſprach er mit hoher Achtung. „Wer die Acten deſſelben mit friedliebendem Gemüthe leſe, werde finden, daß darin Alles ſehr weislich erklärt, und demjenigen, was die Schrift und die Väter lehren, vollkommen angemeſſen ſey.“ Das Oberprieſterthum erſchien ihm zur Erhaltung der kirchlichen Einheit ſehr nützlich, da kirchliche Verſammlungen, an welche Chriſtus und die Apoſtel die Verbindung der Chriſtenheit über den ganzen Erdboden geknüpft, nicht immer gehalten werden könnten *).

*) Zwar iſt Hugo Grotius der Anſicht, die Kirche habe durch die weltliche Herrſchaft der Päpſte über das ihnen geſchenkte Patri-

Auf den Vorwurf, daß er in seinen früheren Schriften anders als in seinen späteren über das protestantische und katholische Religionswesen sich ausgesprochen habe, erwiderte Grotius: „Wenn ich in meiner Jugend, da ich weniger Einsicht als jetzt besaß, entweder aus Vorurtheilen der Geburt, oder weil ich mich anderen berühmten Männern ohne Prüfung ergab, die Grenzen der Wahrheit überschritten habe: sollte es mir deßhalb nicht erlaubt seyn, nach langem Nachforschen, und nachdem ich allem Parteigeiste entsagt habe, richtigern Ueberzeugungen zu folgen?“ — Sprach sich nun Hugo Grotius, wie späterhin Leibnitz, ganz im katholischen Sinn aus, so traten aber doch Beide nicht in die katholische Kirche ein, indem hiezu eine höhere Gnade nöthig ist, die ihnen ermangelte *).

---

monium Petri Gift bekommen. Obgleich wir nun nicht läugnen, daß die geistliche und weltliche Herrschaft der Päpste öfters zu manchen Collisionen mit anderen Fürsten führte, so ist doch wohl zu bedenken, daß die vor Allem nöthige Unabhängigkeit des Oberpriesterthums der Weltkirche Christi, die allein den katholischen Priestern ihre geistliche Würde sichert, unter der Hoheit eines weltlichen Fürsten Gefahr leide, wovon uns das vorige, wie auch das gegenwärtige Jahrhundert die größten Beweise geliefert hat. Haben nun alle zeitlichen Dinge und Einrichtungen eine Licht- und Schattenseite, so sind wir um so mehr zu der Ansicht geneigt, die Gottheit habe trotz aller aus geistlicher und weltlicher Herrschaft entstehenden Inconvenienzen doch das Oberhaupt ihrer Kirche auch zu einem Souverän eines Staates machen, und hierdurch selbst den Ausspruch jener heidnischen Auguren bewahrheiten wollen, die bei Auffindung eines frischen Menschenkopfes während der Erbauung der Stadt dieses als Zeichen erklärten „urbem Romam caput rerum humanarum fore“ (liv. I.), was sie auch durch ihre frühere politische, wie durch ihre spätere geistliche Weltherrschaft geworden ist. So hat denn die Gottheit selbst durch die schlechtesten Päpste die kirchliche Lehre und Einheit jederzeit gewahrt, während sie bei ihnen die naturgemäße Folgen für ihre politischen Mißgriffe eintreten ließ.

*) Sagte daher der geniale Hannibal schon in seinen siegreichsten Tagen: „die Götter haben mir oft den Gedanken, oft die Kraft zur Eroberung der Stadt Rom nicht gegeben;“ sagte sein Unterfeldherr

Wie aber zwiſchen dem Weibe und der Schlange eine ewige Feindſchaft beſteht, ſo konnte es denn nicht fehlen, daß nicht nur zwiſchen den Verehrern der erſteren und den Anhängern der letzteren, ſondern auch unter dieſen ſelbſt mächtige Scheidewände ſich erhoben, wodurch die Regierungen ſolcher Länder, in denen der Proteſtantismus in verſchiedene Secten zerfallen, und der Glauben des Fürſten und jener des Volkes verſchieden war, ſehr ſchwierig, und mitunter auch für die anders Glaubenden drückend wurden. Abgeſehen alſo davon, daß in allen proteſtantiſchen Ländern der Katholik immer der Verfolgte war, fühlten auch die Lutheraner in jenen proteſtantiſchen Staaten, in welchen die Fürſten und ihre Miniſter dem reformirten Glauben anhingen, ſich allenthalben zurückgeſetzt, und ihre Rechte geſchmälert. Dieſes war der Fall in der Rheinpfalz unter der Regierung Karl Ludwigs, weßhalb der Tradition gemäß die dort lebenden Reformirten heute noch von jenen „Karl Ludwigs-Zeiten" mit dem

---

Maharbal von ihm: „er wiſſe zu ſiegen, doch ſeinen Sieg nicht zu benützen," ſo kann man das nämliche auch von vielen geiſtreichen Proteſtanten ſagen, die zwar mit dem Schwerte ihres Geiſtes die falſchen Wehren des Proteſtantismus allenthalben niederwerfen, und bis an die Thore des geiſtigen Roms vordringen, dort aber nicht eingehen und deſſen Schätze ſich aneignen, indem ihnen jene Begeiſterung und Entſchloſſenheit fehlt, die nicht das Ergebniß des Kopfs, ſondern des Herzens iſt, die nicht mit der errungenen, ſondern mit der angewendeten Wahrheit ſich begnügt, und die nur durch demüthiges Gebet und höhere Gnade erlangt wird. Verblüfft demnach über die Reſultate ihres Nachdenkens, doch im Gefühle ihrer eigenen moraliſchen Kraft eine weitere geiſtige Eroberung nicht beachtend, giebt es Proteſtanten genug, die an den Thoren des geiſtigen Roms ſtehen bleiben, und aus menſchlichen Rückſichten, Schwachheiten und Gewohnheiten den letzten Schritt nicht unternehmen, weil ihnen, wie Göthe von ſich ſelbſt ſagt, die *proteſtantiſche Erbſünde* noch anklebt. Selbſt der Name „Apoſtat" hält Manche vom offenen Anſchluß an die Kirche ab, nicht bedenkend, daß der kein Apoſtat iſt, der ſich von einer Religionspartei trennt, die in ihrem erſten Beginnen eine wirkliche Apoſtaſie war.

größten Lobe, die Lutheraner aber wegen manchen Bedrückungen und Entziehungen nur mit dem größten Tadel sprechen. Auch im Churfürstenthum Brandenburg und in Preußen entstanden unter dem Churfürsten Friedrich Wilhelm und seinem reformirten Ministerium vielartige Reibungen zwischen den Lutheranern und Reformirten, und da die letzteren allmählig sich vermehrten, und hierdurch Mißverhältnisse im Pfarrwesen, in der Seelsorge und dem Religionsunterrichte entstanden, so erhob sich bei den ersteren wieder die Kanzelpolemik, die durch den synkretistischen Streit neue Stärke gewann, und den Churfürsten nöthigte, das Verdammen und Verketzern auf den Kanzeln strengstens zu verbieten *). Zugleich untersagte er den studirenden Brandenburgern den Besuch der Universität Wittenberg, und bestimmte einen Tag zu einem Religionsgespräche zwischen drei reformirten und sechs lutherischen Predigern. Wie alle Colloquien nahm aber auch dieses ein schlechtes, erfolgloses Ende, indem kein Theil nachgab, und die Lutheraner noch gar durch das Urtheil der Reformirten über den Luther sich gekränkt fühlten **). Der Streit wurde demnach immer heftiger, und ein lutherischer Prediger erklärte geradezu: „er räume zwar ein, daß unter den Reformirten Christen seyen; aber daß die Reformirten, als solche, Christen und daher seine Mitbrüder seyen, dieß müsse er verneinen." — Der Churfürst erließ nun am 17. Septbr. 1664 ein noch schärferes Edikt, worin er unter der Strafe der Amtsentsetzung jede falsche Andichtung der Lutheraner über die Lehren

---

*) Heinzelmann, der Rektor eines Berliner Gymnasiums erlaubte sich in einer Predigt zu sagen: Wer nicht lutherisch ist, der ist verflucht.

**) Dieses Urtheil lautete: Von Luther halten wir, wie von anderen Menschen, daß er in sich Fleisch und Geist gehabt, und zwar nihil mediocre. Wenn der Geist in ihm die Oberhand hatte, so hat er heroicos motus erwiesen. Wenn aber das Fleisch obgesiegt hat, so hat er gräuliche paradoxa ausgestoßen, welche wir tanquam verenda patris ecclesiastici gern zugedeckt lassen, so lange man uns nicht zwingt, davon etwas zu entblößen.

der Reformirten, und jede ehrenrührige Benennung auf den Kanzeln verbot. Die Lutheraner ſollten die Reformirten nicht mehr Calviniſten, Zwinglianer, Majeſtätsfeinde, Sacramentirer und Manichäer, die Reformirten aber die Lutheraner eben ſo wenig Ubiquitiſten, Flacianer, Marcioniten, Pelagianer, Eutychianer auf den Kanzeln nennen. Ebenſo ſolle man jene reformirten und lutheriſchen Theologen, die auf eine kirchliche Vereinigung hinarbeiten, nicht Heuchler, Calixtiner und Synkretiſten ſchelten, und durch ſolche Namen neue Trennungen herbeiführen. Zugleich wurde eine frühere Verordnung erneuert, daß die Prediger jedes Kind ohne Exorcismus taufen ſollen, wenn deſſen lutheriſche oder reformirte Eltern ſolches begehren.} Dieſes Edikt bewirkte eine wahre revolutionäre Bewegung unter den Stocklutheranern, und unfähig gegen ihren Fürſten ſich aufzulehnen, wendeten ſie ſich mit der Frage, ob dem Edikt Folge zu leiſten ſey, an die theologiſchen Facultäten zu Helmſtädt, Jena, Wittenberg, Leipzig und an die Kirchenminiſterien zu Hamburg und Nürnberg. Die Jenenſer, Helmſtädter und Hamburger umgingen in ihrer Antwort die Frage; die Leipziger aber erklärten: „Das Strafamt gegen Irrthümer dürfe nicht unausgeübt bleiben. Wenn die Reformirten in Brandenburg aber die Irrthümer ihrer auswärtigen Glaubensgenoſſen nicht theilten, ſo hätten ſie auch die Widerlegung derſelben nicht auf ſich zu ziehen. Die Wittenberger antworteten: es ſtehe nicht in der Macht der Geiſtlichen, die Verdammung der Irrthümer zu unterlaſſen. Die Reformirten ſeyen verpflichtet, die Lutheraner ohne Verdammung zu dulden, weil ſie ihnen keine Grundirrthümer beimeſſen könnten; aber den Lutheranern dürfe ein Gleiches nicht zugenöthigt werden, ein Grundſatz, der zwar in unſeren Tagen im kirchlichen Gebiete verſchwunden iſt, im geſchichtlichen aber das Urtheil vieler Tauſenden noch umnebelt. — Bloß die Nürnberger ließen ſich günſtig für das churfürſtliche Edikt vernehmen, weßhalb die Wittenberger ihnen vorwarfen: „ihr Gutachten ſey ein rechtes Wolfsſtück, das in ſeiner Tücke den unſeligen Philippismus verberge, vor dem Chriſtus ſeine Gläubigen in Nürnberg bewahren möge.“

Der Churfürſt aber berückſichtigte keines der eingeſendeten Gutachten, und befahl als kirchliches Oberhaupt ſeines Landes, daß jeder Prediger durch einen Revers zur ſtrengſten Befolgung ſeines Ediktes ſich verpflichten, im Unterlaſſungsfalle aber von ſeinem Amte enthoben werden ſolle. So war nun dieſe kirchliche Frage in eine Küchen- und Kellerfrage verwandelt, bei der die Frauen und Kinder den Ausſchlag gaben. Als daher die Predigerfrauen ihren Männern anlagen

„Schreibt, lieber Herre, ſchreibt,
Damit ihr bei der Pfarre bleibt!“

unterzeichneten gleich die Meiſten den anbefohlenen Revers, und die Wenigen, die es nicht thaten und meiſtens Ausländer waren, verließen das Land. Unter dieſen zeichnete ſich Paul Gerhard, der berühmte Liederdichter, vorzüglich aber der Propſt Andreas Fromm aus, indem dieſer, obgleich er lange Zeit mit den Reformirten in gutem Vernehmen ſtand, doch endlich einſah, daß die Lutheraner von den Reformirten Gewalt erlitten, und ſolches öffentlich bekannte. Sogleich wurde er das Ziel ihrer Verfolgung, worauf er Berlin verließ, und nach Prag ging, wo er, müde der religiöſen Wirren und Kämpfe, und nirgends als in der alten Kirche die chriſtliche Einheit und das wahre Heil findend, mit ſeiner Frau und fünf Kindern in die katholiſche Kirche zurücktrat *).

Verfuhr nun der Churfürſt gegen die lutheriſchen Prediger mit aller Strenge, ſo zügelte er doch auch den Parteigeiſt der reformirten Theologen, und ertheilte ihnen den geſchärfteſten Befehl, „Luthers, Calvins und Beza's Lehren über die Prädeſtination und derlei begrabenen Opinionen nicht wieder aufzugraben, um mehr Aergerniß bei den Gegnern, ja neue Tren-

*) Schon früher hatte Fromm ſich in einem Gutachten dahin erklärt: man ſolle doch glauben, was überall, zu aller Zeit und von Allen geglaubt worden, und ein gutes Kirchenregiment und gute Disciplin errichten, dann würde bald Friede werden, und von Luther und Calvin, von der Concordienformel und Dortrechter Synode würde keine Rede mehr ſeyn.

nungen unter den Reformirten selbst anzustiften.“ — Indem aber die Basis und der Grundbegriff des Protestantismus schon jeder religiösen Einheit widerstreitet, so gab es fortwährend in jeder Secte nicht nur Fanatiker, die einander beständig verdammten und verfolgten, sondern es fanden sich auch Männer von synkretistischer Denkart, wie der Prediger Kolkwitz zu Stargard vor, der keinen Anstand nahm, den lutherischen Theil seiner Gemeinde nach Luthers Katechismus, den reformirten aber nach jenem von Heidelberg zu unterrichten, mit und ohne Exorcismus zu taufen, und das Abendmahl ohne vorhergegangene Privatbeichte, entweder mit Hostien oder mit gebrochenem Brode, mit dieser oder jener Formel, je nachdem das Eine oder Andere verlangt wurde, auszutheilen. Die Leidenschaft aber, mit welcher die lutherischen Theologen in Deutschland und in Preußen, auf Anlaß der synkretistischen Streitigkeiten einander des Abfalls von der protestantischen Lehre beschuldigten, und der Unverstand, mit welchem sie von Dresden und Wittenberg aus die Bedrückung Andersgläubiger als eine der ersten Regentenpflichten in Predigten und Fakultätsschriften vertheidigten, brachten unter dem Volke die nachtheiligsten Folgen um so mehr hervor, indem auch durch das schlechte Schulwesen der Protestanten, durch die Pedanterei der Lehrer, sowie durch den Pennalismus der Schüler jeder Fortschritt in den Wissenschaften und in der Sittlichkeit gehemmt wurde.

Gegen diesen schmählichen Pennalismus, der auf den protestantischen Universitäten herrschte, hatten zwar die protestantischen Fürsten zu Regensburg schon ein scharfes Patent verkündet; doch mußte der Churfürst von Sachsen, Georg II., späterhin ein noch schärferes Mandat ergehen lassen, vermöge welches die Schoristen und Depositoren, (die älteren Studenten) den Pennälen (die angehenden Studenten) ferner nicht mehr zerlumpte Kleider anflöthigen, ihnen den Mund nicht mehr mit Brei aus Koth und Scherben vollstopfen, und sie nicht mehr zwingen sollten, ihnen die Schuhe zu putzen, und zum Lohne unter dem Tische, die Töne der Hunde und Katzen nachahmend, ihren Speichel zu lecken. Trotz dieser Verordnungen wurde aber mancher

Musensohn in den Pennal-Acceß- und Absolvirstuben vom Pennalputzer mit Scheuerfaß als Becken, mit Ziegelstein als Seife, und mit einem alten verrosteten Degen als Rasirmesser abgeschunden, oder auf einem Schleifsteine geschliffen, und mit einem großen Trichter in die Ohren gestoßen. Die künftigen Seelsorger und Prediger des Evangeliums zogen mit langen Mordgewehren in unanständig offenen Beinkleidern umher, hatten ihre stehenden Lager in Kneipen, rauften sich in Zweikämpfen, und die Leipziger vier Nationen lieferten einander förmliche Treffen *). Bei

*) Ein Mandat des Rektors und der Professoren zu Jena vom 2. Juli 1661 enthält noch größere Ausschweifungen: Wie die jungen Studenten von den älteren verunehrt, geschmäht, mit Schlägen übel tractirt, ums Geld gebracht, der Bücher und Kleider beraubt, zu vielerlei, besonders Absolutions-Schmäusen gezwungen, zu allerhand knechtischen, zuweilen auch schändlichen Dienstbarkeiten genöthigt, und ganz als Sklaven und Leibeigene gehalten werden, so haben unter diesen jungen Studenten diejenigen, welche sich Absoluten nennen, nach Art der älteren die Neuangekommenen auf das heftigste agirt, sie nach Anzahl der Wochen, welche sie allhier gelebt, in gewisse Klassen eingetheilt, und etliche Füchse, andere Esel, andere noch anders zubenannt, und nicht allein heimlich und außer der Stadt, sondern auf öffentlichen Straßen, auf dem Markte und (was der unverantwortlichste Gräuel ist) in den Kirchen, unter währender Predigt und Gottesdienste, beschimpft, verlacht, gezopfet, gerauft und mit Nasenstübern und Maulschellen auf das allerunbilligste tractirt. Und zwar, damit nicht etwa Einer oder der Andere solchen Injurien entgehen möchte, haben sie einen gewissen Ort in der Kirche ausgesetzt, an welchen sich alle Neulinge stellen, und mit solchen schönen Ceremonien einweihen lassen müssen. Hier ist nun die ganze Zeit während des Gottesdienstes mit Hin- und Wiederlaufen, Gewäsch, Gemurmel, Gelächter, Geschrei, Gezänk und dem leichtfertigsten Muthwillen so zugebracht worden, daß es Gott zu erbarmen gewesen. Wo auch etwa die dabei stehenden oder sitzenden Bürger und andere ehrliche Leute ob solchem unchristlichen Beginnen Abscheu genommen, die tolle Rotte zum Guten vermahnt und gebeten, des heiligen Ortes und Gottesdienstes zu schonen, sind sie mit gleicher Schmach und Schimpf von denselben angelassen worden ꝛc.

einem solchen protestantischen Schulunwesen wurde es daher den Jesuiten sehr leicht, ihre Landesfürsten von den Vorzügen ihres Unterrichts- und Erziehungswesens zu überzeugen, und Männer von Ehre, Gefühl und Sitte, wie Holstein und Lambecius, denen jene deutschen Universitäten anekelten, säumten nicht, ihren Angehörigen und Freunden den Besuch der niederländischen, französischen und italienischen Schulen zu empfehlen.

So darf uns denn das Zeugniß nicht befremden, welches Spener, der frömmste Protestant des siebenzehnten Jahrhunderts, über das in der protestantischen Kirche herrschende Verderben ablegte. „Diejenigen, sagte er, welche Christen seyn sollten, sind in der That unter dem Schein und äußeren Bekenntnisse des Christenthums wahre Heiden, verehren Christum kaum anders als die Heiden ihre Götzen, und entbehren und verkennen jede im Glauben enthaltene Tugend. Statt des heilbringenden Glaubens herrscht der historische Glauben, zu welchem Etwas von fleischlicher, gegen das göttliche Wort angenommener Sicherheit hinzutritt; statt der wahren Gottesverehrung die äußere Anbetung Gottes ohne innere Bewegung des Herzens; die an den Papisten einst verdammte Meinung vom opus operatum ist jetzt auf eine andere Weise wieder lebendig geworden; statt der Religion selbst gewisse äußerliche Gebräuche und Ceremonien ohne irgend eine Aenderung des Herzens; statt der ächten Buße das Bekenntniß der Rechtgläubigkeit, von jeder edlen und besonders innerlichen Frucht des Glaubens leer, und mit einem nur nach dem Fleische eingerichteten Leben vortrefflich übereinstimmend, — das sind die Ungeheuer, zu deren Vertilgung ein neuer Retter vom Himmel zu wünschen wäre. Keine Ovidische Verwandlung ist mehr zu bewundern, oder vielmehr zu verwünschen, als die schreckliche Verwandlung der himmlischen Güter in diese höllischen Gespenster."

Da Spener die bedenkliche Richtung, welche die Theologie, der Cultus, und durch sie auch die Sittlichkeit genommen, und zugleich die völlige Unfruchtbarkeit des Predigtwesens aus Mangel an Religionsunterricht erkannt hatte, suchte er zuerst durch Catechisation sowohl die Kinder wie auch ihre Eltern in der

Religion zu unterrichten. Als ihm nun dieſes gelang, und manche Individuen eine geſteigerte Theilnahme für die Erkenntniß und Ausübung der Religion zeigten, veranſtaltete er im Auguſt 1670 in ſeinem Hauſe wöchentliche Zuſammenkünfte, wo man in vertrauter freundſchaftlicher Weiſe zu einer gottſeligen Unterhaltung zuſammenkam, und Jeder nach dem Maaße ſeiner religiöſen Erkenntniß und Begeiſterung ſich ausſprach. Dergleichen geiſtige Geſellſchaften (Conventikel) reizten durch ihre Neuheit, und erregten daher anfangs eine große und freudige Bewegung in dem proteſtantiſchen Deutſchland. Zeigt ſich aber der Proteſtantismus zu allen Zeiten als eine menſchliche Verbildung der Kirche Chriſti in ihrem Weſen und ihren Formen, ſo verwandelt er auch alle der katholiſchen Kirche entlehnten Inſtitutionen in wahre ſchmähliche Carrikaturen, wie ſelbſt der fromme Spener zu ſeinem Schmerz bald erkennen mußte. Denn auch die katholiſche Kirche bildete ſeit ihrer erſten Entſtehung nach ihrem kirchlichen Bedürfniß und der Geiſtesrichtung ihrer Gläubigen ſolche Conventikel, die aber auf einem lebenslänglichen Verein in Klöſtern, auf feſten Ordensregeln, und auf einer ſtrengen Disciplin beruhten, die in Erfüllung aller kirchlichen Pflichten den übrigen Gläubigen zum Vorbild dienten, und nebſt der Ausübung jeder chriſtlichen Tugend und der beharrlichen Verfolgung des zeitgemäßen Ziels, das ſie ins Leben rief, beſonders der Demuth ſich befliſſen. Dahingegen waren die proteſtantiſchen Conventikel freie Vereine ohne Regel und ohne Zucht, menſchliche Kirchlein in der Kirche, deren Glieder im Geiſte des menſchlichen Hochmuths bald ſich beſſer dünkten als Andere, mit ſtolzer Kälte der Welt ſich gegenüber ſtellten, und daher in ein oft ſehr abſtoßendes, faſt feindſeliges Verhältniß mit ihr traten *). Liegt es nun in der natürlichen Neigung der Menge,

*) In einer zu Wittenberg (1700) erſchienenen Diſſertation werden die Pietiſten folgendermaſſen geſchildert: **Pietista est homo in externa ecclesiae lutheranae communione degens, fanaticis favens erroribus, pietatem callide simulans, illam autem per Pharisaicum aliorum hominum contemtum et internecinum odium erga diversa**

jedem ohne Regel und Aufsicht bestehenden Layenverein das Schlimmste nachzusagen, so wurde denn, wie heute von den Mukern u. a., auch damals von den Pietisten erzählt, daß sie völlige Gemeinschaft der Güter unter sich eingeführt hätten, daß in ihren Versammlungen Frauen und Mägde predigten, daß Männer und Weiber nackt unter einander erschienen, um ihre über die bösen Lüste erlangte Stärke zu erproben, daß sie statt der sonst gewöhnlichen Kleider leinene Gewänder anlegten, und an einem mageren, bleichen Aussehen zu erkennen seyen, daß die Weiber das Hauswesen vernachläßigten, ihre Leckerbissen den guten Freunden in den Conventikel zutrügen, daß in den letzteren Diebstähle verübt würden, und mehrere Theilnehmer schon öffentliche Züchtigungen erlitten hätten. Hierdurch kamen diese Hausversammlungen in den schlimmsten Ruf, und blieben es bis zu unseren Tagen. Denn nur die Kirche Christi kann durch die Formen, die sie für besonders gestimmte Gemüther zur unausgesetzten Uebung der Frömmigkeit eingeführt hat, auch allein jenen Zweck erreichen, indem ihr Weg nicht durch verborgene Schlupfwinkel führt, ihre Mittel der Heiligung und Unterweisung für Alle geöffnet bleiben, und das Merkmal einer in ihr geförderten Wiedergeburt bloß in dem durch die Liebe thätigen Glauben besteht. Daher hat der in der wahren Kirche waltende Geist, der die ganze Christenheit auf Erden beruft, sammelt und erleuchtet, in der einfachen Denkungs- und Handlungsweise edler Seelen nicht minder als in den großartigen Gestalten der Kunst, der Wissenschaft und des christlichen Heldenthums unbefangen, und des eigenen Werthes fast unbewußt, sich offenbart, während der Pietismus in seinen Kirchlein der christlichen Frömmigkeit, auch wenn er den inneren Hochmuth des Sectengeistes überwindet, wenigstens eine äußere Verzerrung mittheilt, und in der Kopfhängerei einen trübseligen

---

sentientes exercens atque libellis famosis pietatem suam vel defendens vel ut ita defendatur, quum impedire possit, permittens.

Die Orthodoxie und der Pietismus zeigten sich daher stets als unvereinbare Elemente.

Gegensatz zur Lebensfrische, in der scheuen Abwendung von den Erzeugnissen des dichtenden, bildenden und forschenden Geistes eine Beschränktheit an den Tag gelegt hat, deren Aufnahme in den Nationalcharakter das deutsche Leben aller eigenthümlichen Heiterkeit, Kräftigkeit und Wissenschaftlichkeit entkleidet haben würde.

Erkannte demnach Spener, daß ihm sein Versuch, durch solche Vereine einen frömmern Geist unter den Protestanten hervorzurufen, mißglückt sey, so wandte er nun seinen größten Fleiß auf die Ausarbeitung erbaulicher Predigten, und es gelang ihm, auf Zuhörer, denen früher ganz ungenießbare Speise dargeboten worden war, anfänglich einigen Eindruck zu machen. Indem ihm aber der Hauch des höheren Genius abging, seine Predigten nur Schulgelehrsamkeit darlegten, und durch strenge Gliederung der Haupt- und Unterabtheilungen bis zu zwanzig Quartseiten sich ausdehnten, so mußten sie auf die Länge nothwendig eine einschläfernde Wirkung hervorbringen, und können daher mit jenen Meisterwerken der christlichen Beredtsamkeit, die aus dem Schooße der katholischen Kirche hervorgingen, in keinen Vergleich kommen.

Eine noch viel schlimmere Erfahrung machte aber Spener, als er in der Eigenschaft eines Hofpredigers und Beichtvaters des Churfürsten Georg III. nach Dresden berufen, dort die Führung seines geistlichen Amtes mit strenger Seelsorge verbinden wollte. Denn da er bei Gelegenheit eines Bußtages an den Churfürsten, ein ernstes Schreiben über den Zustand seines Gemüthes und seiner Lebensweise *) richtete, erblickte dieser darin

---

*) Unter den lutherischen Churfürsten Sachsens herrschte damals ein schlimmer Geist. — Georg I. war ein gewaltiger Trinker, sein Sohn Georg II. noch ein roherer Säufer, der bloß an dem Morgen, wo er zur Communion ging, sich nicht betrank, dafür aber am Abend Ersatz nahm, und die ganze Nacht hindurch mit seinen Gästen so lang trank, bis sie alle unter den Tisch fielen. Georg III. ahmte hierin nicht nur dem Vater und Großvater nach, sondern war auch kriegslustig und drückte sein Volk durch militärischen Dienst-

eine Verletzung des ihm ſchuldigen Reſpekts, und ließ ihn durch viele Hintanſetzungen ſeine ganze Ungnade fühlen, wodurch Spener ſich endlich veranlaßt fand, nach Berlin zu ziehen.

Solche Geſchicke hatte ein Mann, der wegen ſeiner Frömmigkeit berühmt war, der jedoch ſeine Anſtrengungen zur Erwärmung der Religioſität unter den Proteſtanten alle ſcheitern ſah, und ihre Unwirkſamkeit erkennen mußte, weil Vereine, die nicht auf bindenden, kirchlichen Gelübden, auf feſten Regeln und auf eine ſtrenge Disciplin ſich ſtützen, unmöglich Beſtand und erfolgreiche Wirkſamkeit haben können; weil Predigten, und ſelbſt die beſten, nie die Feier der chriſtlichen Myſterien und die Theilnahme an ihnen erſetzen, und auch durch den Mangel des wahren Binde- und Löſeſchlüſſels der proteſtantiſche Geiſtliche um ſo leichter und gefälliger ſeine leere Löſungsformel ausſpricht, je weniger ihm die bindende Gewalt zu Gebote ſteht.

Da in jenen traurigen Zeiten der Glauben an Hexereien noch ſo tief eingewurzelt war, daß Männer, Frauen und ſogar Kinder, die nicht zu den fürſtlichen Ständen gehörten, beſtändig Gefahr liefen, deßhalb angeklagt, gefoltert, und dann zum Scheiterhaufen verdammt zu werden, ſo konnte Spener von dieſem Teufelswahn zwar ſich nicht losmachen, und billigte die Ausreutung des Laſters der Zauberei ſelbſt durch den Feuertod, machte aber dabei in ſeinen Schriften doch darauf aufmerkſam, wie die angewendete Folterpein öfters falſche Bekenntniſſe erzwinge, und führte darüber mehrere Beiſpiele an *).

---

zwang. Es kam eine förmliche Menſchenjagd auf, wo ſelbſt Verheirathete vom Wege zur Kirche, oder aus derſelben hinweggenommen, und durch Marter und Qual zum Soldateneid gezwungen wurden, wodurch bald Handel und Gewerbe ſtockten. — Um das Elend des Landes voll zu machen, hielt ſich ſein Sohn Georg IV. noch gar ein Kebsweib, das er ſammt ihrer Familie durch Auflagen auf das Volk bereicherte. Solche Moral hatte die kirchliche, ſolche Freiheit hatte die politiſche Revolution in dem proteſtantiſchen Deutſchland herbeigeführt.

*) Spener berichtet unter anderen in ſeinem theologiſchen Bedenken I. Bd., wie eine junge Braut den Tag vor ihrer Hinrichtung ihrem

Wie Spener unter den Geistlichen zeichnete auch unter den protestantischen Fürsten der Herzog Ernst von Gotha durch seine Frömmigkeit sich sehr rühmlich aus, indem er der Religion ihre fast erloschene Anwendung aufs Leben wieder zu geben strebte. Wie sehr aber die Demuth und die Sehnsucht nach dem Ewigen, diese Quelle aller religiösen Gesinnung, ihn beseelten, zeigen die Worte, die er in Büchern, welche er verschenkte, einzuschreiben pflegte:

„Regenten sind gemacht aus Erden, regieren auf Erden, und müssen wieder zu Erden werden."

Auch er erkannte die Unzulänglichkeit des bloßen Predigens, und verordnete daher, daß alle Sonntage durch öffentliche Katechisationen in den Kirchen des ganzen Landes nicht allein die Kinder, sondern auch die Erwachsenen in der Religion unterrichtet werden sollten. Zugleich hielt er streng auf die Feier des Sonntags und den Besuch der Kirche, bereiste daher öfters sein Herzogthum, trat unerwartet in die Kirchen, Pfarrhäuser und Schulen, und ließ sich über die Fortschritte in der Religionskenntniß und der Frömmigkeit eines Jeden Bericht erstatten *). Sein protestantischer Religionseifer beschränkte sich

Bräutigam ihre Unschuld bezeugte, und freudig in den Tod ging, eine von solchem Laster freie Seele ihrem Heiland darzubringen. Zugleich wollte sie auch nicht, daß er es der Obrigkeit anzeige, indem sie nichts anderes als nochmaliges Foltern und dennoch den Tod, weil sie die Folter nicht aushalten könne, zu erwarten hätte. Ein Anderer bekannte seinem Sohne, einem Theologen, nicht weniger seine Unschuld in solcher Sache, mit dem Beisatz aber, daß er vor Gott nicht unschuldig leide, indem er durch Ehebruch und Blutschande, Verbrechen, die er sehr geheim gehalten, und daher auch Niemanden zu Ohren gekommen, diesen Tod vielmal verdient habe. So bekannte denn dieser unglückliche Sünder erst in der Todesstunde seine schwere Schuld, die er im Leben durch boshaftes und schadenfrohes Ausplaudern nicht vergrößert hatte, während in unsern Tagen manche solcher Verbrecher noch ihrer bösen Thaten offen sich rühmen, und hierdurch vor Gott und seinem ewigen Gerichte sie noch vielfach erschweren.

*) Bei einem solchen Besuche gewahrte er einst, daß die Bibel des Pfarrers ganz bestaubt war, und schob unbemerkt einen Ducaten

aber nicht bloß auf ſein eigenes Land; ſelbſt nach Rußland ſchickte er eine Geſandtſchaft, und erlangte wirklich vortheilhafte Beſtimmungen für die dortigen lutheriſchen Gemeinden. Auch nach Abyſſinien ſandte er einen Deutſchen, der in der äthiopiſchen Sprache unterrichtet war, der jedoch nur Aegypten erreichte, dort mit koptiſchen Mönchen verkehrte, und als das nöthige Reiſegeld nicht zu rechter Zeit eintraf, zurückkehrte, zu Rom convertirte, und zum Leidweſen des Herzogs Mönch wurde. Da die theologiſchen Streitigkeiten unter den Proteſtanten, und wegen jener die Rücktritte zur katholiſchen Kirche unter den Großen und Gelehrten ſich täglich mehrten, ſo ſuchte nun der Herzog zum Erſatz der in der katholiſchen Kirche beſtehenden päpſtlichen Autorität, ein Collegium von Theologen als immerwährenden Rath, und letzte Entſcheidungsbehörde zu Stande zu bringen. Indem er deßhalb an mehrere Höfe Geſandten ſchickte, wieß das ſchwediſche Miniſterium auf die großen Schwierigkeiten in dieſer Sache hin, indem jeder proteſtantiſche Fürſt, als **Summus Episcopus** ſeines Landes, damit einverſtanden ſeyn müſſe, was nicht zu erwarten ſey, worauf natürlich der weitere Verfolg derſelben unterblieb, und der Herzog erkennen mußte, daß Chriſtus nicht die Herodes aller Länder der Erde, ſondern nur den Petrus und deſſen rechtmäßige Nachfolger als Vorſtände ſeiner Weltkirche aufgeſtellt habe. — War nun der Herzog ſtets auf die Förderung des Religionsweſens in ſeinem Staate bedacht, ſo trugen doch alle ſeine Bemühungen keine merklichen Früchte, indem das Wörtchen „**Sola**“, dieſes lutheriſche Einſchiebſel in die Bibel, ihm allenthalben entgegenſtand. Darum klagte ſchon einer der vortrefflichſten Männer jener Zeit: Die heutige Chriſtenheit hat vier ſtumme Kirchengötzen, denen ſie nachgeht: den

---

zwiſchen die letzten Blätter. Im folgenden Jahre erſchien er bei demſelben wieder, und brachte das Geſpräch auf die Offenbarung Johannes. Als nun jener verſicherte, daß er auch dieſes Buch fleißig leſe, ſchlug der Herzog daſſelbe auf, und fand in dem Goldſtücke Anlaß zu einer freundlichen, wenn gleich beſchämenden Ermahnung.

Taufſtuhl, Predigtſtuhl, Beichtſtuhl und Altar; ſie tröſtet ſich ihres äußerlichen Chriſtenthums, daß ſie getauft iſt, Gottes Wort hört, zur Beicht geht, das Abendmahl empfängt; aber ſie verläugnet die innere Kraft des Chriſtenthums, und verſchmäht jedes gute Werk und jedes Streben nach Heiligung als etwas Gefährliches und Verwerfliches. — Herzog Ernſt war aber nicht allein ein frommer, ſondern auch ein guter Regent, der durch ſelbſtthätige Führung der Regierungsgeſchäfte, und durch eigene Sparſamkeit ſein Volk vor Beamtenwillkühr und vor übermäßigen Abgaben bewahrte. In der Juſtizpflege verband er Milde mit Strenge, ließ zwar in Hexereiſachen die Tortur noch zu, befahl aber dabei, da früherhin die Ausſagen der Inquiſiten zum Nachtheil unſchuldiger Perſonen öfters unter das Volk kamen, daß der Scharfrichter und ſeine Knechte durch einen Eid zu der größten Verſchwiegenheit verpflichtet werden ſollten. Eigne Erfahrungen, und das traurige Geſchicke ſeines Bruders, des Reichsverräthers Bernhard von Weimar, hatten ihn klug gemacht, und er erkannte die böſen Folgen des dreißigjährigen Krieges in der Zerſtückelung des Reiches, in dem Einfluß der Fremden und dem verlornen Anſehen des Kaiſers. — Als daher der Churfürſt Johann Philipp von Mainz ihn einſtens von Erfurt aus beſuchte, und bei der Tafel einen Becher auf das Wohl des Königs von Frankreich zubringen wollte, unterbrach der Herzog denſelben mit den Worten; Ei, des römiſchen Kaiſers Geſundheit zuerſt, der geht uns näher an! In dieſem Geiſte lebte und regierte er, und ſtarb, 74 Jahre alt, mit Hinterlaſſung ſieben Söhne, die Stifter eben ſo vieler Linien, von denen heute noch Meiningen-Hildburghauſen, Altenburg und Coburg-Gotha fortblühen.

Dagegen zeigten ſich in der churpfälziſchen Familie ſolche Erſcheinungen, die durch ihre Folgen für Deutſchland ſehr bedeutend waren, und fortwährend den Fluch bezeichnen, den Friedrich V., der böhmiſche Thronräuber, auf ſich und ſeinen Stamm herabbeſchworen hatte. Karl Ludwig hatte nämlich mit der Prinzeſſin Charlotte, Tochter der falſchen Heſſin, ſich vermählt, die, gleich ihrer Mutter, ſehr eigenſinnig und herzlos war. Im

dritten Jahre ihrer Ehe, als sie schon drei Kinder geboren hatte, versagte sie mit einmal ihrem Gemahl jeden weiteren ehelichen Umgang, und beharrte trotz alles Zuredens ihres Bruders und anderer Fürsten und Fürstinnen auf ihrem Vorsatz. Da wendete nun der Churfürst sein Auge auf Louise von Degenfeld, ein sehr schönes und geistreiches Hoffräulein, und es entspann sich zwischen beiden ein Liebesverhältniß, bei dessen Entdeckung die Eifersucht der Churfürstin erwachte. Es kam nun zu großen ehlichen Scandalen, die so weit gingen, daß Karl Ludwig einmal seiner Gemahlin an der Tafel und in Gegenwart hoher Gäste ins Gesicht schlug, diese aber der Nebenbuhlerin mit einer geladenen Pistole nachging, und sie getödtet haben würde, wenn ein Hofbeamter ihr nicht jene entrissen und zum Fenster hinaus abgefeuert hätte. Dieser fürstliche Scandal wurde endlich unter churbrandenburgischer Vermittelung durch einen Trennungsact beseitigt, vermöge dessen die Churfürstin ein Jahrgeld erhielt, und sich nach Cassel begab. Mit der Degenfeld erzeugte der Churfürst dreizehn Kinder, die, unter dem Titel Raugrafen und Raugräfinnen, jedoch ihr Geschlecht nicht fortpflanzten. Von seiner rechtmäßigen Gemahlin hatte er aber nur zwei noch lebende Kinder, einen schwächlichen Prinzen und eine Prinzessin, Elisabeth Charlotte, die er im Jahre 1671 zur katholischen Kirche übertreten ließ, damit sie mit dem Herzog Philipp von Orleans, dem Bruder Ludwigs XIV., vermählt werden konnte, wodurch sie die Stammmutter des jetzt in Frankreich herrschenden Hauses Orleans wurde. Diese Ehe veranlaßte aber in der Folge einen sehr verheerenden Krieg. Denn da nach dem Tode der Degenfeld der Churfürst eine standesmäßige Ehe schließen wollte, seine getrennte Gemahlin aber hartnäckig ihre Zustimmung verweigerte, so mußte sie noch erleben, daß nach dem Tode ihres Gemahls und ihres Sohnes, dessen kinderlosen Nachfolgers, die Churpfalz an die katholische Linie Neuburg fiel, wie denn auch die Franzosen aus der Heirath Elisabeth Charlottens die größten Ansprüche an die Erbschaft ableiteten, und diese mit Heeresmacht geltend zu machen suchten *).

*) Karl Ludwig starb 1680, sein Sohn und Nachfolger 1685, und dessen Mutter Charlotte 1686.

So war denn in dem kurzen Zeitraum von 65 Jahren durch göttliche Fügung das Wunderbarste in der Pfalz geschehen, indem die Enkel des calviniſchen Friedrichs V. und der calviniſchen Heſſin, und zwar die Prinzeſſin wieder zu einer guten Katholikin, und durch den Tod des kinderloſen Prinzen auch ſelbſt die Chur wieder zu einer katholiſchen gemacht wurde, wodurch die frühere Verfolgung der Katholiken dort ein Ende fand.

Während alſo in den proteſtantiſchen Ländern Deutſchlands die mannigfaltigſten Wirren beſtanden, in einigen das Lutherthum, in anderen der Calvinismus vorherrſchte, und keine Partei der anderen Duldung gewährte; während überdieß die weltlichen Fürſten nur auf Ausdehnung ihrer Waffenmacht, auf größeren Glanz und irdiſche Vergnügungen bedacht, ihren Völkern immer größere Opfer an Menſchen und Geld aufbürdeten, und dem religiöſen und moraliſchen Erziehungsweſen wenig Werth beilegten, ſchritten dagegen die katholiſchen in ihrer Reſtauration, in ihrem religiöſen, wiſſenſchaftlichen und bürgerlichen Weſen ſchnell voran, und die alte Sage, unter dem Krummſtab ſey gut leben, beſtätigte ſich von neuem, indem gerade dieſer in der Toleranz das auffallendſte Beiſpiel gab. — Da durch die Seculariſation des Erzſtifts Magdeburg der Primat der katholiſchen Kirche Deutſchlands auf das Erzbisthum Mainz überging, ſo war der Inhaber jenes Stuhls Johann Philipp v. Schönborn gerade der Mann, der ſeine Zeit kannte, und durch ſeine Talente und ſeine Erfahrungen den Bedürfniſſen derſelben entſprechen, und für jeden anderen Fürſten zum Muſter dienen konnte. Nachdem er als gewandter Staatsmann die Seculariſation der geiſtlichen Fürſtenthümer am Rheinſtrome in dem weſtphäliſchen Frieden hintertrieben hatte, ſuchte er nun in ſeinem Erzbisthum die Wunden des dreißigjährigen Krieges durch höchſt möglichſte Förderung der Kultur und des Handels zu heilen, ſtiftete Krankenhäuſer und Hospitäler, und bethätigte in ſeiner ganzen Verwaltung den regen, vorurtheilsfreien Geiſt, den ſich das nachfolgende Jahrhundert als eigenthümliches Erzeugniß zugeeignet, die Unkunde der Späteren ſogar für nothwenige und ausſchließende Wirkung des Proteſtantismus gehalten hat. Dieſer

katholiſche Erzbiſchof war der erſte, und bis zu Ende des Jahrhunderts der einzige deutſche Fürſt, welcher das treffliche Werk des Jeſuiten Spee gegen den Herenprozeß der Aufmerkſamkeit würdigte, und nach genommener Einſicht von ſolchen Prozeßacten dieſen Greueln in den Ländern ſeiner Herrſchaft für immer ein Ende machte. So war es denn wieder die Kirche Chriſti, die ſchon im ſiebenzehnten Jahrhundert den Teufelswahn verſcheuchte, und auch hierin der wahren Civiliſation und Menſchlichkeit die Bahn brach, während der Proteſtantismus ſelbſt in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ſeine Heren noch verbrannte *). — Unter dieſem geiſtlichen Fürſten wurden auch

*) Der Teufels- und Herenwahn, den ſchon ältere germaniſche Geſetze als unchriſtlichen Aberglauben bezeichnet hatten, weßhalb das Capitular Karls des Großen „de partibus Saxoniae“ auf die damals übliche Volksjuſtiz, vermeintliche Heren eigenmächtig zu ergreifen, und dem Feuer zu übergeben, die Todesſtrafe ſetzte, erlangte durch die kirchliche Revolution, in welcher bei ihren Häuptern der Teufel eine ſo große Rolle ſpielte, und in der Barbarei und Beſtialität des 30jährigen Krieges ſeine höchſte Stufe. Obgleich nun die katholiſchen Prieſter ſchon im 15. Jahrhundert mit dem größten Eifer gegen jenen Wahn predigten, Ulrich Mollitor, Cornelius Loos, die Jeſuiten Tanner und Friedrich Spee ſchriftlich und mündlich dagegen elferten, letzterer ſogar ſein berühmtes, auf eigenen Erfahrungen gegründetes Werk „Cautio criminalis“ im Druck herausgab, fand alles dieſes bei den Proteſtanten keine Beachtung, weil jene Vertheidiger der Vernunft und Menſchlichkeit Jeſuiten waren. Selbſt Leibnitz, der das Andenken an Spee in einem ſeiner Werke erneuerte, that gar nichts für die Abſtellung jener Gräuel. In allen Winkeln Deutſchlands warf man demnach unſchuldige Männer, Weiber, Knaben und Mädchen, ſelbſt Kinder von 1 bis 6 Jahren, als aus der Buhlſchaft mit Teufeln entſproſſene Höllengeburten, ſowie viele Adeliche und Geiſtliche oft maſſenweis auf die lodernden Scheiterhaufen, wie denn laut Urkunde bloß in dem kleinen Gebiete der Reichsſtadt Nürnberg von 1577—1617 gegen 356 der Häreſie und Zauberei verdächtige Perſonen hingerichtet, und 345 geſtäubt und verſtümmelt wurden. Spee, der fromme und geiſtreiche Jeſuit, der einige hundert zum Feuertode Verdammten Beicht gehört, und ihre Unſchuld erkannt hatte, hegte wegen ihrer Hinrichtung ſo vielen

die versöhnlichen Gutachten, welche Wicel und Cassander auf Veranlassung des Kaisers Ferdinand I. wegen Vereinigung der Katholiken und Protestanten angefertigt hatten, aus der hundertjährigen Vergessenheit hervorgesucht, wie er denn selbst keinen Anstand nahm, den Freiherrn von Boineburg, einen Protestanten, zu seinem ersten Minister zu ernennen. Obgleich dieser nach einem Jahre zur katholischen Kirche zurücktrat, bekannte er sich doch fortwährend zu den gemäßigten Grundsätzen der Calixtinischen Schule, und machte gegen seinen Freund, den Polyhistor Conring zu Helmstädt, der als Gegner des Papstthums diesen Rücktritt übel nahm, das Recht, welches seinem Großvater zum unbedachten Austritte aus der katholischen Kirche zugestanden habe,

---

Kummer, daß selbst in seinem jugendlichen Alter sein Haar schnell erbleichte. — Er erzählte, daß einst eine ehrsame Frau aus einem Dorfe zu ihm gekommen, und ihn gefragt habe, ob sie, im Falle man sie als Hexe bezeichne, und der Tortur unterwerfe, eine Todsünde begehe, wenn sie, bei der Unmöglichkeit die Folterqualen auszuhalten, ein unwahres Geständniß mache. Auf seine Erwiderung, daß sie furchtlos heimkehren könne, vernahm er aber bald hernach zu seinem größten Schmerz, daß jene Frau, eben weil sie aus dem Dorfe gegangen war, eingezogen, gefoltert und hingerichtet wurde. Der altgermanische Aberglauben, verbunden mit den traditionellen Erinnerungen an die nächtlichen Bachusfeste der Römer und Griechen, hatte einen weit verzweigten Verein ruchloser Männer gebildet, die mit Hilfe kupplerischer Weiber, jüngere Frauen und Mädchen zur Theilnahme an nächtlichen Orgien verleiteten, und dabei als verkappte Teufel in Lüften schwelgten. Oft lockten auch die Lüstlinge ihre Opfer einzeln zu Zusammenkünften in den Häusern, wo sie unter der Maske zierlicher, ritterlich gekleideter Teufel schnell ihren schändlichen Zweck erreichten, indem der Reiz des Geheimnisses und der Respekt vor einem so gewaltigen Herrn, wie der Satan, die Bethörung und Verführung alberner, weiblicher Geschöpfe sehr erleichterte. Zwar hatte die Kirche die Vertreibung des Teufels- und Hexenwahns früherhin nur der Geistlichkeit überlassen; als aber im 15. Jahrhundert die unter der Maske sich verbergende Unsittlichkeit immer zunahm, erließ Innocenz VIII. im Jahre 1454 gegen jenes Unwesen eine Bulle, auf welche sogleich unter dem Titel „Hexenhammer" eine peinliche Gerichtsordnung abgefaßt wurde, an die sich

für sich selbst zum wohl überlegten Wiedereintritt in dieselbe geltend. Er verwies ihn auf den Unterschied, der zwischen katholischen Lehrsätzen und theologischen Ansichten obwalte, indem nach den ersteren die Untrüglichkeit der Kirche feststehe, während nach den letzteren auch manche Doctoren sie dem Papste beilegen, und berief sich dabei auf die gelehrten Protestanten Hugo Grotius und Blondel, welche die rechtgläubige Lehre von der kirchlichen Einheit unter dem apostolischen Stuhle vollkommen gerechtfertigt haben. Da der Churfürst stets die Wiedervereinigung der Protestanten mit der Kirche im Auge hatte, schrieb deßhalb Boineburg an seinen Freund Conring, und führte ihm unter anderem zu Gemüth: „Möchte doch unter den Christen über die Glaubenslehren Einstimmigkeit, Ruhe und Liebe zurückkehren.

---

die Protestanten viel länger und schärfer wie die Katholiken hielten. Denn der berühmte Carpzow in Leipzig, den man den Gesetzgeber Sachsens nannte, behauptete noch in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts, daß nicht allein die Zauberei, sondern auch die Läugnung der Wirklichkeit teuflischer Bündnisse schwer bestraft werden müsse, und Heinrich Pott, ein berühmter Universitätslehrer zu Jena, ließ im Jahre 1689 eine Schrift: „De nefando Lamiarum cum diabolo coitu“ im Druck erscheinen. Als nun im Jahre 1700 der holländische Geistliche Balthasar Becker ein Buch unter dem Namen die „bezauberte Welt“ herausgab, worin er den Glauben an Hexereien widerlegte und lächerlich machte, wurde jenes Werk in die meisten europäischen Sprachen übersetzt, sein Verfasser aber von der holländischen Geistlichkeit excommunicirt, und seines Amtes entsetzt. Da jetzt der Angriff gegen den Hexenwahn nicht mehr wie 100 Jahre zuvor von Jesuiten, sondern von dem Calvinisten Becker ausging, fand er auch nun erst Theilnahme, und Leibnitz, Thomasius und besonders der preußische Minister von Plotho huldigten den Ansichten des Verfassers, wie denn letzterer sogleich die Tortur aufhob, die Hexenprozesse aber noch nicht gänzlich beseitigte. — So hinkte denn auch in diesen Sachen, wie in so vielen anderen, die protestantische Geistlichkeit in Annahme des Guten und Besseren dem katholischen Clerus nur mit Aerger und vielem Widerwillen nach, und zeichnete sich während zwei Jahrhunderten bloß durch die Bitterkeit ihres polemischen Geistes, durch die kalte Pedanterie ihrer Lehre und ihre hitzköpfige Unduldsamkeit aus.

Die Protestanten aber scheinen sich dahin so wenig zu neigen, daß die deßfallsige Hoffnung oft gänzlich zu fallen scheint. Sie wollen die wahren Ursachen der Trennung nicht untersuchen, von den angemessenen Heilmitteln nichts hören. Diese sind allein in dem Sinne der ersten Kirche und in der rechten Vernunft zu suchen. — Welcher denkende Lutheraner billigt aber die unüberlegten und ungehobelten Aussprüche Luthers? Wer die Festsetzungen der Concordienformel, und was Einem oder dem Anderen in der Hitze der Streitigkeiten, an denen Ihr keinen Mangel habt, zu entfahren pflegt? Welcher verständige Calvinist findet alle ausschweifenden Behauptungen Calvins, Beza's, Buchanans, der Puritaner, Independenten u. A. zulässig? Wie wenige Protestanten, nämlich rechtschaffene, wofür ich die meisten halte, werden den Atheisten und Indifferentisten, deren es so viele in Eueren Gemeinden gibt, beistimmen? Haben nicht auch mehrere Calvinisten wider die Aussprüche der Dortrechter Synode eine scharfe Censur ausgeübt? Sollten diese Alle an dem Glauben ihrer Heerde keinen Theil mehr haben? Findet hier keine Heuchelei statt, wenn man nur an den Stücken festhält, die in ununterbrochener Uebereinstimmung des Glaubens, der Hoffnung und des Thuns für nothwendig zur ewigen Seligkeit gehalten werden: warum soll nicht das Gleiche auch für die katholische Kirche gelten? Was die wahre katholische Kirche vom Supremat und von der Untrüglichkeit des apostolischen Stuhls in Ansehung unentscheidbarer Dinge hält, das wissen Alle, die es wissen wollen. O möchte die Begierde nach der von Christo gebotenen Einheit größer als die Vorliebe für das verderbliche Schisma seyn; möchte man die Kunst lernen, das Katholische vom Theologischen, das Fundamentale vom Scholastischen, das Wahre vom Wahrscheinlichen, das Verwerfliche vom Erträglichen zu unterscheiden! Diese Kunst hat Hugo Grotius in seinen wahrhaft goldenen Büchern hinlänglich gezeigt. Sollte ihm nicht eben so viel Vertrauen geschenkt werden dürfen, als Luthern? Was von Einigen über die Gewalt des Papstes in zeitlichen Dingen gelehrt wird, ist kein Glaubensartikel, und wird von den Katholiken selbst beschränkt. Man ereifert sich über die Ehre, die der

hl. Jungfrau und anderen Gliedern der triumphirenden Kirche erwiesen wird, aber man trägt kein Bedenken, Fürsten und Gelehrten, oft solchen, die von nichts weniger als von hohen Tugenden glänzen, Weihrauch zu streuen, und deren Verherrlichung zum wahren Götzendienste zu steigern. Das Geschrei wider die Kirche wegen anderer Mißbräuche ist nicht triftiger. Die Kirche hat auf ihren Concilien die Abstellung derselben den Bischöfen zur Pflicht gemacht, und wenn diese dafür die gehörige Sorge nicht tragen, so ist nicht die Kirche, sondern die Nachläßigkeit der Menschen anzuklagen. Alles würde gut stehen, und jeder Hader ein Ende haben, wenn der Sinn, der Gottesdienst und die Gewohnheit der Kirche von denen, welche sie geringschätzen, gehörig gekannt wäre." Obgleich Conring den freisinnigen Ansichten des Calixtus anhing, behauptete aber in seinem Gemüthe der alte protestantische Haß gegen das Papstthum, diese protestantische Erbsünde, seine Kraft, und er wies die ihm angetragene Theilnahme an Ausführung des Einigungsplanes zurück.

Wie aber jeder geistreiche Fürst selbst die geistreichsten Männer an sich zieht, und sie zu benützen weiß, so nahm auch der Churfürst den berühmten Leibnitz in seinen Staatsdienst auf, indem er dessen Tauglichkeit, zur Ausführung seines Einigungsplanes kräftigst mitzuwirken, wohl erkannte. Denn Leibnitz, der geniale, hatte, wie seine Schriften zeigen, von dem Wesen und den Formen der katholischen Kirche völlige Kenntniß; doch trat er zu jener nicht über, was wahrscheinlich dem toleranten Churfürsten eben nicht mißfiel, indem durch einen geistreichen Protestanten besser auf andere Protestanten gewirkt, und die katholischen Wahrheiten im Munde eines Nichtkatholiken bei jenen mehr Eingang finden konnten. Daß übrigens Leibnitz das Vorhaben des Churfürsten kannte, geht aus einer Druckschrift und deren Zueignung an den Churfürsten hervor, worin er denselben als den vornehmsten Friedensstifter in dem politischen, und unter Gottes Beistand auch bald in dem religiösen Gebiete bezeichnet, und ihm unter anderm zuruft: „Da dich Verdienst und Glück, das heißt die Vorsehung, auf den ersten Platz gesetzt haben, so fahre fort, deine von Gott hiezu bestimmte Weisheit und Macht zu ge-

brauchen. Der Himmel ist günstig, die Besten von beiden Seiten bezeigen Beifall, die Widerspenstigkeit anderer dient nur dazu, die Guten zu ermuntern. — O möchte mein Leben bis zum äußersten Ziele sich ausdehnen, um die Wunde Deutschlands geheilt, und die Eintracht der Fürsten unter gegenseitiger Umarmung frohlocken zu sehen! Dann wird den Tempeln ihr Schmuck, den Gemüthern die Liebe, der Nation ihre Kraft, den Feinden die Scheu, Allen aber die Wohlfahrt zurückkehren."

Während also beide geistreiche Männer den eiteln Wahn hegten, es sey eine Vereinigung zwischen Katholiken und Protestanten, zwischen Christus und Baal möglich, und vergeblich dafür sich bemühten, schlug dagegen in allen anderen katholischen Staaten der Clerus, vorzüglich aber die Jesuiten, den richtigsten und sichersten Weg ein, indem sie das Volk in dem katholischen Glauben befestigten, und es dem Herrn überließen, Einzelne durch seine Gnade, Alle aber auf seinen geheimen Wegen zur Rückkehr in seine Kirche zu bestimmen. — Wie aber in jenen bewegten Zeiten der unchristliche Geist einer falschen Freiheit in so vielen Köpfen verderblich spuckte, wie in Frankreich die Grundsätze des Episcopalsystems von beredten Wortführern der gallicanischen Kirchenfreiheit aufgestellt, und von herrschsüchtigen Ministern, wie Richelieu, und Mazarin, begünstigt wurden, hatten auch jene bei dem Churfürsten Eingang gefunden, und ihn mit dem unkirchlichen Gedanken befreundet, daß der Papst nur der Erste unter den von Christo eingesetzten und mit gleicher Gewalt betheilten Bischöfe sey. Diese dem Primat Petri widerstrebende Idee rächte zwar der Herr nicht im 17. Jahrhundert; als aber im 18. Jahrhundert mehrere deutsche Erzbischöfe jener sich anschlossen und darnach handelten, warf er durch große politische Stürme ihre Stühle um, und vertrieb sie aus ihren Ländern, während er im 19. Jahrhundert die Nothwendigkeit des Papalsystems, d. h. das Bestehen eines unabhängigen Oberhauptes seiner Kirche sichtbar genug an Tag legte und geltend machte.

Erneuerte Kriege der Franzosen und Türken gegen Kaiser und Reich.

Die Reunionen Ludwigs XIV. und seine Mordbrennereien in Deutschland. — Der Türken Angriffe auf Wien und ihre Vertreibung. — Frieden von Nimwegen, Ryswick und Karlowitz. — Spanischer Erbfolgekrieg.

Leopolds I. Tod. 1705.

Das bekannte französische Sprichwort „l'appetit vient en mangant" bewährte sich auch jetzt in vollem Maaße in der französischen Politik; der glücklich vollbrachte Raub steigerte die Raublust immer mehr, weßhalb der junge, ehrgeizige, eroberungssüchtige König Ludwig XIV. seine Regierung sogleich mit Raubkriegen begann. Die erste Gelegenheit hiezu bot ihm der Tod seines Schwiegervaters Philipp V., Königs von Spanien (1665), welcher seinem minderjährigen, aus der zweiten Ehe gebornen Sohne Karl II. ein geschwächtes, verschuldetes Reich hinterließ. Obgleich nun Ludwig XIV. bei seiner Vermählung mit der spanischen Prinzessin Maria Theresia, Tochter des Königs aus seiner ersten Ehe, gleich dieser, allen Ansprüchen auf die spanische Monarchie, und besonders auf Flandern entsagt hatte, forderte er doch unter dem Vorwande eines in einigen niederländischen Provinzen unter Privaten gebräuchlichen Heimfallrechtes, vermöge dessen im Falle der Wiederverehelichung des Vaters oder der Mutter das Eigenthum der Güter an die Kinder erster Ehe übergeht, den größten Theil der Niederlande als Erbtheil seiner Gemahlin, drang daher im März 1667 mit 70,000 Mann in Flandern ein, und eroberte in wenigen Monaten dort zwölf Festen, während der Prinz Conde im Januar 1668 ganz Hochburgund besetzte. Da die deutschen Fürsten aus Gleichgültigkeit, Furcht oder Bestechung den Spaniern trotz ihrer Bitten keine Hilfe leisteten, so vereinigten sich England, Niederland und Schweden in einer Tripel-Allianz, und führten hierdurch den

Frieden zu Aachen herbei, durch welchen Spanien Hochburgund zurückerhielt, die in Flandern aber schon eroberten Festen förmlich an Frankreich abtrat. Während die Waffen nun ruhten, zeigte sich Ludwig XIV. desto thätiger in seinen diplomatischen Intriguen; mit Schlauheit trennte er nicht nur die Tripel-Allianz, sondern bewog selbst den König von England Karl II. zu einem geheimen Bunde (1670) und Schweden zu einem Schutzvertrag (1672). Zugleich machte er die Fürsten von Köln und Münster zu seinen Kriegsverbündeten, bestach den österreichischen Minister Fürsten Lobkowitz, um jedes Einschreiten des Kaisers zu verhüten, und verjagte den Herzog von Lothringen Karl IV., als Anhänger der Spanier und Niederländer, aus seinem eigenen Lande. Unvermuthet und unter den nichtigsten Vorwänden fiel er nun im Jahre 1672 mit 118,000 Mann in Holland ein, und eroberte die Provinzen Utrecht, Geldern und Overyssel, während die Fürsten von Köln und Münster von einer andern Seite einbrachen. Da erkannte Friedrich Wilhelm, Churfürst von Brandenburg, die Gefahr, die seinen westphälischen Ländern drohte; er eilte zu ihrer Vertheidigung schnell herbei, und vermochte auch den Kaiser, durch kraftvolle Maßregeln der französischen Eroberungs- und Plünderungs-Sucht Grenzen zu setzen. So rückte denn (1672) ein vereinigtes österreichisch-preußisches Heer unter dem Grafen Montecuculi ins Feld. Leider waren aber diesem tapfern Feldherrn durch den Einfluß des von Frankreich bestochenen Fürsten Lobkowitz die Hände dermassen gebunden, daß er selbst aus dem Felde an den Hof schrieb: man möchte doch die Befehle an ihn nur geraden Weges nach Paris senden, damit er sie von dort erhalten könne. Unter diesen Verhältnissen sah sich der Churfürst bewogen, mit den Franzosen einen Separatfrieden am 6. Juni 1673 zu schließen, durch den er nun mit Ausnahme der Festen Wesel, Lippe, Rees, deren Besitz die Franzosen bis zum allgemeinen Frieden sich vorbehielten, seine westphälischen Länder zurückerhielt.

Als endlich der Kaiser den Fürsten Lobkowitz mit harten Worten entließ, und auf seine Güter verbannte, erhielt Montecuculi freiere Hand, und gewann entschiedene Vortheile über die

Franzoſen, wodurch er dieſe nöthigte, in Eile Holland zu räumen, und theils nach dem Oberrhein, theils nach Franken zu ziehen. Die Grauſamkeiten und Räubereien aber, welche die Franzoſen auf dem deutſchen Boden begingen, regten endlich die deutſchen Fürſten auf; ſie erklärten den Reichskrieg, und der Churfürſt von Brandenburg, wie auch Karl Ludwig, Churfürſt der Pfalz, der Schwiegervater des Herzogs von Orleans, Bruder des Königs, traten demſelben bei. Dafür mußte letzterer aber aus den Fenſtern ſeines Schloſſes ſehen, wie die Franzoſen mehr als dreißig Städte und Dörfer ſeines Landes in Flammen ſetzten, und zugleich vernehmen, daß ſie auf eine noch nachdrücklichere Weiſe, als er früher pflegte, das Wildfangsrecht ausübten, indem ſie die Bewohner der abgebrannten Orte in ganzen Schaaren nach Frankreich trieben. So war es nun wieder die Hand des Herrn, die den Sohn des böhmiſchen Thronräubers und ſein calviniſches Land auf die ſchrecklichſte Weiſe heimſuchte. Während nun Ludwig XIV. die Grafſchaft Hochburgund eroberte, und der Krieg am Rhein mit abwechſelndem Glücke geführt wurde, hatten die Franzoſen dabei immer den Vortheil, daß ſie auf Deutſchlands Boden und auf Deutſchlands Unkoſten kriegten. Um jedoch eine ſchnellere Entſcheidung herbeizuführen, reizte Ludwig XIV. die Schweden zu einem Einfall in die Mark Brandenburg auf, nöthigte hierdurch den Churfürſten von den Verbündeten ſich zu trennen, und in ſein eigenes Churfürſtenthum zu eilen, wo er aber auch bald durch die Schlacht von Fehrbellin (28. Juni 1675) nicht bloß ſein Land von den räuberiſchen Schweden gänzlich ſäuberte, ſondern auch den größten Theil von Schwediſch-Pommern eroberte. — Da auch das Reich und Dänemark gegen die Schweden feindlich auftraten, ſo wurden ſie bald aus ganz Deutſchland vertrieben.

Während dieſer Zeit ſetzte Montecuculi eben ſo thätig den Feldzug am Oberrhein fort; als es nun bei Sasbach zu einer Schlacht kommen ſollte, und der feindliche General Türenne eben ſein Heer dazu ordnete, zerſchmetterte eine Stückkugel ihm ſein Haupt (27. Juli 1675), wodurch ſeine Armee ſo ſehr in Schrecken gerieth, daß ſie in aller Eile das Schlachtfeld

räumte, und auf der Flucht einen sehr beträchtlichen Verlust erlitt. — In den folgenden drei Jahren wälzte sich der Krieg meistens in die spanischen Niederlande, während zugleich im Jahre 1677 zu Nimwegen Friedensunterhandlungen eröffnet wurden. Hier bewährte sich nun wieder die alte Erfahrung, daß die Coalitionen weder bei den Kriegsoperationen, noch bei den Friedensschlüssen selten etwas taugen. Denn da der König mit jedem seiner Gegner besonders verhandelte, zuerst den nahen und unangreifsbaren durch Opfer, den entfernten und wenig betheiligten durch Versprechungen beschwichtigte, und durch besondere Friedensschlüsse alle seine Gegner vereinzelte, schloß er nur mit jenen am letzten ab, die, wie die Spanier, durch ihre Verhältnisse ihm nicht widerstehen konnten, oder, wie der Kaiser, bei dem heillosen Zustande des Reichs den Verlust eines kleinen Theils desselben nicht beachtete, So erhielten denn durch den ersten Friedensschluß (10. August 1678) die Holländer alles Verlorne, selbst Maastricht zurück; durch den zweiten (17. Sept. 1678) erhielt Ludwig XIV. das ganze Hochburgund und sechszehn Festen in Flandern von den Spaniern, durch den dritten (5. Febr. 1679) gegen Rückgabe von Philippsburg die Festen Freiburg und Hüningen vom Kaiser und Reich. — Da er auch die Freiheit ertrotzt hatte, den Schweden zu Hilfe zu kommen, brach sein Heer verwüstend in die westphälischen Länder des Churfürsten von Brandenburg ein, wodurch dieser zum Frieden von St. Germain en Laye (29. Juni 1679) und zur Rückgabe seiner Eroberungen mit Ausnahme des pommerischen Gebietes jenseits der Oder sich gezwungen sah. Auch Dänemark wurde zur gänzlichen Herausgabe aller Eroberungen genöthigt; denn Schweden, der Alliirte Frankreichs, sollte mächtig und der Dorn im deutschen Staatskörper bleiben.

Durch den Nimweger Frieden war aber der Länderdurst Ludwigs XIV. nicht gestillt, und allenthalben nun mit Keckheit um sich greifend, zwang er nicht nur die zehn Reichsstädte und die Reichsritterschaft im Elsaß zur Huldigung (1679), sondern stellte auch vier Gerichtshöfe zu Metz, Dornick, Breisach und Besançon unter dem Namen Reunionskammern auf, die unter

dem Vorwand, in dem westphälischen Frieden sey das Elsaß und die dazu gehörenden Landschaften mit allen Dependenzen abgetreten worden, nun ganz Zweibrücken, Saarbrücken, Veldenz, und viele Distrikte vom Oberrhein in Anspruch nahmen, worauf nicht bloß jene, sondern selbst die freie Stadt Straßburg mitten im Frieden militärisch besetzt wurden (30 Sept. 1681). An eben dem Tage nahmen auch französische Truppen die Festung Casale, den Schlüssel von Oberdeutschland und der Lombardei, in Besitz, welche ihr eigner Herzog, Karl IV. von Mantua, an Frankreich verkauft hatte. Während nun Ludwig XIV. den in sich religiös- und politisch zerrissenen deutschen Staatenkörper nicht fürchtete, dessen Abgeordnete bei den Congressen über den Excellenztitel, welchen die churfürstlichen Gesandten sowohl von den kaiserlichen, wie von den fürstlichen Gesandten forderten, über die Reihenfolge der gegenseitigen Besuche und über die Plätze an den Sitzungstischen ꝛc. in beständigem Zwist lagen, mißtraute er doch dem Kaiser, und um von diesem in Ausführung seiner Plane nicht gehindert zu werden, reizte er jetzt die Türken gegen Oesterreich auf, wie er früher die Schweden gegen Brandenburg aufgereizt hatte.

Denn noch immer war das unglückliche Ungarn von Parteien zerrissen; die Protestanten, diese kirchlichen und politischen Rebellen, klagten über Verletzung der Verfassung, über Beschränkung der Religion, über die deutschen Besatzungen, und da sie in dem Grafen Emmerich von Tökely einen entschlossenen Anführer fanden, verbreiteten sie den Aufruhr über das ganze Land, und begingen unerhörte Grausamkeiten *). Der ehrgeizige Tökely schloß selbst (1682) mit den Türken ein Bündniß und der kriegerische Großvezier, Cara Mustapha, säumte nicht ein Heer auszurüsten, das durch Zahl und Muth seinen eroberungssüchtigen Absichten entsprach. Doch auch das Glück begünstigte den Kaiser, indem er in dem polnischen Könige Johann So-

*) Ein katholischer Geistlicher in der Nähe von Preßburg wurde in kleine Stücke zerschnitten, ein anderer lebendig begraben, seinen Hausgenossen Nasen und Ohren abgehauen.

biesky einen tapferen Bundesgenossen, unter den deutschen Fürsten viele treue und dienstwillige Freunde, und an dem Herzoge Karl von Lothringen einen vortrefflichen Feldherrn für sein Heer, an Ernst Rüdiger von Stahremberg aber einen sehr entschlossenen Vertheidiger der Hauptstadt Wien fand.

Diese kriegerische Bewegungen in Osten benützte sogleich Ludwig XIV. in seiner Weise; er verhöhnte alle Remonstrationen des Congresses zu Frankfurt wegen seiner Besitznahme deutscher Reichslande, ließ alle Eingaben seiner Gesandten trotz aller Gegenreden nicht mehr in der feststehenden lateinischen, sondern in der beweglichen und oft doppelsinnigen französischen Sprache machen, und verlockte den Churfürsten von Brandenburg durch das Versprechen, ihm Schwedisch-Pommern und einen Theil von Schlesien zu verschaffen, daß dieser seine Vermittelung zur Anerkennung der genommenen Reichslande ihm versprach. Zugleich sendete er ein Heer nach Catalonien, und ließ ein anderes in die spanischen Niederlande einbrechen, wo es raubte und brannte, Kortryk und Dirmuiden, und zuletzt selbst Luxemburg einnahm.

Unter diesen Verhältnissen vermittelten Wilhelm von Oranien und der Churfürst von Brandenburg einen zwanzigjährigen Waffenstillstand zwischen Frankreich, dem Kaiser und Reich und mit Spanien. Karl Ludwig behielt, sammt Straßburg und Kehl, alles was er bis zum 1. August 1681 Deutschland entrissen hatte; von Spanien aber Luxemburg nebst seinen Eroberungen bis zum 26. August 1683, wodurch sich dessen Uebermuth von Tag zu Tag steigerte.

Gegen ihre frühere Gewohnheit waren aber die Türken schon im Januar 1683 aufgebrochen, gingen in Verbindung mit den Truppen des Töckelys 200,000 Mann stark am 12. Juni über die Eseker Brücke, hielten sich nirgends mit Belagerungen auf, und rückten gerade vor Wien. Da die polnischen und anderen Hilfstruppen noch nicht eingetroffen waren, das kaiserliche Heer nur 33,000 Mann zählte, warf der Herzog von Lothringen schnell eine Besatzung von 12,000 Mann in die Stadt, und zog mit seinen übrigen Truppen auf das linke Donauufer, um das Heer

der Polen und die übrigen Reichsvölker zu erwarten. Am 14. Juli erſchien nun der Großvezier vor Wien, eröffnete ſchon nach zwei Tagen die Laufgräben, und über und unter der Erde entflammte ſchnell der mörderiſche und gräßlichſte Kampf. Doch der Wuth der Belagerer ſetzten die Belagerten den Muth der Verzweiflung entgegen, und trotz der täglichen Verminderung der Wehrhaften, wodurch die Gefahr der Erſtürmung ſich mehrte, ſchlugen die viel Gelichteten die hartnäckigſten Stürme mit der größten Tapferkeit jederzeit ab. Da erſchien endlich der Tag der heißerſehnten Erlöſung, indem der Polenkönig und die Churfürſten Max Emmanuel von Bayern, und Johann Georg III. von Sachſen nebſt vielen andern Herzogen, Markgrafen und Fürſten, worunter auch die nachher ſo berühmten Prinzen Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen ſich befanden, mit 46,000 Mann zum Entſatz anrückten, und in Verbindung mit dem kaiſerlichen Heere den Kahlenberg bei Wien (am 11. Sept.) erreichten. Am Morgen des zwölften Septembers, an einem Sonntage, zog das chriſtliche Heer vom Gebirge herab in den Kampf, in welchem die Polen den rechten, die Kaiſerlichen den linken und die Reichstruppen unter den beiden Churfürſten das Mitteltreffen bildeten. Früh am Morgen hatte ſchon der König am Altar des St. Leopoldsberges dem Pater Aviano als Miniſtrant bei der Meſſe gedient, dann ſeinen Sohn zum Ritter geſchlagen, und die ihn umgebenden Polen zur größten Tapferkeit ermahnt, indem durch die bevorſtehende Schlacht nicht bloß Wien befreit, ſondern auch Polen erhalten, und die ganze Chriſtenheit errettet werden müſſe. Begeiſtert durch dieſe Worte rückte nun das verbündete Heer, 85,000 Mann ſtark, gegen die Türken heran. Obgleich Cara Muſtapha ſeinen Gegnern an der Zahl der Truppen noch weit überlegen war, verlor er doch beim Anblick der in vier Linien anrückenden Chriſten das Vertrauen auf ſich auf ſein Heer, und auf den Ausgang des Kampfes. Der Gedanke an ſeine Verantwortlichkeit und an die ſeidene Schnur wurde in ihm lebendig, und ſo ergriff ihn die Verzweiflung, die weibiſche Furcht und der Grimm, wodurch noch 30,000 gefangene Chriſten, meiſtens Weiber, Kinder und Greiſe in ſeinem Lager

armſelig das Leben laſſen mußten. Seiner Unentſchloſſenheit aber ſetzten die verbündeten Heerführer die größte Entſchloſſenheit entgegen; allenthalben warfen ſie ſich auf den Feind, tödteten ihm 20,000 Mann, und vertrieben ihn aus ſeinem, mit unermeßlichen Schätzen angefüllten Lager, das ſie in der ſechsten Abendſtunde als Sieger bezogen. Dieſe ſchreckliche Niederlage und noch verwirrtere Flucht büßte aber bald hernach Cara Muſtapha mit ſeinem Leben, und ſeine in dem Zeughauſe zu Wien zur Schau aufgeſtellter Kopf zeigt zum andernmal, daß Wien die heilige Vormauer der Chriſtenheit ſey, die ſchon hundert Jahre zuvor bei der erſten Belagerung der Graf Niklas Salm mit ſeinem Blute verkittet hatte. — Wie ein Retter der Chriſtenheit zog Sobiesky unter dem größten Jubel des Volkes in die befreite Stadt ein, und ſtimmte ſelbſt in der Auguſtinerkirche das Tedeum an. Bald traf auch der Kaiſer bei der Armee ein; beide Monarchen begrüßten ſich auf das freundlichſte, und der Kaiſer bezeugte ſeinen Dank in wenigen, aber ſehr verbindlichen Worten. Zum ewigen Andenken und zur jährlichen Dankſagung für dieſe große, göttliche Wohlthat ſetzte auch der Papſt Innocenz XI. ein eigenes Feſt ein. — Während nun die Chriſtenheit über dieſen großen Sieg ſich innigſt freute, brachte er aber beim Ludwig XIV. eine ſolche Verſtimmung hervor, daß er unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit drei Tage hindurch ſeine Gemächer nicht verlaſſen haben ſoll. Denn wie früher der deutſche Proteſtantismus, war jetzt der türkiſche Mohammedanismus der Alliirte des allerchriſtlichen Königs geworden, und jener ſollte durch ſeine ſiegreichen Angriffe gegen Oeſterreich, den franzöſiſchen Eroberungsplänen am Rhein zur Stütze dienen. Doch durch die Niederlagen bei Wien und bald hernach bei Barkan verlor ſich der kriegeriſche Ruhm der Türken, und mit ihm der Schrecken vor ihrem Namen immer mehr, weßhalb auch von da an das Glück den kaiſerlichen Heeren meiſtens zur Seite ſtand, und die Verhältniſſe von Ungarn gänzlich änderte. Denn durch den Sieg bei Gran (1685), und vorzüglich durch jenen bei Mohacz, den der Herzog von Lothringen und der Churfürſt von Bayern am 12. Auguſt 1687 über die Türken gewannen, unterwarf ſich

ganz Ungarn dem Kaiſer von neuem, und durch die traurigſten Erfahrungen belehrt, machte es ſogar ſeine Königswürde erblich, um die unvermeidlichen Leiden eines Wahlreiches zu beſeitigen. So wurde denn der älteſte Sohn des Kaiſers, Joſeph I. als erſter Erbkönig am 31. Oktober 1687 anerkannt, und wie einſt in Prag, auch nun in Eperies ein ſtrenges Gericht über jene gehalten, die bisher durch Verſchwörungen, Verrath und Herbeirufung der Türken ſo vieles Unheil über Ungarn gebracht hatten. Nach der Eroberung von Belgrad aber, durch die der Churfürſt Max Emmanuel von Bayern ganz Servien unterwarf (6. Sept. 1688), nach dem Siege bei Salankemen, den der Prinz von Baden am 19. Auguſt 1691 erfocht, und hierdurch dem Waffenglück der Türken im vorhergehenden Jahre ein Ende machte, und endlich nach dem entſcheidenden Siege bei Zentha (11. Sept. 1697), durch den der große Eugen den Türken einen 25jährigen Waffenſtillſtand zu Carlowitz abnöthigte, reihte ſich Ungarn allmählig wieder unter die chriſtlichen Reiche ein, und unter der Aegide der Habsburger ſiegte auch in dieſem ſo lang verheerten, zu einem türkiſchen Paſchalik herabgeſunkenen Lande das Kreuz wieder über den Halbmond, und die Civiliſation über die Barbarei.

Obgleich nun durch die Vermittelung des Churfürſten von Brandenburg ſchon ſeit dem Jahre 1684 zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige von Frankreich ein Waffenſtillſtand auf zwanzig Jahren beſtand, ſo reizte doch das Waffenglück des Kaiſers den König Ludwig an, durch eine Diverſion den Türken zu helfen, wie jene ihm in ſeinen Raubkriegen behilflich waren, und die Vorwände zur Eröffnung der Feindſeligkeiten waren bald gefunden. Denn da durch den Tod des reformirten Churfürſten Karl, Enkel Friedrichs V., die Simmeriſche Linie erloſchen, und der katholiſche Philipp Wilhelm von der Neuburger Linie zur Regierung der Pfalz gelangt war (1685), auf deren größeren Theil Ludwig XIV. im Namen ſeiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans, erbſchaftliche Anſprüche machte; da ferner ſein Günſtling Egon von Fürſtenberg trotz der ihm ausgewirkten 13 Stimmen doch nicht das Erzſtift Köln erlangt hatte, indem der

Papſt den mit 9 Stimmen gewählten bayeriſchen Prinzen Joſeph Clemens zum Erzbiſchof erklärte, der nun mit Gewalt vertrieben werden ſollte; da auch der Churfürſt von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, am 29. April 1688 mit Tod abging, und die Nachricht von dem Falle Belgrads in Paris einlief, brach Ludwig XIV. ſogleich den zwanzigjährigen Waffenſtillſtand, und erklärte als „Wächter der deutſchen Verfaſſung“ am 24. September 1688 auf eine höhnende Weiſe dem Kaiſer den Krieg. Dieſer hingegen erklärte den König nicht bloß als den Feind des Reichs, ſondern der ganzen Chriſtenheit, geſtattete keinem Reichsfürſten die Neutralität, und machte den neuen König von England und Statthalter von Holland Wilhelm III., ſowie Spanien und Savoyen zu ſeinen Alliirten, wodurch dieſer Krieg einen ſehr ernſten Charakter erhielt, und den Beweis lieferte, daß der Herr der Welt gerade mit der Ruthe die Deutſchen geißelte, die ſie durch ihre kirchliche und politiſche Revolution ſich ſelbſt bereitet hatten. Denn ſchon im Herbſt 1688 fielen 100,000 Franzoſen in Schwaben und Franken ein, und bezogen dann in der Pfalz die Winterquartiere. Als aber am 14. Februar 1689 der Reichskrieg und Ludwig XIV. für einen Reichsfeind erklärt wurde, erging von Paris aus der barbariſche Befehl, alle Städte und Dörfer in der Pfalz und in dem Badiſchen niederzubrennen. Dieſe von dem allerchriſtlichſten Könige befohlenen Mordbrennereien vollzogen mit äußerſter Härte die Generale Crequi, Melac, Theſee, Montclas und Duras; hunderte von Dörfern wurden mitten im Winter angezündet, und die Bewohner halb nackt fortgejagt, von denen viele vor Hunger und Kälte ſtarben. Eben ſo wurden 40 Städte ganz oder zum Theil in Aſche gelegt: die Reichsſtädte Worms und Speyer, die ſich auf Accord ergeben, große Summen bezahlt, und ihre Feſtungswerke auf Befehl der Franzoſen abgetragen hatten, erlagen einem gleichen Schickſale, nachdem ihnen am Anfange des Mai die bevorſtehende Zerſtörung mit dem perfiden Zuſatze bekannt gemacht wurde: „Wer auswandern wolle, werde in Frankreich Aufnahme finden, die Habe aber, die er nicht mitnehmen könne, ſolle er in die Domkirche, deren Schonung verheißen wurde, in Sicherheit bringen.“ Als dieſes

geſchehen war, wurden die ſämmtlichen Einwohner aus den beiden Städten fortgejagt, die vorgeblichen Sicherheitsſtätten ausgeraubt, und ſie gleich den anderen Gebäuden in Brand geſteckt. In Speier wurden nicht nur die Acten des Reichskammergerichts hinweggeführt, ſondern auch die Gebeine der alten Kaiſer, wie in Heidelberg die Leichen der Churfürſten, aus ihren Särgen geriſſen, wofür nach 104 Jahren die große und gerechte Vergelterin die verdiente Rache an den Thätern ſelbſt zu St. Denis vollzog. Es war ein Gräuel der Verwüſtung, worüber ſelbſt die ehrenhaften franzöſiſchen Offiziere, an denen Frankreich nie Mangel hat, erſtaunten; als nun dieſe den General Crequi um den Grund eines ſolchen abſcheulichen Verfahrens befragten, erhielten ſie zur Antwort: dieſes ſey der Wille des Königs, und zugleich ein Verzeichniß von 1200 Städten und Dörfern zur Einſicht, die noch alle verbrannt werden ſollten. So hart beſtrafte der Herr der Welt durch materielle Flammen jenes revolutionäre Feuer, durch welches die Deutſchen ihr kirchliches und politiſches Band gelöſt hatten, und wie in dem 30jährigen Kriege durch die lutheriſchen Schweden, ließ er nun in dem gegenwärtigen durch die katholiſchen Franzoſen die verworfenſten — Mordbrennereien zu, und zeigte durch dieſe, wie hundert Jahre ſpäter durch die republicaniſchen Auslecrungscommiſſionen, was der franzöſiſche Despotismus oder Republicanismus bringt, wenn der eine oder der andere an dem Rhein erſcheint.

Nach einem vieljährigen, ſehr erſchöpfenden Kampfe zu Waſſer und zu Land ſehnten ſich wieder alle Theile nach dem Frieden, und die franzöſiſche Staatskunſt ſtrebte wie immer dahin, durch Trennung der Verbündeten bei den Unterhandlungen das Uebergewicht zu behaupten. So ſchloß nun Frankreich zuerſt mit dem Herzoge von Savoyen den Frieden von Turin (29. Aug. 1696), und gab ihm alle ſeine Länder, ſelbſt Pignerol, jedoch geſchleift zurück. — Sodann trat unter der Vermittelung Schwedens ein Friedenscongreß zu Ryswyk, einem Schloſſe bei Haag, zuſammen, wo abermals die Franzoſen neue Trennungen hervorriefen, und am 20. Sept. 1697 den Frieden mit England, Niederland und Spanien abſchloſſen. Frankreich erkannte Wil-

helm III. als König von England an, und die wechſelſeitigen Eroberungen wurden herausgegeben; auch Spanien erhielt alle Eroberungen und Reunionen in Flandern, Hennegau und Luxemburg bis auf wenige Grenzplätze zurück. — Eben ſo erfolgten am 30. Okt. 1697 der Frieden mit dem Kaiſer und Reiche, worin Ludwig XIV. die Rückgabe der Orte Kehl, Philippsburg, Freiburg und Breiſach, nebſt allen reunirten Diſtrikten, die außerhalb des Elſaßes ſich befanden, unter der Bedingung zuſagte, daß der von den Franzoſen in allen jenen Orten wieder eingeführte katholiſche Gottesdienſt fernerhin fortbeſtehen ſollte, eine Clauſel, die anfänglich als belanglos angenommen wurde, ſpäterhin aber ihren Einfluß auf den Religionszuſtand, und auf den ganzen oder getheilten Beſitz der Kirchen und Pfarreinkünfte von 1922 Ortſchaften zeigte, und unendliche Reclamationen während eines halben Jahrhunderts am Reichstag veranlaßte. — Auch Joſeph Leopold, Sohn Karl V. von Lothringen erhielt ſein väterliches Land völlig zurück, und die pfälziſche Erbſchaftsſache wurde der Entſcheidung des Papſtes überlaſſen.

Um aber die Dienſte zu belohnen, welche der Herzog von Braunſchweig-Lüneburg in dem Türkenkriege geleiſtet hatte, errichtete der Kaiſer die neunte Churwürde, und ſetzte dem Herzoge als Churfürſt von Hannover den Churhut auf (1692). Da jedoch die älteren Churfürſten damit nicht einverſtanden waren, verzögerte ſich ſeine völlige Anerkennung bis zum Jahre 1708. So ſtrebten nun alle durch die Sekulariſirung der vielen Bisthümer mächtig gewordenen Fürſten auch an Rang ſich höher zu ſtellen, wie denn der wieder katholiſch gewordene Friedrich Auguſt, Churfürſt von Sachſen, von den Polen zum König gewählt wurde, wobei er ſelbſt das Directorium des proteſtantiſchen Corpus Evangelicorum, wie früher, beibehielt, und gewiſſenhaft die Rechte ſeiner ehemaligen Glaubensgenoſſen wahrte. — Indem nun auch Friedrich Wilhelm, der große Churfürſt von Brandenburg, der durch ſeine Staatsklugheit ſeine Länder ſehr vermehrt, ſeine Fürſtengewalt darin ſehr erweitert, und das Gedeihen ſeines Staates durch Ackerbau, Gewerbe und Fabriken eifrig befördert hatte, mit Tod abgegangen war, hegte auch ſein Sohn Fried-

rich III. ein prachtliebender, seinem Vater an Geist nicht gleichkommender Fürst den Wunsch, ein König zu seyn, und versprach demnach dem Kaiser zur Erreichung seines Ziels, 10,000 Mann Hilfstruppen in dem damaligen Kriege, seine stete Stimme für das Haus Oesterreich bei der Kaiserwahl und treue Freundschaft durch einen Vertrag vom 16. Nov. 1700. Hierauf erfolgte seine Krönung im Januar 1701, und er wurde von Oesterreich, Schweden, England, Holland, Polen, Dänemark und Rußland sogleich, von Frankreich, Spanien und dem Papste aber erst nach zwölf Jahren in dem Utrechter Frieden als Friedrich I. König von Preußen anerkannt.

Die Ruhe, die durch den Ryswyker Frieden und den Karlowitzer Waffenstillstand eingetreten war, dauerte jedoch nicht lange, indem der Tod des alten kinderlosen Karl II. bevorstand, wodurch die Erbfolge in der spanischen Monarchie, auf welche der Kaiser, der König von Frankreich und der Churfürst von Bayern die nächsten Ansprüche hatten, in Frage kam. Denn Leopold I., dieses Haupt der zweiten Habsburger Linie, war der Sohn der zweiten Tochter Philipps III., und Gemahl der zweiten Tochter Philipps IV.; in gleicher Weise war Ludwig XIV. durch seine Mutter und seine Gemahlin, die älteren Töchter Philipps III. und Philipps IV., mit dem spanischen Hause verwandt, die jedoch allen Erbrechten feierlichst entsagt hatten, was von den, mit österreichischen Prinzen vermählten Infantinnen nicht geschehen war. Eben so war die Mutter des bayerischen Churprinzen eine Tochter Leopolds I., und folglich eine Enkelin Philipps IV. — Den Seemächten mißfiel aber die Vereinigung zweier großen Monarchien unter einem Haupte, und deßhalb schlugen der Kaiser und der französische König ihre zweitgeborne Söhne, und zwar der erstere den Erzherzog Karl, der letztere den Philipp von Orleans zu Erben vor. Da der Churfürst Max Emmanuel schon seit 1692 Statthalter der Niederlande war, und die Seemächte auch für das Haus Bayern, als dem minder mächtigen, bei Karl II. sich verwendeten, so wollte dieser wirklich die gesammte Monarchie dem bayerischen Churprinzen Joseph Ferdinand zuwenden. Dieses mißfiel jedoch Ludwig XIV. sehr, und um bei

dieſer Gelegenheit nicht leer auszugehen, bewirkte er einen Theilungsvertrag in dem Haag (11. Okt. 1698), wonach der Churprinz Spanien und Amerika, der Dauphin das Reich beider Sicilien, der Erzherzog Mailand erhalten, und der Churfürſt die Niederlande behalten ſollte. — Durch dieſes eigenmächtige Verfahren äußerſt beleidigt, machte nun Karl II. ein Teſtament, und beſtimmte darin den Joſeph Ferdinand zum alleinigen Erben (28. Nov. 1698). Da aber dieſes ſiebenjährige, ſo verhängnißvolle Kind ſchon am 6. Februar 1699 mit Tod abging, wodurch die Anſprüche Oeſterreichs um ſo unbeſtreitbarer wurden, verabredeten Frankreich und die Seemächte eine neue Theilung (März 1700), überwieſen Spanien und Amerika an den Erzherzog Karl, die italieniſchen Beſitzungen, mit Ausnahme der Lombardei, an den Dauphin, indem jene der Herzog von Lothringen erhalten, dafür aber dieſes an Frankreich abtreten ſollte, ein Vertrag, auf den weder Karl II., noch der Kaiſer eingingen. — Indem nun Karl II. täglich ſchwächer, und auf der ſpaniſchen Grenze franzöſiſche Truppen aufgeſtellt wurden, brachten es endlich die gewandten franzöſiſchen Unterhändler mit Hilfe des ſpaniſchen Staatsminiſters, Cardinal Portocareros, dahin, daß der König am 2. Oktober 1700 ein Teſtament machte, worin er den zweiten Sohn des Dauphin, Philipp von Anjou, zum Erben der ganzen ſpaniſchen Monarchie ernannte, und im Fall ſeiner Nichtannahme den Erzherzog Karl als den nächſten Erben beſtimmte.

Da ſchon vier Wochen hernach Karl II. ſtarb (1. Nov. 1700), ſo ſäumte Ludwig XIV. nicht, ſeinen Enkel nach Spanien zu ſenden, wo er unter dem Namen „Philipp V.“ als Herrſcher der ungetheilten ſpaniſchen Monarchie anerkannt, und ohne Schwierigkeit vom Throne Beſitz nahm. So wurde denn der Krieg zwiſchen Frankreich und Oeſterreich unvermeidlich, und jeder Theil ſuchte ſich Verbündete. Ludwig XIV. gewann den Herzog von Savoyen durch eine Vermählung ſeiner Tochter mit dem neuen König von Spanien, den Herzog von Mantua aber durch Geld, und erhielt durch Einlegung von Beſatzungen einen feſten Fuß in Italien. Mittelſt glänzenden Verheißungen verlockte er auch den Churfürſten Max Emmanuel, den Statthalter

der ſpaniſchen Niederlande und deſſen Bruder Joſeph Clemens, Churfürſten von Köln, worauf der erſtere in jenen, der letztere in ſeinen Ländern franzöſiſche Garniſonen aufnahm. Selbſt in Ungarn wurde ein neuer Aufruhr angezettelt.

Gereizt durch die Beſetzung der ſpaniſchen Niederlande, machten aber England und Holland zur Eroberung derſelben, wie auch der ſpaniſchen Colonien, mit dem Kaiſer einen Bund, dem ſelbſt nach dem Tode Wilhelms III. (1701) ſeine Nachfolgerin Anna treu blieb, und dem auch der neue König von Preußen ſammt den meiſten Fürſten Deutſchlands ſich anſchloſſen (1702).

Der Krieg begann in Italien (1701), wo der Prinz Eugen, der tapfere Ritter, über die Alpen drang, bei Carpi den Catinat, bei Chiari den Villeroy beſiegte, und den letzteren ſogar zu Cremona zum Gefangenen machte. — Als er nun eine andere Beſtimmung erhielt, wurde ſein Nachfolger, Guido von Stahrenberg, durch den Herzog von Vendome zurückgedrängt. — In Deutſchland eröffnete der römiſche König Joſeph, dem der Markgraf Ludwig von Baden zur Seite ſtand, den Krieg mit der Eroberung von Landau (10. Sept. 1702); dagegen hatte der Churfürſt Max Emanuel ohne Kriegserklärung ſich der Stadt Ulm durch einen Handſtreich bemächtigt (8. Sept.), und erklärte nach ſeiner Vereinigung mit dem Marſchall Villars dem Kaiſer, ſeinem Schwiegervater, den Krieg (Juni 1703). Da nun das franzöſiſche Heer Bayern deckte, drang der Churfürſt mit ſeinen Truppen ſchnell in Tyrol ein, eroberte Innsbruck, und zog ſchon den Brenner hinan, als die treuen Tyroler ihn dort ſo derb zurückwieſen, daß ſein eigenes Leben in Gefahr kam. Als in dieſer Zeit nun auch die ungariſchen Rebellen bis an die Thore Wiens ſtreiften, die Franzoſen und Bayern durch ihre Siege bei Höchſtädt und Speierbach die Feſten Landau und Altbreiſach einnahmen, verließ der Herzog von Marlborough die Niederlande, wo er an der Spitze der Engländer und Holländer bisher bedeutende Eroberungen gemacht hatte, vereinigte ſich mit dem Prinzen von Baden an der Donau, und bahnte durch den blutigen Sieg am Schellenberg bei Donauwörth (2. Juli 1704) ſich den Weg nach Bayern. Zwar kam der Marſchall Tallard

dem Churfürſten nun zu Hilfe; doch auch Prinz Eugen ſtieß zu den Verbündeten unter Marlborough, worauf die entſcheidende Schlacht bei Höchſtädt oder Blindheim erfolgte (13 Aug. 1704), in welcher der Marſchall Tallard mit 16,000 Franzoſen gefangen, 20,000 getödtet, und der Churfürſt gezwungen wurde, Bayern zu verlaſſen, und mit den flüchtigen Franzoſen über den Rhein zu gehen. Er nahm ſeinen Wohnſitz in Brüſſel mit der Ausſicht, im Falle er ſein Churfürſtenthum verlöre, zur Entſchädigung die Niederlande mit dem Königstitel von Burgund zu erhalten. Da er beim Scheiden ſeiner Gemahlin Thereſia die Landesverwaltung übertragen hatte, ließ ſich dieſe durch fremden Rath und eigene Schwäche beſtimmen, am 22. November 1704 zu Ilbersheim mit dem römiſchen Könige einen Vertrag zu ſchließen, durch welchen ſie mit einem kleinen Vorbehalt das ganze Land dem Kaiſer einräumte.

Bald hernach ſtarb der Kaiſer Leopold I. (5. Mai 1705) im 65ſten Jahre ſeines Alters und im 48ſten Jahre ſeiner Regierung. Er war ein treuer Gatte, zärtlicher Vater, ein ſehr gerechter, dabei milder und gütiger Fürſt, deſſen Güte zwar ſehr oft mißbraucht wurde, der aber jede ihm darüber gemachte Vorſtellung mit den Worten zurückwies: Andere Fürſten verſchenken ihr Geld an ihre Kebsweiber; man gönne mir die Armen. — Obgleich er in ſeiner ſehr ereignißvollen Regierung nicht wie Ludwig XIV. den Schein glänzender Herrſchergaben an Tag legte, ſo hat ſich doch ſeine von ihm gewählte und beharrlich verfolgte Politik auch im Laufe der Zeiten bewährt, und ſeine Einſicht in deren Beſtimmung, ſeine ſtandhafte Ausdauer in gefaßten Entſchlüſſen und ſeine Unverzagtheit in jeglichem Mißgeſchick verdient die größte Anerkennung. Eben ſo hielt ihn ſeine eigene Frömmigkeit nicht ab, durch Stiftung einer neuen proteſtantiſchen Churwürde, durch Anerkennung eines neuen proteſtantiſchen Königreichs, und durch enge Verbindungen mit proteſtantiſchen Mächten das Intereſſe ſeiner Monarchie jenem der katholiſchen Kirche voranzuſtellen, wie er denn auch ohne Rückſicht auf das Mißfallen des Papſtes der proteſtantiſchen Univerſität zu Halle den kaiſerlichen Freibrief ertheilte (1643) und im eigenen Lande die Be-

fugniſſe des Clerus eher beſchränkte als erweiterte. — Pracht und Ueppigkeit waren ihm durchaus fremd; ſeine Zimmer glichen Mönchszellen, in denen er nach der ſpaniſchen Hofetikette ſehr zurückgezogen lebte, und außer der Theilnahme an den Geheimrathsſitzungen wöchentlich dreimal mehrere Stunden hindurch Jedermann, der etwas anzubringen hatte, Gehör gab. Seine Erholung fand er in der Muſik und an der Drechſelbank. Selbſt reich an gelehrten Kenntniſſen, wußte er die wiſſenſchaftliche Größe eines Leibnitz zu würdigen, war überdieß der lateiniſchen, ſpaniſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Sprache vollkommen mächtig, und machte die letztere zur Hofſprache.

Leopold I. war dreimal vermählt, zuerſt mit einer Spanierin, dann mit einer Tyrolerin, und zuletzt mit einer Pfälzerin, die ſelbſt auf dem Throne ihren Blick ſtets auf das Ewige wandte, und ein Leben im Geiſte und in der Weiſe einer barmherzigen Schweſter führte. Jene Heldenkraft aber, die ihm die Gottheit verſagt hatte, erſetzte ſie ihm reichlich durch Männer, wie der Herzog von Lothringen, der Prinz Eugen u. A., die ſie ihm auf ihren Wegen zuführte, und durch die Oeſterreichs Größe nach Außen gewahrt wurde, wie er ſelbſt deſſen Heil im Innern wahrte.

Joſeph I.

Glückliche Fortſetzung des ſpaniſchen Erbfolgekrieges. — Frankreichs verzweiflungsvolle Lage. — Joſephs I. ſchneller Tod.

Schon im Jahre 1690 hatte Joſeph I. die römiſche Königskrone empfangen, und beſtieg nun, 27 Jahre alt, auch den Kaiſerthron (1705). Er war ein Fürſt von hohem Geiſte, in Wiſſenſchaften und Sprachen wohl unterrichtet, und trotz ſeiner feſten Anhänglichkeit an die katholiſche Kirche doch auch ſehr tolerant, indem er nach den Anſichten des Prinzen Eugen, und nach den Erklärungen der damaligen ſo berühmten Päpſte Innocenz XI. *) und XII. jede Religionsverfolgung mißbilligte, und

*) Das harte Verfahren Ludwigs XIV. gegen die Hugenotten mißbilligte Innocenz XI. äußerſt, indem er zugleich erklärte: „Chriſtus habe ſich zur Bekehrung der Welt ganz anderer Mittel bedient, als bewaffnete Apoſtel auszuſenden.“

die Anhänger anderer Religionen ſchon darum dulden zu müſſen glaubte, weil Gott in ſeiner Weisheit ſie ſelber dulde, und nach ſeinen geheimen Abſichten ſich ihrer bediene.

Die Ermahnungen ſeines ſterbenden Vaters, ſein eigener Unwille über die Gewaltthätigkeiten Ludwigs XIV., ſowie ſein Geſchmack an den Kriegswiſſenſchaften und ritterlichen Uebungen, beſtimmten ihn bei dem Antritt ſeiner Regierung um ſo mehr zur kräftigſten Fortſetzung des ſpaniſchen Erbfolgekriegs, indem ſein Bruder Karl ſchon ſeit 1704 in Spanien ſich befand, und in Aragonien, Catalonien und Valencia als König anerkannt war.

Während nun der Prinz Eugen nach Italien, Marlborough aber wieder nach den Niederlanden zog, brach in Bayern ein heftiger Aufruhr aus (Okt. 1705), der nur mit vieler Mühe und großem Blutvergießem geſtillt werden konnte, und für den Churfürſten und ſeinen Bruder die üble Folge hatte, daß beide bald hernach in die Acht, Bayern ſelbſt aber als ein verfallenes Reichslehen erklärt wurde. Denn ganz im Geiſte der Widerſprüche jener Zeit brachte der Reichstag, deſſen Glieder beſtändig über die ryswicker Klauſel und über das pfälziſche Simultaneum mit einander haderten, und in endloſem Gezänk über Sitzplätze und Dorfkirchen ſich in einander verbiſſen, die Achterklärung und Thronentſetzung eines der erſten deutſchen Fürſtenhäuſer in unglaublich kurzer Zeit zu Ende, worauf ſchon im Mai 1706 die Reichsacht zu München und Regensburg, zu Köln und Lüttich durch die Reichsherolde verkündet wurde. Die Eile aber, mit welcher die Churfürſten ihre beiden Amtsgenoſſen ausſtießen, begründete ſich hauptſächlich darin, daß der kirchliche Parteigeiſt dabei unberührt blieb, indem der katholiſche Reichstheil keinen Grund hatte, ſich ſeiner Mitglieder gegen einen katholiſchen Kaiſer anzunehmen, der proteſtantiſche Theil aber die Verminderung der katholiſchen Reichsglieder gerne ſah. Während nun der Wille des Kaiſers für Sachſen und Brandenburg Geſetz war, und der Beſitz ihrer Königskronen ſie vor einem ähnlichen Gebrauch der kaiſerlichen Gewalt ſicherte, betrieb aber Johann Wilhelm, Churfürſt von der Pfalz, die Achterklärung deſto eifriger, um die verlorne Oberpfalz und das Erztruchſeßamt wieder

zu erhalten, und drohte sogar, seine Truppen vom Reichsheer zurückzuziehen, wenn man ihm nicht willfahre. So begann denn mit der Achterklärung auch gleich die Zerstückelung des Bayerlandes, wobei dem Verlangen des Churfürsten Johann Wilhelm entsprochen, viele Fürsten, Grafen und Reichsstädte und selbst der Herzog Marlborough mit ansehnlichen Landesparcellen bedacht wurden, wie denn auch Oesterreich sich eines schönen Länderzuwachses hätte erfreuen können, wenn anders die gewaltsame oder friedliche Vereinigung Bayerns mit Oesterreich je in den Absichten des Weltregierers gelegen wäre.

Während dieser Vorgänge in Deutschland führte Eugen den Krieg in Italien ruhmvoll fort, und zog selbst den Herzog von Savoyen, den bisherigen Alliirten Frankreichs, auf die Seite des Kaisers. Als nun die Franzosen Turin belagerten, welches der Graf Daun heldenmüthig vertheidigte, eilte Eugen mittelst eines kühnen Zuges ihm zu Hilfe, und erfocht am 7. Sept. 1706 bei jener Stadt einen so entscheidenden Sieg, daß die Franzosen nicht nur die Lombardei, sondern bald hernach auch Neapel, und somit ganz Italien räumen mußten (Juli 1707).

Auch in den Niederlanden erkämpfte Marlborough am 23. Mai 1706 einen entscheidenden Sieg bei Ramillies, und vertrieb die Franzosen unter Vendome aus Brabant und Flandern, wo sogleich Karl III. als der Landesherr anerkannt wurde. Hierdurch sah sich Villars, der die französische Rheinarmee befehligte, genöthigt, so viele Truppen nach den Niederlanden zu senden, daß er seinen Plan, die Reichsarmee unter dem Prinzen Ludwig von Baden auf dem rechten Rheinufer anzugreifen, aufgeben mußte, obgleich dessen Ausführung keinen erheblichen Schwierigkeiten unterlag.

Denn da der Kaiser seine Truppen gegen die ungarischen Rebellen und in Italien nöthig hatte, so konnte der kriegserfahrne Prinz von Baden bei der schlechten Beschaffenheit seiner Streitmacht, und bei der Dürftigkeit seiner Kriegsmittel nur mit größter Mühe das Feld halten. — Als aber noch gar am Reichstag, wo der Kleinigkeitsgeist des kirchlichen Parteiwesens, wie in einem Treibhause, freudig fortblühte, und selbst in die Finanz- und

Militär-Verhältniſſe ſich einmiſchte, der Antrag gemacht wurde, dem Reichsfeldmarſchall Prinzen von Baden, weil derſelbe katholiſch, einen evangeliſchen Amtsgenoſſen in der Perſon des Markgrafen von Baireuth an die Seite zu ſetzen, und den Oberbefehl unter beiden alterniren zu laſſen, wogegen der Kaiſer die gegründetſten Einwendungen vorbrachte, ſo machte die Gottheit dieſem Streite ein Ende, indem ſie am 4. Januar 1707 den Prinzen aus dieſem Leben abrief, und zum Verderben des Reichs den Feldherrnſtab dem proteſtantiſchen Markgrafen überließ. Da ſetzte denn am 22. Mai 1707 Villars unvermuthet über den Rhein, verjagte den Markgrafen aus den Linien von Stollhofen, die Ludwig von Baden ſechs Jahre lang behauptet hatte, und trieb ihn bis Ellwangen zurück. Während nun der Reichstag zu Regensburg zur Errichtung einer Reichsoperationskaſſe von 300,000 Gulden einen Entwurf nach dem andern berieth, und über ſteten Reclamationen, Moderationen, Reviſionen und Superreviſionen zu keinem Schluſſe gelangte, machte das zuſammengeraffte, aus Neulingen beſtehende franzöſiſche Heer innerhalb ſechs Wochen in Schwaben und dem Rheinkreiſe ungeheuere Beute, und Villars ſelbſt trieb in dieſer Zeit an Brandſchatzungen neun Millionen Gulden ein. — Als nun auf den Rath des Königs von Preußen der Markgraf bald hernach ſein unglückliches Commando niederlegte, und dieſes auf Erſuchen des Kaiſers der Churfürſt Georg Ludwig von Hannover übernahm, konnte auch dieſer keine Lorbeeren ſich erwerben, und mußte erkennen, daß ein religiös und politiſch zerriſſenes Volk alle Spannkraft verloren habe, und jedem äußeren Feinde zu einer leichten Beute diene, weßhalb auch nur durch anderwärtige Niederlagen Frankreich verhindert werden konnte, die Schmach des Jahres 1707 von Jahr zu Jahr an den aller Nationalkraft beraubten Deutſchen zu wiederholen.

Während in dieſer Weiſe der Herr der Welt die Deutſchen in dem Südweſten abermals durch die Franzoſen züchtigte, verhängte er aber auch über die Deutſchen in dem Nordoſten eine ähnliche Züchtigung durch die Schweden. — Karl XII., der dritte aus dem zweibrücker Stamme, hatte kaum den ſchwediſchen

Thron beſtiegen, als er durch die gegen ihn gemachte Verbindung der Dänen, Ruſſen und Sachſen Gelegenheit erhielt, ſeine Kriegsluſt zu befriedigen. Er ſchlug zuerſt die Dänen, und erzwang den Frieden von Travendal (18. Auguſt 1700); dann ſchlug er die Ruſſen bei Narva (30. Nov.), lähmte ihre Kriegsoperationen, und wandte ſich hierauf (1701) gegen die Sachſen, vertrieb ſie aus Livland und Kurland, und drang in Polen ein, wo er die Abſetzung des Königs Auguſt und die Erwählung des Piaſten Stanislav Leszczynski zum König erzwang (12. Juli 1704). Dann bekämpfte er noch zwei Jahre hindurch ſiegreich die Ruſſen und die Anhänger Auguſts in Lithauen und Volhynien, bis endlich der Racheengel ihn mit 15,000 Reitern und 20,000 Fußgängern am 16. Sept. 1706 nach Sachſen führte, wo er bei der Unmöglichkeit, ihm zu widerſtehen, ſchon am 25. September den Frieden ertrotzte, in welchem Auguſt der polniſchen Krone entſagen, und den König Stanislaus anerkennen mußte. Hatte aber das arme Sachſenland ſchon für das polniſche Königthum ſeines Churfürſten 83 Millionen Thaler, 36,000 Soldaten und 800 Kanonen zum Opfer gebracht, ſo wurde es nun von den Schweden, ſeinen lieben Glaubensgenoſſen, ganz methodiſch ausgeſogen, und die bloße Einlagerung derſelben koſtete dem Lande 33 Millionen Thaler. Erſt nach einem Jahre brach Karl XII. wohlgerüſtet mit ſeiner Beute von 30 Millionen Thaler aus Sachſen auf, und zog gegen die Ruſſen an den Dnieper hin, wo die Schlacht von Pultava (1709) ſeiner Eroberungsſucht eine Grenze ſetzte, und Auguſt ſich wieder des polniſchen Throns bemächtigte. So bildeten die Franzoſen und Schweden abermals die Zuchtruthe, die für das religiös- und politiſch zerriſſene Deutſchland noch unheilvoller hätte werden können, wenn Joſeph I. nicht durch Mäßigung, kluge Nachgiebigkeit und durch den Abſchluß und treue Befolgung des altranſtädter Vertrages die nähere Verbindung zwiſchen jenen Reichsfeinden abgehalten hätte *).

*) Ueber die damaligen außerordentlichen Erſcheinungen in dem Gebiete der Politik durch das erneuerte Auftreten der Schweden,

Während also Joseph I. den Kampf gegen Frankreich mit Kraft fortsetzte, und den tollen Schwedenkönig Karl XII. begütigte, traten auch zwischen ihm und dem Papste Clemens XI. große Zwistigkeiten ein, indem dieser, ein Anhänger Frankreichs, schon den Herzog von Anjou als König von Spanien anerkannt hatte, während er dem Erzherzoge Karl, der wirklich in Madrid sich befand, seine Anerkennung versagte. Nach vielen wechselseitigen Reibungen, und nach völliger Vertreibung der Franzosen aus Italien, blieb aber dem Papste zuletzt nichts übrig, als auch den Erzherzog in gehöriger Form als Karl III., König von Spanien, anzuerkennen, wodurch das gute Verhältniß zwischen ihm und dem Kaiser sich schnell wieder herstellte, und

---

sowie in jenem der Religion, durch die unter den Kindern in Schlesien entstandene Quäkerei, der Bet- und Singmanie im Freien, sprach sich der protestantische Hauptpastor zu Breslau, Kaspar Neumann in einer Predigt (1708) sehr treffend im Geiste seiner Zeit aus. „Der Verlauf aller Dinge, die auf Erden geschehen, ist wie eine Schnur an einander gefädelter Perlen, oder wie eine Kette von vielen Gliedern. Alle diese Glieder und Gelenke sind an sich selbst menschlich, und hängen auf menschliche Weise an einander; aber Gottes wunderbare Vorsehung und Regierung ist der güldne Faden, der durch diese ganze Schnur hindurch läuft, und alle Theile zusammenheftet nach seinem Willen. Der Teufel will manchmal diese Schnur zerreißen; er kann aber doch nicht mehr thun, als ihm Gott erlaubt. So bleibt es nun dabei, Gott regiert Alles in seiner Allmacht, und in dem Reich seiner Gnaden, Alles zu seiner Ehren, Alles zu unserem Besten. Und das nicht nur in gemeinen Dingen, die alle Tage geschehen, sondern auch zuweilen in ganz außerordentlichen, fremden und verwunderungswürdigen Sachen. Die Menschen läßt er dabei das Ihre auch thun, einen Jeglichen nach seiner Art, die Guten Gutes, die Bösen Böses, die Kinder kindisch, die Alten anders, alle zusammen menschlich. Der Teufel aber ist tertius interveniens, der Dritte, der sich einmengt, und so viel an ihm ist, das Gute, das Gott haben will, verderbet, das Böse aber, wozu die Menschen von sich selber geneigt sind, befördert." — Im Grunde meint A. Menzel mit Recht, hat die heutige Weltweisheit die Sache nicht weiter gebracht, und nur den Teufel abgesetzt, dessen Stelle aber unerledigt gelassen.

der päpſtliche Stuhl abermals die Erfahrung machte, daß ſeine feſteſte Stütze nicht in Paris, ſondern in Wien ſich befinde, eine Erfahrung, die am Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts die höchſte Gewißheit erlangte.

Da in dieſer Zeit für den König Karl III. in Spanien eine würdige Gemahlin geſucht wurde, und nach dem Sturze Bayerns in den übrigen katholiſchen Häuſern keine geeignete Prinzeſſin ſich vorfand, ſo fiel die Wahl auf die proteſtantiſche Fürſtentochter, Eliſabeth Chriſtine von Braunſchweig Wolfenbüttel, eine Enkelin des regierenden Herzogs Anton Ulrich, der durch ſeinen Verkehr mit Leibnitz ſchon längſt über das Weſen und die Formen der katholiſchen Kirche zu richtigeren und toleranten Anſichten gelangt war. Obgleich nun die Eltern der Prinzeſſin feſt dem Lutherthume anhingen, und den Religionswechſel nicht zugeben wollten, betrieb aber der Herzog Ulrich, als Landesherr und Haupt des Hauſes, dieſe Sache um ſo ernſtlicher, erklärte alle aus dieſer Religionsveränderung zu beſorgende Sünde und Verantwortung vor Gott auf ſein eigenes Gewiſſen nehmen zu wollen, und wurde von ſeiner Tochter Henriette Chriſtiane, Aebtiſſin des evangeliſchen Stiftes Gandersheim, hierin eifrigſt unterſtützt, indem dieſe ſogleich ihre Nichte zu ſich nahm, und ſie unter ihren Augen in der katholiſchen Lehre unterrichten ließ. Natürlich regte dieſe Einleitung zum Rücktritt einer proteſtantiſchen Fürſtentochter alle lutheriſchen Zeloten mächtig auf, und die Hofprediger Niekampf und Knopf in Wolfenbüttel hatten die Frechheit, ihrem Fürſten und oberſten Biſchofe die Verſagung der Abſolution und des Abendmahls anzudrohen. Doch der Herzog benahm ſich mit vieler Ruhe, ſetzte ihrem fanatiſchen Geſchrei das Gutachten der Helmſtädter Schule, des Abtes Johann Fabricius, und des Philoſophen Thomaſius entgegen, und wählte ſich bloß einen toleranteren Beichtvater, worauf jene zur Zufriedenheit des Herzogs auswärtige Stellen nachſuchten, und erhielten. Zu welcher Höhe aber in jener Zeit der lutheriſche Fanatismus ſich geſteigert hatte, bewies der Superintendent Nitſch zu Braunſchweig. Denn als am 1. Mai 1707 die Prinzeſſin ihr katholiſches Glaubensbekenntniß in die Hände des Erzbiſchofs von Mainz abgelegt

hatte, und ein Jahr hernach zu Wien dem Kaiser für dessen Bruder angetraut wurde; ihre jüngere Schwester aber sogar den Czaarwitsch Alexius, Sohn Peters I. von Rußland, zum Gemahl erhielt, da donnerte jener Zelote von der Kanzel herab: „Die eine unserer Prinzessinnen hat man dem Papstthume, die andere dem Heidenthume übergeben, und ich glaube, wenn morgen der Teufel die dritte verlangte, man würde sie ihm gewiß nicht abschlagen.“ — Wie aber die Erfahrung so vielfach zeigt, daß der Mensch, der Andere lehrt, hierdurch selbst wieder lernt, indem er, um die mancherlei Zweifel des Lernenden zu beseitigen, und ihn von der Wahrheit zu überzeugen, auch auf vielerlei und schlagende Beweise denken muß, wodurch er seine eigene Ueberzeugungen immer mehr erweitert und sie befestigt, so hatte auch der Religionswechsel seiner Enkelinnen, den der Herzog Ulrich mit so großem Eifer betrieb, so mächtig auf ihn eingewirkt, daß er selbst zur katholischen Kirche zurücktrat, und in einer eigenen Schrift die fünfzig Gründe veröffentlichte, die ihn dazu bestimmt hatten. Nach seinem Rücktritt befolgte er sogleich das Beispiel des katholisch gewordenen Churfürsten Friedrich August von Sachsen, sicherte dem Lutherthume seine bisherige Stellung im Lande, baute bloß eine neue katholische Kirche zu Braunschweig, und gewährte im katholischen Geiste auch den Reformirten volle bürgerliche und kirchliche Freiheit, wodurch der feindselige Haß des starren Lutherthums zum Theil von den Katholiken ab- und auf jene hingewendet wurde. — Gleichen aber die Rücktritte solcher hochgestellten geistreichen Personen dem Einsetzen junger, kräftiger und edler Pfropfreißer in den alten Stamm der Kirche, die nach Jahren die edelsten Früchte bringen, wie Stollberg und Haller in früheren, Hurter und Haas in den neuesten Tagen u. v. a. uns zeigten, so hat auch die Enkelin Ulrichs, diese Gemahlin des Königs von Spanien, und nachmaligen Kaisers Karl VI. als Mutter der Maria Theresia der Kirche eine große Stütze gegeben, und hierdurch sich verewigt.

In jener Zeit war das durch die Herrsch- und Ländersucht seines Königs so unglückliche Frankreich in seinen innern Hilfsquellen völlig erschöpft, und sein militärischer Eifer durch den

Verluſt ſo vieler Schlachten und wichtigen Feſten gänzlich erkaltet, ein Zuſtand, den eben jenes ſchöne Reich vor dreißig Jahren uns darſtellte. Da zeigte denn die Geſchichte den großen Unterſchied, der zwiſchen einem gebornen König und einem durch Revolution emporgekommenen Herrſcher zum Nachtheil des Volkes beſteht, indem der erſtere aus Liebe zu ſeinen Unterthanen ſeinen eigenen Hochmuth beſiegte, und zur Erlangung des Friedens und der Ruhe zu ſehr großen Opfern ſich erbot, während der letztere die größten Anerbietungen ſeiner Gegner frevelhaft zurückwies, und ſeinen und ſeines Reiches Fall gleich dem verblendetſten Spieler ſchnell herbeiführte. — Indem nun ſchon im Jahre 1706 die franzöſiſchen Heere aus der Lombardei, im Jahre 1707 auch aus Neapel vertrieben waren, und der Prinz Eugen nach der mörderiſchen Schlacht von Oudenarde (1708) ſelbſt die für unüberwindlich gehaltene und wohl vertheidigte Feſtung Lille eroberte, geſellte ſich zu jenem großen Kriegsunglück überdieß der ungeheuer harte Winter des Jahres 1709, durch den das Elend in Frankreich ſeine höchſte Stufe erreichte. Verzweifelnd alſo an dem Glücke, das ihn früher ſo ſehr begünſtigt, und er ſo ſehr mißbraucht hatte, verzichtete der König für ſeinen Enkel auf den Beſitz von Spanien, begehrte für denſelben nur noch Neapel und Sicilien, und da ihm auch dieſes verweigert wurde, erbot er ſich ſogar zur Rückgabe aller ſeit dem Jahre 1648 gemachten Eroberungen.

Als nun der König auf die ihm gemachte Anforderung, daß er die Vertreibung ſeines Enkels aus Spanien durch ein franzöſiſches Heer bewirken ſolle, nicht einging, und den Krieg fortſetzte, erlitt der franzöſiſche Marſchall Villars eine blutige Niederlage bei Malplaquet (11. Sept. 1709) und im folgenden Jahre hielt Karl III. ſeinen feierlichen Einzug in Madrid, nachdem der General Stahrenberg das Heer Philipps V. völlig beſiegt hatte.

Aus dieſer verzweifelten Lage, worin der viel Geſchlagene zu allen Opfern ſich ſchon bereit erklärt, und wegen ſeines unchriſtlichen Verhältniſſes zu den Türken und ſeines noch unchriſtlichern Verfahrens gegen die chriſtlichen Rheinbewohner vor dem, der alles Unmäßige mäßigt, in Demuth ſich gebeugt hatte, riß

ihn auch dessen mächtige Hand auf die schnellste und unerwartetste Weise, und vereitelte die übertriebenen Forderungen seiner siegesstolzen Gegner auf seinen geheimen Wegen. — Denn schon am 14. April 1711 starb in Paris der Dauphin, einziger Sohn des Königs, und drei Tage nachher auch in Wien der 33jährige Kaiser Joseph I. an den Pocken, wodurch die spanische Erbfolgefrage um so schneller eine andere Gestalt erhielt, als auch in jener Zeit Marlborough durch die Ränke der Tories und die Unbedachtsamkeiten seiner stolzen Gemahlin die Gunst der Königin Anna von England verlor, die Freunde des Friedens an das Ruder kamen, und der König Karl III. nur der einzige männliche Sprosse des ganzen Habsburger Hauses verblieb.

Diese beiden, höchst unerwarteten Ereignisse veränderten daher die Lage der Dinge sehr schnell, indem die Herstellung der Monarchie Karls V. den Seemächten nicht entsprach.

Karl VI. J. 1711—1740.

Schluß des spanischen Erbfolgekrieges. — Pragmatische Sanktion. — Kriege gegen die Türken. — Krieg gegen die Bourbons 1733—1754. Tod Karls II.

Gleich nach dem Tode Josephs I. faßten also die Kabinette von England und Holland den Beschluß, daß Karl von Oesterreich den deutschen, der französische Prinz aber den spanischen Thron erhalten, und hierdurch der Erbfolgestreit beendet werden solle. Obgleich nun der französische Hof, wie gewöhnlich, die Wahl auf einen minderjährigen Fürsten zu lenken suchte, erwählten doch auf die Empfehlung der Seemächte die Churfürsten einstimmig den Karl von Oesterreich zum Kaiser (12. Okt. 1711), der bald darauf in Deutschland eintraf und zu Frankfurt gekrönt wurde (22. Dez.). — Da schon am 12. Januar 1712 die Friedensunterhandlungen zwischen England und Frankreich zu Utrecht begannen, wurde zugleich der Oberbefehl über die englische Armee dem Herzog Marlborough abgenommen, und seinem Nachfolger Herzog von Ormond die geheime Weisung gegeben, den Franzosen auf keine Weise zu schaden, wodurch alle Operationen

des Prinzen Eugen gelähmt, und manche Vortheile dem feindlichen Heere zu Theil wurden. Am 11. April 1713 kam endlich der Frieden zwiſchen England und Frankreich zu Stande, in welchem das erſtere den Herzog Philipp von Anjou als König von Spanien und Indien, das letztere aber mit Hintanſetzung der Rechte des Hauſes Stuart die proteſtantiſche Thronfolge in Großbritannien anerkannte. Zugleich wurde beſtimmt, daß Belgien, Mailand, Neapel und Sardinien (ſpäter gegen Sicilien vertauſcht) dem Kaiſer verbleiben, und Beſtandtheile der öſterreichiſchen Monarchie machen ſollten. Zur beſſeren Vertheidigung der Niederlande wurde auch den Holländern das Beſatzungsrecht in gewiſſen belgiſchen Feſtungen eingeräumt. Viele andere Artikel ſetzten die Handelsvortheile der Engländer und Holländer feſt, wie denn die erſteren Gibraltar und Minorca für ſich behielten.

Zwar nahmen der Kaiſer und das Reich dieſen Frieden anfänglich nicht an; da jedoch die kaiſerlichen Truppen in Italien und Ungarn unumgänglich nöthig waren, die Reichsarmee aber in dem ſchlechteſten Zuſtand, und in einer wahren Auflöſung ſich befand, indem ganze Regimenter auf Befehl ihrer Fürſten das Heer heimlich verließen, überdieß auch der gehoffte Miniſterwechſel in England nicht erfolgte, erhielten die Franzoſen bedeutende Vortheile am Rhein, wodurch der Kaiſer ſich endlich bewogen fand, dem Prinzen Eugen zur Unterhandlung des Friedens die Vollmacht zu ertheilen. Dieſer eröffnete nun die Conferenzen mit dem Marſchall Villars zu Raſtatt, und nach manchen ernſtlichen Unterbrechungen derſelben von Seiten des Prinzen kam endlich der Friede zu Stand (6. März 1714), indem die Franzoſen jenen eben ſo wie der Kaiſer bedurften. In Gemäßheit dieſes Friedens behielten die Franzoſen Landau, gaben aber ihre in letzterer Zeit gemachten Eroberungen, namentlich Altbreiſach und Freiburg an den Kaiſer, Kehl an das Reich zurück, und beſtätigten in der Hauptſache die Utrechter Beſtimmungen über den Länderbeſitz Oeſterreichs, wogegen aber der Kaiſer die Wiedereinſetzung der früher geächteten Churfürſten von Bayern und Köln in alle ihre Länder und Würden zugeſtand. Da dieſer Frieden ohne Theilnahme des Reichs geſchloſſen wurde, ertheilte

der Reichstag, auf den Rath des klugen Erzkanzlers Franz Lothar von Schönborn, dem Kaiser die Vollmacht, auch für das Reich den Frieden abzuschließen. So kamen denn von Seiten des Kaisers der Prinz Eugen, und die Grafen von Görst und von Seilern, von Seiten Frankreichs der Marschall Villars und die Grafen de Luc und St. Contaft zu Baden in der Schweiz zusammen, versagten zur Beschleunigung des Geschäftes den Gesandten Spaniens, Englands und des Papstes, sowie jenen der Herzoge von Savoyen und Lothringen, der Churfürsten von Köln und Bayern den Zutritt, schlossen alle aus der Religionstrennung herrührende Forderungen und Beschwerden aus, und stellten den Reichsfrieden ganz nach den zu Rastatt abgeschlossenen Bedingungen fest, wobei von der ryßwicker Klausel gar keine Erwähnung geschah (7. Sept. 1714). — Denn schon hatte der protestantische Reichstheil jene mit der größten Hitze in Anregung gebracht; Eugen aber erblickte in dem ganzen Streithandel nur eine Lächerlichkeit, und schrieb dem Erzkanzler: „Die Herrn Fürsten scheinen auf ein halbes Jahrhundert Materialien zu unversieglichen Zänkereien gesammelt zu haben, denen Frankreich das einzige Wort: „dieß gehört nicht hieher", entgegensetzt. Es streitet wider die gesunde Vernunft, wegen der Religionsverfassung von ein paar elenden Dörfern, für die man durch verständige Veranstaltungen sorgen kann, ganze Königreiche und Provinzen den Drangsalen des Krieges aussetzen zu wollen. Die Religion soll, ihrer Bestimmung gemäß, zur Vereinigung der Menschen dienen; in Deutschland jedoch wird dieses unschätzbare Kleinod zum entgegengesetzten Zwecke mißbraucht. Aber weder der Kaiser noch Frankreich wird bei den Friedenstraktaten auf die geringsten Religionszänkereien sich einlassen." — So wurde denn die Frage wegen der ryßwicker Klausel bei den Friedensunterhandlungen der großen Staaten für immer beseitigt, und man zerrte sich mit ihr noch einige Dezennien auf dem Reichstage herum, bis endlich der protestantische Reichstheil sich an jene gewöhnte, wie auch der katholische Theil sich schon an den früheren protestantischen Raub von so vielen Bisthümern, Stiftern, Abteien und Klöster gewöhnt hatte.

Da am 12. Auguſt 1714 die Königin Anna von England geſtorben war, folgte ihr der Churfürſt Georg Ludwig von Hannover, als Enkel der Böhmenkönigin Eliſabeth, unter dem Namen Georg I., auf dem Thron nach. Er bekannte ſich ſogleich zu der dem Luther- und Calvinthume ſo feindlichen Hochkirche, und beſetzte das Miniſterium wieder mit gemäßigten Whigs, wodurch die durch den Utrechter Frieden zerriſſene Freundſchaft zwiſchen England und Oeſterreich wieder hergeſtellt wurde.

Auch der Tod Ludwigs XIV. (1. Sept. 1715) hatte eine große Veränderung in dem politiſchen Syſtem Frankreichs zur Folge, indem der Herzog Philipp von Orleans, der für den minderjährigen Ludwig XV. die Regentſchaft erhielt, ſogleich mit Philipp V. von Spanien ſich verfeindete, und durch die gemeinſte Lüderlichkeit das franzöſiſche Finanzweſen dermaſſen zerrüttete, daß mehrere Jahrzehnten hindurch der Frieden im Weſten von Deutſchland geſichert blieb.

Dagegen entbrannte wieder ein neuer Krieg im Oſten. Die Türken, die in dem 30jährigen und in dem ſpaniſchen Erbfolgekrieg, als wären ſie von einer höheren Hand gefeſſelt geweſen, den Bedrängniſſen des Kaiſers ruhig zugeſehen hatten, brachen mit einmal den Frieden von Karlowitz, und traten mit einer ungeheueren Streitmacht an der Grenzen von Ungarn auf. Gegen ſie erhielt der Prinz Eugen ſogleich den Oberbefehl des kaiſerlichen Heeres, und ſtellte ſchnell ſeinen durch das ſchlechte Benehmen der Reichsarmee etwas verdunkelten Feldherrnruhm wieder her. Denn mit ſeinen ſchlachtgewohnten Truppen, die unter ſeiner Anführung ſich unüberwindlich dünkten, erfocht er am 5. Auguſt 1716 einen großen Sieg bei Peterwardein, worin der Großvezier ſein Leben und ſein Heer verlor, und bald darauf die Einnahme des Temeswarer Banuats und eines Theils von Servien und der Wallachei folgte. Im J. 1717 belagerte Eugen das wichtige Belgrad, vernichtete am 16. Auguſt bei Niſſa das Entſatzheer, und erbeutete das Lager, worauf Belgrad (18. Aug.) ſowie die Feſten Semendria, Mehadia und Orſowa ſich ergeben mußten. Unter der Vermittelung der Seemächte wurde nun zu Paſſarowitz ein Frieden auf zwanzig Jahren geſchloſſen, durch

welchen Oesterreich das Temeswarer Bannat, die Wallachei in Westen der Aluta und Servien bis an die Morava erhielt (21. Jul. 1718).

In dem Jahre 1734 entstand ein Krieg wegen der polnischen Königswahl, indem Ludwig XV., der zur Regierung gelangt war, statt des erwählten August III., Churfürsten von Sachsen, seinen Schwiegervater Stanislaus Lescinzky auf den Thron von Polen erheben wollte. In diesem zweijährigen Kriege hatte aber Oesterreich kein Glück, und Deutschland, dieser Spielball des Auslands, wie immer nur die Schande und den Nachtheil, indem durch den Frieden August III. zwar König von Polen verblieb, der Herzog Franz Stephan von Lothringen aber gegen die Anwartschaft auf Toscana sein deutsches Land an den Stanislaus abtreten mußte, das nun nach dessen Tode an Frankreich überging. Da in diesem Kriege ein französisch-spanisches Heer unter Villars selbst Mailand besetzt hatte, und auch Neapel und Sizilien von den Spaniern erobert wurde, kamen diese Länder durch den Wiener Frieden an eine Secundogenitur des spanischen Hauses, wogegen aber Oesterreich Parma und Piacenza, und die Rückgabe des größten Theils von Mailand erhielt.

Auch in dem Türkenkriege, welchen der Kaiser, als Bundesgenosse Rußlands, führte, hatten die österreichischen Waffen kein Glück. Der große Held Eugen von Savoyen, der dem Kaiserhause 53 Jahre lang im Felde, wie im Cabinette gedient, und in Leopold einen Vater, in Joseph einen Bruder, und in Karl einen Herrn gefunden hatte, war in der Nacht des 20. Aprils 1736 in einem Alter von 72 Jahren gestorben, und die Türken fühlten bald, daß ihr fürchterlichster Feind nicht mehr an der Spitze stand. Denn durch die Unfähigkeit und die Uneinigkeit der Generäle erlitt Oesterreich während drei Jahren sehr empfindliche Verluste, und mußte in dem Belgrader Frieden (1739) seine Antheile von Servien und der Walachei sammt der Festung Belgrad an die Türken zurückgeben. — So zeigten sich überall Spuren des Verfalls, indem Karl VI. seinen Heldenstamm aus Mangel eines männlichen Erben verdorren sah, und nach dem Tode Eugens keinen genialen Mann besaß, dem er,

obgleich er ihn nicht liebte, im Feld wie im Cabinette vertrauen konnte.

Zwar besaß Karl VI. sehr gründliche Kenntnisse in den Sprachen, der Geschichte und Rechtslehre, hatte selbst Proben von persönlichem Muth und Feldherrntalent im spanischen Kriege abgelegt; doch mangelte ihm jener große Regentengeist, der tief die Vergangenheit und Gegenwart durchschauend, selbst die Zukunft sich vergegenwärtigt, und hiernach seine vorsorglichen Einrichtungen trifft. Indem er nun als Kaiser die Hofburg den Feldlagern, und die Feder dem Schwerte vorzog, überdieß auch nach seiner Ehrlichkeit jene seiner Gegner bemaß, wollte er alles mit geschriebenen Traktaten ordnen und beenden, und beging dabei den großen Fehler, daß er durch eine außerordentliche Verminderung seiner Armee und ihre durch seine Nachsicht immer schlechtere Verpflegung dem Staat seine Kraft, hierdurch aber auch seinen diplomatischen Verträgen die Festigkeit benahm. — Bei dem Mangel männlicher Erben war die Sicherung der Thronfolge und der Bestand des Reiches eine Hauptaufgabe des Kaisers. Als daher im Jahre 1716 seine Gemahlin einen Sohn, der aber nach wenigen Monaten starb, und hernach drei Töchter, die am Leben blieben, geboren hatte, war Karl stets darauf bedacht, seine Staaten vor der Zersplitterung zu sichern, und demnach eine Erbfolgeordnung (pragmatische Sanktion) zu Gunsten seiner ältesten Tochter Maria Theresia (geb. 1717) festzustellen. Da aber der Kaiser Leopold schon bei Uebertragung der spanischen Monarchie an seinen jüngeren Sohn Karl ausdrücklich bestimmt hatte, daß die Töchter Josephs den Töchtern Karls in der Erbfolge der österreichischen Monarchie immer vorangehen sollten, wobei jedoch der Fall übersehen war, daß jene Monarchie durch den Tod des älteren Bruders an den jüngeren überging, so erhielt diese Erbfolgeordnung doch einen sehr bedenklichen Charakter. Dieses schreckte aber den Kaiser nicht ab, und seinem Vorsatze getreu, ließ er bei der Vermählung der josephinischen Erzherzoginnen mit den Churprinzen von Bayern und Sachsen beide auf die Erbfolge in Oesterreich eidlich Verzicht leisten. Sodann betrieb er die Anerkennung der pragmatischen Sanktion

von Seiten aller Stände seiner Erbstaaten, und verschaffte sich gegen den Rath Eugens, der in einem Heere von 180,000 Mann und einem gefüllten Schatze das beste Mittel zur Erreichung des Zwecks erkannte, durch eine Reihe von Länderabtretungen und nachtheiligen Verträgen nach zwanzigjährigen Negociationen die unzuverläßige Beistimmung der meisten europäischen Höfe.

Auf diesem Wege gingen denn die Früchte von Eugens Siegen an der Donau meistens verloren; Neapel und Sicilien, diese größeren und schöneren Theile aus dem spanischen Erbe, sowie manche Gebiete von Mailand, fielen in andere Hände; das deutsche Lothringen erwarb sich Frankreich für Anerkennung der pragmatischen Sanktion, und Belgien blieb ein Besitzthum, dessen Vertheidigung in einem Jahre die Einnahme von zehn anderen verschlang, und in welchem selbst die zu Ostende gestiftete österreichisch-ostindische Handelscompagnie nach dem Willen von England und Holland aufgehoben werden mußte, wodurch die Unterwürfigkeit des vom Auslande gegängelten Deutschlands von neuem recht fühlbar sich darstellte. Was demnach die Römer von den Päpsten behaupten, sie seyen unter jenen, die den Namen der sechste führen, stets im Gedränge und Unglück gewesen, konnten nun auch die Oesterreicher auf Karl VI. anwenden, indem dieser, obgleich auf das Glück seines Hauses und seines Reiches stets bedacht, doch meistens sein Ziel verfehlte, weßhalb auch gleich nach seinem Tode, der am 20. Okt. 1740 erfolgte, nur die größte Entschlossenheit seiner Tochter Maria Theresia, und der kriegerische Aufschwung der Ungarn, die beabsichtete feindliche Zerstückelung des gesammten Reichs verhindern konnte.

Die politischen Zustände Deutschlands

in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Wie die Geschichte so vielfach lehrt, beginnen alle Revolutionen mit sehr verführerischen Aushängschildern, die jedoch im Verlauf derselben in fratzenhafte, den gegentheiligen Erfolg bezeichnende Zerrbilder sich verwandeln, und als eine bittere Ironie

des Schickſals erſcheinen. War demnach Jahrhunderte hindurch die religiöſe und politiſche Freiheit das Gängelband, mit dem man den thörichten deutſchen Michel verführte, ſo verſtanden aber die kirchlichen Revolutionsmänner unter Gewiſſensfreiheit nur ſolche, die ihnen allein gewährt, den Andersglaubenden aber verſagt werden ſoll; wie denn auch die freiſinnigen Fürſten in der Reichsfreiheit nur ihre eigene Unabhängigkeit vom Kaiſer und Reich erkannten, um deſto mehr ihre eigenen Unterthanen knechten zu können.

So war es denn in Deutſchland allmählig dahin gekommen, daß die Unterthanen der größeren Reichsſtaaten jede Uebung der Staatsgewalt wider Ehre und Leben geduldig ertragen, und die größte Steuernlaſt ſich gefallen laſſen mußten, indem die Fürſtenhöfe vielfach die prunkvolle Hofhaltung Ludwigs XIV. nachahmten, und in der Größe ihrer ſtehenden Heere, und Menge ihrer hochbetitelten Beamten ihren Glanz ſuchten. Ein Gewirr von Allianzen und Gegenallianzen, durch welche man die Pläne dieſes oder jenes Cabinets zu durchkreuzen oder zu befördern ſuchte, bildeten damals die Politik jener Regierungen, wobei die Nationalintereſſen, die gemeinſame Religion und die fürſtliche Verwandtſchaft ſehr ſelten in Betracht kamen, wie ſolches die öftere Verbindung der Churfürſten von Bayern und Köln mit dem Reichsfeinde hinlänglich an den Tag legte. Zugleich ſchwächten ſich die Ideen von Reichsſtandſchaft, ſowie der Gehorſam gegen das Reichsoberhaupt immer mehr, indem mehrere Glieder des Reichs auswärtige Thronen beſtiegen, und nun als ſouveräne Könige auf das zerriſſene Reich einwirkten. Abgeſehen alſo von dem Einfluſſe, den ſchon Frankreich und Schweden durch den weſtphäliſchen Frieden und durch ihre deutſchen Beſitzungen auf Deutſchland erlangt hatten, war auch der Herzog von Holſtein König von Dänemark, der Churfürſt von Sachſen König von Polen, der Churfürſt von Hannover König von England geworden, und da der Churfürſt von Brandenburg ſein Herzogthum Preußen zu einem Königreich erhob, und alle ſeine Beſitzungen königl. preußiſche Länder nannte, erloſch auch dort das Andenken an eine Reichsverbindung um ſo ſchneller, als gerade

jener jugendliche und noch rein deutsche Staat durch die Verhältnisse der Zeiten, durch die Politik seiner Regierungen und durch die Persönlichkeit seiner Fürsten in kurzer Zeit der stechendste Dorn in dem hinfälligen Körper des deutschen Reiches wurde. Denn auf Friedrich I., diesen glanzsüchtigen Stifter der Monarchie, folgte schon nach zwölf Jahren dessen Sohn Friedrich Wilhelm I., ein höchst jähzorniger, unmenschlicher Wütherich, den der geringste Widerspruch gegen seine Launen und Einfälle in eine Wuth versetzte, in der ihm zu nahen, sehr gefährlich war. Unter ihm begann also das ehehin so bekannte Stock- und Zopf-Regiment der Preußen, jener Parade- und Kamaschendienst, bei dem die Kleinmeisterei und Barbarei auf den höchsten Gipfel getrieben wurde. Vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang wurden die Soldaten in gleichmäßigem Schritte und übereinstimmenden Gebrauch der Gewehre geübt, ihre Waffen, ihr Anzug besichtigt; kleine Versehen, ja Unfälle als Verbrechen bestraft, wegen Fehlgriffen am Gewehr, schlecht geputzten Rockknöpfen, angespritzten Wasserflecken an den Stiefeletten, unmäßige Stockprügel ertheilt, und diese so gewöhnlich, daß sie zum Dienst zu gehören schienen, und ohne sie kein Exerciren geschehen konnte. Rücksichtslose Härte und durchfahrende Grobheit mußten auch Offiziere und Generäle von ihren Vorgesetzten im Dienste gefühllos hinnehmen, und durften nur in wenigen Fällen in solchen eine Beleidigung des Ehrenpunktes finden. Unbedingter, schneller Gehorsam durchlief alle Stufen der Befehlsmacht, grausame Strafe ereilte jede Säumniß, jede Abweichung. — Um für seine Potsdamer Garde auch Riesen aus Rußland zu erhalten, ließ er geschickte Handwerker und Künstler in Westphalen mit Gewalt ausheben, und sendete sie gleich Verbrechern unter militärischer Bedeckung an die russische Grenze, wo der Austausch vor sich ging. Ohne auf Verhältnisse, Stand und Beschäftigung die geringste Rücksicht zu nehmen, wurde jeder durch Körpergröße ausgezeichnete Mann im eigenen Land zum Militär-Dienste gezwungen, im Auslande aber mit schweren Kosten dafür erkauft, oder gar geraubt, wie er denn jeden groß gewachsenen Reisenden hinwegnehmen und schöne Grenadiere, die in fremden Diensten

ſtanden, entführen ließ. Seinem Charakter gemäß war demnach der Stock der Grundpfeiler ſeiner ſtrengen Disciplin, die er nicht bloß bei dem Militair handhaben ließ, ſondern bei den Civilbeamten ſelbſt und mit eigner Fauſt handhabte. Denn mit Ausnahme der vornehmſten Generäle und der Geiſtlichen, ſcheute er ſich nicht, die Mitglieder der Gerichtshöfe, die nach ſeiner Meinung zu gelinde Urtheile geſprochen, eigenhändig mit Schlägen zu züchtigen, und ließ vornehme Beamte nach eigenem Gutdünken, und ſelbſt gegen die ausdrücklichen Erkenntniſſe der Gerichtshöfe hängen, oder was noch härter war, nach dem empfindlichſten Staupenſchlage auf Lebenszeit in den Kerker werfen. Er verhängte die grauſamſten Torturen und Strafen, ließ Kindesmörderinnen in Säcken, die ſie ſelbſt verfertigen mußten, ins Waſſer werfen, für die geringſte Kleinigkeit die Menſchen auf hölzerne Eſel ſetzen, an den Pranger ſtellen, und Jahre lang in die Zuchthäuſer ſperren. Da auch durch die Erſchwerung der Heirathen bei dem Militair ſich Berlin mit feilen Dirnen anfüllte, ließ er ſie von Zeit zu Zeit durch einen Generalſtreifzug aufheben, und einſperren. — Ging er durch die Straßen von Berlin und begegnete Frauen und Kindern, die ihm kein beſtimmtes Geſchäft wegen ihres Herumgehens angeben konnten, oder deren Anzug ihm mißfiel, prügelte er ſie als Müſſiggänger und Putznarren aufs derbſte durch, und mißhandelte ſeinen Kronprinzen Friedrich, den er wegen ſeiner entgegengeſetzten Sinnesart haßte, ſo oft er ihn ſah, mit Schlägen. Als nun dieſer, ſolcher Behandlung müde, ſich ihr durch die Flucht entziehen wollte, die jedoch mißlang, konnte der Barbar nur durch die Verwendung des Kaiſers von der Fällung eines Todesurtheils über den Prinzen abgehalten werden; dagegen mußte derſelbe das Blut ſeines Freundes Katt, den das Kriegsgericht nur zur Caſſation und mehrjähriger Feſtungsſtrafe verdammt hatte, fließen ſehen, und wurde hierauf als „Delinquent und entlaufener Obriſtlieutenant Fritz“ nach Küſtrin gebracht, und in ſeinem Gefängniß mit aller Strenge behandelt.

Zeigte ſich demnach, wie Voltaire ſagt, die damalige Türkei als ein wahrer Freiſtaat gegen das damalige Preußen, kam in

diesem ein förmlicher Menschenkauf und Menschenraub, und wegen des Uebermaßes des stehenden Heeres täglich mehr die schmutzigste Knauserei bei allen Hof- und Staatsausgaben, sowie zur Erhöhung der Staatseinnahmen das perfideste Finanzsystem und mit ihm die drückendste Belastung des Volkes in Schwung, so nahmen aber viele kleine protestantische Fürsten sich jenes zum Vorbild in Behandlung ihrer Unterthanen, wodurch die alte Erfahrung sich bestätigte, daß allenthalben, wo die wahre Kirche verschwindet, auch die Lieblosigkeit, Härte und Unmenschlichkeit eintrete, und daß man nicht bloß unter dem Krummstab gut wohne, wenn gleich manche Bischöfe kein erbauliches Leben führten, sondern daß selbst unter jedem katholischen Fürsten der Mensch menschlicher, als unter einem protestantischen behandelt werde. Abgesehen also von jenen Seelenverkäufereien, die in Würtemberg, Baireuth, Ansbach, Hessenkassel, Braunschweig, Waldeck ꝛc. so häufig vorkamen, abgesehen von jenem abscheulichen Betrieb bei den Werbungen, wo man die Menschen mit List und Gewalt einfing, und sie zu Soldaten prügelte, sah man auch zu Pirmasenz die Potsdamer Riesengarde nachgeahmt, das ganze Zweibrücker-Land zu einem Wildpark eingezäunt, viele auf Hirschen angeschmiedete Wilderer dem unmenschlichsten Tode Preis gegeben, und unter der Last der Abgaben und Frohnten verkümmerten die Bewohner der protestantischen Länder. Der ganze Norden von Deutschland schien damals, wie Schlosser sehr treffend sagt, ein Raub der Tyrannen und Barbaren. — Die Menge kleiner Höfe und kleiner Despoten, despotischer Beamten, und chikanenvoller Juristen füllte das arme Land mit Scandal und endlosen Processen. Der tolle und tyrannische Herzog Karl Leopold von Mecklenburg verfuhr grausam mit den Rostockern und mit seiner Ritterschaft, rief sogar die Russen in sein Land, die darin ächt russisch und türkisch hauseten. Als endlich nach Jahren die Reichsjustiz ihn verjagte, suchte der Vollstrecker dieser Justiz, der Churfürst von Hannover, Mecklenburg selbst an sich zu bringen, und es kostete wieder Mühe, den Bruder des tollen Herzogs als Administrator einzusetzen. Dreimal versuchte noch Karl Leopold seinem Bruder die Administration mit den Waffen

zu entreißen, ehe er erbittert und verlassen in Dömitz starb (1747). Sein Bruder und Nachfolger, Christian Ludwig, erbte nicht bloß das Land, sondern auch die Processe und den offnen Krieg mit seinen eignen Unterthanen und den Reichsgerichten, und erst als er und das Land ruinirt waren, ward ein Vergleich getroffen. In allen diesen Streitigkeiten erndteten die Juristen und Sophisten, was der Bürger erwarb, und der arme Bauer erarbeitete. Da war der gelehrten Deductionen kein Ende, und gedruckte Bände von Dupliken und Repliken, Decrete und öffentliche Erklärungen füllten das Land. Das einzige Gute war, daß diese Decrete und Erklärungen, die nicht wie die Zeitungen unterdrückt oder censirt werden konnten, dem armen Deutschen einmal kund thaten, daß die Souveränität seiner kleinen Despoten, die Tyrannei der Beamten, die Chikanen der Juristen und ihrer Gerichte, und der ganze Decretirstyl, das sogenannte barbarische Leben im Mittelalter und dessen bürgerliche Verfassung durch Ungerechtigkeiten, Bedrückungen und Gewaltthaten weit übertrafen *). Denn vielfach war der Ring der Religion gesprungen, der sich einst golden um die Herzen der Fürsten schlang, und kein anderes geistiges Band war geflochten, das die fesselosen Begierden der Mächtigen wieder fesseln konnte, während die Advokaten- und Schreiberwirthschaft alle Adern des öffentlichen Lebens unterband.

Auf diese höhnische Weise verwandelte ein höheres Geschicke das frühere Sirenenlied über „deutsche Freiheit", mit welchem die kirchlichen und politischen Revolutionsmänner so viele Deutschen verlockt hatten, in ein Trauerlied über Deutschlands Sclaverei, fortwährende Schmach und Erniedrigung.

Die religiösen Zustände Deutschlands

in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Auch der religiöse Zustand der von der Kirche abgefallenen Deutschen erschien in jener Zeit gleich einer durch Gottes Ungnade

*) Schlosser's Achtzehntes Jahrhundert. 2. Bd. Pag. 233.

erhaltene Unordnung, wodurch die kirchliche Revolution zur Erreichung aller nothwendigen Folgen perenirend wurde. Da durch den Proteſtantismus das Element der Liebe mit allen Schöpfungen und Wundern der Liebe verloren war, ſo zeigte ſich ſtatt chriſtlicher Liebe, ſowohl in den Hütten wie in den Paläſten, nur fanatiſcher Sinn, und die Wuth, ſich wechſelſeitig zu verfolgen. Mit Recht ſchrieb daher der geniale und äußerſt tolerante Prinz Eugen im Jahre 1710 an den Grafen Stadion: „Die jetzigen Religionsſtreitigkeiten im Reich ſtellen nur ein trauriges Bild vom deutſchen Nationalgeiſte und Patriotismus dar. Anſtatt auf Vereinigung gegen den gemeinſamen Feind zu denken, werden zur Entzweiung der Gemüther elende Religionszänkereien hervorgeſucht. Wegen einer elenden Dorfkirche oder wegen eines Schulhauſes wird der ganze Reichsconvent aufgefordert, die allgemeinen Angelegenheiten des Reichs bei Seite zu ſetzen, und an den Reſultaten blinder Leidenſchaften Theil zu nehmen.“ — Zwar bekümmerten ſich die großen proteſtantiſchen Höfe weniger um die Religion, als um ihre politiſchen Intereſſen; doch gönnten ſie ihren Abgeordneten zu Regensburg das Vergnügen, ſich als Wortführer des proteſtantiſchen Kirchenweſens geltend zu machen, weßhalb denn dort die ryswiker Klauſel und andere armſelige Religionsbeſchwerden fortwährend den Nahrungsſtoff bildeten, der den Körperſchaftsgeiſt vor dem Abſterben bewahrte *).

Die Vorſtandſchaft des proteſtantiſchen Reichstheils, deſſen Intereſſen der katholiſche Churfürſt Friedrich Auguſt mit dem größten Eifer wahren ließ, verlieh demſelben ein großes An-

---

*) Als im Jahre 1744 der Fürſt von Hohenlohe ſeine lutheriſchen Prediger zwingen wollte, nach dem einzig richtigen gregorianiſchen Kalender die Oſtern zugleich mit den Katholiken zu feiern, gerlethen die lutheriſchen Zeloten in den größten Eifer, und klagten und ſchrieen ſo lang über Bedrückung und papiſtiſche Umtriebe, bis endlich das Corpus Evangelicorum zu ihrer Hilfe und Wahrung ihres Wahns mit militäriſcher Macht einſchritt (1750). — Mit ſolchen unſinnigen Proceſſen beſchäftigte ſich damals der Reichstag. — Da es übrigens im Geiſte aller von der

ſehen, um welches ihn Preußen beneidete. Als nun auch der Churprinz von Sachſen zur katholiſchen Kirche ſich bekannte, bot der König Friedrich Wilhelm I. Alles auf, um jene Vorſtandſchaft dem ſächſiſchen Hauſe zu entziehen, ſie für ſich in Anſpruch zu nehmen, und hierdurch ſeinen politiſchen Einfluß zu verſtärken. Indem ihm nun dieſes nicht gelang, dehnte er aber ſeine Herrſchergewalt über die in ſeinen Ländern wohnenden Lutheraner deſto mehr aus, die jedoch bei deſſen Perſönlichkeit und despotiſchem Geiſte es nicht einmal wagten, gegen die von ihm erlaſſenen Verfügungen bei dem Reichstage Beſchwerde zu führen. Eben ſo erging es auch den Katholiken, die in allen proteſtantiſchen Ländern, und ſelbſt in jenen, deren Fürſten zur katholiſchen Kirche zurücktraten, mit dem geringſten Maaße von perſönlicher Duldung ſich begnügen mußten, und daher auf eine beſſere Zukunft bloß hoffend, auch meiſtens ſchwiegen. Dagegen erhoben die in allen katholiſchen Ländern wohnenden Proteſtanten bei den geringſten Kleinigkeiten das größte Zetergeſchrei, das ſelbſt bis zu unſeren Tagen in manchen gangbaren Geſchichtsbüchern noch forthallt, und im Geiſte jeder Bewegungspartei auch heute noch ſich als Lüge erhält.

Während nun in den brandenburgiſchen Ländern, in preußiſch- und ſchwediſch-Pommern den Katholiken weder öffentliche noch Privatübung ihrer Religion geſtattet wurde, beſtanden zwar in den Fürſtenthümern Magdeburg und Halberſtadt in Gemäßheit des weſtphäliſchen Friedens noch einige katholiſche Stifte und Klöſter mit freier Religionsübung; doch von geiſtlichen Oberen mit biſchöflichen Rechten war keine Rede; der Landesherr nahm

---

Kirche Chriſti getrennten Secten liegt, ſo viel wie möglich ihr im Weſen und in der Form zu widerſprechen, ſo kann denn allein die Zeit erzwingen, was der menſchliche Wille verſagt, weßhalb es ein Dutzend Jahrzehnte dauerte, bis der Proteſtantismus die Hexenproceſſe, den alten Kalender u. a. m. aufgab, während er heute noch den Charfreitag, den die Katholiken von Morgens bis in die Nacht als Trauertag behandeln, wie einen **Freudentag**, und ſogar (man denke) mit Ertheilung des Nachtmahls feiert.

jene für ſich allein in Anſpruch, und ſtellte ſelbſt vier Nonnenklöſter unter die Aufſicht proteſtantiſcher Pröbſte. Ein Gleiches geſchah im Herzogthum Cleve und der Grafſchaft Mark, trotz den gegentheiligen Beſtimmungen des weſtphäliſchen Friedens, und ſchon im Jahre 1661 hatte der Churfürſt Friedrich Wilhelm in einem Edikt befohlen, daß alle geiſtlichen und weltlichen Bewohner der cleviſch-märkiſchen Lande nur ihn in geiſtlichen Sachen als ihren Oberherrn und Ordinarius anerkennen, keine fremden auswärtigen Decrete, Mandate, Reſcripte anerkennen und vollziehen, alle aber, die dagegen handelten, in einen Sack geſteckt und ins Waſſer geworfen werden ſollten. Natürlich griffen ſolche Verfügungen um ſo tiefer in das kirchliche Weſen der Katholiken ein, indem mehrere Sacramente nur durch wahre Biſchöfe ertheilt, manche Gewiſſensfälle nur durch den päpſtlichen Stuhl entſchieden werden können. — Wie aber alle ſolche intoleranten Verfügungen früh oder ſpät von ſelbſt ihre Kraft verlieren, und die gegen die Katholiken gerichteten Verfolgungen nur immer eine Zeit lang währen, ließ ſchon 80 Jahre hernach der König Friedrich Wilhelm I. wegen der vielen unter ſeiner Armee befindlichen Katholiken ſogar in Potsdam eine katholiſche Kirche bauen, in welcher ein Dominikaner von Halberſtadt, der den Titel apoſtoliſcher Miſſionär beim königlichen Leibregiment führte, den Gottesdienſt hielt; dergleichen Miſſionäre befanden ſich auch in Berlin, Stettin und Spandau u. a. O. — Da jener König mit der Manie behaftet war, ganze Regimenter von Rieſen, die er aus allen Gegenden der Welt mit ſchweren Koſten zuſammenbrachte, vor ſich zu ſehen, ſo mag ihn, der den Werth des Mannes nach ſeiner Leibeslänge bemaß, auch der Wunſch, die Rieſen aus den katholiſchen Ländern an ſich zu ziehen, zu dieſer Toleranz beſtimmt haben. Uebrigens blieben die früheren Verordnungen in ihrer Kraft; jede Pfarrhandlung, jede Communication mit auswärtigen Kirchenoberen blieb ſtrengſtens unterſagt.

Auch in Sachſen, wo der Fürſt nach ſeinem Rücktritte zum Katholizismus eine ſchöne Hofkirche zu Dresden, und mehrere Kapellen auf ſeinen Schlöſſern erbauen ließ, konnten zwar die

Katholiken ruhig ihrem Gottesdienſt obliegen; doch das Lutherthum der Concordienformel blieb fortwährend die Hauptbedingung für Erwerbung des Bürgerrechtes, und für Anſtellung im Civildienſte.

Noch intoleranter wurden die Katholiken in dem würtemberger Lande behandelt, indem es in dem Charakter des Schwaben liegt, das Prinzip, dem er huldigt, ſey es nun gut oder böſe, den Sieg zu verſchaffen. Als nun anfänglich alle milden Maßregeln, und die gewöhnlichen Verführungsverſuche bei den Katholiken keinen günſtigen Erfolg hatten, wurden die katholiſchen Feiertage verboten, die in den proteſtantiſchen Orten vereinzelt wohnenden Katholiken gezwungen, dem proteſtantiſchen Gottesdienſte beizuwohnen, ihre Kinder in die proteſtantiſchen Schulen zu ſchicken, und jedem katholiſchen Geiſtlichen der Zutritt zum Krankenbett unterſagt. — Die Miſchehen wurden äußerſt erſchwert, ihre Einſegnung nur außerhalb des Landes geſtattet, und dem katholiſchen Ehegatten die Verpflichtung auferlegt, an den Predigten und Sacramenten der Proteſtanten Theil zu nehmen, und die Kinder proteſtantiſch erziehen zu laſſen. Als nun alle dieſe Maßregeln nicht fruchteten, wurde den Katholiken in Stuttgart endlich geſtattet, außerhalb der Stadt ihren Gottesdienſt halten zu dürfen, wogegen aber der Beſuch der dortigen katholiſchen Geſandtſchaftskapelle denſelben bei Strafe von zehn Reichsthalern verboten blieb. — Selbſt unter dem katholiſchen Herzoge Karl Alexander, und unter ſeinen katholiſchen Nachfolgern, blieb der katholiſche Gottesdienſt auf die Hofkapelle zu Ludwigsburg beſchränkt, und durfte darin nicht geläutet werden; der Hofkaplan aber, der die Ehe eines Katholiken eingeſegnet hatte, erhielt von der Regierung einen ſcharfen Verweis. Eine auswärtige Katholikin, die einen würtemberger Proteſtanten heirathete, wurde nur als Beiſaſſin aufgenommen, und erhielt nie das Bürgerrecht; ein proteſtantiſcher Ehegatte, der nach Annahme des Bürgerrechts zum katholiſchen Glauben übertrat, wurde ſogleich aus dem Lande verwieſen; auch mußte bei der Trauung eines gemiſchten Ehepaars der katholiſche Theil einen Revers ausſtellen, daß er ſeine Kinder in der proteſtantiſchen Religion erziehen laſſen wolle. Im Falle die Kinder dennoch katholiſch erzogen wurden, ſollten

ſie gleichwohl als der proteſtantiſchen Confeſſion angehörig betrachtet, und wenn ſie bei dem Eintritt ihrer Volljährigkeit bei der katholiſchen Religion verharren, als Apoſtaten des Landes verwieſen werden.

Da nur der proteſtantiſche, nicht aber der katholiſche Reichstheil zu einem beſondern Corpus für die Religionsſachen ſich gebildet hatte, konnten die katholiſchen Religionsbeſchwerden bloß bei dem Reichstage ſelbſt eingebracht werden, deſſen Geſchäftsgang jeder Katholik kannte, und daher ſich hütete, ihn zu betreten. Ueberdieß hatten die katholiſchen Fürſten höhere Zwecke im Auge, und folgerichtiger als die Mitglieder des evangeliſchen Corpus zu Regensburg, vermieden ſie wegen des Gottesdienſtes der Katholiken in proteſtantiſchen Staaten mit deren Fürſten zu rechten, um ſich nicht ſelbſt gegen die Anforderungen und Uebergriffe des Proteſtantismus in ihren eigenen Ländern die Hände zu binden. Obwohl ſie nun ihren proteſtantiſchen Unterthanen jeden rechtlichen Beſitz unangefochten ließen, und ſogar einige Mainzer Erzbiſchöfe und ihre Miniſter durch die liebevollſte Behandlung der lutheriſchen Erfurter ſich auszeichneten, ſo wußten ſie doch auch den Vortheil, den ihnen die ryswiker Klauſel gewährte, feſtzuhalten, und einen Theil des früher den Katholiken geraubten Gutes denſelben wieder zu überweiſen. Die meiſten kirchlichen Reibungen entſtanden daher in der Pfalz, wo der katholiſche Landesherr durch keine landſtändiſche Verfaſſung, wie in Sachſen und Würtemberg, beſchränkt war, wo die Reformirten als Anhänger der früheren Hofreligion das Lutherthum, dieſe Volksreligion, völlig unterdrückt, alles an ſich geriſſen, und hierin die bereitwilligſte Unterſtützung bei dem glaubensverwandten Churhauſe Brandenburg gefunden hatten. Zwar erkannten die katholiſchen Churfürſten aus dem Neuburger Hauſe das Unrecht, welches die Reformirten unter der Regierung der ſimmeriſchen Linie den Lutheranern angethan hatten, und beeilten ſich, ihnen wieder ein eigenes Conſiſtorium zu geben, und denen ihnen im Jahre 1686 belaſſenen fünf Kirchen noch vierzig anderen beizufügen. Auf das darüber erhobene Geſchrei nahm das proteſtantiſche Corpus zu Regensburg, vorzüglich aber der preußiſche

König Friedrich I. sich der Reformirten mit dem größten Ernste an, und letzterer erzwang zu Düsseldorf einen Vergleich (1705), durch welchen den Reformirten fünf Siebentheile, den Katholiken zwei Siebentheile des ganzen Kirchengutes zugesprochen, die Lutheraner aber gänzlich übergangen wurden. So erlitten nun diese die verdiente Strafe, indem sie früher mit den Reformirten gemeine Sache gegen den ihnen wohlwollenden katholischen Churfürsten gemacht, und ihn zu dem Düsseldorfer Vergleich gedrängt hatten. In einem Lande aber, in welchem die drei berechtigten Confessionen unter einem katholischen Landesherrn sich vorfanden, gingen die Religionsstreitigkeiten, die geheimen und offnen Reibungen nie aus. Gab nun die im Jahre 1715 zu Heidelberg gehaltene Dissertation des Jesuiten Usleber, worin dieser als Professor des kanonischen Rechtes über die alte und neue Kirchenzucht sich aussprach, den Reformirten Anlaß, über Injurien zu klagen, so setzten aber die Katholiken jener Klage die achtzigste Frage in dem Heidelberger Katechismus, in welchem die Messe eine vermaledeite Abgötterei genannt wird, als die abscheulichste und boshafteste Verläumdung entgegen. — Während dieses Streites starb der Churfürst Johann Wilhelm, und sein Bruder Karl Philipp, der ihm folgte, verlegte seine Residenz von Düsseldorf nach Heidelberg, dem Herde des Calvinismus. Als ein streng erzogener katholischer Fürst empfand er es um so tiefer, daß jenes Buch, in welchem die boshafte Schmähung auf den Kern des katholischen Gottesdienstes stand, mit der Bezeichnung: „auf Verordnung Sr. churfürstlichen Durchlaucht, und mit dem churfürstlichen Wappen" versehen war, und erließ sogleich den Befehl (1718) alle jene Exemplare einzuziehen, wobei er zugleich eine Strafe von zehn Gulden auf jedes nach zehn Tagen noch vorgefundene Exemplar setzte. Zwar machte der reformirte Kirchenrath dagegen manche Vorstellungen, die jedoch bei dem Churfürsten keinen Eingang fanden, und der frühere Befehl blieb in Kraft. Auch die schöne, ganz für den katholischen Ritus erbaute hl. Geistkirche zu Heidelberg, deren Schiff den Reformirten, das Chor den Katholiken im Jahre 1705 zugetheilt war, wollte nun der Churfürst wieder zu einer katholischen Hofkirche

machen, und erbot ſich, den Reformirten eine neue Kirche auf dem hiezu bezeichneten Platze bauen zu laſſen. Als jene dieſes Anerbieten nicht annahmen, wurde der Küſter zur Auslieferung der Schlüſſel vermocht, die Kirche in Beſitz genommen, und nach Niederreißung der zwiſchen dem Schiff und dem Chor befindlichen Scheidewand zum katholiſchen Gottesdienſt wieder eingerichtet. Da kurz vorher das zweite Jubelfeſt der ſ. g. Reformation, welches der König Auguſt in Sachſen und der Churfürſt von Mainz zu Erfurt ſehr feierlich begehen ließen, den Confeſſionseifer geſteigert hatte, überdieß auch der Uebertritt des Churprinzen von Sachſen, und die Vollziehung der ryswicker Klauſel durch Einführung des katholiſchen Gottesdienſtes in einigen dem Churfürſten von Mainz und Biſchofe von Speier angehörigen Orten bekannt wurde, machte alles dieſes den widrigſten Eindruck, der ſich ſchnell durch Reden, Schriften und Bildwerke in den mannigfaltigſten Formen und Geſtalten bei Hohen und Niederen zu erkennen gab. In ihrer bekannten Weiſe erhoben nun die Reformirten, dieſe rührigſte Partei der Bewegung, das größte Klaggeſchrei, und das proteſtantiſche Corpus zu Regensburg übergab nicht nur eine Beſchwerdeſchrift dem Kaiſer, ſondern ging auch die Könige von England und Preußen als Churfürſten von Hannover und Brandenburg, und ſelbſt den Landgrafen von Heſſenkaſſel um ihre thätigſte Unterſtützung an. — Nach einer ſchon früher von den Proteſtanten eingeführten Verfahrungsweiſe ließ nun der König von England die katholiſche Kirche zu Zelle, der Landgraf von Heſſen jene von St. Goar ſperren; der König von Preußen begnügte ſich aber nicht mit der Sperrung der katholiſchen Domkirchen in Halberſtadt und Münden, ſondern ließ die Conventualen der reichen Abtei Hammersleben ausweiſen, ihre Stiftseinkünfte in Beſchlag nehmen, und die Mönche aus den Klöſtern zu Halberſtadt vertreiben. Zugleich ſollte der Düſſeldorfer Vergleich vom Jahre 1705, den der König Friedrich I. von dem Churfürſten Johann Wilhelm durch Repreſſalien erzwungen hatte, als erloſchen betrachtet werden.

Bei allen dieſen kirchlichen Reibungen wartete der damals noch lebende Kaiſer Karl VI. zwar mit großer Mäßigung,

jedoch mit kräftiger Entſchiedenheit ſeines kaiſerlichen Amtes, und bediente ſich jedes geſetzlichen Mittels, um die kirchlichen Wirren auf friedlichem Wege auszugleichen. Indem aber der König von Preußen ſein Verfahren als eine im natürlichen, göttlichen, bürgerlichen und kanoniſchen Rechte erlaubte Zurückweiſung des Unrechts auf deſſen Urheber (retorsio juris iniqui) in einem Schreiben an den Kaiſer darſtellte, antwortete ihm dieſer: „Wir müſſen nicht ohne höchſte Empfindung anſehen, wohin durch Ew. Liebden und Dero Räthe und Schriftſteller die Regimentsform im deutſchen Vaterlande verdreht, und zum Verfall und Umſturz gemeiner Rechte, alles Ruheſtandes und des dem Kaiſer gebührenden Reſpekts und Gehorſams gefliſſentlich getrieben werden will.... Indem nun die unter der neuen Pragmatica Ramens: retorsio juris iniqui, gegen unſchuldige Perſonen verübte eigenmächtige Gewaltthat durch geiſtliche und weltliche Rechte von ſelbſt verboten, und das dafür Beigebrachte nur eine Verdrehung der Reichsgrundſätze ſey, erkläre er als Kaiſer daſſelbe für null und nichtig, und befehle aus kaiſerlicher Macht und nach den Reichsrechten ernſtlich, von weiteren Repreſſalien, unerfindlichen Retorſionen, idealiſchen Rechten und anmaßlichen Thätlichkeiten ſich zu enthalten.... Zugleich wurde dem Könige vorgeworfen, daß er ſeine Schuldigkeit in Betreff der Reichs- und Kreisleiſtungen nicht erfülle, den Verordnungen und Urtheilen der Reichsgerichte keine Folge leiſte, hingegen ſeinen Eigennutz und ſeine Erweiterung wider ſeine Benachbarte mit unerlaubten Gewaltthaten ſeiner Werboffiziere zu ſo unnöthiger als ungewöhnlich großer Armatur im Reich und auf dem Reichsboden vor Augen habe, die ſogar ſeine Reichsunterthanen ohne Noth zu tragen nicht ſchuldig wären.“

Aehnliche, wenn gleich mildere Abmahnungsſchreiben ergingen an den König von England, an den Landgrafen von Heſſenkaſſel und an den Herzog von Würtemberg; doch auch den Churfürſten von der Pfalz und von Mainz, ſowie dem Fürſtbiſchofe von Speier wurde aufgegeben, binnen drei Wochen in ihren Ländern alle Religionsangelegenheiten ihrer reformirten oder lutheriſchen Unterthanen nach den Beſtimmungen des weſtphäliſchen Friedens

zu reguliren, den Heidelberger Katechismus durch vernünftige Männer unterſuchen, und nach deren Befund freigeben zu laſſen.

Der Churfürſt von der Pfalz leiſtete ſogleich Folge, indem er eine gemiſchte Religions-Commiſſion zur Berathung der Religionsbeſchwerden niederſetzte, dem Kirchenrathe die Schlüſſel der heiligen Geiſtkirche zurückgeben, und die Einziehung des Heidelberger Katechismus unter der Bedingung aufheben ließ, daß bei neuen Auflagen das churfürſtliche Wappen auf dem Titelblatt, und in der Antwort auf die achtzigſte Frage die Bezeichnung der Meſſe als eine vermaledeite Abgötterei weggelaſſen werden ſolle. — Aergerlich über dieſen Ausgang der Sache verlegte nun der Churfürſt ſeine Reſidenz von Heidelberg nach Mannheim, wohin natürlich die höheren Dicaſterien, und beſonders der reformirte Kirchenrath ihm folgen mußten. Da viele Glieder des letzteren eigene Häuſer in Heidelberg beſaßen, und ſelbſt Lehrſtellen an der dortigen Univerſität bekleideten, ſo entſtanden daraus neue Beſchwerden, deren Stachel der kurhannöveriſche Geheimrath von der Reck, als Bevollmächtiger des proteſtantiſchen Corpus, durch ſeine Anmaſſungen und inquiſitoriſches Benehmen noch verſchärfte. Hierdurch äußerſt gereizt, erließ der Churfürſt den Befehl, daß ſich kein Proteſtant unter ſchwerer Strafe mit irgend Jemand, wer es auch ſey, in mündliche oder ſchriftliche Klagen einlaſſen ſolle, bevor er hiezu nicht die Bevollmächtigung von Seiten des Churfürſten oder ſeiner Regierung nachgeſucht hatte. Hierdurch wurde der Lärmen am Reichstag immer toller. Der Churfürſt ließ aber den dortigen proteſtantiſchen Geſandten erklären: „daß er ſolcher ungebührenden, ungewöhnlichen und unbegründeten Zudringlichkeiten, unlegitimirten Anmaſſungen, und über ihn als einen Churfürſten des Reichs ſich faſt beigemeſſener Tutel und Magiſteriums allerdings müde ſey, daß er dem Kaiſer, als dem höchſten Reichsrichter Rede und Antwort geben, von den Geſandten eines Theils der Reichsverſammlung aber gegen ſeine Gerechtſame ſich nimmermehr zu Etwas zwingen laſſen werde, was er keinem anderen von ſeinen Mitſtänden zumuthen, und dieſe in ihren Ländern auch ſicherlich nicht leiden würden."

In allen dieſen Religionshändeln zeigte der verſtorbene Kaiſer

seine Gerechtigkeitsliebe, und bestand daher mit großer Festigkeit darauf, daß die protestantischen Fürsten ihre angeordneten Repressalien aufheben sollten, um den weiteren Religionsbeschwerden abhelfen zu können. Zwar genehmigte diese Bedingung der König von England, und der König von Preußen versprach ebenfalls die Rückgabe der Klöster und ihres Vermögens, was er jedoch nachher ins Weite zog, wodurch auch die pfälzischen Ausgleichungen kein Ende fanden. Durch die Schwerfälligkeit und politische Zerrissenheit des deutschen Reichskörpers, durch die vielen Widersprüche in Form und Wesen waren die Religionsbeschwerden zu dem abscheulichsten Knäuel geworden, der sich nicht mehr durch Menschen entwirren, sondern nur durch die Zeit zernagen ließ.

Während also in der Pfalz durch die dreierlei Confessionen die Religionsbeschwerden nie ausgingen, während die Lutheraner mit den Reformirten wegen eines Antheils an den fünf Siebentheilen des Kirchenvermögens stritten, von dem jedoch wegen den hohen Besoldungen der Administrations-Räthe und anderer Beamten sehr wenig für die Gehalte der Pfarrer und die Kirchengebäulichkeiten übrig blieb, regten selbst die Jubelschriften und Jubelmünzen, die bei der Reformations-Jubelfeier im Jahre 1717 vorkamen, die Polemik der Katholiken auf. Ein junger katholischer Theologe im Elsaß fühlte sich angetrieben, in einem Buche unter dem Titel: „Friß Vogel oder stirb" gegen die protestantische Lehre aufzutreten, und konnte die vielen Widersprüche zwischen den Lutheranern und Reformirten um so leichter aufdecken, als die beiderseitigen Streitschriften, und besonders Luthers eigene Werke ihm dazu die unumstößlichsten Belege darboten. Aus den kostbaren Geistesreliquien Luthers hatte also Weislinger alle widersprechenden Sätze, schroffe Behauptungen, rücksichtslose Schmähworte und rohe Scherzreden zusammen getragen, und aus der Bibel, aus dem hl. Augustin, aus Luther selbst, aus der Augsburgischen Confession, und aus den Schriften lutherischer Theologen nachgewiesen, daß die wahre Kirche sichtbar und unfehlbar seyn müsse, wobei er zugleich die protestantischen Einwürfe gegen die Kirche tristig widerlegte. Da er in dieser Weise

die Protestanten auf der schwächsten Seite ihres Systems angriff, die in ihrem Schwanken über den Begriff „Kirche" solchen gegen die Katholiken bekämpften, gegen die Sectirer aber vertheidigten, so regte er bei ihnen die größte Empfindlichkeit auf. Wie gewöhnlich bezeichneten sie nun den Gebrauch der Waffen, der sie sich selbst bedienten, bei ihrem Gegner als Uebertretung der Gesetze und Störung des Friedens, und kamen mit einer Beschwerdeschrift gegen jenen Auszug lutherischer Schriften, den sie einen Schmäh- und Lästerlibell nannten, bei dem damaligen Kaiser und Reichstage ein. Obgleich jetzt katholische Schriftsteller auf das überzeugendste nachwiesen, daß protestantische Prediger und Gelehrte in Reden, Predigten und Geschichtsbüchern, wie heute noch geschieht, viel Härteres gegen den Papst und die katholische Kirche, als die katholischen Polemiker gegen das Luther- und Calvinthum veröffentlicht hatten, wurde dennoch durch ein Reichshofrathsconclusum die Confiscation des im Auslande gedruckten Weislingerischen Werkes verfügt, während andere Bücher, worin der Papst als Antichrist, die katholische Kirche als das Reich des Antichrists erscheint, unter dem Namen „symbolischer Bücher", ihren Curs behielten.

Voll Unmuth über dieses kirchliche Treiben, schrieb daher im Jahre 1720 der so geistreiche und humane Prinz Eugen unter anderen an den Churfürsten von Mainz: „Die Reformation hat wirklich das gute Deutschland mit einer krebsartigen Krankheit angesteckt, während ihm vorher schon die Eigenschaften mangelten, von denen die nationale Selbstständigkeit abhängt. Was eine Nation vor anderen auszeichnet, ist die Einigkeit. Diese wird in Deutschland niemals mehr einteten; denn der Theilungs- und Trennungspunkte sind so viele, daß man sie auf ein Ganzes nicht mehr zurückbringen kann. Das Staatsinteresse ist jetzt mit dem Religionswesen in Deutschland so vermengt, daß man das, was die Politik durch rechtliche Mittel nicht bewirken kann, durch Religionsstreitigkeiten zu erzwingen sucht. Das Corpus Evangelicorum, unterstützt durch so viele mächtige Reichsstände, kann ich für nichts anderes, als für das wahre Corpus Divisionum halten.... Ein großer Theil der deutschen Fürsten glaubt be-

rufen zu seyn, ihr Vaterland durch Religionshändel zu Grunde zu richten, da doch die Religion uns geradezu die Schlüssel zu dem großen Geheimniß der Gemüthervereinigung in die Hände giebt."

Während also die Katholiken in Preußen, Hannover und Hessenkassel nach der Repressalien-Theorie alle Arten Unbilden erlitten, und der Papst Clemens XI. den damals regierenden Kaiser aufforderte, die Convention von Altranstädt als ein Werk des Zwanges für nichtig zu erklären, ließ sich dieser jedoch durch alles dieses nicht verleiten, an seinen protestantischen Unterthanen Repressalien zu üben, und überließ ihnen alle Kirchen, welche die altranstädter Convention ihnen in die Hände gegeben hatte. Bloß wurde, wie in Sachsen, der Pietismus als Element der Zerstörung des orthodoxen lutherischen Glaubens mit Strenge überwacht, und die Erziehungsanstalten und Waisenhäuser, die in jenem Geiste ins Leben treten sollten, schon in ihrem Beginnen unterdrückt.

In allen Zeiten aber, in welchen kirchliche und politische Bewegungen eintreten, tauchen auch Erscheinungen auf, die den Menschen in seiner ganzen Kraft, oder in seiner ganzen Schwäche zeigen, und manche wunderliche Verwickelungen zur Folge haben. Kaum war demnach der König August II. zur katholischen Kirche übergetreten, so folgten ihm andere Fürsten aus der Nebenlinie der sächsischen Häuser bald nach. Der Herzog Moritz von Sachsen, dessen Bruder schon längst zum Katholizismus sich bekannt, und selbst die Cardinalswürde erlangt hatte, war protestantischer Bischof zu Naumburg-Zeitz, und Besitzer mehrerer Städte und Aemter. Da er in dem Rufe großer Gelehrsamkeit und fester Anhänglichkeit an den Protestantismus stand, setzte er seine Gemahlin, eine sehr eifrige Protestantin, in die größte Bestürzung, als er ihr im Jahre 1717 die Erklärung machte, daß er schon seit einiger Zeit zur katholischen Kirche übergetreten sey. — Kaum war dieser Uebertritt bekannt geworden, so machte das Domkapitel zu Zeitz von der Bestimmung des westphälischen Friedens, nach welcher jeder Religionswechsel eines katholischen oder protestantischen Bischofs, Prälaten und Pfründners auch

den Verluſt ſeines Bisthums und ſeiner Pfründen nach ſich ziehen ſolle, ſogleich Gebrauch, verkündeten die Stuhlerledigung in der Stiftskirche, und wendeten ſich an den König Auguſt II. um Gewährung des oberherrlichen Schutzes zur Erwählung eines neuen Adminiſtrators. Dieſer ſäumte auch nicht, ihm zu willfahren, und beredete den Herzog, gegen ein Jahrgeld von 35,000 fl. auf das Bisthum zu verzichten. Als aber das Domkapitel jetzt ſein freies Wahlrecht ausüben wollte, wurde ihm bedeutet, daß es mit dieſem Wahlrecht an das Churhaus gebunden ſey, und für dieſesmal nur den Churprinzen poſtuliren dürfe, worauf der König wegen der Abweſenheit des Prinzen gleich eine Interims-Adminiſtration einſetzte. Zwar wollte das Domkapitel auf jene anfänglich nicht eingehen, und ſchrieb ein Generalkapitel zur Wahl aus. Dagegen ſetzte die churfürſtliche Regierung eine Geldſtrafe von zweitauſend Gulden für jeden Kapitularen feſt, der bei einer ſolchen Wahlverſammlung erſcheinen würde, wodurch der Widerſpruch für ihre Stiftsadminiſtration für immer ſein Ende fand.

Nach einem Jahre konnte aber der Herzog Moritz den Verluſt ſeines Bisthums nicht verſchmerzen, und die Idee, daß er durch Rückkehr zum Lutherthume jenes wieder erlangen könne, worin ihn ſeine Gemahlin, die Tochter des großen Churfürſten von Brandenburg, ſehr beſtärkte, vermochte ihn am 16. Okt. 1718 in der Kirche zu Pegau feierlichſt zu jenem zurück zu kehren, wobei die Herzogin ſelbſt für den Zulauf des Volkes ſorgte, indem ſie den Leuten zurief: „Geht in die Kirche, der Herzog wird wieder lutheriſch.“ — Doch ſchon nach vier Wochen verlor der lutheriſche Büßer durch ſeinen Tod die Ausſicht auf das proteſtantiſche Bisthum, und ſomit den Zweck ſeiner Bußhandlung, und die Adminiſtration wie auch die Regierung der Stiftsländer verblieb für immer dem Churhauſe Sachſen.

Wie aber das Entſtellen, Lügen und Fälſchen nach Luthers eigener Lehre (Pag. 161) im Proteſtantismus immer ſeine Geltung hat, und im Gebrauch bleibt, ſo konnte es denn auch nicht fehlen, daß proteſtantiſche Fanatiker bei dem Rücktritt des Herzogs, ſowie auch bei jenem des proteſtantiſch erzogenen und

confirmirten Churprinzen von Sachsen ein erdichtetes katholisches Glaubensbekenntniß unter dem Volke verbreiteten, um dessen Widerwillen gegen die papistische Kirche, dieß entsetzliche Reich des Antichrists, bis zum Abscheu zu steigern. Nach jenem sollten also die Prinzen beschworen haben, zu glauben und zu bekennen, daß der Papst Macht habe, die Schrift zu mindern und zu mehren, daß alles Neue, was er in und außer ihr setze, als wahrhaftiges Gotteswort zu halten, daß er berechtiget sey, die Menschheit nach Belieben in die Hölle zu stürzen, daß er von Jedermann mit göttlichen Ehren, wie Christus selbst, verehrt werden müsse, daß ein römischer Priester mehr sey, als die Mutter des Herrn, welche Christum nur einmal geboren, daß das Lesen der Bibel die Quelle aller Rotten, Sünden und Gotteslästerungen sey ꝛc.; auch sollten sie bei Ablegung dieses Bekenntnisses nicht nur ihren vorigen Glauben, dessen Ceremonien, Bekenntnißbücher und Lehren, sondern auch die Eltern, von denen sie denselben überkommen, feierlich verflucht und sich verpflichtet haben, die verfluchte Lehre mit Worten und Werken, das Schwert nicht ausgenommen, überall zu verfolgen und auszurotten."

Obgleich nun der Herzog Moritz diesem ihm beigelegten Glaubensbekenntniß feierlich widersprach, fand aber doch jenes Zerrbild gerade wegen seiner Abgeschmacktheit bei dem Volke Eingang und Glauben, wie denn im Jahre 1550 unter dem Namen „Bulle zur Einberufung des Concils zu Trident" ebenfalls ein sehr boshaftes Schandlibell erdichtet und verbreitet wurde, dessen Falschheit jeder Unbefangene gleich erkannte, dessen Aechtheit aber als eine vom Papste Julius III. selbst verfertigte Bulle sogar im achtzehnten Jahrhundert protestantische Geschichtschreiber noch behaupteten, und hierdurch zu ihrer Schande die alte Lüge erneuerten, die sie durch ihre Fortsetzung und weitere Verbreitung zu einer Lüge höherer Potenz, zu einer Quadrat- und Cubiklüge erhoben.

Während also die protestantischen Theologen auf jede Weise die alte Kirche anfeindeten, und ihre Lehren theils mißliebig beurtheilten, theils entstellten, fanden aber auch die Jesuiten,

dieſe Träger des theologiſch-wiſſenſchaftlichen Geiſtes, die ſchwache Seite der proteſtantiſchen Theologie leicht heraus, und hielten es für ihren Beruf und ihre Pflicht, jene der Welt vor Augen zu ſtellen, und ihr durch Rede und Schrift entgegen zu treten. Die natürliche Folge davon aber war, daß die Proteſtanten, ihre eigene Schwäche und die Stärke ihrer Gegner kennend, alle ihnen ungünſtigen Ereigniſſe als Folge der geheimen Machinationen der Jeſuiten betrachteten und erklärten, wie ſie daher ſchon zu jener Zeit das Bluturtheil, welches der Reichstag zu Warſchau über die Stürmer und Plünderer des Jeſuitencollegiums zu Thorn verhängte, (1724), ſowie die Mordthat, die ein ehemaliger Katholik an einem Prediger in Dresden, der ihn zum Lutherthum verführt hatte, wahrſcheinlich aus Gewiſſensbiſſen beging (1726), als Werke der Jeſuiten verſchrien, obgleich über beide Vorfälle weder die Geſchichte, noch die Unterſuchungsacten jene als Triebwerkzeuge belaſten. Fortwährend beſtand demnach ein theils geheimer, theils öffentlicher Kampf zwiſchen den Religionsparteien, der bei jeder Gelegenheit, und ſelbſt durch Gemeinheit, ſich kund gab, indem der König Friedrich Wilhelm I. ſeinen Geſandten in Regensburg, den reformirten Grafen Ernſt von Metternich, der ſo viele Jahre das proteſtantiſche Intereſſe äußerſt treulich beſorgte, kurz vor ſeinem Tode aber zur katholiſchen Kirche ſich bekannt hatte, gar zu gern unter einem Galgen verfaulen laſſen wollte, wenn demſelben nicht ſchon vorher ein ehrliches Begräbniß auf einem katholiſchen Kirchhofe geworden wäre (1727).

Doch gab es auch damals, wie zu allen Zeiten, in dem Proteſtantismus ſolche würdige, hellſehende, tolerante Männer, die ſich nicht von dem Fanatismus des großen Haufens unter den Geiſtlichen und Layen hinreißen ließen, und ihre milderen Anſichten öffentlich ausſprachen. So ließ Adam Bernd, ein beliebter Prediger zu Leipzig, unter dem angenommenen Namen: Chriſtian Melodius, und unter dem Titel: Einfluß der göttlichen Wahrheit in den Willen und das Leben des Menſchen, ein Buch in deutſcher Sprache im Jahre 1728 erſcheinen, worin er über die vorzüglichſten Glaubenslehren der drei Confeſſionen

in der versöhnlichsten Weise sich aussprach, die jede Partei hätte besänftigen und befriedigen können, die aber eben durch ihren toleranten Geist das starre, zelotische Lutherthum aufregte, wodurch er zum Wiederruf und Niederlegung seines Amtes sich genöthigt sah, um keinem seinem Leben drohenden Criminalproceß zu unterliegen.

In dieser Zeit (1727) gelangte der Erzbischof Leopold Anton Freiherr von Firmian zur Regierung des geistlichen Fürstenthums Salzburg, in welchem eine Anzahl Protestanten ohne reichs- oder landesverfassungsgemäßen Anspruch auf Schutz und Duldung sich befand, die daher äußerlich zur katholischen Kirche sich hielt, jedoch durch ihre geheimen Conventikel in ihren religiösen Ansichten sich bestärkte, und sie auf ihre Kinder fortpflanzte. Diese heimlichen Lutheraner wurden aber im Jahre 1728 leichter, wie früher, daran erkannt, daß sie die in jener Zeit vom Papste Benedikt XIII. vorgeschriebene Begrüßungsformel: „Gelobt sey Jesus Christus" mit der Erwiderung: „In Ewigkeit" schon deßhalb, weil sie vom Papste kam, nicht gebrauchten. Hierdurch erkannte man bald die Landgerichte, in welchen sich die meisten heimlichen Lutheraner aufhielten, und es wurden Missionäre dahin abgesendet, um die Verirrten zur Landeskirche zurückzuführen, wobei jedoch jene bei ihrem Missionsgeschäft nicht immer mit Klugheit sich benahmen. Da hierdurch die Aufregung sich vermehrte, allenthalben ungesetzliche Zusammenkünfte stattfanden, und auch der protestantische Reichstheil zu Regensburg sich der Abtrünnigen mit dem größten Eifer annahm, erlaubte ihnen der Erzbischof, ihren Gottesdienst zu Hause mit ihren Familien zu halten, eine Erlaubniß, die sehr zu Gunsten der toleranten Ansichten des Erzbischofs spricht, indem die Bauern im Normaljahre (1624) keine protestantische Religionsübung gehabt hatten. — Wie aber in allen kirchlichen und politischen Revolutionen der einmal aufgeregte Mensch sich nie mit den billigsten Concessionen begnügt, und seine Forderungen stets steigert, hielten auch die Bauern fortwährend aufrührerische Reden, drohten den katholisch Gebliebenen, und errichteten einen Bund, wobei die von den Gemeinden gewählten Abgeordneten im Namen

Aller eidlich gelobten, lutherisch zu leben und zu sterben, und bei Ablegung des Eides als Zeichen und Bekräftigung desselben aus einem bereit stehenden Gefäße etwas Salz nahmen, und solches verschluckten. Da dieser Salzbund schon über 20,000 Köpfe zählte, und die Ruhe und Sicherheit im Lande täglich mehr gefährdet wurde, suchte der Erzbischof die Hilfe des damaligen Kaisers Karl VI. nach. Dieser erließ nun eine nachdrückliche Vermahnung besonders an jene, welche unter dem Vorwand und Deckmantel von Religionsbedrückungen einen Aufstand erregt, hin und wieder im Lande sich zusammengerottet, das Gewehr ergriffen, gegen fürstliche Beamten sich gesetzt, mit Feuer, Raub und Mord gedroht, Schmäh- und Lästerworte gegen ihren Landesfürsten und den christlich-katholischen Glauben ausgestoßen hatten, sich alles dessen zu enthalten, und ihrem Landesherrn den schuldigen Gehorsam zu leisten. Da aber jenes Schreiben nichts fruchtete, und der aufrührerische Geist der Bauern, trotzend auf ihre Zahl, immer mehr sich entwickelte, ließ Karl VI. auch 6000 Mann zu Fuß und zu Pferd in das Erzstift einrücken. Hierdurch gewann die Sache schnell eine andere Gestalt; die Haupturheber und Rädelsführer, siebenzig an der Zahl, wurden bei Nacht verhaftet, die übrigen entwaffnet, die Bibeln und Katechismen weggenommen, und theils Güte, theils Strenge angewendet, um die Verirrten zurückzuführen. Als man aber bald erkannte, daß die Ruhe und Sicherheit im Lande nur durch Verweisung der lutherisch Gesinnten wieder hergestellt werden könne, ließ der Erzbischof im Jahre 1731 das Auswanderungsedikt verkünden, räumte ihnen aber wegen ihres aufrührerischen Benehmens nicht die im westphälischen Frieden festgesetzte Frist von drei Jahren, sondern weit kürzere Termine ein, die jedoch auf Bitten der Bauern, und auf Vorstellungen der protestantischen Fürsten späterhin verlängert wurden. Viele der Auswanderer gingen nach Amerika, die meisten aber nach Preußen, wo der König Friedrich Wilhelm I. sie in seinem durch die Pest entvölkerten preußischen Litthauen aufnahm, und einen eigenen Legaten nach Salzburg sandte, um das Vermögen der Abgezogenen, in mehreren Millionen bestehend, in Empfang zu nehmen. Ob

nun jene, wie in unseren Tagen die Zillerthaler, sich nach wenigen Jahren nicht wieder in ihre Heimath zurückgesehnt haben, darüber schweigt zwar die Geschichte; doch scheint es nicht zweifelhaft, daß der Charakter des Königs und seine Verfahrungsweise, sowie der Haß des Calvinismus gegen das Lutherthum auch bei ihnen andere Ansichten erweckt, und die Wahrheit bestätigt haben werden, wie nur unter der Aegide der Weltkirche Christi das innere und äußere Glück des Menschen wahrhaft gegründet und gefördert werden könne.

Immer mehr zeigten sich nun die schlimmen Folgen der aus Raubsucht hervorgegangenen kirchlichen Revolution. Denn während viele Fürsten, Grafen und Herrn, des tollen Treibens müde, wieder zu der alten, wahren Kirche zurückkehrten, und selbst ein katholischer Fürst dem protestantischen Corpus zu Regensburg vorstand; während die Kirche durch ihre Einheit und durch die Kraft und Rührigkeit der Jesuiten den kräftigsten Damm gegen das Umsichgreifen des Protestantismus bildete, wurde dieser täglich schwächer, und verlor mehr Boden durch seine innere Zerrissenheit und durch seine einander verketzernden Theologen. Um nun die Widerstandskraft durch Gemeinsamkeit zu verstärken, richteten, wie früher schon öfters, auch nun wieder manche geistreichen Protestanten ihr Augenmerk auf die Vereinigung der Lutheraner und Reformirten, und der gelehrte Theologe und Kanzler der Universität Tübingen, Christoph Matthias Pfaff ließ im Jahre 1720 zu jenem Zwecke zwei Schriften erscheinen, worin er die Behauptung aufstellte, daß eine Einigkeit in allen Stücken, die nicht den Grund des Glaubens bilden, nicht nothwendig, und der Streit über die Person Christi, über die Gnade und über die Gegenwart Christi im Abendmahl, nur Wortgezänke sey. Eben so behauptete auch Professor Klemm in einer anderen Schrift: „Man habe bisher die Kircheneinigkeit mit der Kathedereinigkeit vermengt; es sey genug, die erstere herzustellen, und auf den Kanzeln keine Streitfragen zu dulden; mit der letzteren könne man es die Theologen halten lassen, wie sie wollten."

Schnell regten solche Schriften den Zeloteneifer der lutherischen

Prediger auf, und der Paſtor Neumeier zu Hamburg erklärte, daß eine Union mit den Reformirten allen zehn Geboten, allen Bitten des Vater Unſers, und den Artikeln von der Taufe, vom Amte der Schlüſſel und vom Abendmahl gleich ſehr zuwiderlaufe. „Wir Lutheraner, ſagte er unter anderem, haben die „Majora“ für uns. Wir wiſſen auf das Allergewiſſeſte, daß wir in unſerer Religion ſelig werden können, und die Calviniſten geſtehen uns dieſes zu, wogegen ſie nichts anderes, als den falſchen Wahn haben, in ihrer Religion auch ſelig werden zu können: warum ſollten wir alſo das Manna des Lebens mit Zwiebeln und Knoblauch vertauſchen? Eine ſolche Union iſt wider das erſte Gebot; denn ſie geſchieht aus Furcht vor den Papiſten, da man alſo Gott nicht über alle Dinge fürchtet; — wider das zweite, weil die Prediger ihren Eid auf die ſymboliſchen Bücher brechen ſollen; — wider das dritte, weil ſie den Feiertag nicht mehr durch den Kampf für das Wort Gottes heiligen, ſondern wie ſtumme Hunde ſeyn ſollen; — wider das vierte, weil Luther unſer geiſtlicher Vater iſt, den wir zu ehren haben; — wider das fünfte, weil die Seelen getödtet werden würden; — wider das ſechste, weil Vereinigung mit einer falſchen Religion Ehebruch iſt; — wider das ſiebente, weil die Religionsflicker ſich Aemter zu erſtehlen ſuchen; — wider das achte, weil man falſches Zeugniß wider Auguſtin und Luther ablegt, als ob dieſelben mit den Reformirten in der Lehre von der Gnadenwahl einſtimmig wären, und wider die Augsburgiſche Confeſſion und Concordienformel, als wäre darin nichts gegen die Reformirten enthalten; — wider das neunte, weil die Reformirten ſich in unſere Gotteshäuſer eindrängen, und dieſelben hinwegnehmen wollen; — wider das zehnte, weil den Unſrigen ihr Unterhalt durch Entziehung der geiſtlichen Einkünfte genommen, oder geſchmälert werden würde. Nachdem er in dieſem Tone den ganzen Katechismus gegen die Union angewendet hatte, ſagte er zum Schluß: „wenn Chriſtus mit Belial Frieden ſchließen werde, dann werde auch Luther mit Calvin ſich verbrüdern. Er halte es für beſſer, ein unvernünftiges Thier und ein elender Wurm, als der vornehmſte auserwählteſte calviniſche Dogmatiker zu ſeyn; denn dieſer habe ja

von seinen Lehrsätzen die Hölle zu erwarten." In gleichem Sinne, obgleich in gemäßigterem Tone, ließ sich auch der gelehrte Kirchenrath Cyprian zu Gotha vernehmen, indem er in einer Union der Lutheraner und Reformirten nur die Pest des Indifferentismus erblickte, eine wahrhaft prophetische Ansicht, die sich nach hundert Jahren vollkommen bewährte.

Während nun die Lutheraner jede Union mit den Reformirten auf das heftigste bekämpften, und das protestantische Corpus zu Regensburg bloß durch Unterdrückung der polemischen Schriften den äußeren Frieden zu erhalten strebte, griff aber der König Friedrich Wilhelm I. diese Sache nach seiner Weise an, und unternahm es, die beabsichtete Verträglichkeit beider Confessionen selbst zur Gleichförmigkeit zu steigern. Da er nach seiner schrankenlosen Herrschergewalt den Staat wie dessen Kirche sich völlig unterwürfig erachtete, so erleichterte der militärische Fuß, den er bei dem ersteren eingeführt hatte, auch die Ausführung seines Vorhabens bei der letzteren. Hatte er daher schon im Jahre 1714 das Zeitmaaß jeder Predigt bei zwei Thaler Strafe auf eine Stunde bestimmt, und einige Jahre später allen Geistlichen befohlen, in jeder Predigt auf Treue, Gehorsam gegen den König, und auf willige Leistung ihrer Schuldigkeiten bei den Unterthanen zu dringen, so verbot er nun in den Jahren 1719 und 1723 bei Amtsentsetzung, oder noch härteren willkührlichen Strafen alles Polemisiren zwischen den Lutheranern und Reformirten, und verordnete, daß die inneren Einrichtungen der lutherischen und reformirten Kirchen, sowie die Kleidung der Prediger ganz uniform seyn sollten, weßhalb die Lutheraner ihre Altäre, Lichter, Tafeln und Meßgewänder beseitigen, die Gottesdienste allenthalben, wie in der reformirten Garnisonskirche zu Berlin, gehalten, und die Vortragung des Crucifires bei den Begräbnissen unterlassen werden mußte. Wie demnach schon zu Luthers Zeiten sein schlechtes Kirchenmachwerk in die Hände der Juristen fiel (Pag. 125), so gerieth es nun noch hohnvoller in jene eines — Soldaten. In diesem Geiste bekümmerte sich also der König sehr wenig um die Dogmen der Lutheraner und Reformirten, desto mehr aber um ihre äußere Uniformität,

übertrug demnach sein Militairreglement auch auf die Kirche, bestimmte, wie bei jenem, auch bei dieser für Alles Zeit und Stunde, befahl statt der Privatbeichte alle Samstage eine bloße Generalbeichte zu halten, und bei Spendung des Segens das Absingen desselben, sowie das Kreuzmachen zu unterlassen. Einige Jahre später wurden auch die Prediger der Kurmark rottenweise nach Berlin berufen, wo der Geheimrath von Reichenbach über sie die „Revue" hielt, ihnen den Gottesdienst und die Einrichtungen der dortigen Petrikirche als Muster vorstellte, und sie gegen jede Einwendung über des Königs Willen auf das ernstlichste warnte. Eine gleiche Verordnung erging auch an das Herzogthum Magdeburg, und an das Fürstenthum Halberstadt, mit dem Bemerken, daß jeder Prediger, der einiges Bedenken habe, und eine Gewissenssache darin erblicke, zu seiner Beruhigung seine Dienstentlassung sogleich erhalten könne. Indem nun auch das Singen in den Kirchen verboten wurde, reichten die lutherischen Prediger von Magdeburg mehrmalen bei dem Könige Bittschriften ein, man möchte ihnen doch die Religionsfreiheit ungekränkt, und somit auch ihren erbaulichen Gottesdienst belassen, indem der Gebrauch des Kirchengesangs nicht aus dem Papstthume, sondern aus der ersten christlichen Kirche herstamme. Trotz ihrer demüthigsten Bitten blieb aber der königliche Befehl, gleich einer militärischen Dienstordre, gegen die man weder Einrede machen, noch „raisonniren" darf, in seiner vollen Kraft, und die meisten Prediger, gebunden durch Frau und Kinder an das zeitliche Brod, fügten sich schnell dem königlichen Willen. Unter den Wenigen aber, die es nicht thaten, dagegen auf mancherlei Weise reclamirten, und über die bedenkliche Mißstimmung ihrer Gemeinden berichteten, die sich unter die Juden, welche doch in ihren Synagogen singen dürften, herabgesetzt fühlten, griff der König aus der Mitte der Widersprecher den Prediger Braun heraus, nahm ihm zur Warnung der übrigen seine Stelle, und besetzte sie sogleich mit einem anderen. Dieses wirkte, und alle bis auf zwei unterwarfen sich dem königlichen Kirchenordinarius. Obgleich nun die Magdeburgischen und Halberstädtischen Länder erst durch den westphälischen Frieden, und daher mit voller

Religionsfreiheit unter die brandenburgische Herrschaft gelangt waren, und deßhalb die Verwendung des protestantischen Corpus zu Regensburg und den Schutz des Reiches gegen eine solche Anwendung des landesherrlichen Reformationsrechtes in Anspruch nehmen konnten, wagten sie es doch nicht, gegen diesen militärischen Reformator aufzutreten, und mußten sehen, wie das Kirchenwesen der Katholiken ungestört blieb, während sie, die ersten Kinder der kirchlichen Revolution, und der sogenannten religiösen Freiheit unter dem Stocke eines reformirten Königs und kirchlichen Despoten sich demüthigst schmiegen mußten. Der König aber, der vorzüglich die Wiedervereinigung der beiden protestantischen Parteien im Auge hatte, hielt fest an den Grundlehren, in welchen jene beide mit einander, sowie mit der katholischen Kirche übereinstimmten; und da er in den Geistlichen die Träger und Wächter der Rechtgläubigkeit erblickte, machte er allein gegen sie, wie gegen die höheren Oberoffiziere, von seinem königlichen Prärogativ, dem Stocke, keinen Gebrauch. Wurde ihm aber ihre Rechtgläubigkeit verdächtig, dann strafte er aber selbst ohne Untersuchung desto strenger. Da in jener Zeit schon der Indifferentismus, und mit ihm selbst atheistische Principien sich verbreiteten, verbot der König den Druck, den Verkauf und die Einbringung solcher atheistischen Bücher unter lebenslänglicher Karrenstrafe. In welchem Geiste aber der König jederzeit verfuhr, zeigt seine Behandlung des berühmten Philosophen und Professors Wolf zu Halle. Dieser Mann war ein guter Christ, und stand wegen seinen großen Kenntnissen in der ganzen civilisirten Welt, und selbst bei dem preußischen Ministerium in hohen Ehren. Seine Feinde, die Theologen, aber wußten dem Könige beizubringen, Wolf habe über die unbedingten göttlichen Rathschlüsse, und über die Vorausbestimmungen Gottes solche Ansichten geäußert, durch die, sollten sie im Leben Anwendung finden, auch nothwendig die Desertion der Soldaten nicht mehr bestraft werden könnte. Hierdurch war nun der König auf seiner empfindlichsten Seite angegriffen *), und ohne weitere Unter-

*) Nach Artikel 14 seiner Instruktion für das General-Direktorium bestimmte er, daß, wenn ein Deserteur bei einer Ortschaft durch-

ſuchung erließ er höchſteigenhändig den Befehl, Wolf ſolle bei Strafe des Strangs binnen 48 Stunden die Univerſität Halle und die ſämmtlichen preußiſchen Lande verlaſſen.

Da man den Charakter des Königs in Deutſchland kannte, fiel auch der Mißhandelte nicht in der allgemeinen Achtung, und er fand ſogleich eine Anſtellung in Marburg mit erhöhter Beſoldung. Auch ſeine philoſophiſchen Werke erhielten ſchnell eine größere Verbreitung, und Kirchenfürſten, wie Jeſuiten, erkannten den Geiſt der Wahrheit, der ſich in ihnen kund gab. Selbſt die proteſtantiſchen Theologen neigten ſich endlich zu ihnen hin, indem ſie, um dem einreiſſenden Indifferentismus zu begegnen, in jenen das einzige Mittel erkannten, durch Beweiſe aus Vernunftsbegriffen ihrem ſtützenloſen Kirchenſyſteme eine Stütze zu geben.

So erhielt denn Wolf nach dreizehn Jahren die Genugthuung, daß auf Bitten hoher Gönner eine Commiſſion die gegen ihn früher erhobene Anklage unterſuchte, und ſolche nichtig erkannte, worauf der König, um ſeiner Univerſität Halle mehr Zugang, und hierdurch einen höheren Ertrag der dortigen Gefälle ſich zu verſchaffen, ihm die Vicekanzlerſtelle mit 1200 Thl. Gehalt anbieten, jedoch das Verbot, über deſſen Schriften zu leſen, beſtehen ließ, welches Anerbieten Wolf natürlich ablehnte.

Während alſo der König von Preußen auf dem Wege der Gewalt die äußere Kirchenuniformität zwiſchen den Lutheranern und Reformirten erzwang, und die Denkthätigkeit der gelehrten Layen täglich mehr der Kirchgläubigkeit der Theologen entgegentrat, wurde hierdurch nicht allein der Indifferentismus geſteigert, ſondern auch der Anlaß zur Bildung einer neuen Secte gegeben, die ein vornehmer und geiſtreicher Mann in dieſer Zeit ins Leben rief. Der junge Graf von Zinzendorf, fromm von Natur, und überdieß im Pietismus erzogen, fühlte ſchon in ſeiner Jugend einen großen Hang zur Theologie; doch ſprach ihn gar Vieles

---

oder vorbeigekommen, und die Gemeinde zu arm wäre, die für ſolche Fälle beſtimmten Strafgelder zu zahlen, die angeſehenſten Einwohner einige Monate karren ſollten.

nicht an, was die Lutheraner lehrten, und that daher Manches, was jene ärgern mußte. So nahm er an dem mit größtem Glanz gefeierten Reformationsfeste im Jahre 1717 keinen Theil, verschloß sich zu Witteuberg in sein Zimmer, fastete und betete wie an einem Trauertage, und dichtete einen Klaggesang über das Verderben der protestantischen Kirche. — Als seine hohen Verwandten diese Geistesrichtung des jungen Grafen erfuhren, und es sehr unschicklich erachteten, daß einer ihrer Verwandten protestantischer Prediger werden wolle, beeilten sie sich, ihn von der Universität zu entfernen, und in das Ausland zu senden, um ihn durch mancherlei Zerstreuungen auf andere Gedanken zu bringen. So reiste er denn nach Paris, lernte dort die hohe Clerisey und die Mönchsorden kennen, und gewann über sie ganz andere Ansichten, als ihm durch den Pietismus beigebracht worden *). Nach seiner Rückkehr nahm zwar der Graf eine

---

*) Späterhin erklärte sich der Graf darüber schriftlich, wie folgt: „Seitdem ich mit den Katholischen wenig Umgang und Correspondenz mehr habe, fang ich an, mich über ihre Geduld, Raisonnabilität und Toleranz hintenach zu verwundern, daß sie so viele, zum Theil ungegründete, heftige Disputationes und Krikeleien, deren ich mich in meiner Jugend schuldig gemacht, von mir haben vertragen, meine damalige Bekehrsucht aufs Beste deuten, und mich doch so viele Jahre nicht hassen noch drücken mögen. Wollte Gott, daß meine Glaubensgenossen mit mir so raisonnabel und christlich gehandelt hätten, als ich die Katholischen dreißig Jahre lang in allen Occasionen gefunden; selbst 1719 und 1729, da ich in ganz diversen Ländern bei Religionsmotibus mit ihnen zu thun gehabt, und sie mir entgegenstehen müssen, wobei sie sich nicht einbilden können, daß mein Lehrsystem aus dem Consilio Tridentino genommen sey, und ich ihnen über das von meinem Volke übel beschrieben wat. Aber es ist eine radicirte, praktische ἐυλάβεια in der katholischen Kirche, nicht so viel Haß und Libertinage gegen die Anbeter Jesu, als bei manchen trockenen und regellos disputirenden Protestanten, und so wenig ich mir das römische Lehrsystem mit dem meinigen zu reimen weiß, oder sie begehren, für Herrnhuter zu passiren, zumal in Articulo de Ecclesia, so sehr ehre ich ihre praktische Condescendenz für alle stille, unsektirische

Rathsſtelle in Dresden an, beharrte jedoch bei ſeiner Lieblingsneigung, indem er in ſeinem Hauſe Collegia pietatis hielt, und darin alle Sonntage predigte. Als er nun bei dieſer Gelegenheit einen Mähren kennen lernte, der ihn mit den Verhältniſſen der mähriſchen Brüder, und mit ihrer Sehnſucht nach einer freien Religionsübung bekannt machte, ertheilte er demſelben und ſeinen Glaubensbrüdern die Erlaubniß, auf ſeinem Gute Barthelsdorf in der Oberlauſitz ſich niederzulaſſen, wo ſie, durch neue Ankömmlinge verſtärkt, eine kleine Stadt gründeten, und ſie Herrnhut nannten.

Ein Gemiſch von mähriſchen Brüdern, Lutheranern und Reformirten, von Böhmen, Mähren und Deutſchen, konnte aber bei ihren verſchiedenen Religionsanſichten nicht lange in Einigkeit beſtehen, und ſchon wollte die Gemeinde ſich wieder auflöſen, als der Graf herbeieilte, die Streitenden verſöhnte, und eigene Statuten verfaßte, nach welchen der Glaube an die Erlöſung durch Chriſtum, und die chriſtliche Liebe als das gemeinſchaftliche Band für Alle gelten ſolle (Mai 1727). Der Graf behielt die Oberleitung, wurde jedoch von zwölf gewählten Aelteſten dabei unterſtützt. Als ſpäterhin mehrere Gemeinden ſich bildeten, machte der Graf aus den drei Hauptbeſtandtheilen, den Anhängern von Huß, Luther und Calvin, eben ſo viele Tropen, denen er eigene Vorſteher gab, während die Prediger von einem Tropus zugleich auch als Prediger für die übrigen, und als Spender ihres Abend-

---

und in Abſicht auf Allotria und Intrignen unverdächtige Chriſtenmenſchen in ihrer eigenen und noch vielmehr extra casum litis in fremden Religionen. Sie führen das Anathema gegen den Gegner im Munde und Panier, und haben oft viel Billigkeit gegen ſie in Praxi. Wir Proteſtanten führen Libertatem im Munde und auf dem Schilde, und es gibt unter uns in Praxi (das ſage ich mit Weinen) wahre Gewiſſenshenker. Beſſere dich Jeruſalem!" — Als der Graf in ſeinem Abſchiedsſchreiben an den Erzbiſchof von Paris die Hoffnung ausſprach, daß ſie beide einmal Gott ſehen würden, erkannte ein berühmter ſächſiſcher Theologe dieſes für einen wunderlichen und ſynkretiſtiſchen, ja unverantwortlichen Ausdruck.

mahls dienten. In dieſer Weiſe war der Sectengeiſt befriedigt, indem jeder den Namen der Kirchenpartei, die ihm lieb geworden, feſthielt, und einer Union gern ſich anſchloß, in der, ohne irgend einer Glaubensmeinung zu nahe zu treten, der früher beabſichtete Synkretismus wenigſtens in der bürgerlichen Verbindung verwirklicht wurde. Der erſte Biſchof war David Nitſchmann, geweiht im Jahre 1735 von Jablonky, dem Biſchofe der mähriſchen Brüder zu Berlin; zwei Jahre ſpäter ließ ſich auch Zinzendorf von jenen beiden weihen, legte zwar dieſe Würde im Jahr 1741 wieder nieder, behielt aber die Oberleitung bis zu ſeinem Tode (1760). Die zinzendorfiſche Stiftung bleibt daher als Verſuch bedeutſam, die Disharmonie in der proteſtantiſchen Kirche in eine Art Harmonie in dem bürgerlichen Leben zu verwandeln, die republicaniſchen und hierarchiſchen Elemente, das Gemeindeweſen des Urchriſtenthums und die Societätsverfaſſung der Jeſuiten mit ihrem unbedingten Gehorſam gegen ihre Oberen in einen Bau zu verſchmelzen; der kunſt- und ernſtvollen Symbolik der katholiſchen Kirche die einfachſten Formen des proteſtantiſchen Cultus entgegen zu ſtellen; den Handels- und Erwerbgeiſt, als das anſprechendſte Verbindungsmittel, zum Grundpfeiler ihrer Miſſionen zu machen; ſtatt der katholiſchen Klöſter Brüder- und Schweſternhäuſer zu errichten, und zur Ertheilung der Weihen das biſchöfliche Amt, und mit ihm die apoſtoliſche Handanlegung beizubehalten. Zwar hat ſich dieſe Brüderſchaft durch ihre lockende Handelsverbindung ſeit ihrem hundertjährigen Beſtand in allen vier Welttheilen verbreitet; doch ihre geringe Zahl von 80,000 Seelen dürfte ſicher zum Beweiſe dienen, daß auch jener Verein kein Gottes-, ſondern nur ein eitles Menſchenwerk geweſen, das aus dem Thätigkeitstriebe und der Begeiſterung einzelner geiſtreicher Menſchen hervorgegangen, bei deren Abgang bald ſtille ſtand, und allmählig ſeinem Ende naht.

Hatte aber Deutſchland einſt durch ſeine Schriften, durch ſeine Miſſionäre, und durch ſeine bewaffneten Söldner die kirchliche Revolution in England ein- und durchgeführt, ſo machte nun England ihm mit ſeinem Freimaurerorden das würdigſte Gegengeſchenk. Denn gerade in jenem Lande, wo durch die

Glaubenstrennung so viele Secten entstanden waren, und die Katholiken äußerst mißhandelt wurden, wo der Despotismus der durch das Gesetz etablirten Hochkirche alle Andersglaubenden so sehr drückte und verfolgte, suchten diese mit Beseitigung ihrer eigenen Glaubensverschiedenheit durch einen geheimen politischen Verein anfänglich bloß zur Vertheidigung, späterhin selbst zum Angriff gegen die Hochkirche und die sie schützende Regierung die nöthige Stärke zu gewinnen. Dieser Verein gründete sich aber auf die alten Baucorporationen, Bauhütten oder Logen, in welchen früherhin selbst Viele, wenn sie auch das Handwerk nicht kannten oder trieben, um geselliger Zwecke willen aufgenommen wurden. So sagten nun im Jahre 1717 alle diese von den eigentlichen Bauzünften sich los, und bildeten mit Beibehaltung der alten Gesetze und Liturgien einen neuen Verein der freien, oder unzünftigen Maurer, der die religiöse Zerrissenheit durch eine politische Einheit ersetzen, und sein eigentliches Streben unter einer förmlichen Gesellschaftsverfassung und unter einem geheimnißvollen symbolischen Cultus verbergen sollte. Bei den Eingeweihten war die brüderliche Liebe, Hilfe, Treue und ein unverbrüchliches Schweigen die erste Pflicht; für die Nichteingeweihten war die Menschenliebe, die Duldung und der unbedingteste Gehorsam gegen die bestehende Obrigkeit als Aushängschild aufgestellt. Den Standesunterschied suchte man zwar hinter einer geselligen Gleichheit zu verbergen; doch zu Stuhlmeistern einzelner Logen wurden nur angesehene Männer, zu Großmeistern der ganzen Brüderschaft nur sehr hohe Personen erwählt, die jedoch sehr oft nur als Drathpuppen erschienen, deren die Schlauheit der unter ihnen stehenden Glieder zu ihren Zwecken sich bediente. So ertheilte denn im Jahre 1730 der damalige Großmeister in England, Herzog von Norfolk, einem deutschen Adeligen das Patent als Provinzial-Großmeister von Niedersachsen, und schon nach wenigen Jahren wurde die erste Loge in Hamburg, und dann in Braunschweig, Berlin, Leipzig, Altenburg errichtet. Diese neue Form geistiger Gemeinschaft, unter der sich meistens der gröbste religiöse Indifferentismus verbarg, mißfiel aber gleich den Katholiken, wie auch den Protestanten, die auf

ihr Kirchenthum noch einigen Werth legten. Als daher die Kirche die Tendenz jener Vereine schnell durchschaut hatte, die unter „Zerstörung jedes Aberglaubens und Zerbrechung aller Ketten“ nur die Beseitigung des Christenthums und jeder monarchischen Regierungsform verstanden, und dieses Ziel mit Beharrlichkeit und List verfolgten, erließ der Papst Clemens XII. schon am 28. April 1738 die Bulle: „In eminenti“ — gegen alle geheimen Gesellschaften, namentlich gegen die Freimaurer, die sich täglich weiter verbreiteten, alle für ihre zweckdienlichen Personen ohne Unterschied in ihre Verbrüderung aufnähmen, ihre eigenen Gesetze besäßen, und durch einen strengen Eid auf die Bibel, und unter den schwersten Strafen zum unverletzlichsten Stillschweigen sich verbinden müßten. Zur Vermeidung der großen Uebel, die aus solchen ungesetzlichen Vereinen für die zeitliche Ruhe der Reiche und für das Heil der Seele entständen, verdammte und verbot der Papst alle jene unter der Strafe des Kirchenbanns, und dehnten zugleich diesen auf solche Helfershelfer aus, die jene Unternehmungen auf irgend eine Weise unterstützen würden. In gleichem Geiste erließ auch der Papst Benedikt XIV. im Jahre 1751 die Bulle „Providas,“ indem er in jenen geheimen Gesellschaften nur das gefährlichste Werkzeug zur Zerstörung der Kirche und Umwälzung der Staaten erblickte. Doch auch die Protestanten erkannten bald die Gefahr, die ihrem Kirchenwesen drohte, und das Consistorium zu Hannover, dem der Binde-Schlüssel für die Layen fehlte, verordnete bloß unter dem 14. Jan. 1745, daß einem Prediger, der Freimaurer geworden, dieß nachdrücklich verwiesen, derselbe auch angehalten werden solle, sich sofort wieder loszumachen, und den dabei üblichen Gebräuchen zu entsagen; für die Folge aber der Beitritt allen anderen Geistlichen bei nachdrücklicher Strafe zu untersagen sey, indem Geistliche am wenigsten befugt seyen, einer Societät, deren Gesetze und Statuten sie vorher nicht einsehen dürften, mit eidlichen Verpflichtungen sich beizugesellen, wenn gleich vorgegeben werden möchte, daß das vornehmste Absehen der Societät in einem Bunde der Liebe bestehe, allermassen die Christen in der heiligen Schrift ein so starkes Band der Liebe

haben, daß sie kein anderes bedürfen. — Trotz allen diesen geistlichen und selbst weltlichen Verboten gewann aber der Freimaurerorden täglich einen festeren Bestand und eine größere Verbreitung, und es zeigte sich bald, daß seine politische Verbindung nicht nur als eine bittere Ironie der verlornen kirchlichen Einheit, sondern selbst als das geeignetste Mittel dienen sollte, wodurch die rächende Nemesis, wie sie immer pflegt, der kirchlichen Revolution auch die politische sehr schnell folgen lassen konnte.

Maria Theresia Königin. Kaiser Karl VII. (1742–1745). Oesterreichischer Erbfolgekrieg (1740—1748). Friede von Aachen (1748).

Der bekannte Spruch „humanum paucis vivit genus" bleibt eine in der Geschichte begründete, und die göttliche Weltregierung bezeichnende Wahrheit, indem die Gottheit öfters nach ihren geheimen Zwecken ganz unvermuthet die Leitung eines Staates einem Regenten abnimmt, und solche einem anderen überweist, der an die Spitze seines Zeitalters tretend, das Gepräge seines Geistes ihm aufdrückt, und das Werkzeug bildet, womit eine höhere Hand die künftigen Geschicke eines solchen Staates einleitet und durchführt. So starb denn Friedrich Wilhelm I. am 31. Mai 1740, und hinterließ seinem Sohne Friedrich II. ein Heer von 70,000 Mann, einen gefüllten Schatz, und ein durch den höchsten Absolutismus völlig geknechtetes Volk. Indem dieser nun die inneren und äußeren Verhältnisse der großen europäischen, wie auch der kleinen deutschen Staaten kannte, und von der Armee, diesem müssigen Spielwerk seines Vaters, auch einmal zu rechter Zeit Gebrauch machen wollte, behielt er nicht nur den Militairstaat, mit Ausnahme der kostbaren Riesengarde, bei, sondern vermehrte ihn auch noch mit sechszehn Bataillone Infanterie, fünf Schwadronen Husaren und einer Schwadron Garde du Corps. Denn ihm war es nicht um eine salomonische Regierung, wie Voltaire ihm rieth, sondern um Vergrößerung seines Reichs, und um die Hegemonie des protestantischen Deutsch-

lands zu thun, und dieſes Ziel feſt im Auge, erblickte er nur in ſeiner Waffenmacht das Mittel zu deſſen Erreichung. Auf jene ſich ſtützend, bekümmerte er ſich auch nie um das Recht und die Urtheile der Reichsgerichte, und erledigte in den erſten Monaten ſeiner Regierung einen Streit mit dem Biſchofe von Lüttich, indem er 1200 Grenadiere und 200 Dragoner in das Lütticher-Land einrücken ließ, und den Biſchof zwang, die ſtreitigen Hoheitsrechte über die Herrſchaft Heriſtall ihm abzukaufen. Als nun auch Kaiſer Karl VI. am 20. Oktober 1740 mit Tod abging, und dieſer in Hoffnung, eine männliche Nachkommenſchaft noch zu erzielen, es unterlaſſen hatte, durch die Wahl ſeines Eidams zum römiſchen Könige das Kaiſerthum bei der öſterreichiſchen Monarchie zu erhalten; wendete Friedrich II. ſeine Vergrößerungspläne ſogleich auf ein öſterreichiſches Erbland hin, und jene proteſtantiſche Raubſucht, die er früher als die Quelle der kirchlichen Revolution bezeichnet hatte, ſetzte er als Glied des Reichs gegen ein anderes Reichsglied, dem der Kaiſertitel mangelte, um ſo leichter fort.

Schnell erkannte aber auch bei ihrer Thronbeſteigung die Königin Maria Thereſia, dieſe ſchöne und kräftige Frau von 24 Jahren, die mißlichen Verhältniſſe, in denen ſie ſich befand; ſie ſuchte demnach die Mißgriffe ihres Vaters ſo viel wie möglich zu verbeſſern, übertrug ihrem Gemahl Franz, dem Großherzoge von Toscana, die Führung der böhmiſchen Churſtimme und die Mitregentſchaft über die geſammte öſterreichiſche Monarchie, führte durch Entfernung vieler Tauſend Hofſchmarozer die größte Sparſamkeit ein, und gab den bis dahin verhafteten Generalen Seckendorf, Walles und Neipperg ſammt der Freiheit auch ihre Aemter und Würden zurück. Der erſte, der nun die Großherzogin von Toscana nicht als Erbin der öſterreichiſchen Monarchie anerkannte, war der Churfürſt Karl Albrecht von Bayern, indem er als Gemahl einer joſephiniſchen Erzherzogin die Erbſchaft jenes Reichs für ſich anſprach. Dahingegen nahm Friedrich II. keinen Anſtand, Maria Thereſia als rechtmäßige Beſitzerin der öſterreichiſchen Monarchie unter dem Titel „Königin von Ungarn und Böhmen“ anzuerkennen, rückte aber zum Er-

ſtaunen dieſer ſchon nach drei Wochen mit 30,000 Mann in Schleſien unter dem Vorwand ein, daß er dieſes Herzogthum, als die Vormauer ſeines eigenen Landes, gegen diejenigen ſicher ſtellen wolle, die etwa einige Anſprüche an die öſterreichiſchen Erblande machen könnten. Zugleich ließ ihr der König ſeinen Beiſtand zur Aufrechthaltung der pragmatiſchen Sanction, ſeine Stimme für ihren Gemahl bei der Wahl eines Kaiſers, und eine Summe von zwei Millionen Thaler antragen, und forderte dafür anfänglich die Abtretung des ganzen Herzogthums Schleſien, und ſpäter nur einen Theil deſſelben als Entſchädigung für die dabei zu übernehmende Gefahr.

Maria Thereſia wollte aber ihre Regierung nicht mit Zerſtückelung ihres Reiches beginnen, und vertrauend auf ihr Recht und auf die Unterſtützung Rußlands und der Seemächte, wies ſie den Antrag Friedrichs II. mit Ernſt zurück. Zwar ließ Friedrich II. damals eine Schrift über ſeine Anſprüche auf die Fürſtenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Wohlau, Brieg ꝛc. im Druck erſcheinen, von denen er jedoch ſpäterhin als Geſchichtſchreiber keine Erwähnung mehr thut, und die ohne den Erfolg ſeiner Waffen nie Gültigkeit erlangt hätten. Er ſelbſt aber war in ſeinen ſpätern Schriften offenherzig genug, zu bekennen, daß die Größe ſeines unbeſchäftigten Heeres, ſein gefüllter Schatz, dann ſeine eigene Lebhaftigkeit, ſein Ehrgeiz, ſein Intereſſe und der Wunſch, von ſich ſprechen zu machen, ihn zum Krieg beſtimmt habe.

Obgleich wir nun das Selbſtgeſtändniß Friedrichs II., in welchem der Geiſt eines wahren Eroberers ſich hinlänglich ausſpricht, gern anerkennen, glauben wir jedoch, daß die nun eingetretenen Ereigniſſe in ihrem Verlauf, wie in ihren Folgen, mehr die Hand des Herrn, als jene des genialen Königs bezeichnen, indem der öſterreichiſche Erbfolgekrieg nöthig war, um den elenden Zuſtand des religiös und politiſch zerriſſenen Deutſchlands, ſowie die Schlechtigkeit der chriſtlichen Kabinete, der Welt noch einmal recht handgreiflich vor Augen zu legen. Denn hätte Maria Thereſia den ganzen Umfang des am franzöſiſchen Hofe zur Zerſtücklung der öſterreichiſchen Monarchie gemachten

Planes gekannt, ſicherlich würde ſie ihren gefährlichſten Gegner, Friedrich II., durch Zugeſtändniſſe beſchwichtigt, und ſich verpflichtet haben, wie auch einſt Ferdinand II. in bedrängter Lage den Churfürſten von Sachſen, Johann Georg, durch Ueberlaſſung der Ober- und Niederlauſitz in ſein Intereſſe zog, und ihr eigener Vater den Herzog von Savoyen, durch Abtretung großer mailändiſcher Gebiete, für ſeine pragmatiſche Sanction gewann. Indem nun die Königin in jener Zeit nur in den Preußen und Bayern ihre Gegner erkannte, und dieſen gewachſen zu ſeyn glaubte, ergriff auch ſie die Waffen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und es kam am 10. April 1741 bei Molwitz zur Schlacht, worin nach dem hartnäckigſten Kampfe der preußiſche Feldmarſchall Schwerin die Oeſterreicher zum Rückzug zwang. Schnell erregte dieſer Sieg alle Gegner Oeſterreichs zu deſſen Zerſtücklung auf, und da man dieſe nicht für ſehr ſchwierig hielt, beeilte ſich Jeder, dabei Hand anzulegen, um bei der Theilung nicht zu kurz zu kommen. Wie immer gab Frankreich hiezu den Impuls, obgleich es für die Anerkennung und Gewährleiſtung der Erbfolge ſchon das ihm wohlgelegene Lothringen erlangt hatte, und der erſte Miniſter Cardinal Fleury ſelbſt die Anſicht hegte, in keine Feindſeligkeiten mit Oeſterreich ſich einzulaſſen. Doch der alte, auf den Sturz Oeſterreichs gerichtete Nationalgedanke fand durch die Brüder Belleisle am Hofe vielen Beifall, und der Glaube wurde allgemein, man könne jetzt ſehr leicht das Haus Habsburg in ſeinem letzten Zweige ſtürzen, ſein Erbe vertheilen, und Deutſchland völlig zu einem untergeordneten Wahlreich und zu einer leichten Beute machen. Unter dieſer Vorausſetzung erhielt denn der Marſchall Belleisle den Auftrag, nach Deutſchland zu gehen, die Kaiſerwahl dort zu leiten, und zur Zerſtücklung der öſterreichiſchen Erblande die nöthigen Verträge abzuſchließen. Zur Erreichung jenes Zweckes beſuchte dieſer zuerſt die Höfe der drei geiſtlichen Churfürſten, ging dann nach Dresden, hernach in das Lager des Königs von Preußen, und endlich nach München. Hier wurde nun auf dem Schloſſe Nymphenburg die Theilung der öſterreichiſchen Monarchie förmlich verabredet, wonach Böhmen, Oeſterreich, Tyrol und Breisgau

an Bayern, Oberſchleſien und Mähren an Sachſen, Niederſchleſien an Preußen, die Lombardei, Parma und Piacenza an Spanien, die belgiſchen Provinzen an Frankreich kommen, und nur Nieder- und Inneröſterreich, ſammt dem Königreiche Ungarn, der Königin Maria Thereſia verbleiben ſollte. Zugleich wurde die Erwählung Karl Albrechts zum Kaiſer feſtgeſetzt, wogegen dieſer ſich verpflichtete, daß er den Spaniern zur Erwerbung der öſterreichiſchen Lande in Italien behilflich ſeyn, und auch nie die Länder und Städte, welche die Franzoſen am Rhein beſetzen würden, als Kaiſer zurückfordern wolle. Um das Maaß ſolcher ſchändlichen Verträge voll zu machen, bemühten ſich auch die Franzoſen, den türkiſchen Sultan gegen Oeſterreich aufzureizen. Dieſer jedoch bewies ſeine Ehrenhaftigkeit in Haltung des Vertrags wegen der Erbfolge, und ſpottete über die Ehrloſigkeit der chriſtlichen Mächte.

Auf einmal ſah denn Maria Thereſia von dem halben Europa mit Krieg ſich überzogen, und fühlte, wie unweiſe ihr Vater gehandelt hatte, als er den treuen Rath des Prinzen Eugen wegen Aufſtellung einer bedeutenden Heeresmacht nicht befolgte. Denn während Friedrich II. in Schleſien immer weiter um ſich griff, und ein franzöſiſches Heer unter dem Marſchall Maillebois die Neutralität der Seemächte erzwang, fiel auch der Churfürſt Karl Albrecht mit Hilfe von 30,000 Franzoſen in Oberöſterreich ein, nahm Linz, und ließ ſich unter dem Titel eines Erzherzogs von Oeſterreich von den Ständen huldigen. Sodann wendete er ſich ſchnell gegen Böhmen, vereinigte ſich dort mit 22,000 Sachſen, und beſetzte am 26. Nov. 1741 die Hauptſtadt Prag, wo er am 19. Dez. als König ſich huldigen ließ, und dabei nicht bedachte, daß durch eben dieſe Krone ein anderer Churfürſt ſchon Ehre, Land und Leute, ein anderer verwegener Condottiere durch den bloßen Griff nach ihr ſogar das Leben verloren habe. — Nach einem Interregnum von fünfzehn Monaten wurde endlich auch Karl Albrecht zu Frankfurt als Karl VII. zum Kaiſer erwählt, wobei Belleisle unter vielen Drohungen wie ein zur Wahl berechtigter Churfürſt ſich benahm.

So waren denn die ſchweren Tage der bitterſten Leiden

und Sorgen über die junge Fürstin hereingebrochen. Doch wie der Stifter des Hauses begonnen, sollte auch sein letzter Sprößling enden, und voll Vertrauen auf Gott, erstarkte Maria Thereſiens Geiſt unter den Anfällen und Gewaltthaten ihrer Feinde. Mit ihrem Prinzen Joſeph auf dem Arme, erſchien ſie auf dem Reichstage zu Preßburg, und erregte dort eine ſolche Begeiſterung unter den verſammelten Ständen, daß in kurzer Zeit zahlreiche Schaaren ins Feld zogen. Denn der Krieg wurde in Ungarn und Oeſterreich nun Sache des Volks; beinahe in Maſſen erhoben ſich die Tyroler, und in dieſer edeln Aufwallung fehlte es auch nicht an ſehr kühnen Führern. Mit einem Heere rückte ihr Gemahl Franz ſchnell in Böhmen ein, und mit einem andern eroberte der General Bärenklau Oberöſterreich wieder (Jan. 1742), drang ſogar in Bayern ein, und beſetzte am 13. Febr. ſelbſt die Hauptſtadt München, wo wenige Tage vorher die Erwählung und Krönung des Churfürſten zum Kaiſer gefeiert worden war.

Um aber den gefährlichſten Gegner, Friedrich II., der durch ſeinen Sieg bei Czaslau ſeine Stellung in Schleſien geſichert hatte, von der Coalition zu trennen, gab der engliſche Geſandte, Lord Hyndfort der Königin Maria Thereſia den Rath, mit Preußen in Unterhandlungen wegen des Friedens zu treten. Indem nun dieſe darauf einging, und ſogar den Geſandten bevollmächtigte, mit dem preußiſchen Miniſter Podelwis die Unterhandlung zu eröffnen, kam am 11. Juni 1742 zu Breslau der Abſchluß des Friedens zu Stande, durch den Preußen faſt ganz Ober- und Niederſchleſien ſammt der Grafſchaft Glaz erhielt, und der erſte ſchleſiſche Krieg ſein Ende fand.

Da in dieſem Frieden auch Sachſen mit eingeſchloſſen wurde, und dieſes ſein Heer von den Franzoſen trennte, verſtärkte ſich durch dieſe Rücktritte das Uebergewicht der öſterreichiſchen Waffen, und die Franzoſen ſahen ſchon am Ende des Jahres 1742 ſich genöthiget, ganz Böhmen zu räumen. Als nun in dieſer Zeit der bayeriſche Feldmarſchall, Graf Seckendorf, die öſterreichiſche Freicorps aus Bayern vertrieben hatte, und die aus Böhmen ziehenden Franzoſen dort ihre Winterquartiere nahmen, kehrte

auch Karl VII. nach München zurück (19. April 1743). Sein Aufenthalt dauerte aber nur wenige Wochen, indem die Bayern bei Braunau eine bedeutende Niederlage erlitten, und die Franzosen in Eile das Land verließen, wodurch der Kaiser sich genöthigt sah, wieder nach Frankfurt abzureisen, nachdem er seinem Feldmarschall, Grafen von Seckendorf, den Auftrag gegeben hatte, mit den österreichischen Feldherrn wegen der bayerischen Truppen und Länder einen Vergleich zu schließen. Wirklich kam dieser am 27. Juni 1743 zu Oberschönfeld zu Stande, durch den ganz Bayern den Oesterreichern überlassen blieb, den Truppen Karls VII. aber bloß ein unangefochtener Aufenthalt in den neutralen Reichslanden gestattet wurde. Wie früher Karl Albrecht in Oesterreich und Böhmen sich huldigen ließ, forderte nun auch Maria Theresia von den Bayern den Eid der Treue und des Gehorsams, und wenn gleich der Kaiser gegen dieses Verfahren der „Großherzogin von Toscana" protestirte, und jede Eidleistung seinen Beamten und Unterthanen strengstens untersagte, brachte diese ohnmächtige Protestation nur über solche das Verderben, die jenes Verbot befolgen zu müssen wähnten.

Während also Karl VII., von Land und Leuten vertrieben, und auf die geringen Erträge des Kaiserthums beschränkt, zu Frankfurt eine armselige Rolle spielte, und noch immer die mächtige Hilfe von Frankreich erwartete, rückte dagegen Englands König, Georg II. mit seiner Armee, die er die „pragmatische" nannte, zur Unterstützung Maria Theresiens an den Main vor, besiegte die Franzosen am 27. Juni 1743 bei Dettingen, und trieb sie über den Rhein zurück.

Hierauf kam am 23. Sept. 1743 zu Worms ein förmliches Bündniß zwischen Großbritannien, Oesterreich, den Generalstaaten und dem Könige von Sardinien zu Stande, dem auch späterhin der sächsische Hof beitrat, durch welches der Königin Maria Theresia alle ihre Länder in Gemäßheit der pragmatischen Sanction garantirt wurden.

Indem nun Ludwig XV. bisher nur als Alliirter der österreichischen Prätendenten aufgetreten war, und nirgends einen zu seinem Ziele führenden Erfolg erblickte, erklärte er in seinem

eigenen Namen an Oeſterreich und Großbritannien den Krieg (26. April und 15. Mai 1744), fiel mit Macht in die öſterreichiſchen Niederlande ein, und eroberte dort in kurzer Zeit vier feſte Plätze. Dagegen waren die Oeſterreicher am Oberrhein fortwährend im Glücke, beſetzten einen großen Theil des Elſaſſes, und bedrohten ſelbſt Lothringen.

Dieſer Stand der Dinge erregte die Beſorgniſſe Friedrichs II., Schleſien könne ihm durch den Wormſer Bund wieder entriſſen werden, und beſtimmte ihn von neuem zum Krieg. Unter dem Vorwande alſo, daß kein patriotiſch-geſinnter Reichsfürſt das Reichsoberhaupt ſeiner Erblande berauben laſſen dürfe, ſchloß er mit dem Kaiſer ein Bündniß, in deſſen geheimen Artikeln feſtgeſetzt wurde, daß Böhmen zwiſchen Bayern und Preußen getheilt werden ſollte. Wirklich brach er nun mit 80,000 Mann, die den Namen „kaiſerliche Hilfsvölker" führten, in Böhmen ein, und eroberten am 16. Sept. die Hauptſtadt Prag, die er jedoch am Ende des Novembers ſchon wieder verlaſſen mußte, indem die mit Macht herbeieilenden Oeſterreicher, Ungarn und Sachſen, ihn ſchnell nach Schleſien zurückdrängten, und vor Ende des Jahres beinah ganz Oberſchleſien und die Grafſchaft Glatz beſetzten.

Da in dieſer Zeit die Oeſterreicher einen Theil von Bayern geräumt hatten, kehrte Karl VII. nach München zurück, wo er am 20. Jan. 1745 an den Folgen ſeines Schreckens über die Niederlage bei Neuneck plötzlich ſtarb, nachdem er während drei kummervollen Jahren den Kaiſertitel geführt hatte.

Sein achtzehnjähriger Sohn Maximilian Joſeph wollte zwar dem franzöſiſch-preußiſchen Bunde treu bleiben; genöthigt jedoch durch den Ueberfall Bathianys zur Flucht, befolgte er den Rath des Grafen Seckendorf, und ſchloß am 22. April 1745 zu Füßen den Frieden mit Maria Thereſia, die ihm ſein ganzes Land zurückgab, nachdem er ihrem Gemahl ſeine Stimme zur Kaiſerwahl verſprochen, und allen Anſprüchen auf die öſterreichiſchen Erblande entſagt hatte. — Obgleich nun der Prinz von Conti mit ſeinem Heere das Wahlgeſchäft zu Frankfurt verhindern wollte, mußte er ſich doch ſchnell vor der heranziehenden

kaiserlichen Armee zurückziehen, worauf am 13. Sept. 1745 der Gemahl Maria Theresiens als Franz I. zum Kaiser erwählt, und am 4. Oktober gekrönt wurde.

Während dieser Zeit hatte Friedrich II. die Oesterreicher und Sachsen bei Hohenfriedberg völlig besiegt (4. Juni 1745), und war hierauf in Böhmen wieder eingedrungen; da er sich aber dort nicht halten konnte, mußte er durch das glückliche Treffen bei Soor sich den Rückzug nach Schlesien erkämpfen. Hier vernahm er, daß die Oesterreicher und Sachsen einen Angriff auf Berlin beabsichtigten; um nun demselben zuvorzukommen, drang er in Sachsen ein, und trieb dort durch das Treffen bei Großhennersdorf die Oesterreicher nach Böhmen zurück, worauf es bei Kesselsdorf zwischen den Preußen unter dem Dessauer und den Sachsen unter Rudowski zu einer mörderischen Schlacht kam (15. Dez. 1745), die zum Vortheil der ersteren ausschlug, und die Einnahme von Dresden zur Folge hatte. — Hier kam nun schnell der Dresdner Frieden zu Stande (25. Dez.), durch welchen Friedrich II. im Besitze von Schlesien blieb, Sachsen gegen eine Million Thaler räumte, und Franz I. als Kaiser anerkannte. Solches Ende nahm der zweite schlesische Krieg, der zwar die Eroberungen Friedrichs II. nicht erweiterte, und nur die Oesterreicher verhinderte, mit ihrer ganzen Macht gegen ihre anderen Feinde, und vorzüglich gegen die Franzosen aufzutreten.

Denn der Krieg Oesterreichs und der mit ihm verbündeten Seemächten dauerte gegen Frankreich und Spanien in den Niederlanden und in Italien, vorzüglich aber auf der See, fort. Besonders in den Niederlanden, wo Oesterreich seine schwache, Frankreich aber seine starke Seite hatte, zeigte sich der Hauptkampf der beiden Mächte. Unter der Anführung des Marschalls von Sachsen, des natürlichen Sohnes Augusts II. und der Gräfin Aurora von Königsmark, bemächtigten sich die Franzosen der sämmtlichen österreichischen Niederlande, mit Ausnahme der Festen Luxemburg und Limburg, griffen selbst das holländische Brabant an, und eroberten Bergenop Zoom, und hernach Maastricht (1745—1748).

Auch in Italien fielen 70,000 Franzosen unter Maillebois ein, und besetzten in Verbindung mit den Spaniern die ganze Lombardei bis auf wenige Festen (1745). Doch schon im folgenden Jahre zeigten sich die Oesterreicher dort mit ihrer ganzen Stärke, trieben die Franzosen über die Alpen zurück, und fielen sogar in Frankreich ein.

Trotz des Glückes der französischen Waffen in den Niederlanden, fühlte doch Frankreich den Verlust seiner Marine und seiner meisten Colonien, wie auch seine steigende Finanznoth täglich mehr, und da die Marquise von Pompadour, die Maitresse Ludwigs XV., es sehr ungern sah, daß der König alljährlich auf einige Monate als Zuschauer zur Armee ging, und daher bei den Ministern auf den Frieden drang, überdieß auch Großbritannien und Holland des Krieges müde waren, so trat im Frühjahr 1748 ein Congreß dieser drei Mächte zu Aachen zusammen, und unterzeichnete schon nach wenigen Tagen die Präliminarien, denen in kurzer Zeit auch Oesterreich beitrat. Doch währten die Unterhandlungen noch den ganzen Sommer hindurch fort, und erst am 18. Oktober 1748 erfolgte der Hauptfriedensabschluß aller Mächte zu Aachen. In demselben war bestimmt: gegenseitige Zurückgabe der von Frankreich und England gemachten Eroberungen; Räumung der sämmtlichen Niederlande; Erneuerung der Garantie der pragmatischen Sanction — dagegen Zusicherung des Besitzes von Schlesien an Preußen und Abtretung der Fürstenthümer Parma, Piacenza und Quastalla an Don Philipp von Spanien von Seiten Oesterreichs; die Unabhängigkeit Toscanas von der österreichischen, und auch Neapels von der spanischen Monarchie.

Der achtjährige österreichische Erbfolgekrieg nahm daher ein ganz anderes Ende, als das französische Cabinet, und besonders die Gebrüder Belleisle sich in Aussicht gestellt hatten, und statt der Zertrümmerung Oesterreichs, und der weiteren Erniedrigung Deutschlands, erhielt und befestigte sich die österreichische Monarchie mit geringen Verlusten, während Frankreich und Spanien die Vernichtung ihrer Flotten, die Plünderung ihrer Colonien, und die Anhäufung ihrer Staatsschulden nur allzutief fühlten.

Denn Maria Thereſia, dem Körper nach Frau, dem Geiſte nach Mann, hatte ihre ſchwere Regentenaufgabe mit vieler Kraft gelöſt, und die geſchichtliche Wahrheit abermals beſtätigt, daß jeder Fürſt, der von mehreren Gegnern angegriffen wird, nicht leicht unterliege, wenn er nur den nöthigen Muth und die Feſtigkeit beſitzt, die erſten Angriffe auszuhalten, und hierdurch Zeit gewinnt, auf geeigneten Wegen ſie zu entzweien und zu trennen.

Gleicht demnach der öſterreichiſche Erbfolgekrieg ganz dem dreißigjährigen Kriege, war dieſer wie jener nur ein wahrer Raubkrieg, ſo unterſcheidet ſich aber der Frieden von Münſter von jenem von Aachen bloß dadurch, daß durch den erſteren große Stücke Deutſchlands dem Ausland zufielen, während durch den letzteren bloß ein kleiner Theil den Herrn wechſelte, bei Deutſchland verblieb, und dem höheren Geſchicke den Weg bahnte, das allmählig über das proteſtantiſche Preußen kommen ſollte.

Kaiſer Franz I. (1745—1765). Maria Thereſia, Kaiſerin, Königin. Der ſiebenjährige Krieg. Veränderte Stellung der Mächte (1756—1663). Frieden von Hubertsburg.

Durch Preußens Länderzuwachs vergrößerte ſich immer mehr der Riß in der deutſchen Reichsverfaſſung, indem nun ſtatt eines verfaſſungsmäßigen katholiſchen Reichsoberhauptes in dem Könige von Preußen ein proteſtantiſches Reichsnebenhaupt hervorging, das immer auf Vergrößerung bedacht, und durch den Erfolg ſeiner beiden ſchleſiſchen Kriege angefeuert, fortan keine Entſcheidung des Reichstags mehr beachtete, und daher in dieſer Zeit auch das Fürſtenthum Oſtfriesland an ſich zog.

So entſtand denn zwiſchen Oeſterreich und Preußen eine dauernde Rivalität und politiſche Geſpanntheit, indem Maria Thereſia den Verluſt ihres ſchönen Schleſiens nicht verſchmerzen, Friedrich II. aber wegen der Art, wie er dazu gelangt war, den Beſorgniſſen, ſie möglicherweiſe wieder zu verlieren,

ſich nicht entſchlagen konnte. Dachte daher jene auf die Wiedereroberung Schleſiens, ſo dachte dieſer nur auf deſſen feſte Behauptung, und für beide wurde nun die wichtigſte Aufgabe, ſich Alliirte zu erwerben, und die zweckmäßigſten Bündniſſe zu ſchließen.

Da in dieſer Zeit manche Grenzſtreitigkeiten in den Colonien einen förmlichen Krieg zwiſchen England und Frankreich veranlaßt hatten, und letzteres Miene machte, das Churfürſtenthum Hannover anzugreifen, ſchloß Georg II., König von England, mit Friedrich II. von Preußen am 15. Jan. 1756 ein Bündniß zur Aufrechthaltung der Neutralität Deutſchlands ab, das für Preußen um ſo wichtiger war, weil Englands Geldmacht ſein nützlichſter und kräftigſter Alliirter wurde. Doch auch Oeſterreich knüpfte nicht allein ſeine freundſchaftlichen Verhältniſſe mit Rußland und Sachſen immer feſter, ſondern ging ſelbſt mit Frankreich, ſeinem dreihundertjährigen Gegner ein Vertheidigungsbündniß am 1. Mai 1756 ein. Friedrich II. aber, durch den Kanzliſten Menzel in Dresden, und ſelbſt durch den Großfürſten Peter von Rußland von den wider ihn gefaßten Anſchlägen genau unterrichtet, und auch auf eine bisher ungewöhnliche Weiſe im Frieden zum Kampfe beſtändig gerüſtet, kam ſeinen Feinden ohne Kriegserklärung zuvor, und begann mit dem Einfall in Sachſen den ſiebenjährigen Krieg.

Am 29. Auguſt 1756 fiel alſo Friedrich II. mit 70,000 Mann in das wehrloſe Sachſen ein, verjagte den Landesherrn nach Polen, und behandelte das Churfürſtenthum wie ſein Eigenthum. Er beſetzte Dresden (6. Sept.), bemächtigte ſich aller Caſſen und des geheimen Archivs, wobei die Königin, die ſolches verhindern wollte, ſehr unehrerbietig behandelt wurde. Das ſächſiſche Heer wurde bei Pirna eingeſchloſſen, und nach zwei blutigen, doch mißlungenen Verſuchen, es zu entſetzen, durch Hunger zur Uebergabe gezwungen, und unter die preußiſchen Regimenter eingereiht.

In dem Winter des Jahres 1757 machten nicht nur Oeſterreich, Rußland und Frankreich die größten Rüſtungen, ſondern auch das deutſche Reich erklärte den Einfall in Sachſen für

einen Landfriedenbruch, und kündigte dem Könige von Preußen den Reichskrieg an (17. Jan. 1757) *), worauf auch Schweden am 21. Mai als Garant des westphälischen Friedens dem Bunde beitrat.

Während nun Friedrich II. bloß auf den Beistand von England, Hessen-Cassel, Braunschweig und Sachsen-Gotha zählen konnte, sah er sich von der Hälfte Europas angegriffen, und befand sich jetzt in der nämlichen Lage, in welcher sich Maria Theresia in dem österreichischen Erbfolgekrieg befunden hatte. — Indem er nun erkannte, daß nur ein entscheidender Sieg über die Oesterreicher die Coalition in ihrem Entstehen lähmen könne, drang er im April 1757 in Böhmen ein, lieferte die blutige Schlacht bei Prag (6. Mai), in welcher die Feldmarschälle Schwerin und Browne gegenseitig den Heldentod fanden, und drängte das österreichische Heer unter Karl von Lothringen in die böhmische Hauptstadt hinein. Da diese fünf Wochen lang mit der größten Tapferkeit vertheidigt wurde, gelang es dem Feldmarschall Daun mit einem neuen Heere zum Entsatz herbei zu eilen. Bei Collin kam es am 18. Juni sogleich zur Schlacht, in welcher Friedrich II. eine völlige Niederlage erlitt, und nach wenigen Tagen ganz Böhmen räumen mußte **). Hierdurch bekam der Krieg eine andere Richtung,

*) Bei dieser Gelegenheit behandelte der preußische Gesandte H. v. Plotho den Notarius, der ihm den Reichsbeschluß bekannt machen sollte, wie einen Gassenbuben, und die Mehrheit des Reichstags mußte nun sehen, mit welcher Verachtung selbst ein Reichsglied sie behandelte. Daß aber jene Brutalität des Gesandten bei allen Protestanten großen Beifall fand, bewies noch am Ende des Jahrhunderts der preußische Hauptmann und Geschichtschreiber Archenholz, der jene Scene in einem dem Volke bestimmten Taschenkalender vortrefflich in Kupfer stechen ließ.

**) Zum Andenken des Sieges bei Collin stiftete Maria Thereſia am 12. Dez. 1758 den militärischen Maria Theresienorden, welcher den Inhabern des Ordenskreuzes den höheren Adel (das Baronat und Pensionen) verleiht. Eben so stiftete sie nach dem Frieden (6. Mai 1764) für Verdienste, die in den höheren Sphären des Civilfaches erworben wurden, den St. Stephansorden.

und von allen Seiten brach jetzt der Kriegssturm über Preußen los. — Vom Westen her besetzten die Franzosen die preußisch-westphälischen Länder, schlugen am 26. Juli den Herzog von Cumberland bei Hastenbeck, und erzwangen die Convention von Kloster Seven, durch die das ganze nördliche Deutschland ihnen Preis gegeben wurde, worauf sie zur Befreiung Sachsens vordrangen. — Auch vom Osten her fielen 100,000 Russen in Preußen ein, schlugen zwar den Marschall Lehwald bei Großjägerndorf (30. Aug.), benützten aber nicht ihren Sieg, und zogen sich nach Memel zurück, wodurch der Marschall Lehwald freie Hand erhielt, die in Pommern eingedrungenen Schweden zu vertreiben. — Dagegen drangen die Oesterreicher unter Nadasdy in Schlesien ein, nahmen Schweidnitz (12. Nov.), schlugen den Prinzen von Bevern bei Breslau, und eroberten auch diese Stadt (24. Novemb.). — Während dieser Zeit hatte Friedrich II. den Franzosen unter dem Grafen Soubise, und den Reichstruppen unter dem Prinzen von Hildburghausen bei Rosbach die schmählichste Niederlage beigebracht (5. Nov.), sie aus Sachsen vertrieben, und die Gefangenen unter seine Regimenter eingereiht; dann eilte er schnell nach Schlesien, schlug bei Leuthen die Oesterreicher unter Karl von Lothringen völlig aufs Haupt (5. Dez.), und gelangte hierdurch mit Ausnahme von Schweidnitz wieder in den ganzen Besitz jenes Landes.

Im April des Jahres 1758 eroberte er nun auch Schweidnitz, unternahm selbst die Belagerung von Olmütz in Mähren (Mai), mußte jedoch dieselbe aufgeben, und seinen Erbstaaten zu Hilfe eilen, wo die eingedrungenen Russen schrecklich hausten. Diesen lieferte er schnell die blutige Schlacht bei Zorndorf (25. Aug.), zwang sie zum Rückzug, und eilte wieder nach Sachsen, wo sein Bruder Heinrich von dem Feldmarschall Daun hart bedrängt wurde. Zwar wollte Friedrich II. die Oesterreicher zu einer Schlacht nöthigen; doch Daun wich ihr aus, benutzte seine Stellung und die Gelegenheit, und überfiel die Preußen bei Hochkirchen (24. Okt.), wo jene das ganze Lager, alles Geschütz, einen großen Theil des Heeres, und den Anführer Keith verloren.

In eben diesem Jahre hatte auch Ferdinand, Prinz von Braunschweig, mit einem Heere norddeutscher Truppen die Franzosen nach mehreren Kämpfen über den Rhein gejagt. — Trotz seines Verlustes bei Hochkirchen vereitelte doch Friedrich II. die Vortheile der Oesterreicher in Schlesien, entsetzte Neiße, und behauptete Sachsen.

In dem Jahre 1759 gingen zwar die Franzosen mit größeren Streitkräften wieder über den Rhein, besetzten Frankfurt a. M., und schlugen den Prinzen von Braunschweig bei Bergen (13. Apr.); als sie aber in Hessen und Hannover eindrangen, erlitten sie bei Minden eine entscheidende Niederlage (1. Aug.), und mußten Norddeutschland völlig räumen. So war denn Friedrich II. auf dieser Seite gedeckt; doch drohte ihm in einer anderen Gegend eine desto größere Gefahr. Denn trotz seiner Bemühungen, eine Vereinigung der Russen unter Soltikow, und der Oesterreicher unter Laudon zu verhindern, war diese doch am 3. August erfolgt, und Friedrich II. sah sich genöthigt, am 12. August bei Kunersdorf eine Schlacht zu wagen. Schon hatte er die Russen überwunden, als Laudon mit der österreichischen Cavallerie ihm den Sieg entriß, und eine fürchterliche Niederlage beibrachte, durch die der König 30,000 Mann und 150 Geschütze verlor, und sein ganzes Heer versprengt wurde. — Bei der Unthätigkeit der Russen, die selbst nach Polen in die Winterquartiere gingen, gewann aber der König Zeit, ein neues Heer zu sammeln, Berlin zu retten, und machte nun die größten Anstrengungen, das verlorne Sachsen wieder zu erobern. Dieses gelang ihm jedoch nur zum Theil, indem sein General Fink mit 11,000 Mann bei Maxen (21. Nov.) von den Oesterreichern gefangen wurde, worauf beide Armeen in dem unglücklichen Sachsen, dieser Wiege des Protestantismus, den Winter hindurch einlagerten.

Den Feldzug des Jahres 1760 begann Laudon mit der Einschließung von Glatz, und nachdem er den General Fouquet bei Landshut geschlagen, und mit 8000 Mann gefangen hatte (23. Juli), erfolgte nach zwei Tagen auch die Einnahme jener wichtigen Festung. In dieser Zeit hatte Friedrich II.

Dresden angegriffen (19. Juli) und fürchterlich beschossen; als jedoch die Oesterreicher unter Daun zum Entsatz heranrückten, und Laudon immer größere Fortschritte in Schlesien machte, mußte er jenem Lande mit seiner Armee zu Hilfe eilen (29. Juli). Zwar rückte Daun ihm nach; doch der König hatte den Vorsprung, und gewann bei Lieguitz über Laudon eine entscheidende Schlacht (15. Aug.), worauf dieser nach Böhmen sich zurückzog. Als nun die Oesterreicher unter Lascy mit einer Abtheilung Russen unter Tottleben am 4. Okt. Berlin überfielen, und hierdurch den König aus Schlesien dahin zogen, gewann Daun Zeit, bei Torgau in Sachsen sich festzusetzen. Nach Befreiung seiner Hauptstadt, suchte aber Friedrich II. sogleich seinen Gegner in Sachsen auf, und es kam bei Torgau zu einer sehr mörderischen Schlacht, worin die Preußen siegten, und nachher ihre Winterquartiere in Sachsen nahmen. — Auch zwischen den Franzosen und dem Prinzen von Braunschweig waren in diesem Jahre bei Corbach und beim Kloster Kampen unbedeutende Treffen vorgefallen, wobei die ersteren bloß den Vortheil hatten, daß sie den Winter hindurch sich auf dem rechten Rheinufer behaupteten.

Auch in dem Jahre 1761 wurde Schlesien der Hauptschauplatz des Krieges. Da die vereinten Oesterreicher und Russen unter Daun, Laudon und Butturlin 130,000 Mann zählten, bezog der König mit seinen 70,000 Mann ein wohlverschanztes Lager bei Bunzelwitz. Auch hier zeigten die Russen nicht nur ihre gewöhnliche Unthätigkeit, sondern gingen selbst nach drei Wochen zurück, worauf Laudon den Feldzug mit der Ueberrumpelung von Schweidnitz beschloß (1. Okt.), und zum erstenmal sein Heer in Schlesien in die Winterquartiere legte. — Da am 16. Dez. die Russen unter dem Marschall Romanzow nach viermonatlicher Belagerung Kolberg, und mit diesem Hinter-Pommern einnahmen, Daun das halbe Sachsen, Laudon einen großen Theil von Schlesien besetzt hielt, befand sich Friedrich II., dem es bei seinem völlig verheerten Lande an Menschen und an Geld mangelte, in der fürchterlichsten Lage, aus der ihn nur ein höheres Geschicke rettete.

So ſtarb denn am 5. Januar 1762 die ruſſiſche Kaiſerin Eliſabeth, durch deren Tod das Verhältniß zwiſchen Preußen und Rußland völlig wechſelte. Denn wie jene Friedrich II. bitter haßte, verehrte dagegen ihr Nachfolger, Peter III., denſelben umſomehr; ſchloß daher nicht bloß Frieden, ſondern auch ein Bündniß mit ihm ab (5. Mai), und ließ ſeine Truppen zu ihm ſtoßen. Zugleich vermittelte er den Frieden zwiſchen Schweden und Preußen (22. Mai).

Zwar dauerte die Regierung Peters III. nicht lange, indem er ſchon im Juli entthront und umgebracht wurde; doch ſeine Nachfolgerin Katharina II. beharrte bei dem Frieden, rief aber ihre Truppen unter Tſchernitſchef zurück. Mittlerweile hatte Friedrich II. die Gegenwart der Ruſſen zu dem Siege bei Burkersdorf über Daun benutzt (21. Juli), wodurch er dieſen von Schweidnitz abſchnitt, und nach einem zweiten Vortheile bei Reichenbach jene Feſte zur Uebergabe zwang. Auch hatte ſein Bruder Heinrich das Reichsheer bei Freiberg in Sachſen, Prinz Ferdinand die Franzoſen bei Wilhelmsthal beſiegt, und dieſe Verhältniſſe führten am 24. November zu einem Waffenſtillſtande.

Maria Thereſia, von ihren Verbündeten verlaſſen, erkannte den Wink der Vorſehung, und bequemte ſich zum Frieden. Schon waren am 3. November die Präliminarien zwiſchen England, Frankreich und Spanien unterzeichnet, aus denen nun der Frieden von Verſailles hervorging (10. Febr. 1763). — Sechs Tage hernach erfolgte auch der Frieden von Hubertsburg zwiſchen Oeſterreich, Sachſen und Preußen, durch welchen von allen Seiten die Eroberungen zurückgegeben, und die früheren Friedensſchlüſſe von Breslau und Dresden beſtätigt wurden. Das deutſche Reich hinkte aber als Schatten den beiden friedenſchließenden Großmächten nach, mußte täglich mehr ſeinen ſchmachvollen Beſtand und inneren Verfall erkennen, und fühlte, wie nach dem dreißigjährigen Kriege, die tiefen Wunden, die ihm in dieſen Kämpfen durch Freund und Feind geſchlagen worden*).

*) Das Elend hatte in Mitteldeutſchland, in Weſtphalen, Heſſen, Sachſen und anderen kleinen proteſtantiſchen Staaten den höchſten

Trotz allen Anstrengungen, welche die große Maria Theresia machte, um ihr schönes Schlesien wieder zu gewinnen, erreichte sie ihren Zweck doch nicht, und der Hubertsburger Frieden überließ zum drittenmal an Friedrich II. das großentheils katholische Schlesien, wie es denn auch in den folgenden fünfzig Jahren der Gottheit gefiel, noch mehrere ganz katholische Länder auf die wunderbarste Art mit Preußen zu vereinigen, um in ihrer Weisheit und zu einem höheren Zwecke, der sich bald zeigen dürfte, den größten protestantischen Staat durch einen außerordentlichen Zuwachs von Katholiken in einen paritätischen zu verwandeln, und den Einfluß auf Religion, den einst die Fürsten mit der größten Gewalt gegen ihre Völker behaupteten, auch einmal auf einem sanfteren Wege durch die Völker gegen ihre Fürsten behaupten zu lassen.

Nach dem Friedensabschlusse betrieben nun Maria Theresia und ihr Gemahl Franz I. die Königswahl ihres Sohnes Josephs mit erneuertem Eifer, und als das Capitulationsgeschäft beendet war, wurde Joseph am 27. März 1764 zu Frankfurt einstimmig zum römischen Könige gewählt, und am 3. April gekrönt. Schon im folgenden Jahre starb nun am 18. August zu Innsbruck der Kaiser Franz I. plötzlich in seinem 57sten Lebensjahre, und hinterließ nebst einer zahlreichen Nachkommenschaft den Ruhm eines frommen, weisen, gelehrten und wohlthätigen Monarchen und eines guten Haushalters, dem das Wohl seiner Unterthanen am Herzen lag *).

Grad erreicht; Getreide, Rindvieh und Pferde waren dort kaum mehr anzutreffen, und viele Städte und Dörfer verödet. Die größte Schuldenlast drückte alle jene Länder, während ihre Fürsten die Subsidien des Auslands für sich behielten, und sogar von den Engländern für jedes Glied ihrer verstümmelten Soldaten ein bestimmtes Geld erhielten, indessen die Verstümmelten selbst bei ihren verarmten Mitbürgern späterhin betteln mußten. Dieses war des deutschen Michels Freiheit, Glück und Ehre, die ihm seine kirchliche und politische Revolution seit zwei Jahrhunderten gebracht hatte.

*) Von ihm sagt Friedrich II: Lorsque les ducs de Lorraine ont été obligés de changer de Domination, toute la Lorraine etait en pleurs.

Maria Thereſia, Kaiſerin, Königin. Joſeph II., Kaiſer und Mitregent. Theilung von Polen (1772). Bayeriſcher Erbfolgekrieg (1778—1779). Tod Maria Thereſiens (1780).

Joſeph II. folgte nun ſeinem Vater in der Regierung des deutſchen Reichs nach, und zeichnete ſich gleich durch ſeinen rühmlichen Eifer für die Rechtspflege aus, indem er die Mißbräuche des Reichshofraths rügte, und eine Kammergerichts-Viſitation anordnete. Zugleich ernannte ihn ſeine Mutter zum Mitregenten ihrer geſammten Staaten, während am 23. Auguſt ſein Bruder Leopold von dem Großherzogthum Toscana Beſitz nahm, das unterm 14. Juli 1763 zu ſeinem und ſeiner männlichen Nachkommen Vortheil für eine Secundogenitur erklärt worden war.

Maria Thereſia ſuchte nun die inneren Wunden ihrer Staaten zu heilen, und zugleich ihren Einfluß auf die Angelegenheiten Europas zu befeſtigen, indem ſie durch Vermählung ihrer drei jüngeren Töchter mit den Bourboniſchen Höfen, dieſe um ſo enger mit dem Hauſe Oeſterreich verband.

Wie aber bei jedem kirchlich getrennten Volke früh oder ſpät auch deſſen politiſche Zerſtücklung erfolgt, wie daher die Geſchichte des religiös zerriſſenen Deutſchlands jetzt mehr und mehr in der Geſchichte Oeſterreichs und Preußens ſich verliert, indem die übrigen deutſchen Staaten nur als Schweife des einen oder des anderen Staates, oder was noch ſchlimmer iſt, ſogar des Auslandes erſcheinen, ſo ergriff auch nun die rächende Hand des Herrn das unglückliche Polen. Denn dort war mit der ſ. g. Reformation als Zwillingsgeburt die Schuld und Strafe eingetreten. — Als daher der König Auguſt III. im Jahre 1763 ge-

---

Ils regrettaient infiniment de perdre les rejetons de ces ducs, qui depuis tant des Siecles furent en possession de ces pays et parmi lesquels on en compte de si estimables par leur bonté, qui meriteroient bien d'être l'exemple des rois. Fredric II.

Ein Lob aus dem Munde des Gegners iſt wohl das beſte und unverdächtigſte.

ſtorben war, conſpirirten ſogleich alle Diſſenters des Landes zur Unterdrückung der katholiſchen Nationalpartei, und wendeten ſich zur Erreichung ihres verrätheriſchen Zweckes nach Rußland und Preußen, wo ſie ein ſehr günſtiges Gehör fanden. Auf Betreiben der Kaiſerin Katharina II. wurde der Graf Stanislaus Poniatowsky zum Könige von Polen erwählt, und hierdurch der ruſſiſche Einfluß auf Polens künftige Verhältniſſe überwiegend. Zwar wollte die Pforte dieſes nicht zugeben, und kündete Rußland den Krieg an, der aber für ſie zu Waſſer und zu Land ſo unglücklich ausfiel (1769—1770), daß Oeſterreichs Herrſcher über die wachſende Macht der Ruſſen bedenklich wurden, und ein mächtiges Heer an die Grenze von Polen rücken, und die an daſſelbe nur verpfändeten dreizehn Zipſer Städte beſetzen ließen. Indem nun ein ſchwerer Krieg drohte, und Katharina II. den Krieg mit den Türken nicht ohne große Vortheile enden wollte, ſchlug Friedrich II., um bei der Vergrößerung Rußlands auch ſein eigenes Land zu vergrößern, eine Theilung von Polen in der Abſicht vor, hierdurch Kaiharina II. zu beſtimmen, von den Türken geringere Abtretungen zu verlangen. Dieſer Vorſchlag fand zu Petersburg gleich Beifall, doch lange Zeit keinen zu Wien, wo man, abgeſehen von dem ſchreienden Unrecht, durch den Fall Polens auch die Scheidewand zwiſchen dem Oſten und Weſten fallen, und den Einfluß des erſten auf den letzteren ungern ſteigern ſah. Da man aber weder zu London noch zu Paris einen entſchiedenen Willen, die Sache der Polen zu unterſtützen, wahrnahm, und Rußland und Preußen ſogar drohten, auch ohne Oeſterreich die Theilung von Polen vorzunehmen, gab endlich Maria Thereſia dem Andrange jener Höfe nach, um die Intereſſen ihres eigenen Reiches zu wahren.

So kam denn die erſte Theilung von Polen zu Stande (1772), indem Rußland alles Land zwiſchen den Flüſſen Düna, Dnieper und Deutſch, Preußen das ſogenannte Weſt- oder Polniſch-Preußen, und Oeſterreich die früher zu Ungarn gehörigen Länder Galizien und Lodomirien nahm, wozu es noch im Jahr 1777 die Bukowina von den Türken erhielt. Dieſe Theilung war alſo die Vorläuferin mancher ſpätern Gewaltthätigkeiten

solcher Art, wodurch schon nach sechzig Jahren Rußland an Deutschlands Marken stieß.

Da am 30. Dez. 1777 der Churfürst von Bayern, Maximilian Joseph, mit Tod abging, nahm sein nächster Erbe, der Churfürst von der Pfalz, Karl Theodor, sogleich von Bayern Besitz, trat aber in einem geheimen Vertrag mit Maria Theresia dieser das angesprochene Niederbayern ab, und erkannte die Rechte des Kaisers auf die böhmischen Lehen in der Oberpfalz an (14. Jan.). Als nun jenes wie diese von den Oesterreichern besetzt, und die Bedingungen des Vertrages und dessen Anerkennung von Seiten des Churfürsten veröffentlicht wurden, regte dieses die Rivalität Friedrichs II. auf, und Preußens Stärke nur nach Oesterreichs Schwäche bemessend, bewog er den Herzog von Zweibrücken, muthmaßlichen Erben Karl Theodors, gegen den Vergleich am Reichstage Einsprache zu machen, und die Rechtlichkeit der österreichischen Ansprüche in Abrede zu stellen. Nach langen vergeblichen Unterhandlungen, wobei mehr als 300 Bücher über diesen Gegenstand im Druck erschienen, sollten denn die Waffen entscheiden, und so eröffnete Friedrich II. den bayerischen Erbfolgekrieg, indem er und sein Bruder Heinrich mit zwei Heeren in Böhmen eindrangen. Dem Könige stellte nun der Kaiser Joseph bei Jaromitz, dem Prinzen Heinrich aber Laudon an der Isar in befestigten Lagern sich entgegen, und zwangen beim Einbruche des Winters die feindlichen Heere zum Rückzuge. Da nirgends die Preußen die österreichischen Linien durchbrechen konnten, beschränkte sich der ganze Krieg auf Vorpostengefechte und Streifereien, und erhielt mit Recht den Beinamen Kartoffelkrieg, weil oft ein Gefecht den Besitz eines Kartoffelfeldes entscheiden mußte.

Maria Theresia, die in ihrem Leben schon so viele Kämpfe bestanden hatte, sehnte sich nun nach Ruhe und Frieden, und so wurde es Rußland und Frankreich leicht, einen Frieden zu ermitteln, der am 13. Mai 1779 zu Teschen unterzeichnet, und auch im Februar 1780 vom Reiche genehmigt wurde. Durch denselben behielt die Pfalz ganz Bayern, und trat bloß den zwischen der Donau, dem Inn und der Salza liegenden Distrikt,

das sogenannte Innviertel, an Oesterreich ab, wodurch dieses eine unmittelbare Verbindung mit Tyrol erhielt. Sachsen bekam für seine Allodialansprüche sechs Millionen Gulden, und die ungehinderte Nachfolge in den ansbachischen und baireuthischen Ländern wurde Preußen gesichert.

Trotz aller scheinbar über Oesterreich errungenen Vortheile, das statt drithalbhundert Quadratmeilen nur vier und dreißig von Bayern erhielt; trotz alles Berliner Posaunens über den Ruhm der Erhaltung sogenannter deutscher Freiheit, von der man keine Spur entdecken konnte, und über den Schutz, den die deutschen Fürsten von Seiten Preußens gegen ihren Kaiser sich versprechen könnten, hatte Friedrich II. sich doch durch den bayerischen Erbfolgekrieg in eine schiefe Stellung gebracht. Denn er hatte Rußland in die inneren, rein deutschen Angelegenheiten gezogen, und gab ihm hierdurch Vorwand und Anlaß, nach seiner Manier gebietend, entweder Oesterreichs oder Preußens sich anzunehmen, und nöthigte daher, als er selbst russischer Client geworden, auch den Kaiser, sich ebenfalls die russische Clientelschaft gefallen zu lassen, wodurch der russische Einfluß in Deutschland zu dessen Verderben und Schande von Tag zu Tag sich steigerte, und auch ferner immer mehr sich steigern dürfte. Ueber diesen Teschner Frieden war aber der Kaiser Joseph so aufgebracht, daß er mit seiner Mutter sich gänzlich entzweite, bis zu ihrem Tode an der Regierung der Erbstaaten wenig oder gar keinen Antheil nahm, und nach Petersburg reiste, um die Kaiserin Katharina II. von Preußen ab-, und an sich zu ziehen, was ihm auch zum Verderben Deutschlands gelang, indem er die russischen Fesseln, die vorher Friedrich II. getragen hatte, nun sich selbst anlegte.

Dieser kurze bayerische Erbfolgekrieg und der ihn beschließende Friede von Teschen war also das letzte, die Regierung Maria Theresiens bezeichnende Ereigniß, indem diese wahrhaft große, um Oesterreich so sehr verdiente Fürstin in ihrem 64sten Lebens- und 41sten Regierungsjahre am 29. Nov. 1780 zur ewigen Ruhe einging, und den Ruhm hinterließ, daß sie nicht nur wegen ihres äußerst frommen und tugendhaften Wandels,

wegen ihrer unerschöpflichen Mildthätigkeit die Zierde ihres Zeitalters und ihres Geschlechtes, sondern auch die trefflichste Regentin gewesen sey. Denn sie erhielt durch ihren Muth und ihre rastlose Thätigkeit die Monarchie ihrer Ahnen unter den wüthendsten Stürmen, führte eine gute Staatswirthschaft ein, hob den inneren Wohlstand ihrer Länder, und traf sehr weise Anstalten für die öffentliche Erziehung. Mit 50,000 Mann hatte sie ihre äußerst schwierige Regierung begonnen, mit 300,000 ihre glückliche beendigt, und kein europäischer Staat konnte mit dem ihrigen an der Zahl und der Bildung der Truppen, sowie an dem Zustande ihrer Festungen, ihren Kriegsvorräthen in jener Zeit sich vergleichen. Auch ihr Haus, das sie gleichsam von Neuem gegründet hatte, blühte in mehreren kraftvollen Zweigen auf. Sie stiftete durch ihre Töchter Verbindungen in Paris und Madrid, in Neapel und Parma, brachte durch die Erbtochter Beatrix Modena, Massa und Carrara ins Haus, und verschaffte ihrem jüngsten Sohne Maximilian die Chur von Köln, die Inful von Münster und das Hoch- und Deutschmeisterthum. Durch ihr hohes Beispiel suchte sie aber der Sitte, und durch diese den Gesetzen Gewalt und Macht zu geben, und vergab daher nichts schwerer, als den groben Verstoß gegen jene. Mit großer Zufriedenheit sah daher die conservative Partei, daß die alte gute Sitte sich erhielte, die revolutionäre aber, daß Manches nach ihren Wünschen sich gestalte, weßhalb auch beide sie belobten, indem die eine auf das, was noch bestand, die andere auf jenes, was sich vorbereitete, hinblickte.

Denn auch im Gebiete der Religion zeigte sich Maria Theresia als wahre Fürstin, und konnte jede zeitgemäße Verbesserung um so leichter und sicherer machen, da Jedermann ihre ungeheuchelte Frömmigkeit kannte. Ohne daher im Geringsten dem Grundpfeiler der von ihr so sehr geliebten Kirche zu nahe zu treten, fegte sie bloß den menschlichen Staub ab, der auf jene heilige und ewige seit Jahrhunderten sich gelagert hatte. Mit Zustimmung des Papstes erneuerte sie also am 30. Sept. 1748 den alten Beinamen apostolisch, der den ungarischen Königen seit dem heiligen Stephan beigelegt worden, und übte alle die

Vorrechte thätig aus, die dieser Titel durch Concordate und als Lohn für rastlose Bemühung zur Ausbreitung des katholischen Glaubens in sich einschloß, und alle Machtvollkommenheit eines außerordentlichen Legaten umfaßte. So stiftete sie in Ungarn und Galizien neue bischöfliche Sitze, bestimmte die Grenzen der Diözesen, verkleinerte die allzugroßen, vergrößerte die allzu kleinen Sprengel, und versagte jedem auswärtigen Bischofe die Gerichtsbarkeit in ihren Staaten. Eben so untersagte sie die kostspieligen Visitationen der apostolischen Nuntien, die Bekanntmachung irgend einer päpstlichen Bulle ohne königliches Placetum (1749), und ließ sich wegen der Besteuerung der erbländischen Geistlichkeit zum letztenmale ein Indult von Rom ertheilen (1752). Mit Zustimmung der römischen Curie verminderte sie auch allmählich die Zahl der Feiertage (1. Sept. 1763 und 22. Juni 1771), erließ eine strenge Verordnung wegen des Mißbranches der Exorzismen, bestimmte die Summen, welche in die Klöster mitgebracht werden dürften (1763), und ließ in dem Fache der Gottesgelahrtheit und des geistlichen Rechts gleiche Lehrsätze und Schulbücher allenthalben, und selbst in den Klöstern einführen (1770). Eben so verfügte sie, daß die feierlichen Ordensgelübde nicht mehr vor dem 24ten Jahre abgelegt werden sollten (7. Nov. 1770), beschränkte die Vorsteher in Anwendung der Kerkerstrafen (31. Aug. 1771), verbot alle Unwirthschaft in den Klöstern und alle Anlegung ihrer Kapitalien in fremden Ländern (4. Sept. 1771), setzte dem Einfluß der Geistlichen auf Vermächtnisse und auf letztwillige Verordnungen billige Grenzen, und hob alle Asyle auf, die zum Hohn der Gesetze oft manchem Verbrecher Straflosigkeit gewährt hatten (16. Sept. 1775). Alle ihre Veränderungen und Einrichtungen machte sie aber langsam, mit Weisheit und Schonung, dabei aber doch mit Festigkeit, und hielt sich immer auf der gleichen Linie mit der steigenden Aufklärung und dem vervielfältigten Bedürfnisse des Volkes. Indem sie also auf diese zarte Art den alten menschlichen Schutt, den Jahrhunderte an dem göttlichen Kirchengebäude angeschlämmt hatten, aufräumte, galt aber ihr eigener frommer katholischer Sinn bei allen ihren Unterthanen als der beste Bürge, daß das, was sie im

Gebiete der Religion that, auch wirklich zum Besten der Religion gereiche, und bewies dabei, daß jeder ächt katholische Staat und sein Regent die größte Unabhängigkeit von Rom genieße, indem dieses jederzeit allen wahren Verbesserungen auf das willfährigste entgegen kommt, und nur dort seine größte Stärke und mächtigsten Einfluß erlangt, wo man es am meisten verfolgt.

In diesem Geiste schloß denn die große und gute, die fromme und tugendhafte Maria Theresia den herrlichen Reihen der Habsburger Fürsten. Mit Wohlgefallen und Ruhe konnte sie auf ihre durchlaufene Bahn zurückblicken, und dem Herrn danken für das Glück, das er ihr im Leben verliehen, und selbst noch bis an den Rand ihres Grabes ausgedehnt hatte, indem er sie zur rechten Zeit von der Bühne des Lebens abrief, damit sie nicht das fürchterliche Geschicke ihrer Tochter Maria Antoinette erlebe, und der Schmerz ihren mütterlichen Busen gleich einem zweischneidigen Schwerte zerfleische.

Joseph II. (1780). Der Fürstenbund (1785). Friedrichs II. Tod (1786). Josephs Reformen und ihre Folgen. Der Türkenkrieg. Josephs Tod (1790).

Nach dem Tode der großen Maria Theresia trat nun ihr Sohn Joseph II. als der erste und legitime Erbe des Hauses Habsburg-Lothringen in den vollen und unbeschränkten Besitz der österreichischen Erblande. Er war damals 39 Jahre alt, und ohne Gattin und ohne Kinder weihte er sogleich seine ganze Thätigkeit bloß dem Staate.

Es war aber in jener äußerst bewegten, in kirchlicher und politischer Beziehung auflösenden Zeit nicht allein die moralische Verdorbenheit, die Frankreich unter dem Reichsverweser Orleans und Ludwig XV. ausgebrütet hatte, sondern auch der Geist des Atheismus und Materialismus, welchen die Schriften Voltaires und der Encyclopädisten, dann der Geist der politischen Freiheit und des constitutionellen Wesens, den englische und französische Schriftsteller verbreiteten, tief in Deutschland eingedrungen. Indem nun nicht bloß Friedrich II., dieser Abgott der Protestanten,

sondern auch viele hochgestellte katholische Geistlichen dem philosophischen Systeme Voltaires durch Wort und That huldigten, überdieß die Bürgerklasse dem politischen Systeme Rousseaus mit Wärme anhing, so erhielt hierdurch die protestantische Litteratur und durch diese auch die katholische die verderblichste Richtung, und verführte die jungen, unerfahrnen Gemüther zur Lauheit in ihrem religiösen, und zur Verblendung in ihrem politischen Leben.

Während demnach in Preußen der religiöse Indifferentismus des Königs sich auch dem Volke mittheilte, und diesem immer mehr jeder höhere Glauben schwand, der Emser Congreß, der Erzbischof und Primas Friedrich Karl von Erthal zu Mainz, der Weihbischof Hontheim zu Trier u. A., an dem Papal-System rüttelten, und die Bahn des Protestantismus betraten, ließ selbst der römisch-katholische Kaiser Joseph II. von dem verderblichen Reformations- und Revolutionsgeiste sich bestricken, und gerieth hierdurch auf Abwege, die leider seine ganze Regierung bezeichnen. — Indem er nun nicht nur bürgerliche, sondern auch kirchliche durchgreifende „Reformen" sehr schnell einführen, und alle Kräfte seiner Monarchie unumschränkt in seiner Hand vereinigen wollte, erblickte er in der Verbindung seiner Unterthanen mit Rom das größte Hinderniß, und beschloß daher, die Kirche völlig der Aufsicht des Staates zu unterwerfen, wobei er „sogleich gegen jene und den Papst Grundsätze geltend machte, deren Verschiedenheit von den revolutionären Rechtsprincipien der Franzosen, wie Spittler sagt, schwer zu finden seyn möchte, und deren Opfer bald nachher die meisten dieser Mächte selbst wurden." Betäubt demnach von dem giftigen Weihrauch, den Protestanten, und protestantisirende Katholiken, Freimaurer und Illuminaten, lobhudelnde Schriftsteller und Höflinge, ihm reichlich streuten, schritt Joseph II., zu seinem und seiner Länder Verderben, mit seinen Reformen schnell voran, erließ am 13. Okt. 1781 das berühmte Toleranzedict, befahl, daß die päpstlichen und bischöflichen Verordnungen dem landesherrlichen Placet unterworfen werden müßten, schränkte den bischöflichen Eid ein, hob alle Reservationen auf, und verbot Titel und Würden von Rom ohne

seine Einwilligung anzunehmen, oder Geld dahin zu senden. Zugleich untersagte er die Verbindung der inländischen Klöster mit auswärtigen Obern, verbot die Aufnahme neuer Glieder, schaffte die Processionen und Brüderschaften ab, besetzte die Bisthümer ohne päpstliche Bestätigung, und isolirte die Landeskirchen von dem römischen Mittelpunkte. Unter dem frommen Vorgeben nützlicher und nothwendiger Reformen wurden in wenigen Jahren 1300 Klöster aufgehoben, ihr Vermögen von beiläufig 1500 Millionen eingezogen, und über 7300 Personen beiderlei Geschlechts mit geringen Gehalten abgefunden, oder mit einem kleinen Reisegeld fortgeschickt.

Um vollständig den Reformator zu spielen, gestattete er volle Freiheit des Forschens, und erleichterte durch eine fast ganz freie Presse die Erscheinung einer Menge Schriften, in welchen die Kirche und ihre Institutionen verhöhnt wurden. An der Spitze solcher Schriftsteller standen der berüchtigte, aus der Gesellschaft Jesu ausgestossene Freimaurer Alois Blumauer, der Kanonist Eybel u. A., und zogen durch ihre schmutzigen litterarischen Producte selbst den Hohn des protestantischen Auslandes sich zu.

Um aber die beabsichtete Aufklärung recht schnell und sicher zu erreichen, hob der Kaiser die theologischen Bildungsanstalten in den einzelnen Diöcesen auf, und errichtete vier General-Seminarien zu Wien, Pesth, Pavia und Löwen, die er mit aufgeklärten Theologen besetzte. Hierdurch war der junge Klerus den Augen der Bischöfe entrückt, und seine sittliche, religiöse und kirchliche Erziehung wurde nicht mehr beachtet. Selbst mit dem Cultus und der Liturgik befaßte sich Joseph II., weßhalb ihn Friedrich II. seinen Bruder Sakristan nannte. So machte er eine Gottesdienstordnung (1783), welche die flachsten Ansichten über die heiligsten Handlungen enthielt, führte den Gebrauch der Landessprache in der Liturgie ein, und suchte die Kirchendisciplin auf das Gebiet der Polizei zu übertragen. Sogar der Cölibat sollte aufgehoben werden, wogegen aber viele Bischöfe den äußersten Widerstand leisteten, was Joseph Starrsinn und Dummheit nannte.

So zeigte denn der gekrönte Kaiser den französischen Ohnehosen den Weg, den jene nach zehn Jahren auch sehr eifrig verfolgten.

Unter diesen Umständen entschloß sich Pius VI. selbst nach Wien zu reisen, um die Zurücknahme jener, für Kirche und Staat gleich verderblichen Verordnungen zu erwirken, und den Kaiser durch persönliche Unterhandlungen von seinen Neuerungen abzubringen. Am 27. Febr. 1782 begab er sich nun auf den Weg, und fand allenthalben Tausende, die knieend seinem Segen entgegen sahen. Zwar war ihm der Kaiser bis Neuenkirchen entgegengefahren; doch er, wie auch der eitle Kaunitz, ließen ihn auf mancherlei Weise fühlen, wie ungelegen er ihnen komme. Kaunitz, diese höfische Windfahne, die unter Maria Theresia sicher anders sich benommen hätte, küßte nicht einmal die Hand, die ihm Pius VI. reichte, sondern schüttelte sie derb, machte auch nicht dem Papste, diesem souveränen Fürsten, seine Aufwartung, und als dieser ihn unter dem Vorwande besuchte, seine Gemälde zu sehen, empfing er ihn in einem leichten Morgenkleide. In gleichem Geiste wohnte der Kaiser dem Pontificalamte des Papstes nicht bei; auch durfte ohne seine ausdrückliche Erlaubniß Niemand mit demselben sprechen, weßhalb alle Eingänge zu seiner Wohnung vermauert wurden, bis auf einen, den man sorgfältig bewachte. Das Oberhaupt der Kirche Christi war demnach in Wien ein höflich behandelter Gefangener, der nach vier Wochen erkannte, daß der Zweck seiner Reise verfehlt war, indem der Kaiser ihm überall auswich, und bloß das Versprechen gab, daß die Reformen nichts gegen die Lehren der Kirche und die Würde ihres Oberhauptes enthalten sollten. Bei seiner Abreise begleitete ihn zwar der Kaiser bis Mariabrunn, hob aber dieses Kloster einige Stunden später auf, um zu zeigen, wie wenig ihn der Papst umgestimmt habe. Ein solches unkirchliches Benehmen eines Fürsten, der eigentlich der weltliche Schützer der Kirche seyn sollte, veranlaßte aber viele schmähende Flugschriften, besonders von dem berüchtigten Kanonisten Eybel, um das päpstliche Ansehen immer mehr herabzuwürdigen. Der Kaiser, der nur einer Partei, und zwar der revolutionären, sein Ohr

lich, und zu Wien einen Friedrich II. ſpielen wollte, fuhr rückſichtslos in ſeinen Reformen fort, beſetzte widerrechtlich die Bisthümer in der Lombardei, und ſchickte das Abmahnungsbreve Pius VI. ohne Antwort zurück (Sept. 1783). Hartnäckig ſein Ziel verfolgend, wollte er förmlich mit dem heiligen Stuhl brechen, ſeine Staaten gänzlich losreißen, alle geiſtlichen Angelegenheiten ganz unabhängig ſelbſt leiten, und ging deßhalb perſönlich nach Rom (Dez. 1783), damit es den Anſchein habe, als ſuche er den Frieden. Dort aber fanden die dringenden Vorſtellungen Pius VI., des Cardinals de Bernis und des ſpaniſchen Geſandten Ritter Azara bei ihm doch einigen Eingang; er wurde gemäßigter, und ließ ſich von ſeinem Vorhaben abbringen, indem er endlich einſah, daß Kirchengegenſtände doch leichter und ſicherer mit einem Papſte, als mit hundert, der Ariſtokratie entnommenen Erzbiſchöfen und Biſchöfen regulirt werden könnten. So geſtattete ihm nun auch der Papſt die Beſetzung der Bisthümer in der Lombardei.

Mit gleicher Rückſichtsloſigkeit, wie in dem Religionsweſen, verfuhr auch der Kaiſer in dem ſogenannten Unterthans- und Juſtizſache, und in den Provinzialverfaſſungen.

Durch das Unterthanspatent vom 1. Nov. 1781 hob er die Leibeigenſchaft in den meiſten Ländern der Monarchie völlig auf, ohne irgend eine billige Entſchädigung den vorigen Grundherrn zukommen zu laſſen. War nun hierdurch der Adel ſchon ſehr beeinträchtiget, ſo wurde er durch das Straſpatent (1781) noch mehr in den Augen des Volkes erniedrigt, indem er durch jenes den ſchwerſten körperlichen Strafen, gleich den gemeinſten Verbrechern, unterworfen wurde.

Eben ſo beharrlich arbeitete er an der Einführung einer Grundſteuer, und ließ zu dieſem Ende eine Steuerregulirung vornehmen (1785), deren Reſultate im Jahre 1789 in das Leben traten, und die ganze Feudalgrundlage des Staates veränderten. Auch die Abfaſſung einer auf die neueren Ideen gegründeten Juſtizgeſetzgebung erhielt durch das Treiben der Neuerungspartei den raſcheſten Fortgang, und im Jahre 1789 galt nur noch ſehr wenig von den älteren Geſetzgebungen, und ſelbſt dieſes Wenige

schien in den nächsten Jahren verschwinden zu müssen. — Bei seinem Streben, die einzelnen Länder seines Reiches in ein großes Ganze zu verschmelzen, und hierdurch seine Fürstenmacht zu erweitern, suchte nun Joseph II. die Verfassungen der ungarischen, italienischen und belgischen Provinzen, den Verfassungen der böhmischen und österreichischen Provinzen möglichst gleich zu stellen. Nach ihm sollten alle Schranken fallen, welche noch eine Provinz von der anderen schieden, wodurch natürlich die größten Verletzungen in den so mannigfaltigen Gerechtsamen und Freiheiten der verschiedenen Länder, durch jene aber auch die größten Aufregungen allenthalben eintreten mußten.

Bald wand der Kaiser seine Thätigkeit auch nach Außen hin. Er erklärte Ostende zu einem Freihafen, und kündigte den Holländern die Aufhebung des ihm lästigen Barrier-Vertrags eigenmächtig auf. Indem nun die Staaten nachgaben, und ihre Truppen aus den belgischen Grenzfesten abziehen ließen, erneuerte der Kaiser einige alte Ansprüche auf Mastricht und andere Landstriche, versprach jedoch gegen Eröffnung der Schelde und freien Handel nach beiden Indien jene aufzugeben. Schon waren Feindseligkeiten eingetreten, als im Jahre 1785 Frankreich diese Sache dahin vermittelte, daß Joseph II. gegen Abtretung der Festen Lillo und Liefkenshöek und Erlegung von zehn Millionen Gulden allen seinen Forderungen entsagte.

Da Belgien seit Jahrhunderten schon so große Opfer der österreichischen Monarchie gekostet hatte, und das Arrondirungssystem damals recht im Schwung war, suchte Joseph II. Bayern durch Austausch zu erlangen, und bot dem Churfürsten Karl Theodor für jenes die Niederlande unter dem Titel eines Königreiches Burgund nebst 3 Millionen Gld. an (1783). Der Churfürst willigte ein, und Frankreich und Rußland, die Gewährleister des Teschner Friedens machten keine Einwände; Friedrich II. aber, der die Vortheile einer solchen Arrondirung des österreichischen Gebietes würdigte, der die französische Lüsternheit nach jenem reichen Lande, und daher die beständige Feindschaft zwischen Oesterreich und Frankreich zum Vortheil Preußens kannte, forderte sogleich die deutschen Fürsten zu einem Verein

auf, um jede Veränderung in dem deutschen Reiche zu verhindern, die bestehenden Mißbräuche der Verwaltung und Regierung desselben zu erhalten, und es den größeren Fürsten möglich zu machen, ihre kleineren Mitstände, die vom Kaiser Schutz hofften, und das Volk, das gern einen einzigen Herrn gehabt hätte, auch ferner, wie bisher geschehen war, unterdrücken zu können.

So wurde denn am 23. Juli 1785 zwischen Churbrandenburg, Churſachsen und Churbraunschweig-Lüneburg der Fürstenbund geschlossen, den gleich hernach die Fürsten von Zweibrücken, Gotha, Weimar, Osnabrück und Ansbach, ferner Anhalt, Hessenkassel, Mecklenburg, Baden, und selbst Chur-Mainz beitraten. — Immer mehr erweiterte sich jetzt der Riß, der seit 300 Jahren Deutschland trennte; Joſeph II. mußte zwar seinen Plan auf Bayern aufgeben; doch ein höheres Geschicke führte schon nach dreißig Jahren eine noch bessere und nützlichere Arrondirung der österreichischen Monarchie herbei.

Am 17. August 1786 starb nun Friedrich II. in seinem 75sten Lebens- und 47sten Regierungsjahre. Gleich seinem Vater, der aus dem Königreiche Preußen einen militärisch-despotischen Staat gemacht hatte, herrschte auch Friedrich II. in gleichem Geiste über ihn. Auch er hatte über Criminalrecht, Cabinetsjustiz und persönliche Freiheit der Bürger nur militärische Begriffe, regierte daher den Staat wie seine Armee durch Ordres, und verfügte, wenn es ihm nöthig schien, eben so über Leben, Freiheit und Eigenthum des Staatsbürgers, wie des Soldaten. Das große Mißverhältniß aber, das zwischen der Stärke der Armee und der Größe seines Landes, zwischen den Bedürfnissen des ersteren und der Erträge des letzteren bestand, führte nothwendig zu einem abscheulichen Finanzsystem, das durch die Regie und die Verpachtung der drückendsten Abgaben, durch die französischen Zollkünstler, und die Spionen und Caffeeschnüffler, die er gebrauchte, der Masse des Volkes den unschuldigsten Genuß verkümmerte. So mußte Schlesien, das unter Oesterreich jährlich zwei Millionen entrichtet hatte, nun unter ihm acht Millionen steuern.

Hatte aber sein unduldsamer Vater durch äußere Uniformität

die Lutheraner und Reformirten zu vereinigen gesucht, so beachtete hingegen Friedrich II. aus eigenem Indifferentismus gar keine Religion, und mit Recht legte Göthe ihm in einem Gedichte die Worte in den Mund:

„Mir ist es einerlei, wem sie die Psalmen singen,
Wenn sie nur ruhig sind, und mir die Steuern bringen.
Laßt sie daher am Sonnenlicht sich vergnügen,
Fleißig bei ihren Weibern liegen,
Damit wir tapfere Kinder kriegen" *).

Ihm gebührt übrigens der Ruhm, daß er das Königreich Preußen bedeutend vergrößerte, dessen Thron durch eine zahlreiche Armee und einen gefüllten Schatz stützte, und einen Standpunkt in Deutschland errang, nach welchem einst Gustav Adolph vergeblich getrachtet hatte. Denn er machte Preußens Herrscher zum Oberhaupt des deutschen Protestantismus, und drängte den katholischen Reichskaiser immer mehr in den Hintergrund. Er betrachtete und behandelte alle Feinde Oesterreichs als Preußens Freunde, erblickte in Oesterreichs Schwäche Preußens Stärke, und griff daher zur Erreichung seiner Zwecke gar oft nach dem Fuchspelz, wo seine Löwenhaut nicht hinreichte. War nun dieses seine Politik, die auch seine Nachfolger einhielten, so zeigte sich aber schon nach zwanzig Jahren die Falschheit derselben, indem ein höheres Geschicke, das Preußens Vergrößerung unter ihm zuließ, eben durch jene und die daraus entstandene Ueberschätzung die entgegengesetztesten Verhältnisse für Preußen herbeiführte.

In jenem 1786sten Jahre konnte aber, wie in unseren Tagen, jeder Beobachter der Zeitbegebenheiten leicht erkennen, daß eine

*) Zwar wurden schon unter seinem Nachfolger F. Wilhelm II. die bösen Folgen eines solchen religiösen Indifferentismus tief gefühlt, und der Minister Wöllner suchte dem zerfallenen, von seinen Lehrern zernagten und zerbröckelten Protestantismus durch ein bloßes Religionsedict wieder Kraft und Einheit zu geben, bedachte daher nicht, daß ein Volk, welches auf menschlichem Wege den Glauben, und mit ihm die Glaubensfähigkeit verlor, nur auf dem göttlichen Wege der größten Leiden jene wieder erlangen kann.

sehr stürmische Zukunft voll Gefahren, Unglück und Verderben bevorstehe, indem der Geist der Revolutionen und Empörungen an so vielen Orten sich zeigte.

Verjagten nun zuerst die revolutionären Holländer ihren Statthalter, den Prinzen von Oranien (1786), so setzte ihn jedoch der neue König von Preußen, Wilhelm II. mit Heeresmacht wieder ein, indem dort der calvinisch-demokratische Geist in dem merkantilen einen Gegner fand, worauf England, Preußen und Holland zur Erhaltung der Rechte des Statthalters sich verbanden (1787).

Dahingegen hatte die Revolution in Frankreich eine desto größere Ausdehnung und fürchterlicheren Charakter, erschütterte ganz Europa, und trieb andere Völker zur Empörung an, zu welcher fast alle österreichischen Provinzen wegen der großen politischen und kirchlichen Reformen ihres unglücklich-thätigen Kaisers die größte Neigung hatten.

In Belgien herrschte der größte Unwillen über des Kaisers Eingriffe in ihre Gerechtsame und ihr kirchliches Wesen, sowie über seine Gewaltschritte gegen verschiedene Bischöfe, besonders gegen den, um die Bildung des Clerus so hoch verdienten Cardinal von Frankenberg, Erzbischof von Mecheln, den er nach Wien kommen und dort einsperren ließ. Da verweigerten denn die Stände von Brabant die Steuern, und als deßhalb ihnen ihre Vorrechte genommen wurden, brach unter der Leitung des Advocaten van der Noot der Aufstand aus. Weit entfernt von dem Kerne der österreichischen Monarchie, erhoben die Belgier nach dem Vorbilde des benachbarten Frankreichs die Fahne des Aufruhrs, versammelten ein bedeutendes Corps, das von einem meineidigen Offizier, van der Mersch, und im Geiste der preußischen Politik von zwei preußischen Obersten, Schönfeld und Köhler angeführt wurde, errichteten einen souveränen Congreß, und erklärten die Unabhängigkeit der brabantischen Provinzen (4. Jan. 1790).

Eben so bitter beklagten sich die Ungarn über die Verletzung ihrer Constitution, über die Wegführung ihrer heiligen Krone nach Wien, über die Einführung eines neuen Steuer-

fußes, neuer Gesetzbücher, neuen Schulordnung und die aufgezwungene deutsche Sprache, und nur eine starke Kriegsmacht konnte den völligen Ausbruch der Empörung verhindern.

Auch in Böhmen, Tyrol und Siebenbürgen zeigte sich wegen des Kaisers Neuerungen die größte Aufregung, und die allzu schnelle Aufhebung der Leibeigenschaft hatte sogar in der letzten Provinz den grauenvollsten Aufstand veranlaßt, indem die plötzlich ganz frei gewordene Sclaven unter Anführung des Horia und Glotschka in sehr bedeutender Zahl sich sammelten, durch unzählige Morde und Verbrennung von 300 Edelsitzen an ihren früheren Herrn die schrecklichste Rache übten, und nur durch eine sehr starke Waffenmacht zu Paaren getrieben werden konnten.

So sah denn der wirklich herzliche, die Menschheit liebende Monarch, daß aus der guten Saat, die er ausgesäet zu haben wähnte, allenthalben für ihn nur Drachenzähne aufgegangen waren, und das herbe Gefühl seiner so guten und doch so sehr verfehlten Absichten beugte ihn tief. Als aber noch gar der Donner von der am 14. Juli 1789 eroberten Bastille ganz Europa durchhallte, die in der nächtlichen Sitzung der Nationalversammlung (4. Aug.) hervorgegangene politische Mißgeburt, die Mißhandlungen des Königs und der Königin zu Versailles, und ihre gewaltthätige Wegführung nach Paris (5. Okt.) bekannt wurden, da steigerte der Kummer über das Schicksal seiner geliebten Schwester und ihres Gemahls auch noch den Schmerz über die Verhältnisse seines eigenen Reichs, und er beeilte sich, durch Zurücknahme seiner meisten kirchlichen und politischen Einrichtungen den Zustand von 1780 in seinem Reiche wieder herzustellen, und hierdurch die Schleußen gänzlich zu verschließen, durch deren Oeffnung, wie er nun erkannte, so leicht der Strom der Revolution mit Macht und Eile sich durchdrängt.

Selbst sein Krieg gegen die Türken, in welchem er als Alliirter von Rußland persönlich im Lager erschien, und so große Opfer an Geld und Mannschaft brachte, hatte nicht den Erfolg, den er früher von ihm sich versprach. Auf den Rath des Feldmarschalls Lascy, seines Lieblings, hatte er die ganze Armee in einen großen Cordon aufgelößt, den die Türken mit Macht

durchbrachen, und im Bannat schrecklich hausten Sept. (1788). Voll Mißmuth über seinen Feldzug, und durch das Klima und die Anstrengungen krank geworden, verließ damals der Kaiser die Armee, und eilte nach Wien, um neue Rüstungen zu machen, indem selbst die Preußen nach ihrer bekannten Politik eine sehr bedrohliche Stellung gegen Oesterreich nahmen. So rief er nun den Feldmarschall Lascy von der Armee ab, und übergab das Obercommando dem Feldmarschall Laudon, der wenigstens die Ehre der österreichischen Waffen durch Eroberung der Festen Gradiska und Belgrad rettete, und sich seine letzten Lorbeeren pflückte, indem er im Jahre 1790 starb.

Durch alle diese inneren und äußeren Verhältnisse seiner Staaten litt aber der Kaiser am Geist und Körper immer mehr, bis endlich die wohlthätige Hand des Todes ihn in seinem 49ten Lebensjahre erreichte, und ihn einer Zeit entrückte, die schon viel Schreckliches gebracht hatte, das weit Schrecklichere aber noch bringen sollte (20. Febr. 1790).

Gleich den meisten Habsburgern und Lothringern war Joseph II. sehr gutmüthig, leutselig und offen, dabei aber auch ehrgeizig, eigenwillig, und den Ideen seines Zeitalters ergeben. Die Thaten und der Ruhm Friedrichs II. störten seinen Schlaf; auch sich mit kräftiger Hand in die Geschichte einzuschreiben, war sein geheimster Wunsch, sein unaufhörlichstes Streben. Aber nicht bloß als Reformator, sondern auch als Feldherr wollte er sich zeigen, und alles sollte von ihm allein ausgehen, alles nur seinen Namen allein tragen. Daher ließ er lange Zeit den großen Laudon, diesen trefflichen Heerführer, außer Thätigkeit, und vertrug nicht leicht einen Widerspruch aus eines Sterblichen Munde, weßhalb er ihn auch später desto nachdrücklicher von der Gesammtheit vernahm, indem seinen besten Verordnungen stets der volksthümliche Stempel fehlte.

Mehr dem Könige Friedrich II. nachahmend, als es wohl mit seiner eigenen Würde und den Verhältnissen seiner Länder sich vertrug, ließ Joseph II. bloß in den Niederlanden sich huldigen, in Ungarn und Böhmen aber niemals sich krönen, wo-

durch er bei seinen Unterthanen theils die größten Besorgnisse wegen ihrer Rechte und Privilegien erweckte, indem er den Inauguraleid nicht leistete, theils auch ihre Gefühle als Katholiken beleidigte, da diese im Allgemeinen doch nur den von Priesterhand gesalbten und gekrönten Fürsten als den wahren, von Gott gesetzten erkennen, und in der Krönung selbst das innigste, traulichste, unvergänglichste und heiligste Band zwischen sich und ihrem Herrscher erblicken.

Darum darf es auch nicht befremden, daß der so gutmüthige Kaiser Joseph II., durch die widrigsten Erscheinungen belehrt, zuletzt seine Mißgriffe erkannte, daß er selbst in den letzten zehn Wochen seines unglücklich-thätigen Lebens die meisten seiner kirchlichen und bürgerlichen Verordnungen widerrief, die er während zehn Jahren erlassen hatte, und hierdurch den österreichischen Fürsten sehr deutlich zeigte, was sie nach dem Grundprincip ihres Hauses unter allen Verhältnissen und zu allen Zeiten zu thun, und was sie zu meiden haben. Denn verblendet durch den Geist der Zeit, hatte Joseph II. mit verwegener Hand an dem großen Bau der Kirche Christi gerüttelt, und stieg nun mitten unter dem Murren seiner Völker, den Unfällen seiner Heere, und dem Aufstand seiner Provinzen in das Grab hinab.

Kirchliche Erscheinungen in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts,

die Vorläufer der noch derberen Züchtigungen des Herrn.

Während Maria Theresia, als fromme Katholikin, stets den Katholizismus in ihrem Reiche zu befestigen und zu verbreiten strebte, führte aber Friedrich II. in seinem Reiche den Protestantismus täglich mehr zu seinem wahren Ziele, dem Rationalismus und Unglauben hin, wozu ihn sein eigenes Genie und die Erfahrungen seiner Jugend antrieben. Denn da er als Prinz nach den Anordnungen seines Vaters durch die häufigen täglichen Gebete und das Anhören geistloser Predigten äußerst belästigt und langweilt wurde, die reformirte Dogmatik ihn weder

anzog noch befriedigte, der fortwährende kirchliche Hader ihn aneckelte, und die Gewaltthaten seines Vaters auf dessen kirchgläubige Frömmigkeit das schlimmste Licht warfen, fiel er durch die Schriften Bayle's und Voltaire's ganz dem Sceptizismus anheim, und zeigte gleich beim Antritt seiner Regierung die entschiedenste Gleichgültigkeit gegen alles Kirchenwesen, beschützte es zwar im Aeußerlichen, nahm aber für sich selbst, mit Ausnahme der Huldigungspredigten und der Taufen in der königlichen Familie an anderen Religionsübungen nicht den geringsten Antheil. Die protestantische Religion entsprach ihm weder ihrem Wesen, noch ihrer Form nach; doch als Fürst zog er sie der katholischen vor, weil sie den Thron unabhängiger macht, und den Absolutismus durch weltliche und geistliche Gewalt begünstigt. Dachte er nun viel günstiger von der katholischen als von der protestantischen Kirche, sprach er daher seine Gleichgültigkeit gegen die letzteren im Tone der Verachtung aus, so bevorzugte er doch diese aus politischen Gründen, und überging die Katholiken bei Anstellungen im Staat, wobei er ihnen jedoch die kirchliche Toleranz vollkommen gewährte, indem in seinem Staate jeder „nach seiner Façon" selig werden solle.

In diesem Geiste der religiösen Gleichgültigkeit hob er schon am 3. Juli 1740 das von seinem Vater für den Zweck der kirchlichen Union erlassene, und zum Theil schon durchgeführte Verbot der lutherischen Kirchengebräuche auf, überließ es den lutherischen Predigern, wieder ihre alten Ceremonien, ihre Altäre mit Lichtern herzustellen, selbst ihre Chorröcke zu tragen, und behielt bloß die vom großen Churfürsten erlassene Verordnung bei, daß kein preußischer Theologe zu Wittenberg studiren solle. Bei seiner Denkungsart konnten daher weder das Lutherthum und der Calvinismus, noch weniger aber der Pietismus Anklang finden, und nach seinem Impuls und Beispiel mußte das schon für sich gehaltlose protestantische Religionswesen, und der abgeschwächte theologische Zeitgeist sein ganzes Gewicht verlieren, indem alle theologischen Zänkereien am Ende von selbst verstummten, da von Staatswegen ihnen keine Aufmerksamkeit mehr zu Theil wurde.

So bestand jetzt das Lutherthum und der Calvinismus ganz ruhig neben einander, und der Pietismus verlor durch verachtenden Spott seine ganze hochmüthige Selbstgefälligkeit. Um aber der Welt zu zeigen, daß er die Philosophie weit der Theologie vorziehe, ernannte der König den früher von den Theologen so sehr verfolgten Philosophen Wolf zum Kanzler der Universität Halle mit dem Titel eines Geheimrathes, und einem Gehalt von zwei Tausend Thalern, obgleich dessen Philosophie, die in Quartanten ihm vorlag, keineswegs ihn ansprach.

Die menschlichen Philosophien oder Philosophemen, diese zeitweiligen Ansichten über Gott und Welt, über Religion und Moral ꝛc., haben aber das eigene, daß sie entweder aus vorhergegangenen kirchlichen und politischen Revolutionen hervorgehen oder auch künftige vorbereiten. *) — Hatte demnach unter den revolutionären Reichen England zuerst seine kirchlichen und politischen Revolutionen vollendet, so ging auch der unkirchliche atheistische Geist, der jene hervorgebracht hatte, in die philosophische, satyrische und geschichtliche Literatur Englands über, und Locke, Schaftesbury, Tindal, Collins, Hobbes, Wollaston, Morgan, Bolingbrock, Pope, Swift ꝛc., sprachen die innersten Gedanken der verdorbenen Weltleute jener Zeit in reizendem Style aus, läugneten die göttliche Offenbarung, höhnten die Weltregierung Gottes und jede Lehre der Kirche, und bekämpften die Hierarchie sammt allen auf das Christenthum gegründeten bürgerlichen Institutionen. Schriften dieser Art fanden nun bei der damaligen moralischen Verdorbenheit der Franzosen die

*) Die neue Schule Hegels hat sich das Prädicat „Philosophie der Gegenwart" nicht in unserem Sinne, sondern in jenem beigelegt, daß sie die eigentliche, allein wahre Wissenschaft sey, die par excellence bloß den Philosophen der Gegenwart zu Theil geworden. Diese philosophische Eitelkeit und Anmassung war jedoch von kurzer Dauer, indem auf jenes System der Gegenwart schnell ein anderes in der jüngeren Gegenwart folgte, und diesem wieder bald ein noch jüngeres folgen wird. So muß denn der gute deutsche Michel sich immer sehr beeilen, über die Wahrheit der Gegenwart sich belehren zu lassen, ehe sie vergangen ist.

günſtigſte Aufnahme, und reizte ihren frivolen, ſpottſüchtigen Geiſt auf.

So begann denn Voltaire mit den ſchlimmſten Waffen des Spotts und der Verhöhnung ein halbes Jahrhundert hindurch den erbittertſten Kampf gegen das Chriſtenthum, verhöhnte in allen ſeinen Schriften die Weltregierung Gottes, die Freiheit des menſchlichen Willens, die Tugend und das Laſter auf die witzigſte Weiſe, und ſprach in ſeiner Pucelle d'Orleans, gleich einem teufliſchen Böſewicht, ſeinen Haß gegen Alles, was heilig und ehrwürdig iſt, gegen Religion und Sitte im Geſchmack der damaligen vornehmen franzöſiſchen Welt aus. Ihm folgte das Heer der Encyklopädiſten und der Klub des Barons Holbach *), die planmäßig und mit dem größten Fanatismus die Religion zu vernichten, und die Demokratie einzuführen ſtrebten. Obgleich nun die Tendenz jener einem Friedrich II., dieſem Despoten, nicht zuſagen konnte, waren aber doch die irreligiöſen, atheiſtiſchen und rein materialiſtiſchen Anſichten eines Voltaires, des Arztes La Mettrie, des Marquis d'Argent, d'Alembert, Helvetius ꝛc. ganz in ſeinem Geſchmack, zog ſie daher theils an ſeinen Hof, oder correſpondirte mit ihnen, und ließ durch ſie jeden poſitiven Glauben angreifen, unterhöhlen, und nach und nach umſtürzen.

Da Friedrich II., als Löwe des Tages, eine allgemeine Verehrung genoß, verbreiteten ſich auch ſeine irreligiöſen Anſichten um ſo ſchneller, indem er ſelbſt durch Bewilligung einer völligen Preßfreiheit in allen Religionsgegenſtänden eine Menge unchriſtlicher Schriften, und mit ihm das Unkraut eines gedankenloſen Unglaubens, das man „Denkgläubigkeit" nannte, hervorrief.

So ſuchten nun Philoſophen und Theologen in Verwerfung des Kirchenglaubens ſich zu überbieten. Kant ſetzte jenem die bloße Vernunftreligion oder den Religionsglauben, der auch allein in der Bibel zu ſuchen ſey, entgegen. Auf dieſem Syſteme fortbauend, griff Semmler zu Halle die hl. Schrift an, warf

*) Siehe unſre franzöſiſche Geſchichte Pag. 66.

mehrere Bücher aus dem Canon, und ſtellte, dem äußeren Kirchenglauben feind, die innere Privatreligion auf. Während nun Gruner zu Halle alle chriſtlichen Myſterien verwarf, klagte der Superintendent Henke über die noch zu ſehr verbreitete Chriſtolatrie (Anbetung Jeſu), indem er darin ein großes Hinderniß zur wohlthätigen Revolution in der Religion erblickte. Im Geiſte ſolcher antichriſtlichen Grundſätze errichteten Baſedow und Bahrdt eigene Erziehungsanſtalten, verhöhnten und verſpotteten alle chriſtlichen Lehren, und erhielten durch Nicolai in ſeiner deutſchen Bibliothek ein weit verbreitetes Organ. So war denn der proteſtantiſche Norden auf dem beſten Wege, unter der Form einer gelehrten Barbarei ein neues Heidenthum zu errichten, das nothwendig ſchlimmer und bösartiger, wie das alte, ſeyn muß, indem dieſes die fröhliche Botſchaft, den Weg des Heils, nicht kannte, jenes aber ihn kennt, ihn jedoch mit teufliſchem Uebermuth verläßt, die Perſönlichkeit Gottes verwirft, und ſich ſelbſt zum Gott, zum Götzen, macht.

Dieſe, das ganze Chriſtenthum untergrabenden Grundſätze und heidniſchen Anſichten verbreiteten ſich aber nicht bloß in den proteſtantiſchen Staaten, ſondern drangen auch durch die verführeriſchen Schriften eines Wielands und ähnlicher Autoren, gleich einer Influenza, in viele katholiſchen Länder ein. Durch die Lehre der franzöſiſchen Janſeniſten, die bei der katholiſchen Chriſtenheit ſtets einen größeren Eingang fand, entſtand nun jener feindſelige Geiſt gegen den katholiſchen Glauben, der einen Widerwillen gegen Kirche und Religion zu einem Syſtem entwickelte, das in der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts ſich kund gab, und Fürſten und Völker zu ihrem Verderben bezauberte und bethörte.

Janſeniſten und Philoſophen, Freimaurer und Illuminaten, vereinigten ſich demnach zum Sturze der Kirche, und da ſie in den Jeſuiten das Hauptbollwerk derſelben erkannten, brach gegen dieſe zuerſt der Sturm los. Der erſte Schlag gegen den Orden geſchah in Portugal.

Dieſes Land hatte nämlich im Jahre 1750 einen Vertrag mit Spanien geſchloſſen, nach welchem ſieben Diſtrikte von

Paraguay, jenes von den Jesuiten so trefflich verwalteten Landes, an Portugal für die Colonie San Sagramento abgetreten werden sollten. Indem nun die Bewohner sich diesen Regierungswechsel nicht gefallen ließen, und zu den Waffen griffen, bürdete der Minister Pombal diese Widersetzlichkeit den Jesuiten auf, obgleich diese, mit allen Mitteln der Vertheidigung wohl versehen, ganz duldsam und unterwürfig sich nach Europa schleppen ließen. Selbst eine gegen das Leben des Königs gemachte Verschwörung wurde zur Anklage gegen sie benützt, und obgleich nicht der geringste Beweis dafür vorlag, doch mit der unbarmherzigsten Härte gegen sie verfahren, viele als Hochverräther eingesperrt, alle übrigen nach dem Kirchenstaate abgeführt (1759) *).

Darauf traf die Reihe Frankreich, wo der schwache König Ludwig XV. zu ihrer Erhaltung zwar eine kleine Reform vorschlug, die jedoch der Jesuitengeneral Ricci mit den Worten verweigerte: „Sie sollen bleiben, wie sie sind, oder gar nicht seyn." (Sint, ut sunt, aut non sint). Am 6. August 1762 sprach denn das jansenistische oder gar antichristliche Parlament die Aufhebung des Ordens, und somit dessen Nichtseyn in Frankreich aus. Mit barbarischer Härte wurden aber die Jesuiten am 2. April 1767 aus Spanien, und dann am 20. November auch aus dem Königreiche beider Sicilien vertrieben. Eben so wurden sie im Jahre 1768 aus Malta, aus Parma und Piacenza verjagt, und allenthalben zeigten die Bourbonen ihre feindseligen Gesinnungen gegen den Papst Clemens XIII. wegen des Schutzes, den er den verfolgten Jesuiten gewährte — Mit bewaffneter Hand besetzten nun die Franzosen Avignon und Venaissin, die Neapolitaner aber Benevent und Pontecorvo,

*) Bei herrschenden Parteileidenschaften ist es leicht, Anklagen und Zeugenbeweise gegen die unbescholtensten Personen aufzustellen. Denn gar viele Menschen, die in gewöhnlichen Lebensverhältnissen um keinen Preis gegen die Heiligkeit des Eides sündigen würden, zersprengen alle Riegel des Gewissens, wenn es sich um ein politisches Princip, um den Sieg über ihre Gegner handelt.

und am Anfange des Jahres 1769 erschienen die Gesandten der Bourbonen vor dem Papste, und forderten unwiderruflich die Aufhebung des Jesuitenordens. Da enthob ihn nun der Tod am 2. Febr. plötzlich der Schmach, der Heerde, deren Obhut ihm anvertraut war, ihre besten Wächter zu nehmen, und sie den Wölfen Preis zu geben. — In ihrer leidenschaftlichen Stimmung boten jetzt die bourbonischen Höfe alles mögliche auf, einen für die Aufhebung der Jesuiten günstig gestimmten Cardinal auf den päpstlichen Stuhl zu bringen, und sie erreichten ihren Zweck durch die Wahl des Cardinals Ganganelli, der sich als Papst den Namen Clemens XIV. beilegte.

Zeigt uns aber die ganze Geschichte, daß die Kette der Wirkungen sehr genau mit jener der Ursachen zusammenhänge, weist sie uns die Schlechtigkeiten und das unkirchliche Benehmen einiger Päpste als die Vorboten der kirchlichen Revolution nach, so stellt sie aber die Schwäche und sträfliche Nachgiebigkeit dieses Papstes als die Vorläufer der bald eingetretenen politischen Revolution uns dar, und bestätigt hierdurch die Wahrheit, daß Gott alle jene, die er züchtigen, strafen und verderben wolle, ihrer Verblendung überlasse. So litt denn Clemens XIV. nicht nur viele Eingriffe in die Gerechtsame der Kirche und der Päpste, sondern bot selbst den Fürsten zu ihren sogenannten Reformen sehr bereitwillig die Hand, wodurch das verhängnißvolle Rad der Begebenheiten, von einer dämonischen Kraft in Bewegung gesetzt, unaufhaltsam fortrollte. Da die Bourbonen nun immer heftiger die Aufhebung des Jesuitenordens vom Papste forderten, die Kaiserin Maria Theresia, die Könige von Sardinien und Preußen, nebst andern deutschen Fürsten dagegen Einsprache machten *), überdieß auch die Einstimmung des ganzen Cardinal-Collegiums in die Aufhebung derselben nicht

*) Um die Kaiserin zur Nachgiebigkeit zu stimmen, stellte ihr der Papst vor, daß ihr so hartnäckiger Widerstand gegen die Kirche ihr Gewissen belaste, „indem diese mit der göttlichen Autorität bekleidet sey, und die Schlüssel des Lebens und Todes in Händen habe." Tief betrübt antwortete darauf die Kaiserin: Sie würde

zu erwarten war, so erließ Clemens XIV. ein Breve (21. Juli 1773), zu welchem die Päpste auch ohne Berathung mit dem Collegium der Cardinäle befugt sind. In jenem, an alle katholischen Bischöfe gesendeten Breve: „Dominus ac Redemtor", berief sich der Papst auf die früher schon vorgekommene Aufhebung geistlicher Orden, z. B. der Tempelherrn u. a., und warf ihnen dann ihre Einmischung in Staatsangelegenheiten, ihre Begierden nach zeitlichen Besitzungen, ihre Streitigkeiten und Zänkereien, ihre Behauptung schädlicher, unsittlicher Meinungen, ihre Abweichungen von den Ordensregeln, und die Beibehaltung abergläubischer Gebräuche in den Missionsländern vor, Beschuldigungen, die im Munde eines Pombals, Choiseuls, Voltaires, Calvins *) und aller Akatholiken an ihrem rechten Platze waren, die aber von einem Papste vorgebracht, ihn für immer mit Schmach bedecken mußten. Am Schlusse jenes Breve sagte Clemens XIV.: „überzeugt, daß die Gesellschaft Jesu nicht mehr den Zweck ihrer Stiftung erfüllen könne, und auch bewogen von anderen Gründen der Klugheit und Regierungs-Weisheit, die wir in unserem Gemüthe verschlossen behalten, heben wir auf und vertilgen die Gesellschaft Jesu, ihre Aemter, Häuser und Institute."

Dieses Breve wurde nun durch die erklärtesten Jesuitenfeinde in dem ganzen Kirchenstaate mit einer solchen Härte vollzogen, daß selbst die Gegner des Ordens, wie z. B. der spanische Gesandte, dieses Verfahren bitter tadelten. Der General des Ordens

sich niemals haben bestimmen lassen, die Jesuiten in ihren Staaten zu unterdrücken; da jedoch Seine Heiligkeit die Aufhebung dieses Ordens für nothwendig halte, so wolle sie als eine treu gehorsame Tochter der Kirche sich nicht länger widersetzen, und sey bereit, die Aufhebungsbulle vollziehen zu lassen, sobald sie erscheine.

*) Jesuitae vero, sagte Calvin, qui se maxime nobis opponunt, aut *necandi*, aut si hoc commode fieri non potest, *ejiciendi*, aut certe *mendaciis et calumniis opprimendi* sunt. — Haben wir einmal (durch Lügen und Verläumdungen) die Jesuiten vernichtet, schrieb Voltaire an Helvetius (1761), so haben wir alsdann mit dem Infamen (dem Christenthume) gutes und leichtes Spiel.

Lorenzo Ricci wurde mit mehreren andern Vätern gleich einem Verbrecher auf der Engelsburg eingesperrt, wo er im Jahre 1775 starb, nachdem er kurz vorher als Vorsteher des Ordens dessen Unschuld eidlich betheuert, und darauf mit den Sterbsakramenten sich hatte versehen lassen.

Das päpstliche Breve, durch welches Clemens XIV. Avignon und Venaissin, Benevent und Pontecorvo von den Bourbonen zurückerhielt, und das leidenschaftliche Verfahren gegen die Jesuiten im Kirchenstaate, erregten aber in Deutschland das größte Erstaunen. In den Niederlanden erschien eine sehr bündige Widerlegung aller im Breve enthaltenen Beschuldigungen, und nicht nur dort, sondern auch in ganz Deutschland, Oesterreich und manchen italienischen Staaten wurden die Jesuiten mit der größten Schonung behandelt, und meistens als öffentliche Lehrer beibehalten. — Selbst Friedrich II. nannte die französischen Minister „armselige Tröpfe, welche die Füchse vertilgten, die ihnen die Wölfe vertrieben hätten, und die nicht sehen, daß sie jetzt gefressen werden" *), und ließ in Rom erklären, „er habe nirgends bessere Priester wie die Jesuiten gefunden", und wolle den Orden in seinen Staaten erhalten. Da ihn aber die Jesuiten selbst baten, gemäß ihrer Ordenspflichten gehorchen zu dürfen, gab der König nach, ließ ihnen aber ihre Güter in Schlesien und Polen, und ihre Wirksamkeit in den Schulen, die er als unersetzbar betrachtete.

Selbst in Rußland befahl die Kaiserin Katharina II. den Fortbestand des Ordens, verbot trotz aller Vorstellungen des päpstlichen Legaten die Verkündigung des Breve, und übertrug jenem das ganze Schulwesen zu Mohilow und Polozk. Auf ihren Befehl mußten die Jesuiten einen General-Vicar des Ordens für Rußland erwählen (1782). Auch der Kaiser Paul schützte die Jesuiten, und räumte ihnen in Petersburg eine Kirche ein, worauf der Papst Pius VII. das Breve Clemens XIV. theil-

*) Pauvres gens! ils ont detruit les renards, qui les defendaient des loups, et ils ne voient pas, qu'ils vont etre devorés.
Frederic II.

weiſe aufhob, den Jeſuiten ihren Fortbeſtand in Rußland geſtattete, und ſogar den Franz Karen zum Superior der Congregation in Rußland ernannte. — So hörte denn der Orden nie ganz auf, indem er in dem ſchismatiſchen Rußland nur dann verſchwand, als man ihn nach unſäglichen Leiden in den katholiſchen Ländern wieder einführte, und die Jeſuiten, wie Franz Borgia vorhergeſagt hatte, gleich Adlern dorthin zurückkehrten, wo man ſie früherhin wie Hunde verjagt hatte.

Indem nun der Tod bloß die Leiden des Körpers endet, die Leiden der Seele aber denſelben uns fürchterlich macht, durchlebte nach dem Sturze des Ordens Clemens XIV. noch ein kummervolles Jahr; ſein unpäpſtliches Benehmen, verglichen mit jenem der nicht katholiſchen Herrſcher von Rußland und Preußen, mag ihn zur Erkenntniß ſeines Fehlers gebracht haben, durch die nun eine tiefe Unruhe an ihm nagte, und ihn nach langem Siechen, nicht an Gift, wie die Jeſuitenfeinde lügen, ſondern an einer Unterleibsentzündung im 69ſten Jahre am 22. Sept. 1774 in die Ewigkeit abrief.

Der große Schlag war einmal geſchehen, die ſchwere Sünde begangen, und ſo folgte nun auch ſchnell die ſchwerſte Strafe ihr nach *). Allenthalben gewannen die Feinde der Kirche jetzt das Uebergewicht; die Philoſophen nahmen die Lehrſtühle der Hochſchulen, Academien und Erziehungsanſtalten ungehindert ein, ſetzten die Vernunft an die Stelle der alles belebenden Religion, und der römiſche Stuhl, ſeiner beſten Wächter beraubt, fühlte ſchnell die wüthendſten Angriffe aller ſeiner Gegner. Unter dieſen Verhältniſſen war die dreifache Krone kein wünſchenswerther Beſitz, und erſt nach vier Monaten wurde der Cardinal Joh. Angelo Braſchi, deſſen Muth und Feſtigkeit, deſſen Klugheit und Mäßigung anerkannt war, zum Papſte gewählt und ausgerufen (14. Febr. 1775). Nach einem demüthigen Gebet wendete

*) „Justitia elevat gentes, miseros autem populos facit peccatum.“ Dieſes hat ſich nach wenigen Jahren an den ſämmtlichen bourboniſchen Häuſern und ihren unglücklichen Völkern ſo furchtbar bewieſen.

ſich der neue Papſt an die Cardinäle, und ſagte: „Euere Verſammlung iſt nun geendet, aber wie unglücklich iſt das Ergebniß euerer Wahl für mich ausgefallen.“ Dieſe prophetiſchen Worte erhielten in den Augen der Römer ein um ſo größeres Gewicht, weil der Papſt ſich den Namen Pius beilegte, wodurch er als der VI. jenes Namens eine für Rom und ihn äußerſt betrübte Regierung vorherſehen ließ *), wie ſolche bei den damaligen kirchlichen Wirren auch ſchnell erfolgte.

Denn durch den Sturz der Jeſuiten ermuthigt, regten ſich allenthalben die unchriſtlichen Geiſter, und der Trieriſche Weihbiſchof Joh. Nikol. von Hontheim wagte es ſchon im Juli 1763 unter dem Namen Juſtus Febronius ein Werk erſcheinen zu laſſen, worin er unter dem Vorwand, die Wiedervereinigung der Proteſtanten mit der katholiſchen Kirche zu erleichtern, die weſentlichen Rechte des apoſtoliſchen Stuhls völlig verwarf. So behauptete er denn, die wahre Verfaſſung der Kirche ſey nicht „monarchiſch“; nicht Chriſtus, ſondern die Kirche habe den römiſchen Biſchöfen den Primat übertragen. Zwar habe der Papſt eine Autorität über alle Kirchen, doch keine Jurisdiction; dieſe gehöre der Geſammtheit der Gläubigen, die ſolche durch ihre Diener, die Biſchöfe, ausübe, deren erſter zwar der Papſt ſey, der aber doch der Geſammtheit untergeordnet bleibe. In ſeinem unchriſtlichen demagogiſchen Sinn meinte nun dieſer kirchliche Revolutionär: man ſolle National-Concilien verſammeln, und auf denſelben die dem Papſte nicht zuſtehenden Rechte zurücknehmen; widerſetze er ſich, ſo ſolle man ihn ab-

*) Als der neugewählte Papſt ſich den Namen Pius beilegte, ſagte ein alter Cardinal mit einem reſpectvollen Achſelzucken zu ihm: Beatissime Pater! — Semper sub *Sextis* perdita Roma fuit. — Sieh das Werkchen „Roms zwölf unglückliche Sechſer,“ von Franz Xaver Chriſtmann. Konſtanz 1803, worin derſelbe eine kurze Lebensgeſchichte von Johannes VI., Bonifacius VI., Stephanus VI., Leo VI., Benedictus VI., Gregorius VI., Clemens VI., Innocentius VI., Urbanus VI., Alexander VI., Adrianus VI. und Pius VI. darlegt.

ſetzen, und einer ſolchen freigemachten Kirche einen außerordentlichen Vorſteher geben. Ueberdieß ſollten die Fürſten den Verkehr mit Rom hemmen, alle päpſtlichen Bullen zurückhalten, und mit Zuziehung ihrer Biſchöfe die beliebigen Reformen machen. Als nun Clemens XIII. dieſes Buch verdammte (1764), bedeutende Gelehrte es ſehr gründlich widerlegten, und ſelbſt Proteſtanten dagegen ſich ausſprachen, widerrief Hontheim auf die väterlichen Bitten ſeines Erzbiſchofs die vielen in ſeinem Werke enthaltenen Irrthümer, worüber Pius VI. ſeine laute Freude bezeigte (1778). Indem es aber in der Litteratur keine Abſolution und keine Buße giebt, ſo bleibt der Weihbiſchof Hontheim trotz ſeines Widerrufs, der ſpäterhin ſich ſehr verdächtig erwies, doch immer der Vater jenes ſchlechten, ſeinen revolutionären Geiſt bezeichnenden Machwerks, das leider in den Cabinetten vieler weltlichen und geiſtlichen Fürſten großen Anklang fand.

Da in jener Zeit Joſeph II. die eigenwilligſten kirchlichen Reformen in ſeinem Staate machte, und den päpſtlichen Nuntien weder eine Jurisdictionsübung noch eine Judicatur geſtattete, ſo ahmte ihm ſein Bruder Maximilian, Churfürſt von Köln, hierin gleich nach, deſſen Beiſpiel nun auch die Churfürſten von Trier nnd Mainz ſchnell befolgten. Während in dieſer Weiſe die drei Erzbiſchöfe die Rechte des päpſtlichen Stuhls immer mehr zu ſchmälern ſuchten, verlangte aber der Churfürſt von Pfalz-Bayern, Karl Theodor, wegen den eigenthümlichen kirchlichen Verhältniſſen ſeines Landes vom Papſte die Errichtung einer beſtändigen Nuntiatur in München, deren Gerichtsbarkeit über Bayern, Pfalz, Jülich und Berg ſich ausdehnen ſollte. Als nun Pius VI. den Grafen Zoglio dahin ſandte (1785), übte dieſer ſogleich, ohne die Proteſtation der Erzbiſchöfe zu beachten, ſeine Gerichtsbarkeit in dem pfalzbayeriſchen Antheil ihrer Sprengel aus. — Hierdurch vermehrten ſich ſtets die kirchlichen Wirren, und geſtützt auf das Benehmen Joſephs II. faßten die Erzbiſchöfe von Köln, Trier, Mainz und Salzburg den tollen Gedanken, eine deutſche Nationalkirche zu ſtiften, und bedachten nicht, daß Chriſtus ſeine Kirche für die ganze Welt, und nicht für ein einzelnes Volk gegründet habe. In ihrer Verblendung

schlossen sie dann ein Bündniß gegen den Papst, und ihre Abgeordneten kamen im Badeort Ems zusammen, bildeten dort den berüchtigten Congreß, und setzten eine Punctation in 23 Artikeln auf, die einen noch viel unkirchlicheren Geist als selbst die unter Ludwig XIV. erschienene Erklärung der gallicanischen Freiheiten zeigte *). — Gemäß jener sollten nun alle Exemtionen

*) Innocenz XI., ein Muster streng kirchlicher Tugenden, bestritt als Oberhaupt der Kirche die Anmassungen Ludwigs XIV., der unter dem Namen Regale die Einkünfte der erledigten Bisthümer durch seine Beamten verwalten lassen, und die geringeren geistlichen Stellen eigenmächtig besetzen wollte. Da in diesem Streit ein Erzbischof und einige Groß-Vicare Partei für den König nahmen, so traten im Jahre 1682 35 Erzbischöfe und Bischöfe, und eben so viele Glieder des niederen Klerus zu Paris zusammen, bildeten eine Versammlung, an deren Spitze der berühmte Bossuet stand, und gaben unter dem 19. März eine Erklärung in vier Artikeln, die sowohl gegen die Gegner der gallicanischen Kirchenfreiheit, als auch gegen jene des päpstlichen Stuhls gerichtet, und deren Inhalt folgender war: „Da dem Apostel Petrus, seinen Nachfolgern, den Statthaltern Christi, und der Kirche selbst von Gott nur Gewalt über geistliche, das Heil der Seele angehende Dinge, nicht aber über weltliche und bürgerliche ertheilt worden, so seyen:

1) Die Könige und Fürsten in weltlichen Dingen der kirchlichen Gewalt nicht unterworfen, und können weder direct noch indirect durch die Schlüsselgewalt der Kirche abgesetzt, noch ihre Unterthanen vom Eide der Treue und des Gehorsams entbunden werden;

2) die Macht des heiligen Stuhls in geistlichen Dingen sey auch keine andere, als diejenige, welche mit den vom ökumenischen Concil zu Costnitz in der 3. und 4. Sitzung gefaßten Schlüssen über das Ansehen der Kirchenversammlungen übereinstimme, und die gallicanische Kirche billigt es nicht, daß man diese Autorität bezweifle, oder sie auf den bloßen Fall eines Schismas beschränke;

3) der Gebrauch der apostolischen Macht müsse sich demnach an die Grundregeln binden, welche der hl. Geist gegeben, und die Ehrfurcht der ganzen Welt geheiligt habe, wie es auch der Würde des hl. Stuhls gezieme, die Vorschriften, Gewohnheiten und Grundsätze, die von dem Königreiche und der Kirche Frankreichs angenommen

von der Diözesan-Gerichtsbarkeit, die unmittelbaren Recurse nach Rom, die Dispensationsgesuche daselbst, der dem Papste zu leistende Eid, auch die Verbindung der Orden mit ihren auswärtigen Oberen aufhören; die Palliengelder und Annaten sollten gegen eine billige Taxe aufgehoben, bei betreffenden Appellationen judices in partibus vom Papste erwählt, oder im Provincial-Synodalgericht niedergesetzt werden; ohne Genehmigung der Bischöfe sollte keine Bulle, kein Breve in Wirksamkeit treten, und jedem Bischofe die Verbesserung der Kirchendisciplin, und die Verwandlung geistlicher Stiftungen in andere Anstalten frei stehen.

Diese Punctation wurde sogar dem Kaiser Joseph II. zugesendet, der sie zwar höchlich belobte, doch dabei bemerkte, daß das Gelingen der Sache von dem festen Einverständniß der Erzbischöfe mit den Bischöfen abhänge. So sollten denn auf

---

worden, und durch die Einwilligung des hl. Stuhls und der Kirche gebilligt sind, aufrecht zu erhalten;

4) obwohl der Papst an Entscheidungen über Glaubenssachen einen vorzüglichen Antheil habe, und seine Anordnungen sich auf alle Kirchen erstrecken, sey sein Urtheil doch nicht unverbesserlich, wenn die Zustimmung der ganzen Kirche nicht hinzukomme.

Zur Vertheidigung obiger Sätze wies Bossuet weiter nach, daß die ganze Kraft der Kirche in den Generalconcilien liege, und daß die Unfehlbarkeit nicht einem einzelnen Menschen, sondern der ganzen Kirche und ihren Vertretern zukomme. Da jedoch der Sohn Gottes gewollt, daß seine Kirche eine einige sey, und deßhalb das Primat des hl. Petrus gestiftet und eingesetzt hat, um die Einheit zu unterhalten und zu befestigen, so müsse man dieses Primat in den Nachfolgern des Fürsten der Apostel anerkennen, und demselben für diesen Zweck die Ergebenheit und den Gehorsam leisten, den die hl. Concilien und hl. Väter stets allen Gläubigen vorgeschrieben haben. Jeder Freund der brüderlichen Eintracht und kirchlichen Einmüthigkeit müsse dieß erkennen. Hätten die Urheber der angeblichen Reformation diese Eintracht geliebt, so würden sie das von Christo gestiftete Regiment der Bischöfe nicht abgeschafft, das Ansehen des Stuhls Petri nicht verachtet, sondern dasselbe als den Mittelpunkt der katholischen Einheit sorgfältig bewahrt haben."

diesem Wege die Schöpfungen des heiligen Bonifacius in Deutschland untergehen; doch die deutschen Bischöfe zeigten nicht die geringste Neigung, jenem unkirchlichen Machwerk sich anzuschließen, und so blieb alles bei der alten Observanz, nachdem der Nuntius Pacca zu Köln in einem Rundschreiben den Pfarrern der drei Churfürstenthümer erklärt hatte, daß die Erzbischöfe die dem Papste allein zuständigen Dispensationsrechte nicht ausüben könnten, und ihre Dispensen daher ungültig seyen. Zwar bequemten sich jetzt die vier revolutionäre Erzbischöfe zur Pflicht und Ordnung zurückzukehren, suchten die Verzeihung des Papstes wegen ihres Benehmens nach, und erhielten sie; doch der Herr, der Gewalt hat im Himmel und auf Erden, verzieh ihnen nicht, stieß nach wenigen Jahren ihre Stühle schmählich um, und verjagte sie von Land und Leuten.

Liegt es aber in dem Lebensgeschicke der Staaten, daß auch für sie, wie für die ganze Natur, kein festes Stillstehen, kein Bleiben im Bewegen und Werden es gibt, so zeigt uns denn die Geschichte Deutschlands ebenfalls manche Epochen, in denen

---

Da noch gewisse andere Rechte zu diesen gallicanischen Freiheiten gezählt wurden, so kamen die französischen Prälaten bald zu der Einsicht, daß die gallicanische Kirche zwar Freiheiten hinsichtlich des Papstes habe, sich aber desto mehr in einer knechtischen Abhängigkeit von der weltlichen Gewalt befinde, aus der sie nur der Papst erretten konnte. Als daher nach den traurigsten Geschicken und Züchtigungen Ludwig XIV. seinen Bischöfen gestatten mußte, dem Kirchenoberhaupte zu schreiben, daß sie über die Beschlüsse der Versammlung von 1682 betrübt wären, und dieselbe für ungültig hielten, schrieb er aber auch eigenhändig an den Papst: „ich bin sehr erfreut, Ew. Heiligkeit wissen zu lassen, daß ich die nöthigen Befehle ertheilt habe, damit die in meiner Verordnung vom 2. März 1682 enthaltenen Gegenstände, die von der Geistlichkeit des Reichs gemachte Erklärung betreffend, wozu mich die Umstände nöthigten, keine Folgen haben." So verzieh die Gottheit Ludwig XIV. seine früher erzwungene Erklärung der gallicanischen Freiheiten, und ließ ihn auf seinem Throne ruhig sterben, während sie Napoleon mit seinem, dem Concordate angehängten perfiden organischen Artikeln nach Helena verwies.

das Gewiſſen der Menſchen auf ihr Wiſſen den beſten, und wieder andere, in denen das Wiſſen der Menſchen auf ihr Gewiſſen den allerſchlimmſten Einfluß äußerte.

Eine ſolche Epoche, wie die letztere, trat jetzt in Deutſchland ein, als Joſeph II. den Katholizismus zum Proteſtantismus, Friedrich II. aber den Proteſtantismus zum Indifferentismus und völligen Unglauben hingelenkt hatte, und ſelbſt höhere Vorſteher der Kirche, wie manche Erzbiſchöfe, in ihrem ganzen Leben und Benehmen einem ſehr unkirchlichen Geiſte huldigten, indem ſie zwar, was wir gerne loben, mit wahrer chriſtlicher Toleranz die größten proteſtantiſchen Gelehrten um ſich ſammelten, ſie zu Profeſſoren der profanen Wiſſenſchaften machten, dabei aber öfters für die theologiſchen Fächer Männer anſtellten, die nur, um ſich bemerkbar zu machen, jeder neuen geiſtigen Richtung, als der hervorragendſten Spitze der Zeit, anhingen, und demnach durch ihren unkirchlichen, oft ketzeriſchen Geiſt ſehr verderblich auf die Jugend wirkten. Geſtützt alſo auf die kantiſche Philoſophie, die damals in der Mode war, trat durch ſie eine bittere Polemik gegen viele katholiſche Inſtitutionen und gegen das Papſtthum ein, während ihre Polemik gegen das Proteſtantenthum unter dem Vorwand der Toleranz die äußerſte Milde zeigte. Hierdurch verlor ſich aber der wahrhaft kirchliche Sinn immer mehr, indem manche geiſtliche Profeſſoren ihrer Stellung wegen zwar die Dogmen nicht öffentlich angriffen, doch in allen ihren Vorträgen die verneinende Richtung des Proteſtantismus durchblicken, oder ſelbſt vorherrſchen ließen. Blau, Profeſſor der Theologie zu Mainz, ſtellte die dogmatiſche Irrthumsloſigkeit der auf einem Concil verſammelten Kirchenväter in Abrede, und der Geiſtliche Dorſch, Profeſſor der Philoſophie, ging noch weiter, und griff viele Inſtitutionen der Kirche im kantiſchen Geiſte an. Lorenz Iſenbiehl ſetzte in ſeinem Werke „neueſter Verſuch über die Weiſſagung vom Emmanuel", dieſe meſſianiſche Weisſagung, Jeſ. 7, 14., ganz in Zweifel, und da die Gutachten der theologiſchen Facultäten gegen ihn ausfallen mußten, und der Papſt Pius VI. das ſchlechte Machwerk als falſch, verwegen und ketzeriſch verdammte, widerrief er zwar, und erhielt hierauf

vom Erzbiſchof eine Pfründe zu Amöneburg. Auch Steinbühler ſpottete über kirchliche Ceremonien, und ſtieß ohne Scheu gottesläſteriſche Behauptungen aus, die ihm in Salzburg harte Verfolgungen zuzogen. Eben ſo gab es in Bonn mehrere Geiſtliche, die gänzlich dem Cölibate abhold, zwar noch öffentlich zur Kirche ſich bekannten, bei der erſten Gelegenheit aber, die bald eintrat, ihre Maske abwarfen, mit einer, oder auch mehreren Frauen ſich verehelichten, — und verbauerten. Die ketzeriſche Philoſophie des 18. Jahrhunderts, ausgegangen aus England, Frankreich und Preußen, die lügenvollen Geſchichts- und andere verderblichen Werke, die ſchmählichen Satyren auf alles katholiſche Weſen, die unſittlichſten Romanen, Comödien ꝛc., und dann das vielbeliebte Nicolai-Berlineriſche Poſtulat, daß Proteſtant und geſcheidt, Katholik und dumm a priori gleichbedeutend ſeyen, fanden bei der ſogenannten gebildeten Welt ſchnellen Eingang, der nun bloß eine zahme gefügige Religion, die todte Hülle, der Schatten einer Religion, und ſolche Prieſter gefiel, die, um aufgeklärt zu erſcheinen, mehr oder weniger des Glaubens ſpotteten. Gab es nun doch noch viele Prieſter, die wirklich dieſen Namen verdienten, ſo ſtanden ſie aber iſolirt, bildeten nicht, wie die aufgehobenen Jeſuiten, eine kräftige, gedrungene, von Rom unterſtützte Schaar, und ihr Kampf mit der Hyder des Unglaubens und Verderbens war vergeblich. Zugleich erregten die adelichen Domherrn, die meiſtens vier Pfründen beſaßen, und nur einmal im Jahre das Kapitel beſuchten, durch ihr beiſpiellos lüderliches Leben das größte Aergerniß bei dem Volke, das noch am alten Glauben hing, und lieferten den Ungläubigen, den ſ. g. Gebildeten, hinlänglichen Stoff, über das ganze kirchliche Weſen und deſſen höhere Vertreter zu ſpotten, und immer mehr in ihrer Unkirchlichkeit zu beharren. Gab nun noch überdieß der Primas von Deutſchland, der letzte Churfürſt und Erzbiſchof von Mainz, Karl Friedrich von Erthal, das ſchlimmſte Beiſpiel, indem er überall, nur nicht dort, wohin er gehörte, zu finden war, ſeine Liebe nicht der himmliſchen σοφια, ſondern der irdiſchen „Sophie", Gräfin C. u. a. m. zuwandte, die Gelder des Landes verſchönbuſchelte, und Männer, wie den Verfaſſer

des Ardinghellos stets zur Seite hatte; war selbst sein Coadjutor von Dahlberg ein Illuminat, ein schwacher Stubengelehrter, ein unterwürfiger Diener mächtiger weltlicher Herrn, und seine übrige höhere Geistlichkeit, wie die Heimes, Kolborn ꝛc. nur die treuen Anhänger seiner unkirchlichen Principien, und mitunter Nachahmer seines schlechten, erzbischöflichen Lebenswandels; so darf man sich denn auch nicht wundern, daß nach einer höheren Fügung wieder eine mächtige Crisis in Deutschland eintreten mußte, um das unglückliche Land von solchem irreligiösen Unflat zu reinigen.

Wie aber die kirchlichen und politischen Revolutionen immer Hand in Hand gehen, wie daher die erstere durch den Sturz der Jesuiten, durch die Unkirchlichkeit der höchsten Geistlichkeit, und durch die herrschenden Lehren der vermeintlichen Geistesfreiheit, der Aufklärungssucht und Aufklärerei der damaligen Zeit im besten Gange war, so sollte nun auch durch die Einführung des Illuminatenordens die letztere ins Leben und in Kraft treten.

Adam Weishaupt, Professor zu Ingolstadt, war der Stifter jenes Bundes, der als Gemisch von französischer, atheistischer Philosophie, Antijesuitismus und Freimaurerei, ganz geeignet war, die Religion und Throne völlig zu untergraben. — Wie bei den Freimaurern mußte auch jeder Eintretende sich vielen Prüfungen unterwerfen; zeigte er nicht die gehörige Brauchbarkeit und Festigkeit, so wurde er nur zu den niederen Graden zugelassen, und als gemeines Werkzeug verwendet, indem die eigentlichen Geheimnisse nur den zwei letzten Graden, dem Magus und Rex, oder dem Priester- und Regentengrade bekannt waren. In jenem wurde die Religion als Betrug ausgegeben, in diesem die Könige und Fürsten für Usurpatoren, und jeder Hausvater für souvrain erklärt. Das ganze chimäre Gebäude war das Werk der Schwärmerei, Gaunerei und Gaukelei, beruhte auf Täuschung der Nichttheilnehmer und auf der unmoralischen Basis der List und des Betruges. Jedes bedeutende Mitglied trug einen geheimen, nur den Oberen bekannten Namen, Weishaupt hieß — Spartacus, Constanza — Diomedes, Zwakh — Cato,

Maſſenhauſen — Ajax, Merz — Tiberius, Knigge — Philo ꝛc. Eben ſo erhielten auch die Verſammlungsorte andere Namen; München hieß bei ihnen Athen, Ingolſtadt Sparta, Amberg Theben, Eichſtädt Erzerum, Straubing Nauplia. Mit vereinten Kräften ſuchten ſie dahin zu wirken, daß alle Staatsſtellen nur mit Illuminaten beſetzt würden; ſie wollten der Kirche Geiſtliche, den Fürſten Räthe, den Prinzen Erzieher, den Univerſitäten Lehrer, ja ſogar den Reichsfeſtungen Commandanten in ihrem Sinne geben. Jedes Glied ſollte nach Kräften zur Beſeitigung aller kirchlichen Satzungen und völligen Umwälzung aller bürgerlichen Ordnung hinarbeiten, auf daß endlich allem Pfaffen- und Schurkenregiment der Garaus gemacht, Pfaffen und Fürſten als die Böſen von der Erde vertilgt, und die Menſchheit zu einem phantaſtiſch-patriarchaliſchen Leben zurückgeführt werde.

Wie aber jede unchriſtliche, nur Zerſtörung bezweckende Verbindung unmöglich von Dauer ſeyn kann, ſollte ſie ſelbſt, was bei den Illuminaten der Fall war, die Verfaſſung der Jeſuiten ſich zum Vorbilde nehmen, ſo trat unter den herrſchſüchtigen Gliedern bald Streit ein; Weishaupt und Knigge trennten ſich, und viele bloß verlockten Prieſter und Staatsdiener traten nicht nur aus dem hölliſchen Club, als ſie deſſen Ziel erkannten, ſondern denuncirten ihn auch bei der oberſten Staatsbehörde (1785). Es traten nun nebſt der völligen Aufhebung des Ordens ſehr ſtrenge Unterſuchungen ein, und es fand ſich, daß die Zahl der Mitglieder in Bayern allein beinahe auf 2000 Köpfe ſich belief. Weishaupt entfloh nach Gotha, andere wurden des Landes verwieſen, und Friedrich II., der ihre Tendenz durchſchaute, verjagte ihre Emiſſäre aus Berlin.

Das Clubsweſen war zwar in Bayern vernichtet, und die Gefahr für den Augenblick abgewendet, die jedoch immer fortwähren wird, ſo lang die Zertrümmerung der beſtehenden Staatsformen, und die radicale Abſchaffung aller kirchlichen Inſtitute, mit der römiſchen Kirche beginnend, und mit den proteſtantiſchen Confeſſionen endend, die Tendenz der fanatiſchen, hartherzigen Demagogen unſerer Zeit bleibt.

Aus dem kirchlichen Abfall der Proteſtanten, der kirchlichen Verblendung und Laßheit der Katholiken, und dem revolutionären Treiben der Freimaurer, Illuminaten und Lichtfreunde, ging alſo Deutſchlands große Schuld hervor, die fort und fort in Zwillingsgeburten die Sünde und die Strafe gebar. Da zeigte ſich nun der Herr der Welt dem deutſchen Volke wieder im brennenden Dornbuſche, der nicht verbrannte, und verhängte über das Verkehrte und Sündenvolle einen Krieg, faſt ſo ſchrecklich wie der dreißigjährige, und Friedensſchlüſſe, noch ſchmählicher wie jene von Osnabrück und Münſter. Denn er der Herr und Gott der Schlachten machte bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts die länderhungrigen Franzoſen, dieſe ewigen Feinde des Reichs, zu Herrn des Landes, und führte Verhältniſſe herbei, durch die, wie im 30jährigen Kriege, Deutſche gegen Deutſche kämpften, und die eine Hälfte Deutſchlands ſchadenfroh und in Ruhe zuſah, als die andere dem Reichsfeinde unterlag, wogegen aber auch jener nach wenigen Jahren noch ein ärgeres Geſchicke zu Theil wurde.

Als Zuchtruthe des Herrn ſtieß demnach der Reichsfeind auch den tauſendjährigen Thron des religiös-zerriſſenen Volkes um, verfügte über den Beſitz der deutſchen Länder, warf nach Aufhebung der trefflichen Kreiseintheilung die Volksſtämme durcheinander, und machte zum Schaden des Volks und Landes viele Zwergſtaaten und Duodezkönigreiche, wobei er ſelbſt Fremdlinge als Regenten einführte. Machte alſo Deutſchland ſeine kirchliche Revolution nur mit Hilfe der Franzoſen, ſo ſollte ihm nun durch dieſe auch ſeine politiſche werden, und der Herr warf durch ſie ebenfalls dort die Stühle jener Erzbiſchöfe und Prälaten um, welche durch ihren weltlichen Beſitz an einer unkirchlichen Vollblütigkeit litten, die ihnen den apoſtoliſchen Athem raubte. — Dieſes war alſo die große Strafe, welche der Weltregierer über Deutſchland verhängte, dieſes ſein: „Quos ego“, das wahrlich nicht das letzte iſt, noch ſeyn kann, indem jedes Spiel mit der Kirche ein falſches iſt, und wie die Geſchichte ſo vielfach lehrt, den am härteſten ſchlägt, der es treibt. Denn keine Revolution, religiöſe wie politiſche, kann dem höheren Geſchicke entrinnen;

ſie muß im unſeligen Durchgange durch alle Phaſen des Uebels die ſaturniſche Arbeit vollbringen, und Schritt vor Schritt die eigene Schöpfung ſelbſt zerſtören.

Die politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands

in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Die Regierungen Friedrichs II. und Joſephs II. erſcheinen daher als die wahren Vorläufer der großen Cataſtrophe, die nun über Deutſchland kommen ſollte, und kommen mußte. Da beide Regenten die Unhaltbarkeit und den Unwerth eines, aus dreihundert größeren und kleineren Souverainitäten beſtehenden Staates erkannten, waren ſie deſto mehr auf ihre eigene Vergrößerung, Abrundung und Vermehrung ihrer materiellen Kräfte bedacht. Mußte nun Joſeph II. in ſeiner Eigenſchaft als deutſcher Kaiſer dem religiös- und politiſch-zerriſſenen Reiche doch noch manche Rückſichten, und ſelbſt einigen Schutz ſchenken, ſo ließ aber Friedrich II. nicht allein ſeinen Hohn und Spott über die elende Reichsverfaſſung, über ſein ſchlechtes Juſtizweſen, und über ſeine winzigen, ſich blähenden Souverains aus, ſondern benahm ſich nach Umſtänden gleich einem reichsfeindlichen König, wie er denn im ſiebenjährigen Kriege Sachſen und Franken durch Contributionen völlig ausſog, Mecklenburg gleich einem eroberten Lande behandelte, und den Nürnbergern ſogar ihre Kanonen nahm. Zeigte er nun ſeinen deſpotiſchen Geiſt gegen viele Mitglieder des Reichs, ſo ließ er aber auch jenen ſeinen eigenen Unterthanen ſehr tief fühlen, und ſtellte bei ihnen ein Beiſpiel der Härte auf, das unter den unzähligen kleinen Tyrannen Deutſchlands bald Nachahmer fand. Während er alſo im Geiſte jener Zeit nur den Adel, das bekannte preußiſche Junkerthum, unterſtützte, für deſſen Unterricht ſorgte, und ihn allein zu den Offizier- und anderen höheren Civilſtellen beförderte *), drückte

*) Die Einrichtung des Heeres war von der Art, daß auch ſogar diejenigen Bürgerlichen, welche im ſiebenjährigen Kriege aus Enthu-

er dagegen den ganzen Bürger- und Bauernstand durch Finanzmaßregeln, die an wahre Sclaverei grenzten. Denn unter ihm wurden Salz, Tabak, Kaffee und ähnliche ersten Bedürfnisse des Lebens, und besonders der Armen, königliche Regalien und Monopolien, und die ganze Erhebung und Controllirung der darauf haftenden Abgaben zwei Tausend schelmischen Franzosen übergeben, die nun, besser als alle anderen Staatsdiener bezahlt, im eigenen Interesse das ganze Volk zur Füllung des Staatsschatzes ausplünderten, und dabei mit der größten Härte verfuhren. Wurde demnach Jedermann an den Grenzen und an den Thoren aufs schärfste durchsucht, so war trotz diesem doch keiner in seinem eigenen Hause sicher, und jeder mußte zu allen Stunden des Tags und der Nacht es sich gefallen lassen, daß insolente Zoll- oder Accis-Bediente in sein Haus einfielen, und daselbst Zimmer, Gewölbe, Keller, Kasten und Schränke, wie in einer Diebsherberge, durchsuchten. Weh dann denjenigen, die sich nicht ausweisen konnten, daß sie die Abgabe von dem Gegenstand, den sie verbrauchten, entrichtet haben, indem eigene Specialgerichte niedergesetzt waren, die nach dem schärfsten Befehl des Königs nicht nur jede Contravention, sondern selbst jede Formversäumniß mit der größten Strenge bestraften. So war denn auch der Holzverkauf ein Monopol, und das heimliche ungesetzliche Kaffeebrennen ein solches Verbrechen, das der Thäter mit einem dreijährigen Festungsarrest verbüßen mußte *).

---

fiasmus für den König treu gedient hatten, rathsam fanden, sich nach dem Kriege vom Heere zu entfernen.

Schlossers achtzehntes Jahrhundert 3. Bd. S. 323.

*) In einer damaligen Verordnung des Königs heißt es unter anderem: Daher sollen Schnüffelers auf den Gassen Tag und Nacht herumgehen, und wo sie riechen, daß Kaffee gebrannt wird, sollen sie sich den Brennschein zeigen lassen. Ist kein Schein vorhanden, so versteht es sich von selbst, daß der Kaffee confiscirt, und der Thäter bestraft werde. Weil aber die Accis-Officianten nicht hinlänglich sind, eine große Stadt und das platte Land in dem Umfang einer halben Meile durchzuschnüffeln, so soll eine Anzahl Invaliden dazu abgerichtet werden. Ein Theil der Confiscation wird ihnen als Be-

Der Wahlspruch des Kaisers Vespasian „Auri bonus est odor ex re qualibet“ fand daher auch bei Friedrich II. Eingang und Annahme, und er zeigte sich sehr empfindlich, wenn man seine Finanzmaßregeln nicht billigte, oder seine Generalaccisverwaltung und das dabei angestellte Personal tadelte, wie denn der Herzog Ferdinand von Braunschweig, der dieses einmal auf die leiseste Weise wagte, trotz seiner großen Verdienste in dem siebenjährigen Kriege, die unversönliche Abneigung des Königs sich zuzog *). — Immer nur auf Gelderwerb bedacht, kam denn auch unter ihm das Lotterie- und Lottowesen in große Aufnahme, und er suchte nun das Geld, das der Bürger und Bauer für den Nichtgenuß des Kaffee erspartc, auf diesem lockenden Wege sich anzueignen.

Bei der Abgötterei aber, die man damals mit dem Könige trieb, fehlte es denn auch nicht, daß er in anderen Staaten

---

lohnung zuerkannt, und überdieß hat ein solcher Invalide monatlich 6 Thlr. Traktament. — Indem nun bloß jener, der 20 Pfd. Kaffee auf einmal nahm, einen Brennschein erhielt, so war wieder der Adliche und Reiche gegen den Bürger- und Bauernstand sehr im Vortheil, der nun entweder sehr schlechten und übermäßig theuern königlichen Kaffee kaufen, oder ihm ganz entsagen mußte. — Friedrich II. wollte aber der Masse des Volkes das Leben nicht versüßen, sondern durch Arbeit, schlechte Kost und Auflagen es versauren, damit er bei vorkommenden Fällen nicht wie in der Schlacht bei Torgau nöthig habe zu sagen: ihr Hunde, wollt ihr denn ewig leben!

*) Da das Gewissen im Menschen nie gänzlich schläft, und er daher wegen der ungerechten Handlungen, die er begeht, jenes durch den Beifall Anderer zu betäuben strebt, suchte denn auch der König wegen seiner barbarischen Finanzeinrichtung einmal bei Tafel ein beistimmendes Wort vom Herzog Ferdinand von Braunschweig zu erhaschen, setzte ihm also jene sehr weitschweifig auseinander, und fragte ihn zuletzt, ob er Unrecht habe? Da erwiderte ihm der Herzog: „Sire, ihre Unterthanen klagen vielleicht nur darüber, daß sie ihnen weniger trauen als den Franzosen,“ und diese wenigen Worte reichten hin, den König für immer ihm abgeneigt zu machen.

Nachahmer fand, unter deren Kaffeeverboten beſonders jenes von Hannover ſich auszeichnet, indem der dortige Adel verordnete, daß in allen Contraventionsfällen, wo die angeſetzten Geldſtrafen nicht erlegt werden könnten, der Verurtheilte mit proportionirlicher Gefängniß- oder anderer „Leibesſtrafe" unabbittlich belegt werden ſolle. — So zeigte ſich denn jene „deutſche Freiheit", von der man in dem 30jährigen Krieg ſo viel Lärm gemacht hatte, in ihrer wahren Geſtalt, indem viele große und kleine Regierungen Deutſchlands die ihnen ſeit hundert Jahren ganz anheimgefallene Geſetzgebung auf die unglaublichſte Weiſe mißbrauchten, und die preußiſche Autokratie uſurpirend, den ganzen Haushalt der Menſchen, ihr Eſſen und Trinken nach den Grillen und Einfällen hochgeſtellter Pedanten und Plusmacher ordneten und verkümmerten. Denn durch das **Privilegium de non appellando** waren ſchon die meiſten größeren Staaten Deutſchlands von dem Reichshofrathe zu Wien, und von dem Reichskammergericht zu Wetzlar, völlig unabhängig, und ihre Regenten konnten mit den Unterthanen machen was ſie wollten. Aber ſelbſt in den Ländern, die jenes Privilegium nicht hatten, gewährten die obengenannten Gerichte wegen ihrer ſchlechten inneren Einrichtung, wegen ihres Sportels- und Beſtechungsweſens den Unterthanen keinen ſonderlichen Schutz gegen die ſie bedrückenden Herrn, und oft ſtarben Kläger und Beklagte, ehe noch ein richterlicher Spruch erfolgte, weßhalb ihre Archive einen wahren Blick in die Unſterblichkeit — der Proceſſe darboten.

Wie einſt Guſtav Adolph, betrachtete aber auch Joſeph II. das Reich als eine alte Ritterburg, die zwar den Ratten und Mäuſen, Falken und Eulen, aber nie den Menſchen bequeme Wohnungen geben könne, wenn ſie nicht ganz neu erbaut werde, und da er allenthalben autokratiſch einſchreiten und beſſern wollte, verbreitete er unter den bequem in der Reichsburg wohnenden Eulen und Ratten keinen geringen Schrecken, weßhalb die ganze Ariſtokratie, ſammt der ganzen Juriſten- und Advokaten-Zunft Deutſchlands, die aus den Einrichtungen des 17. Jahrhunderts ihren Vortheil zogen, ihm feindlich und hemmend entgegentrat. Daher gelang ihm auch nicht die Beſeitigung ſo vieler ſchreienden

Mißbräuche bei den beiden Reichsgerichten, und nicht er, der wohlmeinende Kaiser, sondern ein fremder tyrannischer Herkules mußte nach einem höheren Willen die beiden Augiasställe ausmisten.

Da die deutschen Kaiser bis zu den Zeiten Karls IV. das Recht gehabt und geübt hatten, jedem Layen, den sie belohnen oder versorgen wollten, in irgend einem geistlichen Stifte eine Pfründe, ein Versorgungsprivilegium, auch Panisbrief genannt, zu ertheilen, und Joseph II. zum Vortheil Oesterreichs einigen Nutzen von seiner Reichsregierung ziehen, und von jenem längst außer Uebung gekommenen Recht Gebrauch machen wollte, fand er einen um so größeren Widerstand, indem er in seiner gewöhnlichen Hast im Jahre 1783 schnell hintereinander allen deutschen Stiften, mittelbaren und unmittelbaren, männlichen und weiblichen, katholischen und evangelischen, solche Panisbriefe zugehen ließ. Da Joseph II. durch jene die österreichischen Pensionen ersparen wollte, so trat Preußen sogleich dagegen auf, und stellte sich an die Spitze der Widerstrebenden. Die verschiedenen Regierungen ertheilten daher den Befehl, solche Panisbriefe mit dem Bemerken zurückzusenden, daß der Gebrauch derselben ihnen unbekannt sey; und da der Kaiser keine Mittel hatte, seinen Forderungen Nachdruck zu geben, so mußte er sich gefallen lassen, daß er allenthalben durch ein schnödes Stillschweigen abgewiesen, hierdurch das kaiserliche Ansehen immermehr geschwächt, und das Treiben der Umwälzungspartei gefördert wurde.

Wollte nun auch der Kaiser durch gütlichen Vertrag Belgien gegen Bayern vertauschen, so verhinderte dieses Friedrich II. durch Errichtung des Fürstenbundes, durch welchen die angesehensten protestantischen Fürsten, und selbst der katholische Churfürst von Mainz ganz öffentlich, und eigentlich ohne Noth und Zweck, von ihrem Kaiser gewissermassen sich lossagten, und an welchem bloß Köln, Trier, Münster, Hessendarmstadt, Würtemberg, Oldenburg und Anhalt-Zerbst keinen Antheil nahmen. Zwar verschwand derselbe mit Friedrichs Tod gleich einer Seifenblase; doch diente er als Vorläufer eines noch schmählicheren

deutſchen Fürſtenbundes, der zwanzig Jahre hernach entſtand, und die völlige Auflöſung des Reichs herbeiführte.

Lockerten in dieſer Weiſe Friedrich II. und Joſeph II. immer mehr die kümmerlichen Bande des hinfälligen Reichs, ſo waren aber die Zuſtände in den meiſten anderen deutſchen Staaten ebenfalls von einer Art, daß ſie weder dem Volke Heil bringen, noch Beſtand haben konnten. Denn die meiſten kleinen proteſtantiſchen Fürſten waren, gleich den afrikaniſchen Negerköniglein, wahre deutſche Sclavenzüchter, die ſie um hohe Preiſe an das Ausland verkauften. In dieſem abſcheulichen Menſchenhandel zeichneten ſich vorzüglich die Landgrafen von Heſſen-Caſſel aus, bei denen jenes unchriſtliche Treiben erblich geworden zu ſeyn ſchien. Denn abgeſehen von den vielen, vorher ſchon gemachten Menſchenverkäufen, mußte das kleine, ſeit Jahrhunderten ſo unglückliche Heſſenland bloß in dem amerikaniſchen Kriege 17,000 Mann ſtellen, die für die engliſche Ariſtocratie in Amerika bluteten, und für die Freimachung der Amerikaner fielen *), ohne daß weder der engliſche Sold, noch die Prämie, die England für jedes verſtümmelte Glied zahlte, jemand anderen als den Landgrafen bereicherte, der nun unter der ſtillen Klage und dem verborgenen Weinen im Lande dieſes Sündengeld zur Ausſtattung ſehr vieler Maitreſſen (man ſagt ſiebenzig!) und ihrer Kinder, ſowie zu andern zweckloſen Zwitteranſtalten verwendete. Eben ſo trat auch in manchen katholiſchen Staaten eine böſe Wirthſchaft ein, wie denn in jener Zeit in der Pfalz ein wahrer Handel mit Aemtern, Titeln, Pfarrſtellen, zum Nutzen der Miniſter und Maitreſſen beſtand.

Den größeren Höfen ahmten aber auch viele kleineren Fürſten, Grafen und Baronen des Reichs nach, drückten ihre Unterthanen auf mancherlei Weiſe, und ſtellten ihre übermüthige Jagdluſt, ihre kleinliche Soldatenſpielerei, ihre franzöſiſche Kammer-

*) Wir nehmen dieſes beiläufig in dem nämlichen Sinne, in welchem der König Ludwig von Bayern den in Rußland erfolgten Tod von 30,000 Bayern als das Hauptmittel zu der nachher erfolgten Freimachung Deutſchlands bezeichnete.

diener- und Maitressenwirthschaft sammt anderem indezenten Leben allenthalben zur Schau, wie denn in Baden-Durlach sogar der berüchtigte Hirschpark Ludwigs XV. Nachahmung fand.

Auch im Erzbisthum Mainz hatte sein geistlicher Landesherr viele ungeistliche Liebhabereien, die nicht nur dem Lande viel Geld kosteten, sondern auch um so mehr zu einem schlimmen Beispiele dienten, als an beiden Ufern des Rheins durch den Zeitgeist, durch die Philosophie des 18. Jahrhunderts, und durch den längeren Aufenthalt vieler jungen Leute in Frankreich, von wo sie an Leib und Seele verdorben zurückkehrten, die Moralität unter den Hohen und Niedern sehr in Abnahme gekommen war, weßhalb auch der Herr der Welt jene ganze Generation beseitigen mußte, um auf seinen Wegen eine bessere wieder heranzuziehen. Wer demnach in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gelebt, und die geistige Anarchie, die politische Zerrissenheit, das unruhige Treiben, und die Immoralität unter Fürsten und Staatsdienern in jener Zeit gesehen hat, mußte darin die Symptome eines Wendepunktes in der Geschichte Deutschlands erblicken, indem jene stets den Uebergang zu einer anderen, und zwar sehr stürmischen Zeit bilden.

Ohne es zu wollen, waren daher Friedrich II. und Joseph II., jeder in seiner Art, sehr große Förderer der Revolution, die nun nach dem göttlichen Willen als Strafe über Deutschland hereinbrach.

Denn Friedrich II. hatte nur die Vergrößerung seines Landes, die Vermehrung seines Staatsschatzes und andere materiellen Interessen im Auge, und führte durch seinen eigenen Atheismus und religiösen Indifferentismus eine Irreligiosität und Immoralität bei seinen Unterthanen herbei, die sich nach wenigen Jahren schrecklich rächte. Er trachtete nur das kaiserliche Ansehen und mit ihm die Bande des Reichs auf jede Weise zu schwächen, und sein festgestellter Grundsatz, daß Preußens Stärke auf Oesterreichs Schwäche beruhe, hatte sehr bald für jenes selbst die schlimmsten Folgen. Er hintertrieb den Tausch Belgiens gegen Bayern, wodurch Oesterreich an intensiver Kraft verlor, der Kampf gegen das revolutionäre Frankreich ihm sehr erschwert,

und durch das nachherige Benehmen Preußens die Behauptung jenes Landes unmöglich wurde. Bei seiner militärischen Despotie in seinem eigenen Lande gefiel ihm dagegen die Anarchie, die Rechtslosigkeit, und der Mangel an tüchtigen Wehranstalten bei den anderen deutschen Liliputerstaaten, und mit seinen Falkenaugen schaute er allenthalben nach Raub umher, während er seine Krallen schärfte. Fest an den aristokratischsten Principien in Besetzung der Militär- und Civilstellen hängend, vermochte er doch nicht dem revolutionären Zeitgeist den Eingang nach Preußen zu verwehren, und seine Nachfolger mußten fühlen, daß dort, wo er ausschließlich die Stärke, die Ehre, die Vaterlandsliebe hingepflanzt zu haben glaubte, meistens nur die Schwäche, die Schande und der Verrath sich fand, durch die der revolutionäre Geist in seinem Treiben eine desto größere Kraft erlangte.

Die Falschheit der religiösen, politischen und administrativen Ansichten Friedrichs II., des Großen, des Einzigen, zeigte sich daher schon nach wenigen Jahren, wie solches Hans von Held in seinem Werke „die wahren Jacobiner im preußischen Staate, oder actenmäßige Darstellung der bösen Ränke und betrügerischen Dienstführung zweier preußischen Staatsminister," sonst auch das „schwarze Buch" genannt, hinlänglich an Tag legte.

So traten denn unter seinem nächsten Nachfolger Friedrich Wilhelm II., der selbst ein wollüstiger, verweichlichter Schwachkopf war, und nicht wie Friedrich II. auch manchesmal mit der Krücke dreinschlug, die bösen Folgen der völligen Demoralisirung aller Werkzeuge der Verwaltung, der inneren, bloß mit einem glänzenden Firniß übertünchten Verwilderung aller Klassen im Staate, mit ihnen aber auch die Symptome jener unglücklichen Periode des preußischen Staates ein, die durch die allgemeine Irreligiosität, und den inneren Bruch der ganzen bürgerlichen Ordnung dessen äußeren Zusammensturz vorherkündeten, und dem wahrlich das Religionsedict des Ministers Wöllner, womit dieser den zersetzten und zerfallenden Protestantismus wieder verkitten wollte, nicht vorbeugen konnte, sondern nur den kirchlichen Riß, und mit ihm die Immoralität des Volkes vergrößerte.

Zwar ſuchte nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. ſein Sohn Friedrich Wilhelm III. die Zügel des ganz verwilderten preußiſchen Beamtenweſens wieder kräftig anzuziehen, und erließ deßhalb im Juli 1800 ſeine merkwürdige Cabinetsordre, worin er die gänzliche Ausartung der jetzigen Generation, den faſt ganz erſtorbenen Geiſt der Treue, der Uneigennützigkeit, des Fleißes und der Ordnung ſehr tief beklagt, und mit ſcharfen Worten ſolches rügt, indem er laut und öffentlich erklärt, daß es keine ehrliche, unbeſtechliche und pflichtgetreue Beamten mehr im Staate gebe, und daß dieſer verderbte Beamtengeiſt aller Orten, beſonders aber in Berlin zu finden ſey. Wie wenig aber alles dieſes nützte, zeigte ſchon bald hernach das Jahr 1806, und Gott mußte über Preußen die demüthigenden und läuternden Bußtage der Jahre 1806 bis 1814 verhängen, um auf dieſem Wege dem menſchlichen Geiſte dort wieder eine beſſere Richtung zu geben, nachdem ihm von Friedrich II. eine durchaus falſche gegeben war.

Doch auch Joſeph II. bahnte durch ſeine religiöſen und politiſchen Reformen, durch ſeine Panisbriefe, und durch ſein immer mehr vermindertes kaiſerliches Anſehen dem revolutionären Zeitgeiſte in Deutſchland mächtig den Weg, und da die Gewäſſer der ſogenannten liberalen Ideen ſchneller an- als ablaufen, mußten ſelbſt die öſterreichiſchen Erblande die harte Schule der Leiden viele Jahre durchlaufen, um den Unwerth jener zu erkennen, und wieder deſto feſter an Gott und ſeine Kirche, an Kaiſer und die alte Verfaſſung ſich anzuſchließen.

So rückte denn jene Periode unaufhaltſam heran, wo der Herr der Welt abermals ſeine Zuchtruthe über Deutſchland furchtbar ſchwang, und Geſchicke über daſſelbe verhängte, die nebſt ihrem tieferen Sinn oft ſelbſt eine ſcherzhafte Seite hatten *).

Denn ſtatt jenen 2000 franzöſiſchen „Kaffeeſchnifflern", die Friedrich II. zur Füllung ſeines Schatzes in ſein Reich berief, führte ſchon nach zwanzig Jahren der Herr der Welt dort 200,000 „Kaffeetrinker" ein, die nicht bloß mit den indirecten, ſondern

*) Quoties voluit fortuna jocari. Juv. sat. 3.

auch mit den directen Steuern des Landes ihre eigenen Säcke füllten.

Statt jener, dem Kaiser zurückgesendeten Panisbriefe, sendete der Herr nach wenigen Jahren 200,000 französische Sansculoten in das unbotmäßige, störrige Reich, die sich mit dem Säbel in der Hand ihre Panisbriefe schrieben, oder auch ohne jene mit Allem sich aufs beste selbst versorgten.

Statt jenes Fürstenbundes, den Friedrich II. gegen den Kaiser errichtete, rief der Herr bald hernach einen anderen Fürstenbund ins Leben, der sieben Jahre lang dem unglücklichen Preußen gewaltig auf dem Nacken lag.

Statt jenes hintertriebenen Tausches mit Belgien gegen Bayern, wodurch Frankreich fortwährend das Kaiserreich im Schach erhalten sollte, wechselte aber schon nach dreißig Jahren der große Lenker der Dinge die Rollen zwischen Oesterreich und Preußen, und schob das letztere an Frankreichs Grenze vor.

Statt jenes verdorbenen Adels, unter dem Preußen seine moralische, politische und militärische Kraft verlor, statt jenes bramarbasirenden Junkerthums, das gleich dem schlechtesten Rade am Wagen den meisten Lärm machte, erweckte aber der Mäßiger alles Unmäßigen durch zahllose Leiden, Erniedrigungen und Demüthigungen den Geist des Volkes, und es traten, wie einst Joh. Werth, Spork, Sirtus V. ꝛc., die alle die Schweine gehütet hatten, auch nun dort Männer auf, die mehr Talent und Kraft, mehr Vaterlandsliebe und Berufseifer als jene besaßen, an deren Brust öfters ein wahres Ordensfirmament glänzte.

So dürften denn die Worte des römischen Geschichtschreibers Livius: „Si haec monumenta vitae non movent, nulla movebunt“ auch für die Beurtheilung jener Zeiten und ihrer Folgen die volle Geltung finden, und sündhaft würde es seyn, Ereignisse als bloße „Zufälle“ zu bezeichnen, die aus dem Standpunkte der Religiosität, der Sittlichkeit und Bestimmung des Menschengeschlechtes betrachtet, als wahre Fügungen des Himmels erscheinen.

Leopold II., Kaiser (1790). — Wilhelm II., König von Preußen. — Beruhigung der Monarchie durch Beseitigung der josephinischen Neuerungen. — Vertrag von Reichenbach mit Preußen. — Friede mit den Türken zu Szistowo. — Zusammenkunft Leopolds II. und Wilhelms II. zu Pilnitz. — Leopolds Tod (1792).

Wurde demnach in jener Zeit unter Gottes Zulassung das Revolutionswesen in Oesterreich von Oben nach Unten, in Frankreich aber von Unten nach Oben zum größten Verderben beider Länder eifrigst betrieben, so führte die für Oesterreichs Wohl stets besorgte Vorsehung auch gleich den Großherzog Leopold, Bruder des verstorbenen Kaisers, als Nachfolger herbei, einen Fürsten, der zwar seit 25 Jahren das Großherzogthum Toskana im Geiste der Zeit regiert, dabei aber jeder Uebertreibung und Uebereilung sich enthalten hatte, weßhalb der Ruf seiner ausgezeichneten Regentengaben allenthalben vor ihm herging, und ihn als den „Weisen" bezeichnete. Waren nun auch mancherlei Neuerungen im kirchlichen Wesen von ihm ausgegangen, wozu ihn der Bischof von Pistoja, Scipio Ricci, antrieb und sehr eifrig unterstützte, so war doch auch von ihm bekannt, daß er in seinem Großherzogthume die besten bürgerlichen und peinlichen Gesetze gegeben, nirgends die Privilegien der Corporationen und Individuen angetastet, und den Ackerbau und Handel, die Wissenschaften und Künste auf das Großartigste befördert habe, weßhalb auch jeder rechtliche Unterthan des österreichischen Staates auf ihn die zuversichtlichste Hoffnung setzte, daß er die durch seinen Bruder Joseph II. so sehr verrückte Staatsmaschine wieder gehörig herstellen, die Reibungen darin beseitigen, und sie von neuem in einen geregelten und ruhigen Gang bringen werde. Zur Lösung dieser so schwierigen Aufgabe war er denn vor allem auf die Herstellung der Ruhe im Innern und des Friedens nach Außen bedacht, wobei er jedoch die Ehre Oesterreichs, wie jene seines verstorbenen Bruders Joseph II. nie aus den Augen verlor, und überall mit der Güte auch Festigkeit verband.

So ermahnte er denn die empörten Niederländer zur Ruhe

und Unterwerfung, und ſicherte ihnen völlige Amneſtie und Beſtätigung ihrer Freiheiten und Privilegien zu, fand jedoch bei den Verblendeten, und durch Frankreich und Preußen Aufgereizten, nicht ſogleich ein willfähriges Gehör.

Um auch die Ungarn wieder zu beruhigen, ſchrieb er einen Krönungslandtag aus, verſprach die gerechteſte und billigſte Abhilfe aller gegründeten Beſchwerden, hob alle joſephiniſchen Neuerungen, die das meiſte Mißvergnügen dort erregt hatten, ſchnell auf, erklärte aber dabei mit Feſtigkeit, daß er keine andere Inaugurations- und Affekurations-Diplome ausfertigen werde, als nur jene, die ſein Großvater Karl VI. (1723), und ſeine Mutter Maria Thereſia (1741) ausgefertigt hätten. Bei ſeiner Krönung (15. Nov. 1790) erhielt nun Leopold von den Ungarn die größten Beweiſe der Liebe und des Vertrauens, indem ſie zur Fortſetzung des Krieges gegen die Türken Geld und Mannſchaft im Ueberfluß anboten, und durch einmüthigen Zuruf den Erzherzog Alexander, Leopolds dritten Sohn, zum Palatin des Reichs erwählten.

Auch in Oeſterreich, Böhmen, Mähren, Tyrol und Galizien hob er das verhaßte Steuerſyſtem ſeines verſtorbenen Bruders wieder auf (6. April 1790), ſetzte die Stände in ihren vorigen Wirkungskreis ein, ſchaffte die Conduitenliſten und die Strafe des Schiffziehens ab, und ſtellte hierdurch auch dort die Ruhe wieder her.

Eben ſo beſtätigte er den Siebenbürgern ihre alten Rechte und Privilegien, gab der ſächſiſchen Nation ihre Selbſtſtändigkeit wieder; erhielt hierauf ihre Huldigung, und verordnete dann für ganz Siebenbürgen, wie für Illyrien, beſondere Hofkanzleien.

Selbſt die früheren Religionsedikte von den Jahren 1608, 1647 und 1706, durch welche den Lutheranern, wie den Calviniſten, freie Religionsübung in Ungarn geſtattet wurde, ließ er in die 26 Artikel der Geſetze des Jahres 1791 aufnehmen, und ſchlug hierdurch jede weitere Beſchwerde oder Anmaßung nieder.

Da Preußen und Polen eine Defenſiv-Allianee zu Gunſten der Türken am 29. Mai 1790 geſchloſſen hatten, ſah ſich Leopold genöthigt, eine große Armee gegen Schleſien aufzuſtellen;

doch ſetzte er ſeine Unterhandlungen mit Preußen fort, erbot ſich alle über die Türken gemachten Eroberungen zurückzugeben, und auf dieſer Grundlage mit der Pforte Frieden zu ſchließen. Doch jener Vorſchlag fand anfänglich bei dem Berliner Hof keinen Beifall, indem er darin keinen Vortheil für ſich fand, und der Miniſter von Herzberg im Geiſte der preußiſchen Politik den Sturz von Oeſterreichs Größe beabſichtete; als jedoch dem öſterreichiſchen Geſandten von Spielmann es gelang, den Einfluß Herzbergs zu ſchwächen, und Deutſchland täglich mehr von Frankeich her bedroht wurde, unterzeichneten am 27. Juli 1790 die öſterreichiſchen und preußiſchen Geſandten zu Reichenbach einen Vertrag, vermöge deſſen die Wiedererlangung der Niederlande in ihrem alten Stande und Verfaſſung Oeſterreich garantirt, der Pforte aber zuerſt ein Waffenſtillſtand, und dann der Friede auf der Grundlage des Status quo vor dem Kriege mit dem Vorbehalt einer wechſelſeitigen beſſeren Grenzregulirung zugeſichert wurde, wie ſolcher auch am 19. Sept. 1791 zu Sziſtowo zu Stande kam.

Während alſo Leopold die Herſtellung der Ruhe und des Friedens auf jede Weiſe zu beſchleunigen ſtrebte, wurde er auch am 23. Sept. 1790 zum Kaiſer erwählt, am 6. Okt. als Leopold II. gekrönt, und übernahm hierdurch neue, und in den damaligen Zeitumſtänden ſehr ſchwierige Pflichten. Sogleich erließ er eine nochmalige Aufforderung an die Belgier, und ermahnte ſie väterlich zur gütlichen Unterwerfung; als nun dieſe nicht erfolgte, ſchritt auf ſeinen Befehl der F. M. Bender mit dem größten Ernſte ein, verjagte allenthalben die Rebellenhaufen, eroberte Namur (24. Nov.) und Brüſſel (2. Dez.), worauf durch die Vermittlung des zu Haag zuſammengetretenen Congreſſes die gänzliche Pacification Belgiens erfolgte. Mit Ausnahme weniger Perſonen bewilligte Leopold II. ſogleich eine Generalamneſtie, ſetzte Alles wieder in Stand, wie es beim Tod ſeiner Mutter Maria Thereſia geweſen, und merzte in dieſer Weiſe auch hier die zehnjährige Regierung ſeines Bruders völlig aus.

Durch ſeine Weisheit, Güte und praktiſchen Sinn beſchwichtigte und unterdrückte daher Leopold II. in kurzer Zeit jenen

rebellischen Geist, den sein Bruder durch seine Reformen in allen österreichischen Staaten hervorgerufen hatte. Doch den Sitz der Revolution zu zerstören, und jene Gewitterwolken zu zerstreuen, die in Westen von Europa so fürchterlich sich aufthürmten, dazu hatte Leopold II. weder die irdische Macht, noch den überirdischen Beruf. Denn die Zerstörung hatte in Frankreich noch nicht jenen gräuelvollen Höhepunkt erreicht, wo durch das Uebermaaß der Verbrechen gemeinhin dem Verbrechen selbst der nöthige Einhalt geschieht. Hatte demnach die französische Revolution gleich einer Schlange in drei Jahren dreimal sich gehäutet (die umstoßende, constituirende und gesetzgebende Versammlung), so war sie aber bei jeder Abhäutung immer frischer, kräftiger und bösartiger hervorgetreten. Immer mehr war ihr böses Princip durch die Glut der Leidenschaften, durch die Spannung der Gemüher, und durch die Verwirrung aller Verhältnisse erstarkt, jedes Band der Unterwürfigkeit, des Vertrauens und der Liebe gelöst und zerrüttet, und aus dem Unterdrückten der schlimmste Unterdrücker geworden. Denn über den verdorbenen Clerus und Adel hatte der unchristlich gewordene Bürgerstand, über den Chorrock und die Epauletten, das schmutzige Schurzfell die allerverderblichste Oberhand gewonnen, und jeder wahre Seher mußte erkennen, daß die Reformation, und die aus ihr hervorgegangene scheußliche Philosophie, dann die sündlichen Kriege Ludwigs XIV., die moralische Verworfenheit eines Orleans und Ludwigs XV., die gänzliche Verderbniß des Adels und Clerus, die Aufhebung der Jesuiten, der nordamerikanische Freiheitskrieg ꝛc., des Baumes Saamen waren, aus dessen Fäulniß nun das wuchernde Unkraut Nahrung zog, und aus dessen Stamm späterhin selbst das Schaffot gezimmert wurde, auf dem der unglückliche Ludwig XVI. und seine Gemahlin verbluteten.

Als Vorläufer des immer mehr sich nähernden Sturmes erschienen nun auf allen Grenzen ganze Schaaren auswandernder Franzosen, und der Graf Artois, Bruder des unglücklichen Königs, bereiste alle Höfe, bat allenthalben um Hilfe, und stellte die Unterdrückung des revolutionären Geistes und die Beruhigung Frankreichs als sehr leicht dar. Doch Leopold II.

ließ sich nicht täuschen; recht gut erkannte er die große Gefahr, die über dem Haupte seines Schwagers Ludwig XVI. und seiner geliebten Schwester Maria Antoinette schwebte; er erkannte aber auch die Unzulänglichkeit seiner Mittel, einer Familie zu helfen, die in der Mitte eines gährenden Reiches mit Argus-Augen bewacht, nicht einmal vermummt zu flüchten vermochte, die bei dem ersten Versuche (21. Juni 1791) selbst wenige Meilen von der Grenze angehalten, und nach Paris zurückgeführt, schon damals kaum dem Kerker und der Thronberaubung entging.

Als nun der Zustand von Frankreich täglich mehr sich verschlimmerte, die Lage der königlichen Familie immer bedenklicher wurde, verließ man den Weg einer diplomatischen Correspondenz, und der Kaiser Leopold II. und der König Wilhelm II. kamen mit ihren Kronprinzen bei dem Churfürsten von Sachsen zu Pillnitz zusammen, wo sie in Beisein des Grafen Artois über die Mittel sich besprachen, der königlichen Familie in Frankreich wieder ihre volle Freiheit zu verschaffen, und den König in den Stand zu setzen, eine zweckmäßige monarchische Regierungsform im gemeinsamen Interesse aller Souveränen, und zur Wohlfahrt des französischen Volkes selbst einzuführen (27. Aug. 1791).

Während dieses in Pillnitz vorging, hatte aber die konstituirende Versammlung schon eine neue Konstitution verfertigt, und sie dem Könige am 3. Sept. 1791 unter der Drohung vorgelegt, daß man ihn, wenn er sie nicht sanktionire, absetzen würde, worauf nicht allein der König Ludwig XVI. sie unterzeichnete und beschwor (14. Sept.), sondern auch der friedliebende Leopold II., späterhin ihr seine Beistimmung gab, um den allgemeinen Ruhestand zu erhalten, und die persönliche Sicherheit der königlichen Familie zu wahren, weßhalb er auch schon früher zur Vermeidung jedes Anstoßes den Befehl gegeben hatte, die dreifarbige Nationalflagge der Franzosen in allen österreichischen Höfen zu respektiren.

Da jedoch die Hölle nur sehr schwer entläßt, was einmal ihr Athem berührte, so nahm trotz der eingeführten neuen Konstitution nicht allein in Frankreich der Geist der Anarchie immer-

fort zu, ſondern er verbreitete ſich auch durch die revolutionäre Propaganda in dem nahen Belgien, wo er durch Feueranlegungen in Brüſſel, durch Zuſammenrottungen und Verräthereien ſich kundgab, und nach der Beſitznahme der Citadelle von Antwerpen durch die Verſchwornen ſelbſt eine allgemeine Metzelei nach Art der ſicilianiſchen Vesper vorbereitete. Da erkannte denn Leopold II. die Nothwendigkeit, mit aller Strenge zu verfahren; die gemeſſenſten Befehle gingen deßhalb an die Armee, zahlreiche Verhaftungen wurden in Brüſſel vorgenommen, jeder ungeſetzliche Schritt als Hochverrath betrachtet und behandelt, und dieſer Ernſt trieb nun die Schuldigen ſehr ſchnell zum Lande hinaus, wo ſie in den nächſten Feſtungen Frankreichs, zu Lille, Valenciennes und Douay in Rotten ſich ſammelten.

Bei einem ſolchen, immer mehr ſich verwickelnden Zuſtande der Dinge, ſchloßen nun der Kaiſer Leopold II. und der König von Preußen Wilhelm II. einen Defenſivtraktat mit einander ab, und beide erließen ſehr eingreifende energiſche Erklärungen an alle auswärtigen Höfe, worin ſie ihnen die in Frankreich herrſchende Anarchie als ſehr bedenklich für die Ruhe von ganz Europa, wie für die Sicherheit aller Throne darſtellten, und zur Ergreifung gemeinſamer Maßregeln dringend aufforderten.

Als nun die franzöſiſche Nationalverſammlung am 14. Jan. 1792 decretirte, der Kaiſer Leopold II. ſolle bis zum 10. Febr. hin ſich beſtimmt erklären, ob er entwaffnen wolle, oder nicht, welchen Erklärungstermin ſie ſpäter bis zum 1. März verlängerte, ſo gefiel es aber der Gottheit, gerade an dieſem Tage den Kaiſer Leopold II. aus dieſem Leben abzurufen, entzog hierdurch den Friedfertigen dem irdiſchen Kriege und den zeitlichen Sorgen, und gab ihm dafür den himmliſchen Frieden und die ewige Ruhe. So ſtarb denn dieſer gute Fürſt ſchon in ſeinem 45ſten Lebensjahre, nachdem er kaum 36 Stunden krank geweſen, und jener Kummer, der dem Kaiſer Joſeph II. und ſeinem Bruder Maximilian, Churfürſten von Köln, wegen des Geſchickes ihrer Schweſter Antoinette das Herz gebrochen hatte, führte auch ihn frühzeitig dem Grabe entgegen. Eben ſo folgte ſeine Gemahlin Maria Louiſe, Tochter Karls III., Königs von Spanien,

ihm im Tode bald nach (15. Mai 1792), hinterließ jedoch das große Verdienst, das österreichische Haus mit Prinzen gesegnet zu haben, die sowohl auf dem Felde der Ehre, wie in dem Gebiete der Wissenschaften den hohen Rang sich zu verdienen wußten, der ihnen schon durch ihre Geburt zukam, und die daher in den schweren Tagen der Prüfung durch Wort und That als Oesterreichs würdigste Schutzmauer sich zeigten.

In seiner zweijährigen Regierung erwarb sich also Leopold II. das große Verdienst, ohne Aufsehen und in kurzer Zeit die Gebrechen der vorhergehenden Regierung beseitigt, und den österreichischen Staat wieder in den Stand gestellt zu haben, durch Einheit und Kraft den Sturm zu beschwören, der jetzt mit der größten Wuth vom Westen her über ihn hereinbrach. Fehlte aber Leopold II. jene moralische Kraft, die unter dem Volke den Geist der Nachahmung erweckt, so scheint denn die Gottheit seine Regierung bloß deßwegen verkürzt zu haben, um zum Heile Oesterreichs nun jenen als Regenten herbeizuführen, dessen Brust durch wahrhaft christlichen Sinn zu dem bevorstehenden Kampfe gehörig gestählt war *).

Franz II., letzter deutscher Wahlkaiser. — Seine Kriege mit Frankreich (1792—1806). — Auflösung des deutschen Reichs. — Umsturz des deutschen Thrones. — Erhebung Oesterreichs zum Erbkaiserthum. — Franz I., der erste österreichische Erbkaiser (1806).

So gelangen wir nun zu jener höchst merkwürdigen Zeitperiode, die nicht nur überreich an Schlägen des Schicksals,

*) Da schon im Jahre 1839 unsere Geschichte von Oesterreich erschienen ist, die mit jener von Deutschland so vielfach zusammenhängt, so entnehmen wir aus derselben zwar Manches, was auf Deutschland und den letzten deutschen Kaiser Franz II. Bezug hat, übergehen jedoch Alles, was Oesterreich selbst, als neues Kaiserreich, und seinen ersten erblichen Kaiser betrifft, wodurch jene den ihr etwa zukommenden Werth als „österreichische Geschichte" fortwährend behält.

furchtbar durch Heereskämpfe, und von Parteiwuth entstellt, selbst im Frieden noch schrecklich erscheint *), sondern die uns auch zwei Herrscher zeigt, von denen der eine durch seine Unmäßigkeit im Glück, durch seinen unchristlichen Hochmuth und seine Menschenverachtung, der andere aber durch seine Standhaftigkeit im Unglück, durch seine christliche Demuth und Menschenliebe sich auszeichnete, und durch deren so verschiedenes Lebensende die Gottheit den Fürsten und Völkern die gewichtigste Lehre geben wollte, daß nur der fromme, demüthige und menschenfreundliche Dulder ihr gefalle, und nur dieser den wahren und bleibenden Segen von ihr zu gewarten habe. — Betrachteten daher schon die Vernünftigsten unter den Heiden den Kampf eines muthigen, vom Schikſale hart verfolgten Mannes, als ein Schauspiel würdig eines Gottes **), erkannten auch die Gläubigen unter den Juden, daß den stärkeren Schultern auch die schwerere Last zu Theil falle ***), so blieb doch allein dem Christenthume es vorbehalten, den ruhigen, gottergebenen Dulder als den wahrhaft Seligen, als jenes höhere Wesen, das sich und andere zu beglücken vermöge, zu bezeichnen †), weßhalb selbst ein protestantischer Dichter ausruft:

„Nicht die Starken,
Nur die Dulder sind es, die die Menschheit retten!"
Southai.

und daher auch nicht die Napoleone, sondern nur die Franze es sind, welche die Wohlfahrt der Reiche gründen.

Glich aber jene Zeit, worin Franz II. zur Regierung der österreichischen Erbstaaten gelangte, vielfach der gegenwärtigen, erblickte damals, wie heute, jeder erfahrne Mann und Geschichtkenner in ihr nur die trügerische Ruhe des Meeres, auf die

---

*) Opus aggredior opimum casibus, atrox proeliis, discors seditionibus, ipsa etiam pace saevum. — Tacit.

**) En spectaculum Deo dignum, vir fortis mala cum fortuna compositus. Seneca.

***) Fortiori fortior fit cruciatio. Eccles.

†) Beati, qui lugent. — Sieh die Bergpredigt bei den Evangelisten.

bald der gräßlichſte Sturm folgt, ſo konnte auch bloß der perſönliche Charakter und der fromme, rechtliche Sinn des vier und zwanzigjährigen Fürſten ſeine Unterthanen über eine Zukunft beruhigen, die durch ihr unchriſtliches Streben in der Kirche, wie in den Staaten die größten Umwälzungen ahnen und erwarten ließ.

Denn immer bedrohlicher verbreitete ſich der unheilvollſte revolutionäre Geiſt, in Schweden durch die Ermordung des Königs Guſtav III., in Polen durch die Generalconföderationsacte zu Targowitz gegen die Schlüſſe des Grodnoer Landtags, und ſelbſt in Wien ſchlich er ſich ein, wie die dort beſtrafte Verſchwörung des Hebenſtreit, Brandſtädter, Hackel, des Biſchofs Martinowitz in Ungarn ꝛc., es hinlänglich bewies (1793—1795).

Als nun in Frankreich die Revolutionsmänner völlig die Oberhand erhielten, und ſogar das Miniſterium mit Jacobinern beſetzten, wurde ſchon am 30. April 1792 an Franz II., als König von Ungarn und Böhmen, der Krieg erklärt; ehe jedoch dieſe Kriegserklärung in Wien oder Brüſſel angelangt war, mußten die Generale Dillon und Biron ſogleich die Oeſterreicher in Belgien angreifen, erlitten aber dort eine völlige Niederlage, welche die Ermordung des Generals Dillon durch ſeine eigenen Soldaten zur Folge hatte.

Unter dieſen Vorgängen in Belgien, wurde Franz II. am 14. Juli zu Frankfurt als römiſcher Kaiſer gekrönt, und kam hierauf mit dem Könige von Preußen zu Mainz zuſammen, wo der Plan zum Feldzuge gegen Frankreich verabredet, und das Obercommando dem Herzoge von Braunſchweig übergeben wurde*).

---

*) Da in jener Zeit die klügeren und geſchichtskundigen Männer nur dafür ſtimmten, daß man das revolutionäre Frankreich bloß mit Heeren umgürten, und dort dem Bürgerkriege den Lauf, und ſomit den Vulcan in ſich austoben laſſen ſollte, beredete aber der Churfürſt Friedrich Karl von Erthal die beiden Fürſten zu einem „Angriffskriege", und ſagte nachher zu ſeiner Geliebten: Sophie! „das iſt mein Werk", welches ihn jedoch ſchon nach vier Monaten von Haus und Hof vertrieb.

Herrschte nun in Frankreich der unheilvollste Geist der Verwirrung und Zerstörung, so ergriff ein gleich verderblicher Geist der Verblendung auch die Deutschen.

Nicht bedenkend, daß eine Revolution in Frankreich auch ganz Deutschland erschüttern müsse, erklärten die größeren Fürsten des Reichs, besonders Hannover, Sachsen, Holstein, Schwedisch-Pommern geradezu, „der Krieg ginge sie nichts an, indem er nur Oesterreich angekündigt sey," und so hatte dieses die größte Mühe, einen Kreis nach dem andern zu bewegen, ihre Contingente zu stellen, wobei, wie gewöhnlich, jeder Reichsfürst, Reichsgraf, Reichsritter, Reichsabt, und jede Reichstadt so wenig als möglich leistete, und selbst mit der Leistung des Wenigen sich gar nicht beeilte. Nur Wilhelm IX. von Hessen-Cassel machte hiebei eine Ausnahme, indem er wieder seinen Handel mit Menschen begann, und sie zuerst an Preußen, und später an England verkief.

Aber selbst das Andenken an die Schlacht von Rosbach, das man in Frankreich zu erneuern gedachte, und das leichtfertige Geschwätz der französischen Emigranten, die den Feldzug nach Frankreich nur als einen Spaziergang nach Paris bezeichneten, verführte den Herzog von Braunschweig, nicht nur zwei sehr drohende, das französische Volk tief verletzende Manifeste zu erlassen, sondern auch auf seinem Marsch nach Paris zwar den kürzesten, aber auch den schlechtesten Weg einzuschlagen.

Während nun die preußische Armee, die durch ihre Zahl nicht ihren Mangel an militärischem Geist und Haltung ersetzte, nach der französischen Grenze zog, war aber am 10. August der große Volksaufstand in Paris ausgebrochen, der die Absetzung und Einsperrung des Königs, die Umstoßung der Constitution, und die Errichtung eines Nationalconvents, sammt einem Revolutionstribunal zur Folge hatte.

Als aber der Einmarsch der Preußen und ihre Besitznahme von Longwy und Verdun in Paris bekannt wurden, führten diese unbedeutenden Ereignisse sogleich das gräuelvolle Abschlachten von beinahe 7000 eingesperrten Royalisten dort herbei, wo-

rauf auch die Königswürde abgeschafft, die Republik proklamirt, und alle Waffenfähige zur Armee hingetrieben wurden.

Auf diese schnelle Veränderung in Paris folgte eben so schnell eine ähnliche bei der preußischen Armee. Denn trotz jenes heftigen und siegreichen Gefechtes der Kaiserlichen bei Bour au Bois, worin der tapfere österreichische Prinz von Ligne auf dem Platze blieb, und Dumouriez in sein Lager von St. Menehoud zurückgeworfen wurde, hatte doch die unbedeutende Kanonade bei Valmy und Grandpre den unerwarteten Erfolg, daß der Herzog von Braunschweig einen Waffenstillstand machte, und zugleich Unterhandlungen eröffnete, nach welchen Verdun und Longwy an die Franzosen zurückgegeben, und dem preußischen Heere der freie Rückzug gestattet wurde, während die ganze französische Armee mit aller Macht auf die nach Belgien zurückweichenden Divisionen der Oesterreicher sich warf *). Nun gingen die französischen Heere allenthalben zum Angriff über. Montesquiou eroberte ganz Savoyen, Anselm die Grafschaft Nizza, und Custine überfiel und überwältigte das kleine Corps, das ein Magazin zu Speier bewachen sollte, nahm dieses hinweg (28. Sept.), und zog bald hernach vor Mainz, das er ohne Schwierigkeit nach wenigen Tagen besetzte, indem der Commandant ein alter abgelebter Invalide war, die Garnison kaum 2000 Mann zählte, und die Verrätherei ihm den größten Vorschub leistete **). Eine

---

*) Die labyrinthische, perfide Politik der Preußen, die der in allen Ränken abgefeimte Lucchesini mit Thuvenot, dem vertrauten Adjutanten des Dumouriez, im Geheimen gegen Oesterreich unterhielt, suchte nun den Vorwand zum Rückzuge in den schlechten Wegen, dem Mangel des Proviants, dem Enthusiasmus der französischen Nationalgarden und den Lügen der Emigranten ꝛc. S. Schlossers Geschichte des 18. Jahrhunderts.

**) In den „Denkwürdigkeiten aus dem letzten Decennium des 18. Jahrhunderts" von Friedrich Hurter, Schaffhausen 1840, befindet sich ein Aufsatz von einem Ungenannten, der zwar über die Einnahme der Festung Mainz durch Custine viel Wahres enthält, der Sache selbst aber nicht auf den Grund geht, weil er weder die handelnden Personen, noch den Gang der Begebenheiten kannte.

solche Leichtigkeit auf dem deutschen Boden vorzurücken, reizte aber auch selbst den General Custine, diesen großen Poltron, an, noch an dem nämlichen Tage, an welchem er die Schlüssel der

---

Da wir nun davon eine genaue Kenntniß haben, halten wir es für Pflicht, der Wahrheit gemäß, nicht allein über die schlechten Vertheidigungsanstalten in Mainz, sondern auch über die Verräthereien außerhalb Mainz uns auszusprechen. — Als demnach Speier durch die Franzosen erobert, und die dortigen Mainzer Truppen größtentheils gefangen waren, herrschte ein panischer Schrecken in Mainz, und Custine, der sein Hasenherz unter seinem großen rothen Schnurbart verbarg, hätte schon drei Wochen früher jene Stadt einnehmen und besetzen können, wäre er ein talentvoller und muthiger Heerführer gewesen. Denn schlechter, wie jene Hauptfestung, war sicher selbst die kleinste Feste nie versorgt, und die eilige Flucht des Churfürsten, des Adels und der Regierung vermehrte den Schrecken und die Rathlosigkeit. Die Entschlossenheit aber, welche dem General Custine mangelte, ersetzte die Verrätherei, die von den dortigen Freimaurern ausging, und vom Dr. Wedekind, einem Westphälinger, mit großem Eifer betrieben wurde. Dieser geschickte Arzt war früher von dem alten Hofmann, dem Leibarzt des Churfürsten, als Gehülfe berufen, und demselben vorgestellt worden; als aber das Gesicht des Mannes dem Fürsten mißfiel, derselbe nie mehr nach Hof kommen durfte, und als Professor der Diätetik angestellt wurde, stachelte die Rache den calvinischen Demagogen, weßhalb er sich nun der Gelegenheit bediente, und den Spionen und Zwischenträger machte, ein sonst verächtliches Geschäft, dessen Betreibung aber in Zeiten revolutionärer Bewegungen als eine lobenswerthe Großthat bezeichnet wird. — Als praktizirender Arzt hatte Wedekind eine Freikarte, die ihm zu jeder Stunde die Oeffnung der Thore verschaffte, und so begab er sich denn unter dem Vorwand eines sehr gefährlichen Kranken (es war dieses ein Mädchen von 15 Jahren, welches bloß das kalte dreitägige Fieber hatte, und nach sechs Jahren die Frau des Verfassers d. W. wurde,) öfters nach N.....n, wo auch die Generale Neuwinger, Deblon und Stamm, der Adjutant des Generals Custine, als Weinhändler verkleidet, eintrafen. Drei Tage vor der Einnahme der Stadt Mainz war Wedekind wieder nach N.....n, und von da in das französische Hauptquartier nach G.....m geeilt, als bald hernach ein französischer Chasseur dessen Pferd in das

Festung Mainz und mit diesen jene von Deutschland erhielt, 800 Mann auf die rechte Seite zu entsenden, die reiche Stadt Frankfurt in Besitz zu nehmen, und auf dem rechten Ufer dasjenige

---

Haus der Eltern des kranken Mädchens zurückbrachte, die darüber sehr erschracken, und sich dieses Verhältniß nicht zu deuten wußten. Doch schon am Abend kam er selbst auf einem Pferd des Generals Custine, und im Gefolge zweier Chasseurregimenter herangeritten, bestieg sogleich sein eigenes Pferd, und eilte nach Mainz. — Wie es dort aussah, ist dem Verfasser nicht in Vergessenheit gekommen. Da es gerade Vacanzzeit war, befanden sich drei Viertheile der Studierenden entfernt: nur mehrere hundert derselben, worunter auch der Verfasser d. W., hatten aus der Stadt und den nächsten Umgebungen sich gesammelt, die Waffen ergriffen, und die vorderen Linien am Münsterthor besetzt. — Auf unserer rechten Flanke stand eine Compagnie Nassau-Weilburger, denen ihr Hauptmann gleich beim Einmarsch in die vorderen Werke den Weg zur Retirade in die inneren zeigte, und dann in das beste Gasthaus zur Pflege und gemächlichen Ruhe sich begab. Jene aber sahen sich einen anderen Weg zur Retirade aus, setzten bei Nacht über den niederen Wall und trocknen Graben, und eilten über den Rhein ihrer Heimath zu, worauf am anderen Tage den Verlaufenen ihr Hauptmann folgte. Auf unserer linken Flanke standen 800 Mann österreichische Kerntruppen unter ihrem Hauptmann Andujar, die aus dem elenden Zustand der Festung und dem Mangel der Besatzung leicht erkannten, daß keine Lorbeeren zu erwerben seyen, daher eine böse Miene machten, und sich auch nicht in die Capitulation einschließen ließen, sondern am Morgen des Tages, an welchem die Franzosen einrückten, mit klingendem Spiel auf das rechte Rheinufer zogen. — Der Gouverneur Gymnich war übrigens ein alter muthloser Schwachkopf, der am hellen Tage mit einer Schlafmütze unter seinem Generalshut in der Stadt herumritt, und die Außenwerke nie betrat. — Eikenmayer, der Obristlieutenant des Geniewesens, war ein sehr talentvoller und kenntnißreicher Offizier, wie ihn auch Nicolaus Vogt, unser Oheim, in seinen rheinischen Sagen mit größtem Recht schilderte, und wir ihn nicht nur damals, sondern auch später als General bei der französischen Rheinarmee noch näher kennen lernten. Als demnach die nöthige Besatzung fehlte, Hessendarmstadt seine 3000 Mann zur Hilfe versagte, und der Feind die genaueste Kenntniß von dem schlechten Zustand der Festung hatte, da war Mainz, und mit ihm

ſich zu verſchaffen, was auf dem linken nur zu begehren, ſchon die Politik ihm verbot.

In ſo kurzer Zeit hatte alſo Cuſtine jenen großen und volkreichen Landſtrich mit einem kleinen Heere beſetzt, indem der damalige, freiheitsluſtige, in dem Gang der Revolutionen noch höchſt unerfahrne Geiſt der Menſchen ihm vielfach dazu die Hand bot. Denn bei der, jedem Menſchen angebornen, und nun durch die franzöſiſche Revolution äußerſt aufgeregten Luſt zur Freiheit; bei dem Druck, der in den Zwergſtaaten der kleinen Fürſten, Grafen und Rittern des Reichs, durch ihre Lüderlichkeit und daraus hervorgegangenen Verarmung wirklich ſich vorfand; bei der, in den freien Städten Speyer und Worms herrſchenden, erbärmlichen Ariſtokratie; bei dem empörenden Betragen, das ſich die noch nicht gedemüthigten und gebeſſerten Emigranten überall zu Schulden kommen ließen, und hierdurch zur Anhänglichkeit an ihre Gegner antrieben; bei der Zurückſetzung, die in der ganzen Rheinpfalz die Proteſtanten tief fühlten; bei dem böſen Beiſpiel, das von manchen, und zwar ſelbſt von geiſtlichen Fürſten ausging; bei der großen Immoralität, die hier der entdeutſchte Adel ganz öffentlich, dort mancher liberale Chorrock, oder manche philoſophiſche Kutte nur etwas geheimer und verdeckter zeigte; bei dem bekannten Freiheitsgeiſte, der zu allen Zeiten die Univerſitäten beſeelt, und der durch die Tagslektüre und die Anreizungen von ſo vielen, in Mainz damals angeſtellten proteſtantiſchen Profeſſoren immer mehr erwachte; bei allen dieſen Triebfedern konnte es demnach nicht fehlen, daß die Influenza des Freiheits-

---

das zerriſſene Vaterland, welches nicht rettungswerth war, und die größten Züchtigungen nochmals fühlen ſollte, nicht mehr zu retten.

Sang demnach in unſern Tagen ein Dichter:

„Sie ſollen ihn (den Rhein) nicht haben",

ſo ſagten aber damals alle wahren Seher

„Sie werden ihn (den Rhein) bald haben",

wie ſolches auch nach zwei Jahren in Erfüllung ging, und ſo viele der damaligen hohen und niederen Fürſten und Fürſtchen es durch ihre Irreligioſität, Lüderlichkeit und Undeutſchheit vollkommen verdienten.

ſchwindels dort zu ihrer Aufnahme eine ſehr vorbereitete Gegend fand, und daß ſchon dreifarbige Kokarden in den Köpfen aller Freimaurer und Illuminaten, vieler Profeſſoren und Studenten ſtacken, ehe noch die Franzoſen ſie ihnen an die Hüte hefteten.

Suchte nun das franzöſiſche Jakobinerthum und die deutſche Klubiſterei auf jede Art die Revolution zu fördern, ſo legten aber ſelbſt die deutſchen Fürſten ihrem Fortſchreiten keine Hinderniſſe in den Weg, indem die alte deutſche Erbſünde ihnen noch immer anklebte, und ein Reichsſtand dem Verderben des andern mit egoiſtiſcher Weisheit zuſah. So ſtellte zwar der Churfürſt von Pfalzbayern ſein Contingent, was viele andere Stände nicht thaten, befeſtigte ſelbſt Mannheim, und erlaubte den Oeſterreichern eine Heerabtheilung in ſeinem Gebiete aufzuſtellen, verhielt ſich aber ganz ruhig, als Cuſtine mit ſeinen ſchwachen Schaaren nach Mainz zog. Eben ſo erklärte der Landgraf von Darmſtadt ſeine Neutralität, ſah der Einnahme von Mainz und der Brandſchatzung von Frankfurt ruhig zu, und verlegte ſeine 3000 Mann von Darmſtadt nach Gießen. In gleichem Geiſte handelte der Markgraf von Baden, wie auch der Herzog von Würtemberg, der ſogar das Anerbieten Oeſterreichs, als es 8000 Würtemberger in ſeinen Sold nehmen wollte, abſchlug, um ſeine Neutralität vollkommen zu bewähren. — Solche Verblendungen der Fürſten mußten vorhergehen, um durch ihre Folgen den bekannten Erfahrungsſatz „quidquid deliraut reges, plectuntur Archivi“ ihren Völkern recht fühlbar zu machen.

Während dieſes am Rhein und Main vorging, griff Dumouriez mit großer Uebermacht das kaiſerliche Heer unter Clairfait bei Jemappe an, und nöthigte es, nach einem ſehr hartnäckigen und blutigen Treffen ſeine Verſchanzungen zu verlaſſen, die Belagerung von Lille aufzuheben, und ganz Belgien zu räumen. Franz II. belohnte nun zwar die Tapferkeit ſeines bloß durch die feindliche Uebermacht zurückgedrängten Heeres mittelſt einer doppelten Löhnung, gab aber den Oberbefehl an der Röer dem Prinzen von Coburg, und am Oberrhein dem General Wurmſer, jenem ehrenfeſten Krieger Oeſterreichs, den nie die Furcht beſchlich, und der nur ſeine Pflicht und militairiſche Ehre im Auge hatte.

Da auch die Franzoſen von Frankfurt aus ſchon mehrmal in das Heſſenland eingefallen waren, erkannte endlich der Herzog von Braunſchweig die Nothwendigkeit, die auf dem rechten Rheinufer herumſchwärmenden Freiheitsbringer und Beutemacher zu verjagen. Mit einer ſtarken Macht zog er alſo vor Frankfurt, und erſtürmte es mit Hilfe des Volkes (2. Dez.), worauf ſich Cuſtine nach Mainz zurückzog, um dieſe früher ſo ſehr vernachläßigte Reichsfeſtung in den gehörigen Vertheidigungsſtand zu ſetzen, mit Waffenmacht die Conventsdeputirten Reubel und Merlin und ihre geſtiftete Jakobinerklube in ihrem revolutionären Treiben zu unterſtützen, und dem linken Rheinufer eine republikaniſche Freiheitskappe aufzuzwingen, die es nicht begehrte.

So kommen wir denn in jene Epoche der deutſchen Geſchichte, wo zum erſtenmal die franzöſiſche Freiheitspoſſe am Rhein aufgeführt wurde, die nun von allen, in dem Weſen der kirchlichen und politiſchen Revolutionen unkundigen Scribler mit dem Namen „Mainzer-Revolution“ bezeichnet wird, indem ſie durch jenen allgemeinen Ausdruck den Geiſt einer katholiſchen Stadt, die in der Geſchichte Deutſchlands einen ſo hohen Rang einnimmt, verdächtigen wollen, und daher den großen Unterſchied unberückſichtigt laſſen, der zwiſchen einer aus wirklichen phyſiſchen oder politiſchen Nöthen hervorgegangenen, von der überwiegendſten Mehrheit eines Landes oder einer Stadt gemachten Revolution im Vergleich mit jener liegt, die nur durch wenige Perſonen und durch den Einfluß äußerer Gewalt erzeugt und erkünſtelt wird.

Indem nun in jener Zeit das „goldne“ Mainz als die Wiege aller Künſte und Wiſſenſchaften, als das Athen des katholiſchen Deutſchlands, als der Sitz des Primas und Erzbiſchofs, als der Wohnort des älteſten und reichſten Adels, als das Depot der reichſten Stifter und Klöſter, kurz als die aus dem Füllhorn des Glücks mit den herrlichſten Gaben geſegnete Stadt ſich zeigte, ſo konnte doch wahrlich bei ihm von keiner phyſiſchen noch politiſchen Noth die Rede ſeyn, weßhalb es leicht begreiflich iſt, daß alles, was in jener Zeit dort geſchah, nur das Werk der eingeführten Franzoſen und jener kleinen Anzahl

von Individuen war, die entweder nach der guten Richtung ihres Geiſtes und Herzens, allenthalben das Beſſere hervorzurufen, oder nach der ſchlechteren Anlage und Ausbildung derſelben, auf jedem Wege ihr verworfenes Ziel zu erreichen, auch nur dafür ſich bemühten.

Verdienen alſo unter den damaligen Anhängern der ſogenannten „guten Sache" alle jene älteren Männer, die aus reinem Gefühl und aus der beſten Abſicht, überall das Schlechte zu beſeitigen, und das Gute zu fördern; verdienen alle Jüngeren, die, kaum als Küchlein der Mutter Univerſität entſchlüpft, noch die hochherzigen Ideen und Phraſen ihres Livius und Tacitus als anklebende Schaale nachſchleppten, verdienen alle dieſe wegen ihrer Theilnahme nicht allein die größte Entſchuldigung, ſondern auch noch jene Würdigung, die wir jeder beſſeren Anſicht, jedem reinen Gefühl, jedem hochherzigen Streben immerhin zollen müſſen, ſo möchten wir jedoch auch keineswegs in Abrede ſtellen, daß bei gar vielen ſogenannten Freunden der Freiheit, wie bei jenen in Paris, ganz andere Beweggründe ihrer Anhänglichkeit zu dem neuen Freiheitsſyſteme vorwaltete, und daß ſie unter dem Scheine der Freiheitsbeförderung bloß ihre Leidenſchaften und Intereſſen jeder Art, ihren Egoismus, ihre Sucht zu glänzen und ſich geltend zu machen, ihren Trieb von- oder zu einer Frau zu kommen, ihre kleinliche Rachſucht wegen früheren Hintanſetzungen oder Beſtrafungen ꝛc., bald mehr bald weniger verbargen. Indem nun überdieß in dem Jahre 1792 die franzöſiſche Revolution noch nicht, wie ſpäterhin, in ihrer ſcheußlichſten Geſtalt ſich gezeigt hatte, die Revolutionserfahrungen noch allenthalben fehlten, das linke Rheinufer auch an allem, was in Frankreich vorgeht, immer mehr Antheil, wie das rechte nehmen muß, dabei auch durch die Aufpflanzung der dreifarbigen Fahne auf dem Thurme von Mainz der Punkt bezeichnet war, wo aus allen Gegenden Deutſchlands die Freiheitsſchwindler jeder Art ſich ſammelten, ſo wird es dann begreiflich, wie in jenem damals wirklich freien und glücklichen Mainz auch ein revolutionärer Klub nach dem Vorbilde des Pariſer ſich bilden konnte, ja bilden mußte, indem die dort anweſenden Deputirten Reubel

und Merlin, dieſe Männer des Berges, noch alles dazu aufboten.

Mainz ſelbſt machte demnach keine Revolution, ſondern ſie wurde, wenn man jene Farce ſo nennen will, ihm gemacht, und ſo erſchienen auch dort unter dem Schweigen der überwiegenſten Mehrheit der eigentlichen Bürger drei höchſt verſchiedene Parteien, indem 400 Klubiſten unter dem Schutze von 25,000 Franzoſen die linke, die orthodoxe Geiſtlichkeit, auf ihre ewige Sache vertrauend, mit der handfeſten Metzgerzunft die rechte Seite bildeten, die ehrſame Schuhflickerszunft aber „in Sachen des Generals Cuſtine contra ihren gnädigſten Landesherrn", ſich mittelſt eines Promemoria völlig „neutral" erklärte. — Als nun auf höheren Befehl alle Zünfte auf ihren Zunftſtuben ſich verſammeln mußten, um Conſtitutionsvorſchläge zu machen, war bei allen weder von einer Republik, noch von einer Verfaſſungsveränderung, ſondern nur von materiellen Intereſſen die Rede, wie denn z. B. die Lohnkutſcher nur die „Befreiung vom Brückenzoll begehrten, dann möge ihretwegen Churfürſt ſeyn, wer da wolle."

Es war aber nicht jener Geiſt der Zeit, jener Freiheitsſchwindel allein, der manchen gelehrten Chorrock, manche aufgeklärte Kutte, manchen braven Degen und manche gewandte Feder dem Jakobinerklub einverleibte; es war auch vielfach das frühere böſe Beiſpiel des Fürſten ſelbſt, das manchen rechtlichen Mann zu Ueberſchreitungen in dem Ziel und Maaße der Freiheit verleitete. — Denn Friedrich Karl von Erthal, der letzte Churfürſt und Erzbiſchof von Mainz, war es, der in ſeinem Leben bald gegen ſein weltliches, bald gegen ſein geiſtliches Oberhaupt ſich auflehnte *); er war es, der bald über die Pflichten ſeines Standes, bald über die Dezenz deſſelben ſich hinausſetzte; er war es, der ſeine geiſtige σοφια in einer ſchönen fleiſchlichen „Sophie" rückſichtslos zur Schau ſtellte, der ſeine geiſtige Tendenz zwar recht geſchmackvoll, jedoch ihm nicht ziemend, in ſeinen nächſten Umgebungen ausſprach, und der, wenn gleich mit glän-

*) Wir erinnern bloß an den Fürſtenbund, den Emſercongreß, die Vanr.... Geſchichte u. dgl. m.

zenden Geistesgaben begabt, doch seinem vernünftigeren und weiseren Bruder, dem Bischofe von Würzburg, in jeder Art der Erfüllung der geistlichen und weltlichen Pflichten weit nachstund, und hierdurch bewährte, was Gustaph Adolph, der Schwedenkönig, von allen großen und schimmernden Regentengeistern im Allgemeinen behauptete *).

Je mehr also dieser Fürst in seiner kirchlichen und politischen Stellung durch Eigenwille, Anmassungen und Rücksichtslosigkeiten sich verging, je mehr er gegen Pflicht und Schicklichkeit Freiheiten sich erlaubte, die ihm auf keine Weise gebührten, um so weniger kam es aber ihm zu, irgend einen wahren oder erzwungenen Anhänger der französischen Freiheitsmütze als Rebellen zu behandeln, da jene doch bloß sein früheres Benehmen, das er gegen sein geistliches und weltliches Oberhaupt eingehalten hatte, nachahmten, und sie überdieß auch durch die Entfernung aller höheren Regierungsbehörden der Willkühr der Franzosen und den Umtrieben fremder Revolutionsmänner gänzlich überlassen waren.

Die sogenannte „Mainzer-Revolution" war demnach kein aus wahren Nöthen und aus dem Willen der Mehrheit des Volkes hervorgegangenes Werk; sie war im Gegentheil bloß eine Mißgeburt der Zeit, die in Frankreich erzeugt, zwar bei den rheinischen Protestanten, Freimaurern und Illuminaten eine willige Aufnahme fand, dem Volke jedoch durch Waffengewalt aufgedrungen werden mußte. Denn nur auf Befehl der französischen Oberbehörde wurden die Kokarden getragen, die Freiheitsbäume gesetzt, die Municipalitäten errichtet, die Wahlen angeordnet, der „rheinisch deutsche Nationalconvent", der lächerliche, zusammenberufen, und da sich Menschen fanden, die gerne diesen Freiheitsspuk mitmachten, und in Allem dem großen Vorbilde in Paris nachahmen wollten (wie früher die Fürsten und der hohe Adel solches in Gegenständen gethan hatten, die dort die Revolution herbeiführte), so sah man denn auch in Mainz einige geschworne Geistliche unter mehreren hundert ungeschwornen; man sah gemäßigte und überspannte Jakobiner, Brissotiner, Maratisten,

*) Sieh unsere Revolutionsgeschichte von Frankreich. 1. Bd. Pg. 561.

Sanskülotten und Haſenherzen mit Schnurbärten a la Cuſtine, kurz, deutſche Kopien von franzöſiſchen Originalien.

Wie aber in Frankreich der räuberiſche und kirchenfeindliche Geiſt der Klubs immer der ſogenannten „guten Sache" am meiſten ſchadete, war dieſes auch in dem katholiſchen Mainz der gleiche Fall, und ohne 25,000 Mann Beſatzung, und ohne die im Januar 1793 an mehreren Straßenecken aufgerichteten Galgen würden ſicherlich die vielen goldnen Kelche, Kreuze, und die von den Kirchengewändern abgetrennten Borduren in dem deutſchen Hauſe nicht eingeſchmolzen worden, und die Perlen, die früher dem Muttergottesbilde in der Liebfrauenkirche anhingen, nicht am Halſe der galanten Frau St.... erſchienen ſeyn.

Es war demnach nur eine Zeit der Verblendung und revolutionären Gewaltthätigkeit, die Gott zuließ, um den Fürſten zu ſchlagen, der ſie großentheils veranlaßt hatte, um den Dünkel jener zu züchtigen, die nach philoſophiſchen Anſichten und irreligiöſen Prinzipien die Völker modeln nnd regieren wollen, um jenen jugendlichen Geiſtern die nöthigen Erfahrungen zu verſchaffen, die allenthalben hinlaufen, wo die Freiheit eines Marats oder Robespierre proclamirt und ausgeſchellt wird. Darum hatte denn auch die ſogenannte „Mainzer Revolution", die nur als eine theils erkünſtelte, theils gewaltſam gemachte zu betrachten iſt, einen dieſer Quelle entſprechenden Ausgang, und es war noch ein großes Glück, daß Mainz gerade in dem Jahre 1793 wieder von den Deutſchen erobert wurde, um nicht als franzöſiſche Stadt in jene fürchterliche Periode des franzöſiſchen Terrorismus zu fallen, in der, nach der größten Wahrſcheinlichkeit, die blutdürſtigen Anlagen mancher deutſchen Marats, wie Schneider in Straßburg bewies, auch dort ſich entwickelt hätten, und aus Nachäffung und franzöſiſchem Impuls ſelbſt die deutſche Erde mit deutſchem Revolutionsblute beſudelt worden wäre *).

*) Es gehört unter die Eigenheiten der proteſtantiſchen Schriftſteller Deutſchlands, daß ſie, das Weſen der kirchlichen und politiſchen Revolutionen durchaus verkennend, entweder wirkliche Unwahrheiten in ihre Geſchichten willig aufnehmen, oder aus falſchen

Unter dieſen Vorgängen am Rhein begann das Jahr 1793, das ſchreckliche. Schon ſein erſter Monat zeichnete ſich aus durch einen großen Treubruch eines Fürſten gegen ein Volk, und durch das größte Verbrechen eines Volkes gegen ſeinen Fürſten.

Denn Preußen, dieſer Garant der Grodnoer Konſtitution, erklärte ſich mit einmal gegen dieſelbe, beſetzte ſchnell Danzig,

---

Vorderſätzen noch viel falſchere Folgerungen ziehen. So meint denn Dr. Schloſſer: „Cuſtine hoffte auf dem rechten Rheinufer zu finden, was er auf dem linken fand; er betrog ſich aber, weil in proteſtantiſchen Ländern, wo gemäßigte Freiheit (sic), und ein dem Verſtand nicht widerſtrebender Clerus (?) iſt, man nicht leicht von einem Extrem zum andern übergeht.“

Indem jedoch die Perücken angeborner Vorurtheile, oder blind verehrten Anſichten äußerſt ſelten auf die Köpfe der Thatſachen paſſen, bemerken wir bloß, daß der General Graf Cuſtine mit ſeinem hochadlichen Geiſte ſowohl auf dem linken wie auf dem rechten Rheinufer ſtets das Gleiche geſucht und mit Ausnahme der Brandſchatzungen und Beraubungen der Klöſter auf dem letztern auch nur das Gleiche gefunden habe. Suchte er daher auf dem linken Rheinufer die Schlüſſel von Mainz, ſo hat er ſie mit Hilfe eines Proteſtanten und ehemaligen Profeſſors richtig erhalten. Suchte er gleichfalls auf der rechten Rheinſeite die Schlüſſel von Frankfurt, ſo wurden auch jene nebſt einigen Millionen von dem dortigen proteſtantiſchen Senat ihm entgegengebracht. Das Revolutioniren war ſo wenig auf der linken, wie auf der rechten Seite des Rheins eine Angelegenheit des Hrn. Grafen, wie er ſolches auch gegen den Oberbeamten jenes ganzen Landſtriches, den Vater des Verfaſſers d. W., ganz unumwunden ausſprach, und ihm nachher bei ſeiner Verdammung zum Vorwurf gemacht wurde. Ueberdieß ſtanden ſeine Truppen mit Ausnahme weniger Orte ganz auf churmainziſchem Gebiete, wo alle Einwohner Katholiken ſind, und denen die „franzöſiſche Republik“ eben ſo ſehr wie die „gemäßigte Freiheit“ des benachbarten Heſſenkaſſelſchen Landes durchaus anekelte. Wenn aber damals in Mainz, Worms, Speier ꝛc. Jakobinerklubs, Freiheitsbäume, Kokarden, ja ſelbſt ein „rheiniſch-deutſcher Nationalconvent“ (eine Narrheit, wie in unſern Tagen die „deutſch-katholiſche Sekte“) zum Vorſchein kamen, ſo war alles dieſes doch bloß das ephemere Werk der Sieger, und trotz der aufgerichteten Galgen, trotz alles verführeriſchen Geſchwätzes in dem

Thoren und den schönsten Theil von Großpolen (6. Jan.), und machte dann, die Lage Oesterreichs benützend, bloß in Verbindung mit Rußland eine zweite Theilung von Polen, worauf Oesterreich wenigstens seine Ansprüche auf Krakau, Sendomir, Lublin und Massovien in Anregung bringen mußte.

In Frankreich aber wurde der unglückliche König Ludwig XVI.,

Klube, und der äußerst starken Besatzung, schlug doch der Revolutionsgeist unter der Mainzer Bürgerschaft keine Wurzel, und Tausende ließen sich über die Brücke in das Sclavenland (sic) verweisen, ehe sie zur Ablegung des Freiheitseides sich bequemten. Da übrigens der ganze Revolutionslärm auf 400 Klubisten beruhte, deren eine Hälfte aus Studenten bestand, die aus allen Weltgegenden und von allen Confessionen die dortige Universität besuchten, und durch die Klubisterei sich in einem intimeren Verhältniß mit ihren Professoren fühlten, die andere Hälfte aber meistens die Professoren, die Freimaurer, Illuminaten und etliche heirathslustige Geistliche bildeten, so beschuldigen protestantische Schriftsteller die Stadt Mainz und seine 30,000 Seelen mit dem größten Unrecht der Revolutionssucht, indem sie als Festung nur zum Sicherheitshafen diente, in welchen alle jene, denen es nach der französischen Freiheit gelüstete, aus allen Gegenden Deutschlands einliefen. Uebrigens gab es schon damals in- und außerhalb Mainz Reactionen genug, wie z. B. jene zu Winnweiler in der kaiserlichen Grafschaft Falkenstein, weßhalb auch Custine seine Stellung im Lande nur durch starke Besatzungen sichern konnte. Denn von einem thätigen Anschluß des Volkes an die Franzosen selbst war nirgends die Rede; bloß in den lutherischen Länderchen der Fürsten von Zweibrücken, Nassau, Kirn, Kyrburg, Salm ꝛc. wurden die Wildbahnen zerstört, hie und da ein Schlößchen geplündert, und mitunter verbrannt. Meint demnach Dr. Schlosser: „Custine sey thörichter Weise über den Rhein gegangen, indem er mit leichter Mühe die Churfürstenthümer Trier und Köln, eben so wie Mainz (?), zum Aufstand im Rücken der preußischen Armee hätte bringen können" (5. B. P. 472), so ist diese Ansicht um so irriger, da selbst in spätern Zeiten, wo das ganze linke Rheinufer schon abgetreten war, die französischen Freiheitsideen im kirchlichen und politischen Gebiete dort nie Wurzel faßten, indem der Katholizismus, dieser mächtige Gegner aller kirchlichen und politischen Revolutionen, unter den dasigen Bewohnern noch seine volle Kraft besaß und besitzt.

der wegen Hochverraths gegen die Nation angeklagt, trotz der Bemühungen seiner Vertheidiger und aller noch redlich Gesinnten des Convents, zum Tode verdammt war, wirklich enthauptet (21. Jan. 1793), und erneuerte durch diesen Justizmord das Andenken an Karl I. von England, und an den, nach der ganzen Geschichte unvermeidlichen Gang jeder wahren Revolution.

In dieser Zeit eröffnete der Prinz von Koburg wieder den Angriffskrieg, schlug bei Aldenhofen den General Dampierre, in welchem Kampfe der Erzherzog Karl sich seine Ritterſporne erwarb, und entsetzte das von den Franzosen belagerte Mastricht (1. März). Nun erfolgten die Schlachten bei Neerwinden (18. März), und jene bei Löwen (22. März), in welchen der Prinz von Koburg über Dumouriez siegte, und die vereinigten, sowie die österreichischen Niederlande von den Franzosen befreite. — Auch am Mittelrhein trieb der Herzog von Braunschweig in Verbindung mit Wurmser den General Custine nach Landau und in die Weißenburger Linie zurück, und ein Belagerungskorps lagerte sich vor Mainz.

Durch diese Niederlagen und Unfälle aufgeschreckt, verordnete der Heilausschuß zu Paris die gefängliche Verhaftung des verdächtig gewordenen Generals Dumouriez. Dieser aber, früher selbst Jakobiner, kannte seine Leute, sah sich daher vor, und nahm im Einverständniß mit dem Prinzen Koburg den an ihn abgesandten Kriegsminister Bournoville, nebst den vier anderen Conventsgliedern, die ihn nach Paris bringen sollten, selbst gefangen, sendete sie dem Prinzen, und ging dann mit einer Eskadron Husaren persönlich zu ihm über. Fortan besiegten die Oesterreicher den General Dampierre vor Valenciennes und im Walde von Raimes, wo jener ein Bein verlor und starb, und erstürmten unter seinem Nachfolger Custine das verschanzte Lager bei Famars.

Zwar wurde auch ein österreichisches Corps bei Arlon überfallen und geschlagen (9. Juni). Dagegen ergaben sich nach der hartnäckigsten Vertheidigung die Festungen Conde, Valenciennes und Mainz (10., 26. und 27. Juli), (in letzterem traten sogleich die größten Mißhandlungen gegen alle gefangenen Klubisten, und

ihre Einſperrung im ganzen Lande ein), an die Oeſterreicher und ihre Verbündeten, und Koburg ſchlug bei Buchain den General Houchard völlig aufs Haupt. Während nun England, als Haupt der Coalition, die Zahl ihrer Glieder durch ſeine Subſidien ſtets vermehrte, das deutſche Reich mit Aufbietung des Dreifachen ſeiner Bewaffnung den Krieg erklärte, überdieß die Vendee im royaliſtiſchen, der ganze Süden von Frankreich aber im föderaliſtiſchen Geiſte ſich erhob, reichte auch die Noth dem Convent die letzte und ſtärkſte Waffe dar, und der allgemeine Aufſtand der ganzen Nation wurde dekretirt, und als deſſen Stütze das Schreckenſyſtem eingeführt.

Noch immer lächelte den Oeſterreichern das Glück, indem die Enthauptung der Königin Maria Antoinette, Taute des Kaiſers (16. Okt.), ſie zur Rache entflammt hatte; ſie eroberten Quesnoi, ſetzten über die Sambre und bloquirten Maubeuge. Auch Wurmſer durchbrach den Binnenwald, eroberte die Linie von Weißenburg mit Sturm, und drang bis Straßburg vor, wobei er der kleinen Feſtung Fortlouis am Rhein ſich bemächtigte (26. Okt.). Als jedoch der Heilausſchuß nach Aufſtellung von vierzehn Armeen Lyon und Toulon wieder erobert, und den mörderiſchen Krieg in der Vendee auf das Innere dieſes kleinen Landes beſchränkt hatte, ſendete er nun die durch ſo viele Kämpfe ſchlachtgewöhnten Bataillone gegen die deutſchen Heere, und gab dem Kriege am Ende des Jahres 1793 eine andere Wendung. Vielfach verſtärkt, ſchlug demnach Houchard bei Hundskooten den Herzog von York und entſetzte Dünkirchen. Eben ſo nöthigte der General Jourdan durch die Schlacht von Wattigny den Prinzen Koburg, die Belagerung von Maubeuge aufzuheben. Auch Hoche, der eine dreifache Uebermacht geſammelt, und während 40 Tagen 36 blutige Angriffe gemacht hatte, durchbrach endlich nach dem hartnäckigſten Kampfe die öſterreichiſchen Linien bei Froſchweiler, nöthigte das ganze Heer des Generals Wurmſer zum Rückzug über den Rhein, und entſetzte Landau, deſſen Belagerung die Preußen ohnedieß ſehr läſſig betrieben hatten (22. Dez. 1793). Als nun Hoche bis nach Worms vorgedrungen war, ſchickte der Heilausſchuß auch gleich eine Ausleerungskom-

miſſion in das unglückliche Land, mit dem ausdrücklichen Befehl, den Deutſchen nichts zu laſſen, als die Augen zum weinen, ſicher das radicalſte Mittel, um den früheren Freiheitsrauſch in der proteſtantiſchen Pfalz völlig niederzuſchlagen, und die geiſtige Nüchternheit herbeizuführen.

Um nun ſeine Armee zu ermuthigen, und die Belgier durch die Bande der Liebe an das Haus Oeſterreich zu feſſeln, reiste der Kaiſer ſelbſt nach Brüſſel (9. April 1794), ſtellte ſich an die Spitze des Heeres, verdrängte die Franzoſen aus ihrer Stellung bei Bouchain, und ließ ſich dann von den Brabantern huldigen, nachdem er alle ihre Privilegien und Freiheiten beſtätigt hatte. Zwar wurde Landrecy erobert, viermal die Ardennenarmee über die Sambre zurückgeworfen, und manche ſehr blutige, aber keine Entſcheidung bringenden Treffen, wie jene bei Landrecies und Cateau, bei Tourcoing und Tournay, geliefert. Als aber Jourdan mit der Moſelarmee jener zu Hilfe kam, ſetzten nun beide zum fünftenmal über den Fluß, und begannen die Belagerung von Charleroi. Bei der außerordentlichen Uebermacht der Franzoſen konnte man aber um ſo weniger auf die Entſetzung jener Feſte hoffen, indem ſelbſt die Preußen ihre Hilfe verſagten, und ſchon damals ihre geheimen Abſichten durchblicken ließen. Unzufrieden verließ daher der Kaiſer jetzt Antwerpen, und reiste nach Wien, wo wegen der in Polen eingetretenen Ereigniſſe, indem die Preußen Krakau, und die Ruſſen Warſchau beſetzt hatten, ſeine Gegenwart äußerſt nöthig war, und auch auf ſeinen Befehl ein Cordon in Gallizien gezogen, und einige Diſtrikte in Beſitz genommen wurden.

Obgleich nun das kaiſerliche Heer alle möglichen Anſtrengungen machte, um ſich in Belgien zu behaupten, ſo verlor aber der Prinz von Koburg gegen den General Jourdan die große Schlacht bei Fleurus (26. Juni 1794), wodurch das ganze öſterreichiſche Heer ſammt der Landesregierung die Niederlande verlaſſen, und alle niederländiſchen Feſtungen allmählich ſich ergeben mußten. Niedergeſchlagen durch dieſes Mißgeſchick legte der Prinz von Koburg den Oberbefehl des verbündeten Heeres nieder, den der General Clairfait übernahm. Doch der Wechſel

der Feldherrn brachte keine Veränderung in den Kriegsverhältnissen hervor; Jourdan ging über die Roer, besetzte Aachen, Bonn und Köln, und zwang den General Clairfait auf das rechte Rheinufer überzugehen (28. Aug. 1794).

Indem auch die von den Spaniern eroberte Festung Bellegard wieder eingenommen war, standen nicht allein keine fremden Truppen mehr auf Frankreichs Boden, sondern die Generale Pichegru und Moreau rückten selbst gegen die Grenzen von Holland (5. Aug.), die Rheinarmee aber gegen Mainz vor (21. Okt.), nachdem sie die Preußen unter dem Fürsten Hohenlohe am 22. Sept. bei Kaiserslautern derb geschlagen hatte.

Da der englische Minister Pitt nach allen diesen Vorgängen den Werth eines jeden Alliirten recht gut erkannte, und das englische Geld nicht für die verdächtige Hilfe der Preußen und andere kleineren Staaten verschwenden wollte, schloß er (12. Dez. 1794) für Oesterreich allein eine große Anleihe ab, indem er bei dieser redlichen Macht nicht bloß für die zweckmäßigste Verwendung und Sicherheit des Anleihens die beste Bürgschaft fand, sondern auch erkannte, daß Oesterreich bei der weiten Entfernung des Kriegschauplatzes, und daraus entstehenden kostspieligen Kriegsaufwande einer großen Geldunterstützung sehr bedurfte.

Denn die Wuth des französischen Revolutionsgeistes stieg von Jahr zu Jahr, und nicht bloß die Gewandtheit der französischen Generale, die der Krieg selbst bildete, nicht die Menge und der Muth ihrer Truppen, die nach jedem glücklichen Erfolge sich steigerte, selbst die Natur förderte die Kriegsoperationen der Franzosen, indem durch den kalten Winter (1795) alle Flüsse und Kanäle zufroren, und hierdurch sich Brücken bildeten, über die nun das französische Heer unter Pichegru im Einverständniß mit der antioranischen Partei, Patrioten genannt, in Holland einrückte, und sogar eine Division Husaren die in der Zuidersee eingefrorne ganze Flotte der Holländer eroberte (19. Jan. 1795). Da der Erbstatthalter schon nach England geflüchtet war, wurde sogleich die Erbstatthalterschaft aufgehoben, und es kam am 16. Mai ein Trutz- und Schutzbündniß zwischen Frankreich und Holland zu Stande, in Folge dessen die Holländer

einige Distrikte ihres Landes, 100 Millionen Gulden, 32 Kriegsschiffe und die Hälfte ihrer Landtruppen an Frankreich abtreten mußten. Holland erhielt jetzt den Namen „batavische Republik", die jedoch in steter kostspieligen Abhängigkeit von ihrer theuern Bundesgenossin blieb, während Belgien, in neun Departemente vertheilt, der französischen Republik einverleibt wurde.

Durch diesen Frieden mit Holland wurde es aber den Franzosen immer leichter, die Coalition ihrer Gegner, die schon für den Krieg nichts taugte, selbst durch Abschließung von Separatfrieden noch mehr zu lähmen, und hierdurch sich immer mehr die Mittel zu verschaffen, mit desto größerer Kraft und Nachdruck gegen ihre beiden Hauptgegner, Oesterreich und England, aufzutreten.

So machte denn auch das kleine Toscana, um seine Handelsschiffe vor den französischen Corsaren zu schützen, und vielleicht auch einst als Unterhändler zwischen Frankreich und Oesterreich zu erscheinen, am 9. Febr. 1795 seinen Frieden mit dem auch an den Alpen und Pyrenäen siegreichen Frankreich, und entrichtete für die ihm zugesicherte Neutralität eine Million Franken.

Ihm folgte schnell der später schwer verbüßte preußische Friede, den der Baron Hardenberg mit dem französischen Gesandten Barthelmy zu Basel abschloß (5. April 1795). In Gemäßheit desselben erkannte Preußen die Republik an, überließ ihr das ganze linke Rheinufer bis zum Reichsfrieden, dessen Vermittlung Preußen übernahm. Als Ersatz für seine kleine Besitzungen auf dem linken Rheinufer bedung es sich aber insgeheim das Fürstenthum Münster in Westphalen aus. Auch wurde eine Neutralitäts- und Demarcationslinie festgestellt, die sogar dem österreichischen Hause die Wiedereroberung seiner Niederlande sehr erschwerte, indem sie in Ostfriesland beginnend, durch Westphalen, Franken, Sachsen bis nach Schlesien ging, wobei allen nördlich gelegenen Reichsfürsten der Frieden bewilligt wurde, wenn sie binnen drei Monaten ihre Contingente vom Reichsheere abrufen würden. Mit Ausnahme Sachsens verließen auch alle norddeutschen Stände, selbst Chur-Hannover, die Sache Deutschlands, und der Landgraf von Hessen-Cassel

ſchloß am 28. Auguſt noch einen beſonderen Frieden mit Frankreich ab, in welchem er ſeine Beſitzungen auf dem linken Rheinufer, in Hoffnung eines tüchtigen Erſatzes auf dem rechten Ufer, der Republik überließ. Preußen ſpielte demnach in dieſem Kriege gerade jene Rolle, die einſt die falſche heſſiſche Liſel in dem dreißigjährigen geſpielt hatte, indem es nun dem Kampfe zwiſchen Frankreich und Oeſterreich ruhig zuſehen, die gänzliche Schwächung und Verkleinerung des letzteren erwarten, einſtweilen ſeine Truppen auf Koſten ſeiner Nachbarn und Mitſtände verpflegen laſſen, und dabei nach weiterem Länderraub ſich umſehen konnte.

In dieſer Zeit der großen Verblendung, die unter den Fürſten und Völkern herrſchte, kam auch ſelbſt zwiſchen dem revolutionären, königsmörderiſchen Frankreich und dem alten Könige von Spanien, dieſem Bourbon von Geblüte, der Friede zu Baſel zu Stande, durch welchen die Franzoſen ihre Eroberungen an den Pyrenäen zurückgaben, dafür aber den ſpaniſchen Theil von San Domingo erhielten.

Don Manuel de Godoy, der mächtige Miniſter-Günſtling, der von dem Könige den prahlenden Titel „Friedensfürſt“ und das Fürſtenthum de la Paz erhalten hatte, machte, beſchränkten Sinnes, noch gar ein Bündniß mit der Republik (Auguſt 1796), und kündigte zum größten Verderben von Spanien England den Krieg an. Denn die Engländer bemächtigten ſich ſogleich vieler ſpaniſchen Colonien, zerſtörten den Handel und die Flotten der Spanier, und nahmen trotz der eingegangenen Neutralität doch deſſen reiche Silberflotte ſpäter hinweg.

Durch dieſes Abtreten ſo vieler Alliirten von der Coalition wälzte ſich nun die ganze Kriegslaſt auf Oeſterreich und England allein, und ſie wurde für erſteres um ſo größer und drückender, je mehr die Franzoſen unfähig zur See, den Engländern zu widerſtehen, jetzt ihre ganze Macht auf den Landkrieg verwendeten. Eine enge Defenſiv-Alliance zwiſchen Oeſterreich und England, ſchon durch die Natur der beiden Staaten und die beſtehenden Verhältniſſe geboten, kam daher am 20. Mai zu Stande, bei der jedoch England als Seemacht den ganzen Vortheil eines Angriffkriegs, Oeſterreich aber als Landmacht den

ganzen Nachtheil eines Vertheidigungskrieges erhielt. Denn wegen der Uebermacht Englands zur See hatte schon der Nationalconvent durch ein Decret vom 10. August den Seekrieg in einen bloß dem englischen Handel gefährlichen Corsarenkrieg verwandelt, und die englische Regierung konnte nun allenthalben mit ihren Flotten nach Willkühr Landungen bewerkstelligen, wie sie denn in jener Zeit jene auf Quiberon machen, und dort zu ihrer ewigen Schande die ausgewanderten französischen Seeoffiziere opfern ließ. Dagegen hatte Oesterreich nach vier harten Feldzügen und nach der Uebergabe von Luxemburg, welches der F.-M. Bender acht Monate lang vertheidigte, alle seine auf dem linken Rheinufer gelegenen Länder verloren, besaß nur noch die Festung Mainz, die auch von der linken Rheinseite schon längst bloquirt war, und erkannte daher recht gut das Mißliche seiner Lage, da Mäßigung nicht in dem Charakter der Franzosen liegt, und jede Eroberung sie nach neuen Eroberungen lüstern macht.

Kaum waren daher die Kriegsoperationen der Franzosen auf dem linken Rheinufer beendet, und auch die Rheinschanze bei Mannheim genommen, so ging der General Jourdan am 5. Sept. mit der Sambre- und Maas-Armee auf das rechte Ufer des Rheins, eroberte Düsseldorf, und rückte schnell bis an den Main vor, nachdem er vor Ehrenbreitstein wie vor Mainz Blokadecorps zurückgelassen hatte. Auch Pichegru ging am 20. Sept. über den Rhein, nahm Mannheim ein, wurde aber nach vier Tagen bei Handschuhsheim geschlagen, und nach Mannheim zurückgetrieben, worauf am 22. Okt. Wurmser diese Stadt wieder eroberte. — Eben so siegte Clairfait über den General Jourdan bei Höchst (12. Okt.), warf ihn wieder über den Rhein zurück, und erstürmte die französischen Verschanzungen vor Mainz (29. Okt.). Während nun das kaiserliche Heer zwischen dem Rhein und der Mosel sich ausdehnte, vereinigte sich die Rhein- und Moselarmee der Franzosen bei Landau, und versuchte noch einmal einen Angriff; als dieser jedoch mißlang, wurde am 31. Dez. ein Waffenstillstand geschlossen, und dieser Feldzug glücklich für Deutschland geendet.

Da am 10. März 1795 der Dauphin Ludwig Karl im

Tempelthurme zu Paris geſtorben war, erklärte ſich der Graf von Provence als rechtmäßiger Thronfolger (7. Juni), nannte ſich Ludwig XVIII., und gab abermals der Welt das Schauſpiel eines herumziehenden Königs, der ohne Land und ohne Krone kaum die Anerkennung ſeiner nächſten Umgebung beſaß.

Die Franzoſen aber, müde jener Konſtitution, unter der ſie die Schreckensherrſchaft gefühlt hatten, machten ſich die dritte, worin ſie einen Rath der Alten und Jungen, ſammt einem Direktorium von fünf Gliedern in das Leben riefen (25. Sept.) *).

Das Jahr 1796 begann ſowohl bei den Oeſterreichern wie bei den Franzoſen mit einem verhängnißvollen Wechſel der kommandirenden Generale; denn in Deutſchland trat der Erzherzog Karl an die Stelle des Generals Clairfait, in Italien Beaulieu an jene des Generals Devins. — Eben ſo erſetzte bei den franzöſiſchen Armeen Moreau den General Pichegru in Deutſchland, Bonaparte aber den General Scherer in Italien.

Nach Carnots Plan ſollten Jourdan und Moreau durch Deutſchland, Bonaparte aber durch Italien in die öſterreichiſchen Staaten eindringen, und den Frieden in Wien erzwingen. Nachdem nun die Franzoſen ſchon im April bedeutende Vortheile in Italien errungen hatten, begannen ſie auch den Kampf in Deutſchland (1. Juni). Jourdan ſetzte wieder über den Rhein, griff den F. Z. Prinzen Ferdinand von Würtemberg bei Altenkirchen an, und warf ihn bei Limburg über die Lahn. Da ſtellte nun der Erzherzog Karl bei Wetzlar ſich auf, ſchlug dort den feindlichen General (15. Juni), und trieb ihn über den Rhein und die Sieg zurück. Während dieſer Zeit hatte aber Moreau den Rhein bei Straßburg überſchritten (24 Juni), Kehl und die Kniebisſchanze genommen, und die Kaiſerlichen bei Renchen (28. Juni) und bei Raſtadt (5. Juli) zurückgedrängt, indem durch

*) Eine der erſten Handlungen des Direktoriums beſtand in der Auswechslung der Tochter Ludwigs XVI., der noch lebenden Herzogin Angoulême, gegen die in öſterreichiſcher Gefangenſchaft befindlichen Deputirten und andere Civilliſten, die am 26. Dez. 1795 zu Baſel vor ſich ging.

den Abzug des F. M. Wurmſer, der mit 22 Bataillonen Fußvolk und 18 Schwadronen Reiterei nach Italien abgegangen war, die öſterreichiſch-oberrheiniſche Armee keine hinlänglichen Streitkräfte beſaß. Da eilte denn der Erzherzog Karl von dem Niederrhein mit Verſtärkungen herbei, lieferte das blutige Treffen bei Ettlingen (9. Juli), mußte aber der Uebermacht weichen, und zog ſich fechtend nach der öſterreichiſchen Grenze hin, um dort durch die Aufgebote, die in Böhmen, Ungarn und Tyrol in Maſſe ſtatt fanden, ſich zu verſtärken.

Während dieſer Zeit erpreßte der General Moreau von den Fürſten des ſchwäbiſchen und fränkiſchen Kreiſes innerhalb drei Monaten weit mehr an Geld, Lebensmitteln, Pferden und andern Kriegsbedürfniſſen, als jene nach deutſcher Fürſtenart während des ganzen Krieges zum Wohl des Reichs nicht geliefert hatten, ſchloß mit ihnen Waffenſtillſtände ab, und verwies ſie zur Abſchließung ihrer Separatfrieden nach Paris. Preußen aber benutzte die Gelegenheit und ſein Einverſtändniß mit Frankreich, und peinigte und plackte Nürnberg und andere Städte ſo lang, bis ſie ihrer Selbſtſtändigkeit entſagten, und ſich ihm unterwarfen.

Da durch die bedeutenden Corps, welche der Erzherzog Karl der k. k. Armee am Niederrhein entzogen hatte, dieſe zu ſchwach war, den viel ſtärkeren Feind aufzuhalten, ging Jourdan am 2. Juli abermals über den Rhein, ſiegte am 10. Juli bei Friedberg, und beſetzte nacheinander Frankfurt (14. Juli) Würzburg (24. Juli) und Amberg in der Oberpfalz (18. Aug.).

Nach dieſen Vorfällen in Deutſchland, an welche jene in Italien als die wichtigeren ſich anreihten, ſchienen wirklich die Pläne Carnots in Erfüllung zu gehen, als mit einmal ein, Europa in Staunen verſetzender Umſchwung der Dinge erfolgte. Denn am 22. Auguſt ergriff der Erzherzog Karl, dieſer junge Held, wieder die Offenſive, ſiegte bei Teining, Neumark und Amberg über das Heer des Generals Jourdan (24. Auguſt), verfolgte es bis Würzburg, wo er ihm eine völlige Niederlage beibrachte (3. Sept.), und jagte es ſchnell durch den Speſſart, wo die Bauern wegen früher erlittenen Mißhandlungen an den Flüchtlingen eine ſchreckliche Rache nahmen, und die undeutſchen

Fürſten, den feigen, verweichlichten Adel und die elenden Regierungen gehörig beſchämten. Hierauf drang der Erzherzog bis Frankfurt vor, entſetzte Mainz und Ehrenbreitſtein, und rückte bis an die Sieg hin, wo das Treffen bei Altenkirchen erfolgte, in welchem der tapfere General Marceau ſeinen rühmlichen Tod fand. So hatte denn gleich einem Wetterſtrahl der Erzherzog Karl in ſehr kurzer Zeit das ſchöne und ſchlachtgewohnte Heer des Generals Jourdan vernichtet, deſſen frühere Siege vereitelt, und es kampfunfähig gemacht, worauf er ſich gegen die Armee des General Moreau wandte, um auch dieſe vom deutſchen Boden zu vertreiben.

Moreau aber, der ſchon tief in Bayern ſtand, hatte nach der Niederlage des G. Jourdan um ſo mehr die Nothwendigkeit eines recht ſchnellen Rückzugs erkannt, als ſelbſt ſeine Verbindung mit Straßburg ſchon durch ein vom Erzherzoge entſendetes Corps unterbrochen war. Um alſo Zeit und Raum zu ſeinem Rückzuge zu gewinnen, machte er einen allgemeinen und ſehr heftigen Angriff auf das Corps des G. Latour, und ſchlug es in die Flucht (2. Okt.). Nun eilte er unter beſtändigen Gefechten der franzöſiſchen Grenze zu, erlitt bei Kentzingen, dann bei Emmendingen, und zuletzt bei Schlingen und Kondern durch den Erzherzog Karl noch manchen ſchweren Verluſt, und kam endlich in Hüningen an, wo ſeine Waffenthat, ſchon für ſich ſehr groß, einen um ſo größeren Werth und Glanz erhielt, je mehr man die militairiſche Gewandtheit und Entſchloſſenheit ſeines großen Gegners kannte. So waren denn am Ende des Jahres 1796 die ſüdlichen Kreiſe Deutſchlands wieder von den Franzoſen geſäubert, die Feſtungen Ehrenbreitſtein, Mainz (rechte Seite), Philippsburg ꝛc. entſetzt, die großen Feldzugspläne der Franzoſen an dem Genie und der Thatkraft des Erzherzogs geſcheitert, und ſelbſt das Glück ſchien den jungen Helden in Deutſchland zu begünſtigen, indeſſen dieſes in Italien den alten öſterreichiſchen Feldherrn beſtändig den Rücken wand.

Wie aber ſo Vieles in der Weltgeſchichte für jene unverſtändlich bleibt, die an keine höhere Weltregierung glauben, wie ſo viele Ereigniſſe nur dann erſt recht verſtändlich werden, und

die Hand des Herrn zeigen, wenn man sie von ihrem Endpunkte aus rückwärts überschaut, so traten nun in Italien Erscheinungen ein, die ganz geeignet schienen, über Oesterreich das größte Verderben herbeizuführen, während nach achtzehn Jahren unter Gottes höherer Leitung gerade aus ihnen das größte Glück für Oesterreich hervorging. Als Werkzeug der göttlichen Vorsehung erschien daher Bonaparte, der berühmte Corse, als Heerführer der Franzosen in Italien, und er säumte nicht, gleich einem andern Hannibal, den raublustigen französischen Sanskulotten die reichen Gefilde von Italien als Beute zu zeigen, und sie auch dort einzuführen.

So war denn am 27. März 1796 Bonaparte kaum in seinem Hauptquartier angekommen, als die Feindseligkeiten von allen Seiten gleich begannen. Beaulieu erstürmte die ganze französische Stellung bei Montenotte, und eroberte alle Redouten, bis auf eine, die der Brigade-Chef Rambon vertheidigte. Diese kleine Redoute wurde demnach der Fels, an dem Oesterreichs Kriegsglück in Italien scheiterte. Denn in der Nacht umging Bonaparte das österreichische Heer, und besiegte es bei Montenotte (12. April). Durch die gewonnenen Schlachten bei Milesimo (14. April), und bei Dego (15. April), und durch jene bei Ceva und Vico bewirkte er die Trennung der Piemonteser von den Oesterreichern, und führte einen Waffenstillstand mit dem Könige von Sardinien herbei (28. April), durch welchen die Franzosen zum Besitze von Coni, Ceva und Alessandria gelangten. Hierdurch im Rücken gedeckt, erstürmte er am 10. Mai die Addabrücke bei Lodi, und machte sich zum Herrn der Lombardei, deren Freiheit er sogleich proclamirte, dafür aber 28 Millionen Franken an Geld und Naturalien sich entrichten ließ.

Der Schrecken war nun unter die Italiener gekommen, und da alle kleine souverainen Staaten nie ein großes Ziel verfolgen können, und daher in ihren Allianzen aus Egoismus sehr schwankend sind, machten die Herzoge von Parma und Modena, der König von Neapel und der Papst ihre in Geld und Lieferungen sehr kostspieligen Waffenstillstände, denen bald förmliche Friedensschlüsse nachfolgten.

So hatte denn Oeſterreich innerhalb drei Monaten ſeine ſchöne Armee, ſeine ganze Lombardei und ſeine italieniſche Alliirten verloren, und das hart bedrängte Mantua, dieſe einzige Feſte, wo noch Oeſterreichs Fahne in Italien wehte, forderte dringend Hilfe und Errettung. Zwar gelang es dem vom Oberrhein angekommenen F. M. Wurmſer Mantua wirklich zu entſetzen, und die Stadt mit Lebensmitteln und Verſtärkungen zu verſehen; doch Bonaparte ſchnitt den öſterreichiſchen rechten Flügel vom Hauptheere ab, beſiegte ihn bei Lenato, und warf ihn nach Tyrol zurück (3. Aug.). Nun ging er mit ſeiner ganzen Macht auf den F. M. Wurmſer los, ſchlug ihn bei Caſtiglione, und nöthigte ihn ebenfalls zum Rückzug nach Tyrol, worauf von neuem die Belagerung von Mantua begann (9. Aug.).

Die Behauptung jener Feſtung lag aber den Oeſterreichern ſehr am Herzen, und ſo erſchien Wurmſer zum zweitenmal mit 30,000 Streitern und verſuchte den Entſatz (2. Sept.). Bonaparte aber ſchlug ſchon am 3. und 4. Sept. einen Theil ſeines Heeres bei Cagliano und Roveredo, einen andern Theil deſſelben bei Baſſano (8. Sept.), und nöthigte hierdurch den F. M. Wurmſer, mit dem Ueberreſt ſeines Heeres nach Mantua zu ziehen, wo er die Belagerer vertrieb, und auf ſtarke Ausfälle ſich beſchränkte.

Trotz allen dieſen Unfällen ſetzte aber Oeſterreich den Kampf mit Beharrlichkeit fort, und ſchon Anfangs November erſchien unter dem F. Z. Alvinzy eine dritte Armee, die anfänglich mehrmals ſiegte, und das Endreſultat des Feldzugs wieder in Frage ſtellte. Da wagte nun Bonaparte in einem von Sümpfen ſehr beengten Raume am 15. Nov. die fürchterliche Schlacht bei Arcole. Mit Beharrlichkeit und größtem Muthe kämpften die Oeſterreicher zwei Tage hindurch, und ſchleuderten tauſendfach den Tod in die Reihen ihrer Feinde. Doch am dritten Tage wurden ſie mit Liſt umgangen, das Dorf Arcole und ſeine Brücke genommen, worauf Alvinzy nach der Brenta ſich zurückzog (21. Nov.). — Aber ſelbſt dieſes Mißgeſchick entmuthigte noch nicht das Kaiſerhaus, und ſchon am Anfange des Jahres 1797 erſchien von neuem Alvinzy mit ſeinem Heere, ſendete 8000 Mann zum

Entsatz von Mantua unter dem General Provera voraus, und lieferte das Treffen bei Rivoli, in welchem er jedoch mit großem Verluste geschlagen, und zum Rückzug nach Tyrol genöthigt wurde. Da auch die vorausgesendete Colonne umzingelt und gezwungen wurde, das Gewehr zu strecken, war alle Hoffnung für den Entsatz Mantuas verloren, das nun nach neunmonatlicher Belagerung am 2. Febr. 1797 unter sehr ehrenvollen Bedingungen sich ergeben mußte.

Nach so vielem Unglück, welches die österreichischen Waffen betroffen hatte, übergab der Erzherzog Karl dem General Latour den Oberbefehl am Rhein, wo die feindliche Rheinarmee unter Moreau, die Sambre- und Maasarmee unter Hoche wieder zum Angriffe sich rüsteten, und eilte an die Grenze von Italien.

Bonaparte hatte jetzt ganz Oberitalien im Besitze, und verstärkt durch zwei Divisionen, kündigte er auch dem Papst den Waffenstillstand auf, ließ dessen Truppen durch den General Victor schlagen und zerstreuen, und zwang ihn zum Frieden von Tolentino, in welchem der Papst auf Avignon und Venaissin, auf Bologna und Ferrara verzichten, bis zum allgemeinen Frieden die ganze Romagna und die Feste Ancona abtreten, 45 Millionen Franken bezahlen, und viele Kunstwerke ausliefern mußte (19. Febr. 1797).

Von dieser Seite ebenfalls gedeckt, beschloß nun Bonaparte, den Krieg in das Herz von Oesterreich zu spielen. Mit seinen 60,000 Streitern, denen der Erzherzog nur 20,000 entgegenstellen konnte, brach er schnell in das südliche Oesterreich ein (15. März), und nach mehreren wüthenden Kämpfen eroberten seine Generale Gradiska, Brixen, Triest und Idria, worauf am 29. März seine Divisionen schon die Städte Klagenfurt und Laibach besetzten.

So glänzend alle diese Fortschritte waren, so erkannte doch Bonaparte recht gut das Mißliche seiner Lage. Denn in Tyrol wie im Venetianischen organisirten sich allenthalben Insurrektionen, durch die allmählig die Verbindung unter seinen verschiedenen Corps unterbrochen wurde, und die ihm in seinen Flanken und seinem Rücken um so gefährlicher wurden, je länger die Operationslinie war, auf der er seine Armee bisher so schnell vorge-

ſchoben hatte. Und ſo äußerte denn der Sieger, der ohnedieß eine geheime Eiferſucht gegen die Generale Hoche und Moreau hegte, und ihnen keine Gelegenheit zur Auszeichnung geben wollte, in einem Schreiben an den Erzherzog Karl ſeinen Wunſch nach Frieden (31. März).

Als nun am 5. April Bonaparte durch den Paß von Dirnſtein bis Judenburg vorgerückt war, nahm der Erzherzog am 7. den Waffenſtillſtand an, und am 18. wurden die Friedenspräliminarien zu Leoben unterzeichnet, durch welche auch den in Deutſchland am 18. und 20. April begonnenen Feindſeligkeiten der Franzoſen ein Ende gemacht, und ſpäter der Frieden von Campo-Formio abgeſchloſſen wurde.

Während nun der Erzherzog Karl in größter Eile nach dem Rhein abging, um dem weiteren Vorrücken der Generale Hoche und Moreau, die über jenen Fluß geſetzt waren, gemäß der Uebereinkunft von Leoben Einhalt zu thun, wollte auch Bonaparte den Aufſtand der Venetianer und die Ermordung ſo vieler Franzoſen rächen. Nach einigen blutigen Gefechten, die um ſo ſchrecklicher waren, je mehr die Wuth und die Rache, der Haß und die Verzweiflung ſich bekämpften, erſtürmten die Franzoſen die Stadt Verona, nöthigten die Republik zur Unterwerfung, und beſetzten das ganze venetianiſche feſte Land ſammt der Stadt Venedig (16. Mai).

Indem jetzt die Waffen ruhten, benützte Bonaparte dieſe Zeit zur politiſchen Einrichtung der von ihm eroberten Länder, verwandelte in dem damaligen republikaniſchen Geiſte die kleinen monarchiſchen oder ariſtokratiſchen Staaten Italiens in kleine Demokratien, und unterwarf ſie als Töchter-Republiken der großen Mutter-Republik Frankreich.

Durch den Abſchluß der Friedenspräliminarien zu Leoben wurden aber auch England und das deutſche Reich, deſſen meiſten Glieder ohnedieß ſchon ihre Separatfrieden abgeſchloſſen hatten, beſtimmt, Friedensunterhandlungen mit Frankreich anzuknüpfen. So traf denn ſchon am 4. Juli der engliſche Geſandte Lord Malmesbury in Lille ein, und die Unterhandlungen wurden dort eröffnet. Die Nationalfeindſchaft aber, die zwiſchen beiden Völ-

kern seit Jahrhunderten besteht, und der Siegestaumel des einen, der die Meere, und des anderen, der das feste Land sich unterwarf, erschwerte jede Annährung, und führte endlich dahin, daß der Lord Malmesbury am 17. Sept. binnen vier und zwanzig Stunden Lille verlassen mußte, und die französische Regierung eine Landung in England, und den Krieg gegen Portugal beschloß. Der deutsche Reichstag aber, der schon am 10. August die unumschränkte Vollmacht, mit Frankreich Frieden zu schließen, dem Kaiser übertragen, dieser jedoch nicht angenommen hatte, ernannte auf kaiserliche Requisition vom 1. Nov. als Bevollmächtigte zur Abschließung des Reichsfriedens Churmainz, Churſachsen, Oesterreich, Bayern, Würzburg, Hessendarmstadt, Baden und die Reichsstädte Augsburg, Bremen und Frankfurt a. M., die nun mit den französischen Bevollmächtigten Bonaparte, Treihard und Bonnier zu Rastadt den Reichsfrieden definitiv abschließen sollten. Preußen aber, dessen König Friedrich Wilhelm II. am 16. Nov. starb *), und dem sein Sohn Friedrich Wil-

*) Für einen Fürsten, der wie Friedrich Wilhelm II. regiert, und wie er gelebt hat, ist die kürzeste Lebensbeschreibung sicher die schonungsvollste, und daher die beste. Wir begnügen uns also bloß von ihm zu melden, daß er durch seine körperliche Konstitution, durch seine Erziehung und die verführerische Lüderlichkeit jener Zeit schon ganz frühe so tief sank, als Ludwig XV. erst in seinen reiferen Jahren gesunken war, und daß auch er, wie dieser, bloß durch seine Maitressen und ihre Verwandten regierte, und sich regieren ließ. Seine Gemahlin, die Königin, hatte daher auch keine andere Stellung zu Berlin, wie die Gemahlin Ludwigs XV. zu Paris, und es fehlte nicht viel, so gab jene gegen eine Geldentschädigung es zu, daß der König das Fräulein v. Voß sich auf die linke Hand antrauen ließ, wodurch er nebst unzähligen Beischläferinnen und einer erklärten Maitresse und Gelegenheitsmacherin in der Frau Rietz, auch zugleich zwei Frauen gehabt haben würde. — Als nun das Fräulein von Voß starb (1789), trieb die Tochter des Waldhornisten Enke, deren Sohn Friedrich Wilhelm II. bei seinem Regierungsantritt zum Grafen von der Mark gemacht hatte, ihr Wesen; sie wurde als Gräfin Lichtenau die Hauptperson im Reiche, und besorgte, wie einst die Pompadour bei Ludwig XV., das wichtige Geschäft, durch Her-

helm III. folgte, ging wie immer seinen eigenen, dem deutschen Reiche feindlichen Weg, indem sein protestantisches System, so nahe mit jenem des revolutionären Frankreichs verwandt, ihm auch das Mittel nahe legte, auf Kosten des Reichs durch Säkularisationen und Mediatisirungen sich zu vergrößern, worüber es schon am 5. August 1796 einen geheimen Vertrag mit Frankreich abgeschlossen hatte *).

---

beischaffung frischer Waare für die Gelüste ihres Herrn auf eine Art zu sorgen, die ihr allein bekannt war, und bekannt seyn konnte. Daher darf man sich auch nicht wundern, daß der König nicht nur den Schatz von 70 Millionen Thlr., den Friedrich II. von seinem Volke erpreßt hatte, in wenigen Jahren vergeudete, sondern auch noch 18 Millionen Th. Schulden hinterließ, und daß er wegen der Menge seiner Fleischessünden von der Gewissens- und Todesangst äußerst gefoltert, zuletzt in einem faden Mystizismus und einer schlechten Rosenkreuzerei seinen geistlichen Trost suchte. Wie demnach Friedrich II. in seiner Weise, war auch Friedrich Wilhelm II. in der seinen der Vorläufer der verdienten Züchtigungen, die über Preußen kommen sollten, wozu noch das hochmüthige Prahlen und die unchristliche Bürgerverachtung der adligen Offiziere, sowie die unbeschreibliche Verdorbenheit der ganzen preußischen Beamtenwelt das Ihrige in vollem Maaße beitrugen. Mit Recht sagt daher der preußische Prophet, Herrmann von Lechnin, von ihm:

Qui sequitur pravos immitatur pessimus avos,
Non robur menti, non adsunt numina genti,
Cujus opem petit, contrarius hic sibi stetit,
Et perit in undis. dum miscet summa profundis.

wodurch er dessen Charakter, Lebensweise und geringe Geistesfähigkeit, dann die Irreligiosität des Volkes, und die Stellung Preußens gegen Frankreich, und zuletzt des Königs Todesart (Brustwassersucht), und dessen Leben als ein Gemisch von Hohem und Niederem, von Thierischem und Geistigem andeutete; obgleich das mönchische Latein des 13. Jahrhunderts, noch mehr aber die Fehler der Abschreiber in jener so berühmten Prophezeihung sich nicht verkennen lassen.

*) In dem ersten Artikel jenes Vertrages versprach das perfide preußische Cabinet, den Franzosen zum linken Rheinufer zu verhelfen,

Auf den Grund der zu Leoben gemachten Friedenspräliminarien waren aber schon am Ende Juni österreichische Truppen in das venetianische Dalmatien eingerückt; doch der definitive Abschluß des Friedens verzögerte sich noch immer, weil die österreichischen Bevollmächtigten die Zurückgabe von Mantua als Entschädigung für das an Frankreich zugetheilte Mainz verlangten. Indem aber Bonaparte auf seinen Forderungen und Bedingungen durchaus bestand, und wie weiland Brennus das Schwert in die Waagschaale warf, und den Waffenstillstand wieder aufkündete, kam endlich am 17. Oct. zu Campo-Formio bei Udine der definitive Frieden zu Stande. Durch denselben wurde festgesetzt, daß Oesterreich für seinen Verlust in Italien und für die ihm genommenen Niederlande den größten Theil des ehemaligen venetianischen Staates und zwar Istrien, Dalmatien, die Inseln im adriatischen Meere bis Bocca di Cattaro, sammt der Stadt Venedig erhalten, daß es ferner die cisalpinische Republik (bestehend aus der Lombardei, Modena ꝛc.) anerkennen und an den Herzog von Modena zu dessen Entschädigung das Breisgau abtreten solle, wobei zugleich Rastadt als der Ort bezeichnet wurde, wo der Reichsfriedenscongreß zu eröffnen sey. Zu den geheimen Artikeln gehörten aber die Zusicherungen, daß Oesterreich in die Abtretung des linken Rheinufers einwillige, und

---

ja sogar der batavischen Republik ein Stück vom Bisthum Münster und der Landschaft Recklinghausen unter der Bedingung zu verschaffen, daß Preußen den Rest erhalte. Im zweiten Artikel verpflichtete sich Preußen, dafür zu sorgen, daß bei dem Raube auch andere Fürsten nicht leer ausgehen. Der dritte enthält die Zusicherung, daß für die hessischen Häuser trefflich gesorgt, und besonders dem hessencasselischen die Churwürde zugetheilt werden solle. Im vierten Artikel wurden nebst der Churwürde die Bisthümer Würzburg und Bamberg dem Prinzen von Oranien, Schwager des Königs, zugesichert. — Verdiente ein solcher Vertrag nicht selbst die Verachtung und den Hohn der Franzosen, zu deren Vortheil er doch war? Verdienten die Verräther nicht die Züchtigung, die ihnen schon nach zehn Jahren in so großem Maaße zu Theil wurde?

im Falle das Reich darauf nicht einginge, bloß ſein Contingent zur Reichsarmee ſtellen ſolle. Ferner gehörte dazu die Regulirung der Rheinſchifffahrt, dann die Abtretung der Grafſchaft Falkenſtein und des Frikthals und die Verwendung Oeſterreichs, daß das deutſche Reich ſeiner lehnsherrlichen Rechte in Italien entſage. Oeſterreich ſollte ferner zur Entſchädigung den zwiſchen Salzburg und Tyrol, dem Inn und der Salza gelegenen Theil des bayeriſchen Kreiſes Waſſerburg mit einem angemeſſenen Umkreiſe erhalten. Sollte etwa Frankreich bei dem Frieden mit dem deutſchen Reiche, einen Zuwachs in Deutſchland bekommen, ſo würde auch Oeſterreich gleichmäßig einen ähnlichen erhalten. Die beeinträchtigten deutſchen Fürſten, ſogar der Erbſtatthalter von Holland ſollten auf dem rechten Rheinufer entſchädigt, und zwanzig Tage nach Auswechſelung der ratifizirten Friedensurkunden die Feſtungen Mainz, Ehrenbreitſtein, Königſtein, Mannheim, Philippsburg, Ulm und Ingolſtadt von den Oeſterreichern geräumt wereen.

So erlangte nun Oeſterreich durch friedliche Gewalt jene Abrundung, die dreizehn Jahre vorher Joſeph II. auf dem gütlichſten Wege vergebens geſucht hatte. Focht es daher vier Jahre, um ſeine Staaten auf dem linken Rheinufer zu vertheidigen, focht es noch zwei Jahre, um den Reichsfeind von den Gränzen ſeiner alten Stammländer abzuhalten, und Mainz, dieſen Schlüſſel Deutſchlands, ſammt Ehrenbreitſtein dem Reiche zu bewahren, ſo hatten aber alle ſeine ungeheueren Anſtrengungen und Volkserhebungen, ſeine blutigen Schlachten und Siege, ſeine Geld- und Menſchenopfer doch am Ende keinen günſtigen Erfolg, indem die göttliche Weltregierung, die in ihrer Verbindung der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft von den wenigſten Menſchen begriffen, oder kaum geahnet wird, nun das größte Unglück, das der Erbfeind ihm bereitete, zuließ, um gerade durch jenes es zu beglücken. Darum mußte denn Oeſterreich die Niederlande verlieren, um aus der Nähe jenes Volkes zu kommen, dem der Geiſt der Ruhe nicht gegeben, um jenes Kriegsſchauplatzes entledigt zu ſeyn, wo wegen der großen Entfernung ſeiner Hauptſtaaten die Ausgabe eines Kriegsjahres die Einnahme von zehn

Friedensjahren verschlang. — Darum mußte auch die Lombardei in die Hände der Franzosen fallen, damit das siegreiche Frankenvolk, dem Gebiete der Venetianer nahe gestellt, und dort durch den blutigen Aufruhr, die „venetianischen Ostern" genannt, zur Rache aufgestachelt, gerade durch die Eroberung dieses durchaus verdorbenen Staates das Mittel sich verschaffte, den ruhigen Besitz des linken Rheinufers, und der Lombardei von Oesterreich auf dem Wege des Ersatzes sich zu sichern, den Venetianern aber selbst in ihren neuen bürgerlichen Verhältnissen den Beweis aufzudringen, daß nicht in ihrer Republik, nur unter Oesterreichs frommen Fürsten der wahren Freiheit Zauberbaum erblühe.

Durch den Frieden von Campo-Formio waren nun Frankreichs Gelüste nach dem linken Rheinufer befriedigt; und es hatte durch seine eigene politische Revolution erlangt, wonach seine Könige seit der kirchlichen Revolution Deutschlands fortwährend gestrebt hatten. Denn mit seinen elenden Souverainitäten und Aristocratien, die stets im eigenen Lande nur nach Raub sich umsahen, und seit Jahrhunderten mit dem Reichsfeinde selbst verrätherische Verbindungen eingingen, konnte das religiös und politisch zerrissene Deutschland der colossalen Macht und demokratischen Energie der Franzosen unmöglich widerstehen, und so wurden durch jenen, mit Gewalt erzwungenen Frieden der ganze burgundische Kreis sammt dem schönen linken Rheinufer mit der französischen Republik vereinigt, und hierdurch jene Länder in solche Zustände und Verhältnisse versetzt, die jedem christgläubigen Geschichtschreiber als derbe Züchtigungen des Herrn erscheinen müssen. Denn die Stühle jener Erzbischöfe, die wenige Jahre zuvor durch die Emser Punktation ihren kirchlichen Rebellengeist gezeigt hatten, wurden jetzt gänzlich umgeworfen, ihre adliche, nur dem Bauche dienende Domkapitel völlig beseitigt, die fürstlichen Nimrods und Bauernschinder aus dem zweibrücker und nassauer Lande verjagt, das liederliche Franzosenthum alter Zeit in Kirn, Kyrburg, ꝛc. ꝛc. gänzlich unterdrückt, und der Reichsadel, dem meistens der hochherzige Sinn und der wahre Edelmuth, die deutsche Kraft und die deutsche Tapferkeit fehlte, und der nur in lächerlichen Anmaßungen und eiteln Prahlereien sich gefiel, zum

Plebejerstand erniedrigt, und so ging jene hochadliche Civilisation, die, wie ein giftiger Schwamm, aus Moder und Verwesung entsprossen war, mit all ihrem Glanz und Prunk zum Heil der Menschheit unter. *)

Zeigte sich also der Herr der Welt den geistlichen und weltlichen Fürsten, dem geistlichen und weltlichen Adel in dieser zerstörenden und demüthigenden Weise, so gab er aber den Völkern und besonders den Anhängern der neumodischen so unchristlichen Freiheitsprincipien, jenen Menschen, bei denen nach Jean Paul die Schwungfedern mächtiger waren, als die Lenkfedern, gleichfalls die eindringlichsten Lehren. — Täuschte demnach im Jahre 1792 der französische Jakobinismus die leichtgläubigen Völker, indem

*) Als beim Abmarsch der meisten Mainzer Truppen nach Lüttich nur eine Grenadiercompagnie in Mainz zurückgeblieben war, um die Wache am churfürstlichen Schlosse zu versehen, und daher den in Mainz anwesenden Generalen nur Musquetiere vor ihre Wohnungen gestellt wurden, beschwerte sich der General v. Fechenbach bei dem Churfürsten darüber, worauf, um ihn zu beruhigen, die Musquetiere vor dessen Behausung mit Grenadiermützen aufziehen mußten. Doch auch dieses befriedigte den General nicht, und nochmals verlangte er vom Churfürsten sein volles Recht als General, mit der Bemerkung, ihm gebühre kein „gemachter", sondern ein „geborner" Grenadier. Nicht nur solcher Lächerlichkeiten, sondern auch mancher Windbeuteleien machte sich der Adel schuldig, wie denn beim Ausmarsch der Mainzer Truppen nach Speyer der Obrist von Winkelmann sich drei Kapaunen braten ließ, von denen er einen in Landau, den andern in Nancy, und den dritten in Paris verzehren wollte, wobei er überdieß den hochadlichen Damen und zwar der einen den Kopf des Pethion, der anderen die Finger des Dantons zurückzubringen versprach. Solche elende Prahlereien fanden aber bald hernach zu Speyer das verdiente Ende, wobei nur die Truppen allein zu bedauern waren, die aus dem Kernvolke der Spessarter, Rheingauer und Odenwälder bestehend, immer wackere Soldaten waren, von solchen adlichen Offizieren aber angeführt, nur Schmach und Schande erndteten. Dieser Obrist wurde später Commandant zu Königstein, wo er seinen Heldenmuth gegen die dort eingesperrten Klubisten auf die brutalste Art bewies.

er das Bekannte: „Krieg den Schlössern und Friede den Hütten" zu seinem Aushängschilde machte, so enttäuschte er sie aber wieder in den Jahren 1793 und 94 durch seine grausame und methodische Ausplünderung, die vorschriftsmäßig ihnen nur die Augen zum Weinen ließ, und sendete sodann im Jahre 1797 ihnen seine Bande der Staatsdiebe, in Frankreich selbst die „Verfaulten" genannt, zur Einrichtung und Verwaltung des Landes. Sogleich wurden in dem kirchlichen und politischen Gebiete die französischen republikanischen Narrheiten mit Strenge eingeführt, auf hohen Befehl die Freiheitsbäume, die wurzellos als das beste Sinnbild der wurzellosen Verfassung dienten, in allen Gemeinden aufgerichtet, die schmähliche Dekadenfeier sammt dem Gebrauche des französischen, alles christlichen entbehrenden Kalenders schärfstens anbefohlen, die französische Sprache, als alleinige Geschäftssprache bei allen Administrationen und den Gerichten festgesetzt, und mittelst Verdrängung der Eingeborenen so viel wie möglich Franzosen angestellt. War nun schon früher Belgien in neun Departemente vertheilt, so erhielt das linke Rheinufer jetzt deren vier, von welchen Mainz, Trier, Köln und Aachen die Hauptstädte waren. Da jedoch das Departement „Donnersberg" (Mainz) durch seine zur Hälfte protestantische Bevölkerung, und durch seine Jakobinerklubs schon früher gegen Frankreich wie ein leichtsinniges Mädchen sich benommen hatte, das nicht ungern jenem in die Arme lief, die andern drei Departemente aber bei ihrem streng katholischen Geiste, und ihrem Clerus, der überall jeder wahren aus der Reformation hervorgehenden, oder zu ihr hinführenden Revolution mit Kraft entgegentritt, gleich sträubenden Jungfrauen sich sehr spröde zeigten, und ihnen daher, um sie zu kirren, geschmeichelt werden mußte, so ließ auch die französische Regierung in Behandlung dieser vier Departemente mitunter manche sehr rücksichtsvolle Verschiedenheit eintreten. Indem nun überdieß durch die Errichtung einer cisalpinischen Republik auch der Wunsch, eine cisrhenanische errichtet zu sehen, sehr schnell in dem Rheinlande sich verbreitete, so hegte die französische, rheingrenzsüchtige Regierung gerade gegen jene das meiste Mißtrauen, die früher für

die republikaniſchen Freiheitsideen ſich ausgeſprochen und dafür auch thätig ſich gezeigt hatten. Sie neigte ſich daher immer mehr zu jenen hin, die bisher durch ihre Theilnahmsloſigkeit ſich keine Anſprüche erworben hatten, und für alles ihnen Gegebene ſich verpflichtet fühlen mußten, weßhalb auch die Freiheitsmützen und die deutſchen Freiheitsapoſtel ſehr bald verſchwanden. Zeigten alſo die Franzoſen täglich mehr ſich als Eroberer mit etwas manierteren Klauen, ſo kehrte auch die Klubiſterei wieder zur Freimaurerei zurück, von der ſie ausgegangen war, und als einziges Andenken, welches an jene verblieb und immer, ſo lange Mainz als Feſtung beſteht, verbleiben wird, dient die Klubiſtenſchanze, welche von jenen Studenten, die acht Monate zuvor gegen die Franzoſen gerne gekämpft hätten, während der Belagerung (1793) unter dem ſchärfſten feindlichen Feuer errichtet wurde *).

*) Wie alſo die franzöſiſche Revolution in allen Theilen Frankreichs, vorzüglich aber in Paris, wo wir nach der Uebergabe von Mainz, mit der erſten Colonne ausziehend, im Auguſt 1793 eintrafen, und dort bis in's Jahr 1794 verweilten, uns hinlänglich überzeugt hat, daß ein verhängnißvolles Geſchicke nicht bloß diejenigen, die durch ihre Irreligioſität und Laſterhaftigkeit, durch ihre abſcheulichen, philoſophiſchen und politiſchen Anſichten, welche die Maße des Volkes ſpäter gegen ſie ſelbſt anwandte, den Grund zur Revolution gelegt hatten, ſondern auch jene auf gleiche Weiſe verfolgte, die den wirklichen Ausbruch derſelben hervorriefen, ſo warf auch in Deutſchland die Hand des Herrn den F. Karl von Erthal von ſeinem erzbiſchöflichen Stuhle, beraubte ihn ſeines Churfürſtenthums, und ließ ihn die Reihe der Mainzer Churfürſten und Erzbiſchöfe in der Gallerie zu Aſchaffenburg ſchließen, wie auch Franz II. jene der deutſchen Kaiſer zu Frankfurt auf dem Römer, jedoch auf die ehrenvollſte Weiſe, geſchloſſen hat. — Ebenſo beraubte dieſelbe den reichen Adel und den, das eigentliche Volksvermögen bloß verwaltenden Clerus aller ſeiner Güter, und ließ ihn, wenn auch nicht phyſiſch, doch politiſch dem Lande abſterben.

Aber auch die Freunde der Freiheit bettete das Schickſal nicht auf Roſen, und von dem Erſten bis zum Letzten erwies es jedem ſeine Tücke. Adam Lux, der Mainzer Deputirte in dem franzöſiſchen Nationalconvent, ſtarb als edler Vertheidiger der Anna

Wie aber der Jakobinismus nie raſtet, und das Papſt- und Königthum fortwährend anfeindet und verfolgt, ſo ſuchte er jetzt auch die Kirche in ihrem Oberhaupte völlig zu unterdrücken, und den Kirchenſtaat in eine Republik zu verwandeln. — Als daher

---

Corday auf dem Schaffote; ſeinen Collegen Georg Forſter drückte fortan tiefer Kummer; oft beklagte er die große Täuſchung, die ihn, wie ſo viele andere redliche Mainzer verführt hatte, und ſo ereilte auch ihn der Tod ſehr ſchnell auf Frankreichs Boden, während ſein Gemüth, in welchem deutſcher Sinn herrſchte, ſeiner mütterlichen Erde zugeneigt blieb. Auch Lutz von Oberoim, Deputirter bei dem rheiniſch-deutſchen Nationalconvent, unterlag einem harten Geſchicke, indem er, voll Sehnſucht nach ſeiner Familie, bei einem nächtlichen Ausfall der Garniſon ſich nach ſeinem Wohnorte durchſchleichen wollte, jedoch ergriffen, und am Chauſſeehauſe bei Marienborn gehängt wurde. Hofmann aber, früher Präſident des rhein.-deutſchen Nationalconvents, und ſpäter Generaleinnehmer des Departements, wurde wegen eines Kaſſendefektes, den ſein, von ihm nicht gehörig überwachter Kaſſier verſchuldet hatte, verhaftet, bald hernach aber begnadigt, und verließ das Zuchthaus der freien Stadt Mainz, um im Rheingau, dem Sciaveniande, wieder als freier Mann zu leben. (Wir können übrigens nicht glauben, was die D. A. Z. S. 27 l. J. von jenem neunzigjährigen Greiſe berichtet, indem derſelbe, wenn jenes wahr wäre, ſeit 50 Jahren nichts gelernt und nichts vergeſſen haben würde.) Mit Wedekind, dem oftmaligen Präſidenten des Jakobinerklubs, und hitzigſten Verfolger des Adels und der Geiſtlichkeit, trieb dagegen das Schickſal ſeinen eigenen Spott, verwandelte deſſen Freiheitsſinn in einen Freiherrnſinn, und gab ihm, dem ſpäter Bebänderten, ſtatt ſeiner früheren ſpitzigen Feder gegen den Adel nun eine deſto ſtumpfere für denſelben in die Hände. Eikenmayer, der Obriſtlieutenant im Mainzer Geniekorps, der trotz der ſchon gemeldeten Verräthereien, und der gänzlich unzureichenden Vertheidigungsmittel doch gern die Stadt Mainz im Jahre 1792 gegen die Franzoſen vertheidigen wollte, im Kriegsrath aber von den Feiglingen und Kriegsunkundigen überſtimmt wurde, verließ bald nach der Uebergabe der Stadt, die Verhältniſſe Deutſchlands tief durchſchauend, die churfürſtlichen Dienſte, worüber ſeine Gegner ſich ungemein freuten, indem ſie ihre eigene Schuld ihm nun aufbürden, und ihn der Verrätherei beſchuldigen konnten. Als ein ſehr

am 30. Dez. 1797 bei einem von den Franzosen eingeleiteten Aufstand der General Duphot im Tumult erschossen wurde, und der französische Gesandte Joseph Bonaparte den Tag hernach Rom und den Kirchenstaat verlassen hatte, besetzten schon am 11. Febr. 1798 15,000 Franzosen unter dem Oberbefehl des Generals Berthier die Engelsburg und das Capitol, worauf durch die siegende demokratische Partei die römische Republik mit fünf Consuln wieder hergestellt, der Papst aber zuerst nach Siena, und am 14. Juli nach Valence gebracht wurde, wo der

---

geschickter Ingenieur nahm aber Eikenmayer den Antrag Custins an, wurde im Jahre 1793 Commandant von Bedfort, ging dann als Brigade-General zur Rheinarmee vor Mainz (1794), wo er nach Erstürmung der Linien durch Clairfait (1795) mit seiner Brigade langsam nach Schwegenheim bei Landau retirirte, während der Verfasser d., um dessen Gemahlin außer den Bereich der täglichen militärischen Bewegungen zu bringen, mit ihr über den Hundsrück und durch das Annweiler-Thal seinen Rückzug nach Landau nahm, wobei gar oft eine wechselseitige, sehr offenherzige Besprechung über die Zustände der Dinge und das Benehmen verschiedener Personen statt fand. — Da Eikenmayer nie dem Jakobinismus, noch weniger aber dem Bonapartismus hold war, den er nur zur Zerstörung des ersteren, doch keineswegs zur Beglückung der Menschheit tauglich betrachtete, so nahm er nach wenigen Jahren seinen Abschied, und zog sich auf sein kleines Gut nach Ganalgesheim zurück, wo er bis zu seinem Tode (1825) von allem Ehrgeize fern, bloß als Bürgermeister seiner Gemeinde, das Glück derselben zu fördern strebte.

Während also nicht wenige Klubisten in der Vendee, bei der Rheinarmee, und selbst später noch Einer in Rußland im Kampfe fielen, oder in den Militairlazarethen unterlagen, während die Gefangenen in Erfurt und Königstein durch ihre dreijährige Verhaftung ihre Gesundheit verloren hatten, und sehr frühzeitig dahinstarben, waren aber die Ueberlebenden selbst aus ihren früheren Lebensverhältnissen, und meistens zu ihrem Nachtheil herausgerissen, und die Schuld der Väter rächte der Herr gar oft an den Kindern, indem er sie auf die verschiedenste Weise durch mancherlei Unglück, Krankheiten ꝛc. heimsuchte, oder noch schlimmer, vor den Verbrechen Anderer sie nicht bewahrte.

große Dulder, dieſer wahre Peregrinus apostolicus, am 29. Aug. 1799 ſtarb, nachdem er 81 Jahre und 7 Monate gelebt, und 24 Jahre, 6 Monate und 14 Tage regiert hatte *).

Nun kam die Reihe der gewaltſamen Revolutionirung an die durch ihre Lage ſo wichtige Schweiz. Nachdem unter den nichtigſten Vorwänden eine franzöſiſche Armee dort eingerückt, viel Blut vergoſſen, und das Land völlig ausgeplündert war, kam endlich der Frieden, und mit ihm ein Schutz- und Trutzbündniß zwiſchen Frankreich und der Eidgenoſſenſchaft, die den Namen der einen und untheilbaren helvetiſchen Republik erhielt, zu Stande, und der revolutionäre Geiſt hatte auch dort geſiegt.

Ganz ein anderer Geiſt zeigte ſich hingegen in der Kaiſerſtadt Wien. Denn als der General Bernadotte in der Eigenſchaft eines franzöſiſchen Geſandten dort angekommen war, und am 13. April 1798 vom Balkon ſeines Hotels die dreifarbige Fahne wehen ließ, erweckte dieſes Zeichen der Revolution in allen Gemüthern der treuen Wiener den heftigſten Unwillen, und kaum konnten die ernſtlichſten Gegenanſtalten die Mißhandlung des Geſandten verhindern. Bernadotte, der ſich bei dieſem Vorfall mit franzöſiſchem Uebermuth und ſoldatiſchem Trotz benommen hatte, reiste am 15. April mit ſeinem Gefolge wirklich von Wien ab, obgleich der Kaiſer ihn davon abzuhalten, alles Mögliche aufbot.

Während nun Preußen, und mit ihm alle kleine norddeutſchen Staaten ſchadenfroh den Kämpfen Oeſterreichs und dem Verderben Süddeutſchlands zuſahen, erregte die römiſche Republik viele Beſorgniſſe bei dem Könige von Neapel. Als er demnach ſeine Armee aufbrechen, und am 29. Nov. die Franzoſen aus Rom vertreiben ließ, eilte der franzöſiſche General Championet mit mehreren Diviſionen herbei, ſchlug die Neapolitaner in einigen Gefechten, und eroberte ſelbſt Neapel (23. Jan. 1799),

*) Da der hl. Petrus nur 24 Jahre 5 Monate 10 Tage auf dem römiſchen Stuhle ſaß, ſo übertrifft alſo Pius VI. alle Päpſte durch die lange Dauer ſeiner Regierung.

nachdem vier Wochen zuvor der König mit seiner ganzen Familie nach Sicilien geflüchtet war. Schon am 25. Jan. wurde das Königreich Neapel in eine Republik unter dem Namen die parthenopäische verwandelt, und unter die Vormundschaft der großen Mutterrepublik gestellt. Um aber die politischen Wirren in Italien recht vollständig zu machen, wurde auch der König von Sardinien gezwungen, der Regierung seiner Staaten urkundlich zu entsagen, worauf er sich nach seiner Insel Sardinien begab, und dort gegen die Gewaltthat protestirte.

So war denn ganz Italien in den Händen der raublustigen Franzosen, die auch, wie ihre Voreltern im dreißigjährigen Kriege, die Freiheit zu ihrem Aushängschilde nahmen, um unter diesem Namen, wie einst Deutschland, nun Italien zu verderben, indem sie von ihm während zwei Jahren bloß an baarem Gelde 417 Millionen Liren erpreßten.

Während diese Staatsveränderungen in Italien und der Schweiz vorgingen, und die ganze Aufmerksamkeit Oesterreichs in Anspruch nahmen, hatte aber England wegen der ihm angedrohten französischen Landung, die unter dem Oberbefehl eines Bonaparte eben nicht als Chimäre zu betrachten war, eine allgemeine Bewaffnung aller waffenfähigen Männer des Landes befohlen (26. Apr. 1798). Doch Bonapartes Angriffsplan hatte eine ganz andere Richtung; denn nicht bloß dem goldstolzen Albion an seiner verwundbarsten Seite die tiefste Wunde zu schlagen, auch sich selbst eine unabhängige Stellung, vielleicht gar einen Thron zu bereiten, war die geheime Idee dieses herrschsüchtigen Corsen. So ging er denn mit 500 Schiffen, auf denen 36,000 Mann der besten Truppen und Heerführer Frankreichs sich befanden, am 19. Mai von Toulon ab, nahm am 12. Juni das wichtige Malta, da Verrath und Feigheit ihm die Pforten von Lavaletta öffneten, landete am 2. Juli bei Alexandria, besetzte dieses, schlug hierauf mehrmals die Mameluken, und erreichte am 25. Juli Cairo, die Hauptstadt Egyptens. Wirklich schien das Glück auch hier ihm zur Seite zu stehen, als mit einmal der englische Admiral Nelson in der Bai von Abukir mit seiner Flotte erschien (1. Aug.), und der französischen eine so derbe

Niederlage beibrachte, daß von allen Linienschiffen der Franzosen nur zwei entkamen.

Diese Schlacht veränderte sehr schnell alle politischen Verhältnisse von Europa, und England suchte von neuem die europäischen Mächte gegen Frankreich aufzureizen. Auf seinen Betrieb erklärte die Pforte am 12. Sept. an Frankreich den Krieg. Eben so warf der Kaiser Paul von Rußland sich zum Beschützer des Johanniterordens auf (20. Sept.), und schloß gegen die Franzosen zu Gotschina einen Allianze-Tractat mit England ab (29. Dez. 1798). Auch Oesterreich, beleidigt durch das Benehmen des Gesandten Bernadotte in Wien, und das anmassende Betragen der Franzosen zu Rastatt, trat mit jenen Mächten wieder in engere Verhältnisse. Nur Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, beharrte trotz der sehr veränderten Lage der Dinge, und der dringendsten Vorstellungen der großen Mächte bei seiner hundertjährigen preußischen Politik, und spielte die Rolle des Schakals, der mit dem Löwen auf die Jagd geht. Indem er nun durch seine Neutralität jede Unternehmung der Verbündeten erschwerte, und die Niederlande für Frankreich deckte, lag durch ihn das heilige römische Reich deutscher Nation in den letzten Zügen.

Denn auch die Unterhandlungen zu Rastatt rückten jetzt so weit vor, daß das deutsche Reich die Abtretung des ganzen linken Rheinufers zugab, und den Grundsatz der Säcularisation annahm, worauf es sich bloß um das Ultimatum handelte, welches die französischen Minister wirklich am 6. Dez. 1798 in einer fast beleidigenden Note vorlegten. Mit gleichem Uebermuthe, jeden Traktat und jede Gegenvorstellung verachtend, bloquirten auch die Franzosen die Feste Ehrenbreitstein, bis sie aus Mangel der Lebensmittel am 24. Januar 1799 sich ergeben mußte. Da indessen die Russen durch Galizien nach der Donau vorrückten, forderte das französische Direktorium von Franz II. die Erklärung, „ob er die russischen Truppen aus seinen Staaten entfernen wolle oder nicht“, und da ihm die Antwort nicht genügte, gab es den französischen Generalen den Befehl, über den Rhein zu setzen, und in Oesterreich einzudringen. So gingen denn die

Franzoſen ungehindert durch die Engpäſſe des Schwarzwaldes, und näherten ſich ſchnell der Donau. Auch in Bünden fielen ſie ein, und der General Maſſena nahm nach mehreren Gefechten den k. General Auffenberg mit 3000 Mann dort gefangen. Um nun dem Feinde die Stirne zu bieten, ſetzte der Erzherzog Karl über den Lech, befahl dem franzöſiſchen Miniſter Bacher, Regensburg zu verlaſſen, und lieferte am 21. März bei Oeſterach, am 25. März aber bei Stockach dem General Jourdan zwei blutige Schlachten, worin er dieſen vollkommen aufs Haupt ſchlug, und ihn zwang, über den Rhein zurückzufliehen. Auch in Tyrol und am Vorarlberg zeigte ſich der Oeſterreicher alte Treue und bewährter Heldenmuth, und wenn gleich nicht jedes Gefecht dort glückte, ſo wurden doch die Plane der kommandirenden franzöſiſchen Generale größtentheils vereitelt, und ihre Angriffe auf Feldkirchen mit der größten Tapferkeit abgewieſen. Eben ſo nahm auch der Krieg in Italien eine andere Wendung, indem die Franzoſen von dem F. Z. Kray bei Lognano, Verona und Magnano, von dem General Bellegard aber bei Finſtermünz und Taufers in Tyrol geſchlagen und zurückgeworfen wurden (26.—30. März, 4.—6. April).

Als aber der Feldmarſchall Graf Suwarow vom Franz II. zum Oberfeldherrn der Armee in Italien ernannt, und dahin abgegangen war, erklärten die kaiſerlichen Miniſter (6. April) dem Congreſſe zu Raſtatt, daß ſie fernerhin keinen Theil mehr daran nehmen würden, worauf die Reichsfriedensdeputation ſich für ſuspendirt erklärte, und am 23. April aus einander ging. So reisten denn auch die franzöſiſchen Geſandten Jean de Bry, Bonnier und Roberjot mit ihren Familien von Raſtatt ab; unfern davon wurden ihre Wagen von Leuten, als ſzeler Huſaren verkleidet, angefallen, ſie herausgeriſſen und niedergehauen; die beiden letzten verloren das Leben, der erſte und die Familien wurden erhalten, und kamen nach Raſtatt zurück, wo ſie große Theilnahme fanden (28. April). Dieſer Geſandtenmord erregte den allgemeinſten Unwillen; Franz II. erklärte ſeinen größten Abſcheu darüber, ließ die genaueſte Unterſuchung anſtellen, doch nie wurden die Urheber entdeckt, weil man ſie

nach dem gewöhnlichen Criminalverfahren nicht unter jenen aufſuchte, oder aufſuchen konnte, denen dieſer Todſchlag durch Erbitterung der ſtreitenden Parteien einen entſchiedenen politiſchen Nutzen brachte.

Während dieſer Zeit ſetzte der Feldmarſchall Suwarow mit der ruſſiſch-öſterreichiſchen Armee über die Adda, ſchlug am 27. April den General Moreau bei Caſſano, und beſetzte am folgenden Tage ſchon Mailand. Indem nun die Oeſterreicher unter Bellegarde Ober- und Unter-Engadin eroberten, und in Veltlin einrückten, der General St. Julien aber Peſchiera einnahm, bemächtigte ſich auch die ruſſiſch-öſterreichiſche Armee der Feſtung Pizzighettone, und ging über den Po (5.—11. Mai). — Zum zweitenmal wurden jetzt die Franzoſen bei Valenca geſchlagen, und Bologna von den Ruſſen eingenommen. Mit dem Falle der Citadellen von Mailand und Ferrara kam alſo die ganze Lombardei in die Hände der Oeſterreicher und das Hauptquartier des F. M. Suwarow wurde ſchon am 27. Mai nach Turin verlegt. Da auch der General Hotze die Lutzienſteig erobert, Chur beſetzt, und die Franzoſen aus ganz Graubünden vertrieben hatte, brach der immer rührige Erzherzog Karl in die Schweiz ein, vereinigte ſich mit dem General Hotze, ſchlug die Franzoſen bei Winterthur und Zürich, und jagte ſie aus dieſen Städten.

Während dieſer Vorgänge zog die franzöſiſche Armee unter dem G. Macdonald aus Unteritalien heran, um ſich mit dem G. Moreau zu vereinigen, und drängte anfänglich durch ihre Uebermacht die kleinen Corps der Generale Hohenzollern und Ott, die ihr entgegenſtanden, zurück. Als aber bald hernach die ruſſiſch-öſterreichiſche Armee unter Suwarow und Melas heranrückte, erfolgten am 17., 18. und 19. Juni drei ſehr blutige Treffen, nach deren Verluſte die Trümmer der franzöſiſchen Armee ſich in das genueſiſche Gebiet zurückzogen, und die Uebergabe der Citadelle von Turin ſchon am 20. Juni erfolgte. Ohne Raſt verfolgte nun der General Ott die gänzlich geſchlagene Armee des Generals Macdonald, Suwarow aber zog dem G. Moreau entgegen, und ſchlug ihn bei St. Giuliano (25. Juni). So wurde denn auch Neapel von einer engliſch-neapolitaniſchen

Armee wieder erobert (5. Juli); Mantua ging nach einem fünftägigen Bombardement an den F. Z. Kray über, und Kapua wie Gaeta öffneten ihre Thore (28. Juli). Nach so großen Unglücksfällen übergab das französische Direktorium dem General Joubert den Oberbefehl des italienischen Heeres, und dieser zog schnell alle seine Streitkräfte zusammen. Suwarow aber eilte herbei, und lieferte die Schlacht bei Novi (15. Aug.), in welcher gleich Anfangs der G. Joubert getödtet, und nachher der G. Moreau, der das Commando während der Schlacht wieder übernommen hatte, völlig geschlagen wurde, worauf er die Armee verließ. Kurze Zeit hernach zog Suwarow mit seinen Russen nach der Schweiz, in die schon eine andere russische Armee unter dem G. Korsakow, wie auch ein österreichisches Corps unter dem G. Hotze eingerückt waren, und mit denen er sich zu vereinigen suchte. Der französische General Massena bot jedoch alles auf, um diese Vereinigung zu verhindern, griff daher mit seiner ganzen Macht den russischen General Korsakow an, brachte ihm bei Zürich eine große entscheidende Niederlage bei (25.—26. Sept.), und warf ihn bei Eglisau und Schaffhausen zurück. Hierauf wendete er sich gegen das österreichische Corps, dessen Anführer G. Hotze gleich im ersten Gefechte getödtet wurde, und drängte es durch seine Uebermacht nach dem Vorarlberg hin. Begeistert durch diese Erfolge, und zugleich den Vortheil der Mehrzahl seiner Truppen, wie auch ihre größere Geschicklichkeit, in Gebirgen zu kriegen, benützend, trat Massena der anrückenden, siegberauschten Armee des F. M. Suwarows „Italinski“ mit größter Entschlossenheit entgegen, schlug sie in mehreren Treffen, und trieb sie über Glarus und Graubünden nach Feldkirch und Lindau zurück, worauf ihr Rückmarsch sehr schnell nach Rußland erfolgte (31. Okt.)

Trotz dieser Unglücksfälle, welche die Russen in der Schweiz aus Eigensinn und Verschmähung der Rathschläge österreichischer Generale erlitten hatten, schritt aber der General Melas auf seiner Siegerbahn beständig fort, und schlug den neuen französischen Obergeneral Championet bei Savigliano und Fassano (4.—5. Nov. Indem auch die Festungen Tortana (11. Sept.),

Ancona (3. Nov.), Coni (3. Dez.) von den Oesterreichern genommen waren, blieb am Ende des Jahres 1799 nur das Gebiet von Genua in der Gewalt der Franzosen. — Da nach der Schlacht bei Zürich die französische Armee zwischen Oppenheim und Frankenthal wieder über den Rhein setzte, und zum viertenmal Philippsburg bloquirte, schlug sie der Erzherzog Karl bei Mannheim, und warf sie am 8. Dez. wieder über den Rhein zurück.

So wurde denn in raschem Siegeslaufe jenes Italien, zu dessen Eroberung Bonaparte früherhin zwei schlachtenvolle Jahre verwenden mußte, nun in einem einzigen Jahre wieder erobert, dabei auch das südliche Deutschland von den Einfällen der Franzosen gänzlich befreit, und die österreichischen Heere und ihre Heerführer hatten hinlänglich bewiesen, daß dort, wo kein höheres Geschick sich einmischt, und die Erfolge bloß auf menschlichen Kräften und militairischen Combinationen beruhen, auch sie zu siegen und rasch zu erobern verständen. Doch bald zeigte es sich, wie sehr die Wege der Menschen von jenen der Vorsehung abweichen, und wie diese bald durch Zulassen, bald durch Einschreiten ihre höheren Absichten und Zwecke zum Erstaunen der Welt auf die wundervollste Art zu erreichen weiß. Darum führte sie denn jenes Werkzeug ihres geheimen Willens, jene Zuchtruthe Europas, jenen Mann des Schicksals, der in Egypten selbst den größeren Theil seines Heeres durch Schlachten und Krankheiten verloren hatte, und seine eigenen menschlichen Plane dort zernichtet sah, allen englischen Geschwadern zum Trotze, auf einem einzigen Schiffe wieder glücklich an Frankreichs Gestade zurück. Wohlbehalten und in Begleitung vieler trefflichen Generale landete also Bonaparte am 9. Oktober 1799 zu Frejus, und eilte schnell nach Paris, wo er nach dem Sturz des Direktoriums schon am 13. Dez. eine neue, mehr zum monarchischen System einlenkende Constitution hervorrief, und durch diese als erster Consul an die Spitze des Staats trat, dessen gelähmte Kraft er bald durch seine Persönlichkeit weckte, und durch Einheit immer fürchterlicher machte *).

*) Die ganze Constitution vom Jahre VIII. (1799) war in Sachen und Worten eine reine Lüge, weßhalb sie auch sehr schnell

Um nun seine Kriegslust, wie auch seine Kriegsplane hinter dem Schleier der Friedensliebe zu verbergen, sendete Bonaparte als erster Consul ein eigenhändiges Schreiben an den König von England wegen Herstellung des Friedens, und brachte hierdurch bloß eine lange, die Verblendung der Menschen bezielende Correspondenz zwischen den englischen und französischen Ministern in Gang. Ein ähnlicher Friedensantrag an Oesterreich hatte eben so nur die Täuschung zum Grunde. Um aber den Kaiser Paul von Rußland sich geneigt zu machen, und ihn von der Coalition abzubringen, ließ er alle russischen Gefangenen mit neuen Uniformen und neuen Armaturen versehen, und sendete sie in diesem Zustande nach Rußland zurück, was seinen Zweck nicht verfehlte. Zugleich aber befahl er die geräuschloseste Errichtung einer Reservearmee von 60,000 Mann bei Dijon, gab über sie dem G.

---

verschwand. Hatte demnach Bonaparte es zwar durchgesetzt, daß statt der Departements-Administrationen nun unter dem Namen „Präfekten" die ehemaligen Intendanten der alten Regierung wieder in's Leben traten, wodurch er nicht mehr mit vielköpfigen Regierungs-Corps, sondern nur mit einzelnen Männern, deren Ein- und Absetzung von ihm abhing, zu thun hatte, so war er doch klug genug, seinen autokratischen Geist damals noch zu verbergen, und seine Zeit abzuwarten. Denn eine Constitution konnte ihn nie ansprechen, die keine Staatsreligion erkannte, die alle hintigen Dekrete gegen die Emigranten bestättigte, die bürgerliche Gleichheit heiligte, die Dauer seines Consulats auf zehn Jahre festsetzte, und die Republik möglichst befestigen wollte, während er in seinem Herrschergeiste und bei seinen geheimen Absichten dem katholischen Clerus seinen Glanz wieder zu geben, den Emigranten die Rückkehr zu gestatten, durch Ordensbänder einen sichtbaren Unterschied unter den Volksklassen zu machen, und seine Herrschaft zuerst durch lebenslänglichen Besitz, und später durch Errichtung eines Thrones auch erblich zu befestigen strebte. Durch jene Constitution traten aber auch schnell große Veränderungen in den Rheinlanden ein, indem sie nach Beseitigung ihrer Departements-Administrationen bloß französische Präfekten erhielten, die gemeinhin sehr wenig um die Ansichten und den Rath ihrer Departementsräthe sich bekümmerten.

Berthier den Oberbefehl, und erhob die ganze Kriegsmacht Frankreichs auf die möglichſt größte Zahl regulärer Regimenter.

Unterdeſſen drang Melas in die Riviera di Pruenta ein, bemächtigte ſich Savonas und des Mont-Cenis (April 1800), erſtürmte die Bochetta, und zwang nach mehreren Gefechten den G. Maſſena, in Genua ſich einzuſchließen, gegen welches der Admiral Keith vom Meere her ſogleich das Bombardement begann. Als hierauf die Oeſterreicher den General Suchet bei St. Stephano geſchlagen, Nizza beſetzt, und auch von der Landſeite das Bombardement von Genua eröffnet hatten, ergab ſich der G. Maſſena nach einer verzweifelten Gegenwehr aus Mangel an Lebensmitteln, und erhielt freien Abzug (5. Juni).

Während dieſer Zeit war aber der erſte Conſul von Paris nach Dijon zur Reſervearmee abgegangen, überſtieg mit dieſer die Alpen, den großen und kleinen Bernhard, zog noch drei Diviſionen von der Rheinarmee an ſich, und drang bis Aoſta und Ivria vor (15.—20. Mai). Hier ſchwenkte er ſich plötzlich links, ging bei Vercelli über die Seſſia, bei Turbigo und Buſolona über den Teſſino, und rückte hierauf ungehindert in Mailand ein, wo er ſogleich die Wiederherſtellung der Republik proklamirte (4. Juni). Dort ließ er nun unter dem General Moncey 20,000 Mann zurück, ſetzte mit dem übrigen Heere bei Cremona und unterhalb Pavia über den Po, nahm Piacenza, und ſchnitt hierdurch die Oeſterreicher von ihren Magazinen und von Mantua ab. Kaum hatte Melas von dem Einfall der Franzoſen Kunde bekommen, ſo rückte er mit ſeiner ganzen Macht unter die Mauern von Aleſſandria, um den Franzoſen ein Treffen zu liefern, die nun in gleicher Abſicht, 30,000 Mann ſtark, dahin vordrangen (12.—13. Juni). So kam es denn am 14. Juni 1800 zu jener berühmten Schlacht bei Marengo, worin die Oeſterreicher durch die ausgezeichnetſte Tapferkeit während zehn Stunden den Sieg an ihre Fahnen feſſelten, alle franzöſiſchen Generale ſchon die Schlacht als verloren erklärten, der alte tapfere Melas ſelbſt, an den Folgen eines Sturzes leidend, nach Aleſſandrien ſich zurückzog, und die Verfolgung der in großer Unordnung nach St. Julian retirirenden Franzoſen dem G. Zach, dem Chef ſeines

Generalstabs übertrug. Doch anders stand es im Buche des Schicksals geschrieben, und Oesterreich sollte noch nicht die ihm angemessenste Belohnung für alle seine Leiden und Großthaten erhalten. Denn nicht als Feind aller modernen Demokratien sollte Oesterreich in Italien erscheinen, nicht als Vertilger der republikanischen Verfassung die Lombardei wieder seiner Herrschaft unterwerfen, indem nur jener, der dort die Freiheitsbäume gepflanzt hatte, auch zur wahren Belehrung der Völker sie wieder auszuhauen bestimmt war.

Und so fügte es denn ein höheres Geschicke, daß gegen drei Uhr der unlängst aus Egypten zurückgekommene G. Desaix mit zwei Reservedivisionen von Novi her auf dem Schlachtfeld eintraf. Sogleich sammelte der erste Consul die vornehmsten Generale um sich her, und hielt einen Kriegsrath, wobei die meisten für einen vollständigen Rückzug stimmten. Lange schwieg Desaix, endlich gedrängt, auch seine Meinung zu sagen, zog er seine Uhr, und sagte: „Die Schlacht ist verloren;“ doch es ist erst drei Uhr, und daher noch Zeit genug, eine zu gewinnen.“ So gab er denn durch einen raschen Angriff seines Reserve-Corps, wobei er selbst sein Leben verlor *), und der General Kellermann durch einen ihm nicht befohlenen, bloß in der Verzweiflung gemachten Angriff seiner Cavalleriebrigade der Schlacht eine andere Wendung; die versprengten Flüchtigen wurden wieder zum Stehen gebracht, und mit verzweifeltem Ungestüm stürzten jetzt die frisch geschaarten Franzosen in die Lücken des österreichischen Heeres, zwangen es, das Schlachtfeld zu verlassen, und am folgenden Tage jene berühmte Convention einzugehen, durch die der G. Melas sich verpflichtete, die Citadellen von Tortona, Alessandria, Mailand, Turin, Pizzighetone, Ancona und Piacenza, ferner

*) General Desaix, den wir sehr genau kannten, war ein sehr rechtlicher, bescheidener und äußerst tapferer Mann. Wie aber öfters ein Soldat eine Vorahnung von dem Geschicke hat, das ihn in einer bevorstehenden Schlacht treffen werde, sagte auch Desaix, als er seine Divisionen in's Feuer führte, zu seinem Adjutanten: „Ich fürchte, die deutschen Kugeln kennen mich nicht mehr.“

die Festungen Coni, Ceva, Savona, Genua und Urbino zu räumen, und in drei Colonnen nach Mantua sich zurückzuziehen *).

So hatte denn Bonaparte wieder einen großen Theil von Italien durch einen Schlag gewonnen, die Regierung der cisalpinischen Republik von neuem hergestellt, und eilte nun, nachdem er dem General Massena den Oberbefehl der Armee und den Auftrag, den neu gewählten Papst Pius VII. nach Rom zu führen, gegeben hatte, nach Paris zurück, um die Früchte eines Sieges zu genießen, der um so glänzender war, je mehr die Niederlagen der ausgezeichnetsten Heerführer im vorhergehenden Jahre ihm zur Folie dienten, das Andenken an seinen unglücklichen und erfolglosen Feldzug in Egypten durch ihn erlosch, und der Lorbeer, der die Stirne des ersten Feldherrn Frankreichs schmückte, auch desto dringender die Verehrung und den Gehorsam gegen den ersten Consul gebot.

Während in Italien dieses große Mißgeschick über Oesterreich gekommen war, hatte aber in Deutschland der Erzherzog Karl den Oberbefehl über die sämmtlichen österreichischen und andern deutschen Truppen niedergelegt, und ihn dem F. Z. Kray übergeben. Moreau aber, den das Unglück in dem verflossenen Jahre vielfach in Italien verfolgt hatte, bot jetzt alles auf, um seinen Ruf als Feldherr wieder herzustellen. Mit 130,000 Mann setzte er daher über den Rhein (25. Apr.), und drängte die Kai-

*) Früher hatte Bonaparte zwei Feldzüge und viele Schlachten nöthig (1796 und 97), um Italien zu erobern; dagegen nahmen Russen und Oesterreicher es in einem Feldzuge wieder, und nun reichte eine einzige Schlacht hin, um nochmals die Franzosen in den Besitz des Landes zu setzen. — War aber der Sieg von Marengo etwa das Werk Bonapartes? Sagte doch schon Julius Cäsar, der wahrlich das Siegen verstand, „es gäbe keine Garantie für den Ausgang einer Schlacht", so müssen wir denn hiebei vor Allem die Hand des Herrn erkennen, der nicht nur zur rechten Zeit einen Desaix mit seinen Divisionen herbeiführte, sondern ihm auch den Gedanken zur augenblicklichen Erneuerung der schon verlornen Schlacht einhauchte, und für höhere Zwecke nochmal ganz Oberitalien den Oesterreichern entriß.

ſerlichen und Reichstruppen durch die Siege bei Engen und Stockach (3. Mai), bei Möskirch (5. Mai), dann bei Biberach und Memmingen (9.—10. Mai) von ihrer Verbindungslinie mit Vorarlberg, und in das verſchanzte Lager bei Ulm zurück, wobei jene 20,000 Mann und 60 Kanonen einbüßten. Nachdem Moreau alles Land bis zum Bodenſee überſchwemmt, und nochmals bei Biberach (5. Juni) geſiegt hatte, ging er am 15. Juni bei Hochſtädt über die Donau, und zwang dadurch den F. Z. Kray zum Rückzug bis nach Amſing. Hierdurch gerieth ein großer Theil von Bayern, ſammt der Hauptſtadt München in die Hände der Franzoſen (28. Juni), während General Lecourbe auch Graubünden eroberte. Durch dieſe beſtändigen Gefechte und öfteren Gewaltmärſche waren aber die beiderſeitigen Armeen der Ruhe ſehr bedürftig, weßhalb ein Waffenſtillſtand mit zwölftägiger Aufkündigung zu Parsdorf abgeſchloſſen wurde (15. Juli), in Folge deſſen die Franzoſen die in der Convention bezeichnete Demarkationslinie beſetzten. In gleicher Weiſe wurde auch in Italien zwiſchen den Generalen Melas und Maſſena ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen, und die Demarkationslinie von ihnen dort feſtgeſetzt (31. Juli).

Auf den Grund des in Deutſchland abgeſchloſſenen Waffenſtillſtandes war ſchon am 21. Juli der G. M. St. Julien nach Paris gereist, und hatte mit dem Miniſter Talleyrand die Friedenspräliminarien zwiſchen Oeſterreich und Frankreich unterzeichnet (28. Juli). Da aber Franz II. jene nicht ratifizirte, weil ſie dem mit England abgeſchloſſenen Subſidienvertrag zuwiderliefen, kündigte die franzöſiſche Regierung am 28. Auguſt den Waffenſtillſtand wieder auf, und mißmuthig hierüber, und der Folgen gedenkend, gab der F. Z. Kray den Oberbefehl über die Armee auf (30. Aug.). Kaiſer Franz II. ging nun ſelbſt zu ſeiner Armee nach Bayern ab, und übergab dort dem Erzherzog Johann und dem F. Z. Lauer den Oberbefehl ſeines deutſchen, dem G. Bellegarde aber jenen ſeines italieniſchen Heeres (7. Septemb.). Eben ſollte der Kampf beginnen, als von neuem ein Waffenſtillſtand auf 45 Tage mit 15tägiger Aufkündigung geſchloſſen, und den Franzoſen die Feſtungen Philippsburg, Ulm und Ingolſtadt

zum Unterpfand gegeben wurden (20. Sept.), worauf der Kaiser wieder nach Wien zurückging. Auch in Italien wurde der Waffenstillstand erneuert, und der Graf Cobenzl reiste nach Lüneville, um dort mit Joseph Bonaparte, dem Bruder des Consuls, den Frieden zu unterhandeln (7. Nov.) Nachdem jedoch während des Waffenstillstandes die Festungen Ulm und Ingolstadt durch die Franzosen geschleift, und von dem südlichen Deutschland als monatliche Contribution 4,300,000 Franken erhoben waren, auch die Friedensunterhandlungen keinen Fortgang hatten, kündigte G. Moreau auf Befehl des ersten Consuls den Waffenstillstand wieder auf, und die Feindseligkeiten begannen von neuem am Main wie an der Donau (28. Nov.). Entschlossen angriffsweise zu verfahren, setzten die Oesterreicher über den Inn, drangen am 3. Dez. bis Hohenlinden vor, und begannen die Schlacht. Aber keine Siegeslorbeeren waren für sie auf jenem durchschnittenen Boden zu pflücken, wo ihre Reiterei nicht mit gesammter Kraft wirken, und die Menge ihres Fußvolks sich nicht einmal gehörig entwickeln konnte. Nach dem hartnäckigsten Gefechte und dem schrecklichsten Blutbade erlitten sie daher eine gänzliche Niederlage, wodurch sie über den Inn zurückzugehen gezwungen wurden, und der ganze Feldzug verloren war. Denn nun drangen die Franzosen unaufhaltsam über den Inn, und rückten nach mehreren blutigen Gefechten in Wels, Linz ꝛc. ein, wobei sie ihre Vorposten bis 20 Stunden von Wien vorschoben. Wie daher einst das große Rom nach der Niederlage bei Cannä wieder auf seinen Fabius, und später erst auf seinen Marcellus sich stützte, so wurde auch in Wien der Erzherzog Karl, der die Vorsicht des ersteren, und die Thatkraft des letzteren in sich vereinte, zum Feldmarschall und Chef der ganzen österreichischen Armee, und zugleich zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernannt.

Nicht um neue Trophäen zu erkämpfen, sondern den Oelzweig des Friedens um seine Schläfe zu winden, übernahm der Erzherzog Karl von neuem den Oberbefehl, und trug auf einen Waffenstillstand an, den Oesterreich um so mehr bedurfte, da auch in Italien die Franzosen nach sehr blutigen Gefechten den Uebergang über den Mincio erzwungen, Verona erobert, und

das Veltlin, sammt dem südlichen Theil von Tyrol besetzt hatten (24.—26. Dez.) In Gemäßheit des zu Steyer zwischen dem Erzherzoge Karl und General Moreau auf 45 Tage abgeschlossenen Waffenstillstandes wurde die Erlau zur Demarkationslinie bestimmt, und den Franzosen Tyrol nebst den Festungen Würzburg und Braunau eingeräumt (25. Dez.). Eben so wurde in Italien der Tagliamento zur Demarkationslinie bestimmt, und zum Unterpfand erhielten die Franzosen die Festungen Peschiera, Ferrara, Ancona, und späterhin sogar noch Mantua (25. Jan.) Nach diesen Vorgängen erklärte aber der österreichische Gesandte Graf Cobenzl zu Lüneville, daß er selbst ohne Beistimmung Englands unterhandeln wolle.

So kam denn der definitive Friede zwischen Oesterreich und Frankreich am 9. Febr. 1801 zu Lüneville zu Stande, und bewies als Erneuerung und Abschrift jenes zu Campo-Formio abgeschlossenen die Feinheit des ersten Consuls, der hierdurch die Politik und Seelengröße des alten römischen Senates nachahmen, den Frieden selbst bloß als sein Werk darstellen, und durch härtere Bedingungen die Verdienste eines Moreau und Massena nicht in das Licht setzen wollte.

Der Rhein machte demnach die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland, und die Etsch jene zwischen dem österreichischen Italien und der cisalpinischen Republik. Auch wurden die batavische, helvetische, ligurische und cisalpinische Republiken in den Frieden eingeschlossen und anerkannt. Der deutsche Reichstag bestättigte den Frieden ohne Widerspruch, und übertrug das Entschädigungsgeschäft dem Kaiser, der jedoch solches ablehnte (9. März 1801). Denn Preußen und mehrere andere Reichsstände hatten nur mit Vorbehalt ihrer früher erworbenen Ansprüche in die Bestimmungen des Lüneviller Friedens eingewilligt. Indem sie nun nach jenen früheren, von Frankreich ihnen gemachten Versprechungen viel mehr als den Ersatz des Verlornen forderten, der Kaiser aber nur auf die zum Ersatze nothwendigen Säcularisationen sich beschränken wollte, so wurde die Entschädigungssache zu einem Streitgegenstande, dessen Ende nicht abzusehen war. —

Da es zu den geheimen Absichten des ersten Consuls damals gehörte, der Welt als Friedensstifter, den Monarchen aber als ihres Gleichen sich zu zeigen, so erfolgte zwischen ihm und der Krone Spanien ein Traktat, durch den der Erbprinz von Parma das Großherzogthum Toscana unter dem Namen „Königreich Hetrurien" erhielt, wogegen aber Spanien seine Provinz Louisiana abtrat, die nachher Bonaparte an die nordamerikanischen Staaten für 60 Millionen Fr. verkaufte. Der seines Landes beraubte Fürst sollte aber, wie jener von Modena, in Deutschland entschädigt werden.

Zugleich mußte Spanien auf Andringen Frankreichs den Frieden mit Portugal erzwingen, das nun an jenes die Provinz Olivenza abgeben, an Frankreich aber 20 Millionen zahlen, einen Bezirk von Guyana an dieses abtreten, und seine Häfen den Engländern verschließen mußte.

Eben so schloß er mit dem Könige beider Sicilien den Frieden ab, durch den Neapel alle seine Häfen den englischen und türkischen Schiffen verschließen, in die vornehmsten derselben französische Besatzungen aufnehmen, seinem Antheil an Toscana, Elba, Piombino entsagen, und eine halbe Million Franken bezahlen mußte.

Selbst mit dem neuen Papste Pius VII. suchte er freundschaftliche Verhältnisse anzuknüfen, und schloß zur Herstellung des Kirchenwesens mit dem Kardinal Cansalvi ein Concordat ab *).

*) So erhielten denn auch die Rheinlande wieder geistliche Hirten, und durch eine wunderbare Fügung des Himmels sollte die französische Revolution nicht nur die unkirchlichen Erzbischöfe aus jenem Lande vertreiben, sondern ihm auch desto kirchlichere Bischöfe zurückgeben, wie denn gerade Mainz, das hilfsbedürftigste, das Glück hatte, jenen Colmar zum Bischofe zu erhalten, der in den fürchterlichen Tagen des Terrorismus wie ein heldenmüthiger, mit dem Tode täglich bedrohter Priester sich gezeigt hatte, und daher ganz geeignet war, den religiösen Indifferentismus, und die kirchliche Lauheit aus einem Lande zu verscheuchen, in welchem jene Höllengeister durch das Benehmen des vorhergegangenen Erzbischofs sich eingenistet hatten. Als ächter Bischof bildete er daher auch einen

Auch England fühlte die Last seiner ungeheuern Nationalschuld täglich mehr, und bequemte sich endlich zum Frieden, nachdem es am 2. April die ganze dänische Flotte zu Koppenhagen zerstört, und die Franzosen gezwungen hatte, ganz Egypten zu räumen (Sept.).

Als demnach die Präliminarien am 1. Okt. 1801 festgestellt waren, wurde der definitive Frieden zwischen England einerseits, und Frankreich, Spanien und Holland andrerseits zu Amiens abgeschlossen (25. März 1802). In Gemäßheit desselben sollte England alle seine Eroberungen außer Trinitad und Ceylon herausgeben, und den französischen Besitz des linken Rheinufers und Oberitaliens anerkennen, wobei ebenfalls eine Entschädigung für das verjagte Haus Oranien in Deutschland festgesetzt wurde.

Eben so kam denn auch der Friede mit der Pforte auf den Grund der alten Verträge und mit der gegenseitigen Gewährleistung der beiderseitigen Staaten zu Paris zu Stande (25. Juni 1802).

In welchem Verhältnisse aber die Schweiz zu Frankreich stand, bewies sie durch die Bekanntmachung ihrer neuen Constitution, deren Genehmigung erst von Paris eingeholt werden mußte. — Um aber seine Gewalt in Frankreich immer mehr zu befestigen, warf er seine Blicke auf jene erkünstelten Freistaaten Italiens, die ihm ihr Daseyn wie ihre Erhaltung verdankten. Auf seinen Wink, der jenen als Gesetz galt, eilten sogleich die Deputirten der cisalpinischen Republik nach Lyon, verwandelten dort diese in eine italienische, und wählten ihn, den Mächtigsten auf Frankreichs mächtigem Boden, zu ihrem Präsidenten (11. Jan. 1802).

Da in jener Zeit der Kaiser Paul I. ermordet worden,

---

trefflichen Clerus, und aus seinem Seminarium gingen jene Männer hervor, die heute die Stühle von Straßburg, Speyer und Köln zieren. — Auch war er der Mann, der die Kirche in ihren äußeren Verhältnissen gegen die Intrignen des reformirten Präfekten Jeanbon St. André bestens zu schützen wußte, und hierin stets seine Kraft und Klugheit zeigte.

und sein Sohn Alexander I. ihm in der Regierung gefolgt war, näherte sich auch Rußland wieder mehr dem französischen Staate, und es kam nicht nur der Friede, sondern auch eine Unterhandlung über die deutsche Entschädigungssache zu Paris zu Stande.

So war denn jene heillose Zeit eingetreten, wo die französische Revolution, durch den Krieg auf Deutschland übertragen, auch ähnliche Erscheinungen, wie weiland die Reformation, in diesem unglückseligen Lande hervorbringen sollte. Denn wie einst die Reformation in vielen deutschen Reichsfürsten jedes Gefühl für Recht und Ehre erstickte, wie damals schon der Kanzler Oxenstirna mit Verachtung über das schändliche Benehmen und Zugreifen vieler Fürsten sich aussprach, und die schriftlichen Beweise darüber zum ewigen Gedächtnisse in den schwedischen Archiven aufzubewahren befahl, so brachte nun die Revolution auch wieder einen ähnlichen Geist unter Deutschlands Fürsten hervor, und die französischen Minister konnten nicht bloß wie jener Oxenstirna sich aussprechen, sondern begingen selbst dann auch keinen Verrath an ihrem Vaterlande, wenn sie durch Geld und schöne Gesandtinnen bestochen und gewonnen, ihr revolutionäres Verfahren nicht mehr auf die Säcularisation der geistlichen Staaten, sondern es sogar auf die Mediatisirung der kleinen weltlichen Fürsten ausdehnten. So schlossen denn die Preußen einen Cessions- und Indemnisations-Tractat für sich in Paris ab (23. Mai 1802), und nie blöde im Nehmen, warteten sie die Eröffnung der Reichsdeputation gar nicht ab, fielen über die von Frankreich ihnen überwiesenen Länder her, und nahmen sie militairisch in Besitz. In gleicher Weise hatten auch Bayern und Würtemberg Separatverträge zu Paris geschlossen (1802), und ließen in alle ihnen zugetheilten Länder ihr Militair einrücken.

Nach solchen Vorgängen, worin das alte Faustrecht, gestützt auf den Beistand des Auslands, selbst unter revolutionären Formen erschien, schloß der Graf P. Cobenzl mit Joseph Bonaparte in Paris eine Convention ab, vermöge welcher der Herzog von Modena die Ortenau, Oesterreich dagegen Brixen und Trient, der Großherzog von Toskana aber den größten Theil von Eich-

ſtädt nebſt Salzburg, Berchtesgaden und dem Paſſauiſchen Gebiete dieſſeits der Ilz ſammt der Churwürde erhalten ſollte.

So kam endlich zwiſchen Rußland und Frankreich das deutſche Entſchädigungsweſen, dieſes Werk der Familienbegünſtigungen, der Beſtechungen und Liebesintriguen zu Paris zu Stande, und die Geſandten jener Mächte legten den Entſchädigungsplan ziemlich gebieteriſch der für das Entſchädigungsgeſchäft niedergeſetzten Reichsdeputation zur Annahme vor. Dieſe ſäumte nun nicht, den Deputationsrezeß über die Entſchädigungen zu vollenden, ihn trotz aller Verweigerung des kaiſerlichen Beitritts in ein Generalconcluſum zu faſſen, und am 10. Mai 1803 der Reichsverſammlung zu übergeben.

Als Folge ſeiner kirchlichen Revolution war denn der Lüneviller Friede die zweite Schmach, die Deutſchland nach jener von Münſter treffen, und auf die bald hernach noch eine dritte und ärgere folgen ſollte. Zwar that Franz II. alles mögliche, um die Conſtitution des Reiches zu erhalten; er ſelbſt führte die vier neuen Churfürſten (Salzburg, Heſſenkaſſel, Würtemberg und Baden) ein, ſchlug die Vermehrung der Virilſtimmen vor, und ließ die kaiſerliche Conſervatorial-Commiſſion für die Reichsritterſchaft in Schwaben, Franken und am Rhein in Regensburg ſich conſtituiren, wogegen aber Preußen nicht bloß proteſtirte, ſondern auch Pfalzbayern ein Publicandum zur Regulirung der Verhältniſſe des landſäſſigen Adels in Franken zur landesherrlichen Gewalt erließ. So war denn die Zeit eingetreten, wo der Sturm die Zwergfürſtenthümer, Prälaturen, Abteien und Reichsſtädte wegfegte, und die dreihundertjährigen kirchlichen Sünden noch einmal ihre Strafen fanden.

Ganz im Geiſte der kirchlichen und politiſchen Revolutionen begannen nun die Säculariſationen der geiſtlichen Fürſtenthümer und Herrſchaften in Deutſchland. Drei geiſtliche Churfürſten, vier und zwanzig Erzbisthümer und Bisthümer, acht und fünfzig Reichsabteien, Probſteien und Stifter traten aus den Reichsſtänden, worin nur noch für einige Zeit drei geiſtliche Stimmen blieben (der Churerzkanzler, Hoch- und Deutſchmeiſter und der Großprior der Malteſer). Die Güter der Stifter und

Klöster wurden der freien Verfügung der betreffenden Landesherrn überlassen *).

Eben so wurden zum Hohn der deutschen Freiheit alle Reichsstädte bis auf sechs mediatisirt, d. h. der monarchischen Verfassung in ihrer strengsten Form unterworfen, indem nur noch für einige Zeit Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Bremen, Hamburg und Lübeck in der Reichsunmittelbarkeit sich erhielten.

Trotz der Mehrheit der Katholiken in Deutschland zählte das Churcollegium sechs protestantische und vier katholische, der Fürstenrath 77 protestantische und nur 50 katholische Stimmen, und das Collegium der Reichsstädte war ohnehin protestantisch, ein Verhältniß, das auch nicht lange bestehen konnte.

Auch bei den Entschädigungen selbst zeigte sich der Geist, der ihnen zum Grunde lag. Selbst mit den Erwerbungen in Italien hatte Oesterreich einen Verlust von hundert Quadratmeilen, und der Großherzog von Toscana erhielt nicht halb so viel, als er verloren hatte.

Dagegen erhielt Preußen fast den fünffachen, Würtemberg den doppelten, Baden den siebenfachen, Hessenkassel den fünffachen, Hessendarmstadt den siebenfachen Ersatz für ihre kleinen Verluste; Bayern erhielt hundert Quadratmeilen mehr, als es verloren hatte. Auch die Nassauer Fürsten wurden vorzüglich bedacht, wozu eine sehr schöne Frau am meisten beigetragen haben soll. Selbst weitläufige, oft unbegründete An-

*) Damals, wie selbst heute noch, hatte die katholische Kirche in vielen Gegenden Deutschlands einen sehr schlimmen Stand. Denn viele protestantische Regierungen maßten sich an, auszulegen, was katholisch sey, und wollten nach ihrem jeweiligen Ermessen den Katholizismus in Form und Wesen zuschneiden. Ueberdieß wurde der katholische Clerus in Vergleichung mit früheren Zeiten beinahe auf Wasser und Brod gesetzt, und die Kirchenparamente, die Kelche, Monstranzen ꝛc. an die Schacherjuden verkauft, die dann umherliefen, und ihre Waare nach ihrer Art anboten: „Kauft der Herr keinen Herr Gott, keinen Kelch, keine Monstranz, kein Ciborium, kein Meßgewand, kein Pluviale, keinen Chorrock mit ebbes Rares von Spitzen, keine extra feine Albe? O! Tempora!

ſprüche wurden das Mittel zu Bisthümern, Reichsabteien, Stiften ꝛc. zu gelangen.

Die kirchliche Umwälzung war nun auch im Süden Deutſchlands vollendet, und viele Gebiete unter unbeliebte Regierungen gekommen; in Maſſe wurden die Klöſter und Stifter aufgehoben, die proteſtantiſchen Intereſſen in vielen katholiſchen Ländern geltend gemacht, und die Heiligkeit des alten Beſitzes verſpottet.

Fortwährend lag demnach die Zuchtruthe des Herrn immer ſchwerer auf dem unglücklichen Lande, das aus einem reichsfreundlichen Oeſterreich, aus einem reichsfeindlichen Preußen, und nebenbei noch aus einem zerfetzten deutſchen Reiche beſtand, das ſich zur Bekämpfung der beiden anderen mißbrauchen ließ, bis endlich für alle die tiefſte Erniedrigung erfolgte.

Bonaparte, dieſe Geißel Gottes, war aber gerade der Mann, der keine Friedenstraktate und fürſtlichen Rechte achtend, vorzüglich die Deutſchen am ſchmachvollſten behandelte. Seine furchtbare Eigenmacht, ſeine Verhöhnung aller Fürſten- und Menſchenrechte zeigte er daher am Anfang des Jahres 1804, als er in der Nacht des 15. März den Herzog von Enghien zu Ettenheim im Badiſchen durch ein eigenes Corps gefangen nehmen, nach Paris bringen, und dort erſchießen ließ, wobei dieſe Gebietsverletzung ganz einfach und ohne weitere Entſchuldigungen dem Churfürſten von Baden angezeigt wurde. Obgleich nun Rußland und Schweden voll Unwillen über ein ſolches, alles Völkerrecht verhöhnendes Verfahren ihre diplomatiſchen Communicationen mit Frankreich abbrachen, ſchwieg aber Deutſchland im Norden und Süden, und verdiente hierdurch die Tritte, die es bald hernach von jenem Gottes-Werkzeuge im reichlichen Maaße erhielt.

Nachdem nun Bonaparte alle Militair- und Civilgewalt in Frankreich in ſolche Hände gegeben hatte, denen er vertrauen konnte, fiel es ihm auch nicht ſchwer, durch den Köder der Geld- und Ehrſucht den ſervielen Geiſt der Franzoſen wieder zu beleben, und durch Verwandlung der franzöſiſchen Republik in ein franzöſiſches Kaiſerthum ſich ſelbſt als franzöſiſchen Kaiſer, und als den Spender aller Gnaden aufzuſtellen (18. Mai 1804), worauf

er sich am 2. Dez. durch den Papst Pius VII. zu Paris krönen ließ. Diese große Umgestaltung in Frankreich führte aber schnell die kleineren in Italien herbei. Denn schon am 18. März 1805 erklärte der Kaiser Napoleon Lucca und Piombino zu einem unabhängigen Fürstenthume, und gab es seiner Schwester Elisa und ihrem Gemahl dem Senator Bacciochi.

Eben so wurde am 26. März die italienische Republik in ein Königreich verwandelt, Napoleon als König proklamirt, zu Mailand gekrönt, und der Orden der eisernen Krone errichtet.

Auch die Selbstständigkeit der ligurischen Republik hörte auf; Genua wurde mit Frankreich vereinigt, und Beauharnois von dem Kaiser Napoleon, seinem Stiefvater, zum Vicekönig von Italien ernannt (7. Juni 1805).

Auf diese Umwandlung in Frankreich, und bei den vorliegenden Verhältnissen in Deutschland, durch die bei dem Abgang der wichtigsten katholischen Reichsglieder ein römisch-katholischer Kaiser unter so vielen protestantischen Fürsten schon von selbst verschwinden mußte, erkannte Franz II. die Nothwendigkeit, alle seine Staaten, deren Band bisher bloß in einer gemeinschaftlichen Beherrschung bestand, auch unter einem gemeinsamen Symbol, unter einem gemeinsamen Namen zu vereinigen, und erklärte sich zum Erbkaiser von Oesterreich (11. Aug. 1804), in welcher Eigenschaft er bald hernach von allen anderen Mächten Europas anerkannt, und dieserwegen in der ganzen Monarchie ein Nationalfest gefeiert wurde.

In dieser Weise lößte sich das Band unter den Deutschen immer mehr, während Frankreich nicht nur auf seine große gediegene Macht sich stützte, sondern auch noch über die Kräfte vieler anderer Reiche und Länder gebot. — Indem nun der Friede von Amiens mehr aus einem augenblicklichen Bedürfnisse als aus wahrer Friedensliebe hervorging, und die Engländer mit Erfüllung der Bedingnisse zögerten, waren schon im Mai 1803 zwischen Frankreich und England neue Kriegserklärungen erfolgt, worauf der französische General Mortier in Hannover einrückte, zu Suhlingen eine Convention mit den hannöverischen Deputirten abschloß, und die hannöverischen Truppen mit dem

Verſprechen, nicht wieder Frankreich oder deſſen Alliirten zu dienen, hinter die Elbe zurückziehen ließ (3. Juni). So bezog nun Mortier aus dieſem Lande den Sold und Unterhalt für ſein Heer, die Remonte für ſeine Cavallerie, und nahm alle Kaſſen, alle Effekten und die ganze Artillerie in Beſchlag. Als Erſatz eroberten aber die Engländer St. Domingo, und die dort befindlichen Franzoſen mußten ſich dem Admiral Duckworth gefangen geben.

Napoleon, der ſich den Engländern zur See nicht gewachſen fühlte, ſuchte jetzt auf dem Continent einen neuen Krieg herbeizuführen, um durch Beſeitigung der alten Dynaſtien ſeine neue zu befeſtigen. — In allem ſchlau, und den Geiſt der Engländer kennend, verſammelte er alſo eine große Armee und viele Transportſchiffe in dem Hafen von Boulogne, und ſprach ſich über ſeine vorhabende Landung in England laut und prahlend aus. Obgleich man dieſes militairiſche, im aſiatiſchen Style aufgeführte Schauſpiel anfänglich dort verlachte, ſo war aber doch das Genie wie auch das Glück des Mannes, der eine ſolche Landung wagen wollte, bekannt genug, um bei den ſtets geſteigerten feindlichen Anſtalten endlich den größten Beſorgniſſen Raum zu geben. Während alſo auf den möglichen Fall einer Landung die größten Gegenanſtalten in England getroffen wurden, ſuchte zugleich das engliſche Miniſterium durch ſeine Agenten einen neuen Krieg auf dem feſten Land zu erregen, und brachte wirklich die dritte Coalition gegen Frankreich zu Stande, wodurch es Napoleons geheimen Wünſchen mächtig entgegenkam.

Rußland, das ſchon längſt auf die ſchnell heranwachſende Macht Frankreichs ſehr eiferſüchtig war, und deſſen überwiegenden Einfluß auf Deutſchland fürchtete, das allerwärts mit Vortheil angreifen, nirgends aber mit Sicherheit und bleibendem Erfolge angegriffen werden konnte, das gern ſeine Heere in der Uebung erhalten, und die Züricher Niederlage in Vergeſſenheit bringen wollte, verſtand ſich um ſo ſchneller zu einem Kriege gegen Frankreich, je mehr das engliſche Gold den Vorſtellungen der engliſchen Diplomaten noch das geeignetſte Gewicht verlieh. So kam am 11. April 1805 der Concertvertrag zwiſchen

Rußland und England zu Stande, wobei man auf den Anſchluß von Preußen rechnete, das jedoch trotz der dringendſten Aufforderungen bei ſeiner perfiden, undeutſchen, gegen Kaiſer und Reich feindſeligen Neutralitätspolitik verharrte.

Oeſterreich aber, das ſeit vier Jahren von ſeinen Unfällen ſich wieder erholt hatte, das nicht nur die Umwandlungen in Italien, ſondern auch die völlige Untergrabung des deutſchen Thrones ſehr ſchmerzlich fühlte, und auf die nachdrücklichſte Hilfe Rußlands ſich jetzt verlaſſen zu können glaubte, trat am 9. Aug. dem Concertvertrage bei, jedoch unter dem Vorbehalte ſeiner ſchon am 5. und 7. Auguſt eingeleiteten Vermittlung zwiſchen Rußland und Frankreich.

Indem nun jene Vermittlung weder zu Paris noch zu Petersburg angenommen wurde, brach Napoleon ſchnell mit ſeiner ganzen Armee zu Boulogne auf (27. Aug.), und zog nach dem Rhein, während die erſte Colonne der Ruſſen ſchon am 30. Aug. in Lemberg einrückte. Unter dieſen kriegeriſchen Verhältniſſen übernahm denn der Erzherzog Karl den Oberbefehl über das öſterreichiſche Heer in Italien, über jenes in Deutſchland aber der Erzherzog Ferdinand, dem zu Oeſterreichs großem Verderben zur Leitung des Ganzen der General Mack als Generalquartiermeiſter beigegeben war.

Wie aber einſt in der ſ. g. Reformation Ferdinand II. ſich die Hilfe Maximilians, des Herzogs von Bayern, erbat, ſo lud auch jetzt in der Revolution Franz II. den Churfürſten von Bayern, Maximilian, ein, zum gemeinſamen Beſten Deutſchlands ſeine Truppen mit den öſterreichiſchen zu vereinigen (8. Sept.). Doch die Zeit der Verblendungen war noch nicht vorüber; der Umſturz des deutſchen Thrones, die Zerreißung der deutſchen Länder und die Schmach ihrer Beherrſchung durch Franzoſen war noch nicht völlig erfolgt, und der ſeit 300 Jahren auf Deuſchland laſtende Fluch damals, wie heute, noch nicht ganz in Erfüllung gegangen. So zog denn die bayeriſche Armee von allen Seiten nach Franken; der Churfürſt ſelbſt begab ſich mit ſeiner Regierung nach Würzburg, wo nach einigen vergeblichen Unterhandlungen des Grafen Buol Schauenſtein die Ver-

einigung der ganzen bayerischen Armee mit der Vorhut der Franzosen, und bald hernach auch eine förmliche Alliance Frankreichs mit Bayern und Würtemberg erfolgte.

Während nun Napoleon mit 100,000 Mann über den Rhein setzte, und noch drei Reservearmeen errichten ließ, war auch Franz II. in das Hauptquartier seiner Armee nach Landsberg in Bayern abgegangen, und kehrte dann über München wieder nach Wien zurück, nachdem er seine Erklärung wegen Erhaltung des Friedens dem Reichstage in Regensburg hatte übergeben lassen. Doch vergeblich waren alle Bemühungen dieses friedfertigen Fürsten. Denn da Napoleon seinem militairischen Genie, seinem Glück und der Macht Frankreichs vertrauen konnte, da er seine verdientesten Krieger statt mit Ehrensäbeln nun mit Marschallsstäben, und hohen Orden, mit Ländern und Reichthümern belohnen konnte, und keinem Sterblichen fernerhin verantwortlich war, so gefiel es ihm nun desto mehr, in das alte Element, aus dem er hervorgegangen war, zurückzukehren, auf den Schlachtfeldern neue Lorbeeren als Kaiser sich zu sammeln, und in den Hauptstädten des Auslandes seine eigene Umgebung an das Ceremoniel eines kaiserlichen Hofes zu gewöhnen. Im raschen Laufe also, wobei seine Generale weder durch das neutrale Gebiet der Preußen, noch durch die gelehrten Positionen des Generals Mack sich aufhalten ließen, zog er mit seiner ganzen Armee gegen Ulm, wo das österreichische Hauptquartier sich befand, machte einen allgemeinen Angriff auf die Stellung des österreichischen Heeres, und verwandelte dessen ganze Linie in einen bei dem geringsten Andrang sich immer mehr verwickelnden Knäuel.

Umringt von allen Seiten durch die Uebermacht der Franzosen wurden selbst die beiden Flügel des österreichischen Heeres von einander getrennt, und Ulm auf der rechten Seite völlig eingeschlossen, wodurch die österreichischen Truppen in die verzweiflungsvollste Lage geriethen. Um also noch einen Theil der Armee zu retten, verließ der Erzherzog Ferdinand in der Nacht vom 14. zum 15. Okt. mit 20,000 Mann die Stadt Ulm, und eilte durch Franken nach Böhmen hin, auf welchem Zuge

er jedoch den größten Theil seiner Mannschaft verlor. Eben so zog mit 20,000 Mann der General Kienmayer unter beständigen Gefechten mit den Franzosen und Bayern nach dem Inn sich zurück, überschritt ihn bei Braunau, und vereinigte sich hierauf mit den dort angekommenen Russen.

Als aber selbst der Michelsberg und die Redoute an den Ziegelhütten am 15. Okt. von den Franzosen erstürmt, und hierdurch auch auf der linken Seite Ulm völlig eingeschlossen und sehr heftig beschossen wurde, fühlte nun der General Mack sich in der traurigen Lage, mit seiner Besatzung (23,800 Mann) das Gewehr zu strecken, und sich, sein Heer, alle Waffen, Fahnen, Kassen und Kriegsvorräthe den Franzosen zu überliefern. Wie einst der Römer Postumius bei Kaudium durch Unvorsichtigkeit, war denn auch jetzt der F. M. L. Mack durch seinen strategischen Positionskrieg bei Ulm in die Falle gerathen, und seine Armee sah sich durch die Nichtbeachtung des neutralen preußischen Gebietes von den feindlichen Heerführern umgangen, zersprengt und wehrlos gemacht, ehe sie noch in vereinter Masse wenigstens ihre alte anerkannte Tapferkeit an Tag legen, und ihre militairische Ehre retten konnten *).

Da schon das russische Corps unter dem General Korsakow mit jenem des F. M. L. Kienmayer bei Braunau sich vereinigt hatte, so sah nun diese vereinigte russisch-österreichische Heeresabtheilung nach der Ulmer Fatalität sich genöthigt, ihren Rückmarsch von dem Inn nach der Ems anzutreten (23. Okt.), worauf die Franzosen in vier Colonnen über den Inn setzten. —

---

*) Mack und seine 18 Generale wurden nach Wien entlassen. Er selbst wurde von einem Kriegsgerichte zu Brünn zum Tode verurtheilt, dann aber wieder vom Kaiser auf zweijährige Festungshaft und Dienstentsetzung begnadigt. — Mack gehörte unter die gelehrten Soldaten, die bei einem nicht vorgesehenen Vorfall, wie die Verletzung des preußischen Gebietes von Seiten der Franzosen war, schnell die Besinnung verlieren, und dann aus Mangel der Energie Fehler auf Fehler häufen. — Er wurde im Jahre 18 9 völlig begnadigt, erhielt seinen normalmäßigen Gehalt, und starb 76 Jahre alt am 22. Okt. 1828.

Während dieſer Vorfällen und rückgängigen Bewegungen an der Donau ſchlug aber der Erzherzog Karl den General Maſſena in einer dreitägigen Schlacht bei Caldiero (29.—31. Okt.). Da er jedoch durch den an ihn abgeſendeten Grafen von Bubna über die großen Unfälle in Deutſchland unterrichtet wurde, zog er ſich langſam und unverfolgt zur Rettung und Deckung der öſterreichiſchen Monarchie nach Inneröſterreich zurück (1. Nov.)

Unter dieſen ſo äußerſt widrigen Verhältniſſen erließ Franz II. eine kraftvolle, wahrhaft chriſtliche Proclamation an ſeine Unterthanen, worin er ſeine Hoffnungen über ihre Treue und ihren Muth, ſowie ſein feſtes Vertrauen zu Gott wegen des bisherigen Kriegsunglücks mit Wärme ausſprach. Zeigte nun jene Proclamation den wahrhaft fürſtlichen Geiſt, der Franz II. beſeelte, ſo war aber noch nicht der Zeitpunkt erſchienen, worin der Segen, der von Oben kommt, ihm jetzt ſchon zu Theil würde. Denn nach einem anderen Geſetze der großen Weltordnung ſollte in jener Zeit noch die politiſche Einheit der Franzoſen über die religiös-politiſche Zerriſſenheit der Deutſchen ſiegen, und Deutſchland ſollte, wie in dem dreißigjährigen Kriege, nochmals den bis zum Rande gefüllten Leidens- und Gräuelkelch bis auf die letzte Hefe leeren.

So rückte denn der Marſchall Lannes in das geräumte Braunau und in Linz, Bernadotte und Wrede aber in Salzburg ein. Lag es demnach in dem Plane Napoleons, Oeſterreich ſeiner Vertheidigungspunkte gegen Frankreich hin zu berauben, weßhalb er Tyrol von Oeſterreich abreißen und Bayern zutheilen wollte, ſo mußte jetzt der bayeriſche General Deroi den Tyrolerpaß Strub angreifen, erlitt aber daſelbſt durch den Grafen St. Julien und durch den ausgezeichneten Muth der Tyroler eine völlige Niederlage, und wurde ſelbſt ſchwer verwundet (3. Nov.). Eben ſo wurde der Marſchall Ney an dem Grenzpaſſe Scharnitz nach dreimaligem Sturme mit großem Verluſt zurückgewieſen. Als aber am Abend eine franzöſiſche Heeresabtheilung den Seitenpaß Leitaſch, deſſen Nebenzugänge nicht gehörig beſetzt waren, wegnahm, ſah ſich der Erzherzog Johann genöthigt, durch das

Pusterthal nach Kärnthen zu ziehen, worauf Marschall Ney Innsbruck besetzte, und Kufstein durch Kapitulation einnahm.

Obgleich nun einzelne österreichische Corps noch manche schöne Waffenthat vollführten, so rückte doch die französische Armee, durch das Genie ihres Anführers und das Gewicht ihrer Masse unwiderstehlich, in Eilmärschen gegen Wien vor, hielt dort am 13. Nov. ihren Einzug, und bemächtigte sich der Brücke über die Donau, die der F. M. L. Fürst Auersberg, getäuscht durch eine Lüge Murats, nicht hatte abbrennen lassen.

Während dieses im Herzen von Oesterreich vorging, hatte der preußische Minister von Hardenberg den französischen Gesandten Duroc und Laforet wegen der Verletzung des neutralen preußischen Gebietes eine drohende Note übergeben, und der Kaiser Alexander, der in Berlin eingetroffen war, suchte durch seine Gegenwart der Unschlüssigkeit oder Zweideutigkeit des preußischen Cabinets ein Ende zu machen, wozu der in Berlin ebenfalls angekommene Erzherzog nach Kräften mitwirkte, und hierdurch die Potsdamer Convention zu Stande kam. In Folge dieser Verhandlungen rückten zwar die Preußen in Hannover, und einige Tage nachher auch in die Lausitz und nach Sachsen ein, verriethen aber gerade durch diese Besetzungen, daß sie mehr ihren eigenen Vortheil, als die gemeinsame Sache im Auge hatten, daß sie mehr durch kriegerische Drohungen günstige Concessionen sich erwerben, als durch kriegerische Thaten dem fremden Eroberer Einhalt thun wollten.

In dieser Zeit ging Franz II. von Preßburg nach Brünn ab, und erließ dort nochmals eine Proclamation an seine Völker, worin er ihnen die Rechtlichkeit seines Krieges darlegte, und ihre Hoffnungen zu beleben suchte. Durch den Rückzug der zerstreuten österreichischen Corps nach Mähren gewann aber die große französische Armee immer mehr Boden, und Ney rückte in Botzen, Marmont in Grätz, Murat in Brünn und Gudin in Preßburg ein (16.—27. Nov.).

Unterdessen war auch die ganze russische Armee in Mähren eingetroffen, und vereinigte sich mit den österreichischen Corps, worauf die Kaiser Alexander I. und Franz II. den Angriff

beſchloſſen, während Napoleon gegen ſeine Gewohnheit ihn dießmal in ſeiner vortheilhaften Stellung bei Auſterlitz erwartete.

So brach denn der Tag von Auſterlitz heran (2. Dez. 1805), wo die Sonne, hellſtrahlend, hier das Glück des Siegers, und dort das Unglück der Beſiegten, hier die Ehre Frankreichs, und dort die Schande Deutſchlands beleuchtete, wo die blutigſte Niederlage den gänzlichen Umſturz des deutſchen Reiches und ſeines Thrones herbeiführte, die Deutſchen gänzlich zu Sclaven der Franzoſen machte, und die auf die deutſche Reformation geimpfte politiſche Revolution ihre bitterſten Früchte trug, und nach dem Willen der Vorſehung auch tragen ſollte, indem ſie Franz II. zur Fortſetzung des Krieges den Muth benahm, obgleich ihm die Streikräfte nicht mangelten. Denn das unbeſiegte, 80,000 Mann ſtarke Heer des Erzherzogs Karl ſtand nur wenige Tagmärſche von Wien entfernt; in Böhmen aber hatte der Erzherzog Ferdinand ſchon eine neue Armee gebildet, und das Aufgebot der Ungarn war in kurzer Zeit unter den Waffen.

Immer aber das Wohl ſeines Volkes im Auge, und jedes Opfer ihm bringend, kam ſchon am folgenden Tage der Kaiſer Franz mit Napoleon an der Mühle bei Saroſchitz zuſammen, und beide beſprachen ſich wegen eines Waffenſtillſtandes, der auch am 6. Dez. zu Auſterlitz den definitiven Abſchluß erlangte. Durch denſelben wurde feſtgeſetzt, daß die Ruſſen innerhalb eines Monats alle öſterreichiſchen Staaten räumen, die Inſurektionen in Ungarn und Böhmen eingeſtellt, und zu Nikolsburg der Friedenscongreß gehalten werden ſollte, wobei zugleich die Demarkationslinie für die franzöſiſche Arme bezeichnet, und für die beſetzten öſterreichiſchen Staaten 100 Millionen Franken als Kriegskontribution beſtimmt wurden.

Eben ſo kam auch zwiſchen dem Marſchall Duroc und dem preußiſchen Miniſter Haugwitz, den der Kaiſer Napoleon erſt nach der Schlacht von Auſterlitz vorgelaſſen, und dabei die Hinterhältigkeit ſeines Monarchen derb gerügt hatte *), eine geheime

*) Napoleon kannte die Falſchheit in dem preußiſchen Regierungsſyſtem, und durchſchaute die hinterliſtige Pfiffigkeit der preußiſchen

Convention zu Stande, vermöge welcher Preußen das Fürstenthum Anspach an Bayern, das Fürstenthum Neuschatel an Frankreich, und das Herzogthum Cleve an einen der Wahl des französischen Kaisers vorbehaltenen Fürsten abtreten sollte, wofür es dann ganz Hannover und die übrigen, von Preußen schon besetzten deutschen Gebiete behalten dürfe (15. Dez.). Gestellt zwischen Frieden oder Krieg genehmigte nun auch der König Wilhelm III. diesen schmählichen Vertrag, durch den Preußen mit England in Feindschaft, mit Rußland und Schweden aber in gespannte Verhältnisse gerieth, und durch den der Weg zu jener großen Züchtigung gebahnt wurde, welche Preußen für seine Abtrünnigkeit von Kaiser und Reich, für seine Zweideutigkeit und principlose Politik mit so vielem Recht verdiente.

Mit gleicher Eile kamen auch die österreichischen und französischen Gesandten (Talleyrand und Schwarzenberg) statt in Nikolsburg zu Preßburg zusammen, und schlossen schon am 26. Dez. den berühmten Preßburger Frieden ab, der jetzt um so härter für Oesterreich ausfiel, je mehr Napoleon die bei Trafalgar verlorne Seeschlacht (21. Okt.) an dem treuesten Alliirten Englands rächen, und zugleich allen Monarchen den triftigsten Beweis geben wollte, daß er alles, was er einmal beschlossen, und anfänglich nur durch Worte fordere, bei etwaigem Widerstande auch durch das Schwert zu erreichen wisse.

Durch diesen Frieden verblieb nun Frankreich in dem souverainen Besitze aller Länder jenseits der Alpen, die mit dem französischen Reiche schon vereinigt waren, oder unter französischen Gesetzen und Verwaltungen standen. Der Kaiser von Oesterreich mußte die französischen Verfügungen über Lucca und Piombino anerkennen, und zugleich das venetianische Gebiet, welches er durch den Lüneviller Frieden erhalten hatte, an das Königreich Italien abtreten. Nebst der Anerkennung Napoleons als König

---

Minister. Als daher der Minister Haugwitz ihm nach der Schlacht von Austerlitz vorgestellt wurde, und dieser ihm zu dem Siege Glück wünschte, sagte er: „das ist ein Compliment, dessen Addresse das Glück geändert hat.“

von Italien, und jener der zu Königen erhobenen Fürsten von Bayern und Würtemberg mußte Oesterreich an Bayern: Burgau, die salzburgischen Antheile von Passau und Eichstädt, ganz Tyrol, Vorarlberg, Hohenems, Rothenfels, Tettnang, Argen und Lindau; — an Würtemberg: die fünf Donaustädte, Ehingen, Munderkingen, Riedlingen, Mengen und Saulgau, die Grafschaften Hohenberg und Nellenburg, die Vogtei Altdorf, einen Theil vom Breisgau nebst Villingen und Breutingen; — an Baden: das übrige Breisgau, die Ortenau, die Stadt Konstanz und die Commende Meinau abtreten, und erhielt als Ersatz für alle diese großen Länderabtretungen bloß Salzburg und Berchtesgaden unter dem Titel eines Herzogthums. Der bisherige Churfürst Ferdinand, früher Großherzog von Toscana, erhielt für sein abgetretenes Salzburgerland das Churfürstenthum Würzburg nebst dem Versprechen einer weiteren vollständigen Entschädigung. Dem andern Erzherzog Ferdinand, dem bisherigen Landgrafen von Breisgau, sagte Napoleon bloß seine guten Dienste zu, um ihm so bald als möglich einen vollständigen Ersatz für das Verlorne in Deutschland zu verschaffen. Dem Kaiser Franz blieb die Wahl überlassen, die Erblichkeit der Hochmeisterwürde des Deutschordens irgend einem Prinzen seines Hauses zu übertragen. Dagegen sollte er nicht der Besitznahme Augsburgs *) und der Grafschaft Bondorf von Seiten Bayern und Würtemberg sich widersetzen, die volle Souverainität von Bayern, Würtemberg und Baden über ihre alten und neuen Staaten, bestätigten, auf alle Ober- und Lehensherrlichen Rechte und An-

*) In dem Friedensinstrument standen nur die wenigen Worte: „Sa Majeste, le Roi de Baviere, pourra prendre la ville d'Angsbourg", Worte, welche die völlige Oberherrlichkeit Napoleons über Deutschland bezeichneten, und zugleich durch ihre Erfüllung als die gerechteste Strafe für das undeutsche Benehmen Augsburgs im 30jährigen Kriege dienten, indem damals jene Gott-, Pflicht- und Ehrvergessene Reichsstadt seinen doppelten Reichsadler so gern mit dem Löwen der schwedischen Krone vertauscht hätte, wofür ihm aber nun zu seinem und des Reiches Frommen Bavariens deutscher Löwe zu Theil wurde.

sprüche an die Länder dieser drei Souveraine verzichten, und die Unabhängigkeit der helvetischen und batavischen Republik sammt den ihnen gegebenen Verfassungen anerkennen. — Absichtlich wurde in diesem Friedensabschlusse selbst das Wort „deutsches Reich" vermieden, und Deutschland, in sich selbst religiös- und politisch zerrissen und durch seine eigenen Söhne zerfleischt, blieb auch fortan noch viele Jahre von Gott und dem Glücke verlassen. —

Dieser Friede, welcher der dritten Coalition gegen Frankreich ein Ende machte, ratificirte der Kaiser Napoleon am 27. Dez., an welchem Tage er mit dem Erzherzoge Karl zu Stammersdorf zusammenkam, worauf auch der Kaiser Franz II. ihn mit zerrissenem Herzen bestättigte, und die Auswechslung des Traktats am 1. Jan. 1806 zu Wien erfolgte.

So hatte denn ein kurzer Feldzug von vier Monaten den Erfolg von acht vorhergegangenen, so blutigen Feldzügen gänzlich zerstört, und die größten Anstrengungen der tapferen Heere Oesterreichs und seiner Bewohner waren vergeblich, da dem Umwälzungsfrieden von Lüneville nun in weit größerem, und für Oesterreich verderblicheren Maaße jener von Preßburg, und statt der früheren Abrundung selbst dessen Zerstückelung folgte. Durch ihn hatte Oesterreich 1000 Quadratmeilen mit drei Millionen Einwohnern verloren, und seine Staatskraft war in eben dem Maaße in Italien und Süddeutschland geschwächt, in welchem Napoleon die seine dort vermehrte und befestigte. — Die tiefste Wehmuth mußte daher das Herz des Fürsten, wie die Herzen seiner Unterthanen ergreifen, als sie durch das härteste Geschicke ein sechshundertjähriges Band der Liebe und des Glücks so schnell zerrissen sahen. Da that es denn Noth, die gebeugten Gemüther aufzurichten, weßhalb der Erzherzog Karl aus seinem Hauptquartier Hollitsch an die Armee, Kaiser Franz II. aber vom Felsberg aus an die Bewohner der Hauptstadt eine rührende Proclamation erließen. Als nun die Franzosen am 6. Januar Preßburg, am 12. Jan. aber Wien verlassen hatten, zog der Kaiser Franz II. am 16. Jan. wieder in Wien ein, wo die treue Bürgerschaft durch den fröhlichsten Empfang und unaus-

ſprechlichſten Jubel den tiefgebeugten Landesvater aufzurichten ſuchte. Als hierauf der Kaiſer einige Veränderungen in ſeinem Miniſterium, und ſeinen Bruder zum Generalismus aller öſterreichiſchen Armeen gemacht hatte, wurden nach wenigen Wochen die Stipulationen des Preßburger Friedens gänzlich in Vollzug geſetzt.

Nach ſolchen Vorgängen und Erfolgen ſteigerte ſich Napoleons Herrſcherwillmuth, ſein unbändiger Stolz und ſeine unerſättliche Ländergier immer mehr. Indem nun der König von Neapel gegen den Neutralitätsvertrag ein bedeutendes Corps Ruſſen und Engländer im Hafen von Neapel hatte landen laſſen, erklärte Napoleon ſchon am Tage der Unterzeichnung des Preßburger Friedens: „die Dynaſtie der Bourbonen in Neapel höre hiemit auf zu regieren", Worte, die er nachher noch öfter gegen andere Fürſten ausſprach, und in Erfüllung ſetzte. — Als demnach ein franzöſiſches Heer unter Joſeph Bonaparte und dem Marſchall Maſſena nach Neapel zog, ſchifften die Ruſſen und Engländer ſich ſchnell wieder ein, und der König flüchtete mit ſeinen Freunden und Schätzen nach Palermo. Schon am 25. Febr. 1806 zog Joſeph Bonaparte in Neapel ein, und erklärte, „die Rache des Kaiſers ſey beendigt, die Nation könne ohne Beſorgniſſe ſeyn." Dagegen entbrannte aber in Calabrien der wildeſte unmenſchlichſte Kampf, der nach Verheerung ganzer Landſtrecken erſt im Jahre 1807 ſein Ende fand.

Schon am 27. Januar 1806 hatte der ſervile, franzöſiſche Senat dem Kaiſer Napoleon den Namen „der Große" beigelegt, wofür dieſer jetzt die Franzoſen die „große Nation" nannte. Indem er alſo als das Haupt der europäiſchen Staatsumwälzung, als die perſonificirte Revolution ſelbſt ſich betrachtete, ſtellte er ſtatt des früheren europäiſchen Staatenſyſtems ein Föderativ-Staatenſyſtem auf, und unterlegte ihm am 20. März ein Familien-Statut als Grundgeſetz, durch welches er eine unumſchränkte Herrſchaft über alle Regenten ſeines Geſchlechtes erhielt, die ihn antrieb, nach und nach alle Throne mit ſeiner Familie zu beſetzen. — So ernannte er am 15. März ſeinen Schwager Joachim Murat zum Herzoge von Cleve, Berg

und Mark, erhob seinen Bruder Joseph zum erblichen König beider Sicilien, und machte seinen adoptirten Stiefsohn Eugen Beauharnais mit dem Recht der Thronfolge zum Vicekönig von Italien. Zugleich schuf er achtzehn Herzogthümer und Großlehen in Italien, um seine Getreuen zu belohnen, und verlieh die päpstlichen Länder Benevent und Pontecorvo, das erstere an Talleyrand, das letztere an Bernadotte, „um den alten Streit, der über jene zwischen Rom und Neapel bestand, am kürzesten zu enden.“ Auch das Fürstenthum Neufchatel erhielt in dem Marschall Berthier seinen Herrn; die Republik Holland wurde in ein Königreich verwandelt, und Ludwig, Napoleons zweiter Bruder, den Holländern zum Könige gegeben (23. Juni 1806).

Indem Napoleon auch durch eheliche Verhältnisse mit den ältesten Fürstenfamilien Deutschlands diese fester an seine Plebeierfamilie knüpfen wollte, hatte er demnach schon seinen Stiefsohn Beauharnais mit der bayerischen Prinzessin Amalia Augusta, dann seine adoptirte Nichte, Stephanie Tascher, mit dem Churprinzen von Baden, und seinen jüngsten Bruder Hieronymus, trotz seiner in Amerika lebenden rechtmäßigen Gattin und selbst ohne päpstlichen Dispens, mit einer Prinzessin von Würtemberg copuliren lassen. Unumschränkter Herr von Frankreich und dem größten Theile von Italien, wandte nun Napoleon auch seine Blicke auf Deutschland hin, um diesem, von Gott verlassenen Lande in seiner Person einen strengen Herrscher zu geben, worin er durch den Geist der Revolution, die dort in monarchischer Form sich jetzt zeigte, vielfach unterstützt wurde. Denn wie in den Zeiten der s. g. Reformation das einzige Streben der deutschen Fürsten dahin ging, von dem Reichsoberhaupt und dem Reichsverbande sich loszusagen, auf Rechnung ihrer kleineren Mitstände sich zu bereichern und zu vergrößern, und mit auswärtigen Fürsten und Staaten sich in Verbindung zu setzen, so sah man denn auch durch den Einfluß der Revolution, dieser Zwillingsschwester der s. g. Reformation, die deutsche Fürsten eine gleiche Richtung verfolgen, und die Rolle unterthäniger Satrappen eines ausländischen übermüthigen

Eroberers schien den meisten derselben besser zuzusagen, als der würdevolle Standpunkt freier Fürsten eines großen, vom Auslande unabhängigen Staates. Durch ihre servile Kriecherei und Länderjagd, welche der Minister von Gagern so trefflich geschildert hat, vergrößerten zwar manche Reichsfürsten durch fremdes Gut ihre Gebiete und Finanzen, erkannten aber, wie der Hund in der Fabel, bei ihrer fürstlichen Wohlbeleibtheit den Grad der Servilität nicht, dem sie verfallen waren. So gab es denn kein freies, selbstständiges Deutschland mehr, und seine französisch-deutschen, oder deutsch-französischen Fürsten wetteiferten nur in schneller und rücksichtsloser Befolgung der höheren Winke, Befehle und Anforderungen, die von der Seine kamen. In der größten Devotion ernannte daher der Churerzkanzler den französischen Cardinal Fesch zu seinem Coadjutor und Nachfolger, gegen welche rechts- und vertragswidrige Handlung Franz II. auf das kräftigste, doch ohne Erfolg protestirte. Denn die Franzosen kannten jetzt Deuschland; das bundscheckige Bild einer schwerfälligen deutschen Bettelgrandezza, mit ihren habsüchtigen Einzelninteressen, wie es sich in dem dreißigjährigen Kriege, und in den Verhandlungen zu Münster dargestellt hat, schwebte ihnen beständig vor Augen, und wie damals führten sie auch jetzt einen diktatorischen Ton *).

---

*) Schon im J. 1806 war in Süd-Deutschland eine kleine Schrift erschienen: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung", dessen Verfasser und Verleger man nicht auf die Spur kommen konnte; doch fand es sich, daß der Buchhändler Palm in Nürnberg einige Exemplare im Wege seines Geschäftes versendet hatte. Gleich wurde er verhaftet, nach Braunau gebracht, und dort, nach dem Urtheile eines Kriegsgerichts, dessen Spruch Berthier von Paris aus leitete, am 26. August 1806 erschossen. — Mehrere andere Personen, die ebenfalls wegen jener Schrift zum Tode verdammt waren, wurde jedoch jene Strafe auf Verwendung der bayerischen Regierung erlassen, und man rühmte nun die Milde des französischen Usurpators, der sich mit Einem Schlachtopfer begnügt habe. Als bald hernach zu Hersfeld in Hessen ein französischer Offizier getödtet wurde, befahl Napoleon, von Polen aus, die ganze Stadt

In der Nacht vom 12. Juli 1806 berief der Minister Talleyrand die in Paris anwesenden Abgeordneten von 16 deutschen Fürsten und Grafen zu sich, und ließ auf Befehl Napoleons jeden einzeln eine schon verfertigte Urkunde unterschreiben. Es war dieses jene schmähliche rheinische Conföderationsacte, durch welche die Könige von Bayern und Würtemberg, der Fürst Primas (Churerkanzler), die Großherzoge von Baden (sonst Churfürst), von Berg und Cleve (früher Herzog), von Hessendarmstadt (ehemals Landgraf), die Fürsten von Nassau-Weilburg und von Nassau-Usingen (nun Herzoge), die Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen, von Salm-Salm und von Salm-Kyrburg, von Ysenburg-Birstein, von Aremberg, von Lichtenstein und von der Leyen (sonst Graf) sich zu einem Rheinbund vereinigten, den Kaiser Napoleon zu ihrem Protektor oder Oberherrn machten, und mit ihm ein Trutz- und Schutzbündniß schlossen, wobei sie sich zur Stellung von 63,000 Mann verpflichteten. Nach dem Willen Napoleons verloren jetzt alle andern Reichsstände innerhalb des Bundsgebietes ihre Selbstständigkeit und Unmittelbarkeit; gegen dreißig Fürsten, Grafen und Herzoge, viele Reichsgrafen, die ganze schwäbische und fränkische, sowie der Rest der rheinischen Reichsritterschaft, nebst den Reichsstädten Nürnberg und Frankfurt wurden sogleich mediatisirt, d. h. für landsässige Unterthanen erklärt *).

---

zu plündern und zu verbrennen. Auf Fürbitte der Befehlshaber von Cassel und Hersfeld wurde das Niederbrennen bis auf vier Häuser zwar erlassen, aber die Plünderung sollte im Febr. 1807 durch die badischen Jäger unter dem Oberlieutenant Lingg von Linggfeld († 21. Jan. 1842) vollzogen werden. Doch dieser edle Mann wußte durch eine sehr eindringliche Rede seine Soldaten so zu rühren, daß sie freiwillig von der Plünderung abstanden, und die Schande wegen des barbarischen Befehles dem Kaiser, doch die Ehre wegen dessen uneigennützigen Nichtbefolgung sich selbst zutheilten.

*) Auf diese Art verschwanden mehr als 250 unmittelbare deutsche Reichsstände, und so traf nicht bloß die Prophezeihung des großen

Als nun der französische Geschäftsträger Bacher und die Comitirten der in den rheinischen Bund zusammengetretenen Stände dem Reichstage die Entstehung dieser Conföderation und ihre gänzliche Trennung und Lossagung vom Reiche ankündigten, und sich dabei auf die seit dem Jahre 1795 durch den Baseler Frieden schon bestehende wirkliche Trennung des nördlichen und südlichen Deutschlands beriefen (1. Aug.),

---

Leibnitz, daß die Revolution der Reformation folgen werde, sondern auch der Inhalt der Fabel des Hagedorn:

„Der Fuchs fraß den Auerhahn,
Doch den Fuchs würgt des Wolfes Zahn",

buchstäblich ein. Hatten daher in der Reformation die Füchse (die um des Raubes willen protestantisch gewordenen, des Reiches unmittelbare Fürsten, Grafen, Ritter und Städte), die Auerhahne (die Bisthümer, Abteien, Stifter, Klöster und Kirchengüter) mit großer Begierde verschlungen, so würgten aber in der Revolution auch die Wölfe die meisten jener Füchse, und die nächste Zukunft dürfte die Menschheit belehren, daß jenes, wie Talleyrand sagte, nur der „Anfang zum Ende" war, und daß nach dem ewigen Gesetze des Rückstoßes die kirchlichen und politischen Revolutionen, die seit 300 Jahren von Oben nach Unten gingen, auch einmal von Unten nach Oben gehen werden. — Wenn daher schon ein großer protestantischer Geschichtschreiber einst das aus der Reformation hervorgegangene deutsche Reich als „eine durch Gottes Ungnade erhaltene Unordnung" bezeichnete, wie würde er erst heute über das aus der Revolution hervorgegangene Deutschland sich aussprechen, wenn er sähe, Reichsstädte — ohne Reich, Churfürstenthümer — ohne etwas zu wählen, deutsche Königreiche — kaum so groß wie die Stadt London, Fürstenthümer — die ein guter Fußgänger in ein paar Stunden umgeht, Civillisten — die in ihrem Gesammtbetrag jene des Kaiserreichs China vierfach übersteigen, Landstände — die theils als Höflinge im „Ja", theil als Volksschmeichler im „Nein" sagen sich gefallen, und zu allem diesem noch gar eine Masse von „Rationalisten und Reformers", die in der katholischen Kirche und in den katholischen Ländern mit Gewalt ihr Licht leuchten lassen wollen," nicht bedenkend, daß Luther sie selbst im Auge gehabt haben müsse, als er die bekannte Schriftstelle „vos estis lumen mundi" mit den Worten: „ihr seyd der Dreck in der Laterne" sehr treffend übersetzte.

legte auch Franz II. die deutſche Reichskrone und die damit verbundene Regierung eines Reichs, das ſchon längſt eine bloße Fiction, eine große Staatslüge war, nieder, erklärte ſeine deutſchen Erbſtaaten von dem Reichskörper getrennt, wobei er jedoch den Unterhalt der Reichskanzlei und des Reichshofraths auf ſich nahm, und das Kammergericht der Fürſorge der bisherigen Stände des Reichs empfahl. Nachdem dieſe Erklärung durch den öſterreichiſchen Direktorial-Geſandten, Freiherrn von Fahnenberg, dem Reichstage übergeben war, hörte auch der Kaiſer auf, ſich Franz II. zu nennen, führte fortan den Titel: Franz I., Erbkaiſer von Oeſterreich, und überließ das unglückliche, von Gott verlaſſene Deutſchland ſeinem ferneren Geſchicke.

Franz I. Erbkaiſer von Oeſterreich. — Derbe Züchtigung des deutſchen Nordens. — Preußiſch-ruſſiſcher Krieg. — Friede zu Tilſit 1807. — Zerſtückelung Preußens. — Errichtung des Königreichs Weſtphalen unter einem franzöſiſchen Herrſcher.

So hatte denn die Revolution durch gänzliche Beſeitigung des Reichsoberhauptes, durch Aufhebung der Reichsconſtitution und jedes Reichsverbandes, durch Säculariſirung der letzten geiſtlichen, und Mediatiſirung der meiſten weltlichen Beſitzer im Lande ihr Ziel erreicht, und der Rheinbund hatte nach dem früheren Innitiave von Preußen nun im Namen Frankreichs das Todesurtheil an dem ehrwürdigen tauſendjährigen römiſch-deutſchen Kaiſerreiche vollſtreckt. Jener deutſche Thron, den ſchon 600 Jahre die Habsburger beſaßen, war umgeſtoßen, ſeine Völkerſtämme vielfach getrennt und mißliebig durch einander geworfen, die Freiheit ſeiner Städte meiſtens aufgehoben, und der Ueberreſt jenes Reichthums, den der katholiſche Theil aus den Zeiten der ſ. g. Reformation noch gerettet und bewahret hatte, den weltlichen, meiſtens proteſtantiſchen Fürſten des rheiniſchen Bundes anheimgefallen.

War alſo auf dieſem Wege ſchon die Hälfte von Deutſchland dem franzöſiſchen Kaiſer unterwürfig, und zur Ausführung

seiner weiteren Eroberungsplane fügsam geworden, so darf es uns denn nicht wundern, wenn er alles aufbot, um auch die andere Hälfte Deutschlands auf eine ähnliche Art sich zu unterwerfen. Hierzu leisteten ihm aber seine Feinde selbst den größten Vorschub, indem nach dem Tode der beiden großen Minister Pitt und Fox (20. Jan. und 13. Sept.), die angefangenen Friedensunterhandlungen sich zerschlagen hatten, und selbst die Kriegserklärung, die England gegen Preußen wegen seiner Besetzung sämmtlicher churbraunschweigischen Länder erlassen hatte, wie auch der vom russischen Gesandten abgeschlossene, in Petersburg aber nicht ratifizirte Friede, die politischen Wirren und Spannungen vermehrte. So war es nun Preußen allein, das den Absichten Napoleons im Wege stand, und aus eigener Verblendung und Ueberschätzung, oder aus Fügung einer höheren Vergeltung auch wirklich sich ihm entgegenstellte, indem jene Nemesis, die nie rastet und ihre eigenen Wege geht, jetzt dessen frühere, dem Vaterland so verderbliche Unthätigkeit durch die vom Reichsfeind erzwungene, gegen es selbst gerichtete Thätigkeit des Rheinbundes desto derber bestrafen wollte.

Denn Preußen hatte durch die Besetzung von Hannover (27. Jan.), wie von Lüneburg, aus welchem es die Schweden vertrieb (23. Apr.), sein geheimes Ziel schon verrathen, indem es nach dem Vorbilde des rheinischen Bundes auch einen nordischen bilden, und ihm als Protektor sich aufdringen wollte. Napoleon aber, der in seinen einmal gefaßten Planen sich nie stören ließ, durchschaute schnell die Absicht des preußischen Ministeriums, und widersprach sehr ernstlich jedem norddeutschen Bunde. Hierdurch nun gereizt, und zugleich besorgt wegen seines Besitzes von Polen und Hannover, zog es schnell seine Truppen zusammen, rückte keck in Sachsen ein, und stellte, da Churhessen neutral blieb, bloß in Verbindung mit den Sachsen hinter dem Thüringer Walde sich auf (25. Sept. 1806).

So begann denn der Krieg gegen Preußen mit groben Insulten und soldatischem Cynismus, der in den Bulletins gegen die preußische Dynastie, und besonders gegen die edle Königin mit großer Gemeinheit sich aussprach. Mit geflügelter Eile traf

aber der französische Kaiser schon am 2. Okt. zu Würzburg ein, wo der Churfürst Ferdinand unter dem Titel eines Großherzogs seinen Beitritt zum rheinischen Bunde, Oesterreich aber seine Neutralität ihm erklärte, und zur Handhabung derselben ein Armeekorps in Böhmen zusammenziehen ließ.

Als aber Napoleon bei seiner Armee angelangt war, erfolgte nach dem kleinen Gefechte bei Saalfeld, worin der tapfere Prinz Louis Ferdinand von Preußen fiel (10. Okt.), auch gleich die Schlacht bei Jena, und schon von der Hitze dieses einzigen, etwas warmen Tages schmolz und zerfloß der Hochmuthsschaum des protestantischen Nordens (14. Okt.) Denn gleich einem versprengten Volke Rebhühner stäubte unaufhaltsam die große preußische Armee auseinander, und weder ihre Pläne (Ebene), mit der sie früher so oft drohten, noch ihre guten Pferde, verhalfen ihnen zu einem siegreichen Kampfe, oder geregelten Rückzuge, da sie auf dem Bogen davon eilend, allenthalben von den auf der Sehne nachrückenden Franzosen eingeholt, und zur Waffenablegung genöthigt wurden. Indem aber eine einmal eingetretene Entmuthigung einem schleichenden Fieber gleicht, das man selbst hinter den Wällen nicht los wird, ergaben sich auch sehr schnell und fast ohne Widerstand die meisten preußischen Festungen auf die schmählichste Weise, wie denn die Feste Cüstrin ihre Thore einem kleinen Husarencorps öffnete. Schon am 25. Okt. hielt Napoleon seinen Einzug in Berlin, wo er am 21. Nov. das berühmte Decret über Abbrechung alles Handelsverkehrs mit England und dessen strenge Blokade erließ, und zugleich die für Preußen so äußerst trostlose Erklärung von sich gab, daß er die eroberten preußischen Länder so lange nicht räumen werde, bis der allgemeine Friede geschlossen, und England die von Frankreich, Spanien und Holland eroberten Colonien herausgeben würde.

Glich demnach der französisch-österreichische Krieg einem Wolkenbruche, der mit gleicher Schnelligkeit wieder abläuft, mit der er zuvor die Bäche und Flüsse füllte, so glich aber nun der französisch-preußische Krieg dem Durchbruche des Meeres, das die Ebene schnell überschwemmt, und durch sein Stehenbleiben

ſie in einen traurigen und unwirthbaren Sumpf verwandelt. Zu ſolchem ungeheueren Verderben und Elend hatten die krummen Wege der preußiſchen Politik, und die Falſchheit, womit es nach dem Basler Frieden den Kämpfen und Leiden Oeſterreichs und des ſüdlichen Deutſchlands ſchadenfroh zuſah, nun ſchmachvoll geführt *).

Der König von Preußen, der dieſes recht gut fühlte, verſagte daher auch die Ratification des Waffenſtillſtandes und Präliminartractates, den ſeine Bevollmächtigten Lucheſini und Zaſtrow mit dem Marſchall Duroc abgeſchloſſen hatten, worauf der Krieg fortging, und nach Polen ſich wälzte, indem dort die Ruſſen mit großer Heeresmacht den Preußen zu Hilfe eilten. —

---

*) Unter jenen erbärmlichen Zuſtänden tauchte denn in Norddeutſchland in Flugblättern, Heften und Büchern eine Schriftſtellerei auf, die über die frühere Staatsverwaltung Preußens, und über hohe und niedere Perſonen mitunter zwar ein gerechtes Gericht hielt, die jedoch meiſtens, um das Leſepublikum anzulocken, aus niedriger Gewinnſucht, Bosheit und Schadenfreude allen Schmutz aufwühlte, und mit Koth, Schutt und Schlamm die Ruine der eingeſtürzten Monarchie bewarf, worin die vertrauten Briefe, die Feuerbrände und ähnliche Schriften, größtentheils Erzeugniſſe des Kriegsraths von Cöln, vor allen ſich auszeichneten. Doch gab es aber auch damals Schriftſteller beſſerer Art, die in das Weſen und den Organismus des preußiſchen Staates tiefer eingingen, und daher in ihm nur ein ephemeres, ſonderbares Phänomen, ein großes militairiſches Kantonement, einen europäiſchen Mahrattenſtaat, der mit ſeinem Hyder Ali, Friedrich II., geſtiegen, und nun gefallen ſey, mit Wehmuth erblickten. — In jener für Preußen ſo äußerſt unglücklichen Zeit lag aber der unmäßigſte Druck und die gänzlichſte Verarmung auf allen Klaſſen des Staats; eine Unzahl von Beamten war außer Thätigkeit, und ohne alles Einkommen, und die wenigen, die noch im Dienſte blieben, zeigten ſich wie die gierigſten Plünderer eines geſcheiterten Schiffswrakes, an dem ſie das Strandrecht im vollſten Maaße ausübten, weßhalb ſelbſt der franzöſiſche Gouverneur von Berlin, General Hulin, eines Tages erklärte, das königliche Bauholz ſolle nicht hinweggenommen, noch veräußert werden, damit der König bei ſeiner Rückkunft ſeine ſpitzbübiſchen Beamten daran hängen laſſen könne.

Unterdeſſen machte der Churfürſt von Sachſen mit Frankreich ſeinen Frieden, ſchloß ſich dem rheiniſchen Bunde an, und erhielt hierauf den Königs-Titel (20. Dez.). Gleiche Beitrittsverträge ſchloſſen auch die übrigen ſächſiſchen, und andere kleine norddeutſche Fürſtenhäuſer mit Frankreich ab. Zugleich bildete Napoleon aus den heſſencaſſeliſchen, weſtphäliſchen und anderen preußiſchen Ländern auf dem linken Elbufer ein eigenes Königreich, nannte es das weſtphäliſche, und gab ihm ſeinen jüngſten Bruder Hieronymus zum Könige. So führte denn ein höheres Geſchicke gerade in jene Stadt, in der einſt die falſche heſſiſche Liſel reſidirt, und ſo vieles Unglück über Deutſchland gebracht hatte, zum Hohn und Spott der Heſſen einen jungen lebensluſtigen franzöſiſchen Herrſcher ein.

Während alſo Napoleon nach Polen und Oſtpreußen zog, beſetzten ſeine Generale Schwediſch-Pommern, belagerten die Stadt Danzig, und nahmen das ganze nördliche Deutſchland in Beſitz, worauf man in den Bulletins die bekannten Worte las: „die Herzoge von Braunſchweig, Mecklenburg und Oldenburg, der Churfürſt von Heſſenkaſſel und der Fürſt von Oranien haben aufgehört zu regieren.“

Kaum war Napoleon in Warſchau angekommen, ſo erfolgten ſchon die Gefechte bei Czarnowo und Naſielsk, bei Pultusk und Golymin (23.—26. Dezember), die nun wegen der Strenge des Winters einige Waffenruhe zur Folge hatten. — Unter dieſen Verhältniſſen ließ Franz I. dem Kaiſer Napoleon eine Note übergeben, worin er Frankreich, Rußland, England und Preußen zu Friedensunterhandlungen einlud, und ſeine Vermittlung, wie auch einen ſchicklichen Ort zu einem ſolchen Congreſſe in ſeinem Reiche anbot. Doch vergebens war ſein Streben, Europa wieder den Segen des Friedens zu verſchaffen, indem die blutigen Schlachten von Eylau (7. Febr.), Oſtrolenka, Weichſelmünde, an der Paſſarge, bei Heilsberg ꝛc. noch keine entſcheidende, dem Geiſte Napoleons entſprechenden Reſultate geliefert hatten, und daher erſt durch die Schlacht bei Friedland (14. Juni 1807) die Ruſſen gezwungen werden konnten, nach dem Niemen zurückzuziehen, und einen Waffenſtillſtand zu begehren. Nachdem alſo

das ganze Königreich Preußen bis auf einige wenige Festungen erobert war, kamen die kriegführenden Monarchen zuerst auf einem Floße im Flusse Niemen, und dann in dem neutral erklärten Städtchen Tilsit zusammen, wo nun der Friede seinen Abschluß erhielt, durch den Rußland die Brüder Napoleons als Könige von Neapel, Holland und Westphalen, den König von Sachsen als Herzog des neu errichteten Großherzogthums Warschau, das Königreich Preußen aber in der Größe und Ausdehnung anerkannte, wie solches Napoleon bloß aus Achtung gegen den Kaiser von Rußland durch Zurückgabe seiner Eroberungen zu bestimmen beliebte *).

Gleich lautend mit diesem französisch-russischen Frieden war auch der französisch-preußische, und außer seinen großen Länderverlusten auf dem linken Elbufer, mußte Preußen selbst an Rußland einen Theil von Neuostpreußen abtreten, seine Häfen allen englischen Schiffen verschließen, und eine Militairstraße dem Königreiche Sachsen nach dem Großherzogthum Warschau durch seine Staaten gestatten. Preußens Krieg und Frieden war daher ein verhängnißvolles Verschlingen der verschiedenartigsten Fäden, in denen es schnell festgehalten, völlig überwältigt, und aus den Angeln seiner ehemaligen Politik gehoben wurde.

So hatte denn Preußen durch diesen, in dem Wesen und in der Form so äußerst demüthigenden Frieden mehr als die Hälfte seiner Länder verloren, und jene Gasconade oder Windbeutelei seiner Gensdarmen, die an der Stiege des Palais, welches der französische Gesandte in Berlin bewohnte, kurz vor dieser Katastrophe ihre Säbel schliffen, jene blinde Ueberschätzung oder Großsprecherei seines Cabinets, das den ungesäumten Abzug aller französischen Truppen aus Deutschland, die ungestörte Bildung des nordischen Bundes, die Trennung der Festung Wesel vom französischen Reiche ꝛc. unbedingt forderte, und selbst einem Napoleon den Tag für Einsendung einer kategorischen Antwort festsetzte (8. Okt. 1806), hatte daher schon am 14. Okt. auf

*) Aeque pulchrum esse judicans et vincere reges et facere.
Val. Max.

eine Art geendet, durch die gewöhnlich die Gottheit den Hochmuth der Einzelnen wie der Völker bestraft und durch lange und bittere Leiden jenen demüthigen, nicht auf menschliche Kräfte vertrauenden Geist in ihnen wieder hervorruft, der ihr allein gefällt, und Segen verheißt. Mit Recht sagte daher Napoleon noch vor der Jenaer Schlacht von den preußischen Ministern und Generalen: „sie werden sich gewaltig täuschen, diese alten Peruquen.“

Indem also Napoleon immer mehr auf dem Continent sich ausbreitete, durch die Errichtung der Königreiche Sachsen und Westphalen und ihre Einverleibung in den rheinischen Bund, sowie durch Wiedereinsetzung der Herzoge von Mecklenburg und Oldenburg mit der Last, französische Garnisonen an den Küsten zu unterhalten, den größten Theil von Deutschland völlig beherrschte, säumten aber auch die Engländer nicht, die französischen, spanischen und holländischen Colonien allenthalben zu erobern, und auf jede Flotte, die auf dem Meere sich zeigte, Jagd zu machen. So gefiel es ihnen denn, auch Seeland heimzusuchen, und von dem Hofe zu Kopenhagen die dänischen Kriegsschiffe als Unterpfand seiner Neutralität zu begehren. Als dieses ihnen nun abgeschlagen wurde, eröffneten sie die Belagerung von Kopenhagen, und erzwangen nach einem viertägigen Bombardement die Auslieferung der sämmtlichen dänischen Flotte.

Entrüstet über dieses Verfahren, wendete jetzt Napoleon seinen Blick nach dem Süden von Europa, und eine französisch-spanische Armee mußte unter dem Oberbefehl des Marschalls Junot in Portugal einbrechen, seinen König nach Brasilien vertreiben, und Lissabon, die Hauptniederlage der Engländer, besetzen. — Um aber auch alle, zwischen Oesterreich und Frankreich noch bestehenden Streitpunkte zu beseitigen, wurde zwischen dem Grafen von Metternich Winneburg und dem französischen Minister Champagny eine Uebereinkunft geschlossen, vermöge welcher der Thalweg des Isonzo als Gränze zwischen Oesterreich und dem Königreiche Italien bestimmt, und Braunau, nachdem durch den Tilsiter Frieden die Anstände wegen Cattaro beseitigt

waren, friedensschlußmäßig an Oesterreich zurückgegeben wurde (10. Dez. 1807).

So trat denn mit dem Abmarsch des letzten Franzosen der beseligende Friede für Oesterreich wieder ein; doch die tiefen Wunden, die der Krieg durch Menschen- und Geldverluste wie der Friede durch Losreißung so vieler angestammten Söhne des Reichs in den Herzen des Fürsten und Volkes zurückließ, konnte so schnell nicht vernarben, und die Sehnsucht nach Wiedervereinigung, die in beiden nicht erlosch, ließ sie unter der Last der Leiden, die sie schon getragen hatten, sich wieder ermannen, und stählte ihre Brust, um unter günstigeren Verhältnissen im Geiste des alten Roms den Kampf von neuem zu beginnen. Trotz der ungeheuren Geldnoth und des großen Verlustes, den Oesterreich in seiner Bevölkerung erlitten hatte, suchte es doch immer seine Heere zu verstärken, und sie in einem schlagfertigen Stande zu erhalten. Durch ein kaiserliches Dekret vom 12. Mai 1808 wurde also die Errichtung einer Landwehr von 300,000 Mann, die Aufstellung einer dreifachen Reserve von 60,000 Mann verordnet, die nach dem Ausrücken des stehenden Heeres innerhalb der Landgränzen Dienste leisten sollten. Diese Landwehr, in deren Reihen Prinzen des kaiserlichen Hauses und viele hohe Adeliche der Monarchie eintraten, wurde ganz zweckmäßig eingerichtet, an den Sonn- und Feiertagen eingeübt, und bot eine völlige schlagfertige Masse dar. Auf diese Art suchte Oesterreich im Kreise der Mächte sich stets als eine Hauptmacht zu behaupten, und stellte gerade in seinem größten Unglücke, wie einst Rom, den inneren Gehalt seiner Regierung wie auch seiner Völker, jedem Unbefangenen vor Augen.

Jene harten Geschicke aber, die nach den göttlichen Rathschlüssen Europas Fürsten und Völker treffen sollten, waren in jener Zeit noch nicht gänzlich erfüllt. — Da kamen denn die geheimen zwischen Napoleon und Alexander I. zu Tilsit verabredeten Friedensartikel allmählig zur Ausführung, indem schon am 2. Februar 1808 die Stadt Rom durch 8000 Franzosen besetzt, trotz allen Protestationen des Papstes am 19. April die Provinzen Urbino, Ancona, Macerata und Camerino mit deren

Königreiche Italien vereinigt, und das Gesetzbuch Napoleons darin eingeführt wurde. Ebenso mußte die Königin von Hetrurien ihre Staaten Toscana, Parma und Piacenza verlassen, die nun gleich Savoyen, Piemont und Genua mit Frankreich selbst vereinigt wurden (30. Mai), worauf auch Murat, der Schwager des Kaisers, den Thron von Neapel bestieg (15. Juli), nachdem sein bisheriger Besitzer Joseph, der Bruder des Kaisers, seine Bestimmung als König von Spanien erhalten hatte. —

Denn dieses unglückselige Land, worin durch die Schwäche und Erbärmlichkeit des Hofes und seiner Regierung, wie auch durch die Feindseligkeit zwischen dem Kronprinzen, seinen Eltern und dem Friedensfürsten der Kaiser Napoleon, die schönste Gelegenheit erhalten hatte, zuerst durch Hinterlist und später durch offene Gewalt sein Ziel zu erreichen, war auch allmählig ihm gänzlich zur Beute geworden, in dem er schon früher 24,000 Spanier unter dem General Romana nach Deutschland, ebenso viele unter dem Marschall Junot nach Lissabon entsendet, und durch jenen Vertrag, der die ganze spanische Armee zu seiner Disposition stellte, die ganze Monarchie wehrlos gemacht hatte. Unter dem Vorwandte, die Armee in Portugal zu verstärken, rückten also eine Menge Franzosen, die jene in dem Vertrage festgesetzte Zahl sehr weit überstieg, in Spanien ein, bemächtigten sich durch Ueberrumpelung der Festungen Barcellona, Figueras, Pampelona und St. Sebastian, und rückten langsam in Spanien vor, nur die Gelegenheit suchend, die sie mit dem Anschein einiges Rechtes aus Verbündeten in Feinde verwandeln könnte. — Diese bot sich nun schnell dar, indem ein zu Madrid künstlich eingeleiteter Aufstand, durch den zuerst der Friedensfürst, als Günstling der Königin, entfernt, dann der König selbst zur Abdankung genöthiget, und die Krone seinem Sohne übertragen wurde, dem französischen Marschall zum Vorwande diente, mit seiner Armee zur Unterstützung des Rechtes nach Madrid zu eilen, wo ihr Erscheinen um so weniger Aufsehen machte, da jede Partei in ihr die gewünschte Unterstützung sich erträumte. Als aber bald hernach Napoleon selbst in Bayonne eintraf, und auch die unter sich so feindselige königliche Familie von Spanien dort

angelangt war, wurde es ihm nicht ſchwer, die Abdankung des Vaters und Sohnes zu Gunſten des Prinzen, den er ernennen würde, zu erlangen, worauf er ſeinen Bruder Joſeph auf den ſpaniſchen Thron, die alte königliche Familie aber mit angemeſſenen Penſionen in den unrühmlichſten Ruheſtand verſetzte.

Allmählig kam aber das ſpaniſche Volk zu der Einſicht, welches loſe Spiel man mit ihm bisher getrieben hatte, und darum zeigten ſich denn allenthalben Empörungen, die durch die Errichtung von Junten uud durch den Beitritt der ſpaniſchen Truppen einen ſehr ernſten Charakter erhielten. Zwar wurden die Spanier in mehreren Treffen geſchlagen; doch die Niederlage des Generals Dupont bei Bayleu, und die Gefangennehmung ſeines ganzen Corps erregte den alten Geiſt der Spanier um ſo mehr, da auch während dieſer Zeit die Engländer mit Heeresmacht in Portugal gelandet waren, und in Verbindung mit den Portugieſen den Marſchall Junot bei Vimeria geſchlagen und zur Kapitulation gezwungen hatten (30. Auguſt 1808). Von nun an entbrannte denn der gräßlichſte Volkskrieg in der ganzen Halbinſel, und von den Engländern mit Truppen, Geld und Waffen unterſtützt, entſpann ſich jener furchtbare Kampf, zu deſſen Beendigung Napoleon ſeine alten ſchlachtgewohnten Schaaren aus Deutſchland dahin entſandte, und ihnen ſelbſt folgte, nachdem er zuvor mit dem Kaiſer von Rußland eine mündliche Abſprache in Erfurt genommen hatte, wobei Deutſchlands neugebackene Könige und Fürſten dem neuen Attila den Hof machten, und ihre ſchmachvolle Unterwürfigkeit ihm perſönlich bezeigten (Sept. 1808). Obgleich er jetzt die Spanier in mehreren Treffen ſchlug, und mit ſeinem Bruder Joſeph in Madrid einzog, ſo erkannte er doch ſchnell, daß ſeine Taktik gegen jene der Spanier nicht ausreiche, und eilte daher mit verhängtem Zügel aus einem Lande, in welchem ſelbſt ſeine ſo gerühmte geheime Polizei gegen den Geiſt der Scävolas, der dort ſogar die Weiber und Kinder beſeelte, ſein Leben nicht ſicher ſtellen konnte (Januar 1809).

So war es denn Spanien, auf das in jener Zeit die Augen von ganz Europa ſich richteten, und die Hochherzigkeit, mit welcher dieſe Nation Saragoſſa und andere Feſtungen vertheidigte,

den kleinen Guerillaskrieg über das ganze Land verbreitete, und mit allen Waffen der Verzweiflung gegen seine Unterdrücker auftrat, erregte auch in manchen deutschen Ländern einen ähnlichen Geist, der in Worten, in Schriften und Thaten sehr vernehmlich sich aussprach und durch das Aufleben ächt deutscher Gesinnungen seinen kräftigsten Stützpunkt vor allem in Oesterreich fand. — Darum darf es uns auch nicht wundern, wenn Oesterreich in diesem, damals ziemlich verbreiteten Geiste einen mächtigen Alliirten erblickte, wenn es auf die treue Hilfe Englands, das schon in Spanien eine große Waffenmacht unterhielt, ihm selbst eine Geldunterstützung von 100 Millionen leistete, und während des Krieges zu einer mächtigen Diversion sich anheischig machte, nun mit Zuversicht sich stützte, überdieß selbst in den so ausgedehnten militairischen Besetzungen von Spanien, Holland, Preußen, Deutschland und Italien die Zersplitterung der französischen Waffenmacht erkannte, und daher im Hinblicke auf seine eigene gediegene Kraft von einem neuen Kriege einen günstigen Erfolg sich versprach. Waren nun diese Gründe schon geeignet, Oesterreichs Entschluß zu bestimmen, so mußte selbst der hochmüthige Ton, den Napoleon in einem Schreiben an Franz I. sich erlaubte, einen Fürsten tief verletzen, der noch Herr von 23 Millionen treuer Unterthanen und eines wohlbestellten Heeres eine solche Sprache nicht dulden durfte, ohne sein und seiner Völker Ehre blos zu stellen. So entflammte denn im Jahre 1809 von neuem der Krieg, jener verhängnißvolle, in welchem das durch frühere Ereignisse schon so sehr geschwächte Oesterreich nun ganz allein gegen den berühmtesten Feldherrn seiner Zeit, jenes gekrönte Haupt, das über die Kräfte von Frankreich, Holland, Italien, Polen und des deutschen Bundes gebot, im Kampfe auftreten, und durch diesen der Welt zeigen sollte, wie es zwar das Glück nicht zu fesseln, doch seine Waffenehre ritterlich zu behaupten vermöge, und wie selbst das größte Unglück ihm zum Heile dienen müsse, da auf ihren geheimen Wegen die Vorsehung solches in sein Glück zu verwandeln weiß.

Oesterreichischer Krieg 1809. — Napoleons Siege an der Donau, und in Italien. — Schlachten bei Aspern, Eßlingen, Wagram. — Friede von Wien. — Vermählung Napoleons mit der Erzherzogin M. Louise.

Schon von Valladolid aus hatte Napoleon den Fürsten des Rheinbundes die strengsten Befehle ertheilt, ihre Contingente marschfertig zu machen, ließ dann bei seiner Ankunft in Paris am 2. Febr. 1809 seine Heere nach Deutschland und Italien aufbrechen, und seinen Gesandten Andreosy von Wien abrufen (28. Febr.). — Die anmaßende Aufforderung: „Oesterreich solle unverweilt seine Heere entlassen, und das System der Volksbewaffnung aufgeben," — beantwortete das österreichische Cabinet mit einer Erklärung, worin es alle so gerechten mittelbaren und unmittelbaren Beschwerden gegen Napoleon, so wie dessen arglistiges, willkührliches, gewaltsames Verfahren aller Orten aufs klarste darlegte, und besonders der Gewaltthaten gegen den Papst und des Kronenraubs in Spanien erwähnte. So zogen sich nun allenthalben die feindlichen Armeen zusammen.

Die österreichische Armee war in neun Corps und zwei Reserven getheilt, von welchen die ersten sechs Corps und die beiden Reserven unter dem Erzherzoge Karl als Generalissimus gegen Deutschland, das siebente unter dem Erzherzoge Ferdinand Karl d'Este gegen Polen, das achte und neunte unter dem Erzherzoge Johann gegen Italien hin den Feldzug eröffneten.

Die Corps der französischen Armee, die sich in Bayern zusammenzogen, und vom Kaiser Napoleon selbst angeführt wurden, befehligten die Marschälle Bessiers, Massena, Lannes, Davoust und Oudinot; Lefebre stand an der Spitze der Bayern, Bernadotte an der Spitze der Sachsen, Vandamme an der Spitze der Würtemberger und Badner. In Italien aber hatte der Vicekönig, Prinz Beauharnais den Oberbefehl über die französische Armee, und unter ihm standen die Generale Macdonald, Grenier und Baraguay d'Hilliers. Das französische Heer bestund in Deutschland aus 150,000 Mann,

worunter über 80,000 Deutſche ſich befanden, jenes in Italien aus 70,000 Mann Franzoſen und Italiener. —

Schon am 6. April ſtellte ſich der Erzherzog Karl an die Spitze ſeiner Armee, und die öſterreichiſchen Heere drangen ſogleich über den Inn in Bayern, bei Lofers und Lienz in Tyrol, bei Udine in Italien ein, wo ſie allenthalben ein ausführliches Kriegsmanifeſt und einen Aufruf an die Völker verbreiteten. In dieſem letzten ſagte der Erzherzog unumwunden: „Wir überſchreiten die Grenze nicht als Eroberer, nicht als Feinde Deutſchlands, nicht um deutſche Verfaſſung, Sitten und Gebräuche zu vernichten, nicht um Thronen zu ſtürzen, und damit nach Willkühr zu ſchalten, nicht um Deutſchlands Habe uns zuzueignen, und deutſche Männer in entfernten Unterjochungskriegen aufzuopfern. Wir kämpfen, um die Selbſtſtändigkeit der öſterreichiſchen Monarchie zu behaupten, und Deutſchland die Unabhängigkeit und Nationalehre wieder zu verſchaffen, die ihm gebühren. Unſer Widerſtand iſt Deutſchlands letzte Stütze zu ſeiner Rettung u. ſ. w.“ Wahre, die damaligen Verhältniſſe Deutſchlands treffend bezeichnende Worte, die aber in jenen Zeiten noch verhallten und nur dann Eingang und Folge fanden, als mehrere Hundert Tauſend Rheinbündler Rußlands und Spaniens Felder düngten.

Nachdem nun in Tyrol ein Volksaufſtand ſich ſehr ſchnell gebildet, und die bewaffneten Tyroler ſchon am 14. April der Stadt Innsbruck ſich bemächtigt hatten, drängten die Oeſterreicher die bayeriſchen Diviſionen bei Landshut zurück, und zogen hierauf in München ein (16. April). Napoleon aber erſchien ſchon am folgenden Tage zu Donauwörth, erließ ſogleich eine heftige Proklamation an ſeine Armee, und eröffnete den Feldzug in ſeiner gewöhnlichen Manier, indem er durch einige glückliche Vortreffen den Muth ſeiner Truppen zu erhöhen ſuchte.

Als Vorſpiel einer größeren Schlacht erfolgten alſo zuerſt die kleinen Treffen bei Pfaffenhofen, bei Peißing und bei Tann, durch welche mehrere öſterreichiſche Diviſionen nach dem tapferſten Widerſtande auf ihre Hauptarmee zurückgedrängt wurden. An der Spitze der Bayern, Würtemberger und der franzöſiſchen

Diviſionen Morand und Gudin warf ſich nun Napoleon auf die Corps des Erzherzogs Ludwig und des Generals Hiller, ſchlug ſie, und durchbrach die Linie der Oeſterreicher, indem er die Verbindung dieſer Corps mit jenen der Generale Roſenberg, Hohenzollern und Lichtenſtein aufhob. Durch dieſen Sieg wurde alſo die eine Flanke der Oeſterreicher gänzlich entblößt, weßhalb Napoleon in einer übermüthigen Proclamation ſogleich erklärte: „Das Haus Lothringen habe aufgehört zu regieren" und eilte dann nach Landshut, um die Oeſterreicher über die Iſar zu werfen. Unter dem Befehl des Generals Moutons drangen hier die Bayern und Franzoſen über die brennende Iſarbrücke in die Stadt ein, und da auch der General Maſſena auf dem rechten Iſarufer heranzog, ſo mußten die Oeſterreicher über Geiſenhauſen und Vilsbiburg ſich zurückziehen.

Während dieſes auf dem linken Flügel der Oeſterreicher vorfiel, hatte aber ihr rechter ſich der Stadt Regensburg bemächtigt, und die dortige Beſatzung zur Kapitulation gezwungen.

Sogleich eilte Napoleon nach dieſer Stadt hin, und warf ſich mit aller Macht auf den Erzherzog Karl, der mit vier Armeecorps bei Eckmühl ſich aufgeſtellt hatte (22. April). Hier umging nun der Marſchall Lannes die Oeſterreicher auf dem linken Flügel, und da ihn die Bayern und die Reiter-Diviſion Montbrün gehörig unterſtützten, trieb er die Oeſterreicher aus allen ihren Stellungen. Dieſe ſetzten jedoch den Kampf bis zur einbrechenden Nacht fort, und zogen ſich dann erſt nach Regensburg zurück. Gleich in der Frühe des folgenden Tages erſchien Napoleon vor der Stadt, ließ die dort aufgeſtellte öſterreichiſche Reiterei durch ſeine Reiter-Diviſionen zurückdrängen, alle Anhöhen beſetzen, und die Stadt beſchießen. Unter dem wüthendſten Kampfe und Gemetzel wurde jetzt Regensburg von den Franzoſen wieder erſtürmt, worauf der Erzherzog Karl auf der linken Seite der Donau ſich zurückzog, mit dem Corps des Generals Bellegarde ſich vereinigte und dann den Weg über Cham und Waldmünchen nach Böhmen einſchlug.

So drängte Napoleon in wenigen Tagen das Centrum des Erzherzogs Karl in einem Treffen bei Tann zurück, iſolirte durch

die Schlacht bei Abensberg den linken Flügel desselben, und setzte ihn durch sein Manöuver bei Landshut ganz außer Gefecht, schlug hierauf die Schlacht bei Eckmühl gegen die vier vereinigten österreichischen Corps und zwang sie durch das Treffen bei Regensburg, über die Donau zu setzen, worauf er das Corps des Marschalls Davouſt zur Beobachtung der Donau zurück ließ, und den Corps der Generale Hiller und Jellachich nacheilte, die nur allein noch auf dem rechten Donauufer standen, und fechtend hinter die Vils sich zurückzogen. Nachdem nun Massena, Lannes und Bessieres über den Inn gegangen waren, zog sich der General Jellachich durch Salzburg nach Tyrol hin, worauf der General Lefebre ihm auf dem Fuße folgte, und Salzburg einnahm (29. April). Der General Hiller ging aber über die Salza, und von da an die Traun, wo er, von drei französischen Corps angegriffen, bei Ebersberg über den Fluß setzte. Als nun hier ein neues Treffen sich entspann, und die französische Division Claparede im Sturmschritt über die Brücke ging, gerieth die kleine, ganz von Holz gebaute Stadt sammt der Brücke in Brand, worauf der wüthendste Kampf in der brennenden Stadt folgte, und die Sieger wie die Besiegten dem Feuertode opferte (3. Mai). Der General Hiller aber, der noch einmal bei Steyer dem Vordringen der Franzosen sich widersetzt hatte (5. Mai), ging zwei Tage hernach über die Donau, und vereinigte sich wieder mit der aus Böhmen herziehenden Armee des Erzherzogs Karl.

So rückten denn am 6. Mai Vandamme in Linz, und Lannes in Mölk ein, und sein Vortrab erreichte schon am am 9. Mai Wien, wo auch Napoleon am folgenden Tag eintraf.

Der Erzherzog Maximilian, Bruder der Kaiserin führte damals den Oberbefehl in Wien, und beschloß die Stadt zu vertheidigen. Indem er also erwartete, daß der Erzherzog Karl die Besitznahme der Stadt verhindern würde, ließ er von der Stadt aus auf die Franzosen, welche die Vorstädte besetzt hatten, feuern, und verwarf jede Aufforderung wegen der Uebergabe der Stadt. Schnell setzten nun die Franzosen über den kleinen Arm der Donau, welcher die Leopoldstadt von Wien trennt, errichteten dort

Batterien, und warfen am 11. Mai 1809 Haubitzgranaten in die Stadt, wodurch vierzig Häuser in der Gegend des Fischthors in Brand geriethen. Als hierauf der Erzherzog Maximilian sich überzeugt hatte, daß jede unmittelbare Verbindung mit dem linken Ufer ihm abgeschnitten werden würde, verließ er mit allen Linientruppen die Stadt, und ließ nach seinem Uebergange über die Donau die Brücke hinter sich abtragen. Hierauf schloß der von ihm ernannte Gouverneur von Wien, der General Oreily, eine Capitulation mit dem feindlichen Marschalle ab (12. Mai), vermöge welcher die österreichische Garnison (3000 Mann Landwehr) kriegsgefangen wurde.

So hatte denn das Glück nochmals den Kaiser Napoleon durch sehr schnelle Erfolge begünstigt, und als Sieger betrat er schon am 13. Mai Schönbrunn, das Schloß seines Gegners. War er aber bisher im Felde stets der Meister seiner Feinde geblieben, so bemeisterte aber jetzt der Hochmuth, die Verblendung und rücksichtsloseste Verfolgungssucht sich auch Seiner, wie er durch Worte und Thaten bald kund gab. Denn schon am 13. Mai erließ er eine Proclamation an seine Soldaten, worin er die österreichischen Prinzen als Meineidige, von Gewissensbissen verfolgte Menschen bezeichnete, die der göttlichen Gerechtigkeit und Strafe verfallen seyen und befahl am 14. Mai die Auflösung der österreichischen Landwehr unter Verlust von Hab und Gut für die Offiziere. Hatte er aber schon am 24. April aus Rache gegen das österreichische Kaiserhaus den deutschen Orden aufgehoben, und seine Besitzungen dem Rheinbunde zugetheilt, so erließ er nun (15. Mai) einen revolutionären Aufruf an die Ungarn, worin er denselben den Frieden und die Integrität ihres Reiches anbot, und sie aufforderte, sich unabhängig zu machen, auf einem Reichstage zusammenzukommen, und einen neuen König zu wählen. Da ihm aber alles dieses noch nicht genügte, und er den österreichischen Kaiser auch als den weltlichen Arm der Kirche und als den Schirmherrn des Papstthums und seines Gebietes für immer beseitigen wollte, so erließ er am 17. Mai ein Decret, durch welches er die weltliche Macht des Papstes gänzlich aufhob, alle seine Länder dem französischen Reiche ein-

verleibte, Rom als eine kaiſerliche freie Stadt erklärte, den Papſt ſelbſt aber mit einer Dotation von zwei Millionen zu einem franzöſiſchen, von ihm abhängigen Kirchenoberhaupte erniedrigte. Kaum war dieſes Decret in Rom angelangt, ſo proteſtirte Pius VII. gegen dasſelbe, „weil er Gott und der Kirche es ſchuldig ſey, die Rechte ſeines Stuhles ſeinen Nachfolgern unverletzt zu überliefern," wobei er und ſeine Kardinäle jeden Gnadengehalt des Kaiſers ablehnten, indem ſie „auf Gott und die Frömmigkeit" der Gläubigen vertrauten. Dieſer Proteſtation folgte am 11. Juni der Kirchenbann über alle Urheber, Verüber, Theilnehmer, Begünſtiger und Rathgeber dieſer Unbilden, Verletzungen und Beraubungen, ſo wie über ihre Nachfolger, bis ſie Genugthuung geleiſtet haben würden — doch ohne Jemanden zu nennen.

Dieſe Bannbulle verwundete den Hochmuth Napoleons allzutief, als daß er nicht gleich Rache nehmen ſollte, weßhalb er am 7. Juli den Papſt Pius VII. durch den General Radet aus Rom wegführen, nach Savona bringen und dort einſperren ließ.

Während alſo Napoleon mit dem Schwerte und der Feder gegen die weltliche und geiſtliche Macht der Kirche, gegen Franz I. und Pius VII. ankämpfte, erregten aber die Tyroler und Vorarlberger, deren Treue gegen Habsburgs Stamm ſeit einem halben Jahrtauſend Nationaltugend und Nationalſtolz geworden iſt, den fürchterlichſten Aufſtand, eroberten Innsbruck, verjagten die Bayern, und machten ſelbſt Streifzüge gegen Kempten, Memmingen und Bregenz hin. Um nun Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, rückten zwei bayeriſche Corps unter Anführung des Kronprinzen und des Generals Wrede in Tyrol ein, erſtürmten die Päſſe Lofers und Strup (11. Mai), ſchlugen den öſterreichiſchen General Chaſteler bei Wörgel (13. Mai), entſetzten die Feſte Kufſtein, und bemächtigten ſich wieder der Stadt Innsbruck, nachdem ſie die Stadt Schwaz im Sturm erobert, geplündert und zerſtört hatten (15. Mai). Kaum war aber der größte Theil der Bayern zum franzöſiſchen Hauptheere abberufen, und fand ſich ſchon auf dem Wege nach Wien, ſo fielen die Tyroler durch die Scharniz abermals in Oberbayern ein, und

nöthigten hierdurch die Bayern, zur Herstellung der Ruhe umzukehren. Die Wuth dieses kräftigen Gebirgsvolkes und seine angestammte Liebe für sein altes Kaiserhaus war aber so groß, und von solcher Dauer, daß selbst nach dem Abzuge der österreichischen Truppen, die durch den bald hernach eingetretenen Waffenstillstand erfolgen mußte, der Aufstand unter dem Major Teimer und dem Gastwirthe Andreas Hofer noch immer fortdauerte, daß durch denselben die Franzosen, Bayern, Sachsen, Würtemberger und Badner bei Wangen, Lindau und Brixen noch bedeutende Verluste erlitten, und derselbe erst lange nach dem Abschlusse des Friedens durch den Einmarsch mehrerer Divisionen Franzosen, durch die Anwendung der größten fast barbarischen Strenge, und durch die Gefangennehmung und Hinrichtung des Gastwirths Hofers selbst (20. Februar 1810) beschwichtigt, und der Grimm des Volkes aus seinen nervigen Armen in seine treue Herzen zurückgedrängt werden konnte.

Aber auch im nördlichen Deutschland entwickelte sich ein Geist der Empörung, der jedoch von keiner so edlen und kräftigen Natur, wie jener in Tyrol, nur als das Werk des blindesten Egoismus und der geheimen Machinationen einiger Wenigen, und darum auch sehr unbedeutend und kraftlos sich zeigte. Denn der Churfürst von Hessen und der Herzog von Braunschweig-Oels hatten nach dem Verluste ihrer Länder nach Böhmen sich geflüchtet, wo der letztere für englische Subsidien sogar ein eigenes Corps warb.

Auf das geheime Betreiben dieser vertriebenen Fürsten entstanden nun in den ehemaligen hessischen, preußischen und braunschweigischen Provinzen des Königreichs Westphalen manche tollen Bauerntumulte, die nach kurzer Zeit unterdrückt, nicht bloß ihren Zweck gänzlich verfehlten, sondern auch die Muthlosigkeit der Empörer und die planlose Abentheuerlichkeit ihrer Führer hinlänglich an Tag legten. Hierher gehören denn des Abentheurer Katts tolles Beginnen gegen Magdeburg, von Dörnbergs unkluges und selbst treuloses Unternehmen in Hessen, Schills und Braunschweigs zwar glänzende, aber zwecklose Züge, da ihnen allenthalben der erwartete Zulauf und die allgemeine

Insurrektion in Westphalen und Preußen entging, und daher ihre Vertreibung und die bekannten Fußilladen bei Wesel, Braunschweig, Kassel und Magdeburg die nothwendigen Folgen waren (April und Juni).

Während dieses in Tyrol und dem nördlichen Deutschland vorging, war das österreichische Armeecorps unter dem Erzherzoge Ferdinand am 15. April in das Gebiet des Großherzogthums Warschau eingerückt, schlug den General Poniatowsky bei Raszye (19. April), und nahm die Hauptstadt Warschau in Besitz. Da aber der polnische General sich nach Galizien warf, Lublin, Sendomir, Zamosc und die Stadt Zaroslaw besetzte (14.—24. Mai), auch die Russen, auf deren Hilfe Oesterreich gerechnet zu haben schien, mit einer Armee in Galizien einrückten, zog sich der Erzherzog Ferdinand langsam nach Mähren zurück, und seine Kriegsoperationen erhielten durch den allgemeinen Waffenstillstand ein Ende.

Eben so hatte auch in der Zeit, worin der Erzherzog Karl den Krieg an der Donau begann, der Erzherzog Johann die Feindseligkeiten gegen das französische Heer in Italien eröffnet. Am 15.—18. April besiegte er bei Sacile, Pardenova und Castelfranco den Vicekönig von Italien, und warf ihn über die Piave. Als er aber mehrere Divisionen seiner Armee zur Vertreibung des Generals Marmont aus Dalmatien, und zur Beobachtung der Plätze Venedig und Palmanova entsendet, der Vicekönig aber sehr bedeutende Verstärkungen erhalten hatte, auch die Unfälle an der Donau beiden Heeren bekannt geworden waren, sah sich der Erzherzog Johann zum Rückzuge genöthigt, den er zwar in guter Ordnung, doch nicht ohne bedeutende Verluste machte, und endlich über Raab in der Umgegend von Preßburg eintraf.

Indem wir also die Nebenscenen dieses großen Kampfes, worin das früher so sehr geschwächte Oesterreich eine ungeheure Kraft entwickelte, und zu gleicher Zeit an der Donau, in Italien, in Dalmatien, in Polen, Sachsen und Franken seine Fahnen wehen ließ, nur flüchtig berührten, kehren wir auf jenen Kriegsschauplatz zurück, auf dem durch die Talente der Heerführer, wie

durch die Stärke der Heere die eigentliche Entscheidung erfolgen mußte. Da die Donau noch immer die beiden Heere trennte, setzte also Napoleon mit allen seinen Streitkräften bei Wien über den Fluß, und stellte seine Schlachtlinie zwischen Aspern und Eßlingen auf (20. und 21. Mai). Hier trat ihm sogleich der Erzherzog Karl entgegen, und entwickelte die ganze Kraft des österreichischen Heeres. Von beiden Seiten wurde mit der äußersten Wuth bis tief in die Nacht gefochten, und als am 22. Mai kaum der Tag graute, erneuerten die Oesterreicher ihre Angriffe auf die Dörfer Eßlingen und Aspern. Dieser Schlachttag gehört daher unter jene, in denen die gewohnte Tapferkeit eines Heeres durch eine eigene Todesverachtung eine übergewöhnliche Begeisterung erhält, und die Tapferkeit ein Gemeingut wird, das Hohe und Niedere vorwärts treibt. So setzten sich denn alle österreichischen Divisionen in Bewegung, griffen die ganze Linie der französischen Armee an, und suchten sie zu umgehen. Da befahl Napoleon den vereinigten Grenadieren des Generals Oudinot und den Divisionen St. Hilaire und Boudet, das Centrum der Oesterreicher zu durchbrechen, wobei Bessieres den Angriff mit der Reiterei unterstützen sollte. Gegen den fürchterlichen Andrang dieser gewaltigen Masse abgehärteter Krieger stämmte sich nun mit beharrlichem Muthe der Erzherzog Karl, und als das Bataillon Zach im fürchterlichsten Gemetzel zu wanken begann, ergriff er selbst dessen Fahne, und zwang den Feind von der Durchbrechung der österreichischen Linie abzustehen, und das Schlachtfeld zu räumen.

Als aber noch gar durch den Druck schwimmender Bäume, Flöße und Schiffsmühlen, die der Erzherzog Karl in die Donau hatte bringen lassen, die französischen Brücken zerstört waren, und durch die unterbrochene Verbindung mit Wien der französischen Armee die Munition ausging, zeigte sich in derselben der Muth der Verzweiflung, und nach einem dreißigstündigen Kampfe hörte erst Abends um 9 Uhr das entsetzlichste Blutbad auf.

Während der Nacht zog die französische Armee vom linken Ufer der Donau wieder auf die Insel Lobau zurück, ließ 17,000 Gewehre, 3000 Küraſſe, 5000 Verwundete in den Händen der

Sieger, und hatte nebst dem Verluste so vieler Kerntruppen (30,000 Todte und Verwundete) den Tod des Marschalls Lannes und der Generale d'Espagne, St. Hilaire und Albuquerque zu beklagen.

Einen solchen Widerstand hatte Napoleon nicht erwartet, und durch das große Unglück, das seine Armee betroffen, gereizt und vorsichtiger gemacht, bot er nun alles auf, um seine Armee durch französische und deutsche Truppen zu verstärken, die Insel Lobau in den besten Vertheidigungsstand zu setzen, und durch drei neue, und gehörig verwahrte Brücken die Verbindung mit dem rechten Donauufer und den dortigen Magazinen zu sichern. Eben so deckte auch der Erzherzog Karl sein Heer mit mächtigen Verschanzungen, die er zu Aspern, Eßlingen und Enzersdorf errichten ließ. So trat denn mehrere Wochen hindurch eine Waffenruhe zwischen den beiden Hauptheeren ein, während welcher aber der Vicekönig von Italien am 14. Juni den Erzherzog Johann und seinen Bruder, den Palatin Joseph bei Raab in einem blutigen Treffen schlug, und ihn zwang, nach Comorn zurückzuziehen. Auch die Stadt Raab mußte nach einem mehrtägigen Bombardement am 22. Juni kapituliren, und Preßburg wurde vom 27.—29. Juni beschossen. Minder glücklich jedoch waren die Franzosen vor Grätz, indem der österreichische General Giulay die belagerte Feste entsetzte, und den Marschall Marmont zwang, Zeng und Fiume zu verlassen.

Napoleon aber, der seit den Unfällen vom 21. und 22. Mai seinem Glücke mißtraute, und den über ihn ausgesprochenen päpstlichen Bannfluch in den Augen seiner Völker lächerlich machen, und durch glückliche Erfolge ihm Hohn sprechen wollte, zog das ganze italienische Heer unter dem Prinzen Eugen noch an sich, wodurch seine Armee eine Stärke von 180,000 Streitern gewann. Zugleich ließ er einen ungeheuern Artilleriepark von vielen hundert schweren Kanonen aufstellen, die Depots mit Munitionen jeder Art im Ueberfluß versehen, die schon geschlagenen Schiffbrücken mit noch drei anderen vermehren, und eine Menge Barken, Föhren und Flöße auf die Donau bringen.

Als alles in Bereitschaft war, befahl Napoleon den Uebergang in der Nacht vom 4.—5. Juli, und sein ganzes Heer über-

schritt die Donau, während eine höhere Stimme durch das gräßlichste Blitzen und Donnern, wie später am Niemen, sehr laut und bedeutsam sich aussprach. Da er hinter den österreichischen Verschanzungen seine ersten Landungen machen ließ, so wurden diese unnütz, und er griff demnach das österreichische weit schwächere Heer an dem äußersten Ende seines linken, nicht gehörig gedeckten Flügels mit aller Macht an (5. Juli). Doch die Oesterreicher schlugen sich mit dem größten Muthe gegen die andringende feindliche Heersäule, und obgleich diese schon das zweite Treffen der österreichischen Linie durchbrochen hatte, so wurde sie doch am Abend auf dem Plateau von Neusiedel mit sehr bedeutendem Verluste zurückgeworfen, und beide Armeen blieben die Nacht vom 5.—6. Juli unter dem Gewehre.

Kaum fing aber der Tag am 6. Juli zu grauen an, so stellte sich das ganze französische Heer in der Weite eines starken Kanonenschusses auf, und die große Schlacht von Wagram begann mit der heftigsten Kanonade auf der ganzen Linie. Nun setzte sich der rechte Flügel der Oesterreicher in Marsch, um den linken Flügel der Franzosen auf die Brücken der Lobau zurückzuwerfen. Im Sturmschritt nahm er demnach Adlerklau, vertrieb den Feind aus Süßenbrunk, Breitenlehr und Hirschstetten, schlug die feindlichen Colonnen in die Flucht, drang bis Aspern, Eßlingen und Enzersdorf vor, bemächtigte sich der am vorigen Tage verlassenen Verschanzungen wieder, eroberte 10 Kanonen, einen Adler nebst mehrern Fahnen, und machte einige 1000 Gefangene.

Indessen also der linke Flügel der Franzosen wich, behauptete aber das französische Centrum, wo der Kaiser Napoleon unter seinen Augen 60,000 Mann in mehreren Treffen aufgestellt und gegen die siegenden Oesterreicher 100 Kanonen im Trabe und zur Aufstellung auf halbe Schußweite entsendet hatte, nicht bloß seine Stellung, sondern der französische Kaiser verlängerte auch seinen rechten Flügel immer mehr, bis er gegen Mittag den linken Flügel der Oesterreicher mit einer überlegenen Macht von Cavallerie und vielem Geschütz überholt hatte, wodurch dieser jetzt ganz umgangen und überwältigt wurde, indem der Erz-

herzog Johann von Marcheck her noch nicht angelangt war, und erst vier Stunden später eintraf.

Hierdurch kam aber allmählig das Centrum der Oesterreicher in das Gedränge, und wurde in der Flanke und dem Rücken aufgerollt. Auch ihr siegender rechter Flügel mußte sich jetzt beeilen, eine rückgängige Bewegung zu machen, um von dem Centrum der Armee nicht abgeschnitten zu werden. So zog sich denn das ganze österreichische Heer in der größten Ordnung zurück, nachdem es bis zum 11. Juli, wo ein Waffenstillstand abgeschlossen wurde, noch sehr hartnäckige Gefechte bei Hollabrunn und Znaym geliefert hatte.

Wenn gleich nicht glücklich, endete doch diese, den ganzen Feldzug entscheidende Schlacht bei Wagram zur größten Ehre Oesterreichs, und die Zahl der Todten und Verwundeten, die jeder Theil hatte, zeigt von der Hartnäckigkeit, mit der man gefochten. Selbst der Sieger gestand später, daß er an diesem Tage erst recht erkannt habe, was Oesterreich durch seine Waffenmacht vermöge.

Nachdem also, dem Antrage Franz I. gemäß, zwischen dem Fürsten Lichtenstein und Marschall Marmont zu Znaym der Waffenstillstand für einen Monat abgeschlossen war, wurde er durch Eilboten allen österreichischen Corps bekannt gemacht, worauf der Herzog von Braunschweig-Oels mit seinen Schaaren aus dem Königreich Sachsen entwich, und nach der Weser flüchtete. Der österreichische General Am ende aber räumte am 21. Juli die Hauptstadt Dresden, zog nach Böhmen, und so fand dieser blutige Feldzug, und wie es nach kurzer Zeit sich zeigte, auch das Unglück Oesterreichs sein entschiedenes — Ende.

Durch diesen Waffenstillstand war aber auch die Demarkationslinie zwischen beiden Heeren bestimmt worden. Sie lief von der Grenze zwischen Böhmen und Oesterreich, mit Einschuß der Kreise von Znaym und Brünn, in einer Richtung fort, welche von der Grenze von Mähren bis nach Raab festgehalten wurde, so daß diese Linie Preßburg und den Kreis von einer Stunde um diese Stadt, die Donau bis zur Mündung der Raab ein-

schloß, und von da längst des Raabflusses bis an die Grenze von Steiermark, mit Einschluß von Steiermark, Krain, Istrien und Fiume, fortlief. Außerdem mußten die Citadellen von Brünn und Grätz und das Fort von Sachsenburg den Franzosen übergeben, so wie auch die Oesterreicher aus Tyrol und Vorarlberg zurückgerufen werden. In Hinsicht auf Polen sollten beide Heere die Linie behalten, die sie am Tage des Waffenstillstandes gehabt hätten.

Durch diese Bestimmungen war denn mehr als ein Drittheil der österreichischen Monarchie in den Händen der Franzosen und ihrer Verbündeten, die durch die unerschwinglichsten Kriegscontributionen das Land aussangten, indessen die andern zwei Drittheile die ungeheuersten Anstrengungen zur Ergänzung des Heeres machten.

Während der Erzherzog Karl seine Feldherrnstelle am 30. Juli aufgab, und der Fürst von Lichtenstein den Oberbefehl der Armee übernahm, traten die Grafen Champagny und Metternich auf dem Schlosse zu Altenburg in Ungarn zusammen, um wegen des Friedens eine Uebereinkunft zu treffen. Doch der Faden ihrer Unterhandlungen zerriß sehr oft, indem der eine Theil zu viel forderte, der andere zu wenig bot, überdieß auch die englische Expedition nach der Schalde, so wie die schnell anwachsenden Streitkräfte des österreichischen Heeres und der ernsthafte Armeebefehl des Kaisers Franz I. vom 16. Okt. den Grafen Metternich bestimmen mußten, den Friedensabschluß möglichst hinzuhalten, bis etwa der Eintritt eines glücklichen Zufalls bei Oesterreich eine kräftigere Sprache erlaubte, bei Frankreich aber ein geschmeidigeres Nachgeben räthlich machen würde.

Von Woche zu Woche wurde also der Waffenstillstand verlängert, und gegen seine frühere Gewohnheit schien selbst der französische Kaiser mit dem Friedensbeschlusse nicht zu eilen, mehr in Wien als in Paris sich jetzt zu gefallen, und über Pläne zu brüten, die er besser in den Salons von Schönbrunn, als in jenen der Tuillerien zur Reife bringen konnte.

Als jedoch der Landungsversuch der Engländer auf der Insel

Walchern gänzlich mißlungen war, ein längerer Verzug des Friedensabschlusses die Bedrängnisse der österreichischen Länder auf das äußerste vermehrte, so sendete Franz I. den Fürsten von Lichtenstein an den Kaiser Napoleon, um mit diesem persönlich wegen des Friedens zu unterhandeln, worauf derselbe auch am 14. Okt. von dem Grafen Champagny und dem Fürsten Lichtenstein zu Wien abgeschlossen und unterzeichnet wurde. In diesem Frieden entsagte Oesterreich den Gebieten und den Titeln von Salzburg und Berchtesgaden, dem Innviertel mit Braunau, und dem Hausruckviertel, um künftig einen Theil des rheinischen Bundes auszumachen, worüber Napoleon zu Gunsten der Fürsten dieses Bundes verfügen werde. Es entsagte ferner dem Villacher Kreise in Kärnthen, dem Herzogthum Krain, dem Triester Gebiete, der Grafschaft Görz und dem Friaul, wie auch 6 Militairbezirken von Kroatien, Fiume, dem ungarischen Littorale und dem österreichischen Istrien, so daß der Thalweg der Sau die Grenze wurde. Noch verzichtete Oesterreich auf die in Graubünden eingeschlossene Herrschaft Razuns und überließ an Sachsen die zu Böhmen gehörenden, aber in dem Gebiete des Königreichs Sachsen liegenden, Pfarreien und Dorfschaften von Guntersdorf, Taubentrocke, Gerlachsheim, Leutersdorf, Schiegiswalde und Winkel. Mit dem Herzogthume Warschau ward vereinigt ganz Westgalizien, die Stadt Krakau mit einem Bezirke um die Stadt Krakau auf dem rechten Ufer der Weichsel, und der Zamoscer Kreis in Ostgalizien. Durch Wieliczka, dessen Salzwerke Oesterreich und Warschau gemeinschaftlich gehören sollten, wurde die Grenzlinie zwischen beiden Staaten gezogen. — Auch ward in Ostgalizien ein Strich Landes mit einer Bevölkerung von 400,000 Seelen, mit Ausnahme der Stadt Brody, für Rußland ausgesetzt. Die minder wichtigen Bedingungen dieses Friedens waren, daß, nachdem der deutsche Orden von Napoleon in den Staaten des Rheinbundes aufgehoben worden war, der Erzherzog Anton auf die Groß-Meisterwürde desselben Verzicht leistete, und die Veränderungen in den Besitzungen desselben anerkannte; daß die Tyroler und Vorarlberger von Frankreich und die Bewohner von Ostgalizien, welche unter öster-

reichiſche Herrſchaft zurückkehrten, von Oeſterreich Verzeihung erhielten, und daß die Kriegsgefangenen in Maſſe binnen 40 Tagen ausgewechſelt werden ſollten. Frankreich garantirte die Beſitzungen Oeſterreichs, wie ſie in dieſem Frieden geblieben waren. Oeſterreich erkannte dagegen alle Veränderungen an, welche in Spanien, Portugal und Italien ſtatt gehabt hatten und ſtatt finden würden, ſo wie dieſer Friede zugleich für die Könige von Spanien, Holland, Neapel, Bayern, Würtemberg, Sachſen, Weſtphalen, für den Fürſten Primas, die Großherzoge und die übrigen Fürſten des Rheinbundes gelten ſollte. — Noch verſprach Oeſterreich bis zum Seefrieden dem von Frankreich und Rußland angenommenen Ausſchließungsſyſteme Englands vom Continente beizutreten.

Durch dieſen traurigen Frieden, den Napoleon am 15., und Franz I. am 18. Oktober ratificirte, und über den der letztere in einem Armeebefehl vom 24. Okt. wie ein zärtlicher Vater ſich ausſprach, verlor alſo Oeſterreich an den Rheinbund ſein Salzburg, das Inn- und Hausruckviertel, und die Grenzen des Landes wurden immer der öſterreichiſchen Hauptſtadt näher gebracht, deren Feſtungswerke die Franzoſen bei ihrem Abzuge ſchon größtentheils geſprengt hatten. — Durch Aufhebung des deutſchen Ordens verlor es auch den Ueberreſt ſeines Einfluſſes auf Deutſchland, durch Herausgabe ſo vieler Feſtungen und Gebirgspäſſe, alle ſeine feſten Punkte gegen Italien und Bayern hin, und durch Abtretung der Städte Trieſt und Fiume ſeine einzige unmittelbare Verbindung mit dem Meere. So wurde auch durch den ihm entriſſenen größten Theil von Polen, das Großherzogthum Warſchau als eine Macht von vier Millionen Seelen feindlich ihm entgegengeſtellt, indeſſen der ganz auf ſeine Koſten neu errichtete Staat von Illyrien ſein Kroatien bedrohte, Ungarn den Einflüſterungen Frankreichs bloßſtellte, und letzteres ſogar auf dem feſten Lande mit der Türkei in Verbindung ſetzte.

In zehn Feldzügen hatte alſo Oeſterreich zwar mit großer Ausdauer und Ehre, aber auch mit großem Unglücke ſich geſchlagen; Hundert Tauſende von Menſchen waren gefallen, Hundert Tauſende verſtümmelt in ihre Heimath zurückgekehrt; Mil-

lionen der älteſten Kinder Oeſterreichs waren dem Staate entriſſen, die ſchönſten Gegenden der Monarchie verheeret, und bei den größten Verluſten in den Staatsmitteln die Summe des Papiergeldes auf 1060 Millionen herangewachſen, und woher ſollten in dieſen ſo großen Bedrängniſſen der gute Fürſt und ſein treues Volk noch Hilfe erwarten? — Doch verzweifle keiner je, dem in des Schickſals dunkler Nacht die letzten Hoffnungsſterne ſchwinden! Denn was Menſchen nicht vermögen, vermag doch Gott. Gefiel alſo die ſiegende Sache der Hölle, ſo gefiel aber die Beſiegte dem Himmel, und da Franz I. als weltliches, Pius VII. als geiſtliches Oberhaupt der Kirche, ihre menſchlichen Pflichten erfüllt hatten, da beide auf den vertrauten, der ſeiner Kirche den Beiſtand bis an das Ende der Welt verheißen hat, ſo kam es nun auch dieſem zu, ſein Verſprechen zu erfüllen, und wahrlich er hat es ſchnell und in dem vollſten Maaße — erfüllt.

Darum zeigt uns denn nach dem Abſchluſſe des Wiener Friedens die Geſchichte ſolche Erſcheinungen, deren Möglichkeit vor demſelben jeder Diplomate abgeläugnet haben würde, und die in kurzer Zeit dahin führten, daß auf die unerwarteſte Art die Verhältniſſe des Siegers und Beſiegten gänzlich ſich änderten. Als daher Napoleon in ſeinem geſteigerten Uebermuthe zu Wien den Orden der drei goldenen Vließe errichtet (15. Auguſt), ſeinen neuen Eroberungen die weitere Beſtimmung gegeben, Illyrien organiſirt und in ſieben Provinzen eingetheilt hatte, befahl er den Abzug ſeiner Armee, und eilte nach Paris, um dort den Weihrauch ſeiner Schmeichler in vollen Zügen zu ſchlürfen, und durch die Auflöſung ſeiner Ehe mit der Kaiſerin Joſephine auch den Weg zu einem Ehebündniß mit einer gebornen Prinzeſſin ſich zu eröffnen, und dem Standpunkte, den ſein Degen ihm verſchafft hatte, auch durch eine erhabene Verwandtſchaft den höchſt möglichſten Glanz zu geben (15. Dez.).

Was daher nach ſo fürchterlichen Kriegen, nach ſo verderblichen Friedensſchlüſſen und jenen für das öſterreichiſche Haus ſo ehrenrühreriſchen napoleoniſchen Proclamationen die kühnſte Diplomatie nicht für möglich gehalten haben würde, zeigte ſich

jetzt zum Erstaunen der Welt, indem Napoleon, der bisher alles aufgeboten hatte, um Oesterreich zu schwächen, zu verkleinern und wehrlos zu machen, der selbst die Moralität und Redlichkeit des alten Kaiserhauses zu besudeln, sich nicht entblödete, mit einmal um die Hand der Erzherzogin Maria Louise, der ältesten Tochter Franz I., anhalten ließ, und solche auch erhielt. Hierdurch trat nun jene hohe Bestimmung, jenes erhabene menschenfreundliche Loos der österreichischen Prinzen und Prinzessinnen, das Band des Vereines oder der Versöhnung um die Völker zu schlingen, und durch Heirathen sowohl zu erwerben, wie zu erhalten, wieder in seiner vollen Kraft und Giltigkeit ein, und ließ auch das Ehebündniß der Maria Louise mit Napoleon keinen Ländererwerb hoffen, so führte es doch die fernere Erhaltung und Ruhe des österreichischen Staates und eine bessere Aussicht für die Zukunft herbei. So löschte denn die Hochzeitsfackel nicht bloß die Kriegsfackel völlig aus; sondern mit dem Wechsel der Ringe wechselten selbst Frankreichs und Oesterreichs Geschicke, und jene Habsburgerin, die mit zarter Hand im Buche des Schicksals das Blatt wandte, schlug eben hierdurch für Oesterreich wieder die Glückseite auf.

Während also Kaiser Franz I. und sein treues Volk das große Mißgeschick, das sie betroffen, mit christlicher Ergebung und Geduld ertrugen, Maria Louise durch ihre Ehe wenigstens jede weitere Feindseligkeit abhielt, der Graf Metternich das Schiff des Staates durch die Klippen der Zeit mit Weisheit lenkte, und Oesterreichs Waffenmacht, die alte Waffenehre anspruchlos behauptend, jedem äußeren Feinde Ehrfurcht gebot, wurde aber das Verhältniß Napoleons durch seinen Uebermuth und seine Verblendung täglich gespannter und verwirrter. — Als nun seine Gemahlin ihm noch gar einen Prinzen gebar (20. März 1811), der schon in der Wiege als König von Rom begrüßt, auch einen römisch-französischen Kaiser in der Zukunft erwarten ließ, so wähnte der Verblendete eben hierdurch seine Herrschaft für immer gesichert, und häufte nun Fehler auf Fehler, Gewaltthaten auf Gewaltthaten, und übte das größte Unrecht, um zu zeigen, daß er von der Herrschaft Gebrauch zu machen

wiſſe *). Ihm galt fortan kein Vertrag mehr, und wie er Frankreich umfaßte und beherrſchte, ſo wollte der Schwindler nun auch ganz Europa umfaſſen und beherrſchen. Durch fortwährende Territorialveränderungen ſuchte er alſo jedes moraliſche Band zwiſchen den Völkern und Fürſten zu löſen oder zu hindern, und durch eine allgemeine Gleichgiltigkeit gegen jeden neuen Herrn die franzöſiſche Weltherrſchaft wünſchenswerth zu machen. Er machte daher Schenkungen, und nahm ſie zurück, ernannte Könige, und verjagte ſie wieder, erkannte keine Staaten und Völkervereine, keine Rechte und Intereſſen, keine Religion und keine religiöſen Inſtitutionen, als die ihm beliebten, und band auf dieſe Art mit dem Himmel und der Erde zugleich an.

So hob er denn die frühere Ernennung des Kardinals Feſch als Nachfolger des Fürſten Primas auf, vermehrte durch das Fürſtenthum Fulda und die Grafſchaft Hanau die Beſitzungen deſſelben ſehr bedeutend, und machte ſie zu einem Großherzogthum, worin er als Nachfolger den Prinzen Eugen, Vicekönig von Italien, beſtimmte.

Da ihm auch die Regierung in Holland mißfiel, und er dieſerwegen mit ſeinem Bruder, dem Könige Ludwig, haderte, weßhalb dieſer unvermuthet der Regierung zu Gunſten ſeiner Gemahlin und ſeines älteſten Sohnes entſagte, und nach Oeſterreich, dem bekannten Zufluchtsorte aller unglücklichen Fürſten, ſich zurückzog, ſo ſprach Napoleon nicht bloß die Vereinigung Hollands (6. Juli 1810), ſondern auch aller andern zwiſchen der Nordſee und der Elbe gelegenen Länder mit Frankreich aus, bezeichnete Amſterdam als die dritte Hauptſtadt des Reichs, verwandelte den holländiſchen Reunionsorden in einen franzöſiſchen, und gab überdies ſeine Einwilligung, daß der Marſchall Bernadotte, der Schwager ſeines Bruders, vermöge der auf ihn gefallenen Wahl als künftiger Thronfolger in Schweden, zur Annahme derſelben dahin ſich verfüge.

Auch die Republik Wallis wurde am 12. Nov. 1810 mit Frankreich vereinigt, und als Grund hiezu angeführt, weil in

*) Perinde quasi injuriam facere, id demum esset imperio uti. Tac.

ihr Anarchie herrsche, und sie die ihr auferlegten Bedingungen in Hinsicht der Straße über den Simplon nicht erfüllt habe, weßhalb denn hier zum erstenmal als Strafe erschien, was bei allen andern Einverleibungen bisher als das höchste Glück bezeichnet wurde.

Und Napoleon, der allmächtige Lenker der Dinge, der Erschaffer und Vertilger der Staaten, der glückliche Gatte und Vater, betrachtete jetzt die Karte von Europa, sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, sein antichristlicher Dünkel fand alles sehr gut.

Er war der Mittelpunkt von Frankreich, Frankreich aber der Mittelpunkt von Europa. Er hatte den größten Theil der Küsten dieses Welttheils in Besitz, die in dreißig Seedepartemente vertheilt, ihm die nöthigen Soldaten und Matrosen für seine Flotten lieferten, um England beständig im Athem und in der Besorgniß zu erhalten. Er bediente sich Spaniens als Kriegsschule für seine jungen Conscribirten, und zugleich als Schröpfkopf, um das wilde Blut seiner Deutschen und Italiener abzuzapfen. Er gängelte Polen mit der Aussicht einer Herstellung ihres Reiches, und erwies ihnen die Ehre, unter seiner Fahne zu verbluten. Er behandelte Preußen gleich einer Drathpuppe, die er nach Gefallen zerrte und zog, warf seine gnädigen Blicke auf die hilfsbedürftige Türkei hin, und besaß in seiner Gemahlin und seinem Sohne die Garantie für die fernere Ruhe von Oesterreich, während die unglücklichen Rheinbündler den französisch-kaiserlichen Veitstanz mit dem obligaten „Vive l'empereur“ durchmachten. So blieben ihm denn auf dem Continente nur noch zwei mächtige Feinde, deren Bekämpfung, Besiegung und Demüthigung er selbst für seine Person als eine Ehrensache betrachtete.

Es war dieses der Papst, der sich erfrecht hatte, ihn, den Allmächtigen, mit dem Bannfluche zu belegen, und diesen weder zurückgenommen, noch weniger in Demuth ihn um Verzeihung gebeten hatte.

Es war der Kaiser von Rußland, der die Continentalsperre gegen England nicht so strenge hielt, wie er zu Tilsit und Erfurt

verſprochen hatte, der die Vergrößerung des Großherzogthums Warſchau, die Beſetzung des ſchwediſchen Thrones mit einem Franzoſen und Verwandten der kaiſerlichen Familie, und die Einverleibung des Herzogthums Oldenburg ſehr übel nahm, überdieß auch ſeinen Heirathsantrag mit der Großfürſtin Katharina abgelehnt hatte, obgleich ihm als Gunſtbezeigung Napoleons ſchon im Frieden von Tilſit und Wien auf Koſten von Preußen und Oeſterreich große Länderſtrecken überwieſen worden waren.

Um demnach den Papſt, der, wenn gleich gefangen und mißhandelt, doch ſeiner Würde und ſeinen Pflichten nichts vergab, mit den Waffen der Kirche anzugreifen, verſammelte er am 17. Juni 1811 in der Kirche Notre Dame zu Paris 6 Kardinäle, 12 Erzbiſchöfe und 77 Biſchöfe, und glaubte jetzt durch dieſes große Nationalconcilium ſolche Dekrete zu erhalten, durch die er die Gewalt des Papſtes brechen, und ſeine weltliche Macht über die geiſtliche erheben könnte. Doch vergeblich war all ſein Streben, und ſeine Machinationen und Drohungen ſcheiterten ſchnell an dem Felſen Petri und der Kernſprache jenes Droſte von Viſchering, deſſen Name auch in den neueſten Zeiten mit erneuertem Glanze ſtrahlt, und der einzige Beſchluß des Conciliums war, nichts zu beſchließen, und ihre unrechtliche Zuſammenkunft durch ein rechtliches Auseinandergehen wieder gut zu machen.

Indem alſo Napoleon in jenem Gebiete, in welchem ſein Schwert nichts vermochte, den kürzeren zog, und die Katholiken aller Länder den fürchterlichen, am Himmel ſtrahlenden Kometen als die Zuchtruthe des großen Gebannten bezeichneten, bot er nun alles auf, um in ſeinem, gegen Rußland beſchloſſenen Kampfe mit der größten Kraft zu erſcheinen. Durch einen Vertrag vom 24. Februar 1812 verpflichtete er demnach Preußen mit einem immer vollzähligen Hilfsheer von 20,000 Mann ſeiner großen, gegen Rußland anrückenden Armee ſich anzuſchließen. Ein ähnlicher Vertrag wurde auch für ein Hilfsheer von 30,000 Mann mit Oeſterreich unter dem 14. März abgeſchloſſen, und ſowohl dieſem wie auch dem andern als Entſchädigung der Kriegskoſten Ländervergrößerungen oder Herausgabe früher abgenommenen Länder verſprochen.

Indeſſen nun alle Truppen nach dem Norden zogen, reiste Napoleon mit ſeiner Gemahlin nach Dresden, wo auch der Kaiſer und die Kaiſerin von Oeſterreich, der König von Preußen und alle übrigen Bundesfürſten eintrafen, und wo nebſt dem Zwang, der ſie dort hinzog, auch ein ſolcher in dem Ton und der Etikette des napoleoniſchen Hofes herrſchte, daß der Unwille bei den meiſten Fürſten eine tiefe Wurzel faßte, und der König von Würtemberg, ſelbſt ohne Abſchied zu nehmen, von dort ſich entfernte.

Während alſo die von Oeſterreich, Preußen und anderen Staaten Deutſchlands gelieferten Contingente, ſowie auch die polniſchen, italieniſchen und neapolitaniſchen Diviſionen, nebſt einigen ſpaniſchen und portugieſiſchen Regimentern der großen franzöſiſchen Armee ſich anſchloſſen, und an den ihnen bezeichneten Sammelplätzen anlangten, erſchien auch Napoleon in ſeinem Hauptquartier zu Wilkowiszky (22. Juni), und eröffnete den zweiten polniſchen Krieg mit einer Proclamation, worin er über die Macht des Verhängniſſes, das Rußland hinreiße, über das Schickſal, das bei jenem in Erfüllung gehen müſſe, ſich ausſprach, und nicht ahnte, daß er ſein eigenes Geſchick bezeichne, und daß er ſelbſt die höheren Stimmen verkenne, die für ihn, wie für ſein Heer warnend ſich vernehmen ließen. Denn gerade bei dem Uebergang über den Niemen ſtürzte ſein edles Berberroß unter ihm zuſammen, und warf den Verblendeten auf das Ufer des ruſſiſchen Grenzfluſſes hin. Auch trat, wie früher bei dem Uebergang über die Donau, nun auf einer Strecke von dreißig Meilen das fürchterlichſte Gewitter ein, auf welches eine ſolche Kälte folgte, daß in der Nacht darauf zehn Tauſend todte Pferde in den Bivouaks lagen. Durch die vielen auf dem Wege zurückgelaſſenen Kanonen, Bagagewagen ꝛc. glich aber ſchon ſein Hinmarſch dem übereilteſten Rückzuge, und der Zwieſpalt unter den Generalen wie auch der größte Mißmuth unter den Soldaten zeigten den ſchlechteſten Geiſt in dem Heere. Ihm ſelbſt fehlte allenthalben die frühere Entſchiedenheit, Raſchheit und Entſchloſſenheit: er betrog die Polen in ihren Erwartungen wegen Herſtellung ihres Reiches; er betrog ſeine Generale in ſeinem

Versprechen, an dem Dnieper Halt zu machen; er betrog sich selbst, indem er durch den überall eintretenden Rückzug der Russen sich verleiten ließ, ihnen immer nachzurücken. So zog der Verblendete und mit dem Bannfluch Belastete seinem Geschicke unaufhaltsam entgegen, gewann noch die große, überaus blutige Schlacht an der Moskwa (7. Sept.), in der er nicht einmal durch seine Garde den Sieg vollständig machen ließ, und rückte am 14. Sept. in das von seinen Bewohnern verlassene Moskau ein. Der Geist aber, der vor Jahren die Spanier in Saragossa erfüllte, wandelte jetzt unter den Russen umher, und die Eroberung, nach der sein Herz so sehr sich gesehnt hatte, ging vor seinen Augen in Rauch auf. Einmal aber verblendet, und von der Rache des Himmels verfolgt, dachte er nicht an den russischen Winter, und der sonst so Verschlagene ließ sich jetzt von der russischen Politik fünf Wochen in das verbrannte Moskau hinbannen, und versäumte hierdurch die kostbarsten Augenblicke zu seiner und seines Heeres Errettung. Erst am 19. Oktober begann er jenen weltberühmten, für alle Völker des Westen so traurigen und dabei so lehrreichen Rückzug, auf welchem er seine ganze Armee sammt seiner alten Garde und allem Heergeräthe verlor, und unter tausend Gefahren kaum selbst das befreundete Warschau erreichte.

Während dieses ganzen Feldzuges hatte aber der Fürst Schwarzenberg mit dem österreichischen Armeekorps gegen den russischen General Tormasow an dem Bug manöverirt. Mit wahrer österreichischer Treue und Redlichkeit hatte er den ihm gegebenen Auftrag erfüllt, die rechte Flanke der großen französischen Armee immer gehörig gedeckt und bei dem Eintritt des schmählichen Rückzuges mit seinen Oesterreichern die zurückziehenden französischen und sächsischen Divisionen auf das beste geschützt, indem er jederzeit zwischen diese und die sie verfolgenden Russen sich aufstellte, und nur dann erst auf die Grenze von Galizien sich zurückzog, als jene völlig in Sicherheit waren.

Ganz anders benahm sich aber der preußische General von York. Denn durch seine Kapitulation mit den Russen, durch die das preußische Heer, sowie auch der Landesstrich zwischen Memel

und Tilsit als neutral erklärt, und somit den russischen Truppen der Durchgang auf dem preußischen Gebiete gestattet wurde, veränderte sich dort die Stellung der Armeen sehr schnell. Unaufhaltsam strömten nun die Russen in Masse herbei, verdrängten die Trümmer der großen französischen Armee aus Preußen (19. Februar), und zwangen den Vicekönig allmählig an der Oder, dann an der Elbe, und zuletzt an der Saale Stellung zu nehmen, und die Verstärkungen aus Frankreich zu erwarten. Diese Lage der Dinge und der elende Zustand der aus Rußland zurückgekommenen Franzosen gab aber nicht bloß dem preußischen Ministerium, sondern auch dem preußischen Volke wieder Muth, gegen Frankreich öffentlich sich zu erklären. So erfolgte denn bald darauf der Vertrag mit Rußland und England wegen Herstellung der preußischen Monarchie, dem später selbst Oesterreich beitrat, indessen auch das preußische Volk, wenn gleich nicht in dem hochherzigen Geiste der Tyroler und Vorarlberger sich erhob, da dem größten Theil doch bloß die Noth, die Verzweiflung und die gekränkte Eigenliebe die Waffen reichte, um zum erstenmal nach sieben Jahren für Gott, König und Vaterland seinen Enthusiasmus aufzuregen, und dem kranken Löwen den letzten Todesstreich zu versetzen.

Doch auch Napoleon säumte nicht, in Frankreich, Italien und Deutschland alle seine Kräfte aufzubieten, und nachdem er seine Gemahlin zur Regentin von Frankreich erklärt, und mit dem Papste ein neues Concordat abgeschlossen hatte, das dieser jedoch später wegen nicht erfüllter Bedingung als ungiltig erklärte, erschien er mit seinem neuen Heere am 1. Mai an der Saale. Gleich am folgenden Tage griff er die russisch-preußische Armee bei Lützen an, errang den Sieg, und zwang sie durch die Gegenden der Mulde über die Elbe zurückzugehen. So rückte er dann schon am 8. Mai wieder in Dresden ein, und nöthigte den König von Sachsen durch Drohungen aus Prag dahin zurückzukehren. Durch diesen Erfolg aufgeregt, ließ er den Eifer seiner neuen Konscribirten nicht erkalten, verfolgte die russisch-preußische Armee, schlug sie bei Bautzen und Wurschen (20—21. Mai) und trieb sie nach Schlesien zurück, worauf die Verbündeten einen Waffenstillstand begehrten,

der auch auch auf zehn Wochen abgeschlossen wurde. — So hatten sich in kurzer Zeit durch Gottes wunderbare Fügungen die Verhältnisse gestaltet, daß Oesterreich jetzt den Lohn für alle seine Leiden und Anstrengungen erhalten, und jene Stellung in der politischen Welt wieder einnehmen sollte, die ihm gebührt. Denn während Rußland und Frankreich in dem harten Feldzuge von 1812 ihre besten Truppen verloren hatten, und jetzt mit Neulingen sich schlugen, hatte aber Oesterreich 200,000 alte, schlachtgewohnte Krieger wieder in einen schlagfertigen Stand gestellt, sie größtentheils in Böhmen zusammengezogen, und trat demnach um so mehr als der gewichtvollste Vermittler auf, da nicht bloß seine Waffenmacht jenem Theil den Sieg sicherte, dem er zur Seite stand, sondern auch selbst schon seine Neutralität allein dem Kaiser Napoleon, seinem Tochtermann, als Pfand seiner Besiegung der Russen und Preußen dienen mußte.

Was daher in dem Jahre 1809 zu denken und auszusprechen als menschlicher Unverstand, oder gar als Narrheit erschienen wäre, war nun wirklich eingetreten, und der schnelle Umsturz des ganzen napoleonischen Gebäudes sollte der Menschheit beweisen, daß die Dinge hienieden durch eine Gerechtigkeit geordnet sind, deren Beschlüsse man zwar ahnen, doch nimmer ergründen kann. Denn statt des Starken, des menschenfeindlichen Zerstörers, dessen Treiben die Gottheit zur Belehrung der Welt während zwölf Jahren in der Kirche und dem Staate zuließ, erhielt nun durch Gottes allmächtige Fügung der Weise, der menschenfreundliche Staatenordner, wieder seine volle Gewalt, und statt Frankreich wurde jetzt Oesterreich die Are, um die sich die Politik von Europa drehte, und von seiner Entscheidung hing das Schicksal der meisten Staaten ab.

Während also zu Prag ein Friedenskongreß sich versammelte, verstattete Franz I. aus Rechtlichkeit nicht bloß dem General Poniatowsky mit seinen Polen den Durchzug durch Mähren und Böhmen nach Zittau, sondern sendete aus Friedensliebe seinen Minister Metternich, der mit den seltensten Eigenschaften, Kenntnissen und Erfahrungen eines großen Diplomaten zugleich die glücklichste Hand im Lösen oder Schürzen politischer

Knoten verband, an den Kaiſer Napoleon nach Dresden, um dieſen zum Frieden und zur Annahme billiger Bedingungen zu ſtimmen, eine Sendung, nicht unähnlich jener eines Jägers, der einem verwundeten Löwen einen Theil der Beute entreißen ſoll, die jener noch unter ſeiner Tatze hält. Kaum hatte daher der Graf Metternich ein eigenhändiges Schreiben ſeines Souverains dem Kaiſer Napoleon überreicht, ſo gab dieſer ſeinen Verdruß, womit ihn Oeſterreichs Einmiſchung erfüllte, in derben Worten zu erkennen. „Ihr glaubt, fuhr er den Ueberbringer zornig an, mir Geſetze vorſchreiben zu können. Ihr wollt meine Verlegenheit benützen, um alles wieder zu bekommen, was ihr verloren habt. Ihr wißt nur noch nicht, ob es euch mehr Vortheil bringt, gegen mich nicht feindlich aufzutreten, oder euch mit meinen Feinden zu verbinden. Sie, Metternich, kommen nun hieher, um ſich darüber ins Klare zu ſetzen.“ Letzterer erwiederte hierauf: Oeſterreich wolle nur Einen Vortheil erlangen, den Einfluß nämlich, daß es den Mächten Europas den Geiſt der Mäßigung mittheilen könne, der die Rechte und den Beſitz eines Jeden achte; es wolle eine Ordnung der Dinge, in welcher der Friede durch eine weiſe Vertheilung der Kräfte, durch eine Verbindung unabhängiger Staaten gewährleiſtet werde. — Als nun Napoleon beſtimmtere Auskunft verlangte, erfuhr er die Bedingungen, unter welchen Oeſterreich ſich verbindlich machte, ſeinen Beſitz des franzöſiſchen Thrones ihm zu ſichern. Dieſe Bedingungen waren: Abtretung der Hälfte des Königreichs Italien und Zurückgabe Illyriens an Oeſterreich, Wiedereinſetzung des Papſtes in den Kirchenſtaat, Verzichtleiſtung auf das ſächſiſche Polen, auf Holland, auf Spanien, auf die Fortdauer des Rheinbundes, ſowie auf das Protectorat der Schweiz. Im höchſten Grade über dieſe Forderungen aufgebracht, ſprudelte er ſeinen Zorn mit den Worten aus: „Alſo ohne Schwertſchlag ſoll ich, auf euer Gebot, Europa räumen, meine ſiegreichen Legionen mit umgekehrtem Gewehr hinter den Rhein, die Alpen und Pyrenäen zurückführen? Nur dazu hat mein Schwiegervater Sie hergeſchickt? Auf einen verſtümmelten Thron will er ſeine Tochter, ſeinen Enkel verweiſen? Das franzöſiſche Reich ſoll förmlich getheilt werden?

Metternich! wie viel hat Ihnen England bezahlt, um Sie zu dieser Rolle gegen mich zu bestimmen? Auf diese beleidigenden Worte folgte ein tiefes Schweigen, und beide durchmassen nun mit großen Schritten das Zimmer. Der Hut Napoleons war auf die Erde gefallen, Metternich aber schritt mehrmalen an demselben vorüber, und überließ es dem Kaiser, ihn selbst aufzuheben. So war denn dieser Versuch, den Kaiser Napoleon zur Billigkeit zu stimmen, vergeblich, und Metternich entfernte sich mit der Ueberzeugung, daß auf dem Weg der Güte von demselben nichts zu erlangen sey. — Als nun Napoleon durchaus nicht nachgab, auch die deutschen Bundesfürsten im Geheimen in Wien Unterhandlungen anknüpften, die österreichischen Unterthanen laut den Krieg, die Herstellung ihrer Monarchie und die Wiedervereinigung mit ihren verlornen Brüdern verlangten, und selbst die Rachsucht des mächtigen Corsen zu fürchten war, dessen gekränkter Stolz auf das Verderben Oesterreichs sann, da entschloß sich Franz I. zum Kriege, erklärte ihn am 12. August an Frankreich, und erließ ein Manifest, dessen Veröffentlichung damals in Frankreich verhindert wurde, indem es das völkerverderbliche Streben Napoleons in seinem wahren Lichte darstellte *). So war denn der große Wurf geschehen, der Europa

*) „Die österreichische Monarchie, sagt dieses Manifest von vorn herein, fand sich durch ihre Lage, durch ihre vielfachen Verbindungen mit andern Mächten, durch ihre Wichtigkeit in dem europäischen Staatenbunde, in einen großen Theil der Kriege verwickelt, die seit länger als zwanzig Jahren Europa verheerten. Im ganzen Laufe dieser schweren Kriege hat nur Ein und immer derselbe politische Grundsatz jeden Schritt Seiner Majestät des Kaisers geleitet. Aus angeborner Neigung, aus Pflichtgefühl, aus Liebe zu Ihren Völkern dem Frieden zugethan, allen Eroberungs- und Vergrößerungsgedanken fremd, haben Se. Majestät nie die Waffen ergriffen, als wenn die Nothwendigkeit unmittelbarer Selbstvertheidigung, oder die von eigener Erhaltung unzertrennbare Sorge für das Schicksal benachbarter Staaten, oder die Gefahr, das ganze gesellschaftliche System von Europa durch gesetzlose Willkühr zertrümmert zu sehen, dazu aufforderten. Für Ge-

wieder eine andere Gestalt geben, und das bisher von Preußen gegen Oesterreich eingehaltene Benehmen beschämen sollte.

Nach Aufkündigung des Waffenstillstandes eröffnete Napoleon wie gewöhnlich zuerst den Kampf, und warf am 21. August das

---

rechtigkeit und Ordnung haben Se. Maj. zu leben und zu regieren gewünscht; für Gerechtigkeit und Ordnung allein hat Oesterreich gestritten. Wenn in diesem oft unglücklichen Kampfe der Monarchie tiefe Wunden geschlagen wurden, so blieb Seiner Majestät wenigstens der Trost, daß das Schicksal Ihres Reiches nicht für unnütze oder leidenschaftliche Unternehmungen aufs Spiel gesetzt wurde, und daß jede Ihrer Entschließungen vor Gott, vor Ihrem Volke, vor den Zeitgenossen und der Nachwelt gerechtfertigt werden konnte." — Nachdem nun ausführlich darin auseinandergesetzt ist, wie Napoleon seit Jahren alle friedlichen Bemühungen Oesterreichs zu vereiteln wußte, schließt jenes Manifest mit den würdigen Worten: „Nicht ohne tiefe Betrübniß, und allein durch das Bewußtseyn getröstet, daß alle Mittel, die Erneuerung des Kampfes zu vermeiden, erschöpft worden sind, sieht der Kaiser sich zu diesem Schritte gezwungen. Seine Majestät haben drei Jahre lang mit unermüdlicher Beharrlichkeit darnach gestrebt, die Grundlage der Möglichkeit eines wahren und dauerhaften Friedens für Oesterreich und Europa auf milden und versöhnenden Wegen zu gewinnen. Diese Bemühungen sind vereitelt: kein Hilfsmittel, keine Zuflucht mehr, als bei den Waffen. Der Kaiser ergreift sie, ohne persönliche Erbitterung, aus schmerzhafter Nothwendigkeit, aus unwiderstehlich gebietender Pflicht, aus Gründen, welche jeder treue Bürger Seines Staates, welche die Welt, welche der Kaiser Napoleon selbst in einer Stunde der Ruhe und Gerechtigkeit erkennen und billigen wird. Die Rechtfertigung dieses Krieges ist in den Herzen jedes Oesterreichers, jedes Europäers, unter wessen Herrschaft er auch lebe, mit so großen und leserlichen Zügen geschrieben, daß keine Kunst zu Hilfe genommen werden darf, um sie geltend zu machen. Die Nation und die Armee werden das Ihrige thun. Ein durch gemeinschaftliche Noth und gemeinschaftliches Interesse gestifteter Bund mit allen für ihre Unabhängigkeit bewaffneten Kräften wird unsern Anstrengungen ihr volles Gewicht geben. Der Ausgang wird, unter dem Beistande des Himmels, die gerechten Erwartungen aller Freunde der Ordnung und des Friedens erfüllen."

preußisch-schlesische Heer bei Löwenberg über die Katzbach. — Da jedoch unter Schwarzenbergs Anführung 130,000 Oesterreicher, Russen und Preußen gegen Dresden vorrückten, eilte er dahin, zog die Armeekorps der Marschälle Victor und Marmont an sich, und erfocht am 27. August bei Dresden seinen letzten Sieg auf deutschem Boden. Denn ihm folgten nun schnell die Niederlagen, Gefangennehmungen und Unfälle ganzer Corps, und die Schlachten und Treffen bei Kulm, bei Großbeeren, an der Katzbach, bei Dennewitz, bei Nollendorf, bei Wartburg, der Uebergang des Generals Blücher und des Kronprinzen von Schweden über die Elbe, und das Vordringen der Oesterreicher durch das Erzgebirge über Zwickau und Chemnitz nöthigten endlich den Kaiser Napoleon, am 7. Okt. mit Hinterlassung von 30,000 Mann Dresden zu verlassen, und nach Düben zu ziehen, wo er vom 10.—14. Okt. verweilte, und die Nachricht von der Veränderung des politischen Systems von Bayern durch den König von Würtemberg mit der Bemerkung erhielt, daß auch er hierdurch genöthigt sey, seine Truppen zurückzuziehen. So folgte denn eine Hiobspost auf die andere, und allenthalben rückten die verbündeten Heere gegen ihn heran, weßhalb er alle seine Streitkräfte zusammenzog, und in der Ebene von Leipzig sich aufstellte.

Am 14.—16. Okt. erfolgten denn bei Liebertwolkwitz, Wachau und Möckern sehr hartnäckige und blutige, doch aber keine entscheidende Treffen, und da in jenem der österreichische General Meerveldt von den Polen gefangen wurde, so bediente sich Napoleon desselben, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Hiezu war aber nun der günstige Augenblick verschwunden. Denn ob er gleich jetzt mehr bot, als man früher von ihm gefordert hatte, und sich erklärte, Illyrien und Polen aufgeben, und Deutschland verlassen zu wollen, so erkannten aber die Verbündeten, das Uebergewicht ihrer Kraft und ihrer vortheilhaften Stellung, und ließen sein Anerbieten unerwidert, indem sie durch noch härtere Bedingungen die Kraft dieses so hartnäckigen und so gefährlichen Feindes für immer lähmen, und auch die Freude sich nicht versagen wollten, einmal über den zu siegen, der so oft über sie

gesiegt hatte. — So begann denn am 18. Okt. die große Entscheidungsschlacht bei Leipzig, die weniger die Sache der Völker, als jene der Fürsten, weniger die Sache dieser, als jene der Gottheit war, weßhalb auch der Erfolg die Schlacht heiligte, und 40,000 Todte ihr das Siegel der Entscheidung aufdrückten.

Geschlagen und zum Rückzuge über die Elster genöthigt, verlor er noch durch die übereilte Sprengung der Elsterbrücke viele Tausende seiner besten Truppen, den trefflichen Marschall Poniatowsky, zweihundert Kanonen, und den größten Theil des Gepäcks der Armee, und die Masse seiner Flüchtlinge hielt nicht die Disciplin, nur die Furcht vor den Kosacken, die in ihren Flanken schwärmten, zusammen. Hierdurch behielt er aber noch Stärke genug, um bei Hanau durch ein österreichisch-bayerisches Corps, das ihm unter dem General Wrede den Weg nach Mainz verlegen wollte, durchzudringen, und innerhalb den Mauern jener Festung mit einem Heere anzulangen, dessen körperlicher, geistiger und militärischer Zustand selbst dem hartherzigsten Menschen Thränen entlockte.

Wie nun hier Napoleon zurückgeschlagen wurde, so erfolgte auch bald hernach die Eroberung von Holland durch den preußischen General Bülow und dessen Beitritt zur Coalition unter seinem ehemaligen, jetzt zurückgekehrten Fürsten von Oranien (11. Dez.). Es erfolgte durch den Kronprinzen von Schweden die Besiegung und der erzwungene Friede mit Dänemark, wodurch es Norwegen an Schweden abgeben, und selbst 10,000 Mann gegen Frankreich aufbrechen lassen mußte. Es erfolgte die Wiedereroberung der Illyrischen Provinzen und eines großen Theils von Italien durch die Oesterreicher (18. Nov.), und selbst das System Murats, des Königs von Italien, eröffnete dem Wiener Cabinete die Aussicht, auch ohne das geringste Blutvergießen in wenigen Wochen ganz Italien von Frankreich abzureißen.

So hatte denn in kurzer Zeit die Rache den großen Napoleon, die große Armee, die große Nation, das große Reich verfolgt und erreicht, und auf das linke Rheinufer zurückgeworfen, eilte Napoleon schnell nach Paris, wo er durch die Leipziger

Fatalität mehr noch als durch die russische, in seinem ganzen inneren Wesen tief erschüttert, sogleich den vielfach mißhandelten, in Fontainebleau gefangen gehaltenen Papst frei ließ, und ihm kurze Zeit hernach Rom und das Departement Thrasimene zurückgab. Da aber auch die Spanier und Engländer über die Pyrenäen in Frankreich eingedrungen waren, und der König Joseph „aus Liebe zu seinem Bruder" dem spanischen Throne entsagt hatte, ließ Napoleon selbst den in Valencay gefangen gehaltenen Ferdinand VII., und zwar ohne alle Bedingung frei, weil der mit ihm am 11. Dez. 1813 abgeschlossene Vertrag von der spanischen Regentschaft nicht anerkannt wurde.

Während dieser ganzen Zeit hatten aber die Verbündeten aus Rücksicht für Oesterreich sich ruhig verhalten, stellten nach Wegnahme der Festungen Stettin, Dresden, Danzig, Torgau ꝛc. ihre Massen bloß an dem rechten Rheinufer auf, und machten sogar in Berücksichtigung der österreichischen Kaiserstochter durch den in Weimar gefangenen französischen Residenten Baron von St. Aignan den höchst billigen, alle Wünsche eines stolzen Ludwigs XIV. erfüllenden Antrag, daß Napoleon das ganze Frankreich innerhalb seiner natürlichen Grenzen, den Pyrenäen, Alpen und dem Rheine, behalten, bloß auf Deutschland, Holland und Polen verzichten, das Schicksal von Holland und Italien aber durch weitere Unterhandlungen festgestellt werden sollte; wobei England selbst die Freiheit des Handels und der Schifffahrt anerkannte.

Wenn aber Franz I. bei weniger verzweifelten Lagen schon mehrmals seinem Tochtermanne das würdigste Beispiel gegeben hatte, wie ein weiser Fürst durch zeitgemäße Nachgiebigkeit die Interessen seines Thrones und seiner Völker sichern könne, wenn selbst ein geborner und so stolzer Fürst wie Ludwig XIV. einen Antrag jener Art mit größter Freude angenommen haben würde, so gehörte bei einem Napoleon, diesem gebornen Plebeier, sicherlich der größte Grad der Verblendung dazu, einen Antrag nicht anzunehmen, der ihm den Besitz eines der schönsten Reiche er Welt zusicherte, der ihn in der Reihe der gebornen Fürsten erhielt, der seine früheren Fehler und Verirrungen nicht durch ihn

ſelbſt, ſondern durch die höhere Hand des Herrn verbeſſern ließ, und durch das Gewicht ſeines Reichs, wie durch ſeine Verwandtſchaft mit Oeſterreich jeder Zeit ſeine Stimme in dem Areopag der Fürſten geltend machen konnte.

Indem alſo Napoleon nicht nachgab, und in Frankreich durch den nochmaligen Aufruf von 300,000 Mann (9. Okt. und 9. Nov.) die letzten Kräfte ſeines Reiches aufbot, überdieß auch, um den Nationalſtolz der Franzoſen aufzuregen, ſie ein ähnliches Schickſal wie die Polen fürchten ließ, ſo ſahen ſich die Verbündeten genöthigt, durch eine Proklamation an das franzöſiſche Volk zu erklären, daß ſie bloß mit Napoleon und nicht mit Frankreich kriegten, daß ſie bloß ein billiges Gleichgewicht der Staaten verlangten, und Frankreich groß und ſtark bleiben ſollte, worauf denn am 21. Dezember der Fürſt Schwarzenberg zwiſchen Baſel und Schaffhauſen, Blücher aber bei Kaub (1. Jan. 1814) über den Rhein ſetzte.

Da Napoleon bei der Bildung ſeiner neuen Truppenmaſſen, bei der Errichtung der Nationalgarde, und dem allgemeinen Aufgebot aller Waffenfähigen allenthalben den größten Widerſpruch fand, da jeder vernünftige Franzoſe ſein Benehmen tadelte, und der Geſetzgebungskörper feindlich ihm entgegentrat, weßhalb er ihn auch am 30. Dez. auflöste, ſo ſah er ſich ganz außer Stande, die Grenzen ſeines Reiches zu vertheidigen. Schnell beſetzten daher die Oeſterreicher das Fürſtenthum Neuenburg (23. Dez.), das Walliſer Land (28. Dez.), die Stadt Genf (30. Dez.) und die Franche Comte (8. Jan. 1814), ſchnitten hierdurch die Verbindung zwiſchen Frankreich und Italien ab, und eilten nach der Champagne, wo ſie bei Bar ſur Aube den Kampf auf franzöſiſchem Boden eröffneten, und den Marſchall Mortier nach Chalons und Troyes zurücktrieben. Während nun die Preußen herbeieilten, und Ligny (23. Jan.) und St. Dizier (25. Januar) beſetzten, verließ Napoleon Paris, wo er ſeiner Gemahlin die Regentſchaft übergeben, und zwei Legionen Nationalgarden unter dem Befehl ſeines Bruders zur Vertheidigung der Stadt errichtet hatte, eilte in das Lager, kämpfte ſogleich mit Blücher bei Brienne (29. Jan.), mußte aber nach der Schlacht bei La Rothiere

(1. Febr.), die er gegen die Preußen, Bayern, Würtemberger und Oesterreicher lieferte, sich zurückzuziehen, und stellte sich von Neuem bei Troyes auf (3. Febr.).

Hatte aber Napoleon Anfangs die Absicht, in den Rücken der Alliirten sich zu werfen, und gestützt auf die Festungen im Elsaß und Lothringen, wie auf den allgemeinen Aufstand der Bewohner jener Gegenden einen Angriffskrieg zu führen, so sah er doch durch die Uebermacht der Verbündeten auf einen Vertheidigungskrieg zwischen der Seine und Marne sich beschränkt, wodurch er Paris deckte. Verstärkt durch alte Truppen aus Spanien und Belgien, sowie durch die Conscribirten des letzten Aufgebots, führte er nun noch einige Zeit den Vertheidigungskrieg mit Glück fort, indem er bei Champ-Aubert den russischen General Olsufief mit 6000 Mann zum Gefangenen machte (10. Februar), bei Montmirail das schlesische Heer schlug, und ihm 8000 Mann tödtete (11. Febr.), bei Joinvilliers den General Blücher zwang, mit großem Verluste durch die französische Armee sich durchzuschlagen (14. Febr.), bei Nangis den General Wittgenstein nach Nogent zurücktrieb und 6000 Mann und 16 Kanonen ihm abnahm (17. Febr.), bei Montereau (18. Febr.) den Kronprinzen von Würtemberg, den folgenden Tag aber den General Wrede über die Seine warf, und selbst den General Schwarzenberg an die Aube zurücktrieb, der jedoch auch hier sich nicht halten konnte, da Napoleon siegreich in Troyes (24. Febr.) und in Bar sur Aube (27. Febr.) einzog. Gerade in dieser Zeit brach auch der Marschall Augereau mit einem Corps von 40,000 Mann von Lyon nach der Schweiz auf, nahm Chambery (16. Februar) und schloß Genf ein, wohin Bubna sich zurückgezogen hatte.

Gleich bei dem Einmarsche der Verbündeten auf Frankreichs Boden waren schon (4. Febr.) Friedensunterhandlungen zu Chatillon eröffnet worden, bei denen aber die Sieger als letzte Bedingung des Friedens die Herstellung Frankreichs in seinen Grenzen von 1792 festsetzten. Durch die Vortheile jedoch, die Napoleon während zwei Wochen erlangt hatte, war ihm wieder ein Hoffnungsstern aufgegangen, und so begehrte er jetzt gerade

dasjenige, was ihm vor wenigen Wochen zu Frankfurt angeboten wurde, er aber damals ausgeschlagen hatte. Die Verbündeten aber kannten ihre Stärke, und da unter den Großen Frankreichs die Meisten ihm jetzt abtrünnig wurden, da diese bloß in dem überglücklichen General auch den über sie erhabenen Kaiser sich gefallen ließen, in dem höchst unglücklichen Kaiser aber bloß den ihnen ebenbürtigen General erblickten, der Frankreichs Verderben bereite, und demnach seine völlige Erniedrigung und Beseitigung nicht ungern sahen, so wurden die Unterhandlungen gänzlich abgebrochen, und die Entscheidung auf die Spitze des Schwertes gestellt (19. März).

Nach den erfolgreichen Bewegungen der Nordarmee unter Bulow und Winzingerode gingen daher die Heere unter Schwarzenberg und Blücher wieder zum Angriffskriege über. Unter beständigem Glückswechsel schlugen sich jetzt die einzelnen Corps dieser Armeen vom 22. Februar bis zum 20. März, wo Napoleon den Fürsten Schwarzenberg, der mit seinen Oesterreichern von den Preußen sich getrennt hatte, bei Arcis angriff, allein nach einem dreitägigen blutigen Kampfe (20.—22. März) zurückweichen, und die Aube verlassen mußte. Da nun die Oesterreicher auch den Marschall Augereau bei Macon und Lyon geschlagen, und die Lyoner für die Bourbons sich erklärt hatten, durch die Niederlage des Marschall Soult bei Orthes aber die Engländer in die Stadt Bordeaux einrückten, wohin der Herzog von Angouleme ihnen schnell folgte, und eben Napoleon Anstalten traf, um seinen verzweifelten Kampf im Rücken der Verbündeten zu beginnen, brachen diese mit aller Stärke und Schnelligkeit gegen Paris auf, schnitten im Hinmarsche bei Fere-Champenoise die Corps der Marschälle Oudinot und Victor von der feindlichen Hauptmasse ab (25. März), und erschienen im Weichbilde von Frankreichs gefürchteter Hauptstadt. So war es denn in jener Zeit ein eigenes Schauspiel, jenen Napoleon zu sehen, wie er mit jedem Tage immer enger umsponnen wurde, wie die Netze sich immer mehr um ihn zusammenzogen, bis endlich der Löwe, mehr durch eigene Schuld als fremdes Verdienst gefangen, und von allen Seiten gelähmt und verwundet, sich verblutete und hinsank.

Da die ganze Familie des Kaisers sich schon geflüchtet hatte, so schlug man sich noch auf den Anhöhen von Montmartre, um die Ankunft des Kaisers zu erwarten. Als aber auch diese genommen waren, und die Vertheidigung von Paris im Kriegsrathe verworfen wurde, so unterzeichnete der Marschall Marmont die Kapitulation von Paris (31. März), worauf noch am nämlichen Tage der russische Kaiser und der König von Preußen ihren Einzug hielten, indessen der Kaiser Franz I. von Chatillon nach Nancy ging, und dort bis zum 16. April verweilte, ein Benehmen, das die Zartheit seines Gefühls, sowie seine richtige Ansicht über den Werth alles menschlichen Treibens hinlänglich beurkundete.

Denn kaum waren die Verbündeten in Paris eingezogen, so wurde schon in einer Berathung, welche Schwarzenberg, Castleraigh, Talleyrand, Dalberg und de Prat in Gegenwart der Monarchen von Rußland und Preußen pflogen, auf Antrag Talleyrands der Grundsatz der Legitimität und somit die Herstellung Ludwigs XVIII. ausgesprochen, am 1. April eine provisorische Regierung eingesetzt, am 2. April aber durch den Senat und den Tag nachher durch den Gesetzgebungskörper die Entsetzung Napoleons und die Aufhebung des Erbrechtes in seiner Familie verkündet, und das französische Volk und sein Heer von dem Eide entbunden, den sie dem Kaiser geleistet hatten.

Napoleon aber, der durch die Raschheit und Entschlossenheit seiner Gegner sich gänzlich überflügelt, und alle seine Plane zerstört sah, zog sich nach Fontainebleau zurück, und gerade hier, wo er kurz vorher das Oberhaupt der Kirche so schmählich behandelt hatte, sollte ihn nun die göttliche Rache in vollem Maaße erreichen, indem er die Kapitulation von Paris, den Abfall mehrerer Marschälle, seine Absetzung, und die Aufhebung des Erbrechtes in seiner Familie mit einmal vernahm. Vergebens waren daher alle seine Schritte, und sein bekanntes „er hat aufgehört zu regieren," wurde jetzt auch auf ihn angewendet. — So verzichtete er denn am 11. April auf den Thron, nachdem seine drei Abgeordneten Ney, Macdonald und Coulaincourt mit

Metternich, Neſſelrode und Hardenberg einen Vertrag abgeſchloſſen hatten, durch den, auf der Grundlage der Verzichtleiſtung, ihm und ſeiner Gemahlin der kaiſerliche Titel und Rang Zeitlebens, und eben ſo ſeiner Mutter, Brüdern, Schweſtern, Neffen und Nichten die Würde von Prinzen und Prinzeſſinnen ſeines Hauſes bleiben ſollte. Ihm ſelbſt wurde die Inſel Elba als Fürſtenthum mit Souveränität und einer Rente von zwei Millionen, ſeiner Gemahlin die Herzogthümer Parma, Piacenza und Quaſtalla ebenfalls mit völliger Souveränität, und zugleich mit einer jährlichen Rente von einer Million auf Frankreich angewieſen. — Auf gleiche Art wurden die Mitglieder ſeiner Familie durch große Penſionen bedacht, der ſichere Beſitz ihrer beweglichen und unbeweglichen, in Frankreich befindlichen Güter ausgeſprochen, und dem Prinzen Eugen eine angemeſſene Ausſtattung außerhalb Frankreich zugeſichert. Dem Kaiſer ſelbſt wurde eine Garde von 400 Freiwilligen zugeſtanden, die jedoch vor dem Ablaufe von drei Jahren zurückkehren ſollten, um ihr franzöſiſches Bürgerrecht nicht zu verlieren. Die Verbündeten übernahmen zugleich die Verpflichtung, die Garantie dieſes Vertrages von dem Ludwig XVIII. auszumitteln.

Schon am 7. April hatte aber die Kaiſerin Maria Louiſe, welche zu Blois ſich befand, die Regentſchaft niedergelegt, entfernte ſich von dort nach der Ankunft des ruſſiſchen Generals Schuwalow, und ſprach ihren nach Paris reiſenden Vater zu Trianon (16. April), worauf ſie ſich mit ihrem Sohne nach Oeſterreich begab. — Napoleon aber reiste in Begleitung der Abgeordneten der verbündeten Mächte und der franzöſiſchen Generale Bertrand und Drouot von Fontainebleau ab (20. April), hörte auf ſeinem Wege unter dem Volke ganz andere Stimmen als unter ſeiner Armee, mußte öfters, um den gröbſten Ausbrüchen der Volkswuth zu entgehen, ſeinen Sitz in den ihn begleitenden Wagen wechſeln, ſelbſt in die Kleider ſeiner fremden Geſellſchafter ſich hüllen, und langte am 4. Mai auf einer engliſchen Fregatte von Freſus aus in Elba an.

Während dieſes in Frankreich vorging, hatten ſich auch die Verhältniſſe in Italien gänzlich geändert. Denn Murat, der,

wie jeder Glücksspilze, schon in Rußland über seinen Schwager sehr derb sich ausließ, als diesem der Glücksstern erbleichte, der einen großen Wechsel der Dinge eintreten, und zugleich das ruhige und sichere Verhältniß des Kronprinzen von Schweden mit neidischen Augen sah, verließ plötzlich die Sache seines Schwagers, und machte, um sich seine Krone zu sichern, mit Oesterreich ein Bündniß (11. Jan. 1814), vermöge welchem Oesterreich sich verpflichtete, ein Heer von 60,000 Mann, Murat aber ein Heer von 30,000 Mann aufzustellen, beide Theile sich ihre italienischen Staaten garantirten, und gemeinschaftlich den Krieg zu führen, und den Frieden zu schließen sich verbanden. Einen ähnlichen Traktat machte Murat mit England, überließ ihm die ganze neapolitanische Flotte sammt einigen Inseln, und erhielt von England das Versprechen, daß er von dem Kirchenstaate einen Zuwachs von 400,000 Seelen erhalten sollte. — Während also die Verbündeten in Frankreich sich schlugen, besetzte Murat die Stadt Rom (24. Febr.) und einige Departemente des Königreichs Italien, und nahm eine Stellung zwischen Bologna, Reggio und Modena, und nöthigte hierdurch den Prinzen Eugen, die Etsch und den Mincio zu verlassen, wo derselbe bisher mit dem österreichischen Feldherrn Bellegarde sich geschlagen hatte. Als aber die Thronentsagung Napoleons in Italien bekannt wurde, schloß der Vicekönig mit dem General Bellegarde eine Militär-Convention ab, vermöge welcher die französischen Truppen nach Frankreich zurückkehren, die italienischen aber in Italien bleiben sollten.

Da jedoch der Senat des Königreichs Italien dessen Fortdauer aussprach, und von den Verbündeten den Prinzen Eugen als König begehrte, entstand in Mailand ein wüthender Volksaufstand, wobei der Finanzminister Prina getödtet, der Senat aufgelöst, und der Prinz Eugen bestimmt wurde, Italien zu verlassen, nachdem er durch eine zweite Convention alle Festungen des Königreichs Italien und Piemonts den Oesterreichern übergeben hatte, die im Namen der Verbündeten sie besetzten. Der österreichische General Somariva aber ging nach Mailand, stellte die Ruhe dort wieder her, und setzte eine provisorische Regierung

ein. So bot denn Italien ein eigenes Schauspiel dar, indem trotz allen Machinationen seiner Carbonari beinahe alle Staaten sich wieder so herstellten, wie sie vor der napoleonischen Besitznahme sich befunden hatten. Denn der Papst nahm wieder sein ganzes Land in Besitz (4. Mai), und der König von Sardinien säumte nicht, nach Turin zurückzukehren (20. Mai). Auch der Großherzog von Würzburg verließ Deutschland und ging wieder nach Toskana, das Haus Oesterreich Este nach Modena zurück. Die Herzogthümer Parma, Piacenza und Quastalla nahm der Graf Strasoldo für die Kaiserin Maria Louise in Besitz (20. Apr.) und der Graf Bellegarde erließ am 12. Juni an die Völker der Lombardei eine Proklamation, worin er ihre Einverleibung mit dem Kaiserstaate aussprach. Selbst Ferdinand IV. reklamirte sein Königreich Neapel, obgleich der damalige Regent Murat mit Oesterreich und England im Bündnisse war. So kam Italien schnell zur Ruhe, und das schnelle Verschwinden aller napoleonischen Institutionen und Gebietseintheilungen bezeigten die Leerheit ihres inneren Werthes.

Auch Frankreich, von den verbündeten Mächten mit aller Großmuth behandelt, erfreute sich schnell der Ruhe, und 150,000 Gefangene, die voll Freude in ihr Vaterland zurückkehrten, erfüllten eben so viele Familien mit Dank für den Frieden, der am 30. Mai zu Paris seinen Abschluß erhielt. Durch diesen Frieden wurde nun Frankreich in der Reihe der europäischen Mächte des ersten Ranges als Königreich hergestellt, und behielt nicht allein seine frühere Ausdehnung, wie solche im Jahre 1792 bestanden, sondern gewann auch durch Einverleibung mancher Enclaven und durch Abrundung an den Grenzen 150 Q. Meilen mit 600,000 Seelen.

In Hinsicht der bisher unter Frankreichs Oberherrschaft gestandenen Länder bestimmte aber der Pariser Friede: daß die Staaten Deutschlands unabhängig seyn, und durch ein Föderativband vereinigt werden sollten; daß die Souveränität des Hauses Oranien über Holland zu erkennen, und diesem Reiche eine Gebietsvergrößerung auszumitteln sey; daß die Schweiz unabhängig, Italien, mit Ausnahme der an Oesterreich fallenden Länder, aus

souveränen Staaten bestehen, und England die Insel Malta und das Vorgebirg der guten Hoffnung, Schweden aber Norwegen behalten sollte. Alle hierher gehörigen näheren Bestimmungen wurden aber einem Congresse vorbehalten, der zu Wien eröffnet werden sollte, wohin die Regenten und Minister der europäischen Reiche und Staaten sich begeben würden.

Nach dem Abschlusse dieses Pariser Friedens reisten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen nach England zu dem Prinz-Regenten, der Kaiser von Oesterreich kehrte aber nach Wien zurück, und alle Diplomaten und Feldherrn der Verbündeten erhielten von ihren Monarchen ehrenvolle Auszeichnungen und Belohnungen für ihre Verdienste durch neue persönliche Würden und Dotationen.

War nun im Felde der Kampf mit dem Schwerte beendigt, so begann aber in den Cabineten der hitzigere mit der Feder, und löste kurz vorher das Unglück jede Verbindung mit Napoleon auf, so warf jetzt das Glück den Zwiespalt und den Hader unter seine verbündeten Gegner, und das unglückliche Deutschland wurde noch einmal das Fell, aus dem die Diplomaten sich zerrend, ihre Riemen schnitten.

So kamen denn in den letzten Tagen des Septembers 1814 in der alten Kaiserstadt Wien und seiner so lange verödeten Hofburg eine Versammlung von Fürsten und Diplomaten zusammen, wie sie in dieser Zahl und in diesem äußeren Glanze das jüngere Europa noch nicht gesehen hatte. Denn zu gleicher Zeit befanden sich hier zwei Kaiser, die Könige von Preußen, Dänemark, Bayern und Würtemberg, nebst vielen anderen Fürsten. Die ersten Diplomaten der europäischen Hauptmächte und der wichtigsten deutschen Staaten leiteten die Verhandlungen; für Oesterreich der Fürst Metternich und der Freiherr von Wessenberg, für Rußland der Fürst Rasumowsky, die Grafen Nesselrode und Stackelberg, für Preußen Fürst Hardenberg und der Freiherr von Humbold, für Großbritannien Lord Castlereagh, dessen Bruder der Lord Stewart und der Lord Clancarty, und nach Lord Castlereaghs Abreise nach London bei Eröffnung des Parlaments, der Herzog von Wellington, für Frankreich der

Fürſt Talleyrand und der Herzog von Dalberg, für Schweden der Graf Löwenhielm, für Spanien der Ritter Labrador, für Portugal die Grafen von Palmela und Saldanha, für den Papſt der Kardinallegat Conſalvi, für die Niederlande und Naſſau die Freiherrn von Spoen und Gagern, für Bayern der Fürſt Wrede, für Würtemberg der Graf Winzigrode und der Freiherr von Linden, für Hannover die Grafen Münſter und Hardenberg. Für Ferdinand IV, und für Joachim Murat von Neapel erſchienen bloß diplomatiſche Agenten. Der Geſandte des Königs von Sachſen, Graf von Schulenburg, trat erſt ſpäter nach ſeinem diplomatiſchen Charakter auf, nachdem ſein bisher zu Friedrichsfelde gefangen gehaltener König durch die Entſcheidung des Schickſals von Sachſen entlaſſen, und nach Preßburg abgereist war *).

Bei der großen Verſchiedenheit der europäiſchen und deutſchen Angelegenheiten erkannte man aber bald die Nothwendigkeit, ſie von einander zu trennen, und ſo leiteten die erſteren die Bevollmächtigten der fünf Hauptmächte: Oeſterreich, Rußland, Frankreich, Großbritannien und Preußen, die bei vorkommenden Umſtänden noch die drei anderen europäiſchen Mächte Spanien, Portugal und Schweden, als Mitunterzeichner des Pariſer Friedens zur Berathung zogen.

Auch die deutſchen Angelegenheiten verhandelten anfänglich bloß die Bevollmächtigten von Oeſterreich, Preußen, Bayern, Hannover und Würtemberg. Da man aber über die künftigen Verhältniſſe des deutſchen Staatenbundes ſich nicht vereinigen konnte, da Bayern und Würtemberg gegen ein in dieſem Bunde gemeinſchaftlich von Oeſterreich und Preußen zu führendes Directorium ſehr nachdrücklich ſich erklärten, und nicht bloß Bayern,

---

*) Mit Recht konnte daher der Dichter der Cantate: „der glorreiche Augenblick" Wien von ſich ſagen laſſen:

Was nur die Erde Hoch und Hehres hat
In meinen Mauern hat es ſich verſammelt;
Der Buſen pocht! die Zunge ſtammelt:
Europa bin ich — nicht mehr eine Stadt.

sondern auch Würtemberg in Zukunft als europäische Mächte gelten wollten, da alle Vermittlungsversuche des hannöverischen Gesandten fehlschlugen, und 29 deutsche souveräne Fürsten und freie Städte in einer starken Note von den Fürsten Metternich und Hardenberg dringend verlangten, daß auch ihre Stimme bei der Entscheidung deutscher Angelegenheiten gehört und erwogen werde, so löste sich der erste Ausschuß der fünf deutschen Mächte auf, und fanden allgemeine Versammlungen statt, an denen alle Mitglieder des deutschen Staatenbundes Antheil nahmen.

Auf Talleyrands Vorschlag wurde auch noch einzelnen Ausschüssen die vorbereitende Bearbeitung aller jener Gegenstände überwiesen, die einer näheren Auseinandersetzung bedurften, ehe sie der Kongreß entscheiden konnte. Hierher gehörten die Angelegenheiten der Schweiz, die Ausmittlung des statistischen Werthes und der sogenannten Seelenzahl der eroberten und anderer Länder, die Abschaffung des Negerhandels, die Freiheit der Schifffahrt, der Rang unter den europäischen Mächten, und der davon abhängige Rang der diplomatischen Personen, die bei dem Kongresse angebrachten Ansprüche der Königin von Hetrurien auf Toskana, der beiden Prätendenten auf das Herzogthum Bouillon u. d. m.

Wenn nun gleich die europäischen, wie die deutschen Angelegenheiten selbst bei den billigsten Reklamationen manche schwer zu lösenden Aufgaben darboten, so war aber doch nicht zu verkennen, daß die größte Schwierigkeit in den übertriebenen Forderungen Rußlands und Preußens liege, indem das erstere das ganze Großherzogthum Warschau, das letztere sogar das ganze Königreich Sachsen als Entschädigung begehrte, und beide schon früher über diese Gegenstände eine Uebereinkunft getroffen hatten, wie der russische Fürst Repnin in einer öffentlichen Note unumwunden aussprach. Kaum waren also diese Forderungen bekannt geworden, so erließ nicht nur der in Preußen zu Friedrichsfelde gefangen gehaltene König von Sachsen eine Rechtsverwahrung gegen die provisorische Besitznahme seiner Staaten durch Preußen, sondern auch Frankreich, Bayern und mehrere andere deutschen Fürsten erklärten sich auf das nachdrücklichste für Sachsen, und

ſehr ernſte Stimmen ließen ſich ſogar in dem brittiſchen Parlamente vernehmen. Auch Oeſterreich ſprach ſich laut gegen die völlige Einverleibung Sachſens in die preußiſche Monarchie aus, und der Prinz-Regent ertheilte ſeiner Geſandtſchaft zu Wien die Weiſung, die völlige Vereinigung Sachſens mit Preußen auf keine Art zu unterſtützen. Doch weder Rußland, noch Preußen verſtanden ſich zur Nachgiebigkeit, indem beide ſich ſchon in den Beſitz dieſer Länder geſetzt hatten, und ſo war die Spannung über dieſen Gegenſtand unter den Verbündeten ſo groß, daß man der völligen Auflöſung des Kongreſſes und einem neuen Krieg um ſo mehr entgegenſah, als auch zu Wien ein geheimer Alliancevertrag zwiſchen Oeſterreich, Großbritannien und Frankreich gegen die Forderungen Rußlands und Preußens abgeſchloſſen wurde, der jedoch in kurzer Zeit durch ein höheres Geſchicke, vielleicht auch durch Englands feine Politik allein, ſein glückliches Ende fand. Denn während noch kein einziger wichtiger Gegenſtand auf dem Kongreſſe völlig erledigt war, erhielt am 5. März 1815 mit einmal der Lord Wellington in Wien die höchſt wichtige Nachricht, daß Napoleon die Inſel Elba verlaſſen habe, und in Frankreich gelandet ſey (1. März).

Gleich einem Blitzſtrahle durchflog nun die Kunde ſeiner Rückkehr alle Staaten Europas, und alle Blicke, die bisher nur auf Wien geheftet waren, wendeten ſich ſchnell nach dem Süden von Frankreich. Denn wirklich war Napoleon während der Abweſenheit des ihn bewachenden engliſchen Obriſten Campbell und bei der Entfernung des vor Elba ſtationirten engliſchen Geſchwaders mit 400 Gardiſten, 100 leichten polniſchen Reitern und 550 Mann anderer Truppen ſammt den Generalen Bertrand, Drouot und Cambronne von dort abgegangen, und am 1. März in der Rhede des Meerbuſens von Juan bei Cannes an das Land geſtiegen, worauf er in raſchem Zuge in dem ſüdlichen Frankreich vorrückte. Hier nun, wo er vor einigen Monaten noch ſo viele Ausbrüche des Zorns und der Verwünſchung vernommen hatte, waren dieſe Mißtöne für den Augenblick verſtummt, und das Abenteuerliche, das Romanhafte jenes Welteroberers, der bloß in Begleitung von 1050 Mann den großen

Thron von Frankreich nicht als Eroberer nur als rechtlicher Besitzer wieder einnehmen wollte, gewährte ihm auf seinem Zuge jenes in der Neuerungssucht der Franzosen liegende Interesse, wodurch sein Häufchen durch die vielen zurückgekehrten alten Soldaten schnell zu einem großen Haufen, und dann durch die allmählige Anschließung aller Truppen, die er auf seinem Wege fand, oder unter dem Marschalle Ney gegen ihn entsendet waren, zu einer vollständigen Armee heranwuchs.

Obgleich nun Ludwig XVIII. den Exkaiser als einen Verräther und Rebellen für vogelfrei erklärte, die früher vertagten Kammern schnell wieder einrief, und darin mit allen Prinzen seines Hauses den Eid auf die konstitutionelle Charte ablegte (16. März), so sah er sich doch bei dem ungestörten Vorrücken seines Gegners, und bei der Stimmung des Volkes und der Truppen am 19. März genöthigt, die Kammern nochmals aufzulösen, und in der folgenden Nacht, begleitet von den Marschällen Berthier, Marmont, Victor, Clarke und Maison, zuerst nach Lille, und als er auch dort nicht mehr sicher war, nach Gent abzureisen.

Napoleon aber hielt seinen Einzug in Paris am 20. März, und suchte nicht bloß durch Proklamationen, worin er den Abfall Augereaus bei Lyon und die von Marmont abgeschlossene Capitulation von Paris als die Quelle des Umsturzes aller Dinge bezeichnete, auf den Geist des französischen Volkes zu wirken, sondern auch durch die Ernennung eines Carnot, Fouche, Coulaincourt, Davoust, Cambaceres und Decres zu den verschiedenen Ministerien, wie auch des Maret zum Staatssecretär, und des Benjamin Constant zum Staatsrathe, die verschiedenen Faktionen zu befriedigen. Schnell entließ er jetzt die in der Armee eingetretenen Emigranten, stellte die dreifarbige Cocarde, und die kaiserliche Garde wieder her, hob den Adel und die aus dem Lehnssysteme stammenden Titel auf, befahl den am 1. Jan. 1814 nach Frankreich zurückgekehrten Emigranten, Frankreich binnen fünfzehn Tagen zu verlassen, belegte mit Sequester alle früher den Emigranten auf die Güter der Ehrenlegion und der Hospitäler ertheilten Anweisungen, und rief eine außerordentliche

Verſammlung der Repräſentanten Frankreichs auf das Maifeld zuſammen. Hier appellirte der Treuloſeſte an die Treue, der Gewiſſenloſeſte an das Gewiſſen, der Liebloſeſte an die Liebe der Menſchen, und der größte Deſpot der Erde erklärte nun, daß die Fürſten nur „die erſten Bürger des Staates“ und ihre Würden bloß zur Wohlfahrt der Völker erblich ſeyen, daß er dem Gedanken des großen Reiches gänzlich entſagt, und nur das Glück und die Befeſtigung des franzöſiſchen Reiches zum Gegenſtande ſeines einzigen Beſtrebens gemacht habe. — So war denn zwar der Löwe wieder in ſeinem alten Lager, aber die Lammestöne, die er jetzt ausſtieß, bezeichneten ſeine gebrochene Kraft und die ſchmerzlichen Nachwehen ſeiner empfangenen Wunden.

Während dieſes nun in Frankreich vorging, und der Herzog von Angouleme und ſeine Gemahlin, die an der ſpaniſchen Grenze mit einer ihnen ergebenen Schaar ſich aufhielten, ſelbſt durch eine Kapitulation gezwungen wurden, nach Auslieferung der Kronjuwelen Frankreich zu verlaſſen, traten aber in Wien die acht europäiſchen Mächte, die den Pariſer Frieden unterſchrieben hatten, wieder näher zuſammen, indem man die bisherigen Zwiſte niederſchlug, und an Oeſterreich wieder einen um ſo entſchiedeneren Einfluß auf die Angelegenheiten Europas einräumte, da dieſes nebſt ſeiner eigenen Macht ſelbſt die ſicherſten Pfänder einer allſeitigen Ruhe durch den Beſitz der jetzt mit Argusaugen bewachten Kaiſerin Maria Louiſe und ihres Sohnes in Händen hatte. So vereinigte man ſich denn ſchnell zu einer gemeinſchaftlichen Maaßregel, und erließ am 15. März eine von den acht Mächten unterzeichnete Erklärung, durch deren Inhalt, wie durch die darin gewählten Ausdrücke, die Kluft zwiſchen Napoleon und dem franzöſiſchen Throne für immer bleibend gemacht werden ſollte. Darum hieß es denn in derſelben: „Bonaparte habe, indem er den Vertrag brach, welcher ihm die Inſel Elba zum Wohnorte anwies, den einzigen Rechtstitel vernichtet, an welchem ſeine Exiſtenz geknüpft geweſen ſey. Durch ſeine Rückkehr nach Frankreich habe er ſich alles perſönlichen Schutzes beraubt, und im Angeſichte der Welt ausgeſprochen, daß mit

ihm weder Friede noch Waffenstillstand bestehen könne. Deßhalb erklärten die Mächte, daß Napoleon Bonaparte sich von den bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen ausgeschlossen, und als Feind und Störer der Ruhe der Welt den öffentlichen Strafgerichten preißgegeben habe. Sie wären also fest entschlossen, den Pariser Vertrag vom 30. Mai 1814 aufrecht zu erhalten, und obgleich innig überzeugt, daß Frankreich, um seinen rechtmäßigen Beherrscher versammelt, dieses letzte Wagestück des Wahnsinnes in sein Nichts zurückweisen werde, dennoch bereit, dem Könige von Frankreich, sowie jeder bedrohten Regierung, auf ihr Verlangen, jede Hilfe zu leisten und gegen alle, welche sich an Bonaparte anschließen würden, gemeinschaftliche Maaßregeln zu ergreifen." Kaum war diese Achtserklärung gegen Napoleon Bonaparte erlassen, so erneuerten die Großmächte Oesterreich, Rußland, Großbritannien und Preußen ihre Verbindung, und verpflichteten sich, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis Bonaparte außer Stand gesetzt ist, je die Herrschaft an sich zu reißen, weßhalb jede Macht immer 150,000 Mann vollzählig und in schlagfertigem Stande erhalten sollte. Ueberdieß versprach England noch 5 Millionen jährlicher Hilfsgelder.

Nachdem dieser Vertrag zu Stande gekommen war, so wurden auch alle anderen Mächte, und selbst Ludwig XVIII. zum Beitritt eingeladen, der denn auch durch besondere Verträge erfolgte. —

Die Erscheinung Napoleons in Paris, und die Aussicht auf einen neuen verzweifelten Weltkampf hatte aber den besten Einfluß auf die Beendigung der Kongreßangelegenheiten, indem die Noth auch die „Einigkeit" gebietet, wie sie dem Sprichworte nach das „Beten" lehrt. Denn gerade durch sie wurde Preußen in seinen übertriebenen Forderungen sehr merklich heruntergestimmt, und die polnisch-sächsische Sache, dieser größte Stein des Anstoßes, wurde auf eine Art gehoben, daß die Hand des Herrn eben so deutlich sich dabei zeigte, wie sie bei dem Sturze Napoleons sich gezeigt hatte.

Denn als die Fürsten Metternich, Talleyrand und Wellington während drei ganzer Tage (8.—11. März) mit dem Könige

von Sachsen, der jetzt in Preßburg sich befand, unterhandelt hatten, brachten sie endlich den Vergleich dahin zu Stande, daß der König, um den größeren Theil seines Sachsens aus den Händen der provisorischen Regierung Preußens zu erretten, in die Abtretung des Herzogthums Posen, wie auch in jene von zwei Drittheilen seines sächsischen Königreichs an Preußen einwilligte (6. April), worauf ein besonderer Friede zwischen Preußen und Sachsen abgeschlossen wurde (18. Mai), der König nach Dresden zurückging, und seine Truppen den Heeren der Verbündeten anschloß.

Sobald nun dieser Gegenstand, der schwierigste auf diesem Kongresse, gelöst war, wurde schon am 8. Juni die deutsche, aus zwanzig Artikeln bestehende Bundesakte, zur Regulirung der Deutschen, und am 9. Juni die allgemeine, in 121 Artikeln verfaßte Kongreßakte zur Regulirung der europäischen Verhältnisse ausgefertigt, und der Fürst Metternich, Präsident der Wiener Kongreßsitzungen, erklärte, daß diese Wiener Kongreßakte fortan das Grundgesetz des europäischen Staatskörpers, und somit die Grundlage der politischen Stellung aller europäischen Reiche bilde.

Die deutsche Bundesakte.

Diese Bundesakte enthält Deutschlands neue Gestaltung zu einem Staatenbunde. Gemäß derselben sind die Mitglieder des Bundes: 1. Oesterreich, 2. Preußen (beide wegen ihrer deutschen Länder), 3. Bayern, 4. Sachsen, 5. Hannover, 6. Würtemberg, 7. Baden, 8. Churhessen, 9. Großherzogthum Hessen, 10. Dänemark wegen Holstein, 11. Holland wegen Luxemburg, 12. Braunschweig, 13. Mecklenburg-Schwerin, 14. Nassau, 15. Sachsen-Weimar, 16. Sachsen-Gotha, 17. Sachsen-Coburg, 18. Sachsen-Meiningen, 19. Sachsen-Hildburghausen, 20. Mecklenburg-Strelitz, 21. Oldenburg, 22. Anhalt-Dessau, 23. Anhalt-Bernburg, 24. Anhalt-Köthen, 25. Schwarzburg-Sondershausen, 26. Schwarzburg-Rudolstadt, 27. Hohenzollern-Hechingen, 28. Lichtenstein, 29. Hohenzollern-Sigmaringen, 30. Waldeck, 31. Reuß ältere Linie, 32. Reuß jüngere Linie, 33.

Schaumburg-Lippe und 34. Lippe-Detmold; dann die freien Städte 35. Lübeck, 36. Frankfurt, 37. Bremen und 38. Hamburg. — Zu diesen Bundesglieder kam 1817 noch der Landgraf von Hessen-Homburg, wogegen 1825 das Haus Sachsen-Gotha erloſch, und somit die anfängliche Zahl verbleibt.

Allgemeine Bestimmungen der deutschen Bundesakte,

welche auch der allgemeinen Congreßakte einverleibt, und demnach unter die Garantie der die letztere unterzeichnenden Mächte gestellt wurde, sind folgende:

Art. 1. Die souverainen Fürsten und freien Städte Deutschlands, vereinigen sich zu einem beständigen Bunde, welcher der deutsche Bund heißen soll.

Art. 2. Der Zweck desselben ist: Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutschlands, und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten.

Art. 3. Alle Bundesglieder haben, als solche, gleiche Rechte. Sie verpflichten sich alle gleichmäßig, die Bundesakte unverbrüchlich zu halten.

Art. 4. Die Angelegenheiten des Bundes werden durch eine Bundesversammlung besorgt, in welcher alle Glieder desselben, durch ihre Bevollmächtigten, theils einzelne, theils Gesammt-Stimmen führen. (Einzelne Stimme besitzen: Oesterreich, Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover, Würtemberg, Baden, Churhessen, Großherzogthum Hessen, Holstein und Luxemburg; Gesammtstimmen: die großherzoglich- und herzoglich-sächsischen Häuser eine; Braunschweig und Nassau eine; die beiden Mecklenburgischen Häuser eine; Oldenburg, Anhalt und Schwarzenburg eine; Hohenzollern, Lichtenstein, Lippe, Reuß und Waldeck, eine, zusammen also siebenzehn Stimmen, indem Hessen-Homburg mit Hessen-Darmstadt stimmt.)

Art. 5. Oesterreich hat bei der Versammlung den Vorsitz. Jedes Bundesglied ist befugt, Vorschläge zu machen, und in Vortrag zu bringen, und der Vorsitzende ist verpflichtet, solche in einer zu bestimmenden Zeitfrist der Berathung zu übergeben.

Art. 6. Wo es auf Abfassung und Abänderung von Grundgesetzen des Bundes, auf Beschlüsse, welche die Bundesakte selbst betreffen, auf organische Bundes-Einrichtungen und gemeinnützige Anordnungen sonstiger Art ankommt, bildet sich die Versammlung zu einem Plenum, wobei jedoch mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Größe der einzelnen Bundesstaaten, folgende Berechnung und Vertheilung der Stimmen verabredet ist.

Oesterreich, Preußen, Sachsen, Bayern, Hannover und Würtemberg besitzen jedes vier Stimmen; Baden, Churhessen, Großherzogthum Hessen, Holstein, Luxemburg, jedes drei Stimmen; Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin, Nassau, jedes zwei Stimmen; die übrigen aber jedes nur eine Stimme; folglich neun und sechzig Stimmen zusammen.

Ob den mediatisirten vormaligen Reichsständen auch einige Curiat-Stimmen im Pleno zugestanden werden sollen, wird die Bundesversammlung bei der Berathung der organischen Bundesgesetze in Erwägung nehmen.

Art. 7. In wie fern ein Gegenstand nach obiger Bestimmung für das Plenum geeignet sey, wird in der engern Versammlung durch Stimmenmehrheit entschieden.

Die der Entscheidung des Pleni zu unterziehenden Beschluß-Entwürfe, werden in der engeren Versammlung vorbereitet, und bis zur Annahme oder Verwerfung zur Reife gebracht. Sowohl in der engeren Versammlung als im Pleno, werden die Beschlüsse nach der Mehrheit der Stimmen gefaßt; jedoch in der Art, daß in der ersteren die absolute, in dem letzteren aber nur eine auf zwei Drittheilen der Abstimmung beruhende Mehrheit entscheidet. Bei Stimmengleichheit in der engeren Versammlung, steht dem Vorsitzenden die Entscheidung zu.

Wo es aber auf Annahme oder Abänderung der Grundgesetze, auf organische Bundeseinrichtungen, auf Jura Singulorum oder Religions-Angelegenheiten ankommt, kann weder in der engeren Versammlung, noch in Pleno, ein Beschluß durch Stimmenmehrheit gefaßt werden.

Die Bundesversammlung ist parmanent, hat aber die Befugniß, wenn die ihrer Berathung unterzogenen Gegenstände

erledigt ſind, auf eine beſtimmte Zeit, jedoch auf nicht länger als auf vier Jahre, ſich zu vertagen.

Alle näheren, die Vertagung und die Beſorgung der etwa während derſelben vorkommenden dringenden Geſchäfte betreffende Beſtimmungen, werden der Bundesverſammlung bei Abfaſſung der organiſchen Geſetze vorbehalten.

Art. 8. Die Abſtimmungs-Ordnung der Bundesglieder betreffend, wird feſtgeſetzt, daß, ſo lange die Bundesverſammlung mit Abfaſſung der organiſchen Geſetze beſchäftigt iſt, hierüber keinerlei Beſtimmung gelte, und die zufällig ſich fügende Ordnung keinem der Mitglieder zum Nachtheil gereichen, noch eine Regel begründen ſoll.

Nach Abfaſſung der organiſchen Geſetze, wird die Bundesverſammlung die künftige, als beſtändige Folge einzuführende Stimmen-Ordnung in Berathung nehmen, und ſich darin ſo wenig als möglich von der ehemals auf dem Reichstage, und namentlich in Gemäßheit des Reichs-Deputations-Hauptſchluſſes von 1803, beobachteten Ordnung entfernen. Auch dieſe Ordnung kann aber auf den Rang der Bundesglieder überhaupt, und ihren Vortritt außer den Verhältniſſen der Bundesverſammlung, keinen Einfluß ausüben.

Art. 9. Die Bundesverſammlung hat ihren Sitz zu Frankfurt am Main. Die Eröffnung derſelben iſt auf den 1. Sept. 1815 feſtgeſetzt.

Art. 10. Das erſte Geſchäft der Bundesverſammlung nach ihrer Eröffnung wird die Abfaſſung der Grundgeſetze des Bundes, und deſſen organiſche Einrichtung in Rückſicht auf ſeine auswärtigen, militäriſchen und inneren Verhältniſſe ſeyn.

Art. 11. Alle Mitglieder des Bundes verſprechen, ſowohl ganz Deutſchland als jeden einzelnen Bundesſtaat gegen jeden Angriff in Schutz zu nehmen, und garantiren ſich gegenſeitig ihre ſämmtlichen, unter dem Bunde begriffenen Beſitzungen.

Bei einmal erklärtem Bundeskrieg darf kein Mitglied einſeitige Unterhandlungen mit dem Feinde eingehen, noch einſeitig Waffenſtillſtand oder Frieden ſchließen.

Die Bundesglieder erhalten zwar das Recht der Bündniſſe

aller Art, verpflichten sich jedoch, in keine Verbindungen einzugehen, welche gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesstaaten gerichtet wären.

Die Bundesglieder machen sich ebenfalls verbindlich, einander unter keinerlei Vorwand zu bekriegen, noch ihre Streitigkeiten mit Gewalt zu verfolgen, sondern sie bei der Bundesversammlung anzubringen. Dieser liegt es alsdann ob, die Vermittlung durch einen Ausschuß zu versuchen, und falls dieser Versuch fehlschlagen sollte, und demnach eine richterliche Entscheidung nothwendig würde, solche durch eine wohlgeordnete Austrägal-Instanz zu bewirken, deren Aussprüche die streitenden Theile sich sofort ohne weitere Appellation zu unterwerfen haben.

Besondere Bestimmungen.

Nebst diesen allgemeinen Bestimmungen enthielt die deutsche Bundesakte auch noch besondere, die in den folgenden neun Artikeln abgefaßt sind, und nicht in die allgemeine Kongreßakte aufgenommen wurden.

Art. 12. Diejenigen Bundesglieder, deren Besitzungen nicht eine Volkszahl von 300,000 Seelen erreichen, werden sich mit den ihnen verwandten Häusern oder andern Bundesgliedern, mit welchen sie wenigstens eine solche Volkszahl ausmachen, zur Bildung eines gemeinschaftlichen obersten Gerichtshofes vereinigen.

In den Staaten unter solcher Volksmenge, wo schon jetzt dergleichen Gerichte dritter Instanz vorhanden sind, werden jedoch diese in ihrer bisherigen Eigenschaft erhalten, wofern nur die Volkszahl, über welche sie sich erstrecken, nicht unter 150,000 Seelen ist.

Den vier freien Städten steht das Recht zu, sich unter einander über die Errichtung eines gemeinschaftlichen obersten Gerichtshofes zu vereinigen.

Bei den solchergestalt errichteten gemeinschaftlichen obersten Gerichten soll jeder der Parteien gestattet seyn, auf die Verschickung der Akten an eine deutsche Fakultät oder an einen Schöppen-Stuhl zu Abfassung des Endurtheils anzutragen.

Art. 13. In allen Bundesstaaten wird eine landesständische Verfassung stattfinden.

Art. 14. Um den im Jahre 1806 und seitdem mittelbar gewordenen ehemaligen Reichsständen und Reichsangehörigen, in Gemäßheit der gegenwärtigen Verhältnisse, in allen Bundesstaaten einen gleichförmig bleibenden Rechtszustand zu verschaffen, so vereinigen sich die Bundesstaaten dahin:

a) daß diese fürstlichen und gräflichen Häuser fortan nichts desto weniger zu dem hohen Adel in Deutschland gerechnet werden, und ihnen das Recht der Ebenbürtigkeit, in dem bisher damit verbundenen Begriff, verbleibt.

b) Sind die Häupter dieser Häuser die ersten Standesherrn in dem Staate, zu dem sie gehören; sie und ihre Familien bilden die privilegirteste Klasse in demselben, insbesondere in Ansehung der Besteuerung.

c) Es sollen ihnen überhaupt, in Rücksicht ihrer Personen, Familien und Besitzungen, alle diejenigen Rechte und Vorzüge zugesichert werden, oder bleiben, welche aus ihrem Eigenthume und dessen ungestörtem Genuß herrühren, und nicht zu der Staatsgewalt und den höheren Regierungsrechten gehören.

Unter vorerwähnten Rechten sind insbesondere und namentlich begriffen:

1) die unbeschränkte Freiheit, ihren Aufenthalt in jedem zu dem Bunde gehörenden, oder mit demselben in Frieden lebenden Staat zu nehmen.

2) Werden nach den Grundsätzen der früheren deutschen Verfassung, die noch bestehenden Familien-Verträge aufrecht erhalten, und ihnen die Befugniß zugesichert, über ihre Güter und Familien-Verhältnisse verbindliche Verfügungen zu treffen, welche jedoch dem Souverän vorgelegt, und bei den höchsten Landesstellen zur allgemeinen Kenntniß und Nachachtung gebracht werden müssen. Alle bis daher dagegen erlassenen Verordnungen sollen für künftige Fälle nicht weiter anwendbar seyn.

3) Privilegirter Gerichtsstand und Befreiung von aller Militärpflichtigkeit, für sich und ihre Familien.

4) Die Ausübung der bürgerlichen und peinlichen Gerechtigkeitspflege im ersten, und wo die Besitzung groß genug ist, in zweiter Instanz, der Forstgerichtsbarkeit, Ortspolizei und Aufsicht in Kirchen- und Schulsachen, auch über milde Stiftungen, jedoch nach Vorschrift der Landesgesetze, welchen sie, sowie der Militärverfassung und der Oberaufsicht der Regierungen, über jene Zuständigkeiten unterworfen bleiben.

Bei der näheren Bestimmung der angeführten Befugnisse sowohl, wie überhaupt und in allen übrigen Punkten, wird zur weiteren Begründung und Feststellung eines, in allen deutschen Bundesstaaten übereinstimmenden Rechtszustandes der mittelbar gewordenen Fürsten, Grafen und Herrn, die in dem Betreff erlassene königlich-bayerische Verordnung vom Jahre 1807 als Basis und Norm unterlegt werden.

Dem ehemaligen Reichsadel werden die unter Nro. 1 und 2 angeführten Rechte, Antheil der Begüterungen an Landstandschaft, Patrimonial- und Forstgerichtsbarkeit, Ortspolizei, Kirchenpatronat und der privilegirte Gerichtsstand zugesichert. Diese Rechte werden jedoch nur nach Vorschrift der Landesgesetze ausgeübt. —

In den durch den Frieden von Lüneville vom 9. Febr. 1801 von Deutschland abgetretenen, und jetzt wieder damit vereinigten Provinzen, werden bei Anwendung der obigen Grundsätze auf den ehemaligen unmittelbaren Reichsadel, diejenigen Beschränkungen stattfinden, welche die dort bestehenden besonderen Verhältnisse nothwendig machen.

Art. 15. Die Fortdauer der auf die Rheinschifffahrts-Oktroi angewiesenen, direkten und subsidiarischen Renten, die durch den Reichsdeputations-Schluß am 25. Februar 1803 getroffenen Verfügungen in Betreff des Schuldenwesens und festgesetzter Pensionen an geistliche und weltliche Individuen, werden von dem Bunde garantirt.

Die Mitglieder der ehemaligen Dom- und freien Reichsstifter haben die Befugniß, ihre durch den erwähnten Reichsdeputations-Hauptschluß von 1803 festgesetzten Pensionen, ohne

Abzug, in jedem mit dem deutschen Bunde im Frieden stehenden Staate verzehren zu dürfen.

Die Mitglieder des deutschen Ordens werden ebenfalls nach den, in dem Reichsdeputations-Hauptabschluß von 1803 für die Domstifter festgesetzten Grundsätzen Pensionen erhalten, insofern sie ihnen noch nicht hinreichend bewilligt worden; und diejenigen Fürsten, welche eingezogene Besitzungen des deutschen Ordens erhalten haben, werden diese Pensionen nach Verhältniß ihres Antheils an den ehemaligen Ordensbesitzungen bezahlen.

Die Berathung über die Regulirung der Sustentationskasse und der Pensionen für die überrheinischen Bischöfe und Geistliche, welche Pensionen auf die Besitzer des linken Rheinufers übertragen werden, ist der Bundesversammlung vorbehalten. Diese Regulirung ist binnen Jahresfrist zu beendigen; bis dahin wird die Bezahlung der vorerwähnten Pensionen auf die bisherige Art fortgesetzt.

Art. 16. Die Verschiedenheit der christlichen Religions-Parteien kann in den Ländern und Gebieten des deutschen Bundes keinen Unterschied in dem Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte begründen.

Die Bundesversammlung wird in Berathung ziehen, wie auf eine möglichst übereinstimmende Weise, die bürgerliche Verbesserung der Bekenner des jüdischen Glaubens in Deutschland zu bewirken sey, und wie in Sonderheit denselben der Genuß der bürgerlichen Rechte, gegen die Uebernahme aller Bürgerpflichten, in den Bundesstaaten verschafft und gesichert werden könne. Jedoch werden den Bekennern dieses Glaubens bis dahin die denselben von den einzelnen Bundesstaaten bereits eingeräumten Rechte erhalten.

Art. 17. Das fürstliche Haus Thurn und Taxis bleibt in dem, durch den Reichsdeputations-Schluß vom 25. Februar 1803 oder spätere Verträge, bestätigten Besitz- und Genuß der Posten in den verschiedenen Bundesstaaten, so lange als nicht etwa durch freie Uebereinkunft anderweitige Verträge abgeschlossen werden sollten. In jedem Falle werden demselben, in Folge des Artikels 13 des erwähnten Reichsdeputations-Hauptschlusses,

seine auf Belassung der Posten, oder auf eine angemessene Entschädigung gegründeten Ansprüche versichert.

Dieses soll auch da stattfinden, wo die Aufhebung der Posten seit 1803 gegen den Inhalt des Reichsdeputations-Hauptschlusses bereits geschehen wäre, insofern diese Entschädigung durch Verträge nicht schon definitiv festgesetzt ist.

Art. 18. Die verbündeten Fürsten und freien Städte kommen überein, den Unterthanen der deutschen Bundesstaaten folgende Rechte zuzusichern:

a) Grundeigenthum außerhalb des Staates, den sie bewohnen, zu erwerben und zu besitzen, ohne deßhalb in dem fremden Staate mehreren Abgaben und Lasten unterworfen zu seyn, als dessen eigene Unterthanen.

b) Die Befugniß:

1) des freien Wegziehens aus einem deutschen Bundesstaate in den andern, der erweislich sie zu Unterthanen annehmen will; auch

2) in Civil- und Militärdienste desselben zu treten.

Beides jedoch nur, insofern keine Verbindlichkeit zu Militärdiensten gegen das bisherige Vaterland im Wege steht. Und damit, wegen der dermaligen vorwaltenden Verschiedenheit der gesetzlichen Vorschriften über Militärpflichtigkeit, hierunter nicht ein ungleichartiges, für einzelne Bundesstaaten nachtheiliges Verhältniß entstehen möge, so wird bei der Bundesversammlung die Einführung möglichst gleichförmiger Grundsätze über diesen Gegenstand in Berathung genommen werden.

c) Die Freiheit von aller Nachsteuer (jus detractus gabella emigrationis), insofern das Vermögen in einen anderen deutschen Bundesstaat übergeht, und mit diesem nicht besondere Verhältnisse durch Freizügigkeits-Verträge bestehen.

d) Die Bundesversammlung wird sich, bei ihrer ersten Zusammenkunft, mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit und Sicherstellung der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck beschäftigen.

Art. 19. Die Bundesglieder behalten sich vor, bei der ersten Zusammenkunft der Bundesversammlung in Frankfurt, wegen des Handels und Verkehrs zwischen den verschiedenen Bundesstaaten, sowie wegen der Schifffahrt, nach Anleitung der bei dem Kongresse zu Wien angenommenen Grundsätze in Berathung zu treten.

Art. 20. Der gegenwärtige Vertrag wird von allen kontrahirenden Theilen ratificirt werden, und die Ratifikationen sollen binnen der Zeit von sechs Wochen, oder wo möglich noch früher, nach Wien an die kaiserlich-österreichische Hof- und Staatskanzlei eingesendet, und bei Eröffnung des Bundes in das Archiv desselben niedergelegt werden.

Auf die Feststellung dieser deutschen Bundesakte folgte nun sogleich

die Wiener Kongreß-Akte.

Der 1ste Artikel derselben spricht die Vereinigung des Königreichs Polen mit Rußland nach dem vom vorigen Herzogthume Warschau getrennten Großherzogthum Posen und dem Gebiete von Krakau aus; doch sollte es eine besondere Verfassung erhalten; sowie überhaupt für alle Polen unter Rußlands, Oesterreichs und Preußens Scepter Ständeversammlungen und volksthümliche Einrichtungen gebildet werden sollten.

Der 2te Artikel bestimmte den Umfang und die Grenzen des neuen Großherzogthums Posen, welches an Preußen kam.

Der 3te Artikel gab die Salzwerke von Wielizka nebst ihrem Gebiete, der 5te den Turnopoler Kreis und überhaupt Oesterreichs Abtretungen von Ostgalizien an Rußland im Jahr 1809 an Oesterreich zurück, sowie der 4te die Gränze zwischen Galizien und Rußland bestimmte.

Der 6te Artikel erklärte die Stadt Krakau für eine freie Stadt, und der 7te bezeichnete den Umfang des Gebietes derselben. Dieser neue Freistaat wurde unter Oesterreichs, Rußlands und Preußens gemeinschaftlichem Schutze gestellt. Im 8ten wurden die Handelsvorrechte der Stadt Podgorze denen von Brody gleich gestellt; der 9te sprach die stete Neutralität Krakaus,

der 10te die Anerkennung der künftigen Verfassung Krakaus, der 11te allgemeine Amnestie, der 12te die Aufhebung der Sequester und Konfiskationen in Polen, doch mit einigen im 13. Artikel näher bezeichneten Ausnahmen, und der 14te die freie Schifffahrt auf allen Flüssen und Kanälen des alten Polen aus.

Der 15te Artikel bezeichnete im Einzelnen die Abtretungen vom Königreiche Sachsen an Preußen; der 16te die Titel, welche deßhalb Preußen annahm, und Sachsen behielt; der 17te die Garantie von Oesterreich, Rußland, Großbritannien und Frankreich über diese Abtretung von Sachsen an Preußen; der 18te die Verzichtleistung Oesterreichs auf die bis dahin der Krone Böhmen zustehende Oberlehnshoheit über die Niederlausitz und die an Preußen gekommene kleinere Hälfte der Oberlausitz; der 19te die gegenseitige Verzichtleistung Preußens und Sachsens auf alle Lehnherrschaft in den jenseits der neuen Grenze gelegenen beiderseitigen Ländern; und der 20ste bis zum 23sten die zwischen beiden fortgesetzte Freiheit der Auswanderung der Unterthanen, die Amnestie und die Bestimmungen wegen der milden Stiftungen.

Der 23te Artikel nannte die Länder, welche Preußen wieder in Besitz nahm, und der 24ste diejenigen, welche Preußen diess- und jenseits des Rheins neu erwarb, sowie im 26sten bis zum 32sten die gegenseitigen Abtretungen zwischen Preußen und Hannover mit den daraus hervorgehenden näheren Beziehungen, bestimmt wurden.

Der 33ste und 34ste Artikel ertheilte dem Herzoge von Oldenburg eine Länderabtretung von Hannover mit 5000 Seelen und die Großherzogliche Würde.

Der 35ste und 36ste bestimmte die großherzogliche Würde für die Herzoge von Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz und Sachsen-Weimar, sowie der 37ste bis 40ste die Länder, welche dem letzten von Preußen mit 75,000 Einwohnern überlassen werden sollten.

Der 41ste Artikel entschied über die Domänen im Fürstenthume Fulda; der 42ste gab die Stadt Wetzlar an Preußen; der 43ste enthielt die Bestimmung über die mediatisirten Länder in dem vormaligen westphälischen Kreise.

Der 44ste Artikel gab die Fürstenthümer Würzburg und Aschaffenburg an Bayern; der 45ste bestimmte die Pension des Fürst-Primas; der 46ste sprach die Herstellung der freien Stadt Frankfurt, der 47ste bis zum 50sten die Entschädigungen des Großherzogs von Hessen-Darmstadt, des Landgrafen von Hessen-Homburg, der Häuser Oldenburg, Sachsen-Koburg, Mecklenburg-Strelitz und des Grafen von Pappenheim aus.

Der 51ste Artikel bezeichnete die Länder, welche Oesterreich übergeben wurden; der 52ste stellte das Fürstenthum Isenburg unter österreichische Souveränität (die jedoch Oesterreich später an Darmstadt abtrat).

Der 53ste bis 64ste Artikel enthält wörtlich die eilf ersten (allgemeinen) Artikel der deutschen Bundesakte.

Der 65ste Artikel verband das vormalige österreichische Belgien, nach den im 66sten Artikel bezeichneten Grenzen, mit dem Königreiche der Niederlande, doch so, daß der König vermittelst Luxemburgs, welches im 67sten Artikel zum Großherzogthume erhoben wurde, zum deutschen Bunde gehören sollte. Der 68ste bezeichnete die neuen Grenzen dieses Großherzogthums und der 69ste wies die Entscheidung über die Ansprüche der beiden Prätendenten auf das Herzogthum Bouillon an ein Austrägalgericht, (welches im Jahre 1816 in Leipzig gehalten wurde, und für den Prinzen Rohan entschied).

Der 70ste Artikel bestimmte die deutschen Länder, welche der König der Niederlande abtrat; der 71ste erneuerte den Familienvertrag zwischen den beiden nassauischen Häusern. Der 72ste erörterte die Verpflichtungen, welche auf den von Frankreich getrennten Ländern hafteten, und der 73ste die Bedingungen, unter welchen Belgien mit dem Königreiche der Niederlande verbunden wurde.

Im 74sten bis 77sten Artikel wurde die Angelegenheit der Schweiz, im 78sten die Ueberlassung der Herrschaft Razüns von Oesterreich an den Kanton Graubündten; im 79sten die Ausgleichung zwischen Frankreich und Genf, im 80sten das, was Sardinien dem Kanton Genf abtrat, und im 81sten bis 84sten

die Ausgleichung zwiſchen den einzelnen ſchweizeriſchen Kantonen beſtimmt.

Der 85ſte Artikel zog die Grenzen der italieniſchen Staaten des Königs von Sardinien; der 86ſte bis 90ſte enthielt die Bedingungen der Einverleibung Genuas, ſowie der 91ſte und 92ſte die Abtretungen Sardiniens an Genf.

Der 93ſte bis 95ſte Artikel nannte die Länder Oeſterreichs in Italien mit ihren Grenzen; der 96ſte erklärte die freie Schifffahrt auf dem Po, und der 97ſte die künftigen Verhältniſſe des Monte-Napoleon zu Mailand.

Im 98ſten wurde der Herzog Franz von Eſte in den Herzogthümern Modena, Reggio und Mirandola, und die Erzherzogin Maria Beatrix in Maſſa und Carrara hergeſtellt, und im 99ſten der Erzherzogin Maria Louiſe Parma, Piacenza und Quaſtalla übertragen. Der 100ſte nannte die Beſitzungen des Großherzogs von Toskana, und gab Piombino und Elba an den Prinzen Lodowiſi Buoacompagni; der 101ſte und 102te ertheilte das Herzogthum Lucca der vormaligen Königin von Hetrurien; der 102te Artikel gab dem Papſte die drei Legationen Bologna, Ravenna, Ferrara, bloß mit Ausnahme des am linken Ufer des Po gelegenen Theiles der letztern, das Herzogthum Benevent und das Fürſtenthum Ponte-Corvo, der 104te Ferdinand IV. das Königreich Neapel, der 105te Olivenza an Portugal, und der 106te und 107te das franzöſiſche Guiana von Portugal an Frankreich zurück.

Im 108ten bis 117ten Artikel wurden die Rechte der freien Schifffahrt und die dabei eintretenden Abgaben und politiſchen Verhältniſſe beſtimmt; der 118te und 119te umſchloß die beſonderen, der Kongreßakte einverleibten Traktate, Conventionen und Reglements (die Deklaration über die Abſchaffung des Negerhandels; das Reglement über den Rang der diplomatiſchen Agenten) und der 120ſte und 121ſte die Formen des Beitritts und der Ratifikation der Kongreßakte.

Dieſes waren die Beſtimmungen der deutſchen Bundes- und der Wiener-Congreßakte, die natürlich gar Vielen um ſo weniger zuſagen konnten, als auch bei dem deutſchen Bunde, wie früher

bei dem rheiniſchen, gar vieles Gewicht zur fortwährenden Behauptung der Souveränität in weiblichen, hochadlichen Unterröcken lag. Daher erklärten die mediatiſirt gebliebenen Häuſer Deutſchlands am 13. Juni für ſich, ihre Nachkommen und ihre angeſtammten Unterthanen vor dem hohen Congreß und vor ganz Europa, daß ſie zwar der Gewalt der Umſtände wichen, nichts deſto weniger aber den ganzen Umfang der Rechte und Befugniſſe, die ſie beſeſſen, für ewige Zeiten ſich vorbehielten. — Auch der päpſtliche Legat, Kardinal Conſalvi, proteſtirte im Namen des Papſtes am 14. Juni gegen die Trennung mancher Ländereien vom Kirchenſtaate, wie auch gegen alle Veränderungen, die in den letzten Jahren in Deutſchland vorgekommen, namentlich gegen die Einziehung der weltlichen Fürſtenthümer der biſchöflichen Kirchen, der Güter und Einkünfte der geiſtlichen Stifter und Klöſter, und endlich gegen die unterbliebene Wiederherſtellung des heiligen römiſchen Reichs.

Obgleich nun aus vielen Gegenden Deutſchlands ſehr gewichtvolle Stimmen ſich erhoben, der Kaiſer Franz möchte die alte Würde des Reichsoberhauptes wieder übernehmen, ließ dieſer aber von dem Beſitze einer Krone ſich nicht blenden, die ihm und ſeinen Vorgängern ſchon ſo ſehr zur Laſt gefallen war, wie er denn auch die Hand des Herrn erkannte, der über das alte Reich, das durch Beſeitigung ſeiner theocratiſchen Grundlage auch ſein Lebensprincip verloren, und ſtatt einem Kaiſer acht in- und ausländiſche Könige erhalten hatte, für immer das Loos geworfen, und zum Spott einen Churfürſten und einige Reichsſtädte, dort, wo es nichts mehr zu wählen und auch kein Reich mehr gab, erhalten hatte.

So wurde nun das deutſche Reich, ſonſt das erſte Reich der Chriſtenheit, als Reich und mit ſeiner Kaiſerwürde nicht wieder hergeſtellt, und die Worte des Herrn: „ein Reich, in ſich uneins, muß wüſte werden“, pünktlich erfüllt. Denn auch hier mußte die Reformation ihre ſchlechten Früchte bringen, und wenn England und Frankreich nach der ewigen Beſtimmung der großen Weltordnung ſich ihre Revolutionen ſelbſt machten und machen konnten, wenn in dem einen wie in dem anderen Lande der Ab-

fall von der Kirche durch Umstürzung der Throne, Hinrichtung der Könige ꝛc. sich bestraft sah, so wurde aber den Deutschen die Revolution, nämlich — der Umsturz ihres Reiches und ihres Thrones, die Entfernung ihres Kaisers, die politische Abschlachtung ihrer meisten Reichsstände ꝛc. auch bloß von Frankreich, diesem Heger und Stützer ihrer Reformation, durch den Lüneviller und Preßburger Frieden eingeimpft, und so trat nun selbst durch die Wiener Kongreßakte die neue Erscheinung ein, daß die europäischen Hauptmächte in der Mitte dieses Erdtheils, statt eines mächtigen Reiches, einen aus 38 sehr verschiedenartigen Bestandtheilen gebildeten Staatenbund errichteten und bestätigten, wodurch Deutschland seine große Bestimmung, der Schwerpunkt des ganzen europäischen Staatensystems zu seyn, vor der Hand verlor, und nun selbst mit starken Schritten einer noch wichtigeren und unabwendbaren Crisis entgegengeht.

War auf diese Art in wenigen Monaten eine neue Ordnung der Dinge für Europa festgestellt, so löste sich jetzt der Kongreß auf, und die verbündeten Monarchen beeilten sich, ihren Heeren über den Rhein zu folgen, um selbst durch das Schwert ihren Bestimmungen allenthalben Folge zu geben.

Denn nach der starken Erklärung der vier europäischen Mächte vom 13. März 1815 gegen Bonaparte, und nach mehreren, von diesem auf verschiedenen Wegen vergeblich gemachten Versuchen, die Verbündeten zu einer Veränderung in ihrem Entschlusse zu bringen, wobei er jedoch ein höchst unkluges und ihm verderbliches Benehmen gegen den Fürsten Talleyrand einhielt, mußte Napoleon endlich einsehen, daß sein ganzes Heil bloß auf seinem Degen und auf der Volksstimmung in Frankreich beruhe. Doch die Zeiten des Enthusiasmus waren vorüber, und so erblickte denn jeder Vernünftige in seiner am 22. April erlassenen Ergänzungsakte zur Konstitution vom Jahre 1799, worin er zwei Kammern, eine Pairs- und eine Repräsentanten-Kammer mit völliger Preßfreiheit feststellte, nur ein ihm abgedrungenes Zugeständniß, und seiner Absicht, Frankreich in militärischer Beziehung auf den Standpunkt von 1793 zurückzuführen, stand

immer seine Krönung von 1804, und seine Feldzüge von 1812 bis 1814 im Wege.

Waren nun diese Verhältnisse in Frankreich keineswegs von der Art, daß sie bei ruhiger Ueberlegung seinen Wünschen entsprechen konnten, so gewährte aber die Lage von Italien noch weniger eine günstige Aussicht für ihn, seine Schwester und seinen Schwager Murat. Denn durch mehrere aufgefangene Briefe, die Napoleon an seine Schwester und seinen Schwager geschrieben hatte, sowie durch das von diesem nicht angenommene, von Oesterreich und England ihm gemachte großmüthige Anerbieten, gegen eine anderwärtige Entschädigung zu Gunsten Ferdinands IV. auf Neapel zu verzichten, hatte man endlich auf dem Kongresse zu Wien eingesehen, daß Murat eine doppelte Rolle spiele, weßhalb Großbritannien noch vor der Erscheinung Napoleons in Frankreich, sich aller Verpflichtungen gegen Murat entbunden erklärte. Gedrängt hierdurch, und überdieß im innigsten Einverständnisse mit seinem Schwager Napoleon und mit allen Carbonari von Italien, hielt Murat in seiner phantastischen Kühnheit sich für den Mann, der das politische Schicksal Italiens bestimmen könnte, begehrte daher kurz vor der Entweichung Napoleons von Elba von dem österreichischen Kabinete den Durchzug seines Heeres durch Mittel- und Oberitalien, und führte hiezu als Grund an, weil auch Ludwig XVIII. ein Heer an der Grenze Italiens zusammenziehe. Wenn nun gleich Oesterreich dieses Gesuch ablehnte, und sein Heer in Italien verstärkte, so fuhr aber Murat doch fort, öffentlich mit Oesterreich und Großbritannien, heimlich aber mit Napoleon zu unterhandeln, bis er endlich bei der Ankunft Napoleons in Paris kecker und rücksichtsloser wurde, die Maske abwarf, und dem Papste geradezu erklärte, „daß er Napoleons Sache als die seine betrachte, und daß sie ihm nie fremd gewesen sey," worauf er von demselben den Durchzug seiner Truppen durch den Kirchenstaat begehrte, die Italiener zum Kampfe für die Unabhängigkeit Italiens aufrief, und mit 60,000 Mann gegen den Po hinzog, indem er die Oesterreicher aus Cesena und Bologna verdrängte (30. März bis 2. April).

Da sah nun endlich Oesterreich sich genöthigt, den fruchtlosen Unterhandlungen und diplomatisch-militärischen Winkelzügen eines Murats ein entschiedenes Ende zu machen, und erklärte ihm am 7. April förmlich den Krieg.

Schon am 8. und 9. April machten daher die k. k. Generale Lauer und Mohr jedem weiteren Vorrücken der neapolitanischen Armee ein Ende, und nöthigten sie, Bologna zu verlassen und nach Ankona zurückzuziehen. Nun begehrte Murat einen Waffenstillstand, den jedoch der General Bianchi nicht annahm, und über die an Zahl weit überlegenen, von Murat selbst angeführten Neapolitaner einen vollständigen Sieg bei Tolentino davontrug (2. u. 3. Mai), worauf die Geschlagenen nirgends mehr Stand hielten. In dieser verzweifelten Lage verließ Murat die Reste seines geschlagenen Heeres, und sendete den Marquis de Gallo an den General Bianchi, um mit diesem zu unterhandeln. Bianchi wies aber jede Unterhandlung mit dem Könige zurück, und schloß mit dem Generale Coletta zu Casa Longo bei Capua eine militärische Uebereinkunft, vermöge welcher ein Waffenstillstand, und zugleich die Uebergabe des Königreichs Neapel mit seinen Festungen und seinem Heere an die Verbündeten zur Herstellung Ferdinands IV. in demselben festgesetzt wurde.

So hatte denn Murat außer dem Zwecke, seinem Schwager Napoleon durch eine Seitenbewegung zu helfen, auch noch seine Krone verloren, und floh mit wenigen Vertrauten heimlich nach Frankreich, wo er jedoch keine gute Aufnahme fand. Seine Gemahlin aber begab sich mit ihren Kindern in den Schutz des Kaisers Franz I. und reiste nach Oesterreich ab, wo sie in dem Schlosse Hainburg den freundlichsten Zufluchtsort erhielt. Nach einer zehnjährigen Abwesenheit kehrte also Ferdinand IV. wieder nach Neapel zurück (17. Juni), zahlte an Oesterreich zwanzig Millionen Gulden für die Kriegskosten, und schloß mit ihm ein Bündniß ab. So war denn das ganz beruhigte Italien wieder in den Händen seiner alten Fürsten, indessen der blutige Schatten des gemordeten Herzogs Enghien den vertriebenen, in steter Unruhe umherirrenden Murat allenthalben verfolgte, bis er ihn nach kurzer Zeit vor einer neapolitanischen Militär-

kommiſſion und vor dem ihn erſchießenden Militär-Peloton erreichte *).

Während dieſes in Italien ſich zutrug, und die Armeen der Oeſterreicher und Ruſſen nach den franzöſiſchen Grenzen zogen, eilte aber Napoleon mit 130,000 Mann nach Belgien hin, um dort, wo Wellington und Blücher ſtanden, noch vor der Ankunft der feindlichen Hauptmaſſen durch den glücklichen Erfolg einer Hauptſchlacht einen Theil ſeiner Gegner außer dem Kampfe zu ſetzen, den Muth der Franzoſen zu erhöhen, und die Coalition ſelbſt unter ſich zu entzweien und einzuſchüchtern. Schnell drängte er denn am 15. Juni den General Ziethen mit ſeinem Armeekorps zurück, und ſchlug am folgenden Tage die ſämmtlichen, vom F. Marſchall Blücher angeführten preußiſchen Armeekorps der Generale Ziethen, Pirch und Thielmann bei Ligny, während der Marſchall Ney bei Quatre Bras gegen den Kronprinzen der Niederlande und den Herzog von Braunſchweig ein Treffen lieferte, worin der letztere auf der Wahlſtätte blieb.

Wegen des häufigen Regens, der am 17. Juni fiel, verſchob nun Napoleon ſeine weiteren Bewegungen auf den 18., und griff an dieſem Tage die Höhen von St. Jean bei Waterloo an, wo Wellington und ſeine Britten ſtanden. Wenn gleich viermal dort zurückgeworfen, bemächtigten die Franzoſen ſich doch zuletzt der Anhöhen, und glaubten ſchon zu ſiegen, als mit einmal das Corps des Generals Bülows ſie im Rücken faßte. Da begann denn der verzweifelte Kampf, und von allen Seiten angegriffen, wurden die Franzoſen zum Rückzuge, und endlich zur verwirrten Flucht gezwungen, und das Schickſal dieſes Tages und mit ihm jenes von Napoleon war entſchieden.

Hier alſo, wo der Revolutionskrieg vor drei und zwanzig

---

*) So erhielten nun die ſchönen Verſe unſeres deutſchen Dichters:

„Gottes Mühlen mahlen langſam,
Mahlen aber trefflich klein!
Ob aus Langmuth er ſich ſäumet,
Bringt mit Schärf' er Alles ein"

ihren wahren Werth und faktiſche Bedeutung.

Jahren begonnen hatte, sollte er auch nach göttlichem Rathschlusse wieder enden; hier, wo einst Jourdan, der so oft Geschlagene, seinen schönsten Sieg gewann, sollte nun Napoleon, der hundertfache Sieger, seine letzte Hauptschlacht, und mit ihr sogar seine persönliche Freiheit verlieren.

Denn bei dieser für Frankreich so äußerst bedrängten Lage war das frühere herrische Ansehen Napoleons größtentheils verschwunden, und die ihm feindlichen Kammern säumten nicht, seine Entsetzung auszusprechen, und eine Regierungskommission aufzustellen, die ihm den Befehl ertheilte, Frankreich ungesäumt zu verlassen. Als er nun zu Rochefort sich eingeschifft hatte, die Unmöglichkeit aber schnell erkannte, den brittischen Kreuzern zu entgehen, ergab er sich dem englischen Kapitän Maitland, der ihn nach Plymouth brachte, wo er jedoch nicht an das Land gesetzt, sondern nach einem Beschluß der Verbündeten als ein Geächteter und gemeinschaftlicher Gefangener erklärt, und dessen Bewachung der englischen Regierung überlassen wurde.

Nachdem nun die brittische Regierung die einsame Felseninsel Helena zum künftigen Aufenthalt Napoleons bestimmt hatte, wurde er sogleich dahin abgeführt, wo er, von den Engländern als ein Staatsgefangener, von seiner Umgebung aber als Kaiser behandelt, und in diesem schneidenden Kontraste stets an seine Vergangenheit und Gegenwart auf das empfindlichste erinnert, in der südlichen Hemisphäre jene Verbrechen und Verirrungen, jene Gewaltthaten und Sünden verbüßen mußte, deren er aus Uebermuth und Eigensinn, aus Menschenverachtung und Irreligiosität in der nördlichen sich schuldig gemacht hatte. So sind denn die Täuschungen, die uns Menschen verführen, immer falsch; sie werden aber grausam, wenn sie uns verlassen. —

War auf diese Art die Furcht vor dem französischen Hannibal, wie einst jene der Römer vor dem karthaginensischen, beseitigt, so ließ man denn gegen Frankreich nicht mehr jene Rücksicht eintreten, die ihm im letzten Pariser Frieden bewiesen wurde, und es sollte jetzt fühlen, daß zu seiner Bändigung nicht bloß eine Gewalt, sondern zu seiner Demüthigung selbst eine Gerechtigkeit

ſich vorfinde, weßhalb der zweite Pariſer Friede den Charakter von Beiden trägt.

Darum mußte denn Frankreich ſieben hundert Millionen als Kriegskontribution entrichten, von welchen Oeſterreich hundert Millionen erhielt. — Es mußte die Feſtungen Philippeville, Marienburg, Saarlouis und Landau, dann das Herzogthum Bouillon und das Land von der Saar bis an die Lauter, ferner den ihm in dem vorhergehenden Jahre gebliebenen Theil von Savoyen, ſowie Nizza, Monaco, und einen Theil der Landſchaft Ger abgeben, wodurch noch manche bei dem Wiener Kongreſſe unerledigt gebliebenen Theilungsbeſchwerden ihr Ende fanden. So fiel denn Savoyen und Nizza an Sardinien zurück, Verſoix und der abgetretene Theil der Landſchaft Ger erhielt der Kanton Genf; Saarbrück und Saarlouis und der ganze von dem franzöſiſchen Moſel- und Saardepartement abgeriſſene Landesſtrich wurde an Preußen, Landau und die Länder an der Queich und der Lauter an Bayern, Philippeville, Marienburg und die Souveränität über das Herzogthum Bouillon an die Niederlande überwieſen. Ueberdieß wurden unter dem Oberbefehl des Herzogs Wellington 150,000 Mann in den Grenzprovinzen und Grenzfeſtungen Frankreichs zur Sicherung der Ruhe für fünf Jahre aufgeſtellt, und ſo glich ein höheres Geſchick nicht nur die alten Unbilden der Franzoſen, die dieſe während ſieben Jahren gegen das arme preußiſche Volk ſich ſchuldig gemacht hatten, völlig aus, ſondern bezeichnete auch den Geſammtwerth der hundert Siege, die an der Säule der Eitelkeit auf dem Platze Vendome zu Paris prangen, ſehr genau, indem es den einzigen Namen „Leipzig“ als das von Gott ſelbſt gemachte Facit denſelben beiſetzte, und dem ganzen Kriege, dieſem falſchen napoleoniſchen Kalkul, ein von Gott berichtigtes Ende machte.

Es hatten aber die Stürme, die ſeit drei und zwanzig Jahren die Thronen von Europa erſchütterten, wie auch die wunderbaren Ereigniſſe, die in dieſer kurzen Zeit aufeinander gefolgt waren, auf die Kaiſer von Oeſterreich und Rußland und auf den König von Preußen den tiefſten Eindruck gemacht, und die vom Schickſal ſo vielfach Verſuchten traten nun am Ende des napoleoniſchen

Krieges in Paris persönlich zusammen, unterzeichneten ohne Zuziehung und Mitunterschrift ihrer Minister die Akte — des heiligen Bundes und luden mit Ausnahme des Papstes und des türkischen Kaisers alle anderen europäischen Mächte, und selbst Nordamerika ein, demselben beizutreten; worauf auch der Beitritt derselben erfolgte, und bloß Großbritannien und Nordamerika davon sich ausschloßen.

Die öffentlichen und bekannt gemachten Bedingungen dieser heiligen Alliance, deren Urkunde in der Wiener Zeitung vom 26. Februar 1816 ohne irgend einen Zusatz abgedruckt wurde, enthielten aber beiläufig folgende Bestimmungen: „die drei ersten Mitglieder dieses Bundes hätten, in Folge der Ereigniße der drei letzten Jahre, die innere Ueberzeugung erlangt, in der Verwaltung ihrer Staaten und ihrer wechselseitigen politischen Verhältniße mit jeder anderen Regierung nur die Vorschriften der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens zur Regel zu nehmen. Deßhalb hätten sie beschloßen, gemäß der Worte der Schrift, welche allen Menschen befiehlt, als Brüder sich zu betrachten, und durch die Bande einer wahren und unauflöslichen Brüderschaft vereinigt zu bleiben, sich als Landsleute ansehend, bei allen Gelegenheiten Hilfe und Beistand zu leisten, und sich zu ihren Unterthanen und ihren Heeren als Familienväter betrachtend, dieselbe im Geiste der Brüderlichkeit zu leiten. Demnach sollte das einzige Prinzip zwischen ihnen und gegen ihre Unterthanen seyn: sich gegenseitige Dienste zu leisten, durch ein unerschütterliches Wohlwollen die gegenseitige Zuneigung sich zu bezeigen, und sich nur als Mitglieder einer und derselben christlichen Religion zu betrachten. Die drei verbündeten Monarchen betrachten sich nur als Abgeordnete der Vorsehung, um drei Zweige einer und derselben Familie Rußland, Oesterreich und Preußen, zu regieren, indem sie bekennen, daß die christliche Religion, wovon sie und ihre Völker Theile ausmachen, in der That keinen anderen Souverän als den habe, dem allein die Macht gehört, Gott und dem Erlöser Jesus Christus."

So beschloßen denn die siegenden Monarchen das fürchterliche fünf und zwanzigjährige Trauerspiel mit der heiligen

Allianee, und bekannten durch sie, daß der zürnende Gott es war, der durch Napoleon, sein auserwähltes Werkzeug, Frankreich, ja ganz Europa, so lange und so hart züchtigte, daß aber auch der barmherzige und gnädige Gott es war, der diese Geisel der Völker wieder beseitigte, nachdem die Hohen und Niederen, durch die größten Leiden und wunderlichsten Ereignisse belehrt, wieder zur wahren Erkenntniß gekommen. — Sie entsagten daher der menschlichen Weisheit und dem menschlichen Dünkel, und gaben wieder Gott allein die Ehre, indem sie keinen andern Souverain der Welt erkannten, als den Welterlöser Jesus Christus, dem alle Macht gebührt im Himmel und auf Erden. Denn sie, die mächtigen Herrscher, mußten sich selbst auch als bloße Werkzeuge betrachten, durch die der Herr der Welt seine frühere Geisel zerbrach, und den Völkern die Ruhe und den Frieden zurückgab. Sie selbst mußten über das wunderliche Geschicke Napoleons, dieses hochbegabten Mannes, erstaunen, der viele Jahre hindurch die alten Fürsten von ihren Thronen warf, der aber, als unseliger Glücksmensch, zuletzt seine größte Kraft verschwendete, um Europas alte Geschlechter wieder auf ihre Sitze, sich selbst aber nach Helena zu bringen.

So waren denn alle diese großen und wunderbaren Ereignisse nur die Glieder der Kette, die eine höhere Hand durch die Zeiten wand, damit im Wechsel des gewaltigen Kampfes das Menschengeschlecht die höheren christlichen Ansichten wieder gewinne, und aus dem Dunkel und den Wirren das Licht und die Ruhe hervorgehe.

Die fünf und zwanzigjährigen Umwälzungen und blutigen Kriege erforderten aber eine ganz neue Gestaltung der meisten Staaten, und die ersten Friedensjahre gingen nun mit Versuchen hin, die inneren Verhältnisse derselben neu zu ordnen, was Deutschland vorzüglich bedurfte. — Zwar wurde in dem Bundesakt die Eröffnung des Bundestages auf den 1. Sept. 1815 festgesetzt; doch konnte wegen mancher Hindernisse und Vorbereitungen erst am 5. Nov. 1816 die erste feierliche Sitzung von den abgeordneten Gesandten der deutschen Höfe eröffnet werden, in der sogleich die Stellung Deutschlands gegen das

Ausland in Berathung kam, und eine stolze, die Nationalität wieder hervorhebende Sprache sich bemerklich machte. Denn die Bundesversammlung erklärte, daß der deutsche Staatenbund eine freie unabhängige Macht des ersten Ranges sey, daß er demnach mit allen damit verknüpften Pflichten und Rechten Botschafter sende und empfange, und sich bei allen seinen Verhandlungen, Beschlüssen und Mittheilungen der deutschen Sprache bediene, wobei er jedoch da, wo es gegenseitig geschieht, eine Uebersetzung in lateinischer und französischer Sprache sich bedienen werde.

Hierauf ging die Bundesversammlung auf die allgemeine Wehrordnung über, und stellte das Bundesheer, nach dem Maaßstabe der Gesammtbevölkerung, auf 500,000 Mann fest. Hiezu gibt Oesterreich 95,000 Mann, Preußen 79,000 Mann, Bayern 35,000 M., Würtemberg 14,000 M., Hannover 13,000 M., Sachsen 12,000 M., Baden 10,000 M., Großherzogthum Hessen 6200 M., Churhessen 5700 M., Mecklenburg 4200 M., Holstein 3600 M., Oldenburg 2700 M., Nassau 2500 M., Braunschweig 2100 M., die Hansestädte 2100 M., nebst 600 Geschützen, die verhältnißmäßig auf die einzelnen Bundesglieder vertheilt werden. Das Bundesheer soll unter einem vom Bundestag erwählten Oberfeldherrn stehen, und zehn Heeresabtheilungen enthalten, von denen Oesterreich die drei ersten, Preußen die drei folgenden, Bayern die siebente, Würtemberg, Baden und Hessendarmstadt die achte, Sachsen, Churhessen und Nassau die neunte, Hannover, Holstein, Mecklenburg, Oldenburg, Braunschweig und die Hansestädte die zehnte Abtheilung bilden; die übrigen Mitglieder des Bundes müssen aber zwei Reserv-Heere (11,000) liefern. Zugleich wurden Mainz, Luxemburg und Landau als Bundesfestungen erklärt.

Um auch den inneren Frieden durch eine allgemeine Rechtsordnung des Bundes zu wahren, übernahm die Bundesversammlung die gütliche Schlichtung jedes Streites; sollte aber der strenge Weg des Rechtes verfolgt werden, so überließ sie den höheren Gerichtshöfen der einzelnen Staaten als Austrägal-Instanzen die Entscheidung.

Auch die Herstellung der katholischen Kirchenverfassung, die durch die Säcularisation zu Grund gegangen war, wurde ein wichtiger Gegenstand für jene Fürsten, denen geistliche Herrschaften und Besitzungen zugefallen, und als Rechtsnachfolger der geistlichen Fürsten und Stifter an deren Wahlcapitulation gebunden waren. Diese schlossen nun einzelne Verträge mit dem Papste, wie wir bei den verschiedenen Staaten Deutschlands erwähnen werden.

Der 13te Artikel der Bundesakte, nach welchem in allen deutschen Staaten eine landständische Verfassung eingeführt werden sollte, veranlaßte aber die größte Aufregung in den Gemüthern, und führte Ereignisse herbei, die wieder die größte Sorgfalt aller deutschen Fürsten in Anspruch nahmen.

Unterliegt es daher keinem Zweifel, daß durch den Protestantismus der Geist des Gehorsams verschwand, und unter dem Namen „Freiheit" in der religiösen, sittlichen und bürgerlichen Welt ein hochmüthiger, demagogischer Sinn eintrat, so darf man sich denn auch nicht wundern, daß durch die Siege über die Franzosen jener Geist von Tag zu Tag sich steigerte, und eine Menge Stimmen für eine Vereinigung aller deutschen Staaten zu einer großen Republik, oder zu einer konstitutionellen Monarchie mit alterthümlichen Namen und neuthümlichen Formen sich erhoben. Um das eine oder andere Ziel zu erreichen, sollte denn die deutsche Jugend auf eine neue Weise körperlich und geistig durch die alte Gymnastik, nun „Turnkunst" genannt, „staats"- und „deutschthümlich" gebildet werden. Bald überschritt der Eifer in dieser Sache alles Maaß, und ein finsterer Geist politisch-religiöser Schwärmerei trat um so mehr und heftiger ein, als er auch durch die Feier des dritten Reformations-Jubelfestes im Oktober 1817 neue Nahrung und Stärke gewann. Denn König Friedrich Wilhelm III. hatte zur Verherrlichung dieses Festes nicht nur unter dem 27. Sept. jenes Jahres eine Aufforderung zur Union der Lutheraner und Reformirten zu einer „evangelischen Kirche" erlassen, sondern hatte, obgleich Calvinist, selbst zu Wittenberg den Grundstein zu dem Unterbau gelegt, der das Standbild Martin Luthers tragen sollte.

In gleicher Weise hatten auch die Professoren und Studenten der Hochschule Jena zu Ehren der Leipziger Schlacht am 18. und 19. Oktober auf der Wartburg ein Fest veranstaltet, bei welchem sich 600 Studenten von den meisten Hochschulen einfanden, die allgemeine Burschenschaft stifteten, und die verwegensten Reden gegen Kirche und Staat führten. Einmal auf diese Art aufgeregt, begnügten sich aber die Trunkenen nicht mehr mit dem Grundgedanken des französischen Revolutionsgetriebes, mit der Gründung des Staats auf Volksgewalt und auf Alleinherrschaft der Idee des materiellen Gemeindewohls — nein — Irrsinnsreden von allgemeiner Freiheit und Gleichheit, von Volksbeglückung und Konstitutionen, ganz würdig eines Marat und Robespierre, entströmten trotz den größten und noch so neuen Erfahrungen dem Munde solcher, die sich Meister deutscher Weisheit nannten. Um aber ihre sublimen Ansichten durch eine eckige und derbe Form recht sichtlich zu machen, nahmen die Liebhaber der Weisheit das Mittelalter zum Muster, und gingen in allem in jene für Deutschland so unglückliche Zeit zurück, in der durch seine Kaiserlosigkeit allenthalben Willkühr und Barbarei herrschte. Dieser finstere Geist politischer Schwärmerei war es also, der die moderne Jugend in altdeutsche Röcke steckte, der mit ihr auf der Hasenhaide turnte, und sie beim Weißbier Arndts Freiheitslieder singen ließ; er war es, der durch sie auf der Wartburg ein Autodafe über alle ihren Ansichten nicht entsprechende Bücher veranstaltete, und bei der Zerrissenheit Deutschlands und dem daraus hervorgehenden Unvermögen, eine allgemeine Revolution anzufangen und durchzuführen, die kaum mündig gewordene Jugend verleitete, auch nach Art des alten Vehmgerichts ein neues in noch strengerem Geiste einzuführen, und selbst ohne Vorladung und Anhörung der Beklagten jeden Gegner ihrer Ideen als vogelfrei und den Rächern verfallen zu bezeichnen.

Und so begann denn das heillose Gericht; man vehmte und erkor als Opfer den russischen Staatsrath von Kotzebue, der als Witzbold bekannt, in höherem Auftrage ein den Altdeutschlern mißfälliges Blatt in Mannheim herausgab. Doch ein dunkles Geschick warf hämisch das Loos eines Rächers einem Jüngling

zu, der bei den besten Eigenschaften des Geistes und Herzens unglückseliger Weise in dem Taumelkelch der Zeit sich berauscht hatte. Es war Karl Friedrich Sand aus Wunsiedel im Bayreuthischen, Studirender der Theologie zu Jena, der am 23. März 1819 den Mord zu Mannheim vollbrachte, und da sein Versuch, sich selbst zu tödten, mißlang, am 20. Mai 1820 durch das Schwert hingerichtet wurde.

Dieser Meuchelmord veranlaßte den Kaiser Franz I., die sämmtlichen Cabinetsminister der deutschen Höfe zu einer Zusammenkunft nach Karlsbad einzuladen, und diese beeilten sich in ihrem panischen Schrecken im August dort einzutreffen, wo sie zu Beschlüssen sich vereinigten, die schon am 20. Sept. 1819 in Frankfurt bekannt gemacht wurden.

Diese enthielten fünf Hauptbestimmungen, nämlich

a) daß die Bundesstaaten eine angemessene Erläuterung des 13ten Artikels abzugeben haben;
b) daß eine provisorische Executionsordnung in Erwartung fester Bestimmungen eingeführt werden solle;
c) daß, mit Vorbehalt weiterer Berathung zur gründlichen Verbesserung des Schul- und Universitätswesens, deren Gebrechen ungesäumt durch provisorische Maaßregeln abgeholfen werde;
d) daß zur nöthigen Oberaufsicht über die Druckschriften und zur Verhütung von deren Mißbrauch eine provisorische gesetzliche Verfügung allgemein eingeführt werde, und
e) daß eine Centralbehörde zur weiteren Untersuchung der entdeckten revolutionären Umtriebe bestellt werden solle.

In Betreff des 13ten Artikels der Bundesakte erklärte der österreichische Präsidialgesandte unter Ankündigung der baldigen Erläuterung sich vorläufig dahin: „Wenn der deutsche Bund nicht zerfallen, wenn Deutschland nicht allen Schrecknissen innerer Spaltung, gesetzloser Willkühr und unheilbarer Zerrüttung seines Rechts- und Wohlstandes preisgegeben werden soll, so muß es für die wichtigste seiner Angelegenheiten, für die Bildung seiner künftigen Verfassungen eine feste, gemeinschaftlich anerkannte Grundlage gewinnen. Es muß daher eines der ersten und dringendsten Geschäfte der Bundesversammlung seyn, zu einer gründ-

lichen, auf alle Bundesstaaten, in welcher Lage sie sich auch gegenwärtig befinden mögen, anwendbaren, nicht von allgemeinen Theorien oder fremden Mustern, sondern von deutschen Begriffen, deutschem Rechte und deutscher Geschichte abgeleiteten, vor Allem aber der Aufrechthaltung des monarchischen Princips, dem Deutschland nie ungestraft ungetreu werden darf, und der Aufrechthaltung des Bundesvereines vollkommen angemessenen Auslegung und Erläuterung des 13ten Artikels der Bundesakte zu schreiten. Und so sehr auch dahin getrachtet werden muß, die landständischen Verfassungen in allen den Bundesstaaten, wo sie nicht bereits ihre feste Existenz haben, ohne weiteren Aufenthalt, ja mit verdoppelter Thätigkeit ins Werk zu richten; so wünschenswürdig ist es zugleich, daß bei den jetzt in mehreren Bundesstaaten eingeleiteten, auf die ständischen Verfassungen Bezug habenden Arbeiten keine Beschlüsse gefaßt werden mögen, die mit den hier vorläufig ausgesprochenen Ansichten auf irgend eine Weise im Widerspruche ständen."

In Betreff der provisorischen Executionsordnung sollte die Bundesversammlung jedesmal auf sechs Monate aus ihrer Mitte eine Commission von fünf Mitgliedern wählen. Hinsichtlich der Hochschulen sollte bei jeder derselben provisorisch ein landesherrlicher Bevollmächtigter mit zweckmäßigen Instruktionen und ausgedehnten Befugnissen angestellt werden, der die strenge Vollziehung der Gesetze und den Geist der Lehrer zu überwachen habe ꝛc. Zugleich verpflichten sich die Bundesregierungen gegen einander, verführerische, gefährliche Lehrer zu entfernen, und nirgends sie wieder anzustellen. Alle geheimen Gesellschaften der Studirenden, namentlich der allgemeinen Burschenschaft, sollten aufgehoben, deren fernere Theilnehmer zu keinem öffentlichen Amt zugelassen, die verwiesenen Studirenden auf keiner andern Hochschule angenommen werden.

In Bezug auf die Presse wurde für fünf Jahre festgesetzt, daß keine Tages- oder Zeitschriften u. dgl., wie auch andere Schriften unter 20 Bogen nicht ohne Censur gedruckt werden dürfen, und daß dieselben mit dem Namen des Verfassers und Verlegers versehen seyn müssen.

Zugleich wurde eine Centralbehörde zur Untersuchung revolutionärer Umtriebe und demagogischer Verbindungen zu Mainz eingesetzt, die aus sieben Mitgliedern bestehen sollte, welche Oesterreich, Preußen, Bayern, Hannover, Baden, Hessendarmstadt und Nassau aus ihren Staatsdienern zu ernennen haben.

Nachdem durch diese Beschlüsse für die dringendsten Bedürfnisse gesorgt war, wurden sie den einzelnen Bundesstaaten bekannt gemacht, und mit Berücksichtigung örtlicher Verhältnisse auch allenthalben vollzogen.

Da jedoch die Unzulänglichkeit aller dieser Anordnungen sich bald zeigte, viele in der Bundesakte zweifelhaft gebliebenen Gegenstände über die inneren und äußeren Verhältnisse Deutschlands eine endliche Entscheidung erheischten, selbst auch der Revolutionsgeist in Spanien, Portugal, Neapel und Piemont sich mächtig rührte, traten die Minister der sämmtlichen Mitglieder des deutschen Bundes am 25. November 1819 zu Wien zusammen, und bildeten einen Ministerial-Congreß, der nun die Schlußakte über die Ausbildung und Befestigung des deutschen Bundes anfertigte.

Der wesentliche Inhalt dieser Schlußakte ist folgender:

1) Der deutsche Bund ist ein völkerrechtlicher Verein der deutschen souveränen Fürsten und freien Städte zur Bewahrung der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit ihrer im Bunde begriffenen Staaten, und zur Erhaltung der inneren und äußeren Sicherheit Deutschlands.

2) Dieser Verein besteht in seinem Innern als eine Gemeinschaft selbstständiger, unter sich unabhängiger Staaten mit wechselseitigen gleichen Vertragsrechten und Vertragspflichten; in seinen äußern Verhältnissen aber als eine in politischer Einheit verbundene Gesammtmacht.

3) Die Bundesakte bleibt der Grundvertrag und das erste Grundgesetz dieses Vereins.

4) Der Gesammtheit der Bundesglieder steht die Befugniß der Entwickelung und Ausbildung der Bundesakte

zu; doch dürfen die Beschlüsse mit dem Geiste der Bundesakte nicht im Widerspruche stehen.

5) Der Bund ist als ein unauflöslicher Verein gegründet; es kann daher der Austritt aus diesem Vereine keinem Mitgliede desselben frei stehen.

6) Die Aufnahme eines neuen Mitglieds kann nur statt haben, wennn die Gesammtheit der Bundesglieder solche mit den bestehenden Verhältnissen vereinbar und dem Vortheile des Ganzen angemessen findet.

7) Die Bundesversammlung stellt den Bund in seiner Gesammtheit dar, und ist das beständige verfassungsmäßige Organ seines Willens und Handelns.

8) Die einzelnen Bevollmächtigten am Bundestage sind von ihren Committenten unbedingt abhängig und diesen verantwortlich.

9) Die Wirksamkeit der Bundesversammlung ist durch die Vorschriften der Bundesakte, durch die in Gemäßheit derselben beschlossenen oder ferner zu beschließenden Grundgesetze, und, wo diese nicht zureichen, durch die im Grundvertrage bezeichneten Bundeszwecke bestimmt.

10) Verfassungsmäßige Beschlüsse der Bundesversammlung sind diejenigen, welche innerhalb der Grenzen der Competenz der Bundesversammlung, nach vorgängiger Berathung, durch freie Abstimmung entweder im engern Rathe oder Plenum gefaßt werden.

11) In der Regel werden die Beschlüsse im engern Rathe, nach absoluter Stimmenmehrheit, und

12) nur in den in der Bundesakte ausdrücklich bezeichneten Fällen, und wo es auf eine Kriegserklärung oder Friedensschluß-Bestätigung, oder auf Annahme eines neuen Mitglieds ankommt im Plenum abgefaßt.

13) Kein Beschluß durch Stimmenmehrheit findet statt über Annahme neuer Grundgesetze oder Abänderung der bestehenden, über organische, d. h. bleibende Anstalten als Mittel zur Erfüllung der ausgesprochenen Bundeszwecke, über Aufnahme neuer Mitglieder in den Bund, und über Religionsangelegenheiten.

14) Namentlich muß über organiſche Einrichtungen im Plenum und durch Stimmen-Einhelligkeit entſchieden werden.

15) Eben ſo kann in Fällen, wo die Bundesglieder als einzelne, ſelbſtſtändige und unabhängige Staaten erſcheinen, oder wo einzelnen Bundesgliedern eine beſondere Leiſtung oder Verwilligung für den Bund zugemuthet wird, ohne freie Zuſtimmung der Betheiligten kein dieſelben verbindender Schluß gefaßt werden.

16) Wenn die Beſitzungen eines ſouveränen deutſchen Hauſes durch Erbfolge auf ein anderes übergehen; ſo hängt es von der Geſammtheit des Bundes ab, ob und in wiefern die auf jenen Beſitzungen haftenden Stimmen im Plenum (weil im engern Rathe kein Bundesglied mehr als Eine Stimme führen kann) dem neuen Beſitzer beigelegt werden ſollen.

17) Der Bundesverſammlung ſteht, in zweifelhaften Fällen, die Erklärung des rechten Sinnes der Bundesakte und der richtigen Anwendung ihrer Vorſchriften zu.

18) Bei Bedrohung oder Störung der innern Ruhe unter den Bundesgliedern hat die Bundesverſammlung die dazu geeigneten Beſchlüſſe zu faſſen.

19) Bei der Befürchtung oder wirklichen Ausübung von Thätlichkeiten unter den Bundesgliedern ſoll die Bundesverſammlung Maaßregeln ergreifen, um jeder Selbſthilfe vorzubeugen, oder der unternommenen Einhalt zu thun; beſonders hat ſie die Aufrechthaltung des Beſitzſtandes zu bewirken.

20) Wird die Bundesverſammlung von einem Bundesgliede zum Schutze des Beſitzſtandes aufgerufen: ſo ſoll ein nicht betheiligtes Bundesglied in der Nähe des zu beſchützenden Gebiets die Thatſache des jüngſten Beſitzes und die angezeigte Störung deſſelben ſummariſch durch ſeinen oberſten Gerichtshof unterſuchen und darüber einen rechtlichen Beſcheid abfaſſen laſſen, deſſen Vollziehung die Bundesverſammlung zu bewirken hat.

21—24) Dieſe vier Artikel entwickeln, wie durch Austrägal-Inſtanzen die Streitigkeiten der Bundesglieder entſchieden werden ſollen.

Ueber die innern Angelegenheiten in den Bundesstaaten bestimmt die Schlußakte:

25) daß die Aufrechthaltung der innern Ruhe und Ordnung den Regierungen allein zustehe; als Ausnahme gelte der Fall einer Widersetzlichkeit der Unterthanen gegen die Regierung, eines offenen Aufruhrs, oder gefährlicher Bewegungen in mehreren Bundesstaaten.

26) In solchem Falle, wo die Regierung selbst, nach Erschöpfung der verfassungsmäßigen und gesetzlichen Mittel, den Beistand des Bundes anruft, solle die Bundesversammlung die schleunigste Hilfe zur Wiederherstellung der Ordnung veranlassen, und dieß selbst unaufgerufen thun, wenn die Regierung durch die Umstände gehindert würde, die Hilfe des Bundes zu begehren.

27) Die Regierung aber, welcher eine solche Hilfe zu Theil wird, muß die Bundesversammlung von der Veranlassung der eingetretenen Unruhen, und von den zur Herstellung der Ordnung getroffenen Maaßregeln in Kenntniß setzen.

28) Wenn die öffentliche Ruhe und gesetzliche Ordnung in mehreren Bundesstaaten durch gefährliche Verbindungen und Anschläge bedroht sind, und dagegen nur durch Zusammenwirken der Gesammtheit zureichende Maaßregeln ergriffen werden können: so ist die Bundesversammlung befugt und berufen, nach vorgängiger Rücksprache mit den zunächst bedrohten Regierungen, solche Maaßregeln zu berathen und zu beschließen.

29—34) Diese sechs Artikel betreffen die Fälle der Justizverweigerung in einem Bundesstaate, der Nichtbefriedigung der zwischen mehrern Bundesstaaten streitigen Forderungen von Privatpersonen, und der nöthig werdenden Executions-Maaßregeln.

Nach der Stellung des deutschen Staatenbundes gegen das Ausland hat

35) der Bund als Gesammtmacht das Recht, Krieg, Frieden, Bündnisse und andere Verträge zu beschließen; doch übt der Bund diese Rechte nur zu seiner Selbstvertheidigung, zur Erhaltung der Selbstständigkeit und äußern Sicherheit Deutsch-

lands, und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen Bundesstaaten aus.

36) Alle Verletzungen des einen Bundesstaates von Auswärtigen treffen zugleich und in demselben Maaße die Gesammtheit des Bundes. Dagegen sind die einzelnen Bundesstaaten verpflichtet, den Auswärtigen nie Veranlassung zu solchen Verletzungen zu geben, oder sie denselben zuzufügen. Sollte aber ein fremder Staat Beschwerde über ein Bundesglied bei der Bundesversammlung führen, und diese gegründet befunden werden: so liegt der Bundesversammlung ob, das Bundesglied zur schleunigen und genügenden Abhilfe der Beschwerde aufzufordern, und damit nach Befinden der Umstände Maaßregeln zu verbinden, wodurch weitern friedestörenden Folgen vorgebeugt wird.

37) Ruft ein Bundesstaat, bei einer zwischen ihm und einer auswärtigen Macht entstandenen Irrung, die Dazwischenkunft des Bundes an: so soll die Bundesversammlung das wahre Sachverhältniß prüfen, und wenn dem Bundesstaate das Recht nicht zur Seite steht, die begehrte Dazwischenkunft verweigern.

38) Wird ein einzelner Bundesstaat, oder die Gesammtheit des Bundes von einem feindlichen Angriffe bedroht: so muß zuvörderst die engere Bundesversammlung nach der absoluten Stimmenmehrheit die Frage, ob die Gefahr eines solchen Angriffes vorhanden sey, entscheiden, und bei Anerkennung der Gefahr, gleichzeitig wegen der Vertheidigungs-Maaßregeln einen Beschluß fassen.

39) Der Stand des Kriegs tritt aber sofort ein, wenn das Bundesgebiet von einer auswärtigen Macht feindlich überfallen wird.

40) Eine förmliche Kriegserklärung des Bundes kann nur im Plenum der Bundesversammlung nach der Stimmenmehrheit von zwei Drittheilen beschlossen werden.

41) Durch die Beschlüsse der Bundesversammlung werden sämmtliche Bundesglieder zu den festgesetzten Maaßregeln verpflichtet;

42) doch können, wenn die Stimmenmehrheit die Vorfrage einer vorhandenen Gefahr verneinend entscheidet, diejenigen Bundesstaaten, welche von der Wirklichkeit der Gefahr überzeugt sind, gemeinschaftliche Vertheidigungs-Maaßregeln unter sich verabreden;

43) auch darf, wenn der eine streitende Theil auf die Vermittelung des Bundes anträgt, deßhalb der Beschluß wegen der zu ergreifenden Vertheidigungs-Maaßregeln nicht aufgehalten werden.

44) Bei ausgebrochenem Kriege steht jedem Bundesgliede frei, zur gemeinsamen Vertheidigung eine größere Macht zu stellen, als sein Bundescontingent beträgt, doch ohne deßhalb zu einer Forderung an den Bund berechtigt zu seyn.

45) Wenn in einem Kriege zwischen auswärtigen Mächten eine Verletzung der Neutralität des Bundesgebiets zu befürchten ist: so hat die Bundesversammlung im engern Rathe einen Beschluß deßhalb zu fassen.

46) Beginnt ein Bundesstaat, der zugleich außerhalb des Bundesgebietes Besitzungen hat, in seiner Eigenschaft als europäische Macht einen Krieg: so bleibt ein solcher, die Verhältnisse und Verpflichtungen nicht berührender Krieg dem Bunde ganz fremd.

47) In den Fällen, wo ein solcher Bundesstaat in seinem, außer dem Bunde belegenen Besitzungen bedroht oder angegriffen wird, tritt für den Bund die Verpflichtung zu gemeinschaftlichen Vertheidigungs-Maaßregeln, oder zur Theilnahme und Hilfsleistung nur insofern ein, als derselbe Gefahr für das Bundesgebiet erkennt.

48) Die Bestimmung der Bundesakte, vermöge welcher, nach einmal erklärtem Bundeskriege, kein Mitglied des Bundes einseitige Unterhandlungen mit dem Feinde eingehen, noch einseitig Waffenstillstand oder Frieden schließen darf, ist für sämmtliche Bundesstaaten, sie mögen außerhalb des Bundes Besitzungen haben oder nicht, gleich verbindlich.

49) Bei Unterhandlungen über Waffenstillstand oder Frieden hat die Bundesversammlung zur speciellen Leitung einen Aus-

ſchuß, zum Unterhandlungsgeſchäft aber eigene Bevollmächtigte mit gehörigen Inſtructionen zu ernennen. Die Annahme und Beſtätigung eines Friedensvertrags kann nur im Plenum geſchehen.

In Beziehung auf die auswärtigen Verhältniſſe überhaupt liegt der Bundesverſammlung ob:

50)— a) für die Aufrechthaltung friedlicher und freundſchaftlicher Verhältniſſe mit den auswärtigen Staaten zu ſorgen; b) die von fremden Mächten bei dem Bunde beglaubigten Geſandten anzunehmen, und wenn es für nöthig befunden werden ſollte, im Namen des Bundes Geſandte an fremde Mächte abzuordnen; c) in eintretenden Fällen Unterhandlungen für die Geſammtheit des Bundes zu führen und Verträge für denſelben abzuſchließen; d) auf Verlangen einzelner Bundesregierungen für dieſe die Verwendung des Bundes bei fremden Regierungen, und in gleicher Art auf Verlangen fremder Staaten die Dazwiſchenkunft des Bundes bei einzelnen Bundesgliedern eintreten zu laſſen.

Die Bundesverſammlung iſt ferner verpflichtet:

51) die auf das Militärweſen und die Vertheidigung des Bundes ſich beziehenden organiſchen Einrichtungen zu beſchließen, dann

52) die für die Angelegenheiten des Bundes von den Mitgliedern zu leiſtenden Geldbeiträge feſtzuſetzen, und die Erhebung, Verwendung und Berechnung derſelben zu leiten.

In Hinſicht der Verfaſſung und Verwaltung der Bundesſtaaten im Innern wird beſtimmt:

53) daß im Allgemeinen die durch die Bundesakte garantirte Unabhängigkeit jede Einwirkung des Bundes ausſchließe.

54) Weil aber nach dem Sinne des 13ten Artikels der Bundesakte und den darüber erfolgten ſpätern Erklärungen, in allen Bundesſtaaten landſtändiſche Verfaſſungen ſtattfinden ſollen, ſo hat die Bundesverſammlung darüber zu wachen, daß dieſe Beſtimmung in keinem Bundesſtaate unerfüllt bleibe.

55) Doch wird den ſouveränen Bundesfürſten überlaſſen, dieſe innere Landesangelegenheit mit Berückſichtigung

ſowohl der früherhin geſetzlich beſtandenen ſtändiſchen Rechte, als der gegenwärtig obwaltenden Verhältniſſe zu ordnen.

56) Die in anerkannter Wirkſamkeit beſtehenden landſtändiſchen Verfaſſungen können nur auf verfaſſungsmäßigem Wege wieder abgeändert werden.

57) Da der deutſche Bund, mit Ausnahme der freien Städte, aus ſouveränen Fürſten beſteht: ſo muß, dem hierdurch gegebenen Grundbegriffe zufolge, die geſammte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des Staates vereinigt bleiben, und der Souverän kann durch eine landſtändiſche Verfaſſung nur in der Ausübung beſtimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden.

58) Die im Bunde vereinten ſouveränen Fürſten dürfen durch keine landſtändiſche Verfaſſung in der Erfüllung ihrer bundesmäßigen Verpflichtungen gehindert oder beſchränkt werden.

59) Wo die Oeffentlichkeit landſtändiſcher Verhandlungen durch die Verfaſſung geſtattet iſt, muß durch die Geſchäftsordnung dafür geſorgt werden, daß die geſetzlichen Grenzen der freien Aeußerung weder bei den Verhandlungen ſelbſt, noch bei den Bekanntmachungen durch den Druck auf eine, die Ruhe des einzelnen Bundesſtaates oder des geſammten Deutſchlands gefährdende Weiſe überſchritten werden.

60) Die Bundesverſammlung iſt berechtigt, die von einem Bundesgliede geſuchte Garantie des Bundes für die in ſeinem Lande eingeführte landſtändiſche Verfaſſung zu übernehmen. Sie erhält dadurch die Befugniß, auf Anrufung der Betheiligten, die Verfaſſung aufrecht zu erhalten, und die über Auslegung oder Anwendung derſelben entſtandenen Irrungen durch gütliche Vermittlung oder compromiſſariſche Entſcheidung beizulegen.

61) Außerdem iſt aber die Bundesverſammlung nicht berechtigt, in landſtändiſche Angelegenheiten oder in Streitigkeiten zwiſchen den Landesherren und ihren Ständen einzuwirken.

62—65) Dieſe vier letzten Artikel der Schlußakte enthalten ſpecielle Anordnungen: über die Anwendung des 13ten Artikels

der Bundesakte auf die vier freien Städte; über die Rechte der Mediatisirung; über Vorschläge, welche von den einzelnen Bundesgliedern an die Bundesversammlung gebracht werden; und über die fernere Bearbeitung der in dem 16ten, 18ten und 19ten Artikel der Bundesakte enthaltenen Punkte von der Bundesversammlung.

Mit den Bestimmuugen dieser Schlußakte stand es in Verbindung, daß am 3. Auguſt 1820 die Bundesversammlung die von der österreichischen Präsidial-Gesandtschaft vorgelegten Entwürfe über die Austrägal-Instanz und über die Executionsordnung zu giltigen Gesetzen im deutschen Staatenbunde erhob.

Auf diese Weise wurde nun der Revolutionsgeist der Deutschen theils beschwichtigt, theils gewaltsam eingeschüchtert, worauf auch jeder Bundesstaat seine inneren politischen und kirchlichen Einrichtungen machte.

Das Kaiserthum Oesterreich, welches im europäischen Staatensystem zu den fünf Hauptmächten gehört, und an der Spitze des deutschen Bundes steht, benützte den glorreich errungenen Frieden sogleich zum Wohl seines Reichs. Dieses zerfällt in folgende große Gebiete: Das Erzherzogthum (Nieder-) Oesterreich, das Herzogthum Steiermark (Inneröſterreich), die Grafschaft Tyrol (Oberöſterreich), das Königreich Illyrien, das Königreich Böhmen, das Markgrafthum Mähren mit Schlesien, die sämmtlich zum deutschen Bunde gehören. Ferner das Königreich Galizien, nebst der Bukowina, das Königreich Ungarn, die Königreiche Slavonien und Kroatien, das Großherzogthum Siebenbürgen, die Militärgrenze, das Lombardisch-Venetianische Königreich und jenes von Dalmatien — ein völlig zusammenhängender Flächenraum von mehr als 12,200 Quadrat-Meilen, mit beiläufig 36 Millionen Seelen, von denen 3685 Q.-Meilen mit 11½ Millionen Einwohnern zum deutschen Bunde gehören.

Durch Gottes wunderbare Fügungen besteht nun dieses Kaiserreich aus einem rechtlich erworbenen, wohl abgerundeten Ganzen, mit meistens trefflichem Boden, den treue, kräftige, dem Kaiserhause innig ergebene Völker bewohnen. Die innere

Festigkeit desselben beruht auf dem Beharren bei den im Laufe der Zeit bewährten Verfassungs- und Verwaltungs-Grundsätzen, wie denn auch seine Staatskunst nach Außen immer rechtlich und gemäßigt, erhaltend und schützend sich bewies.

Dieser redliche, milde Geist zeigt sich besonders in Oesterreichs Einfluß auf Italien, wo Seitenlinien seines Hauses in Toscana, in Parma-Piacenza und Modena regieren, wo genaue Verwandtschaftsverhältnisse mit den Königen von Neapel und Turin bestehen, und der Kirchenstaat seine beste Stütze in dem alten Beschützer der Kirche findet.

In gleichem Geiste der Erhaltung und Beschützung führt auch Oesterreich das Präsidium auf dem deutschen Bundestage, und geht geräuschlos in der Regierung und Beglückung seiner Völker jedem anderen Staate mit dem besten Beispiel voran. — So erhielt das Lombardisch-Venetianische Königreich schon am 24. April 1815 eine Verfassung, durch welche die Abgeordneten der Güterbesitzer und der königlichen Städte Sitz und Stimme in den beiden Central- und in den Provinzial-Congregationen erhielten, ein österreichischer Erzherzog aber als Vicekönig an der Spitze der Regierung stand. In Tyrol wurde am 24. April 1816 die alte ständische Verfassung (bestehend aus dem Prälaten-, Ritter-, Bürger- und Bauernstande) wieder hergestellt; im Herzogthum Krain wurde ebenfalls die frühere ständische Verfassung (nach den vier Klassen der Geistlichkeit, des Herrenstandes, des Ritterstandes und der Städte), erneuert, und nach diesem Muster eine ständische Verfassung im Königreiche Galizien im Jahre 1817 angeordnet, die alten Verfassungen der Königreiche Ungarn und Böhmen, sowie des Erzherzogthums Oesterreichs, behielten ihre bisherige Form. Alle diese alten Verfassungen beruhten noch auf der christkatholischen Basis, weßhalb sie auch eine andere Haltbarkeit besitzen, als jene politische Institutionen, die aus der Reformation und Revolution hervorgingen. In wissenschaftlicher Beziehung wurden das Lyceum zu Lemberg (Nov. 1807) und die Lyceen zu Innsbruck und Grätz (Jan. 1826) zu Hochschulen erhoben, und für das Schulwesen äußerst gesorgt.

Die katholiſche Kirche ſteht unter zwölf Erzbiſchöfen, von denen die von Wien, von Prag, von Olmütz, von Salzburg, von Gran (Primas von Ungarn), von Lemberg, von Mailand und der Patriarch von Venedig die bedeutendſten ſind, und 58 Biſchöfe unter ihrer Obhut haben. Die unirten Armenier und Griechen haben beide einen Erzbiſchof zu Lemberg, letzterer mit 6 Biſchöfen; der Erzbiſchof der nicht unirten Griechen wohnt zu Carlowitz, und hat 18 Biſchöfe unter ſich. Der Kaiſer iſt zur Ernennung der Biſchöfe berechtigt, und dieſe genießen große kirchliche Freiheiten.

Auch das Königreich Preußen gewann durch große Länderveränderungen und Erwerbungen eine neue, innere Geſtaltung, und wurde in zehn Provinzen eingetheilt. Dieſe ſind: das königliche Oſtpreußen, das polniſche Weſtpreußen und das Großherzogthum Poſen; ferner, die zugleich Bundesgebiete ſind, nämlich die Marken Brandenburg mit der Niederlauſitz, das alte Herzogthum Pommern mit der Inſel Rügen, das Herzogthum Schleſien mit Glatz und mit der preußiſchen Oberlauſitz, das neue Herzogthum Sachſen mit der Altmark und dem Gebiete Magdeburg, die Provinz Weſtphalen, die Herzogthümer Jülich-Cleve-Berg mit der Stadt Köln, das neue Herzogthum Niederrhein mit den Städten Aachen und Trier. Dieſe Provinzen bilden ein in zwei Hälften getheiltes Reich, das gegen 5090 Q.-Meilen mit 14 Millionen Seelen enthält, und von denen 3290 Quadrat-Meilen mit etwa 10 Millionen Einwohnern auf die Bundesländer kommen.

Bereits im März 1815 gab der König ſeinem Volke die Zuſage einer landſtändiſchen Verfaſſung; allein bei der Ausführung zeigten ſich ſo viele Schwierigkeiten, daß erſt am 5. Juni 1823 das allgemeine königliche Geſetz wegen Anordnung der Provinzialſtände erſchien. Sie ſollen die Geſetzentwürfe berathen, welche die Provinz allein angehen, ſowie die allgemeinen, auf perſönliche oder Eigenthumsrechte, wie auf die Steuern ſich beziehenden Veränderungen; das Grundeigenthum iſt die Bedingung der Standſchaft. Sodann erfolgten am 1. Juli

1823 und im März 1824 die einzelnen Gesetze wegen Anordnung der Provinzialstände in den betreffenden Landschaften.

Das Unterrichtswesen betreffend wurde nun die lutherische Universität Wittenberg mit der calvinischen zu Halle vereinigt (1817) und zu Bonn eine neue Hochschule errichtet (Okt. 1818), dagegen aber die alten Universitäten zu Erfurt, Münster, Paderborn und Duisburg aufgehoben. Auch in das kirchliche Wesen der Protestanten und Katholiken griff der König sehr herrisch ein, wie wir späterhin berichten werden.

Das Königreich Bayern, unter Maximilian Joseph I. im Jahre 1805 errichtet, erhielt durch schöne Erwerbungen einen Flächenraum von beinahe 1400 Quadrat-Meilen, die in acht Kreisen eingetheilt, über 4 Millionen Seelen bewohnen. Schon am 5. Juni 1817 hatte der König ein Concordat mit dem Papste Pius VII. abgeschlossen, welches die bayerische Kirche in zwei Erzbisthümer, München-Freising und Bamberg theilte. Zum ersteren gehörten die Bisthümer Augsburg, Passau und Regensburg, zum letzteren die Bisthümer Eichstädt, Würzburg und Speyer. Die Ernennung der Bischöfe war dem Könige überlassen. Dieses Concordat wurde der Verfassungsurkunde einverleibt, welche der König am 26. Mai 1818 seinem Volke gab; die Stände des Reichs bestehen aus der Kammer der Reichsräthe und der Kammer der Abgeordneten; letztere halten ihre Sitzungen öffentlich. Beide Kammern haben die Mitwirkung zu den Gesetzen, betreffend Freiheit, Eigenthum und Steuern.

Auch Würtemberg wurde im Jahre 1805, in welchem Napoleon so manche politische Mißgeburt in Deutschland zur Welt brachte, unter Friedrich I. zu einem Königreiche erhoben. Sowohl von ihm, wie von seinem Nachfolger Wilhelm I. (30. Okt. 1816) verlangten die Stände mehrmals die Wiederherstellung der früheren Verfassung, als des „guten alten Rechtes;" dafür aber gab der König mittelst gegenseitigen Vertrags am 25. Sept. 1819 eine neue ständische Verfassung mit einer ersten und zweiten Kammer, mit denen der König die gesetzgebende Gewalt theilt, und die jedes Jahr die Steuern neu

bewilligen müssen. Das Reich ist in vier Kreise getheilt, in welchen beiläufig 1,600,000 Seelen wohnen.

Das Königreich Sachsen, errichtet im Jahre 1806, und im Jahre 1815 auf die Hälfte verkleinert, behielt unter seinem Könige Friedrich August I. seine frühere landständische Verfassung mit wenigen Veränderungen bei.

In kirchlich-katholischer Beziehung vertritt in Sachsen die Stelle des Papstes ein apostolischer Vicarius; in der Oberlausitz steht der Dombechant von Bautzen und Weihbischof an der Spitze des Capitels und der Katholiken. Am 19. Februar 1827 verordnete der König Friedrich August durch ein Mandat eine neue Gestaltung des katholischen Kirchenwesens in Sachsen, und starb dann, 77 Jahre alt, am 5. Mai nach einer 59jährigen Regierung. Ihm folgte sein Bruder Anton als König.

In dem wieder hergestellten Königreiche Hannover, das mit England Einen Beherrscher hatte, wurden durch ein königliches Patent vom 7. Dezember 1819 die ehemaligen Provinzialstände, nebst den Standesherrn und den Abgeordneten der Städte und der gemeinfreien Grundeigenthümer zu einer allgemeinen Versammlung in zwei Kammern vereinigt, und somit die alte Verfassung mit ihren früheren Landständen in etwas veränderter Gestalt wieder eingeführt. Zugleich wurden durch eine Bulle vom J. 1824 die alten Bisthümer Hildesheim und Osnabrück für die katholische Kirche zu Hannover bestätigt.

Das Großherzogthum Baden bekam am 22. August 1818, das Großherzogthum Hessen am 17. Dez. 1820, und das Herzogthum Nassau schon am 1. Sept. 1814 eine neue ständische Verfassung. Durch die Bulle vom 11. April 1827 erhielt auch die oberrheinische Kirchenprovinz wieder die gehörige Einrichtung, indem zu Freiburg im Breisgau ein Erzbisthum errichtet, und ihm die Bisthümer Rottenburg, Mainz, Limburg und Fulda untergeordnet wurden, worauf die betheiligten Fürsten und die Stadt Frankfurt jener päpstlichen Anordnung sich anschlossen.

In den beiden Großherzogthümern Mecklenburg, in dem Herzogthum Braunschweig und in einigen anderen kleinen

Gebieten waren die alten, etwas veränderten Stände in ihre frühere Wirksamkeit getreten. Dagegen war der Großherzog Karl August einer der ersten, der am 4. Mai 1816 in seinem Lande eine ständische Verfassung mit einer Kammer einführte, und sie im Jahre 1817 unter der Gewährleistung des deutschen Bundes stellte. Seinem Beispiele folgten die sächsischen Herzogthümer Coburg, Hildburghausen und Meiningen, und die Fürstenthümer Lippe, Schwarzenburg und Waldeck. Zugleich wurden auch durch manche Verträge die katholischen Angelegenheiten in jenen Ländern regulirt.

Durch den Tod des katholischen Herzogs Friedrich IV. von Gotha und Altenburg, der am 11. Febr. 1825 erfolgte, trat nun eine große Länderveränderung in den sächsischen Herzogthümern ein. Die Herzoge von Coburg, Hildburghausen und Meiningen riefen in dieser Erbschaftssache die Entscheidung des Königs von Sachsen als Senior an, und durch dessen Vermittlung kam unter Rechtsverwahrung des Hauses Weimar für künftige Fälle, am 15. November 1826 ein Theilungsvertrag zu Stande, der im Jahre 1827 vom deutschen Bunde genehmigt wurde. So entstanden die Herzogthümer Coburg-Gotha (sonst Coburg-Saalfeld), Altenburg (sonst Hildburghausen), und Meiningen-Hildburghausen-Saalfeld (sonst Meiningen).

Indem nun, der Bundesakte gemäß, in einem großen Theile Deutschlands neue Verfassungen eingeführt, oder alte erneuert wurden, in manchen derselben aber sogleich ein frecher, demagogischer, volksverderblicher Geist sich zeigte; indem ferner durch die Mainzer Untersuchungscommission eine weit verbreitete demagogische Verbindung entdeckt, und ihre Theilnehmer durch gerichtliche Erkenntnisse allenthalben eingesperrt wurden, wie denn in dem Lande der deutschen Jacobiner das Schloß Köpenick bei Berlin mit solchen Subjecten ganz angefüllt war, überdieß auch die Dauer der fünfjährigen Bundesbeschlüsse vom Sept. 1819 zu Ende ging, so wurden auf Oesterreichs Antrag am 16. August 1824 zu Frankfurt einige neue Bestimmungen, folgenden wesentlichen Inhaltes, festgesetzt:

1) Es soll in allen Bundesstaaten, in welchen landständische Verfassungen bestehen, streng über die Unverletzlichkeit des monarchischen Princips gewacht, und gegen die Mißbräuche der Oeffentlichkeit in den Verhandlungen oder durch den Druck, solle eine, den Bestimmungen der Schlußakte entsprechende Geschäfts-Ordnung eingeführt werden.

2) Das provisorische Gesetz vom 20. Sept. 1819, betreffend die deutschen Hochschulen, soll nicht nur fortdauern, sondern auch aus der Mitte der Bundesversammlung eine Kommission von fünf Mitgliedern gewählt werden, welche die Hauptgebrechen des gesammten Unterrichts- und Erziehungs-Wesens in Deutschland zu untersuchen, und Maaßregeln dagegen in Vorschlag zu bringen hat.

3) Das provisorische Preßgesetz, das mit dem 20. Sept. 1824 erlischt, soll so lange in Kraft verbleiben, bis man über ein allgemeines Preßgesetz sich vereinigt haben wird.

Mit Eifer, Kraft und Beharrlichkeit trat demnach die österreichische Regierung gegen die geheimen Vereine und beabsichteten Umwälzungen auf, und die Thätigkeit derselben blieb in Deutschland nicht ohne Erfolg, während in andern Ländern die Gährungen schon in Aufruhr-Stürme übergingen.

Als demnach in dieser Zeit in Spanien, Portugal, Piemont, Neapel und Griechenland Insurrectionen und Revolutionen auftauchten, und Congresse zu Troppau, Laibach, Verona veranlaßten, fanden die liberalen Ansichten, zu denen sich die englischen und preußischen Staatsmänner bekannten, bei Oesterreich und Rußland kein Gehör mehr. Der von dem Fürsten Metternich gemachte Vorschlag, die Ruhe der europäischen Staaten im Nothfall durch Waffengewalt zu erhalten, ging gegen den Wunsch des preußischen Staatskanzlers Fürsten Hardenberg und gegen Englands Princip auf dem Congresse durch, und da nun Preußen genöthigt war, sich einer Partei anzuschließen, schloß es sich an das conservative Oesterreich an, ein Verfahren, das natürlich bei allen revolutionslustigen Deutschen keinen Beifall fand. Indem nun Oesterreich mit Heeresmacht die Revolutionen in Neapel und Piemont schnell unterdrückte, stellte auch ein französisches Heer

die Ruhe und Ordnung in Spanien wieder her, und befreite den König Ferdinand VII. aus den Händen der Aufrührer. So lag in den Congreſſen der Fürſten eine richterliche, in ihren Armeen eine executive Gewalt.

Während man alſo in ganz Europa bloß von Revolutionen und Conſtitutionen, von Congreſſen und Truppenmärſchen ſprach, und allenthalben die Bande der bürgerlichen Ordnung von neuem geknüpft und befeſtigt wurden, verbreitete ſich auf einmal die Nachricht, der Tod habe die Bande des großen Staatsgefangenen zu Helena gelöst, und der Mann, der einſt den Adler ſich zum Sinnbilde erkor, habe auch gleich einem Adler in jenem Felſenneſte das Ruhebett für ſeinen Leichnam gefunden. Gleich jenem Cromwell, Wallenſtein ꝛc. ſtarb aber auch Napoleon unter dem fürchterlichſten Sturme am Abend des 5. Mai 1821, nachdem er ſeiner Umgebung noch erklärt hatte, er ſey nur ein Zeichen im Buche der Menſchheit geweſen, nach ihm werde man weiter blättern. Er gehörte unſtreitig unter jene Menſchen, denen bei den größten Geiſtesgaben doch jene erhabene Mäßigung fehlt, der ſelbſt nach heidniſchen Begriffen die Gottheit ihren Segen allein verleiht *). Geſtellt durch Gottes Fügung auf den höchſten Gipfel des Glücks, zeigte ihm aber ein innerer Verführer alle Reiche und Schätze der Welt, und als er darnach rückſichtslos griff, ſtürzte ihn der Herr der Welt wieder in die tiefſte der Tiefen hinab. Für ihn, wie für Frankreich, war daher der glanzvolle Friede von Lüneville die Quelle des größten Unglücks. Denn aus ſeinem Schooße gingen anfänglich die vielen Glücks-, und ſpäter die großen Unglückstage hervor, die im Jahre 1815 mit den Verträgen zu Paris, und mit der Gefängnißqual zu Helena endeten, indem der Herr der Welt, zum Frommen des Geſtürzten, deſſen militäriſches Ehrenkreuz und deſſen Orden vom goldnen Vließe mit

---

*) Vis consilii expers mole ruit sua:
Vim temperatem Dii quoque provehunt
In majus; iidem odere vires
Omne nefas animo moventes.
Hor. Lib. III. Od. 4.

seinem Ehrenkreuz der Leiden, mit seinem Orden der Schmerzen, bei ihm ersetzt hatte *).

War nun Deutschland den Klauen seines äußeren Feindes gänzlich entrissen, selbst seine innere Ruhe durch strenge Bundesbeschlüsse gesichert, so verblieben ihm doch wegen seiner inneren Zerrissenheit und wegen der Souveränitätsrechte seiner Fürsten noch äußerst drückende Fesseln, indem in dieser Fürstenrepublik kein gemeinsames Gesetz, sondern ein Chaos von Gesetzen, Willkühren und Launen galt. So ahmten denn die 38 Bundesstaaten das Mercantilsystem der großen Reiche durch Sperren und Handelsverboten, durch Zölle und Zollketten nach, und jeder derselben bildete eine eigene winzige Welt, unzugänglich für den nachbarlichen Handelsmann, und durchlief an dem Horizont des bürgerlichen Verkehrs gleich einem Irrstern seine eigene, oft sehr wunderliche Bahn. Da ein Staat den anderen in Auflegung hoher Zoll- und Mauthgefälle überbot, fühlte man dieses lähmende Verhältniß allenthalben sehr schmerzlich, und der Nachtheil, der aus solcher inneren Trennung und willkührlichen Absperrung für die finanziellen und staatswirthschaftlichen Interessen, und das Gemeinwohl Aller hervorging, mußte endlich auch vielen Regierungen einleuchten. Als nun im Jahr 1820 die Minister-Conferenzen zu Wien stattfanden, brachte der großherzoglich-hessische Minister Baron du Bos du Thil dort zuerst die Vereinbarung deutscher Staaten in Beziehung ihrer Handelsverhältnisse in Anregung, und schlug deßhalb Zusammenkünfte in Darmstadt vor. Wirklich wurden auch die Conferenzen zu Darmstadt eröffnet, und dort der Antrag gestellt, daß in den verschiedenen

*) Sieh unsere Revolutionsgeschichte von Frankreich. 1. Bd. P. 350. (In seinem Werke „L'Europe et l'Amerique" schlug der Erzbischof de Pradt vor, nachstehende Inschrift auf Napoleons Grabmal zu setzen:

„Hier ruht derjenige, der sich aus der Dunkelheit auf den ersten Thron der Welt schwang; der die Welt in Erstaunen setzte, sie erschütterte und hier fiel. Wanderer, wer du auch seyn magst, denke an das Grab Napoleons, und du wirst nie vergessen, was der Mensch ist.")

Staaten alle Binnenzölle aufgehoben, dagegen aber an den äußeren Grenzen ſolche Zölle angelegt werden ſollten, welche den ſtaatswirthsſchaftlichen Zwecken und finanziellen Bedürfniſſen vollkommen entſprächen. Da jedoch die getheilten Anſichten über die verſchiedenen politiſchen und finanziellen Verhältniſſe, verbunden mit der ſchwerfälligen Bedächtigkeit des Deutſchen jede Annäherung zum Ziele erſchwerten, und der pfiffige Norden, wie es ſchien, erſt das Benehmen des Süden abwarten wollte, zerſchlugen ſich die Darmſtädter Conferenzen, und die großherzogliche Regierung zog ſich von dieſer Angelegenheit gänzlich zurück (2. Apr. 1823).

Da jedoch das Bedürfniß eines freien Verkehrs täglich fühlbarer wurde, ſchloſſen in den folgenden Jahren zuerſt Würtemberg, Hohenzollern und Baden einen Handelsvertrag unter ſich ab, worauf Bayern mit Würtemberg am 12. April 1827 zuerſt einen Handelsvertrag, und dann am 18. Januar 1828 eine förmliche Mauthverbindung einging, durch welche der Grund zu allen folgenden gelegt wurde, indem darin die Annahme eines gemeinſchaftlichen Syſtems, die Errichtung einer, beide Staaten umſchließenden Zoll-Linie, die gemeinſchaftliche Erhebung aller Zölle und die Vertheilung dieſer Einnahme nach dem Maaßſtabe der Bevölkerung feſtgeſetzt wurde.

So hatte denn der Süden Deutſchlands die Bahn zum Verein gebrochen, und ſein Vorgang reizte den Norden zur Nachfolge an. Am 14. Februar 1828 vereinigten ſich das Großherzogthum Heſſen, und ein Jahr ſpäter auch die ſächſiſchen Herzogthümer mit Preußen; die Könige von Sachſen und Hannover, ſammt Churheſſen bildeten aber für ſich einen mitteldeutſchen Handelsverein (24. Sept. 1828). Als auch Bayern und Würtemberg mit Preußen ſich verbanden, traten nun für die Verbündeten die größten Vortheile ein, indem im Allgemeinen die Freiheit des gegenſeitigen Verkehrs gefördert, ein gemeinſchaftliches Zollſyſtem und ein allgemeiner Zolltarif aufgeſtellt, und das geſammte Einkommen nach dem Maaßſtabe der Bevölkerung getheilt wird. Wie denn immer die größere Maſſe die kleinere anzieht, löste ſich auch der mitteldeutſche Verein bald wieder auf, und von

1830 bis 1837 traten die meiſten Bundesglieder dem großen Zollverein bei, der nun in Deutſchland den Mangel eines feſten, religiöſen und politiſchen Bandes durch ſeine veränderlichen gewerblichen und finanziellen Intereſſen erſetzen ſollte.

Ruhig ſah Oeſterreich jenen Handelsverbindungen und Zollvereinen zu, beneidete nicht Preußen um den Einfluß, den es durch jene in Deutſchland zu erlangen ſuchte, und ließ, ſeiner inneren Kraft und hohen Beſtimmung ſich bewußt, die gelehrten Knechte an der Spree von einem künftigen großen Boruſſenreich, von einer Hegemonie und Schirmherrlichkeit Preußens über ganz Deutſchland in bekannter Weiſe faſeln, ſchwatzen und ſchreiben.

Als jedoch im Juli 1830 der Donner der Kanonen in den Straßen von Paris wieder ertönte, kannte man auch in Oeſterreich ſogleich ſeine Bedeutung. Denn die Stunde der Unruhe hatte nun auch wieder für es geſchlagen, und die ganze Kraft und Gewandtheit ſeines hoch erfahrenen Piloten war erforderlich, um das Staatsſchiff außerhalb der Strömung der Zeit zu erhalten, und allenthalben den Folgen des Sturms zu begegnen. War es aber eine höhere Macht, die, wie aus einer Wolke dem über die Ruhe ſich beklagenden Geſchlechte wieder die Unruhe zutheilte, ſo erneuerte aber eben dieſe mit dem Volke, das jetzt ſeinen legitimen König vertrieb, die Fabel der Fröſche, und gab ihm ſtatt eines ſchwachen Karls X. einen kräftigen Ludwig Philipp zum Könige, der mit mächtiger Hand die wilden Elemente bezwang, das kriegeriſche Feuer der Franzoſen in Afrikas Wüſten dämpfte, und hierdurch alle europäiſchen Kabinete über eine Revolution beruhigte, die unter dieſen Verhältniſſen als ein das monarchiſche Princip nicht berührender Wechſel der Zweige deſſelben Stammes, als ein bloßer Wechſel der Dynaſtien, wie ohne Betheiligung anderer Staaten in den neueren Zeiten auch in England, Rußland und Schweden ſolche ſtattgefunden hatten, erſchien. Darum erfolgte denn auch ſchnell die Anerkennung Ludwig Philipps von Seiten Englands, Oeſterreichs, Preußens und Rußlands, wobei jedoch das letztere erklärte, daß die Fortdauer der freundſchaftlichen Verhältniſſe mit Frank-

reich von der Fortdauer des durch die vorhergegangenen Verträge bestimmten Territorialbesitzes abhängig sey.

So war denn die so gepriesene Juliusrevolution wieder auf ihren eigentlichen Werth, auf eine bloße Revolte, zurückgeführt; doch der einmal aufgeregte revolutionäre Geist fand anderwärts theils durch die wirkliche Noth, theils durch jenes verneinende Princip, das unstät bald in dem Gebiete der Religion, bald in jenem der Politik, sich umhertreibt, die willigste Aufnahme, und führte unter verschiedenen Völkern Erscheinungen herbei, die Oesterreichs ganze Aufmerksamkeit, Festigkeit und Thatkraft in Anspruch nahmen.

Wie demnach bei einer Feuerbrunst die brennenden Stoffe weit umherfliegen, und nahe und fern den Brand erneuern, fiel auch schnell das Pariser Flugfeuer in Belgien, Deutschland, Polen, Italien, Spanien, Portugal und der Schweiz zündend nieder.

Denn Belgien fand sich unter seiner holländischen Regierung in seinen theuersten Interessen auf das äußerste verletzt und mißhandelt. So wurde seine Bevölkerung, die jene von Holland um das Doppelte überwog, gezwungen, mit ihrer Volkssprache selbst die bei allen Gebildeten gangbare französische Sprache in den öffentlichen Geschäften und Verhandlungen aufzugeben, und sich bloß der holländischen darin zu bedienen, wodurch der ganze Advokaten- und Gewerbsstand sogleich in die größte Verlegenheit und Aufregung gerieth. Zugleich wurden in diesem ganz katholischen Lande alle katholischen Theologen angehalten, mit der philosophisch-theologischen Weisheit der protestantischen Universitäten Hollands ganze drei Jahre lang sich schwängern zu lassen; die schönsten katholischen Kirchen wurden zu Bethäuser für holländische Beamten und Garnisonen eingerichtet, und der wahrhaft katholische Klerus Belgiens in seinem rein geistlichen Wesen vielfach bedrängt, wodurch dieser sich gezwungen sah, die widerrechtlichen Eingriffe, wie einst zu Josephs Zeiten, mit Ernst zurückzuweisen. Ganz in diesem Geiste wurden aber auch die Belgier, die zu allen Zeiten die trefflichsten Soldaten und Gewerbsleute waren, von den meisten Aemtern und Offiziersstellen

verdrängt, und das ehehin mit den wenigſten Schulden beladene Land mußte nun an der ungeheueren Ueberſchuldung Hollands nach einem ſehr ungerechten Maaßſtabe Theil nehmen, wobei man ſich nicht entblödete, allen belgiſchen Deputirten, die gegen die Annahme des Budgets ſtimmten, ihre Aemter oder Penſionen zu entziehen.

Daß ein ſolcher, höchſt unnatürlicher Zuſtand nicht von Dauer ſeyn konnte, lag in der verſchiedenen Größe beider Länder, ſowie in der Verſchiedenheit des Glaubens, des Charakters und der Sprache ihrer Bewohner, und wenn der König der Niederlande ſich etwa ſeinen Ahnen Wilhelm, den Unterdrücker der armen Irländer, zum Vorbilde nahm, ſo ſchien er aber nicht aus der Geſchichte und aus dem gegenwärtigen Stande Irlands die nöthigen weiteren Belehrungen ſich entnommen zu haben. Geht aber einmal eine ſolche Richtung von den höchſten Zonen aus, dann beeifern ſich die untergeordneten Behörden deſto mehr, ihrem religiöſen Haſſe Luft zu machen, und die Kluft des bürgerlichen Zwieſpaltes zu erweitern, weßhalb man auch als Antwort auf die gerechteſten Klagen des belgiſchen Volkes in dem damaligen miniſteriellen Blatte, der National, die äußerſt beleidigende, allen Belgiern Hohn ſprechende Erklärung las: „Man müſſe den Unzufriedenen wie Hunden einen Maulkorb anlegen und ihnen Peitſchenhiebe geben.“

So that die Regierung alles, um den Aufruhr unvermeidlich zu machen, nichts, um ihn zu verhindern; die unheilvollſte Mine wurde mit Ungerechtigkeiten, Gewaltthaten und hochmüthigem Hohne bis zum Uebermaaße gefüllt, und es fehlte bloß der Funken, der ſie entzündete und entlud. Da wurde wenige Wochen nach der Pariſer Juliusrevolution die Oper die „Stumme von Portici“ in Brüſſel aufgeführt, und der lang verhaltene, hierdurch aufgeregte Volksgrimm ahmte ſchnell die That Maſaniellos nach, und in Haufen zog das erbitterte Volk nach der Druckerei des Nationals, nach dem Hauſe des Polizeidirektors und dem Palaſte des allgemein verhaßten Juſtizminiſter Vanmannen, zerſtörte alles, und ſteckte den Palaſt in Brand. Allenthalben kamen nun ſtatt der holländiſchen Wappen und Farben

die belgiſchen zum Vorſchein, die herbeigerufenen Militärverſtärkungen wurden in Brüſſel nicht eingelaſſen, alle holländiſchen Garniſonen in wenigen Tagen aus dem Lande geſagt, und in ganz Belgien wehte, mit Ausnahme der Citadelle von Antwerpen, die Fahne von Brabant.

Trotz allen dieſen Vorgängen lag es aber doch nicht in der Abſicht der Belgier, ſich von dem Königreiche der Niederlande ganz loszureißen. Deßhalb ſendeten ſie aus dem ganzen Lande viele Deputationen zum Könige nach dem Haag, verlangten bloß Abſtellung der Beſchwerden und Veränderung des ganzen Verwaltungsſyſtems, und etwas mehr Gerechtigkeit, und weniger Verblendung würde damals noch dem Könige das ſchöne Belgien erhalten haben. Da er jedoch gegen die belgiſchen Deputationen auf eine Art ſich benahm und ausſprach, die ſeine Holländer als königliche Feſtigkeit, die Belgier aber als feindſeligen Starrſinn bezeichneten, ſo entwickelte ſich bei dieſen immer mehr der Geiſt des Widerſtandes und die bisher noch gemäßigte Partei der Belgier ſchloß ſich ſelbſt dem rührigſten Theile der Empörung an.

So erhielt denn der Aufſtand einen immer bedenklicheren Charakter, und machte die Einſchreitungen der Großmächte nöthig, die nun zu London eine Conferenz eröffneten, während Frankreich ſelbſt mit bewaffneter Hand einſchritt, und die von den Holländern noch beſetzte Citadelle von Antwerpen eroberte. — Als nun die Belgier, ihrem katholiſch-monarchiſchen Princip getreu, ſich ſelbſt den proteſtantiſchen Prinzen von Sachſen-Coburg zum Könige gewählt hatten, erfolgte endlich die definitive, vom Congreß ausgeſprochene Losreißung Belgiens von Holland, worauf der Geiſt der Empörung dort ſehr ſchnell verſchwand.

So hatte denn die belgiſche Empörung den glücklichſten Erfolg, indem ſie kein revolutionäres, ſondern gerade ein contrerevolutionäres Ziel verfolgte, und durch treue Wahrung des Katholizismus und ſeines monarchiſchen Princips den Segen verdiente, den die Gottheit allen ſolchen Unternehmungen gerne gewährt. Denn dieſe war es, die auf ihren geheimen Wegen den menſchlichen Mißgriff der verbündeten Herrſcher, die das

ächt katholische Land zur Vorhut des nordischen Protestantismus gemacht hatten, wieder verbesserte, und durch seine Trennung von Holland es als Vorhut des südlichen Katholizismus von neuem aufstellte. Darum sah sie denn während fünfzehn Jahren dem antichristlichen Treiben der Holländer in Belgien ruhig zu, damit der Eifer für die Kirche und der Geist eines gerechten Widerstandes bei den Belgiern sich steigerte, überließ zugleich den holländischen König seiner unheilvollen Verblendung, damit seine fortgesetzte Sperrung der Schelde selbst die großen Mächte beleidige, und veranlaßte durch die früher erfolgte französische Revolution, die schon als eine vollzogene Thatsache von den Großmächten anerkannt war, daß auch die belgische aus dem nämlichen Gesichtspunkte betrachtet, und seine Losreißung von Holland einstimmig anerkannt wurde.

Je weniger nun diese Trennung dem protestantischen Theile Deutschlands zusagte, der allenthalben, wo er nicht zerstören und unterdrücken darf, sich beschränkt fühlt, um so mehr mußte sie aber den Wünschen der katholischen Christenheit und vorzüglich den österreichischen Völkern entsprechen, da sie ihre alten Waffenbrüder, die in vielen hundert Schlachten mit Ehren neben ihnen gefochten hatten, aus den Händen der holländischen Vanmannen gerettet, und die katholische Kirche Belgiens in ihre Rechte wieder eingesetzt sahen.

Doch auch in Deutschland zeigte die Pariser Juliusscene ihre schnelle Einwirkung, und legte an Tag, daß zur Durchführung einer Revolution es den Deutschen nicht am Willen, sondern nur am Einklang fehle. Ganz im Geiste der Reformation und Revolution, dieser unzertrennlichen Zwillingsschwestern, begannen demnach in Sachsen, dieser Wiege des Protestantismus, die ersten Ausbrüche. Schon am 25. Juni 1830, an welchem Tage das 300jährige Andenken der Augsburger Confessions-Uebergabe gefeiert wurde, äußerte sich eine seltsame fanatische Aufregung, die einen nächtlichen Auflauf herbeiführte, den jedoch die ernste Haltung der bewaffneten Macht unterdrückte, worauf der Volksgrimm gegen hochstehende Staatsdiener sich wandte, und in Drohbriefen und Zerrbildern sich aussprach. Als aber die Nachricht

von der Pariſer Juliusrevolution einlief, wurden die Köpfe wärmer und kühner, und es kam eine heimlich gedruckte Konſtitution mit dem Motto: „Und wird ſie nicht gewährt, ſo pochen wir mit dem Flintenkolben an,“ in Umlauf. Da jene die Volksſouveränität verkündete, und die Abſchaffung des Adels, ſammt der Auflöſung des Heeres forderte, wurde die Gährung immer heftiger, und führte blutige Ausbrüche herbei. Leipzig machte darin den Anfang (2.—5. Sept.); die dortige Polizei wurde wegen Einziehung mehrerer Handwerksgeſellen angegriffen und überwältigt; die Wohnungen der Beamten wurden erſtürmt, geplündert und zerſtört, und die Verhafteten befreit. Am 9. September brach nun der Sturm in Dresden los, indem der Pöbel das Polizeigebäude in Brand ſteckte, das einſchreitende Militair mit Gewalt verjagte, und ſpäter erſt durch die bewaffnete Bürgergarde zur Ruhe gebracht werden konnte. Gleiche Auftritte kamen auch in Chemnitz, Freiberg, Meißen, Pirna ꝛc. vor, worauf der König den Miniſter Grafen von Einſiedel entließ, ſeinen Neffen den Prinzen Friedrich Auguſt zum Mitregenten annahm (13. Sept. 1830), und eine neue Verfaſſung im Geiſte der Zeit verhieß, die auch im folgenden Jahre erſchien, nachdem am 17. und 18. April 1831 noch einmal ein gefährlicher Aufruhr zu Dresden ausgebrochen war.

Eben ſo mußte der Herzog von Altenburg nach einem tobenden Sturme (13. und 14. Sept. 1830) eine neue Verfaſſung verſprechen, die auch am 29. April 1831 ins Leben trat. In Berlin, Breslau ꝛc. zeigte ſich gleichfalls die Macht der anſteckenden Beiſpiele; in dem Königreiche Hanover rührten ſich zu Oſterode die Advokaten, zu Göttingen die Studenten und Doctoren, und unter dem akademiſchen Docenten Rauſchenblatt bildete ſich dort eine Nationalgarde und ein neuer freiſinniger Gemeinderath, der ſeinen Wählern entſprach. Gleichartige Bewegungen erſchienen in den Städten Hildesheim und Osnabrück und in der Feſtung Hameln kündigte ein Bataillon der Beſatzung ſeinen Offizieren den Gehorſam auf.

Selbſt in Oberheſſen regte ſich ſogar unter Leitung lutheriſcher Pfarrer der Geiſt des Aufruhrs, und machte eine militäriſche

Einschreitung nöthig, die nicht ohne Blut ablief. — Obgleich nun die meisten dieser Empörungen mehr aus dem Irrwahn und den Verblendungen der Zeit, als aus wirklichen Nöthen hervorgingen, so darf aber ein redlicher Geschichtschreiber doch auch nicht verschweigen, daß in mehreren Ländern Deutschlands Zustände bestunden, die das Einschreiten des Volkes dringend forderten, indem kein Kaiser sich mehr vorfand, durch den die Nichtswürdigkeit, der Druck und die Härte ihrer Fürsten eine Grenze gesetzt werden konnte.

Wie also seit Jahrhunderten, standen auch nun wieder die Hessenkasselischen Fürsten in der vordersten Reihe der Volksbedrücker, und bewiesen, daß sie trotz der bittersten Erfahrungen nichts gelernt und nichts vergessen hatten *). Darum begehrten denn die Bewohner des Churfürstenthums Hessen gleich nach dem Pariser Frieden Schutz gegen die Eigenmacht ihres wieder eingesetzten Fürsten Wilhelm I., gesetzliche Sicherung ihrer Rechte und Erfüllung gegebener Versprechungen. Denn im Jahre 1815 wurde ihnen eine landständische Verfassung bewilligt, und die Ständeversammlung in Kassel im J. 1816 wirklich eröffnet, als der Churfürst wegen einer billigen, ihm aber mißfälligen Forderung sie wieder, und zwar, wie es schien, für immer schließen ließ. Da er nun im Jahre 1821 starb, und sein Sohn Wilhelm II. ihm folgte, wurde dieser mit der Bitte wegen Herstellung der Verfassung angegangen, von ihm jedoch nicht beachtet. Indem er nun durch sein Verhältniß zu einer Person von mehr als zweideutigem Rufe (der Uhrmachers-Tochter Ortlep aus Berlin, die er zur Gräfin Reichenbach erhob, und die sich

*) Noch einmal müssen wir hier, wie schon Pag. 201 geschehen, auf die irrthümliche Ansicht des Dr. Schlosser wegen der „gemäßigten Freiheit" in den protestantischen Ländern Deutschlands hinweisen, und führen deßhalb bloß die Worte des berühmten Professors Lichtenberg zu Göttingen an: „Die Hessen bekommen gleich bei der Taufe das Sacrament der rothen Halsbinde, ohne daß man erst abwartet, wie viel Füße der Bursche zu einem tüchtigen Soldaten dereinstens erlangen wird."

ſpäter Leſſonitz nannte,) die öffentliche Achtung um ſo mehr verlor, als er ſeine treffliche Gemahlin, die Tante des jetzigen Königs von Preußen, auf das gröblichſte behandelte, und überdieß die Eigenmächtigkeit und Härte ſeines Vaters im hohen Grade beſaß, ſo zerfiel er gänzlich mit dem Volke, das bloß theuere Rechte forderte. Da kam es denn am 7. und 15. Sept. 1830 in der Hauptſtadt zu Volksaufläufen, wobei die Herſtellung der Verfaſſung und die Errichtung der Bürgergarde in Kaſſel dringend gefordert, und der Churfürſt genöthigt wurde, beide Geſuche zu bewilligen (15. Sept.) Neue aufrühreriſche Bewegungen am 16. Okt. 1830 und 11. Jan. 1831, bei welchen der Unwille des Volkes gegen die Gräfin Reichenbach ſich ſehr laut ausſprach, vermochten ihn nun, nach Hanau ſich zurückzuziehen, und ſeinem Sohne Friedrich Wilhelm die Regierung zu übergeben (30. Sept. 1831), unter dem jedoch die Spannung fortwährte, wie ſeitdem mehrere unruhige Auftritte bewieſen haben.

Noch ſchlimmer und ſchmählicher ging es in dem Herzogthum Braunſchweig zu, deſſen Herzog Karl im Jahre 1823 mündig wurde, und in ſeiner Regierung ſich als den verworfenſten und laſterhafteſten Menſchen bewies, indem er ſelbſt gegen ſeinen früheren Vormund, den König Georg IV. von England, ſich auf eine Art benahm, daß ſogar der Bundestag gegen ihn mit Execution einſchreiten, und deſſen Regenten-Untauglichkeit anerkennen mußte. Obgleich der Laſtervolle nun meiſtens zu Paris lebte, ſein Land wenig ſah, und es bloß ausſaugte, trieb ihn doch die Juliusrevolution von dort hinweg, und wieder nach Braunſchweig hin, wo ihn das Volk mit den größten Aeußerungen eines allgemeinen Unwillens empfing. Hierdurch in Angſt geſetzt, wollte er mit ſeinen Schätzen wieder nach Paris flüchten, und ſetzte zu ſeiner einſtweiligen Sicherheit dem Volkshaſſe Gewaltsmaaßregeln entgegen, durch die er aber den Ausbruch deſſelben beſchleunigte. — Denn trotz der aufgeſtellten Kanonen und der ausgetheilten Patronen, verſammelte ſich doch am Abend des 7. Sept. 1830 eine ſehr bedeutende Menſchenmenge, und als der im Theater befindliche Herzog hievon benachrichtigt wurde,

warf er sich in der größten Angst in seinen Wagen, und eilte nach dem Schlosse. Doch der Pöbelhaufen verfolgte den Fliehenden, drang in das Schloß, zertrümmerte Alles, und steckte das Gebäude in Brand. In Todesangst entfloh nun der Verfolgte durch eine Hinterthür, und eilte ins Ausland. — Nach dieser schmählichen Vertreibung beriefen die Behörden den Bruder Karls, den im preußischen Militairdienst stehenden Herzog Wilhelm von Braunschweig-Oels, der auf ihr Ersuchen am 28. Sept. die Regierung provisorisch übernahm, bis endlich ein Bundestagsbeschluß sie ihm definitiv übertrug (2. Dez. 1830). Zwar machte der Herzog Karl noch einige Versuche, durch eine Contre-Revolution die Regierung wieder an sich zu reißen; als diese jedoch alle mißlangen, setzten die Agenten des Hauses Braunschweig den lüderlichen Verschwender unter Curatel.

Während also in dem Norden von Deutschland der Revolutionsgeist in so vielen Ländern und Städten spuckte, überschritt er in dessen Süden lange Zeit nicht die Schwellen der zweiten Kammern der Stände. Dafür bildete sich aber in diesen der Mittelpunkt der deutschen Bewegungspartei, und jene verrückten Freiheitsmänner, die weder ihr Vaterland, noch die Geschichte kennen, die ohne Ziel und Maaß ins Weite streben, und die üppigsten Freiheitspflanzen anderer Climaten auf den Boden des deutschen Michel verpflanzen wollen, tischten nun durch die freisinnigen Blätter (die deutsche Tribüne, der West- und Volksbote, der Freisinnige) die wunderlichsten Ansichten, als Quintessenz aller menschlichen Weisheit, dem Publicum auf, und reizten allmählig den rohen Haufen zu Gewaltthaten an.

So schrieb man denn auch im Mai 1832 in der größtentheils von Protestanten bewohnten Gegend von Rheinbayern eine Volksversammlung nach Hambach aus, stellte dort die deutsche Nationalfahne (Schwarz, Roth und Gold) auf, hielt Reden zur republikanischen Wiedergeburt der deutschen Nation, und ließ das republikanische Europa dreimal „Hoch leben," wobei der Haardter Kräuterverein ersetzte, was den Reden an Geist gebrach. Als aber dieser Revolutionskarneval aus dem Kreise der Zecherei und des lustigen Stelldichein heraustrat, die Gemeinden anfingen,

die Steuern zu verweigern, die Steuerboten ſchlugen, unter ihren Freiheitsbäumen das tolle Geſchwätz der Freiheitsapoſtel begierig anhörten, auch ſchon Plünderungen einleiteten, Obrigkeiten abſetzten, und dem Militär thätlich ſich widerſetzten, da kam ein mächtiges Schreiben von München, ein königliches Quos ego! (22. Juni 1832), dem zugleich der Fürſt Wrede mit gehöriger Waffenmacht und außerordentlichen Vollmachten folgte, worauf die meiſten Schuldigen auf flüchtigen Fuß ſich ſetzten, und viele ihrem Ideale, dem nördlichen Amerika oder der Schweiz zueilten, indeſſen einige Wenige zurückblieben, und der Unterſuchung und der Strafe verfielen.

Wie aber zu allen Zeiten die ungeſetzlichen Ueberſchreitungen die geſetzlichen Beſchränkungen zur Folge haben, ſo konnte denn auch der Bundestag nicht länger den revolutionären Umtrieben in den Ständeverſammlungen ruhig zuſehen. Um alſo dem revolutionären Unweſen in und außerhalb der Kammern das verdiente Ziel zu ſetzen, und die Landesregierungen vor den Strömungen und dem Winde der Oppoſitionen zu bewahren, wurden am 28. Juni 1832 auf Antrag Oeſterreichs und Preußens vom Bundestage folgende ſechs Beſchlüſſe gefaßt.

1) Da die geſammte Staatsgewalt in dem Oberhaupte vereinigt bleiben muß, ſo kann jeder Bundesfürſt durch landſtändiſche Verfaſſungen nur in Ausübung beſtimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden, und iſt als Bundesglied nicht nur berechtigt, ſondern auch verpflichtet, alle hiemit im Widerſpruche ſtehenden Forderungen der Stände zu verwerfen.

2) Die Mittel, welche zur Führung einer der Bundespflichten und der Landesverfaſſung entſprechenden Regierung erforderlich ſind, dürfen von den Ständen nicht verweigert, oder an unzuläſſige Forderungen geknüpft werden.

3) Die innere Geſetzgebung der Staaten darf weder dem Zwecke des Bundes, noch den Verbindlichkeiten gegen dieſen Eintrag thun.

4) Eine am Bundestag auf 6 Jahre ernannte Bundes-Kommiſſion ſoll hierüber wachen, insbeſondere die ſtändiſchen Ver-

handlungen in den deutschen Bundesstaaten beaufsichtigen, und Uebertretungen der Versammlung anzeigen.

5) Sämmtliche Bundesregierungen verpflichten sich gegen einander, zur Verhütung von Angriffen auf den Bund bei ständischen Verhandlungen und deren Bekanntmachung die angemessensten Verfügungen zu treffen und zu handhaben.

6) Nur allein die Bundesversammlung ist zur Auslegung des wahren Sinnes der Bundesakte berechtigt.

Zu diesen sechs Beschlüssen, welche dem Maaßlosen in den Einsprüchen und Erörterungen ständischer Verhandlungen entgegentraten, und zugleich die Abhängigkeit souveräner Bundesstaaten von der höheren Souveränität der Bundesregierung aussprachen, wurden unter dem 5. Juli 1832 noch folgende zehn Beschlüsse hinzugefügt:

1) Zeitschriften und andere nicht über zwanzig Bogen betragende Druckschriften dürfen in keinem Bundesstaate ohne vorgängige Genehmhaltung der Regierung zugelassen oder ausgegeben werden.

2) Alle Vereine, welche politische Zwecke haben, oder zu solchen benützt werden, sind in den sämmtlichen Bundesstaaten untersagt.

3) Außerordentliche Volksversammlungen und Volksfeste dürfen in keinem Bundesstaate ohne Genehmigung der Regierung stattfinden; auch bei erlaubten dürfen politische Gegenstände nicht verhandelt werden.

4) Das öffentliche Tragen willkührlicher Abzeichen (als Bänder, Cocarden ꝛc.), das unbefugte Aufstecken von Fahnen und Flaggen und das Errichten von Freiheitsbäumen und dergleichen Aufruhrzeichen ist unnachsichtlich zu bestrafen.

5) Die früher vom Bundestage gefaßten Beschlüsse, in Betreff der Hochschulen, und namentlich gegen die Burschenschaften und gegen die Jugend verführende Lehrer, sollen unfehlbar vollzogen werden.

6) Die Bundesregierungen sollen fortwährend die genaueste Wachsamkeit auf alle Einheimischen richten, die durch Reden,

Schriften oder Handlungen als aufrühreriſche Umtriebmacher ſich zeigen oder verdächtigen, und dabei ſich gegenſeitig unterſtützen.

7) Beſondere Aufmerkſamkeit ſoll auf alle fremde Ruheſtörer gewendet werden.

8) Die Bundesregierungen verpflichten ſich, politiſche Verbrecher, die aus einem Bundesſtaat in einen anderen ſich flüchten, einander auszuliefern.

9) Sie verpflichten ſich, einander auf Verlangen ohne Säumen militäriſchen Beiſtand zu ſenden, und

10) Diejenigen Verfügungen, welche ſie zur Vollziehung aller dieſer Maaßregeln getroffen haben, unverweilt der Bundesverſammlung anzuzeigen.

Natürlich erregten alle dieſe Beſchlüſſe den lauteſten Tadel und Grimm der Partei der Bewegung, die in ihrem revolutionären Treiben ſich durch ſie gelähmt fühlte. Sie erklärte jene Beſchlüſſe als gänzlich ungeſetzlich, und hielten ſich berechtigt, Proteſtationen dagegen zu ſammeln. Doch der Bundestag zeigte Feſtigkeit, und faßte am 9. Auguſt 1832 den Beſchluß: daß alle gegen die neueſten Bundesbeſchlüſſe erhobenen Proteſtationen, Eingaben und Addreſſen als ſtrafbare Verſuche, die Regierungen mit dem Bunde zu entzweien, betrachtet, und daher von den Regierungen verboten werden ſollten, wie denn dieſe ſchon aus eigenen Intereſſen alle Bundesbeſchlüſſe mit Strenge handhabten.

Iſt aber einmal in einem Staate das böſe Prinzip in den Köpfen der Menſchen entwickelt, und das gute in ihrem Herzen vertilgt, ſo wird man bald finden, wie ſchwer es hält, bloß mit militäriſcher und polizeilicher Macht die bürgerliche Ordnung zu erhalten, und wie ſehr die Menſchen es dann lieben, zuerſt durch geheime Verbindungen der Staatsgewalt Trotz zu bieten, um ſpäter durch Verbrechen ihr ſcheußliches Ziel öffentlich zu zeigen. So kam denn auch in dem Königreiche Würtemberg ein Complott zwiſchen dem Militair und den Tübinger Studenten zu Stande, bei welchem die Gefangennehmung des Königs und die Einführung einer neuen Verfaſſung das thörichte Ziel war, und daher auch ein ihm würdiges Ende ſehr bald fand. — Noch toller, abgeſchmackter und unſinniger war aber der blutige Revolutions-

verſuch zu Frankfurt a. M. (3. April 1833), endete daher, wie nicht anders möglich, zum größten Verderben der verführten Jünglinge, und berechtigte die Oeſterreicher und Preußen, zur Sicherung des Bundestags Frankfurt zu beſetzen, und ſtets ſchärfere Repreſſivmaaßregeln in Anwendung zu bringen.

Unter dieſen Verhältniſſen nahm denn das Revolutionsfieber in Deutſchland wieder allmählig ab, indem man die überflutenden Meinungen ſchnell in ein ſicheres Strombette zu leiten ſtrebte. Aus den Ständeverſammlungen wurden die liberalen Marktſchreier, die trotz ihrer Geſchichtwerke weder die Geſchichte noch die Bedürfniſſe ihres Vaterlandes kannten, verdrängt; Städte und Dörfer beeiferten ſich, ihren Fürſten ihre Ergebenheit zu zeigen, und ſelbſt das kleine Gauting bei München erbot ſich, die Feinde ſeines Königs in den Kammern todt zu ſchlagen. Zugleich wurde die öffentliche Polizei allenthalben verſchärft, die Preßfreiheit unterdrückt, und ſo ging aus allen dieſen revolutionären Erſcheinungen Deutſchlands bloß die Lehre hervor, daß der Geiſt der Verneinung, der ſeit Jahrhunderten dort in dem Gebiete der Religion ſpuckt, auch in dem Gebiete der Politik jetzt zu rumoren beginne, und daß demnach auch hier die Reformation als die Mutter der Revolution erſcheine, weßhalb die Juliusrevolution den meiſten Anklang in dem deutſchen Norden fand.

Während dieſer Vorgänge in Deutſchland hatte auch der alte Sauerteig der Karbonari in Italien wieder in vielen Landſchaften und Städten große Gährungen erregt, indem ſie dem Volke vorſpiegelten, der Augenblick ſey nun günſtig, um alle italieniſchen Staaten in ein Reich zu vereinigen, da Oeſterreich wegen des in der franzöſiſchen Kammer ausgeſprochenen Grundſatzes der Nichtintervention mit bewaffneter Hand nicht einſchreiten dürfe. Doch kaum waren in den Gebieten von Modena, Parma, Bologna ꝛc. durch Vertreibung der Fürſten und Regierungen wahre Revolutionen eingetreten, ſo brachen gleich 30,000 Oeſterreicher unter dem General Frimont auf, rückten in die aufrühreriſchen Städte und Landſchaften, und zeigten ſich überall nicht bloß als ſchnelle Herſteller der Ordnung und Ruhe, ſondern auch als ſehr gutmüthige Vermittler zwiſchen den Em-

pörern und ihren beleidigten Regierungen, indem Oesterreich eben so sehr durch seine Mäßigung, wie durch seine Thatkraft das Beste der Menschheit fördert.

So endete denn dieser revolutionäre Versuch in den kleinen italienischen Staaten nach sehr kurzer Zeit, und mußte nach Hinrichtung einiger wenigen Hauptverbrecher den übrigen Theilnehmern die Ueberzeugung aufdringen, daß in der Nähe von Oesterreich der italienische Revolutionswillmuth keinen Bestand gewinnen, und bloß die traurigsten Folgen haben könne, daß demnach die Einheit Italiens, diese Lieblingsidee der Karbonari, ein eitles Hirngespinnst sey, dessen Verwirklichung am wenigsten von den Bewohnern des Kirchenstaates zu wünschen seyn dürfte, indem sie dann die geistliche Weltherrschaft, die sie jetzt besitzen, verlieren, und doch nie jene politische des alten Roms wieder erlangen würden.

Einen ähnlichen Einfluß zeigte die Julinsrevolution auch auf die Schweiz, und die alte, abgelebte Aristokratie in Bern konnte dem Andrang der jugendlichen, durch die Zeitereignisse aufgeregten Demokratie nicht länger mehr die Stirne bieten, und bequemte sich murrend zu einer demokratischen Konstitution auf der Grundlage der Volkssouveränität mit Trennung der Gewalten, freien Wahlen für Stadt und Land, jährlichen Wechsel der Stellen, Oeffentlichkeit der Verhandlungen, Ungiltigkeit aller Vorrechte der Personen, Familien und Ortschaften. — So schlich sich denn allmählich in der ganzen Schweiz ein Geist der Empörung ein, der bald die Kantone gegen einander bewaffnete, und selbst die Brandfackel der Parteiwuth schmachvoll reichte. Um nun das Maaß der Wirren voll zu füllen, machte sich die Schweiz noch gar zum Sammelplatze der vertriebenen Unruhstifter aller Nationen, die von dort aus die Ruhe der benachbarten Staaten auf mannigfaltige Art bedrohten, weßhalb von Wien, Petersburg, Berlin, Turin, München, Frankfurt, Stuttgart und Karlsruhe die drohendsten Noten an die Schweizer Regierung erlassen wurden, die Unruhestifter hinwegzuschaffen, oder strenge Zwangsmaaßregeln zu gewärtigen. Auf diese sehr ernste Ermahnungen wurde denn dort die Ruhe, wenn auch nicht in den

Gemüthern, doch in den Staatsverhältnissen wieder hergestellt, und die Nachbarstaaten der Ueberwachung eines revolutionären Herdes überhoben.

Auch das unglückliche, tiefgebeugte, zerrissene Polen fehlte nicht in der Reihe der empörten Völker, und suchte nun mit heroischer Kraft die Ketten abzustreifen, die Rußland ihm angelegt hatte. Lange focht es mit bewunderungswürdiger Tapferkeit und brachte den Russen sehr schwere Niederlagen bei, mußte aber endlich den zahlreicheren und von Preußen unterstützten russischen Heeren doch unterliegen, und wurde gänzlich dem Czaarenreiche einverleibt. Obgleich nun die meisten Menschen in jener Einverleibung den Untergang der polnischen Nationalität erblicken, so durfte doch, wie die Geschichte auch bei den Irländern zeigt, gerade der kräftigere Aufschwung derselben erfolgen, indem nicht bloß die Sprache, Religion, Sitten, Nationalhaß und Nationalmuth jeder Auflösung oder Vermischung widerstreben, sondern auch die größere Menge jener unbändigen Magnaten, Staroften, Schlachtschützen beseitigt wurde, die zwar mit ihrem Freiheitsgeschrei das Ausland stets berücken, in ihrer Heimath aber als die ärgsten Despoten bekannt sind, und die, wenn sie könnten, heute noch, wie ehehin, das unglückselige, religiös- und politisch-zerissene Polen verknechten und verjüdeln würden.

Während nun in so vielen europäischen Ländern, ja in Paris und Lyon selbst wieder die Nachklänge der Juliusrevolution sehr heftig sich zeigten, und großes und blutiges Unheil über Städte und Länder brachten, sendete auch der Herr jenem Unwesen seinen Würgengel, die Cholera, bald nach, die in ihrem wundervollen Gange jeder menschlichen Absperrung spottete. Als nun an vielen Orten dennoch jene eintrat, und durch den Sanitätsterrorismus die Angst und Noth unter den Menschen sich steigerte, verhielt sich aber Franz I. in dieser Calamität bloß wie ein frommer, gottergebener Christ, und zeigte auch dem Niedrigsten seiner Völker, daß ein ruhiges, angstloses Verhalten das beste Schutzmittel gegen diese Seuche sey, die um so mehr als eine höhere Mahnung an die ganze Menschheit betrachtet werden müsse, als diese bisher bloß ihrem menschlichen Dünkel gefröhnt

und mit Uebergehung ihrer höheren Bestimmung nur auf irdische und rein materielle Interessen ihren Sinn gerichtet hatte.

Sprach also in dem Herzen Franz I. stets das Bedürfniß seines Volkes sich aus, zeigte er sich immer als wahrer Vater, gab er ihm nur, was ihm wahrhaft frommte, und entzog ihm, was ihm schadete, so traten auch seine Unterthanen gegen ihn nie aus jenem herzlichen Verhältnisse der Kindlichkeit heraus, das allein das festeste Band zwischen Fürsten und Völker bildet. — Jener menschenfreundliche Sinn des Fürsten steigerte daher die angeborne Gemüthlichkeit des Volkes, und es mußte sich um so glücklicher und behaglicher fühlen, indem ihm selbst die Kenntniß jener Systeme und Theorien abging, durch die unsere neuen radikalen Staatenverbesserer die Menschen in Revolutionen und ins Elend stürzen.

So durchlebte Franz I. sein rühmliches, gemeinnütziges Leben, in welchem er nur auf die Erhaltung des Staates und auf die Beglückung seiner Völker bedacht war, in welchem er, wie einst ein edler römischer Kaiser, selbst wegen seiner Arbeiten und Erholungen jenen verantwortlich zu seyn glaubte, und regierte nicht ganz ein halbes Jahrhundert, das jedoch in der strömenden Gewalt seiner Wirbel ein Jahrtausend der Weltgeschichte aufwiegt. Nach einem äußerst stürmischen Leben führte denn die Gottheit den viel und schwer Geprüften in das Reich der Ruhe ein (2. März 1835), und reichte ihm die Krone des ewigen Lebens an dem Tage, an welchem drei und vierzig Jahre zuvor er seine irdischen Kronen empfangen hatte.

Obgleich in Italien geboren und erzogen, war Franz I. von Art und Sinn ein ächter Deutscher, und zeigte sich stets als ein würdiger Enkel der großen Kaiserin Maria Theresia. Er war fromm, gewissenhaft, treu, redlich und in Allem sehr beharrlich, und stellte in seinem häuslichen Leben das Bild eines wahren Christen, eines guten Bürgers, eines zärtlichen Gatten und Vaters dar.

Vorwurfsfrei demnach in jeder sittlichen Beziehung, und darin seinen eigenen Vater an Strenge weit übertreffend, hatte er nur Gott, sein Gewissen und das Gesetz vor Augen, war in

ſeiner Lebensweiſe ſehr einfach, und befliß ſich der ſtrengſten Ordnung, wodurch er ſeinen nicht ſehr ſtarken Körper abhärtete. Ausgeſtattet von der Natur mit einem ungewöhnlich guten Gedächtniſſe, vergaß er nicht leicht der Perſonen, die er einmal geſprochen, noch der Dinge, die er einmal gehört hatte, miſchte ſich gern unter die Menſchen, und benahm ſich gegen ſie ohne Argwohn, ohne Hoffart oder erkünſtelte Herablaſſung. Unter dem Volke ſich zeigend, freute es ihn nur, alles Löbliche und Gute zu fördern, durch ſein zuvorkommendes Ausweichen auch den Geringſten zu überraſchen, die kleinſte polizeiliche Vorſchrift gewiſſenhaft zu befolgen, und als der erſte Bürger dem geringſten das würdigſte Beiſpiel zu geben. Daher war er auch für die Erſten wie für die Letzten ſeines Reiches ſehr zugänglich, gab wöchentlich mehrere Audienzen, in denen er, während 8—9 Stunden ſtehend, Hunderte anhörte, belehrte, ermahnte, tröſtete; und ſeine Vaterſchaft beſchränkte ſich nicht bloß auf ſeine eigenen Kinder, ſondern ging buchſtäblich auf ſein Volk über, weßhalb auch ſein tyroliſcher Beinamen „der Brodvater“ nicht im ſinnbildlichen, ſondern im wahren und natürlichen Sinne genommen wurde.

So war denn die Erfüllung ſeiner Pflichten, die Beſorgung ſeiner Geſchäfte ſein Lebensgenuß, und ſeine einzige Zerſtreuung lag in dem Studium der Natur und der Landwirthſchaft. Viermal verheirathet, ertrug er den Schmerz über den Verluſt von drei Gemahlinnen, mehreren Kindern und ſeines geliebten Enkels mit chriſtlicher Ergebung, und erblickte in allen Ereigniſſen ſeines häuslichen und öffentlichen Lebens nur die Hand der Vorſehung, der er ſich in Allem in Demuth unterwarf. So zeigte denn Franz I. den inneren Adel ſeiner Seele durch die feſte untadelhafte und wahrhaft chriſtliche Geſinnung, die ihn über den Wechſel und Wandel der Zeit erhob, und jede ihm auferlegte Feuerprobe mit chriſtlicher Geduld beſtehen ließ. Wohl erkennend, daß die Größe eines Gedankens, eines Planes, einer That nur durch die Stufe ſich ausſpreche, die ſie in dem Gebiete des wahrhaft Guten, Rechtlichen und Erhabenen einnehmen, wurde dieſe ihm eigenthümliche Geſinnung, dieſer ächt fürſtliche Geiſt

auch zugleich der Geist und die Eigenthümlichkeit seiner Regierung, und da er zuerst vor dem Recht und dem Gesetze sich beugte, brachte er es auch zur allgemeinen Anerkennung, und entwickelte hierdurch die Kraft, die den österreichischen Staat belebt, und seine Staatskunst leitet.

Als Zeuge der Mißgriffe Josephs II., und die Folgen überschauend, die aus dessen übereilender Regentenwillkühr, vorgreifender Aufklärung und ungeduldiger Leidenschaft für Alles, was er als gut ansah, hervorgegangen waren, hat Franz I. in dieser Schule der Erfahrung viel erlernt; der Schmerz über die Irrthümer und Fehler seines geliebten Oheims wirkte tief auf sein Gemüth, und warnte ihn desto mehr vor Mißgriffen, je weniger er den Fehlenden verdammte. Er gab demnach der Kirche ihre volle Selbstständigkeit und ihren ganzen Einfluß wieder, und beförderte zu den bischöflichen Sitzen nur die durch Moralität und Kenntnisse ausgezeichnetsten Männer, die denn nach und nach alle josephinischen Anstalten beseitigten.

Da er einen hohen Werth auf die feste Berücksichtigung nationaler Begriffe, Sitten und Gesetze legte, erblickte er auch in dieser Achtung geschichtlicher Erbschaften, nationaler Institutionen und Herkommen jene Gerechtigkeit, welche den Grundpfeiler der Staaten bildet, wie er soches in seiner Devise justitia regnorum fundamentum aussprach. Deßhalb hegte er auch einen großen Widerwillen gegen die neuen philosophischen und socialen Ideen, und warnte einmal die Laibacher Professoren vor denselben mit dem größten Ernste.

Im Glück wie im Unglück hielt er stets an der alten erprobten Hauspolitik der Habsburger fest *), schente alle Er-

*) „Die Habsburger, sagt Professor Bülau, haben das Gefühl der Kaiserwürde im innersten Herzen bewahrt. Sie konnten Provinzen abtreten, den Anspruch auf ihre Erbgröße nie; sie konnten dem Augenblick mit Würde weichen, die Zukunft blieb immer ihr Reich. Sie hatten das klare Gefühl von den höchsten Rechten des Fürsten, und wenn sie diese geehrt sahen, blieb ihnen alles Uebrige gleichgiltig.“ (Die Behörden in Staat und Gemeinde von P. Bülau.)

oberungskriege aus Menschlichkeit und religiösem Glauben, und trat daher jederzeit vermittelnd und versöhnend aus Grundsatz auf, zu dessen Durchführung er in dem Fürsten Metternich den geist- und energievollsten Minister besaß.

Der Revolutionskrieg war demnach ein ihm aufgedrungener Kampf gegen das, aus der kirchlichen und politischen Revolution hervorgegangene böse Princip, welches die Kirche in ihrer Einheit und ihrem Bestand, die Staaten in ihren inneren Grundfesten bedroht, die heilsamsten, auf den Glauben begründeten Rechte der Majestät und Legitimität, diesen Grundlagen aller Rechtsverhältnisse verwirft, Religion, Gesetze, Eide verspottet, und unter dem Scheine der Freiheit die Menschheit verknechtet, und darum war er, der die wahre Freiheit am meisten liebte, darum waren seine Reiche, in deren Boden die Freiheit seit Jahrhunderten am tiefsten gewurzelt hat, gerade die ausdauernsten in dem Kriege gegen das verführerische Irrbild, gegen die Freiheitsfratze unserer Zeit.

Mußte demnach Ferdinand II. einst den harten Kampf mit der kirchlichen Revolution bestehen, so hatte auch Franz I. einen noch viel härteren mit der politischen Revolution durchzukämpfen. Denn jenem war noch bei vielen protestantischen Fürsten das kaiserliche Ansehen verblieben, dieser aber fand es selbst bei den katholischen Fürsten sehr geschwächt, oder gänzlich erloschen. Jenem standen noch die Katholiken unter allen Ständen mit großem Eifer stets zur Seite, dieser sah sich von den Protestanten aller Klassen aufs ärgste angefeindet, und von den katholischen Fürsten auf's schmählichste oft verlassen. Jener hatte nebst seiner eigenen Macht noch die Hälfte von Deutschland und auch Italien und Spanien zu seiner Unterstützung, dieser aber mußte meistens für sich allein die härtesten Kämpfe gegen ganz Frankreich, Italien und den größeren Theil von Deutschland bestehen, und oft zu Boden geworfen, sich doch, gleich einem anderen Anthäus, mit neuer Kraft erheben. Jener hatte nur sehr wenige ausgezeichnete Feldherrn zu seinen Gegnern, diesem standen aber Männer gegenüber, die man den Größten aller Jahrhunderte mit Recht zur Seite setzt. Jener hatte zwar den Anfang des 30jährigen Krieges

und seinen wechselvollen Verlauf, jedoch dessen Ende nicht gesehen; dieser aber kämpfte den 23jährigen Revolutionskrieg von seinem Anfange bis zu seinem Ende durch.

War nun der Kampf Franz I. viel schwieriger, wie jener Ferdinands II., so war auch jenem ein viel größerer Lohn wie diesem beschieden. Denn jener sah auf seinem Sterbbette die Ehre und den Ruhm Oesterreichs gerettet, die Kriegsverluste vielfach ersetzt, und das Kaiserreich völlig abgerundet, während dieser gerade im Augenblick seines Todes die Wuth des Krieges gesteigert sah, und zu einem glücklichen Ausgang desselben keine beruhigende Aussicht hatte.

Lebten nun in dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts, in dieser so merkwürdigen und äußerst lehrreichen Periode, zwei Herrscher, von denen der eine dem Revolutions- und unchristlichen Zerstörungssysteme, der andere aber dem christlichen Principe der Rechtlichkeit, Erhaltung und Menschenbeglückung huldigte, so war es denn auch der Herr, der in den endlichen Geschicken jener beiden Fürsten der Menschheit deutlich zeigte, wer von ihnen dem wahren und wer dem falschen Principe angehangen, wer die Macht würdig und wer sie unwürdig vertreten habe.

Nahm daher die Gottheit dem gekrönten Revolutionsmann, der schon die Hälfte von Europa verschlungen hatte, alle seine Kronen und seinen irdischen Besitz, und verbannte den von der Kirche Gebannten auf die Felseninsel Helena hin, so ließ sie aber Franz I. in seinem 67sten Lebensjahre ruhig auf seinem Throne und mit dem erhabenen Bewußtseyn sterben, während seiner ganzen Regierung als ein Vater seines Volkes, als ein frommer Katholik und ächter Sohn der Kirche, als ein heldenmüthiger Bekämpfer der Revolution, und als ein wahrer Restaurator der christlichen Ordnung in Europa sich gezeigt zu haben.

War demnach schon seit dreißig Jahren das deutsche Reich zernichtet und erloschen, so wurde jetzt auch sein letzter Thronbesitzer und mit ihm der Schluß der Geschichte des 1000jährigen deutschen Kaiserreichs in das Grab versenkt. —

Darum verlangt aber auch Deutschland nun eine andere Behandlung seiner Geschichte, indem es nicht mehr als ein Staat, der durch ein Oberhaupt repräsentirt wird, sondern als ein Staatenbund erscheint, in welchem acht und dreißig Souveraine sich vorfinden, denen doch bloß nach der Scala ihrer Macht auch der geeignete Platz in der Geschichte gebührt. Lassen sich demnach unter jenen Souverainen leicht die winzigen, die kleinen, die mittleren, der große, der größere und der größte herausfinden, so darf auch nach unserer Ansicht ein Bearbeiter der deutschen Geschichte jene Scala nie aus den Augen lassen, indem in jener jederzeit Oesterreich den ersten, Preußen den zweiten, Bayern den dritten Platz einnimmt, die übrigen aber theils nach ihrer Macht, ihrem Rang und sonstigen Verhältnissen sich klassifiziren, oder nur durch den gemeinschaftlichen Bundesverein in die Geschichte Deutschlands sich einreihen. — Von diesem Standpunkte ausgehend, fahren wir nun in der Geschichte Oesterreichs bis zu unseren Tagen fort, indem wir die ruhige und segenvolle Regierung Ferdinands, des Sohnes Franz I., unsern Lesern in möglichster Kürze darlegen.

Ferdinand I.

war schon am 28. Sept. 1830 zum Könige von Ungarn gekrönt worden, und machte bei seinem Regierungsantritt als Kaiser sogleich die Erklärung: „er werde auf jener heilvollen Bahn fortschreiten, die sein Vater so beharrlich verfolgt hatte." — Ganz in diesem Geiste bestätigte er nun die beiden Hauptminister, den Fürsten Metternich, als treuer Freund von seinem Vater ihm bestens empfohlen, und den Grafen Kolowrat, welche beiden Männer mit den Erzherzogen Ludwig, Oheim des Kaisers, und mit Franz Karl, Bruder des Kaisers, die Staatskonferenz bilden. Durch diese wurden nun bei der Leitung des ganzen Staatswesens die alten, von Franz I. erprobten Grundsätze völlig beibehalten, und Alles, was von jenem noch nicht vollendet war, planmäßig ausgeführt.

Am 7. September 1836 wurde Kaiser Ferdinand I. zum König von Böhmen, und am 6. Sept. 1838 zu Mailand zum

König des Lombardisch-Venetianischen Reichs gekrönt, wobei er durch sein berühmtes Amnestie-Manifest seiner eigenen Weisheit und fürstlichen Milde die alleredelste Krone sich aufsetzte, und hierdurch das Bewußtseyn seiner Kraft, die keine Revolutionsgespenster fürchtet, und das Gefühl seiner Fürstentugend, die ihm die Liebe seines Volkes sichert, vollkommen an Tag legte.

War demnach schon früher gegen die schuldigsten Revolutionäre der österreichischen Länder mit möglichster Milde verfahren, kein Tropfen Blut vergossen, und der verdiente Tod in Landesverweisung oder Kerkerstrafe verwandelt worden, so wurde diese Strafe aber viele Jahre hindurch mit Strenge in Vollzug gesetzt, damit der Schuldige den Arm der Gerechtigkeit, wie auch die Kraft der Regierung fühle, und Andern zum abschreckenden Beispiele diene. Als jedoch die Sicherheit des Staats und die tiefe Ruhe der österreichischen Völker die Großmuth zulässig machte, da folgte der Kaiser dem Zuge seines Herzens, und ertheilte allen politischen Verführern und Verführten ohne Ausnahme und Beschränkung eine volle Amnestie, weßhalb auch in Beziehung auf die Rückkehr einiger wenigen Flüchtlinge, die als die strafbarsten bloß noch in Demuth die Gnade des Kaisers anrufen sollten, die merkwürdigen Worte in der kaiserlichen Umgebung sich vernehmen ließen: „Wir werden uns nicht zufrieden geben, bis wir nicht auch den letzten Verirrten seiner Heimath zurückgeben können.“

Was also das konstitutionelle Frankreich nicht thun kann, das autokratische Rußland nicht thun will, hat das stets geschmähte und verunglimpfte Oesterreich großartig und zuerst gethan, und wenn auch anderwärts dieses Beispiel nachgeahmt wurde, so konnte man doch dabei den Aerger kaum verbergen, daß der Impuls zu diesen Amnestirungen von dort ausging, und daß die österreichischen Flüchtlinge und Verbannten, nachdem sie Jahre lang die Zustände in Frankreich, Spanien, England und Amerika mit eigenen Augen sahen, auch wohl von ihren Verblendungen gänzlich zurückgekommen, und das hochgerühmte Glück dieser konstitutionellen Länder eben nicht sehr beneidenswerth gefunden haben möchten.

Denn es war doch bloß die Zeit und der darin erſchienene allgemeine Geiſt der Bewegung, der vor fünfzig Jahren Frankreich zwar ſehr ſchnell erhob, das übermüthige, veränderungsſüchtige und glaubensloſe aber noch ſchneller ſtürzte, indeſſen Oeſterreich ſeine Erhebung und Erhaltung nur ſich ſelbſt, ſeinem Geiſte der Stabilität, ſeiner Glaubenstreue und der göttlichen Gnade verdankt. Die Gnade aber, die von Oben kommt, die dem Kleinſten wie dem Größten zur Seite ſteht, die den Einzelnen wie den Staat erhält, die zur rechten Zeit Leiden, und zur rechten Zeit Freuden ſendet, dieſer Gnade hat Oeſterreich und ſein frommes Kaiſerhaus noch nie entbehrt. So hat denn auch in unſern Tagen, worin ſo viele Völker ihre Verirrungen durch Feuer und Schwert, durch Meutereien und Leiden jeder Art ſo ſchwer verbüßen müſſen, es dem Herrn der Welt gefallen, dem ruhigen, in ſich glücklichen Oeſterreich manche Leiden aufzulegen, damit es nicht allzuſehr von dem Irdiſchen ſich feſſeln laſſe, in ſeinem Glücke ſeiner Chriſtenpflichten nicht vergeſſe, und immer mehr in der Gottesfurcht erſtarke, weßhalb auf ſeinen Wink die Cholera zum zweitenmal das öſterreichiſche Gebiet betrat, die wilden Wogen der Donau aber einen großen Theil von Ungarn verwüſteten, und ſelbſt die Hauptſtadt Peſth faſt ganz verſchlangen, eine Calamität, bei deren Eintritt Regierung, Adel und Volk in der hochherzigſten Unterſtützung der Bedrängten ihren rühmlichſten Wetteifer zeigten.

Wie Franz I. bewies ſich nun auch Ferdinand I. als ein wahrer Schirmvogt der katholiſchen Kirche und des römiſch-apoſtoliſchen Stuhles. Wie jener, war er bei Beſetzung der biſchöflichen Stühle nur auf Männer bedacht, die nicht bloß durch wiſſenſchaftliche Kenntniſſe und wahre Erleuchtung, ſondern auch durch einen frommen, gottſeligen Wandel ſich auszeichneten, und die ihre Einſichten dem Elementarunterrichte, dem höheren Schulweſen, und beſonders der Bildung des Klerus mit größtem Eifer zuwandten. Sein Streben erhielt auch von Seiten des römiſchen Stuhls die größte Anerkennung, indem der junge Fürſt von Schwarzenberg als Fürſterzbiſchof von Salzburg zum Kardinal ernannt wurde.

So dienten auch der Mechitaristenverein zur Verbreitung guter katholischer Bücher und die Leopoldinenstiftung zur Verbreitung des Christenthums, nebst vielen anderen religiösen Zeitschriften der Kirche zur größten Ehre und Stütze, und da die Erfahrung hinlänglich gelehrt hat, welchen bösen Einfluß eine schlechte irreligiöse Erziehung auf die Völker äußert, so verstärkte man auch den von Franz I. wieder eingeführte Orden der Jesuiten in vielen Provinzen des Reiches, und ihm wurde die Bildung der Jugend mit desto größerem Rechte überlassen, indem er sie im Geiste des katholisch-monarchischen Princips erzieht, und die akatholisch-demokratischen Ideen und Richtungen in ihr zu ersticken strebt.

Im August 1841 wurde der Deutschorden als ein selbstständiges, ritterliches, keiner Oberaufsicht der Behörden unterworfenes Institut, als ein kaiserliches unmittelbares Lehen wieder hergestellt; auch trat in eben jenem Monate das päpstliche Breve vom 22. Mai 1841 über die gemischten Ehen in volle Kraft, indem der katholische Geistliche, im Falle die Kinder keine katholische Erziehung erhalten, bei der Copulation des protestantischen Predigers nur als bloßer Zeuge erscheinen, und daher keine sacramentalische Handlung vornehmen darf. Für Ungarn aber, wo der Calvinismus in dem religiösen und politischen Gebiete stets die rührigste und unduldsamste Opposition bildet, erließ Ferdinand I. die Bestimmung (5. Juli 1843 und 25. März 1844), daß die religiöse Erziehung der Kinder der Entscheidung der Eltern gänzlich überlassen bleiben solle, daß hingegen kein katholischer Geistlicher, wie die Opposition begehrt hatte, zu einem kirchlichen Akte rücksichtlich dieser Ehen gezwungen werden dürfe. Obgleich nun bei der äußerst überwiegenden Mehrzahl der Katholiken in dem österreichischen Reiche dessen landesväterliche Regierung jede Eigenthümlichkeit anderer Religionsparteien sorgfältig schützt, und daher schon im Jahre 1821 eine eigene protestantische Facultät zu Wien errichtet wurde, trat doch im Jahre 1837 in Oesterreich ein eigener Fall ein, bei welchem sie nicht bloß ihre Toleranz, sondern auch ihre Consequenz an Tag legen mußte.

Wie daher in allen Zeiten der Bewegung die Menschen sehr leicht auf Abwege gerathen, so ließen auch ein paar hundert Tyroler in dem Zillerthale durch größtentheils ausländische Missionäre, Umtriebmacher und Verführer sich verleiten, den katholischen Glauben aufzugeben, und die Bibel nebst der Augsburger Confession, die selbst im Stammland des Protestantismus geächtet und verworfen ist, zu ihrem Panier und Loosungsworte zu machen.

Lange versuchte nun die österreichische Regierung die durchaus braven, fleißigen und unbescholtenen Leute ihrer Verblendung zu entreißen, und erbot sich sogar, als sie in ihrem Irrthum hartnäckig beharrten, ihnen einen Zufluchtsort in andern Theilen des Reiches, wo Protestanten mit gottesdienstlichen Einrichtungen sich befinden, nach ihrer Wahl zu eröffnen. Bethört jedoch durch einzelne blindeifrige Führer, die durch ihre glatten und grundlosen Vorspiegelungen ihre Gemüther völlig aufregten, ihnen die evangelische Kirche als engelrein, und das Glück in einem protestantischen Staate zu wohnen als himmlisch darstellten, vertrauten sie ihr gemeinsames Schicksal thörichterweise jenen an, verließen nun ihr Vaterland, und zogen nach Schlesien hin, wo ihr Eintritt hochgefeiert und so auffallend als möglich gemacht wurde, um diese Erscheinung unter Paukenschall als einen Hauptsieg der evangelischen Kirche, als den sichersten Vorläufer gewaltiger Religionsumwälzungen in dem Kaiserstaate zu bezeichnen, und etwas Wind in die schlaffen, meistens zerrissenen Segel der protestantischen Barke zu bringen.

Nach den süßesten Täuschungen folgten aber sehr schnell die bittersten Enttäuschungen, und die Unglücklichen, die in ihrem religiösen Enthusiasmus einem trügerischen Phantome nachgejagt waren, erblickten nun in der Wirklichkeit statt eines himmlischen, die rechte Bahn zeigenden Lichtes ein in Sumpf und Moder führendes Irrlicht, und die zahlreichen Ehescheidungen, die gänzliche Unkirchlichkeit, die Sonntags-Entheiligung und die Herabwürdigung der Bibel bei der Mehrheit der Protestanten erfüllten ihre Gemüther mit dem größten Schmerz, weßhalb sie wieder nach Oesterreich zurückzukehren suchten. Sie wandten daher alle

Mittel an, und baten den Kaiser um die Gnade, ihnen die Rückkehr zu gestatten, und sich in den Provinzen Steyermark und Kärnthen niederlassen zu dürfen. Da sie aber früher dieses väterliche Anerbieten Ferdinands I. verschmäht und ausgeschlagen hatten, ihre Wiederaufnahme in Oesterreich nach der pomphaften Aufnahme derselben in Preußen als ein unzartes Benehmen erscheinen, und eine Mißstimmung bei der dortigen Regierung veranlassen konnte, überdieß auch ein strenges Beispiel nöthig war, um künftigen Verirrungen und Störrigkeiten dieser Art vorzubeugen, so wurde ihr Gesuch abgeschlagen, und ein Termin ihnen anberaumt, an welchem sie die kaiserlichen Länder wieder verlassen mußten. Da vergossen sie nun die bittersten Thränen über ihr Unglück, beklagten händeringend ihr elendes Schicksal, das sie durch Verführung sich zugezogen hatten, und suchten selbst durch Widersetzlichkeit zu erlangen, was ihnen mit der größten Schonung abgeschlagen war, weßhalb die Unterbehörden sich genöthigt sahen, gegen sie eine Gewalt eintreten zu lassen, von der jene gegen diese Bemitleidswerthen höchst ungern Gebrauch machten. So wendete sich nun ein großer Theil jener Unglücklichen nach Bayern und Sachsen; viele wanderten heimathlos in fremden Ländern umher, und manche kehrten wieder zur katholischen Kirche zurück; alle aber enttäuschten durch ihre Briefe und abgesendeten Boten ihre zurückgebliebenen Freunde und Landsleute, und warnten sie vor ähnlichen Verirrungen, wodurch der Geist der religiösen Aufregung in Tyrol gänzlich verschwand, und der früher darüber entstandene protestantische Jubellärm verhallte.

Der Verlust von ein paar hundert Unterthanen, den man in einem Kriege bei dem zwecklosesten Vorpostengefechte kaum beachtet, hatte aber für den Staat die besten Folgen, indem er zur Sicherung des Staatsprincips und zugleich dem ganzen Tyrol zur besten Lehre und Warnung diente.

Enthält also das große Kaiserreich bei der ungeheueren Mehrzahl seiner Katholiken auch eine namhafte Menge unirter und nicht unirter Griechen, Lutheraner, Reformirten ꝛc., so gewährt die kaiserliche Regierung allen jenen die größte Toleranz

und den kirchlichen Schutz in solchen Provinzen, in welchen die Gemischtheit der Confessionen auf früheren Staatsverträgen und auf Verfassungen beruht, läßt selbst an der hohen Schule zu Wien den protestantischen Unterricht ertheilen, und wahrt nur mit Kraft das positive Princip in Kirche und Staat, das jetzt in so vielen Ländern von Hohen und Niederen angegriffen wird, wodurch bei den Protestanten die mannigfaltigsten Proteste hervorgerufen, bei den Katholiken aber die unwissendsten und lüderlichsten Subjecte zu „deutsch-katholischen Freischäärlern" gemacht werden, die bei der ersten Gelegenheit dem deutschen Jakobinerthum zur Stütze dienen.

Huldigen daher Oesterreichs Fürsten zu keiner Zeit irgend einem intoleranten Sectengeiste, zeigen sie selbst in ihrem Familienkreise sich äußerst tolerant, wie das Leben und der Tod der protestantischen Gemahlin des Erzherzogs Karl hinlänglich beweist, so haften sie aber doch stets an dem Glauben, auf dem ihr und ihres Reiches Glück sich gründet, und streben nicht nur ihre Unterthanen vor jeder unchristlichen und darum höchst verderblichen Influenza zu bewahren, sondern suchen auch die geistige, ächt christliche Kultur so viel wie möglich unter denselben zu befördern.

So hat sie seit dreißig Jahren mehrere Universitäten gestiftet, andere neu organisirt; sie erhält und überwacht 200 Gymnasien, 130 Kollegien, 80 Seminarien, 25 Lyceen, 12 Kurse der Philosophie, 5 Lehrstühle der Statistik und viele andere höhere Lehranstalten, und zeigt sich um so mehr als eine Freundin der wahren Aufklärung, indem sie nicht bloß für die höhere Ausbildung der gelehrten Klasse, sondern durch ihre kleineren und größeren Elementarschulen, durch ihre Normal- und Realschulen auch jedes gründliche Wissen unter den Handelsleuten, Künstlern, Handwerkern, Landwirthen ꝛc. zu verbreiten strebt. Pensionate für Zöglinge männlichen und weiblichen Geschlechtes finden sich jetzt häufig vor, und die Schulen der Mädchen erfreuen sich, wie jene der Knaben, der größten Sorgfalt der Regierung.

Doch auch die materiellen Interessen des Landes, sein industrielles Wesen wird von der Regierung auf jede Weise gefördert,

weßhalb auch wenige Länder der Erde mit jener Gewerbsthätigkeit sich vergleichen können, die in Oesterreich, Italien, Böhmen, Mähren, Tyrol, Steiermark ꝛc. unter den Regierungen Franz I. und Ferdinand I. in das Leben trat. Wie viele Fabriken, Schmelzöfen, Glashütten, Eisenhämmer ꝛc. stiegen seit fünfzig Jahren dort aus dem Boden hervor, wo früher nur elende Hütten, seltene Heerden oder Wilddiebe sich vorfanden, und nun ununterbrochener Fleiß, Wohlstand und Fröhlichkeit unter vielen Tausenden von Menschen einheimisch wurde? Welche Entwicklung gesellschaftlicher Kräfte, welches merkantile Leben herrscht in den Häfen von Triest, Venedig, Fiume, Ragusa, Spalatro, Cattaro und Rovigo, und wie sehr beurkundet die Regierung den Geist, der sie belebt, durch die vielen Seebauten und Leuchtthürme, mit denen sie das adriatische Meer umkränzt? Betrachtet man überdieß die vielen Brücken, geworfen über ungestüme Ströme, die zahllosen Kanäle, die zur Verbindung der Schifffahrt im Innern dienen, die ungeheuere Menge chaussirter Landstraßen, die wie ein Netz des Reiches ganze Oberflächen bedecken, und worunter jene, die über das 8600 Fuß über die Meeresfläche sich erhebende Stilfserjoch geführt ist, noch die von Napoleon über den Simplon erbaute Straße an Kühnheit und wohlverstandener Anlegung weit übertrifft; blickt man ferner auf die gänzliche Austrocknung der großen Sümpfe bei Laibach, auf die prachtvollen hydraulischen Arbeiten bei Wienerisch-Neustadt, im Banat, bei Pavia, auf die vielen Eisenbahnen, Dampfwagen, Dampfschiffe, Eisen- und Stahldrahthängebrücken über die Donau und den Dniester, vorzüglich aber auf jenen Riesendamm, der die Stadt Venedig mit dem festen Lande Italiens verbindet, durch seine auf ihm angebrachte Eisenbahn die Beiführung der Produkte und Lebensmittel sehr erleichtert, und selbst die wasserarme Stadt durch eingelegte, längs dem Damme hinlaufende Röhren mit dem besten Wasser im Ueberflusse versieht, so erhellt zur Genüge, daß die österreichische Regierung nicht bloß in der Anwendung jeder nützlichen Erfindung und ihrer Vervollkommnung nicht zurückgeblieben sey, sondern auch mit vielem Bedacht vor jedem Mißbrauch und Uebertreibung sich bewahrt habe, da

Maaß und Sparſamkeit allenthalben als Kennzeichen vollendeter Praxis und wahrer Geſchicklichkeit erſcheinen *).

Liefert aber eine wahrhaft gute, anſpruchloſe, bloß auf Erfüllung ihrer Pflichten bedachte Frau gemeinhin dem raiſonnirenden Publikum den wenigſten Stoff, über ſie ſich auszuſprechen, ſo befindet ſich in dem nämlichen Falle ein Staat, der wie Oeſterreich in unſerer bewegten, alle alten Bande abſtreifenden Zeit, nur die einzige merkwürdige Erſcheinung darbietet, daß er bei ſo vielfacher Abſcheidung in Sprachen, Sitten, Religionen und Verfaſſungen dennoch die durchgreifende Einheit des Impulſes ſich bewahrt, daß er nach den ſchwerſten Unglücksfällen wieder kräftig ſich aufzurichten, in Schonung älterer Formen hinzugetretenen Bedürfniſſe zu vermitteln, beharrliches Stillſtehen und raſtloſes Fortſchreiten zu vereinigen, und bei gleichzeitiger Benützung der verſchiedenſten Staatskräfte mit der größten Beharrlichkeit, Ruhe und Stille ſein völkerliches Leben zu entwickeln weiß. —

Erſcheint demnach der Kaiſerſtaat nach ſeiner providenziellen Beſtimmung ſtets als der zeitliche Schirmer der Kirche, ſo zeigt er denn im Gebiete der Politik, in ſeinem Weſen, Beſtehen und Treiben, ſich auch als das wahre Abbild derſelben. Denn wie die Kirche ihre Stärke und Dauer in der Verſchiedenheit und dem Zuſammenhange ihrer Glieder findet, ſo liegt auch Oeſterreichs ganze Macht und Feſtigkeit in der Menge und Verſchiedenheit ſeiner Völker, die der Glaube an die Weisheit und die Stärke ihrer Regierung, die Hoffnung auf die Erhaltung und Verbeſſerung ihres Zuſtandes, die Liebe zu dem gemeinſamen Vaterland und Kaiſerhauſe, in einer wahren „politiſchen Katholicität“ vereint. Daher bildet auch Oeſterreichs Kaiſerreich eine wahre Muſterkarte von Volksſtämmen, Sprachen, Zungen, Verfaſſungen, Geſetzen, Sitten und Gebräuchen ꝛc., und gleich der Kirche, die jedem ſeine Eigenthümlichkeit läßt, und ihn als Glied behandelt, ſobald er ihrem allgemein feſtſtehenden Principe huldigt, und ihm ſich unterwirft, fügt auch Oeſterreich die

*) Siehe Maltens Weltkunde.

heterogenſten Theile zuſammen, wobei es von jeher die Eigenthümlichkeiten der Provinzen und die verſchiedenen Nationalitäten der Völker ſo viel wie möglich ſchont. Verſchlingen alſo Paris, London, Berlin ꝛc. alles provinzielle Leben, ſo befindet ſich Wien nicht in gleichem Falle, indem die verſchiedenen Königreiche des geſammten Kaiſerreiches mehr oder weniger ſelbſtſtändige Regierungsbehörden haben, an deren Spitze Prinzen vom Hauſe ſtehen, die mit einem zahlreichen Adel die Hauptſtädte derſelben bewohnen, weßhalb Mailand, Ofen, Peſth immer noch den Charakter von Hauptſtädten tragen.

Sind es alſo die vielen unter ſich unabhängigen Stützen, auf denen das Weltgebäude der Kirche ſicher und unerſchütterlich ſich erhebt, und von denen manche hinwegfallen können, ohne den Sturz des Ganzen nach ſich zu ziehen, ſo konnte auch weder der Verluſt von Italien, von Tyrol, der Illyriſchen Provinzen und ſelbſt der Hauptſtadt Wien Oeſterreichs Kaiſerreich unterjochen oder gar vernichten, indeſſen anderwärts ſchon die bloße Beſetzung der Hauptſtadt den Sturz des Reiches herbeiführte. Bleiben aber dem geiſtlichen Oberhaupte der Kirche die verſchiedenen Charaktere der ihm untergebenen Völker der Leichtſinn und Unbeſtand des einen, die Feſtigkeit und Beharrlichkeit des andern, nicht unbekannt, und weiß er jeden nach ſeiner Art bald ſtreng, bald mild zu behandeln, ſo kennt aber auch das weltliche Oberhaupt der Kirche die Stärke und Schwäche aller ſeiner untergebenen Stämme, weiß genau was jeder bedarf, ſtützt hier das ariſtokratiſche, dort das demokratiſche Element, und macht jede Verbeſſerung ſo beſonnen und geräuſchlos, daß die Kultur ſeiner Länder, aus der Ferne betrachtet, ſtill zu ſtehen ſcheint. So haften denn die Oeſterreicher, Böhmen, Mährer und Illyrier gern an dem Alten, das ſeit Jahrhunderten ſie beglückte, und befinden ſich wohl bei dem Statusquo, den ein Jahrhundert dem andern übergibt, indeſſen die Ungarn, Galizier, Siebenbürger, Italiener ſchon neuerungsſüchtiger ſind, wobei der Nationalcharakter und der Nationalſtolz, der Geiſt der Zeit und die Verſchiedenheit der Religion ihre Einwirkungen äußern, weßhalb auch auf manchen ungariſchen Landtagen die Worte der Redner öfters ſehr ſtürmiſch

klingen. Sorgt aber die Kirche ohne Unterlaß für das höhere, geistige und sittliche Wohl aller ihrer Glieder, so sorgt aber auch Oesterreich stets für das bürgerliche und irdische Wohl aller seiner Kinder, weßhalb denn als Beweis seiner guten Regierung die Masse glücklich und zufrieden ist, da im Allgemeinen großer Reichthum bei dem Adel und der Geistlichkeit, Wohlhabenheit unter der Bürgerklasse und hinlänglicher Verdienst bei den Arbeitern zu finden ist, und bei großen Nothfällen durch Naturereignisse, wie dies jetzt der Fall ist, die Sorgfalt der Regierung und der christliche Wohlthätigkeitssinn der Oesterreicher den Bedrängten die nöthige Hilfe gewährt.

Wie aber die Kirche die Macht immer würdig vertritt, und diese daher bei ihr auch stets verbleibt; wie sie schon aus so vielen schweren Kämpfen siegreich hervorging, und die Verluste, die sie in einem Theil der Welt erlitt, in einem anderen desto reichlicher ersetzt erhielt, so befindet sich auch der Kaiserstaat in gleichem Falle, indem über beide Jener wacht, der der ersteren seine Hilfe bis an das Ende der Welt versprach, und der auch bei dem letzteren das bekannte A. E. I. O. U. in Erfüllung bringen wird.

So bleibt denn Oesterreich durch seine weise Politik nicht nur ein sehr mächtiger, sondern auch ein sehr fest begründeter Staat, indem er auf dem Felsen Petri sich tief eingewurzelt hat, und jene Friedenspalme, in deren Schatten jetzt die Völker nach einem 23jährigen Kriege ausruhen, verdankt Europa meistens ihm allein, indem es seit vielen Jahren in gebietender Stellung immer die Ruhe durch Vermittlung erhielt, die Revolutionsversuche im Keime erstickte, und bei dem In- und Auslande durch seine Redlichkeit und bekanntes feste System stets ein allgemeines Vertrauen erweckte, wozu die beständige Beibehaltung erfahrner, redlicher, umsichtiger und consequenter Minister sicher das meiste beitrug *).

---

*) Wir verweisen nun unsere Leser auf unsere „Geschichte von Oesterreich", in der wir natürlich über dessen Regenten, besonders aber über Franz I., dessen Charakter, Geschicke und Regierung uns weit-

Preußen.

Friedrich Wilhelm III.

Der Pariſer Friede und die ihm folgende Wiener Congreßakte hatte in der Bevölkerung Preußens, ſowie in deſſen politiſcher Stellung zum In- und Auslande die größten Veränderungen hervorgebracht, indem es durch einen außerordentlichen Zuwachs an Katholiken in einen paritätiſchen Staat verwandelt, im Oſten und Weſten zum Grenzwächter Deutſchlands aufgeſtellt, und hierdurch ſeine frühere politiſche Haltung gegen Oeſterreich ſehr merklich geändert wurde. Da es jedoch fortwährend als das Haupt des Proteſtantismus auf dem Continent erſcheinen, unter den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands eine Art Hegemonie ausüben, und ihnen zum Maaßgeber in den religiöſen, und unter dieſem Gewande auch in den politiſchen Dingen dienen wollte, ſo ging nun das Streben des Königs Friedrich Wilhelm III. einzig dahin, einerſeits den Katholizismus in ſeinem Weſen und ſeinen Formen zu untergraben, die Zahl ſeiner Anhänger auf alle Weiſe zu vermindern, und ihnen jeden Einfluß im Staate möglichſt zu entziehen, andererſeits aber den Proteſtantismus auf jede Art zu erheben, durch Vereinigung der verſchiedenen Confeſſionen ihn zu ſtärken, ſeine Anhänger durch geſetzliche Beſtimmungen zu vermehren, und ihnen den größten und wichtigſten Theil des Staatshaushaltes einzuräumen. Liegt aber ſchon im Geiſte und im Hauptprincip des Proteſtantismus der Haß und die Abneigung gegen die katholiſche Einheit und die Liebe und Neigung zur kirchlichen Spaltung, ſo theilen zwar viele proteſtantiſche Fürſten den Haß gegen die Kirche mit ihren Völkern, ſehen jedoch die kirchlichen Spaltungen unter ihren proteſtantiſchen

---

läufiger ausſprechen, und jenen aus dem moraliſchen und politiſchen Standpunkt mit Napoleon, ſeinem Zeitgenoſſen, vergleichen konnten, und in der wir auch die ferneren Geſchicke Oeſterreichs anzudeuten wagten, die freilich von den Anſichten Bülow-Cummerows himmelweit abweichen.

Unterthanen sehr ungern, und bemühen sich daher auf mancherlei Weise sie zu beseitigen. Darum erzwang schon Friedrich Wilhelm I. durch sein Stock- und Zopfregiment die äußere Uniformität der Lutheraner und Zwinglianer; Friedrich II. hob zwar jene wieder auf, führte dagegen durch seinen eigenen Atheismus den religiösen Indifferentismus unter seinen Protestanten, mit ihm aber jene moralische Unsittlichkeit und Verworfenheit herbei, der sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. zwar durch sein Religionsedikt steuern wollte, was jedoch weder ihm, noch seinem Sohne Friedrich Wilhelm III. gelang, und über das deutsche Sodoma die göttliche Zuchtruthe herbeiführte.

So betrieb denn bei Gelegenheit der dritten Säcularfeier der s. g. Reformation (1817) der König Friedrich Wilhelm III. noch einmal die Union der Lutheraner und Calviniſten mit dem größten Eifer, und rief, wie die Frau von Krüdner witzelte, die Todtengerippe Luthers und Calvins aus ihren Gräbern hervor, die sich nun umarmten, und mit ihrem Verwesungsgeruch sich durchdrangen, und dann nach dem altengliſchen Sprichworte als „Affen in das Fegfeuer“ zurückkehrten. Auf königlichen Befehl hörten nun die Namen Lutheraner und Calviniſten in Preußen auf, und die kirchliche Vereinigung jener beiden wurde als die wahre „evangeliſche Kirche“ bezeichnet. Bei dem unkirchlichen, rationaliſtiſchen Geiſte, der in Preußen allgemein herrſchte, fiel aber jene Vereinigung um ſo leichter, da man nicht bloß die Orthodoxie der kinderreichen lutheriſchen Geiſtlichkeit auf mancherlei Weiſe beſchwichtigte, die hartnäckigen Layen auf militäriſchem Wege zu Kirchengängern machte, ſondern auch zur Zerſtörung alles lutheriſchen Saamens die Univerſität Wittenberg, die ſchon ſeit 150 Jahren jedem Preußen verſchloſſen war, gänzlich aufhob, und ſie nach Halle verlegte. Um nun der evangeliſchen Geiſtlichkeit eiwas mehr Anſehen zu geben, wurden auch Biſchöfe gemacht, zu deren Ordination aber ſelbſt die engliſche Kirche ſich nicht verſtand. Zugleich erhielt der Gottesdienſt mehr äußere Form und Gepränge, indem man ihm zur Verführung ſchwachköpfiger Katholiken ſelbſt ein katholiſches Gewändlein überwarf; die ſymboliſchen Bücher beider Confeſſionen wurden mit Still-

ſchweigen übergangen, und es genügte, daß beide Parteien in Eine Kirche wanderten, Einen und denſelben Prediger hörten, das Abendmahl mit Brod, und nicht mehr mit Oblaten feierten, Brod und Wein ſelbſt nahmen, und nicht mehr ſich reichen ließen, unter Einer geiſtlichen Oberbehörde ſtanden, ihr Kirchenvermögen in Einer Kaſſe vereinigten, und nach Ablegung ihrer Parteinamen bloß ſich Evangeliſche oder Proteſtanten nannten.

So ging denn aus dem Moderbette der kirchlichen Fäulniß ein drittes dogmen- und myſterienloſes Unding, eine Art Cabinetsreligion, hervor, wobei man ſich der Hoffnung hingab, auch ſelbſt auf die katholiſche Kirche in mancherlei Weiſe einzuwirken. Die früheren ſo wichtigen Differenzpunkte über das Abendmahl, wegen welchen Luther den Zwingli einen Diener des Satans nannte, kamen täglich mehr in Vergeſſenheit, und das ganze evangeliſche Abendmahl verwandelte ſich in eine Art „Brüderſchafttrinken", in ein Brudermahl der allgemeinen Humanität im kantiſchen Geiſte, wozu die dabei eingeführten Lieder und Geſänge den menſchlichen Geiſt trefflich ſtimmten.

War nun im Jahre 1822 die berühmte Agende aus dem Kabinet Friedrich Wilhelm III. hervorgegangen, und zur allgemeinen Verbreitung und Einführung empfohlen worden, ſo hatten auch von 7782 Kirchen ſchon nach drei Jahren 5343 derſelben ſie angenommen. Doch fehlte es nicht an Tadlern, denen ſie auf der hohlen Grundlage des Indifferentismus aufgebaut, mitunter zu veraltet, oder zu katholiſch erſchien, wie auch ſelbſt nicht an hartnäckigen Widerſachern, die jede Annahme derſelben durchaus verweigerten, und gegen die man nun mit Strenge verfuhr. So wurden Scheibel zu Breslau, Guerike in Halle, Kellner zu Hönigern, Wehrhan zu Kunitz ꝛc. ihrer Stellen entſetzt und vertrieben, lutheriſche Gemeinden, die auch ohne Prediger in ihren Kirchen ſich verſammelten, durch's Militair aus denſelben gewaltſam verjagt, und der König betrieb das Unionsweſen mit ſolchem Eifer und rückſichtsloſer Strenge, daß viele Tauſend Lutheraner gar keine Kirche mehr beſuchten, und eine große Zahl ihr Vaterland verließen, um in Nordamerika oder in Neuholland ſich anzuſiedeln, und ihrem Glauben treu zu bleiben.

Während nun in dieſer Weiſe die frühere Maxime Friedrichs II.: „es könne in ſeinem Reiche jeder nach ſeiner Façon ſelig werden", völlig beſeitigt war, und der Proteſtantismus in ſeinem hochmüthigen Sectengeiſte und daraus entſtehenden Intoleranz ſelbſt ſeine älteſten Söhne verfolgte, rief er nach ausgeſchlafenem Unionsrauſch nicht nur neue Secten, ſondern auch noch viel heftigere Kämpfe hervor, indem ſeine Anhänger jetzt in Rationaliſten und Superrationaliſten ſich theilten, von denen die erſteren den menſchlichen Geiſt, die letzteren die Offenbarung als Urquelle des Chriſtenthums bezeichneten. Während in dieſer Weiſe der ganze Proteſtantismus immer mehr in Bewegung kam, und ſich ſelbſt in ſeinem innerſten Weſen unterhöhlte, wurden auch die Katholiken durch das Reformationsfeſt (1817) und die dabei ausgeſprochenen Anſichten, ſowie durch die allenthalben bemerkbaren Machinationen gegen ihre Kirche vielfach aufgeregt. Zu ihrer einſtweiligen Beſchwichtigung hatte denn im Jahr 1821 der Fürſt Hardenberg mit dem Papſt zu Rom ein Concordat abgeſchloſſen, und dabei die Erfahrung gemacht, „wie leicht mit Rom zu unterhandeln ſey, ſofern man offen und redlich zu Werke gehe, und auch ſolches öffentlich bekannt. Gemäß jenes Concordates und der darüber erſchienenen Bulle de salute animarum blieb nun Köln ein Erzbisthum mit den untergeordneten Bisthümern Trier, Paderborn und Münſter; dem Erzbisthum Poſen und Gneſen wurde das Bisthum Culm untergeordnet, die Bisthümer Ermeland und Breslau behielten aber ihre Unmittelbarkeit. Die Beſetzung ſämmtlicher Stühle ſollte ſtets durch Wahl erfolgen. — Zugleich beſeitigte der zu Rom befindliche preußiſche Geſandte Niebuhr, vermöge ſeines klaren Blicks als Hiſtoriker, manche Differenzpunkte, aus denen aber ſpäter bei der ungleich weniger Vertrauen erweckenden Wirkſamkeit Bunſens neue und größere Schwierigkeiten entſtanden, indem Preußen ſeinen Vortheil nicht verſtand, und gegen die katholiſche Kirche mit der größten Hinterliſt verfuhr.

Gefiel es daher im Jahre 1814 der Gottheit, dem als Haupt des Proteſtantismus erſcheinenden Preußen ſtatt des proteſtantiſchen Königreichs Sachſen das katholiſche Polen und

die katholiſchen Rheinlande durch ſeine Fügungen als Länderzuwachs zu überweiſen, eben hierdurch aber den ehemals größtentheils proteſtantiſchen Staat im Verhältniſſe wie 5 zu 7 in einen paritätiſchen zu verwandeln, und ſomit in demſelben zu deſſen eigenem Heil das bejahende Princip dem verneinenden zur Seite zu ſtellen, ſo ſcheint aber die preußiſche Regierung in ihrer proteſtantiſchen Befangenheit dieſen Länderzuwachs nicht von dieſer Seite zu betrachten, und darum wird es auch begreiflich, wie ſie einerſeits die Proteſtanten in eine Heerde zu vereinigen ſtrebt, andrerſeits aber auch alles aufbietet, um die katholiſche Einheit zu zerſtören, hierdurch die Katholiken in den Kreis des Proteſtantismus zu ziehen, und dann autokratiſch ſelbſt in das katholiſche Religionsweſen einzugreifen.

Unterliegt es daher keinem Zweifel, daß eine proteſtantiſche Regierung durch öffentliche und geheime Maaßregeln, ſowie durch ihr Dienſtperſonal den Proteſtantismus unter ihrer katholiſchen Bevölkerung ſehr befördern kann; unterliegt es ebenfalls keinem Zweifel, daß es zu allen Zeiten aus menſchlichen Anſichten und Leidenſchaften nicht bloß Irrlehrer, ſondern auch gegen die Kirche ſehr laue, und gegen die Fürſten ſehr geſchmeidige Kirchenhäupter gegeben hat, und daß demnach die proteſtantiſchen Regierungen durch Uebertragung der Lehrämter an die erſteren, und durch ſchmeichelhafte Auszeichnung der letzteren innerhalb der Kirche ſelbſt Boden zu gewinnen ſtreben, ſo mußte denn auch der katholiſche Theil Preußens täglich auf die Machinationen aufmerkſamer werden, die man ſich theils öffentlich, theils heimlich, gegen die Kirche erlaubte.

So war denn in jener Zeit nicht nur Hegels neue Irrlehre über die Omnipotenz der politiſchen Macht, die ſelbſt auf die katholiſche Kirche und ihre Inſtitutionen ausgedehnt werden ſollte, ſondern auch die Hermeſiſche Doctrin aufgekommen, die früher der Erzbiſchof zu Köln, Graf Ferdinand Spiegel begünſtigt, der Papſt aber wegen ihrer rationaliſtiſch-pelagianiſchen Grundrichtung und unrichtiger Darſtellung mehrerer katholiſchen Dogmen verdammt hatte. Als nun nach des Grafen Spiegels Tod Clemens Auguſt von Droſte

auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln erhoben wurde, der schon früher jenem hermesischen Systeme ganz abgeneigt war, hielt er es für seine Pflicht, die Verbreitung desselben zu verhindern, und stellte daher achtzehn größtentheils gegen die hermesische Lehre gerichteten Thesen auf *), zu deren eidlichen Annahme und schriftlichen Anerkennung er jeden angehenden Priester und jeden zu einer Pfarrei beförderten Kaplan verpflichtete, wobei er überdieß die Wirksamkeit mehrerer Professoren zu Bonn und anderer Lehrer am Seminarium zu Köln wegen ihrer entschiedenen Anhänglichkeit an den Hermesianismus hemmte. Die königliche Regierung, die recht gern einen solchen Zwiespalt in der katholischen Kirche erblickte, und ihn zu ihrem Vortheil auszubeuten hoffte, nahm sich schnell der Hermesianer an, und verwies dem Erzbischof sein Verfahren mit Strenge, ließ jedoch dabei durchblicken, daß sie in Unterdrückung der hermesischen Lehre dem Erzbischof recht behilflich seyn wolle, wenn anders auch er in einem anderen Gegenstande sich ihren Wünschen fügen würde. Dieser Gegenstand betraf aber die Einsegnung der gemischten Ehen, über welche der verstorbene Erzbischof Spiegel schon eine, dem päpstlichen Breve nicht entsprechende Instruction an seinen Clerus erlassen, und sie zur Bekümmerniß vieler hohen und niederen Geistlichen in Ausübung gebracht hatte. Während nun die preußische Regierung auf der ferneren Ausübung jener erschlichenen Instruktion bestand, erklärte aber Clemens August als wahrer Hirte unumwunden, er würde stets das Breve des Papstes sich zur Richtschnur nehmen, um nicht wie der Bischof zu Trier auf dem Todbette zu einem Widerruf dessen, was er im Leben gethan, sich genöthigt zu sehen, und daher bei ge-

*) Der Inhalt der 18ten These enthält die Verpflichtung der Geistlichen in folgenden Worten: „Ich verspreche und gelobe, meinem Erzbischof in allem, was sich auf Lehre und Disciplin bezieht, Ehrerbietung und Gehorsam ohne allen inneren Vorbehalt, und bekenne, daß ich von der Entscheidung meines Erzbischofs, nach der Ordnung der katholischen Hierarchie an Niemand, als an den Papst, als Haupt der ganzen Kirche, provociren kann und soll."

mischten Ehen, bei welchen die Kinder katholisch erzogen würden, eine Assistentia activa (katholische Einsegnung), bei jenen aber, bei welchen die Kinder eine protestantische Erziehung erhielten, nur eine Assistentia passiva (ein Zusehen des Geistlichen als Zeuge) gestatten.

Natürlich regte diese erzbischöfliche Bestimmung die preußische Regierung äußerst auf, indem sie nicht nur seit Jahren die katholischen Provinzen mit vielen ledigen, im Civil- und Militair-Wesen angestellten Protestanten überschwemmt, sondern auch im Jahre 1825 verordnet und zum Gesetz erhoben hatte, daß alle Kinder in der Religion des Vaters erzogen, und alle gemischten Ehen auch von katholischen Priestern eingesegnet werden sollten. Unter diesen Verhältnissen steigerten sich denn die Spannungen zwischen den geistlichen und weltlichen Behörden, und da auf dem kirchlichen Boden dem Erzbischofe nicht beizukommen war, machten die preußischen Minister den Streit zu einem politischen, bezeichneten den biederen Clemens August als einen Verletzer der Staatsgesetze, als einen „mit zwei revolutionären Parteien" in Verbindung stehenden Demagogen, und wendeten gegen ihn, was er erwartete und nicht ungern sah, selbst militairische Gewalt an.

So erschien nun der 20. November 1837, jener merkwürdige Tag, an welchem das preußische Cabinet in seiner protestantischen Verblendung den kirchlich gesinnten Erzbischof von seinem Stuhle zu Köln riß, ihn auf eine weit entfernte Festung brachte, und hierdurch der großen katholischen Kirche den Fehdehandschuh hinwarf, den diese jedoch sehr schnell und mit der größten Entschlossenheit aufhob. Denn schon am 10. Dez. 1837 erschien die berühmte Allocution des Papstes als Aufruf zum Kampfe, und mit Ausnahme sehr Weniger traten Bischöfe, Priester und Layen in die Bahn, zu welcher Gewissen und Ehre sie verpflichteten. — Rasch füllte sich jetzt der Boden der Polemik mit wackeren Kämpfern, und begeistert von der Gerechtigkeit ihrer Sache, vertheidigten die Katholiken die Freiheit ihrer Kirche im Geiste der Wahrheit mit dem unermüdlichsten Eifer, und sahen sich dabei

selbst von den geistreichsten und redlichsten Protestanten in London, Paris, Amsterdam und selbst in Preußen unterstützt *).

Doch auch der Erzbischof Martin von Dunin hatte die falsche Praxis, die bei den gemischten Ehen während der Stürme des Krieges und des öftern Wechsels der Landesherrn, und der hierdurch entstandenen Erschlaffung des kirchlichen Verbandes und der Kirchenzucht, somit aus Unwissenheit und Irrthum, oder aus Schlaffheit und Wohldienerei eingeschlichen waren, wohl erkannt und tief beklagt, weßhalb er auch, ganz unabhängig von den Kölner Ereignissen, schon im Januar 1837 dem preußischen Ministerium seine Anstände wegen der bei den gemischten Ehen eingeschlichenen Praxis mittheilte, und auf die Bekanntmachung des Breves Pius VIII., oder auf die Beachtung der immer giltigen Bulle Benedict XIV.: „Magnae nobis admirationis“ mit vielem Ernste drang.

---

*) So spricht Professor H. Leo in seiner Universalgeschichte (S. 34) über den fraglichen Gegenstand folgendermassen sich aus: „Jede Gesellschaft hat und übt ein Recht, diejenigen von sich auszuschließen, welche ihren Aufgaben Hohn sprechen. Sollte man denn eine Mutter lieben, die das väterliche Erbe ihrer Kinder an die Unflatskinder vergeudet, die ihr der Bettelvogt auf der Straße zusammenrafft und zuführt?“

So schrieb denn auch das Journal des Debats: „Wir sind erstaunt, zu sehen, mit welchem Eifer die ganze revolutionäre Presse Partei nimmt für die preußische Regierung gegen den Erzbischof von Köln. — Welches ist denn eigentlich das Verbrechen des Erzbischofs? Vor welchen Richter hat man ihn gestellt? Wann hat er seine Verurtheilung gehört? Wie! ohne Instruktionsprozeß, ohne gesetzmäßiges Urtheil reißt man einen Erzbischof aus seinem Palaste weg, gleich einem Verbrecher, schickt ihn auf die Festung, und hält ihn dort gefangen! — Wenn die preußischen Behörden irgend einen Kommissär der Propaganda, einen Brandstifter der verworfensten Klasse auf diese Weise behandelt hätten, mit welchem Unwillen würde da unsere gesammte revolutionäre Presse die Härte dieses Verfahrens uns geschildert haben! Wie manche Declamationen über Absolutismus würden wir dann gehört haben! In dem vorliegenden Falle scheint aber die preußische Regierung der

Als nun das Miniſterium jenes Begehren energiſch zurückwies, wandte ſich der Erzbiſchof mit ſeinem Geſuch unmittelbar an den König (21. Okt.), der jedoch nicht nur den früheren Miniſterbeſcheid beſtätigte, (30. Dez. 1837), ſondern ſogar nach der päpſtlichen Allocution vom 10. Dez. ihm geradezu erklärte: „es könne und dürfe in der einmal beſtehenden Praxis Nichts geändert werden.“ Da jene Allocution mit den bedeutungsvollen Worten ſchloß: „Wir erklären zugleich öffentlich und feierlich, was wir bisher im Stillen zu thun nicht unterlaſſen haben, daß wir nämlich jede im Königreich Preußen unrechtmäßig und gegen den wahren Sinn der von unſerem Vorgänger erlaſſenen Erklärung über die gemiſchten Ehen eingeführte Praxis gänzlich verwerfen,“ ſo mußte nothwendig zwiſchen der Andeutung des Papſtes und dem Befehle des Königs ein peinlicher Conflikt bei dem Erzbiſchof entſtehen, dem er nun im Geiſte der Kirche und

---

Sympathie der großen Wortführer des Liberalismus ſich gänzlich zu erfreuen, einzig und allein deßwegen, weil es ſich um einen Erzbiſchof handelt! Man überſieht die Unterdrückung in Betracht des Unterdrückten; denn er iſt ja — katholiſcher Prieſter! ——— Uebrigens iſt nichts ſo widerſinnig, als mit dem Bajonette an der Kehle einen Diener der Religion zwingen zu wollen, dem ſeinen Segen zu ertheilen, was ſein Herz verabſcheut. Das heißt man mit der Religion und dem Gewiſſen Spott treiben. Was ſoll das Volk von einem Sacrament denken, zu deſſen Ausſpendung der Prieſter ſich nicht anders verſteht, als Angeſichts des Kerkers oder des Säbels der Gensdarmen? ——— Statt alles dieſes zu bedenken, was thun jene preußiſche Miniſter? Sie wollen uns zu verſtehen geben, daß die Glaubenslehren und Maximen der Kirche (ohne welche die katholiſche Religion in Proteſtantismus ſich auflöſen würde,) veraltete Geſchichten ſeyen, an die man nicht mehr glaubt. Dieſe Herren können wohl nach Belieben ihre Vorſchläge machen; aber es iſt doch ſehr natürlich, daß der Papſt und die Biſchöfe anders denken werden; auch müſſen jene Herrn ja nicht glauben, daß es ihnen gelingen werde, durch ihren Miſchmaſch von dogmatiſchen Raiſonnements und Voltair'ſchen Witzeleien die Hirten der Kirche irre zu führen.“

im Gefühle seines schon längst beunruhigten Gewissens dadurch ein Ende machte, daß er gegen den Willen des Königs einen scharfen Hirtenbrief im Sinne der Benediktinischen Bulle erließ. Kaum war nun jener erschienen, so wurde der Erzbischof auf den Grund der Verletzung der Staatsgesetze und des Ungehorsams gegen den König von dem Oberlandesgericht zu Posen zu Amtsentsetzung und sechsmonatlicher Festungsstrafe verurtheilt *).

---

*) Die Beschuldigung, die Erzbischöfe von Cöln und Posen hätten die Staatsgesetze übertreten, war zum Feldgeschrei geworden, unter welchem die beschränktesten Gegner der Kirche sich damals vereinigten. Was gehen aber, fragen wir, die dem Wesen des Christenthums widersprechenden Staatsgesetze die Kirche an?

Denn zwischen sein Gewissen und das Unrecht eines bürgerlichen Gesetzes gestellt, kennt der wahre Christ nur die Worte: „non licet.“ — In bürgerlicher Beziehung mag also der Staat bei den Ehen verfügen, was ihm beliebt, doch der religiöse Theil, das Sacrament der Ehe, ist Sache der Kirche, und dieser allein steht es zu, die Bedingungen zu machen, unter welchen sie dasselbe ertheilt, oder verweigert.

„Das Dogma,“ sagt daher der Protestant Guizot, „und dessen Folgen machen die Religion aus. In diesen darf nichts irgend einen Conflict, irgend eine Verlegenheit zwischen dem Katholizismus und der bürgerlichen Gesellschaft aufregen. In der Inkompetenz des Staates, das Kirchliche zu berühren, liegt das Wahre, nicht in jenem verworrenen, so vielfach commentirten Ausspruche: „das Gesetz ist atheistisch!“ — Nein, das Gesetz ist nicht atheistisch. Wie sollte es dieß seyn? Ist denn das Gesetz ein wirkliches lebendiges Wesen, das eine Seele hat, eine Seele, die zu Gott geht, oder von ihr sich entfernt, die verloren oder gerettet werden kann? Die menschlichen Gesellschaften aber leben und sterben bloß auf der Erde, sie vollbringen hier ihre Geschicke.... sie enthalten aber nicht den ganzen Menschen. Nachdem er sich an die Gesellschaften geknüpft, bleibt ihm noch der edelste Theil seiner selbst, jene hohen Eigenschaften, wodurch er sich zu Gott, zu einem künftigen Leben, zu unbekannten Gütern in einer unsichtbaren Welt erhebt.... Wir individuellen und identischen Personen, wahre, mit Unsterblichkeit begabte Wesen, wir haben eine andere Bestim-

Da man nun den Wahn hegte, den greisen Erzbischof durch jenes Urtheil gefügiger gemacht zu haben, berief man ihn nach Berlin, wo er jedoch als wahrer Hirte fest auf den kirchlichen Vorschriften beharrte, und zwar gegen den Willen des Königs, doch im Geiste Gottes, wieder zu seiner Heerde zurückkehrte. Da wurde denn auch seine Verhaftung und Einsperrung befohlen, und so befanden sich zum Erstaunen der Welt zwei Diözesanoberhäupter statt auf ihren Stühlen, innerhalb den Ringmauern der Festungen Minden und Kolberg. Wie daher vor der Jenaer Schlacht, war auch nun wieder in Preußen die außerordentlichste

---

mung als die Staaten, und deßwegen soll der Staat bei dieser andern Bestimmung nicht dazwischentreten. Da sie einer andern Natur und einem andern Gesetze angehört, als das seinige ist, da sie mit dem seinigen in keiner Gemeinschaft steht, so kann er sie auch ohne Verirrung und Usurpation nicht antasten. Jahrhunderte hindurch hat die Kirche, wenn der Staat bei Angelegenheiten des Dogmas und des Seelenheils sich einmischen wollte, solche Anmassungen laut von sich gewiesen. Und wie hat sie diese von sich gewiesen? Durch die Unterscheidung des Zeitlichen und des Geistlichen, des irdischen und des ewigen Lebens, d. h. durch die Inkompetenzerklärung des Staats in den Beziehungen der Seele zu Gott. Und die katholische Kirche hatte *großes Recht* zur Behauptung dieses Princips, da die geringste Nachgiebigkeit ihr immer theuer zu stehen kommt. So trennte sich Heinrich VIII. von ihr, indem er in Sachen des Glaubens und Seelenheils sich competent erklärte. So führte die Verwirrung der beiden Gebiete durch die Religionskompetenz des Staats in Deutschland die Reformation herbei. Darum hat die katholische Kirche keine gefährlicheren Feinde, als theologische Laien, mögen es Fürsten oder Doctoren seyn. Diese Feinde sind aber um so gefährlicher, als die religiösen Beweggründe nicht die einzigen sind, die sie beseelen können, und als die Usurpationen der Laien in Glaubenssachen häufig höchst irdischen Interessen gedient haben. Hätte daher die religiöse Inkompetenz des Staates immer geherrscht, so würde die Kirche nicht so oft ihre Güter, wie ihre Gewalt bloßgestellt und verloren gesehen haben. — Es stellt aber die Regierung der katholischen Kirche eine in ihrem Gebiete, in Sachen des Glaubens und des Seelenheils, den Charakter der Unfehlbarkeit an sich tragenden Gewalt dar. — Das Princip derselben

Verblendung eingetreten, und die Worte, die damals Napoleon über dessen Generalität aussprach, konnte jetzt jeder denkende Katholik mit vollem Recht über dessen Ministerium nachsprechen. Denn dieses hatte in seiner Befangenheit auch den König in eine religiös-politische Sackgasse geführt, aus der er während seines Lebens nicht mehr mit Ehren herauskommen konnte, und jenes falsche Ziel, das man zu erreichen strebte, war dennoch durchaus verfehlt, indem mit Ausnahme des Fürstbischofs von Breslau, der auch bald hernach die Verwaltung seines Bisthums aufgeben mußte, nun alle Bischöfe Preußens den

---

gründet sich auf die Fortdauer der göttlichen Offenbarung, durch Tradition in der Kirche treulich bewahrt, und nöthigenfalls durch die Eingebung des heiligen Geistes erneuert, der unaufhörlich auf den Nachfolger des heiligen Petrus herabsteigt, welcher von Jesus Christus selbst an die Spitze der Kirche gestellt ist. Dieß ist das wesentliche und lebendige Princip, die Grundlage und die Spitze, das Alpha und Omega des Katholizismus. Vor einer Gewalt solcher Natur und solchen Ursprungs ist da, wo sie sich wirklich offenbart, jede Erörterung, jeder Widerstand, jede logische Operation unzulässig."

Wenn übrigens von Protestanten und auch von Katholiken gar oft die kirchlichen Verhältnisse in Oesterreich, und die schon längst in Praxi verschwundenen Josephinischen Verordnungen angeführt werden, wenn man dabei auf die kaiserliche Gewalt in verschiedenen kirchlichen Gegenständen und Besetzungen der Aemter sich bezieht, und deßhalb eine Gleichstellung aller übrigen Fürsten mit dem Kaiserhause in Anspruch nimmt, so scheint man stets zu vergessen, daß ein Kaiser von Oesterreich als König von Ungarn ein geborner legatus a latere ist, und daß die Kirche einem Kaiser von Oesterreich eben das anvertrauen kann, was jede gute Mutter zum Wohl ihrer Kinder jederzeit dem wahren Vater derselben anvertrauen wird. — Mag daher ein protestantischer Fürst noch so sehr durch Güte und Rechtlichkeit sich auszeichnen, so kann doch die Kirche das Wohl ihrer Kinder nie dessen Händen allein anvertrauen, weßhalb auch, wie wir vor Jahren sahen, der älteste Stuhl Deutschlands lange Zeit unbesetzt bleiben mußte, weil der Papst dem Wunsche des damals regierenden Fürsten bei der Wahl des Bischofs unmöglich entsprechen konnte.

beiden Erzbischöfen hinsichtlich der gemischten Ehen beipflichteten, und der gesammte Clerus der Erzdiözese Gnesen und Posen eine einhellige Protestation gegen die Anordnungen der weltlichen Behörde in geistlichen Dingen, und das Verfahren gegen das Diözesanoberhaupt dem König einreichten. Allenthalben erwachte jetzt ein inniges und thätiges Anschließen an die Kirche, ein religiöser Eifer und eine Begeisterung, die selbst jenseits des Weltmeeres sich aussprach, indem zwölf amerikanische Bischöfe in einem eigenen Sendschreiben den gefangenen Erzbischöfen ihre größte Hochachtung bezeigten, und ihnen mit Verweisung auf die Hilfe Gottes Trost zusprachen.

Ueber das gewaltsame Verfahren des preußischen Ministeriums in dieser rein kirchlichen Sache erschien nun sehr schnell eine Unzahl von Schriften, worin von katholischer Seite, wie Görres in seinem Athanasius und auch andere Schriftsteller bewiesen, der wahre Sachverhalt keineswegs mit Honigworten ausgesprochen wurde, während die Hoftheologen und andere Wortführer des Protestantismus im Kampfe erlahmten, indem sie bei der Vertheidigung ihrer schlechten Sache nur auf Lügen, Sophistereien und Widersprüche sich stützten, denen jedoch das Staatssecretariat zu Rom durch Herausgabe seiner „Denkschrift des heiligen Stuhls, oder urkundliche Darlegung der Thatsachen, welche der Wegführung des Erzbischofs von Köln, Freiherrn von Droste, vorhergegangen und gefolgt sind" (Rom am 4. Augsburg am 28. März 1838), ein entschiedenes Ende machte. Allmählig erkannte denn der König seine Mißgriffe, und sah bei der immer mehr sich steigernden Gährung und bei den triftigen Vorstellungen anderer Höfe sich veranlaßt, zu erklären, wie es keineswegs seine Absicht sey, daß ein katholischer Priester zur kirchlichen Einsegnung einer gemischten Ehe gezwungen werden solle, wenn er irgend ein erhebliches Bedenken dabei fände.

So blieben denn die Bulle Benedikts XIV. und das Breve Pius VIII. in ihrer vollen Kraft, indem die nicht verbürgte katholische Erziehung der Kinder sicher dem Geistlichen den erheblichsten Grund gab, dem Brautpaar die Spendung des

Sacraments der Ehe zu verweigern. So verbitterte Friedrich Wilhelm III. durch seine Eingriffe in das Religionswesen der Protestanten und Katholiken sich selbst die letzten Tage seines Lebens, und starb im Juni 1840 nach einer 43jährigen sehr stürmischen Regierung, nachdem die meisten Fürsten, die in dem Drama der Zeit mitgespielt hatten, ihm im Tode vorangegangen waren *).

Wie aber gar oft die Sünden der Eltern an den Kindern und Enkeln sich rächen, gingen auch für Friedrich Wilhelm III. aus den religiösen und politischen Verirrungen seiner Vorfahren sehr schwere Leiden hervor; der ihm abgenöthigte Tilsiter Friede vergalt den Basler, den sein Vater zum Nachtheil des Reichs abgeschlossen hatte, und die Jahre von 1806—1813 waren für ihn und sein Volk die sieben mageren Kühe, die Pharao nur im Traume, er aber in der Wirklichkeit sah. Führen aber die Leiden und Demüthigungen, die vom Herrn kommen, auch gewöhnlich den lau gewordenen Christen wieder zu ihm hin, so war denn Friedrich Wilhelm III. gleich nach dem Abschlusse des Friedens vorzüglich darauf bedacht, nicht nur den in Preußen herrschenden rationalistischen Unglauben und die daraus hervorgegangene Unkirchlichkeit zu beseitigen, sondern selbst eine religiöse Verschmelzung der Lutheraner und Reformirten zu bewirken, wobei jedoch das calvinische Princip, dem er anhing, vielfach vorherrschte. So wurde er durch seine eigene religiösen Ansichten, durch seinen eigenthümlichen Charakter und den calvinischen Eifer, mit dem er sein Ziel verfolgte, auch nach und nach sehr intolerant und nachsichtslos, und drückte in seiner angenommenen Weise, meistens im Infinitiv zu sprechen, seinen cathegorischen Willen gewöhnlich mit wenigen Worten aus.

---

*) So starben Napoleon 1821), Ludwig XVIII. (1824), Alexander von Rußland (1825), Franz I. von Oesterreich (1835), Karl IV. von Spanien (1819), Georg III. und IV. von England (1820 und 1830), die Päpste Pius VI. (1800), Pius VII. (1823), Leo XII. (1829), Pius VIII. (1830), Max. Joseph von Bayern (1825), Friedrich August von Sachsen (1827), Friedrich I. von Würtemberg ꝛc.

Fremdes Beispiel hatte daher auf ihn keinen Einfluß, und weder die protestantische Gemahlin des Königs von Bayern, noch jene des Erzherzogs Karl von Oesterreich, hielten ihn ab, die katholische Gemahlin seines Kronprinzen zum Uebertritt in die evangelische Kirche zu vermögen; wie er denn auch seinen Verwandten, der Herzogin von Köthen und deren Gemahl, ihren Rücktritt zum Katholizismus etwas derb verwies, und zugleich anderwärtige Abneigungen gegen die katholische Kirche in seinem Reiche offenbarte, obgleich in demselben die Zahl der Katholiken zu jener der Protestanten wie 5 zu 7 sich verhält. Als aber noch gar seine Eingriffe in das katholische Dogmenwesen, die Einsperrung zweier Erzbischöfe und die päpstliche Allocution erfolgten; auch die Altlutheraner zu Tausenden keine Kirche mehr besuchten, oder in ganzen Schaaren nach Amerika und Neuholland auswanderten, und der Hegelianismus durch sein Schisma zwischen der speculativen Theologie und dem gläubigen Pietismus das Band der neugebackenen evangelischen Kirche immer mehr lockerte, und trotz aller Bemäntlung die Menschen aus dem Christenthum herauszuführen strebte, da zeigte sich in dem ganzen preußischen Kirchenwesen unter den Protestanten wie unter den Katholiken eine sehr schlimme Stimmung, die selbst auf dem politischen Boden Nahrung und Anregung fand. Denn durch die Wiener Congreßakte hatte Preußen nach Innen und Außen eine sehr veränderte Stellung bekommen, und verpflichtet dem Volke eine Verfassung zu geben, führte der König im Jahre 1823 in acht Provinzen ständische Kammern ein, von denen jedoch jede nur die Angelegenheiten ihrer Provinz, keineswegs aber die Angelegenheiten der Monarchie zu berathen hatten. Natürlich genügten diese Provinzialstände allen jenen nicht, die nur stets eine Reichsverfassung mit Reichsständen im Auge haben, und ihre Stimmen erhoben sich daher von allen Seiten. Da jedoch in jener Zeit die Juliusrevolution mit ihren Folgen, und später auch die Cölner Wirren eintraten, wodurch die Aufmerksamkeit der Menschen auf jene hingerichtet wurde, überdieß auch das Alter des Königs und seine früheren Geschicke und Thaten die gebührenden Rücksichten erheischten, trat die Verfassungsangele-

genheit lange Zeit in den Hintergrund, um nach deſſen Tod in deſto größere Anregung zu kommen.

War demnach dem König Friedrich Wilhelm III. durch die falſche Politik und die Mißgriffe ſeiner Vorfahren eine ſehr ſchwierige Regierung zu Theil geworden, ſo war er doch nicht der Mann, der ſeinem Sohne und Nachfolger eine ruhigere überlieferte, wie dieſer ſelbſt bei Lebzeiten ſeines Vaters ſolches ſchon geahnt und tief gefühlt haben mag.

Iſt daher, wie Tacitus ſagt, des Geſchichtſchreibers erſte Pflicht, nicht nur nichts Unwahres zu ſagen, ſondern auch nichts Wahres zu verſchweigen, ſo nehmen wir auch keinen Anſtand, von Friedrich Wilhelm III. eben daſſelbe zu behaupten, was einſt Talleyrand mit großem Rechte auch von den Bourbonen behauptet hatte. Denn auch Friedrich Wilhelm III. hat aus dem Verfahren des Königs von Holland gegen die Belgier und den daraus nothwendig entſtandenen Folgen „nichts gelernt," und da auch er ungebührliche Eingriffe in das Dogmenweſen der Katholiken ſich erlaubte, ſo hat er hierdurch nicht nur ſich ſelbſt viele Sorgen und Unannehmlichkeiten, ſondern auch ſeinem Sohne eine noch ſchwierigere Aufgabe zur vollſtändigen und ehrenhaften Löſung der eingetretenen Wirren bereitet. Auch er hatte das despotiſche Verfahren, das ſein Vorfahrer, der König Friedrich Wilhelm I., gegen die Lutheraner anwandte, „nicht vergeſſen," und betrieb zum Schaden ſeines Landes und zum Hohn der ſ. g. proteſtantiſchen Toleranz die Vereinigung der Lutheraner und Reformirten noch viel gewaltſamer, als ſie jener betrieben hatte. Auch er „lernte nicht," ſeine Zeit, ſeine ganz veränderten Landesverhältniſſe und den tiefen Sinn der Fügungen Gottes gehörig kennen, durch die er zu ſeinem und ſeiner Nachfolger Heil einen außerordentlichen Zuwachs von Katholiken als Unterthanen erhielt, wodurch der preußiſche Thron in dem poſitiven Princip des Katholizismus ſicher eine beſſere Stütze als in dem negativen des Proteſtantismus finden konnte *). Auch er „vergaß nicht"

*) Schon der berühmte Engländer Burke erklärte: „es ſey eine höchſt unweiſe Politik, einem negativen Glaubensbekenntniß, was der

der Worte des Königs Friedrich Wilhelm I. „meine Souveränität ist ein Rocher von Bronce *), nicht bedenkend, daß die weit vorgeschrittene Negation in der Kirche auch einen gleich weiten Fortschritt in dem Staat gemacht, und die so lange in Preußen gehegten verderblichen Philosophemen schon längst den Thron unterhöhlt haben. Darum erkannte er auch nicht die religiösen und politischen Gewalten, die, unbemerkt von ihm, in seinem Reiche heranwuchsen, und hinterließ seinem Sohn und Nachfolger einen Thron, der mit Dornen besäet ist, und der zu seiner Stütze Männer bedarf, die nebst großen Kenntnissen auch noch eine starke Constitution und den größten Muth besitzen **).

Protestantismus stets war und bleibt, ausschließliche Privilegien und große Bevorzugungen einzuräumen, während man einem positiven Glauben, den der römische Katholizismus mit Festigkeit behauptet, alle Privilegien verweigert, seine Anhänger allenthalben zurücksetzt, und ihnen das Leben verbittert.

*) Früher hatten die preußischen Stände das Steuerbewilligungsrecht; als nun König Friedrich Wilhelm I., ohne die Stände zu fragen, dort den Hufenschoß einführte, protestirte der Landmarschall der preußischen Stände dagegen, und bediente sich der Worte: „tout le pays sera ruiné!“ Friedrich Wilhelm schrieb nun am Rande dieser in französischer Sprache verfaßten Eingabe: „tout le pays sera ruiné? nihil credo; aber das credo, daß den Junkers ihre Autorität, nie po volam (das liberum veto) wird ruinirt werden. Ich aber stabilire die Souverainität wie ein Rocher von Bronce!“ (Siehe die „europäischen Staaten“ von Bülow-Cummerow. p. 64.)

**) Um auch jene Leser zu befriedigen, die für alte Prophezeiungen sich gern interessiren, bringen wir die vier Verse des Abtes Hermann von Lehnin, die auf den König Friedrich Wilhelm III. Bezug haben, hier zu ihrer Kenntniß:

Natus florebit, quod non sperasset, habebit,
Sed populus tristis flebit temporibus istis;
Nam sortis mirae videntur fata venire
Et princeps nescit, quod nova potentia crescit.

Wer möchte nun die vollkommene Erfüllung jener, im 13. Jahrhundert erschienenen Prophezeiung läugnen? Konnte etwa vor 33 Jahren der König Friedrich Wilhelm III. je hoffen, den Besitz

Friedrich Wilhelm IV.

Unter dieſen ſo verwirrten Verhältniſſen, wo die Bewegung in dem Gebiete der Religion und Politik einen wahrhaft chaotiſchen Charakter erhielt, und kaum zu überſehen war, beſtieg Friedrich Wilhelm IV. am 7. Juni 1840 den Thron von Preußen, und griff ſogleich mit vieler Entſchloſſenheit ein. Da er ein gleiches Wohlwollen gegen alle Confeſſionen ſeiner Unterthanen hegte, war er vor allem darauf bedacht, die Unterhandlungen mit Rom zu einer glücklichen Ausgleichung zu bringen, ſeine katholiſche Unterthanen über ihre kirchliche Freiheit zu beruhigen, und der Gefangenſchaft der beiden Erzbiſchöfe auf eine für die Kirche wie für die Krone ehrenvolle Weiſe ein Ende zu machen.

So erlaubte denn der König nach einer vorhergegangenen ehrenvollen Verſtändigung dem Erzbiſchof von Dunin die Rückkehr in ſeine Diözeſe (29. Juli 1840), wo derſelbe mit unbeſchreiblicher Freude und mit der größten Dankbarkeit gegen den gerechten Monarchen von ſeinen Diözeſanen empfangen wurde. Sogleich erließ der fromme Hirt ein Hirtenſchreiben an ſeinen Klerus, worin er ihn zur Friedensliebe gegen die Proteſtanten ermahnte, und ihm befahl, bei der Schließung gemiſchter Ehen ſich jeder zuſtimmenden Handlung zu enthalten, indem das weltliche Geſetz verbiete, für die Erziehung der Kinder Bürgſchaft zu fordern (27. Auguſt 1840). Im März 1842 erließ der fromme Prälat noch ein eigenes Rundſchreiben an die Prieſter, worin er ſie als Diener Chriſti, der nicht gekommen ſey, die Seelen

---

der franzöſiſchen Feſtung Saarlouis nebſt dem größten Theile des linken Rheinufers zu erhalten? Floßen etwa zu den Zeiten der ſiebenjährigen franzöſiſchen Einlagerung, und ſpäter bei der Verfolgung des Lutherthums und bei den Cölner Wirren die Thränen des preußiſchen Volkes nicht reichlich? Bildeten ſich unter jenem Könige nicht auch jene Elemente, die jetzt auf dem religiöſen und politiſchen Gebiete mit Gewalt hervorbrechen, und dem regierenden Fürſten ſicher manche Sorgen bereiten?

zu verderben, ſondern ſelig zu machen, vor öffentlichem Excommuniciren warnte, und ſie ermahnte, denjenigen, welche eine gemiſchte Ehe eingegangen, im Beichtſtuhl ein geneigtes Ohr zu ſchenken, da die Bekehrung des Sünders der göttlichen Gnade und der Buße bedarf. Deßgleichen ſolle auch ſolchen, in gemiſchter Ehe lebenden Perſonen, wenn ſie auf dem Krankenlager das Verlangen äußern, zur Verſöhnung mit Gott die Sterbſacramente zu erhalten, die Wohlthat der Abſolution zu Theil werden, indem die Barmherzigkeit Gottes größer iſt, als der Menſchen Ungerechtigkeit.

Immer freundlicher dem päpſtlichen Stuhle ſich nähernd, gab auch der König den Biſchöfen den Verkehr mit Rom wieder frei (1. Jan. 1841), und verordnete zur Bearbeitung der Angelegenheiten der katholiſchen Kirche, ſo weit ſolche in das Fach des Miniſteriums der geiſtlichen Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten gehören, die Errichtung einer beſonderen Abtheilung deſſelben, welcher der geheime Oberjuſtizrath von Duesberg vorſtehen ſolle (12. Februar 1841). Hierdurch wurde nicht nur das proteſtantiſche Miniſterium aus Unkenntniß des katholiſchen Kirchenweſens vor Irrthümern und Mißgriffen bewahrt, ſondern auch den Katholiken ſelbſt eine neue Bürgſchaft für die theilnahmvollſte Berückſichtigung ihrer beſonderen kirchlichen Verhältniſſe und Bedürfniſſe gegeben.

War nun der Kirchenſtreit in Poſen glücklich beendigt, ſo bot aber die gänzliche Löſung der Cölner Wirren noch mancherlei Schwierigkeiten dar. Denn dort war der Erzbiſchof zuerſt als Vertheidiger der kirchlichen Rechte und daher als Opponent gegen die kirchlichen Eingriffe des verſtorbenen Königs aufgetreten, und ſo beſtund das preußiſche Kabinet, um die Ehre der Krone zu retten, auf deſſen gänzlicher Beſeitigung. Der Papſt aber wahrte nicht nur die Rechte ſeines pflichtgetreuen Erzbiſchofs auf den biſchöflichen Stuhl, ſondern wollte auch die Ehre deſſelben wieder hergeſtellt ſehen, indem die preußiſchen Miniſter ihn am 20. Nov. 1837 als einen Theilnehmer politiſch-revolutionärer Umtriebe bezeichnet hatten.

Nach langen Unterhandlungen wurde denn auch dieſer prote-

ſtantiſche Gewaltſtreich endlich dahin vermittelt, daß Clemens Auguſt bis zu ſeinem Tode Erzbiſchof von Cöln verbleiben, wegen ſeines Alters aber einen Coadjutor erhalten ſolle. Für jene ſo äußerſt ſchwierige Stelle wurde denn der treffliche B.ſchof von Speyer, Herr von Geiſel ernannt, den nun der König Ludwig von Bayern zur Verwaltung des Erzbisthums Cöln entließ, während auch der preußiſche Monarch zur Ehre des Erzbiſchofs Clemens Auguſt öffentlich erklärte, „daß der Gedanke, derſelbe habe an politiſch-revolutionären Umtrieben Theil genommen, von Ihm nie getheilt worden ſey.“ Eben ſo mißbilligte und vernichtete der Oberpräſident von Bodelſchwingh durch eine öffentliche Erklärung jenes abſcheuliche und ehrenrührige Publikandum, welches die preußiſchen Miniſter bei Abführung des Erzbiſchofs von Cöln nach Minden erlaſſen hatten. Da verzichtete denn Clemens Auguſt „auf die Verwaltung der Erzdiözeſe,“ und erklärte in einem rührenden Abſchiedsſchreiben „daß er nun wenigſtens Moſes, dem Freunde Gottes, nachahmen, und ſeine Hände für die Gläubigen ſeiner ihm bis zum Tode untergeordneten Erzdiözeſe betend zum Himmel erheben werde.“

Der hochherzige König begnügte ſich aber nicht mit der bloßen Beſeitigung jener kirchlichen Wirren, welche der ultraproteſtantiſche Geiſt der vorigen Regierung in Verkennung alles Rechtes hervorgerufen hatte; auch die Nachklänge derſelben ſollten in den Herzen ſeiner katholiſchen Unterthanen getilgt werden, weßhalb er als glänzenden Beweis ſeines Wohlwollens nicht nur zur Vollendung des Cölner Doms, jenes Werkes des Mittelalters, in welchem die Erhabenheit des katholiſchen Glaubens und die Tiefe des davon beſeelten Geiſtes ſo ſichtbar ſich ausſpricht, die großartigſten Geldunterſtützungen gewährte, ſondern zu jenem Zwecke ſelbſt einen allgemeinen Aufruf erließ, der in Deutſchland bei Hohen und Niederen, und ſogar in Amerika den größten Anklang, und hierdurch auch die nachhaltigſte Unterſtützung für den Domban fand.

Wer daher in dem Jahre 1837 in einer proteſtantiſchen Stadt oder Städtchen der kleinen Staaten Deutſchlands gelebt,

und die sanguinischen Hoffnungen der Protestanten täglich gehört hat, wie nach ihrer Ansicht der preußische Adler mit seinen Donnerkeilen den Katholizismus in Preußen völlig niederschmettern, und das hierdurch gegebene Beispiel auch in den anderen paritätischen Staaten Deutschlands Nachahmung finden würde, den konnte es auch nicht befremden, daß jenes so unerwartete, ruhige und ehrenvolle Ende der Cölner Wirren den widrigsten Eindruck und die übelste Stimmung unter allen Katholikenfeinden hervorbringen mußte. Indem sie aber nicht verkennen konnten, daß die gewaltige Kraft des Katholizismus in seiner Einheit und seiner Hierarchie, die Schwäche des Protestantismus aber in seinem zersetzten, verbandlosen Wesen sich begründe, so suchten sie nun, da eine religiöse Vereinigung bei ihnen unmöglich ist, eine solche auf einem politischen Wege zu erkünsteln. So trat denn nach dem hirn- und ehrlosen Vorschlag der Darmstädter Kirchenzeitung ein sogenannter Gustav-Adolphs-Verein wirklich ins Leben, durch den nicht nur die Leichname der kleinen protestantischen Kirchlein galvanisirt, sondern auch andere politische Nebenzwecke erreicht werden sollten. So beschwor man nun, wie ein Correspondent in der A. Z. schrieb *), „aus dem Schattenreich ein Gespenst, an dessen Sohlen sich die Zertrümmerung des deutschen Reichs, sein Verkauf an Frankreich, die blutige Verheerung vaterländischer Gauen, Mord, Brand, Pest und Hunger, kurz alle Gräuel der gräßlichsten Periode in Deutschlands zwiespaltiger Geschichte heften."

Obgleich nun jener Verein anfänglich unter den Protestanten einige Theilnahme und Verbreitung fand, so durchschaute aber auch manche Regierung seine geheimen politischen Zwecke, weßhalb auch der König Ludwig von Bayern in seiner Weisheit jeden Anschluß an denselben in seinem Lande verbot. — Doch auch die Verständigen unter den Protestanten sprachen sich über jenen Verein sehr mißfällig aus, und Hengstenberg zu Berlin nannte ihn in seiner evangelischen Kirchenzeitung geradezu eine Lüge, einen Carbonarismus unter der Maske der Religion.

*) Allg. Zeitg. vom 21. März 1844.

Auch Wolfgang Menzel, der Geschichtkenner, sprach sich in seinem Morgenblatte Nr. 3. 1845 über ihn folgendermassen aus: „Wer vor der historischen Wahrheit nicht absichtlich die Augen zuschließt, muß doch wissen, daß die Herbeirufung der Schweden im 30jährigen Kriege nur die traurige Folge war der Imbecillität und des Verrathes in der protestantischen Partei. Nie wäre in Deutschland der Name des Schwedenkönigs gehört worden, wenn nicht die protestantische Partei durch eigene Schuld entwaffnet, und aller Selbsthilfe baar, ihren eigenen Bankerot erklärt hätte, ein Name, der mithin die deutschen Protestanten tief beschämt, bei dessen Nennung sie nur erröthen können, und den durch bessere Thaten und größere Weisheit in unseren Tagen vergessen zu machen, unsere heiligste Pflicht wäre. Welch ein *trauriges Omen* liegt in diesem Namen! Wahrlich Gott muß sehr langmüthig seyn, wenn er den deutschen Protestanten diesen Mißgriff verzeiht, und ihnen den Jammer erspart, den es ihnen kosten würde, wenn sie dieselbe Erfahrung, nachdem sie jene das erstemal so arg mißverstanden haben, *zum zweitenmal* machen müßten" *).

So zeigte denn der Protestantismus abermals, daß er nur zum Zerstören und Einreißen taugt, im Aufbauen und Einrichten aber nur Monstra, Carrikaturen und staatsverderbliche Dinge in die Welt setzt.

Während also der Protestantismus in seiner Weise ein Lebenszeichen von sich gab, und bei dem Mangel eines inneren religiösen Haltpunktes eines äußeren profanen sich bediente, verfolgte aber die Kirche Christi ihre gewöhnliche Bahn, und stellte ihren Gläubigen, die täglich ihren Herrn und Heiland in dem Sacrament des Altars *anbeten*, auch dessen ungenähten Rock als irdische Nachlassenschaft desselben, zu ihrer „*Verehrung*" auf. War also die Ausstellung jenes Rocks, dem schon vor vielen Jahrhunderten Kaiser und Könige, Churfürsten und Herzoge ihre tiefste Verehrung bezeigt hatten, seit dem Jahre 1810 unterblieben, so machte nun der Bischof von Trier Dr. *Arnoldi* bekannt, daß derselbe am 18. August 1844 im Dom zu Trier

*) Siehe I. Abthlg. unserer deutschen Geschichte. Pag. 336 u. 431.

ausgesetzt, und hierdurch den Wünschen aller jener entsprochen würde, die selbst durch ein äußeres, höchst verehrungswürdiges Zeichen ja sogar mit eigener körperlicher Anstrengung und Aufopferung sich in ihrer Liebe zu Gott und ihrem Erlöser zu bestärken, und ihren katholischen Glauben und ihre Anhänglichkeit an die Kirche vor aller Welt zu bekennen streben. Kaum war diese Bekanntmachung erschienen, so fingen die Gläubigen in der Nähe und Ferne sich zu rühren und zu regen an, und wenn auch keine Könige, gingen dießmal desto mehr die Völker jenem Sterne am geistigen Himmel mit innerer Sehnsucht nach.

Betrachtete nun die preußische Regierung, die erst kurz zuvor ihren Frieden mit der katholischen Kirche geschlossen hatte, das ganze Vorkommniß als eine bei den Katholiken gewöhnliche Wallfahrt, trat sie daher nirgends störend und hemmend ein, und überließ selbst die Erhaltung der bürgerlichen Ordnung der Bürgerschaft von Trier allein, so waren aber die vielen antichristlichen Blätter Deutschlands desto aufmerksamer auf jene Erscheinung, und gern würden sie sich auf ihren gewöhnlichen protestantischen Spott beschränkt haben, wenn etwa nur 50,000 Seelen dahin gewallfahrt wären. Als aber die Zahl derselben täglich zu Hunderttausenden anwuchs, und nicht allein die unteren Volksklassen, sondern auch Tausende der hohen und niederen Geistlichen aus Frankreich, Belgien, Holland und Deutschland sammt vielen hohen Adlichen aus allen Gegenden dort sich einfanden, und dem hl. Rock ihre Verehrung bezeigten, da mußten doch alle jene Blätter erkennen, daß ihr vieljähriges Streben, die Welt unchristlich zu machen, durchaus vergeblich gewesen. In ihrem böswilligen Eifer, der Wallfahrt Hindernisse zu bereiten, und die Regierung zu deren Unterbrechung zu bestimmen, erhob nun der ganze unchristliche Chor seine Besorgnisse wegen der Cholera und anderen ansteckenden Krankheiten, wegen zu befürchtenden Ausbrüchen des Wahnsinns, wegen möglichen groben Excessen, Räubereien, Diebereien und Prellereien, wegen anderen Unglücksfällen und gänzlicher Vernachläßigung des Ackerbaues und anderer Broderwerbe, und siehe — weit über eine Million Menschen fanden sich dort während einer kurzen Zeit ein, und es erschienen

keine Krankheiten und keine Cholera; es trat keine Noth, kein Hunger, keine Theuerung ein; von wahnsinnig gewordenen Menschen, von groben Excessen, Räubereien und sonstigen Unglücksfällen zu Wasser und zu Land war nirgends die Rede. Denn dem religiösen Eifer der Pilger entsprach die christlichste Aufnahme der Trierer Bürger; keiner schlief des Nachts auf der Straße; keiner litt Hunger und Durst, und keine schwangere Frau gebar auf der Straße, oder verunglückte im Gedränge. Von Morgens 4 Uhr bis Nachts 11 Uhr durchzogen die betenden Schaaren den Dom in größter Ordnung, und selbst ein paar hundert Sträflinge wurden auf ihr Verlangen dahingeführt, verrichteten dort ihre Andacht, und alle ohne Ausnahme kehrten in ihr Gefängniß, und zwar sichtbar sittlich gebessert zurück. — Die ganze Bewegung glich demnach einer freiwilligen Völkerwandlung, die einer höheren Ordnung der Dinge angehörend, auch unter dem göttlichen Schutz stund, und wobei selbst durch wunderbare Heilungen auch die göttliche Gnade sichtbar sich aussprach *). So konnte denn die oberste Behörde von Trier über den ganzen Verlauf der Wallfahrt bekannt machen: „daß die musterhafteste Ordnung während der ganzen Ausstellung geherrscht, daß die gewohnte Ruhe nicht im mindesten gestört worden, und daß man glauben könne, der Aufenthalt in der Stadt werde den Fremden zeitlebens eine angenehme Erinnerung bleiben" **).

*) Sieh die „Wallfahrt nach Trier" von Görres, und die aktenmäßige Darstellung wunderbarer Heilungen von Hansen.

**) Wie vernünftige Protestanten über die Trierer Wallfahrt urtheilen, zeigt der geistreiche Wolfgang Menzel in seinem Morgenblatt Nr. 4 l. J. — Mit Recht, sagt er, erfreut sich die katholische Presse der großen Volksversammlung in Trier. Es ist ein Beweis für den Unverstand der protestantischen Presse, daß sie sich davon überraschen ließ, sich darüber verwunderte, und am Ende mit einigen Phrasen von altem Aberglauben, Reliquienplunder u. dgl. darüber weghüpfte, in der Meinung, ein Ereigniß dieser Art könne erfolglos vorübergehen, etwa wie ein Buch, wovon man heute in allen Blättern klatscht, und das morgen vergessen ist. Aber Bewegungen in der Volksmasse verhalten sich anders, als Bewegungen in der

Hatte demnach das alte Sprichwort „wo ein Gotteshaus steht, baut auch der Teufel eine Kapelle neben an", durch die Beendigung der kirchlichen Wirren, und den in Cöln gestifteten Dombauverein, dem sich der „Gustav-Adolphsverein" als Nebenbau anhing, seit wenigen Jahren sich vollkommen bestätigt, so regte denn die Trierer Wallfahrt alle bösen Geister um so mehr auf, da weit über eine Million Menschen gar nicht um das Gespöttel, Gewitzel und Geklaff der Unverständigen sich bekümmerte, und selbst der Termin der Ausstellung des hl. Rocks auf vielfaches Begehren verlängert werden mußte. Hierdurch steigerte sich der Haß und der Aerger immer mehr, indem nirgends eine schickliche Gelegenheit, jenen Luft zu machen, sich darbot, als mit einmal Johannes Ronge, ein verunglückter katholischer Theologe, der durch seinen störrigen, hochmüthigen Charakter mit der unbeugsamen Disciplin der Kirche in Conflikt gerathen, und der Zurechtweisungen und Strafen überdrüssig geworden war, den Weg des Abfalls einschlug, den seit 1800 Jahren alle Taugenichtse einschlugen, und aus seinem Vorrath theologischer Gemeinplätze eine fade, stroherne Epistel an den Bischof von

---

Presse. — Nicht einmal aus dem Standpunkt der Parteipolitik hat man das Ereigniß betrachtet, so groß ist die Verblendung. Nahe an zwei Millionen Menschen versammeln sich an den Grenzen von Deutschland und Frankreich, über tausend französische Priester fraternisiren mit den Deutschen, und die Presse lacht nur über die Verehrung eines alten Rockes, und merkt von der Hauptsache nichts. — Eine Macht entfaltet sich, einem riesigen Doppeladler gleich, die weiten Schwingen lüftend über Europa, mit dem einen Kopf nach Paris, mit dem anderen nach Berlin, mit dem einzigen Herzen aber nach Rom gewendet, und die Presse merkt nichts; ihre an den Pult gefesselte Sclaven hören über dem Rauschen ihrer Gänsekiele nichts von dem Rauschen jener Adlerschwingen in der Luft. Wie kann aber etwas vorfallen, was die Presse nicht vorausgesehen, was die Presse nicht vorbereitet und geleitet hätte? Es ist, denken sie lieber unmöglich, obgleich es geschehen ist. Was bedarf es mehr, um darzuthun, welche ungeheuere Kluft zwischen dem eigentlichen wahren Volke und der Preßarroganz gezogen ist, die sich einbildet, das Volk zu leiten.

Trier Dr. Arnoldi durch den Druck gelangen ließ. Da er darin des Ausdrucks ſich bediente, „der Rock gehört dem Henker! alſo zum Henker den Rock!“ und noch immer trotz ſeiner Excommunication den Namen „katholiſcher Prieſter“ ſich anmaßte, ſo wurden jene Worte mit um ſo größerem Jubel und Entzücken aufgenommen, weil ſie von einem katholiſchen Geiſtlichen herrührten, und in der ganzen proteſtantiſchen Welt ſogleich zum Feldgeſchrei, Ronge aber zum Bannerträger gemacht. — Da begannen denn die „Wallfahrten der Lichtfreunde“ zu dem neuen Reformator, dem freiſinnigen Prieſter, dem freimüthigen Gottesmann, und der früher verhaltene Grimm machte ſich jetzt Luft im Munde der an ihn geſendeten Deputationen, und durch die ſchmutzigen Federn der Zeitungsſchreiber und derartigen Scribenten. Man überbot ſich in den gemeinſten, niederträchtigſten Schmeicheleien, und die Lichtfreunde, denen ſchon längſt das wahre Licht ausgegangen, jubelten nun bei dem armſeligen Schimmer eines Stück faul gewordenen Holzes. — So ſagte eine Deputation zu ihm: „Ronge, Du ein wahrhaft deutſcher Mann, ein wahrhaft chriſtlicher Geiſtlicher, haſt öffentlich Zeugniß abgelegt, daß der Geiſt Chriſti in der katholiſchen Kirche Schleſiens noch nicht erſtorben. Dein Brief iſt ein Aktenſtück von unſchätzbarem Werth; jede Gemeinde wird es als ein theueres Vermächtniß auf die Nachwelt vererben; zum Zeugniß, daß ein ſchleſiſcher Geiſtlicher im Jahre 1844 Geiſt und Muth genug beſaß, öffentlich die Wahrheit zu reden, und dem deutſchen Volke die Augen zu öffnen. Ein ſolches Wort in ſolcher Zeit erquickt wahrhaft die Herzen, und es bringt zugleich den köſtlichen Gewinn, daß es alle jene Falſchmünzer hervorjagt aus ihrem Verſteck; daß es alle diejenigen ans Licht ſtellt, welche ohne deutſche Geſinnung nur Verrath üben an dem theueren Vaterlande, von dem ſie doch mit Liebe ernährt werden. Darum iſt Dein Wort in kurzer Zeit hindurchgedrungen durch alle deutſchen Gauen, von der Oder bis zum Rhein, wo es einſchlagen ſollte mit der Macht ſeiner Wahrheit. Tauſende deutſcher Bürger nennen begeiſtert den Namen Johannes Ronge, zur Zeit den Tapferſten unter den Streitern gegen die finſtere Macht hierarchiſcher Tyrannei; Tau-

ſende reichen ihm die Bruderhand.“ Eine andere ließ ſich alſo vernehmen: „In einer Zeit, wie die unſrige, wo die Bannerträger der Finſterniß, ermuthigt durch mancherlei betrübende Umſtände der Zeit, immer dichtere Nebel zu verbreiten ſuchen über die ewigen Wahrheiten der Religion; wo man von einer gewiſſen Seite her den Blick der Menge immer gefliſſentlicher umdüſtert mit dem Qualm der Lüge und der Finſterniß des Aberglaubens; in einer ſolchen Zeit iſt es erhebend, dem allgemeinen Unwillen des deutſchen Volkes über das unwürdige Gaukelſpiel in Trier Worte geliehen zu ſehen. Sie haben, würdiger Mann! ein ſolches Wort geſprochen; Sie haben es zugerufen den Finſterlingen, dem Biſchof Arnoldi von Trier. Sonder Furcht und Scheu haben Sie, mit männlichem und kräftigem Wort, in unſerem Sachſenland das Schwert der Wahrheit geführt als wackerer Mann, als muthiger Deutſcher, als ein wahrhafter Prieſter Gottes. Mit heiligem Glutеifer haben Sie die Lüge offenkundig gemacht. Sie haben nicht der Dornen auf Ihrer Bahn geachtet; um ſo mehr wird dankbare Anerkennung Aller, die mit Ihnen über jenes unwürdige Götzenfeſt in Trier ſympathiſiren, als freundliches Geſtirn zu Ihnen hinüberſtrahlend, Ihre Wege erhellen.“

Die Dresdener Deputation erklärte: „Wo Luther vier Tage vor ſeinem Tode noch mit ſcharfen Worten vom Herrgottsrocke redend, abgelaſſen, hat der Reformator des 19ten Jahrhunderts angefangen; die Geſchichte hat den Griffel ſchon in die Hand genommen, und wird ihn der Nachwelt, als den zweiten Luther, den Biſchof Arnoldi von Trier den anderen Tetzel nennen.“

Die Leipziger Deputirten riefen triumphirend aus: „Dein Wort hat getroffen, gezündet, niedergeſchmettert, und die Niederlage drüben im Lager war vollſtändig, großer Mann! Du haſt Arnoldi, haſt ganz Trier widerlegt.“ Man tobte gegen die rockfahrende Sippſchaft und die Finſterlinge in Trier, und ein Ultra unter den Lichtfreunden rief mit ſchäumendem Munde: „Nein, ihr Lügenprieſter, aus unſerer Mitte iſt der Mann, der euch entlarvt, der euch vernichtet hat, und das iſt unſer Stolz und unſere Freude; es iſt der geſunde Menſchenverſtand, die Bildung

der Zeit, das Licht und die Wahrheit, die ihr läſtert, und die euch nun zermalmt. Die Hoffnungen des Ultramontanismus waren zu hochfahrend, ſeine Zuverſicht war allzuſtark, darum verliert er jetzt ſein Spiel."

Auch die Herrn zu Weimar jauchzten: „Kein Zeitungsartikel hat ſeit Jahren die Welt ſo in Bewegung geſetzt, als Dein Abſagebrief; es herrſcht eine wahre Wuth und ein eiferſüchtiges Verlangen, ihn zu leſen; und der Name deſſen, der ihn geſchrieben, ſteht in der Welt- und Kirchengeſchichte für ewige Zeiten verzeichnet."

Die Danziger Deputirten ſetzten dem hochwürdigen Herrn auseinander, wie die Herzen aller Lichtfreunde ihm entgegenſchlügen, die alle Kränkungen, die ſeine Feinde ihm bereiteten, frohen Muthes ihm tragen hülfen; die ganze Mitwelt jauchze ihm freudig zu, und auch die ſpäte Nachwelt werde ſein Andenken als das eines Mannes, der ohne Menſchenfurcht der heiligen Sache Gottes, der Wahrheit diente, im dankbaren Herzen bewahren werde.

Auch die Herrn von der Spree ſangen ihn an: Auf die Wallhalla verzichte, doch in den Hallen der Geſchichte, bei Huß und Luther ſollſt du ſtehen!

Manche kleine Opfergaben für Ronges augenblickliches Bedürfniß und viele große Verſprechungen für die Zukunft ſollten nun den aus der Kirche ausgeſtoßenen und ſeines Amtes entſetzten Ketzer entſchädigen, und durch alles dieſes war der Impuls gegeben, der an vielen Orten Deutſchlands die kirchlichen Revolutionsmänner aller Confeſſionen inſtinktmäßig zu ihrem Zerſtörungswerk antrieb. So trat denn eine ſehr unkirchliche Bewegung in Deutſchland ein, der ſich ſchnell alle ſchlechte, ungläubige, heirathsluſtige Pfaffen, wie der Czerski, Kerbler, Regenbrecht ꝛc. anſchloſſen. Durch ſie kamen nun auch die Laienconcilien zu Schneidemühl, Breslau, Leipzig, Berlin, Danzig ꝛc. zu Stande, in welchen man per majora entweder über die Cardinalpunkte des neuen Glaubens abſtimmte, und ein durch weiße und ſchwarze Kugeln zuſammengewürfeltes Credo machte, oder die allervollſtändigſte Indifferenz in dogmatiſcher Hinſicht als

alleinige Glaubensregel der neuen Kirche, kurz einen Glauben ohne Glauben, aufstellte. Indem nun die letztere Ansicht die herrschende wurde, so erscheint das neue kirchliche Unding nicht als Spaltung in der katholischen Kirche, sondern als eine bloße Vereinigung aller jener Katholiken oder Protestanten, denen jedes Dogma gleichgiltig ist. Die kirchlichen Revolutionsmänner nannten aber ihr glauben- und dogmenloses Machwerk die „deutsch-katholische Kirche", und dieser Name sollte ihnen als Netz dienen, um jeden schwachköpfigen Katholiken damit einzufangen. So war denn zur größten Schande Deutschlands wieder ein neuer religiöser Wahn- oder Unsinn unter den Deutschen eingetreten, und sie schämten sich nicht einmal, damit bei dem Auslande noch zu prahlen, und es zur Nachahmung aufzufordern.

So sprachen denn in mehreren französischen Blättern die Breslauer Herrn Regenbrecht, Klein, Steiner, Hecker, Schmitt ꝛc. über den Sinn und Geist der deutsch-katholischen Kirche sich aus, und führten die ersten Entstehungsursachen auf die zwei größten Theologen des 18ten Jahrhunderts und unvergleichlichsten Lehrer Deutschlands, auf „Lessing und Herder" zurück.

Ihre Glaubenslehre gaben sie kurz an: es ist die Liebe Gottes und des Nächsten, die Anbetung im Geiste und in der Wahrheit, den hl. Geist in der Brust und die Predigt der allgemeinen Verbrüderung des Menschengeschlechtes. — Um nicht als eine neue protestantische Secte zu erscheinen, erklärten sie: „Wir hüten uns wohl vor den Glaubensartikeln und der Herrschaft des todten Buchstabens. Wir haben den Geist der Religion, das genügt. Welche Verkehrtheit der Menschen, die Unendlichkeit der Religion in den engen Raum eines Glaubensbekenntnisses bannen zu wollen. Als Hauptverdienst, als Wunder rechnen sie sich an, die Erschütterung der Hierarchie, die Herstellung des Friedens in den gemischten Ehen, die Heilung der geistigen Pest des Jahrhunderts, der Misanthropie und des Indifferentismus. Unsere Bewegung rollt unbesieglich fort wie der Sturz einer Lavine. Bald werden die Burgen des Aberglaubens und des Fanatismus in unserem Vaterlande gebrochen seyn. —

Franzoſen folgt unſerem Beiſpiel" *). — So traten denn in Deutſchland nun ſolche religiöſen Wirren ein, die durch ihr Weſen und die Art ihrer Erſcheinung den deutſchen Michel wieder

---

*) Treffend erwiderte hierauf das Journal des Debats jenen Herrn: „Es freue ſich über die neue katholiſch-apoſtoliſche, nicht römiſche Kirche Aufſchluß zu erhalten, indem es nun wiſſe, daß die neue Kirche von „Leſſing" ausgehe, und über „Herder" zum Pfarrer Ronge, Regenbrecht ꝛc. gekommen ſey. — Sie ſelbſt ſagen aus, ſie haben den hl. Geiſt, er ſey in feurigen Zungen auf jeden von ihnen herabgekommen. Der Ordination, der Spendung der Sacramente und all des Ueberflüſſigen, was Pedanterie oder Bosheit der Orthodoxen erfunden hat, entſchlagen ſie ſich. Sie ſind Prieſter von wegen ihres natürlichen Rechtes. — Prieſter von wem? Prieſter von was? Was iſt ihr Cultus? wo iſt ihr Symbol? wo ſind ihre Glaubensartikel? — Wir waren ſo einfältig, nach Glaubensartikeln zu fragen, wir hätten lang ſuchen können. Sie gehen darüber hinweg, das iſt leichter geſchehen. Man ſagt von denen, die alle Welt lieben, ſie hätten ein Spitalherz; die deutſchen Katholiken haben auch in ihrer Art eine Spitalreligion. Die Thüre iſt weit aufgethan, gehe ein wer will. Man kann daſelbſt ohne Nachtheil zuſammenrücken; es findet ſich Platz für Chriſten aller Art, ſelbſt für wohlgeſinnte Heiden. Wir ſehen nicht, was einen Socrates, Epitect und die rechtſchaffenen Leute des Heidenthums abhalten könnte, ſich neben Leſſing, Herder und Herrn Ronge zu ſetzen. Der Tempel dieſer Neukatholiken iſt nicht weniger weit, als ihre Lehre; es iſt das Himmelsgewölbe, in Betracht, daß der Tempel Gottes überall iſt. Dieß erinnert an eine Anekdote in Göthes Denkwürdigkeiten. Es war in einem Augenblick, wo die Secten in Deutſchland aufſchoſſen, wie heute, und wo man nacheinander die Separatiſten, die Pietiſten, die mähriſchen Brüder, die Stillen im Lande, die Herrnhuter ꝛc. auftreten ſah; — da machte die Antwort eines frommen Flaſchners, wie Göthe erzählt, beſonderes Aufſehen. Einer ſeiner Mitbrüder glaubte ihn durch die Frage in Verlegenheit zu bringen: „Wer iſt denn euer Beichtvater?" Und jener, voll Heiterkeit und Glauben an die Güte ſeiner Sache, erwiderte: „ich habe einen ſehr herrlichen; er iſt kein geringerer, als der Beichtvater des — Königs David." Die Lehre der Deutſch-Katholiken gleicht wirklich ſtark dem Beichtvater des Königs David. — Man fragt ſie, wo ſie ſey. Sie

eben so tölpelhaft erscheinen lassen, wie er vor drei Jahrhunderten sich gezeigt, und Luther selbst über ihn sich ausgesprochen hat. „Wir Deutsche, sagte Luther in seiner Schrift vom Abendmahl, sind solche Gesellen: was neu ist, darauf halten wir und hangen daran wie die Narren, und wer uns wehrt, der macht uns nur

---

antworten: sie ist überall; das ist so viel als nirgends. An Alles glauben, heißt an Nichts glauben; Pantheismus und Atheismus zusammen haben allezeit einen Pleonasmus gebildet. Göthe selbst hatte den Einfall, sich zum Priester zu machen. Jedermann weiß, daß er als Kind sich einen primitiven Altar erbaute aus den Produkten der Natur, und darauf Rauchkerzchen statt Weihrauch verbrannte. Aber so viel wir wissen, hatte Göthe nicht den Dünkel, eine katholische Kirche zu gründen. — Wir glauben gern an die Aufrichtigkeit der neuen deutschen Reformirten; wir haben kein Recht, daran zu zweifeln. Aber dann mögen sie sich darein schicken, zu seyn, was sie sind, und nicht die seltsame Täuschung hegen, sich noch für Katholiken zu halten. Sie beklagen sich, wir hätten sie für eine neu-protestantische Sekte genommen; wir wären jetzt sehr verlegen, sie überhaupt für Etwas zu halten. Man darf nicht meinen, man sey von irgend einer Kirche, bloß weil man besitzt, was man religiöses Gefühl nennt. Es ist etwas bequemes um das religiöse Gefühl. Mit diesem Wort hat man eine Antwort auf Alles. Ach Gott! das religiöse Gefühl ist überall, es ist in dem großen Buch der Natur, wie in den geschriebenen Glaubenslehren; wenn man aber auf solche Weise ein sehr rechtgläubiger Pantheist seyn kann, so ist man ein sehr sonderbarer römischer oder nicht römischer Katholik. Es thut uns für unsere ehrenwerthe Correspondenten von der deutsch-katholischen Gemeinde zu Breslau leid; aber wir gestehen, daß wir eine Kirche ohne Glaubensartikel nicht begreifen. — Es steht bei ihnen, darüber hinwegzugehen; dann sollten sie sich aber einfach und schlechtweg für das geben, was sie sind — nämlich als — Deisten."

So legt ein französisches Journal mit wenigen Worten den kirchlichen, deutsch-katholischen Plunder Jedermann vor Augen, und der Deutsche muß abermals sich schämen, daß fremde Völker den dummen deutschen Michel höhnen und auslachen, der wie die afrikanischen Wilden Glasperlen und Messingstücke für Diamanten und Gold nimmt, und sich nochmals als Tölpel behandeln läßt.

noch toller darauf. So hat der Teufel den Vortheil, daß keine Lehre noch Traum so ungeschickt kann aufkommen, er findet Schüler dazu, und je ungeschickter, je eher!" — Hatten daher schon vor längerer Zeit der Freimaurer- und Illuminaten-Orden, der Atheismus Hegels und seiner Anhänger, die Lichtfreunde, dann die junge deutsche Poesie der Unzucht auf den gänzlichen Umsturz des Christenthums hingearbeitet, so mußten natürlich alle jene Katholiken, die auf einer ähnlichen Basis des Unglaubens stehen, auch jenem Treiben sich anschließen, wobei nun alle Communisten und Socialisten, alle Nihilisten und Indifferentisten, alle Cölibatsfeinde und moralisch verunglückte Weiber und Mädchen beim Einreißen und Zerstören als Handlanger dienten. So lange es sich nun bloß um einen Abfall der Katholiken von ihrer Kirche handelte, sahen die protestantischen Regierungen dem Treiben Ronges und seiner Helfershelfer ruhig, und selbst mit unverhohlener Freude zu; als aber die religiöse Gährung auch unter den Protestanten immer heftiger wurde, erkannten sie endlich mit Schrecken; daß gerade jene Ansichten und Bestimmungen, welche bei Gelegenheit der Kaiserwahl Leopolds II. (1791) die protestantischen Fürsten, Minister, Adlichen, Geistlichen und Gelehrten aussprachen, jetzt von dem größten Theil des protestantischen Volks mit fanatischem Eifer behauptet werden, und hierdurch eine Phase in Deutschland eingetreten sey, die durch gegentheilige Cabinetsordren nicht mehr zu beseitigen ist.

Jene Ansichten und Bestimmungen der protestantischen Fürsten liegen in einem Cabinetsschreiben von Berlin an den Kanzler Karmer zu Frankfurt vor, und wir theilen dessen Inhalt unsern Lesern um so mehr mit, als er zum Beweis dient, wie vieles sich schon an dem Protestantismus gerächt habe, noch räche, und ferner rächen werde.

Jenes Cabinetsschreiben ist vom 18. Februar 1791, und lautet wie folgt:

„Wir haben wohl erhalten, was Ew. Excellenz unterm 7. d. M. bei Gelegenheit der Villaum'schen Beurtheilung der Rönnebergischen Schrift über die symbolischen Bücher in Absicht auf eine neue, in der Wahlcapitulation des jetzigen Kaisers über

diesen Gegenstand gekommene Verfügung an uns zu erlassen beliebt haben. Es ist richtig, daß in diesem Grundgesetz die neue Verordnung eingeflossen, daß keine Religionsschriften geduldet und verstattet werden sollen, welche den symbolischen Büchern der drei in Deutschland herrschenden Religionen ungemäß oder entgegen seyen. Kurmainz machte in seinen sogenannten Erinnerungen den Antrag dazu. Als der Kurfürst solche anhero mittheilte, so wurden die Kurbrandenburgischen Wahlbotschafter angewiesen und autorisirt, sich diesen in vielem Betracht verfänglichen und bedenklichen Vorschlägen entgegen zu setzen und votando zu äußern: „es sey von evangelischer Seite nicht bestimmt und ausgemacht, welches allgemeine Bekenntnißbücher seyen. Die Vorsorge verderblicher und gefährlicher Lehren und Meinungen und derselben Verbreitung Einhalt zu thun, müsse jedem Landesherrn vorbehalten bleiben; es könne weder dem Kaiser, noch den Reichsgerichten, noch dem katholischen Reichstheile ein Urtheil und Erkenntniß über protestantische Religionsschriften und deren Uebereinstimmung mit dem evangelischen Lehrbegriff oder ihre Abweichung davon eingeräumt werden. Dahin fiel nicht nur die kurbrandenburgische, sondern auch die kursächsische und kurbraunschweigische Stimme aus, wie die nächstens im Drucke zu erscheinenden Wahlprotokolle bewähren werden." — Die katholische Stimmenüberlegenheit bewirkte aber einen dem kurmainzischen Antrage gemäßen Schluß, der der Capitulation eingerückt wurde. Allein dieser Schluß wird so wenig von dem evangelischen Reichstheile für verbindlich angesehen und befolgt werden, als er einem protestantischen Kur- und Reichsfürsten in seine landesherrliche Hoheit und Religionspolizeirechte eingreifen und Ziel setzen kann. Die Bekenntnißbücher der Protestanten haben, nach ihrer Entstehungsart und ursprünglichen Absicht, nur die Bestimmung gehabt, dem Kaiser und katholischen Reichstheile zur Vermeidung des Vorwurfs der Ketzerei ihren in der Vernunft und Offenbarung gegründeten Lehrbegriff nach den Einsichten der damaligen Zeit vorzulegen. Man hatte weder die Meinung dem Verstande und dem Gewissen eine beständige, unveränderliche, mit Zwangskraft versehene Glaubensform aufzubürden,

noch alles Forschen, Untersuchen, Prüfen und alle freiwillige Ueberzeugung auszuschließen, noch alle Aufheiterung und Berichtigung dieses Lehrgebäudes nach dem Maaße zu nehmen, den philosophischen, philologischen, auch kritischen Einsichten zu wehren und vorzubeugen; am wenigsten aber mit dem katholischen Reichstheile eine Vereinigung darüber und einen Vertrag zu errichten, und sich gegen denselben zu einer beharrlichen Beibehaltung desselben ohne alle Abweichung und Verbesserung zu verpflichten. Man kann daher von diesen Bekenntnißbüchern den Passauischen Vertrag, den Religionsfrieden, den Osnabrückischen Frieden und die darin festgesetzte Gewissens- und Religionsfreiheit, die Gerechtsame einer herrschenden Religion, die Gemeinschaft aller Staats- und bürgerlichen Vorrechte der Protestanten unmöglich abhängig machen, und deren Genuß und Dauer auf die Beharrlichkeit bei diesem Lehrgebäude gründen. Rönneberg hat diese gefährliche Folge seiner Begriffe und Behauptungen weder eingesehen, noch zu vermeiden gewußt. Der katholische Reichstheil hat allezeit diesen gefährdevollen Grundsatz geltend zu machen gesucht, um unter dem Vorwande der Abweichung und Veränderung dieser Traktate diese Grundsätze, diese Vorrechte zu entkräften und wankend zu machen. Es ist unausgemacht, welches denn die eigentlichen symbolischen Bücher der Lutheraner sind. Und bei den Reformirten, welche erst durch den westphälischen Friedensschluß in völlige Gemeinschaft aller jener Rechte sind aufgenommen und darin bestätigt worden, kann man weder die helvetische Confession, noch die Schlüsse der Dortrechter Synode, noch den Heidelberger Katechismus dafür achten, oder als solches ansehen. Kein Religionstheil im Reich hat sich darum zu kümmern, ob der andere in seinem Lehrbegriff fest an seinen ersten Bekenntnißbüchern hange, ob er beharrlich dabei verbleibe, oder ob er davon abweiche, daran bessere. Die Protestanten haben niemals darauf eine Aufmerksamkeit gerichtet, ob in der katholischen Kirche Deutschlands gar nicht von den Lehrsätzen der tridentinischen Kirchenversammlung ist abgegangen worden. Weder dem Kaiser, noch den Reichsgerichten, noch dem katholischen Reichstheile gebührt

ein Urtheil und ein Erkenntniß über die Abweichung protestantischer Lehrer und Schriftsteller von den sogenannten symbolischen Büchern der evangelischen Kirche, noch über die Gleichförmigkeit, Uebereinstimmung und Nichtübereinstimmung der evangelischen Religionsverwandten mit den symbolischen Büchern, noch über die Duldung, Verbannung, Verbietung derselben. Als daher der höchstselige Kaiser 1778 durch den Reichshofrath wegen der Bibelübersetzung des Dr. Bahrdt heftige Conclusse auf die Einziehung des Werkes und die Entsetzung des Verfassers von seinem Lehramte zu Leipzigen, und 1779 ein Commissionsdecret wegen seines Glaubensbekenntnisses auf die Verbannung desselben erließ, so äußerte das evangelische Corpus sein Befremden und Mißvergnügen über die kaiserliche Anmassung auf eine nachdrucksvolle Art, und letztere Angelegenheit blieb völlig auf sich beruhen. Uebrigens scheint es uns eine unverwehrliche Sache zu seyn, über das Ansehen, die Verbindungskraft, die Absichten, die Dauer, die Nothwendigkeit oder Entbehrlichkeit der symbolischen Bücher Betrachtungen anzustellen, und seine Privatgedanken zu eröffnen, wenn es nur nicht auf eine heftige, unhöfliche und schwärmerische Art geschieht."

Wie damals die protestantischen Fürsten, spricht sich aber jetzt auch das protestantische Volk aus. Es will keinen Offenbarungsglauben und keine symbolischen Bücher mehr; es will in Sachsen nicht mehr zur Augsburger Confession, in Preußen nicht mehr zur Union sich bekennen. Von allen Seiten gehen Protestationen gegen das alte Kirchenwesen bei den Regierungen ein, und selbst der loyale Berliner Stadtrath mit seinem hyperloyalen Bürgermeister an der Spitze sprach unlängst in einer Promemoria an den König in einer Weise sich aus, die selbst in Berlin Verwunderung erregte. Denn er erklärte, es müsse etwas zur Beruhigung des Volkes geschehen, und das lang gefühlte Bedürfniß einer Kirchenverfassung, bei welcher alle Gemeindeglieder als lebendige Mitarbeiter am Bau der Kirche erscheinen, endlich in Erfüllung gehen. Deßhalb stellte er an seine Majestät das unterthänigste Gesuch: eine Commission aus allen Provinzen des Staats berufen zu lassen, welche die Ausarbeitung des Entwurfs

einer Kirchenverfassung auf der Grundlage der Gemeindetheilnahme vorzunehmen hätte (Sept. 1845).

Während nun die kirchlichen Wirren und Sectirereien, worin Sinn und Urtheilskraft verloren gehen, täglich sich mehren, und selbst den Charakter einer religiösen Anarchie annehmen, steht die große römisch-katholische Kirche in ihrer historisch begründeten ewigen Einheit unwandelbar fest, und nimmt von dem Protestantismus die dort noch übrigen christlichen Elemente in ihre Reihen auf, während sie zu ihrem eigenen Besten die Lichtfreunde und sonstiges unkirchliches Gesindel aus ihren Reihen stößt, und jenem überweist. So zieht denn jedes Princip dasjenige an sich, was ihm ursprünglich und kraft innerer Verwandtschaft angehört, weßhalb auch alle jene kirchliche Wirren und Abfälle nie dem Katholizismus, sondern nur dem Protestantismus schaden können, indem der erstere seinen religiösen Unflat von sich wirft, der dann um so schmählicher dem letzteren sich anhängt, eine Ansicht, zu der sich der geistreiche Wolfgang Menzel unlängst auch bekannte.

Findet daher in Preußen eine große Aufregung im kirchlichen Wesen dermalen statt, so wird jene noch dadurch gesteigert und verschlimmert, daß auch im Gebiete der Politik die Köpfe sich immer mehr erhitzen, und eine moderne Konstitution, eine Reichsverfassung und eine Reichsversammlung dringend fordern, wodurch eine Crisis dort eintreten muß, die uns noch bedenklicher erscheint, als selbst jene war, die wir in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Frankreich erlebten. Kann aber die Vergangenheit allein uns den besten Rath für die Zukunft ertheilen, kann sie nur den Fürsten und Völkern die Folgen ihrer Schritte in einem zusammenhängenden Bilde zeigen, so dürfte denn ein Rückblick auf die Entstehung, Ausdehnung und Resultate der neueren Konstitutionen in England und Frankreich sehr erhebliche Bedenklichkeiten bei dem Könige von Preußen, bei seinem Volke, am meisten aber bei seinen katholischen Unterthanen erwecken. Denn alle jene Konstitutionen, diese Ausgeburten des negativen Princips und der daraus hervorgegangenen kirchlichen und politischen Revolutionen, traten auch nur allmählig ins Leben, doch die erste,

halb erzwungene Concession führte schnell zu größeren und wichtigeren hin, die von Stufe zu Stufe der revolutionäre Pöbel mit Gewalt sich erzwang. Wohin haben aber alle jene Revolutionskonstitutionen geführt, und welches Glück haben sie den Fürsten und Völkern gebracht? — Durch sie wurde in England ein König enthauptet (1649), ein anderer fortgejagt (1688), dann eine ungeheuere Schuldenlast auf das ganze Volk geworfen, die durch den Pauperismus wieder zu Revolutionen führt; wie auch heute noch die ganze Nation der katholischen Irländer durch das hochkirchliche Parlament mit Hilfe der Konstitution geknechtet wird, ein Verfahren, das unvermeidlich bei dem nächsten Kriege eine neue Empörung dort in Aussicht stellt.

Auch in Frankreich warf die aus dem revolutionären Princip hervorgegangene Konstitution jene siebenzehn französische Provinzen, die früher dem Königsthron zur Hauptstütze dienten, in eine Masse zusammen, führte hierauf den konstitutionellen König auf das Schaffot, und verheerte mit Feuer und Schwert die katholische Vendee. Dann machte sie einen Plebeier zum Kaiser, setzte ihn später wieder ab, und verjagte auch endlich Karl X., wo nun die Abgaben des konstitutionellen Frankreichs, die unter Ludwig XVI. nur 500 Millionen betrugen, jetzt durch die Vota geschmeidiger Kämmern beinahe auf 1600 Millionen stiegen.

Will etwa Preußen auch eine ähnliche Bahn betreten, und wollen die dortigen Katholiken etwa dazu mithelfen? War doch Frankreich mit seinen siebenzehn Provinzen immer ein sehr mächtiger Staat, und Oesterreich ist es noch mit seinen vielen Königreichen, Erzherzogthümern ꝛc. und den darin bestehenden besonderen Verfassungen, warum sollte Preußen mit seinen acht Provinzen und darin bestehenden Provinzialeinrichtungen nicht ebenfalls es seyn? Liegen doch in den preußischen Provinzen ähnliche Verschiedenheiten vor, die man anderwärts findet, und die Polen sind wahrlich keine Deutsche. Auch der katholische Rheinländer unterscheidet sich sehr von dem protestantischen Ostpreußen, und, wie am Tische Macbeths Banquos Geist, sitzt auch am Tische des Vaterlands ein ähnlicher Geist (die Kirchentrennung) zwischen den Katholiken und Nichtkatholiken.

Selbst das altpreußische Junkerthum hat seine illiberalen Gesinnungen gegen den Bürger-, Bauer- und Handwerkerstand nicht aufgegeben, wie es solches sogar in den größten Unglückstagen zeigte *). So hat jede Provinz andere geistige, commerzielle und industrielle Bedürfnisse, und Preußen ist nicht groß und abgerundet genug, um, wie Frankreich, die aus der Centralisation für manche Provinzen entstehenden Nachtheile durch andere Vortheile den Benachtheiligten zu ersetzen, wie denn heute schon bei manchen industriellen Fragen zwischen Ost- und Westpreußen die größten Differenzen vorliegen.

Hatte aber schon seit undenklichen Zeiten selbst unter mächtigen Kaisern und bei der noch bestandenen religiösen Einheit der Norden und Osten Deutschlands mit dessen Süden und Westen sehr wenig sympathisirt, so dürfte auch eine Reichsversammlung, meistens aus Protestanten bestehend, eine herzliche Vereinigung der sämmtlichen preußischen Unterthanen eher verhindern als fördern. Denn es könnte einer, meistens aus Protestanten bestehenden Reichsversammlung leicht gelüsten, die katholischen Provinzen eben so wie England sein Irland zu knechten, da sie ohnedieß schon durch ihre meistens protestantische Bureaucratie fast wie

---

*) Als man im Jahre 1811 eine Versammlung von Vertretern aller Provinzen und Stände nach Berlin berief, um über verschiedene, namentlich finanzielle Bedürfnisse des Staates zu berathschlagen, fiel dieser Versuch sehr unglücklich aus. Diese erste preußische Reichsversammlung wurde vom philisterhaftesten Provinzialismus und hochmüthigsten Kastenthum mißbraucht, um gegen das ganze volksthümliche neue Regierungssystem die heftigste, bitterste Opposition zu machen. Namentlich traten zahlreiche Ritter als Kämpfer für das gestürzte Zopfthum auf, und sprachen gegen die Bürgerfreiheit so revolutionär, daß man ihre Stimmführer auf die Festung schicken mußte. Man beachte dieß: im Jahr 1811 mußte die absolute preußische Regierung Mitglieder der Reichsversammlung auf die Festung schicken, weil sie gegen die zeitgemäßen Reformen die tollste und frechste Opposition machten.

(Siehe die preußische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Leipzig 1845, und W. Menzels Morgenblatt.)

eroberte Länder behandelt werden, wodurch denn leicht die Katholiken zu Empörern oder Repealern gemacht, und dem Ausland nochmals die Thüren und Thore geöffnet werden könnten *).

---

*) „Nach dem Hof- und Staatshandbuch für das Jahr 1844 befinden sich im geheimen Cabinet Sr. Maj. des Königs für den Vortrag in Civil- und Militair-Angelegenheiten ein Katholik, dreizehn Evangelische. Im Staatsrathe sind außer den königlichen Prinzen und einschließlich der Minister neun und sechzig Evangelische und drei Katholiken; im Justiz-Ministerium zwölf Evangelische und zwei Katholiken; beim geheimen Obertribunal sieben und zwanzig Evangelische und drei Katholiken; bei dem rheinischen Revisionshofe sieben Evangelische und vier Katholiken; beim Obercensurgericht zehn Evangelische und zwei Katholiken; im Ministerium für die geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten vier und dreißig Evangelische und sechs Katholiken; bei der Universität zu Berlin hundert und drei und sechzig Evangelische und vier Katholiken; im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten fünfzehn Evangelische, kein Katholik; beim Gesandtschaftspersonal zwei und vierzig Evangelische und acht Katholiken; beim Finanzministerium neun und zwanzig Evangelische, und zwei Katholiken; beim Ministerium des Innern achtzehn Evangelische und kein Katholik; bei dem Landes-Oekonomiecollegium zwölf Evangelische und ein Katholik; beim Generalpostamt acht Evangelische und kein Katholik; bei der Hauptverwaltung der Staatsschulden sechs Evangelische und ein Katholik; bei der Seehandlung acht Evangelische; bei der Hauptbank sieben Evangelische; bei der Oberrechnungskammer fünfzehn Evangelische; bei sämmtlichen Regierungen der Monarchie ein katholischer Chefpräsident und ein katholischer Vicepräsident und alle Oberpräsidenten sind nur Evangelische und keiner Katholik."

Nun stellt D. Bercht, Professor auf der Universität zu Bonn und Redacteur des „Rheinischen Beobachters", noch gar als Lehre und Grundsatz auf: „die Katholiken müßten in protestantischen Staaten von allen höheren Staatsämtern ausgeschlossen bleiben." Ist es dann ein Wunder, sagt Bülow-Cummerow in seiner Schrift die „europäischen Staaten", daß eine solche Bureaucratie dem König nur das hinterbringt, was ihn verletzen kann, ihm aber alles verschweigt, was einen entgegengesetzten Eindruck auf ihn machen könnte?

Was würde aber aus Preußen geworden seyn, wenn es nach der Juliusrevolution eine Reichsversammlung gehabt hätte, da man wegen des Benehmens mancher Landstände in anderen kleinen Bundesstaaten schon sehr ernstliche Repressivmaaßregeln ergreifen mußte, und würde selbst der hochherzige König die kirchlichen Wirren in Cöln und Posen so ehrenhaft, ruhig und zum Glück seiner Unterthanen habe beendigen können, wenn eine Reichsversammlung mit wahrscheinlich vielen rationalistischen Zeloten vom besten Vollblute schon damals bestanden hätte?

Sind nun alle diese Thatsachen und Ansichten von solchem Gewichte, daß die Einführung einer Reichsverfassung in Preußen nicht nur für dieses, sondern auch für manche anderen Theile Deutschlands sehr bedenklich erscheint, so zeigt uns aber auch die Geschichte, daß die Menschheit vergeblich gegen die Macht höherer Fügungen ankämpfe, und daß das Rad der Ereignisse zwar für eine kurze Zeit sich aufhalten lasse, was Friedrich Wilhelm III. noch vermochte, daß aber keine Macht der Welt es ganz zum Stillstand bringen, und gegen dessen zermalmenden Schwung sich stemmen könne, indem die Gottheit gar oft die Verbüßung und Sühnung alten Unrechts auf die Enkel und Urenkel überweist.

Der revolutionäre Geist ist nun einmal unter dem ganzen preußischen Volke durch seine Theologen und Politiker in Kirche und Staat einheimisch geworden, und jener läßt sich, wie die

---

Wo aber die Bureaucratie herrscht, da werden selbst die besten Absichten des Fürsten vereitelt oder neutralisirt, und im schleppenden Geschäftsgang durch die Bureaus zu Tod gehetzt. Mancher drückende Mißstand, den das Portefeuille der Minister hermetisch verschließt, würde beseitigt werden, wenn das katholische Volk bei dem König auch Vertreter hätte (Hist. pol. Bl.). — Da dieses nun nicht der Fall ist, und allenthalben die katholischen Stimmen so viel wie möglich in dem Staatshaushalt verdrängt werden, so darf auch das katholische Preußen von einer künftigen Reichsverfassung sich gar nichts versprechen, wie aus den katholischen Zuständen in mehreren Länderchen Deutschlands, die schon längst landständische Verfassungen haben, leicht zu entnehmen ist.

Erfahrung anderwärts lehrte, wahrlich nicht mit Cabinetsordren, oder mit Bajonetten vertreiben, weßhalb auch die Verlegenheit des Königs, er mag nun eine moderne Konstitution bewilligen, oder sie verweigern, ziemlich gleich bleibt. Denn die bewilligte würde sicher den Schreiern des Tages nicht genügen, und ihre Forderungen steigern, die verweigerte aber nur die Sehnsucht nach einer Volkssouverainität erwecken.

Die Versammlungen in Tivoli zu Berlin und jene im Böttcherhof zu Königsberg erscheinen uns daher als wahre Sturmvögel, welche den Sturm unserer Zeit anzeigen, die überkritisch und übermißtrauisch bald das Bessere verneint, bald das Abgeschmackteste bejaht, weßhalb auch das „freie Preußenthum", das in seinem gegenwärtigen religiösen, moralischen und politischen Zustande dennoch ein dreimaliges „Vorwärts" zu seinem Lieblingsmotto macht, sicher die verschrobenste Carricatur der Freiheit zu Tag bringen dürfte, indem der Radicalismus mit seinem „Vorwärts" stets in die Wildniß faustrechtlicher Willkühr führt. Wähnen aber jene politische Wortführer, die solche Volksversammlungen veranlassen, oder jene politische Scribenten, die durch ihre Schriften das Volk aufreizen, sie könnten die Bewegung, die sie hervorgebracht, auch wieder zum Stillstand, und ihre Haut in Sicherheit bringen, dann sind sie sehr im Irrthum, indem der Strom, dessen Damm sie durchbrechen, auch sie fortreißt und zernichtet, wie die Geschichte von England und Frankreich in den Schicksalen der dortigen Revolutionsmänner so häufig gezeigt hat.

So erhielt nun Friedrich Wilhelm IV., dieser sechste König von Preußen, der an Herzlichkeit, Gutmüthigkeit und freundlichem Wohlwollen gegen seine Völker alle seine königlichen Vorgänger übertrifft, sicherlich die schwierigste Regentenaufgabe, und er, der Beste seines Stammes, scheint von einer höheren Macht bestimmt zu seyn, nicht nur die von seinen Vorfahrern begangenen religiösen und politischen Sünden, sonstige Unthaten und Mißgriffe verbüßen, sondern dieselben selbst durch irgend ein Opfer sühnen zu müssen, indem das bekannte: „Nil inultum remanebit" auch für die Staaten und ihre Herrscher gilt.

Abgesehen also von der gewaltsamen Eroberung Schlesiens, und der von Preußen eingeleiteten, und nun vollendeten Zerstücklung von Polen, wodurch Preußen in seiner Stellung nach Osten sicher eher geschwächt als gestärkt wurde; abgesehen ferner von seinem Verfahren gegen Sachsen im Jahre 1814 und von dem ihm damals zugetheilten Besitz des linken Rheinufers, wodurch es nun im Osten und Westen seine gefährlichsten Grenznachbarn, Rußland und Frankreich, mit der größten Umsicht überwachen muß, indem der Eroberungsgeist beide beseelt, und das erstere durch seine hermetische Absperrung das ganze Ostpreußen mürbe zu machen, und sich in den Rachen zu spielen sucht, während das letztere immer nach dem Rhein hinschielt, die dortigen Bewohner auf dem Wege der Religion zu kirren strebt, und nach dem Tode Ludwig Philipps entweder einen kriegerischen Regenten, oder eine neue Revolution in Aussicht stellt. Abgesehen aber auch davon, daß Preußen in seiner europäischen Stellung stets einen wunden Fleck besitzt, indem seine Geldkraft nicht mit seiner Wehrkraft im Verhältniß steht, und daß seine protestantische Bureaucratie, die in dem seit 30 Jahren ganz paritätisch gewordenen Preußen durchaus herrscht, ihren Monarchen alle Erscheinungen und Regierungssachen durch die ihnen vorgehaltene protestantische Brille zeigt, wodurch seit Jahren schon so viele schwer zu beseitigende Mißgriffe entstanden, traten nun auch dort sehr bedenkliche und verhängnißvolle Wirren in dem Kirchen- und Staatswesen ein, indem die verschrobensten, staatsverderblichsten Ansichten vieler atheistischen Philosophen, Theologen und Politiker schnell auf die Masse des Volkes übergingen, und bei dieser eine solche Bewegung erregten, in der man nicht mehr einen zu entschuldigenden Drang für Verbesserung mancher politischen Zustände, sondern eine wahre Initiativ zu einer politischen Revolution erblicken kann.

Lassen sich nun die großen Schwierigkeiten nicht verkennen, die unter dem bedenklichen Wellenschlag unserer jetzigen Zeitströmung, unter den obwaltenden Verhältnissen und bei dem Daseyn so sehr widerstrebender Elemente in der Regierung Preußens nun vorliegen, so hegen wir doch die zuversichtliche Hoffnung, daß

die Gottheit, die schon einmal dem Könige den rechten Weg zur Beilegung der Cölner Wirren gezeigt, und ihn und seine hohe Gemahlin selbst gegen eine Mörderhand geschützt hat, auch ihm ferner zur Seite stehen, und den Geist und die Kraft verleihen werde, dem in seinem Reiche rührig gewordenen Jakobinismus *) Grenzen zu setzen, und seine Unterthanen zu überzeugen, daß nach allen weltgeschichtlichen Erfahrungen das Wohl, Glück und die wahre Freiheit der Völker nicht in den modernen unchristlichen Verfassungen, sondern in einem gottesfürchtigen Regenten liege, und daß daher auch seine Unterthanen bald die von den Römern schon vor Jahrtausenden ausgesprochene Wahrheit:

„Nusquam libertas gratior exstat, quam sub rege pio“ anerkennen möchten.

---

*) Bezeichnete schon Napoleon die Berliner als die deutschen Jakobiner, so pflichtet selbst Bülow-Cummerow ihm hierin bei. In seiner Schrift „die europäischen Staaten“ sagt derselbe sehr wahr: „Wo die Regierung schwach ist, sich allein auf eine colossale, aber keineswegs kräftige Verwaltung stützt, die sie selbst unpopulär gemacht hat, deren politische Ansichten über dem, gewisse höchste Spitzen abgerechnet, ganz von denen, welche die Regierung bis jetzt befolgt, wie in politischen, so in religiösen Dingen abweichen, da geräth sie in Gefahr, wenn sich im Staate so viele kleine Staaten bilden, als dieses der Fall zu werden droht. Wir wollen hier nur unter mehreren den Gustav-Adolphs-Verein, die neue deutsch-katholische Kirche und manche Local-Vereine zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Klasse anführen, von welchen letzteren einige an die Jakobinerklubs in Frankreich sehr lebhaft erinnern. Der Name und der vorgebliche Zweck entscheiden bei diesen Verbindungen nichts; eben so wenig die Absicht der ersten Gründer. Es sind Vereine, aus denen das wird, was die Zeit aus ihnen macht, und in einer Zeit, wo die politische Richtung so vorherrschend ist, werden sie als mächtige politische Verbindungen enden.“ (Siehe jene Schrift Pag. 220).

Bayern.

König Ludwig I.

Unterliegt es keinem Zweifel, daß der Kern, die physische und moralische Kraft Deutschlands nicht in seinem Norden und Osten, sondern in seinem Süden und Westen sich befinde, so stellt denn Bayern, als der größte, reindeutsche Staat, auch die Verschiedenheit zwischen dem nördlichen Küsten- und dem südlichen Binnenland Deutschlands und seinen Bewohnern am deutlichsten dar.

Denn bei seinem undankbaren Boden schaut der Norddeutsche immer nach dem Meere und nach dem Auslande hin, um dort seine Bedürfnisse sich zu verschaffen, und durch den Handel sich zu bereichern, gewinnt hierdurch Liebe zum Abentheuerlichen, und gewöhnt sich an Großsprechereien, wobei er zwar in Worten immer höflich und geschmeidig, im Handeln aber desto schlauer und unzuverläßiger sich zeigt.

Dagegen erfreut sich der Süddeutsche seines fruchtbaren, die Arbeit lohnenden Bodens, und sein erheiternder Rebensaft fesselt ihn an seine Heimath, wo er seine vaterländische Sitte und seinen angestammten derben, aber gutmüthigen, leichtgläubigen, aber ehrlichen Charakter treulich bewahrt, und immer besonnen und ruhig mehr handelt als spricht. So liebt denn der Norddeutsche die Veränderung, weil sie ihn Gewinn hoffen läßt; der Süddeutsche hingegen den Bestand und die Sicherheit, da er bei jedem Wechsel Verlust fürchtet. Jener will Verwirrung, die er zu benützen weiß, und ist daher ein sehr unzuverläßiger Theilhaber und Verbündeter; dieser aber will Ordnung und Gerechtigkeit, die ihm das Erworbene sichern, und erscheint deßhalb bei allen rechtlichen Verbindungen als treuer Freund und Alliirter. Jener ringt nach schnellem Gewinn, und wird dabei entweder zügellos, wo er es seyn kann, oder sclavisch, wo er es seyn muß; dieser hingegen will bloß sein Eigenthum durch Freiheit und Gesetzmäßigkeit gesichert sehen, und weder der

Hochmuth, noch ſclaviſche Unterwürfigkeit liegt in ſeinem Charakter und in ſeiner Lebensweiſe. Findet ſich nun bei dem Norddeutſchen großer Mißbrauch des Verſtandes und wenig Gemüthlichkeit vor, ſo erblickt man aber bei dem Süddeutſchen nicht nur den rechten Gebrauch ſeines Verſtandes, ſondern ſelbſt das Vorherrſchen ſeiner Herzlichkeit und Glaubensfähigkeit, weßhalb auch der Proteſtantismus mit ſeinem rührigen Sectengeiſte im Norden, der Katholizismus aber mit ſeiner Einheit und Unveränderlichkeit im Süden thront, und Bayerns König weiß ſo gut, was die Maſſe ſeines Volkes, wie dieſes, was ſein König glaubt. Aus dieſer Verſchiedenheit der nördlichen und öſtlichen, der ſüdlichen und weſtlichen Deutſchen gehen denn auch die verſchiedenen Zuſtände in jenen Ländern hervor, und wenn bei den erſteren nun allenthalben kirchliche und politiſche Wühlereien und Wirren erſcheinen, ſo herrſchen aber bei den letzteren ſtets die Ruhe im bürgerlichen Weſen und die treue Anhänglichkeit am Glauben, wodurch das Feſthalten an dem katholiſchen Princip ſich wieder durch ſeine Folgen ſo heilſam bewährt.

Als demnach im Jahre 1825 der Thron Bayerns, unter welchem die Bayern und Schwaben, die Franken und Pfälzer ſich brüderlich die Hände reichen, durch den Tod Maximilians I. erledigt wurde, beſtieg ihn ſein Sohn Ludwig I. im Juni 1825, und arbeitete ſogleich mit größter Kraft und Entſchiedenheit auf das Wohl ſeines Volkes hin. Eingedenk demnach, daß Bayern ſo viele Jahrhunderte hindurch der Hort der katholiſchen Kirche geweſen, daß es im dreißigjährigen Kriege, mit Oeſterreich vereint, zu deren Vertheidigung die größten Anſtrengungen gemacht, und daß es ſelbſt in der Illuminaten-, Aufklärungs- und Zerſtörungsperiode der Franzoſen nicht ganz ſeinen Glauben hintangeſetzt habe, ſuchte nun der König im Geiſte ſeines Volkes und im höchſten Intereſſe ſeines Reiches dem Katholizismus wieder die nöthige Kraft, und die kirchliche Herrlichkeit durch katholiſche Inſtitute, katholiſche Gelehrſamkeit und katholiſche Preſſe zu geben, die früheren falſchen Richtungen und revolutionären Verſuche durch Herſtellung des wahren altkatholiſchen Weſens wieder vergeſſen zu machen, und hierdurch ſchützend und ſchirmend, allen

inneren und äußeren Kämpfen zum Trotz, als ächter Hort der Kirche und Wahrer der kirchlichen Interessen in Deutschland zu erscheinen *).

---

*) Wir entnehmen aus der merkwürdigen Schrift: „der Churfürst Maximilian I. an den König Ludwig von Bayern bei seiner Thronbesteigung" (Katholik 1825. Bd. 18. S. 219—249) nachfolgende Stellen: „Wie nun deine Herrschaft mit dem neuen Jubeljahr beginnt, so sey fortan Führer und Haupt der Himmelszeichen, durch die es sich in seinen Verläufen bewegt. Sey ein Schirmvogt und Hort des Glaubens, damit Bayern wieder werde, was es zuvor gewesen, ehe sie das Gegentheil ihm angelogen — ein Schild und Eckstein der deutschen Kirche. Alle die Tage deines Lebens hast du, selbst Zeuge, wahrgenommen, wie die Welt ihren Thurm jener Felsenfeste entgegen aufgebaut; aber wie sie sich gemüht, sie ist zur Stunde nicht zum Ziele gelangt. Als sie den Bau zum Höchsten hinaufgeführt, und schon den Spruch zu thun sich vorbereitet, hat ein Sturm vom Himmel das Werk der Erde gleich gemacht; es ist nichts geblieben als die Sprachverwirrung, und sie können sich, was sie auch thun und unternehmen, zum Fortbau nicht verständigen. — Wolle nicht gestatten, daß der Christen Recht allein im bürgerlichen Leben gelte, das Staatsrecht aber heidnisch sey. Was solls, wenn dem Volke von Religion, Tugend und Sittlichkeit gepredigt wird, der Staat aber vor seinen Augen dem Baal auf allen Höhen Altäre baut und Brandopfer zündet? — — Erfülle darum treulich die Concordate, die dein königlicher Vater mit dem Oberhaupte der Kirche abgeschlossen, und die er nie gegen die Willkühr seiner Minister und Beamten durchzusetzen vermocht. Dulde nicht, daß diese feierlich durch Königswort gewährten Uebereinkommnisse länger durch s. g. organische Edikte in ihrer Erfüllung gehemmt, und in ihrer Wirksamkeit entkräftet werden. Gestatte nicht, daß in Sachen der Kirche zweierlei Maaß und Gewicht in deinem Lande gelte, und wenn ein geistliches Gesetz der Kirche und den Gewissen Freiheit und Schutz zusagt, ein weltliches mit ihren Rechten und Ansprüchen sich in Widerspruch setzt, und eigenmächtig das Gewährte ihm vorenthält. — Befreie die Kirche von jener schmählichen Sclaverei, in der sie ein nichtiges Mißtrauen gefangen hält, das ihr bis zu den

Indem also Ludwig I. die frühere Fluth menschlicher Leidenschaften, Thorheiten und Irrthümer, die während einer kurzen Zeit den Felsen der Kirche in Bayern überströmte, mit Kraft und Klugheit eindämmte, kam auch bald bei eingetretener Ebbe jener unerschütterliche heilige Felsen wieder desto glänzender zum Vorschein. Denn durch den königlichen Impuls erwachte das

---

unbedeutendsten Thathandlungen hinab das placet der Polizeigewalt aufgedrungen. — — Ehre die Priesterschaft, damit das Volk sie höre, und ihr Unterricht ihm gedeihlich werde. Unter den achtbaren Männern, die auf deinen Bischofsstühlen sitzen, ist einer der Berufenen (Sailer), der früher im Lehrfach mit Segen sich versucht. Er hat mit dem Geiste der Zeit gerungen, in allen Formen, die er angenommen; vor dem Stolz des Wissens ist er nicht zurückgetreten, sondern hat seinen Ansprüchen auf den Grund gesehen; keiner Idee ist er furchtsam zur Seite ausgewichen, vor keiner Höhe des Forschens ist er bestürzt worden; immer nur eine Stufe höher hat er besonnen und ruhig das Kreuz hinaufgetragen, und wenn auch bisweilen verkannt, in Einfalt und Liebe wie die Geister, so die Herzen ihm bezwungen. Er hat eine Schule von Priestern dir erzogen, die den Forderungen der Zeit gerecht, deinen guten Absichten bereitwillig entgegen kommt; ihr darfst du dein Volk und seine Erziehung kühnlich anvertrauen; sie werden den Gott, den jene abrichtende, dressirende Pädagogik aus ihr, so viel es thunlich war, vertrieben, wieder in seine Rechte einsetzen, und der gute Saamen wird unter ihrer Pflege hundertfältig sich mehren. — — Wie die Rechte, so lasse die Güter der Kirche unangetastet; sie sind wie toloſanisches Gold, dessen Berührung durch ungerechte Hände Unheil bringt; — also habe ich dem Sohne zugerufen; denn es war so die Meinung des Alterthums von grauer Urzeit her den Enkeln überliefert, aller Gott geweihte Besitz sey ein heil. Hort, durch einen furchtbaren Fluch gefestet, der noch wahr werde, wenn der Frevel längst schon vorbeigegangen. — — So greife denn da in diesem Allem rasch zu Werke, dein Reich soll nicht ein Reich der Pfaffen oder Junker werden, nicht ein Schauplatz prunkender Paraden, nicht eine Arena verwegener Demagogen; nimm du den rechten Brauch und erbaue dir daraus dein Bayern, um den Mißbrauch lasse die Thoren sich zanken."

Volk sehr schnell aus seiner religiösen Lethargie, und in seinem Feuereifer erhoben sich wieder allenthalben „Capuziner-, Franziskaner- und Karmelitenklöster; der Orden der barmherzigen Brüder, der Servitinnen und der barmherzigen Schwestern" erhielt neues Leben; die für die Bildung Europas so hochverdienten „Benedictiner" wurden wieder hergestellt, ihnen, wie auch den „Schulschwestern" der Unterricht der Jugend anvertraut, den „Redemtoristen" die Wallfahrtsorte geöffnet, und auch der Orden der „Frauen vom guten Hirten" eingeführt, deren so christliche und liebevolle Aufgabe darin besteht: verirrte, aber bußfertige Mädchen aufzunehmen, und vom Wege des Lasters auf den Pfad der Tugend zurückzuführen, oder solche Jungfrauen, die noch unverdorben, aber vermöge ihrer unbewachten, oder schutzlosen Stellung der Verirrung und dem Verderben ausgesetzt sind, unter bewachende Aufsicht und Leitung zu nehmen. — Zugleich sorgte der König für die würdigste Besetzung der Bisthümer, wählte dazu, um sein Werk recht nachhaltig zu machen, junge, rüstige, an Geist und Gemüth höchst ausgezeichnete Männer, die nun ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Priesterseminarien und die theologischen Bildungsanstalten verwendeten, die vom König reichlich dotirt, und meistens mit Männern besetzt wurden, welche in den theologischen Wissenschaften, wie in ihrer priesterlichen Haltung gleichmäßig sich auszeichneten. So erhielt Bayern einen Möhler, Klee, deren Namen die Welt kennt, und deren Schriften selbst nach ihrem Tode schon manchen Verirrten, wie Hurter von sich selbst bekennt, auf den Weg des Heils zurückgeführt haben; es besitzt aber noch einen Döllinger u. a., die eine gleiche Bahn verfolgend, den katholischen Geist bei der studirenden Jugend erwecken und wahren.

So verschwand denn auch jene schmähliche Zeit, in welcher früherhin die Katholiken auf alle Angriffe ihrer Gegner geschwiegen hatten, und es erhoben sich sehr talentvolle und glaubensfeste Laien, wie Görres, Phillips, Moy ꝛc., die jeden Angriff gegen die Kirche mit außerordentlichem Geiste und den schlagendsten Worten bekämpften, und hierdurch eine Litteratur ins Leben riefen, die theils durch wissenschaftliche Werke, theils

durch Tagsblätter die Geister anregte und katholisch erwärmte. Zugleich bildete sich ein Verein zur Verbreitung guter katholischer Werke, der nicht nur auf dem Felde der Litteratur alle edlen Erzeugnisse zu schützen, und ihren Absatz zu fördern, sondern auch alles menschenverderbliche belletristische Unkraut auszujäten, und die bekannte Kloakenlitteratur zu vertilgen strebt. —

Doch das Streben und die Sorge des Königs beschränkte sich nicht bloß auf die katholische Wissenschaft und das katholische Leben; auch die katholische Kunst sollte wieder an ihre ewige Mutter, die Kirche sich anreihen, und sie verklären. So wurden die alten ehrwürdigen Dome zu Regensburg, Bamberg, Speier ꝛc. im Geiste ihrer Erbauer gehörig restaurirt, und sogar Kirchen, wie die Ludwigs- und Allerheiligenkirche zu München u. a., ganz im alten Style erbaut, die durch ihre formenvolle Gestaltung und ihren inneren Reichthum beinahe die Wunderwerke der Vorzeit erreichen. Auch in der Malerei wurde ein neuer, vom Christenthum durchdrungener und entflammter Geist wieder rege, und sie feierte durch Overbeck u. a. ihren alten Triumph, indem sie jedes höhere Wesen, jede höhere Idee durch das wundervolle Spiel der Farben und des Ausdrucks zu versinnlichen, die Tiefe und Herrlichkeit des christlichen Sinnes dem Auge des Menschen lebhaft darzustellen, und hierdurch jenen in ihm zu wecken strebt.

Durch alles dieses erhielt denn die katholische Kirche in Bayern wieder ihren früheren Glanz und nöthige Stärke, ihre hohe und niedere Geistlichkeit aber auch eine solche Anerkennung und Verehrung, daß selbst die erzbischöflichen Stühle von Cöln und Breslau von bayerischen Geistlichen besetzt wurden.

Selbst den frommen gläubigen Sinn seiner katholischen Unterthanen wandte der König den fernsten Gegenden zu, und übernahm das Protectorat des Ludwigs-Vereines, dessen reiche Spenden zum Unterhalt der vielen Missionen dienen, die in Asien und Nordamerika das Licht des Evangeliums und das Heil des Kreuzes unter den heidnischen Völkern verbreiten.

Indem also der König, der die Gebrechen der Zeit recht gut erkennt, für Herstellung der katholischen Kirche in ihrem

Wesen und ihren Formen auf das Beste sorgt, und mit der kirchlichen Zucht und Ordnung der alten Zeit den wissenschaftlichen Schwung der neuen Zeit vereint, zeigt er zugleich seinen ächt christlichen höchst toleranten Geist sowohl in seiner eigenen königlichen Familie, wie auch gegen alle seine nicht katholischen Unterthanen. Daher schützt, fördert und begünstigt er auch alle gesunde und geistvolle Richtungen in dem Protestantismus, weßhalb auch vor Kurzem ausgezeichnete protestantische Gelehrte, wie Stahl, Rückert, Schelling u. a. m. aus Bayern nach Preußen und Sachsen berufen wurden.

Da jedoch die Protestanten, als Partei der Bewegung, immer den angreifenden Theil bilden, gar viele unter ihnen wegen ihrer ehernen Stirne das Lügen sich erlauben, und bei der geringsten ihnen mißfälligen Predigt irgend eines sanguinischen katholischen Priesters das furchtbarste Zetergeschrei erheben, mußte selbst das Verfahren gegen den Priester Eberhard zu München die Protestanten überzeugen, wie väterlich der König sie behandelt, indem er, gleich anderen Familienvätern, die bei ihren Kindern das Nachgeben der Mündigen gegen die Unmündigen, der Aeltern gegen die Jüngern, der Stärkeren gegen die Schwächeren begehren, auch in gleichem Geiste von seinen Katholiken ein ähnliches Benehmen gegen die Protestanten verlangt, und deßhalb auch sogar unter seinem Linienmilitair den Protestanten die „Kniebeugung" erlassen hat *).

---

*) Als im Jahre 1792 Cüstine mit seinen republikanischen Franzosen in Mainz einrückte, wurden noch viele Monate hindurch alle Sonntage die gewöhnlichen Kirchenparaden gehalten, wobei manche Offiziere, die wir kannten, mit Lust ihre Commandoworte in dem dortigen Dome erschallen ließen, und keine französischen Lutheraner oder Calvinisten den geringsten Anstand nahmen, die Kirchenparade sammt der gebräuchlichen Kniebeugung mitzumachen, indem sie den großen Unterschied zwischen einem wahren „kirchlichen Gottesdienst", der bloß die Gläubigen angeht, und einer „kirchlichen Parade", die nur auf einer geschlossenen Soldatenmasse und militairischen Formen beruht, recht gut erkannten, und daher viel verständiger sich zeigten, als der dumme deutsche Michel unserer

Wie in dem kirchlichen Weſen, zeigte aber auch der König ſeinen antiken Geiſt in den politiſchen Inſtitutionen des Reichs. Die früheren, nach dem Vorbilde des revolutionären Frankreichs gemachten Reichseintheilungen und ihre Benennungen nach Flüſſen und Bergen hörten nun auf; die geſchichtlichen Namen der Bayern, Schwaben, Franken und Pfälzer traten wieder mit vollem Rechte ein, und ſo zerfiel nun das Reich mit möglichſter Berückſichtigung der früheren hiſtoriſchen Grenzen in acht Provinzen, nämlich Oberbayern, Niederbayern, Schwaben mit Neuburg, Oberpfalz mit Regensburg, Oberfranken, Mittelfranken, Unterfranken mit Aſchaffenburg und (Rhein-) Pfalz. Zugleich wurde das Reichswappen zweckmäßig umgeändert, in den ver-

---

Zeit, der, er mag nun im Süden oder Norden, in Erlangen oder Leipzig hauſen, Jahre hindurch mit ſeinem loſen Geſchrei über kirchliche Bedrückung Deutſchlands Gauen erfüllte. Wie daher andere militairiſche Förmlichkeiten, z. B. das Aufſtellen einer Grenadiercompagnie ſammt Fahne vor dem Palais eines dort von der Reiſe eintretenden Fürſten, iſt auch die Kirchenparade ein bloßes Ceremoniel, wobei der Katholik ſo wenig wie der Proteſtant auf den Altar, ſondern nur auf den commandirenden Offizier zu ſehen, und auf deſſen Commandoworte zu hören hat, und der erſtere weder ſeinen Kopf nach katholiſcher Sitte beugen, ſeine Hand von dem Gewehr entfernen, und ſich auf die Bruſt ſchlagen darf. — Da findet denn auch keine Anlockung noch Verführung auf irgend eine Weiſe zum Katholizismus ſtatt. — Ganz anders benahm man ſich aber lange Zeit hierin in Preußen, wo das katholiſche Militair alle Sonntage die proteſtantiſchen Kirchen beſuchen, die verlockenden Predigten dort anhören mußten, und wobei man mit ſolcher Strenge verfuhr, daß im Sommer 1834 zu M.... ſelbſt ein Graf, der den proteſtantiſchen Kirchenbeſuch hartnäckig verweigerte, mit ſtrengem Arreſt beſtraft wurde. Dieſes war doch ſicher ein, die Verführung beabſichtender Kirchenzwang, der nur erſt nach dem Jahre 1837 allmählig aufhörte, nachdem die preußiſchen Miniſter in ihrer Blindheit die Cölner Wirren begonnen, und alle Katholiken in Preußen zu einem mächtigen Widerſtand aufgeregt hatten. — Möchten daher die Proteſtanten von Allem, nur nicht von ihrer Toleranz ſprechen, denn wo ſtatt der Liebe ein eingewurzelter Haß herrſcht, da kann unmöglich der Geiſt der Toleranz ſich finden.

schiedenen Regierungszweigen sehr bedeutende Verbesserungen gemacht, und die Hochschule von Landshut nach München verlegt, wo Wissenschaft und Kunst im hohen Grade sich vereinen, und die dortigen prachtvollen und zweckmäßigen Gebäude, wie auch die Walhalla bei Regensburg den Ruhm des Erbauers der fernen Nachwelt überliefern. Eine gleiche Sorgfalt wendet der König auf die Wehranstalten seines Reiches; sein stehendes Heer ist vortrefflich, seine Artillerie ausgezeichnet, und wenn auch der Bayer, Schwabe und Franke, als wohlgenährter Binnenländer, im Allgemeinen nicht den hungrigen Freibeuter- und flüchtigen Husaren-Geist des Küstenländers besitzt, so sind zwar seine Bewegungen etwas langsamer, seine Schläge aber desto derber.

Aber auch in großen industriellen Staatsbauten bewährte der König seine Kraft und Ausdauer. Jene Vereinigung des Mains mit der Donau, die einst dem großen Karl nur im Geiste vorschwebte, führte Ludwig I. völlig aus, und schon im Sept. 1845 gelangte ein beladenes Kitzinger Mainschiff durch den Ludwigskanal in die Donau, wodurch nun selbst der Rhein mit jenem Fluß auf dem Wasserwege in Verbindung steht, und die freie Donau eben so gut im Interesse des ganzen südlichen Deutschlands, wie des ganzen österreichischen Kaiserreiches liegt. Auch die schon weit gediehenen Eisenbahnen werden bald das ganze Reich vom Süden bis zum Norden durchziehen, und den Verkehr der kommerziellen Welt beflügeln.

So hat denn Ludwig I. durch gründliche Herstellung der Religion, durch zweckmäßige politische Institutionen, durch rühmliche Einigkeit mit den Vertretern seines Volkes, durch großartige, dem Reiche neues Leben bringende Bauten, und durch die größte Beförderung aller Wissenschaften und Künste gezeigt, daß es noch einen anderen und christlicheren Weg zum Tempel des Ruhms gibt, als über „Schlachtfelder."

Möchte daher der Herr der Welt die Lebenszeit des geistreichen Fürsten noch auf viele Jahre ausdehnen, damit der von ihm ausgestreute Saamen recht gedeihe, und das katholische Prinzip in Bayern wieder gehörig erstarke, indem bei dem bevorstehenden Weltkampfe sicher Bayerns Glück auf ihm allein beruht.

Sachsen.

König Friedrich August.

Die Gerichte des Herrn in der Geschichte nachzuweisen, bleibt sicher die Hauptaufgabe jedes Geschichtschreibers, und so dürfte denn auf dem deutschen Boden gerade Sachsen das Land seyn, bei welchem sich jene am deutlichsten offenbaren. Denn die kirchliche Revolution, die dort zuerst begann, und die Vorläuferin aller anderen wurde, durchzieht nun gleich einem verderbenschwangeren Brandfaden seit dreihundert Jahren bis heute die Geschichte jenes unglücklichen Landes. Abgesehen also von allen jenen schweren Kriegen, die seit jener Zeit in Deutschland einheimisch wurden, und meistens das Sachsenland zum Hauptschauplatz machten, hat auch die Gottheit in unsern Tagen das von seiner Kirche abgefallene Volk nicht nur politisch zerrissen, sondern ließ auch zu dessen Verderben solche Verblendungen unter demselben zu, die selbst jetzt schon zu schändlichen Verbrechen führten, und bei dem dort herrschenden revolutionären Geist, der in dem Kirchen- und Staatswesen sich ausspricht, noch mehrere und größere in Aussicht stellen. Zeigten wir aber schon früher, wie sich die Sachsen gleich nach der Juliusrevolution benommen, so dienen denn die Vorgänge und Wirren, die im Laufe dieses Jahres dort erschienen, zum schlagendsten Beweis, welcher hohe Grad von religiöser, moralischer und politischer Verwilderung in jener Wiege des Protestantismus eingetreten sey.

Schlossen nun unter den Katholiken meistens die „zweischlächtigen Bastarden" den Rongeanern sich an, so bilden aber unter den Protestanten die sogenannten „Lichtfreunde" die überwiegendste Mehrzahl, und die Läuterung der Religion, die jene beide zu ihrem Aushängeschild machen, dient ihnen nur zum Unterwühlen und Umstürzen der Kirche und des Staates. Was nun die Rongeaner sind, und was sie wollen, haben wir schon früher gezeigt; doch auch die protestantischen Lichtfreunde wollen keine Lutheraner mehr seyn, verwerfen daher die Augsburger Confession, und verlangen auf dem Gebiete der Lehre: „eine

Veränderung des Glaubensbekenntniſſes mit Verwerfung alles deſſen, was vor dem Richterſtuhl der Vernunft als menſchliche Zuthat zu der reinen Lehre Chriſti erſcheint;" auf dem Gebiete der Kirchenverfaſſung aber: „Auflöſung des organiſchen Zuſammenhanges, in welchem die verſchiedenen Kirchengemeinden in einer hiſtoriſch begründeten Ordnung unter einem gemeinſchaftlichen Kirchenregiment ſtehen, das eben das gemeinſchaftliche Band erhält."

Sie wollen das wechſelnde Zeitbewußtſeyn an die Stelle des ewigen Wort Gottes ſetzen und erklären: „es gibt keine hl. Kirche, und die Gegenwart gilt mehr wie die Vergangenheit." Sie proteſtiren daher gegen allen Autoritätsglauben im Namen und auf Grund der freien Wiſſenſchaft. Indem ſie nun alle Autorität verwerfen, behalten ſie nur als letztes Bollwerk noch einſtweilen die „Autorität Chriſti" bei, bis endlich auch dieſe der freien Wiſſenſchaft weichen muß.

Indem nun das königliche Haus zu der katholiſchen Kirche ſich bekennt, und die Beſorgung des ganzen proteſtantiſchen Religionsweſens drei proteſtantiſchen Miniſtern überläßt, die zur Erhaltung des Proteſtantismus und der Augsburger Confeſſion eidlich verpflichtet ſind, ſo widerſetzten ſich dieſe dem Anſtreben jener proteſtantiſchen Lichtfreunde ſehr ernſtlich, und ſuchten die lutheriſche Kirche im Lande zu ſchützen, indem ſie keine Parteiungen und Abweichungen darin zugaben. Sie konnten daher nicht dulden, daß Geiſtliche, welche ihr Lehramt von der Kirche haben, öffentliche Vereine zum Angriff gegen dieſelbe bildeten, oder bilden halfen, in öffentlichen Verſammlungen gegen dieſelbe ſprachen, ja ſogar öffentlich zum Abfall und zum Uebertritt zu den aus der katholiſchen Kirche ausgeſchiedenen Diſſidenten aufforderten. So entſtanden nun unter der revolutionären Bewegungspartei der proteſtantiſchen und katholiſchen Lichtfreunde Umtriebe aller Art, die endlich am 12. Auguſt l. J. zu einer förmlichen und ſchändlichen Emeute gegen einen Prinzen des Hauſes ſich ſteigerten. Denn als der Prinz Johann, Bruder des Königs, und im Falle deſſen Abſterbens ſelbſt Beſitzer des Thrones, nach Leipzig kam, um dort über die Bürgergarde

die Inſpektion zu halten, und zugleich den Grundſtein zu der katholiſchen Kirche allda zu legen, wurde jener ſo liebenswürdige, um Deutſchland ſo hochverdiente, und darum allgemein verehrte Prinz nicht nur von der lichtfreundlichen Bürgergarde ſehr lau empfangen, ſondern auch am Abend von einem großen Pöbelhaufen durch Einwerfen der Fenſter des Hotels, worin er ſich aufhielt, und durch die ſchmählichſten Zurufungen auf das gröblichſte inſultirt, und des Pöbels Uebermuth, religiöſer Fanatismus und angeborne, wie angelehrte Haß gegen alles katholiſche Weſen verſtieg ſich ſo weit, daß ſelbſt das zum Schutz des katholiſchen Prinzen, und zur Herſtellung der Ruhe herbeibeorderte Militair auf den tobenden fanatiſchen Haufen feuern mußte, wodurch viele getödtet, und noch mehrere ſchwer verwundet wurden. Nach einem ſo ſchandvollen Benehmen in einer Stadt, die von jeher von ihren Fürſten auf jede Weiſe begünſtigt wurde, entfernte ſich der Prinz früh am anderen Morgen in aller Stille, und überließ über jene chriſtliche, lichtfreundliche That das Urtheil der Mit- und Nachwelt. — Obgleich nun nicht zu läugnen iſt, daß bei allen ſolchen Vorfällen der Pöbel, als Handelnder, immer im Vordergrund ſteht, ſo kann doch auch nicht in Abrede geſtellt werden, daß die Anreizer und Leiter ſolcher Exceſſen ſich im Hintergrunde finden, die dann das Geſchehene zu feindſeligen Demonſtrationen gegen die Regierung auszubeuten, und durch Beileidsbezeugungen gegen die Opfer, die durch ihre Schuld gefallen ſind, den inneren Grimm gegen jene zu ſteigern ſtreben. So wurde denn für die Getödteten, gleich Martyrern, das feierlichſte Begräbniß gehalten, die Betheiligung der Bürgergarden-Commandatur und die Stadtfahnen dazu erbeten, und von dem Militair-Commando die Abſperrung des Linienmilitairs begehrt und erlangt.

Selbſt in der Addreſſe, welche der Magiſtrat und die Stadtverordneten dem Könige überreichen ließen, wurde der ſchmachvolle Exceß der Volksmaſſen nur ſehr zweideutiger Weiſe berührt, derſelbe durch kein Wort ernſten Tadels entſchieden mißbilligt, deſto mehr aber das Geſchick jener beklagenswerthen Opfer, die durch das Einſchreiten des Militairs gefallen waren, darin her-

vorgehoben, und auf eine feine, verdeckte Weise dem letzteren und seinen Chefs die Hauptschuld beigemessen, nachdem schon vorher durch die ehrenhaftesten Zeugnisse erwiesen war, daß der Befehl zur Anwendung der Gewalt nicht von dem Prinzen gegeben worden. Vorgänge dieser Art, die sogar gegen einen königlichen Prinzen gerichtet waren, und die selbst mit den Berliner Versammlungen zu Tivoli und mit den Königsbergern in dem Böttcherhöfchen und mit den blutigen Auftritten zu Posen eine zusammenhängende Kette bilden, mußte doch endlich die hohen Häupter überzeugen, daß im Hintergrunde aller jener kirchlichen Bewegungen der protestantischen, wie der katholischen Lichtfreunde doch nur sehr gefährliche, die Staaten und Throne bedrohende Tendenzen sich verbergen, indem mit der Verwerfung der Kirche schon der Anlauf auf den Staat gegeben und erleichtert ist.

So ergriff man denn allerwärts sehr ernste Maaßregeln; die Volksversammlungen wurden verboten, die Aufsicht der Polizei verschärft, Untersuchungscommissionen ernannt, und aus Leipzig, jenem Herde des elendesten, volksverderblichsten Litteraturthums, vierzehn Scribenten ausgewiesen.

In solchen revolutionairen Zustand ist nun Sachsen, und mit ihm der größere Theil des deutschen Norden und Osten versetzt, indem Luther, Calvin, Zwingli schon längst dort veraltet, und creditlos geworden sind, die unwissendsten, unmoralischsten und verworfensten Menschen nur auf Bildung neuer Secten denken, und die Paulusse, Bretschneider, Neudecker ꝛc., und in neuester Zeit noch die Ronge, Czerski, Kerbler, Würmle die Lärmtrommel schlagen über den neuen Einbruch alten Aberglaubens, über Ultramontanismus und Jesuitismus, da es sich doch nur um den Bestand des Christenthums handelt. — Und was wollen alle jene Menschen? Doch wohl nichts anderes, als was schon vor sechzig Jahren die französischen Jakobiner wollten, zuerst die Vernichtung der kirchlichen, und dann jene der politischen Autorität! Die Rongeaner aber, diese deutsch-katholischen Freischärler, die nun allenthalben den Ruf: „hinweg mit dem Papste!“ erschallen lassen, gedenken nicht der Worte, die einst Luther in einer ruhigen Stunde niederschrieb: „Jene haben den

Papſt noch nicht überwunden, die da glauben, ſie hätten ihn überwunden", noch auch ſeiner Prophezeiung auf dem Todbette, die ihn ſelbſt noch dort als einen Lügenpropheten bezeichnet. — Das Papſtthum aber hat, als göttliches Inſtitut, ſchon ſeit 1800 Jahren ſo viele Tyrannen und Wüthriche, ſo viele geniale Freidenker überlebt, daß es auch ſicherlich die Dummköpfe und Strohmänner unſerer Zeit überleben wird.

Möchte demnach die Gottheit in dieſer ſo weit verbreiteten religiöſen und politiſchen Criſis unſerer Zeit den trefflichen Fürſten Sachſens mit ihrer Gnade um ſo mehr zur Seite ſtehen, da ſie als geborne Katholiken im Kampfe mit der proteſtantiſchen Revolutionshyder des göttlichen Beiſtandes im größten Maaße bedürfen. —

Hannover.

König Ernſt Auguſt.

Als in der franzöſiſchen Revolution der Advokat Reubel, Präſident des franzöſiſchen Direktoriums wurde, ſagte er zu einem unſerer Freunde: „es gereicht Deutſchland zur Ehre, daß auf den meiſten Thronen Europas Deutſche ſitzen." Wir wollten nun gern dieſes Compliment, das er, als Elſäßer, nur ſich ſelbſt machte, auch für die deutſchen Fürſten annehmen, wenn nicht gerade in dem auswärtigen Thronbeſitz deutſcher Regentenfamilien durch Beibehaltung ihrer deutſchen Stammländer die Schmach und das Unheil von Deutſchland ſich begründete. Hätte daher der Churfürſt Georg von Hannover, als er zur Thronfolge in England gelangte (1714) ſein deutſches Churfürſtenthum an den nächſten Agnaten abtreten müſſen, ſo waren Deutſchlands Freiheit, Ehre und Intereſſen geſichert, die Hannoveraner mußten nicht für Englands Intereſſen bluten, noch Deutſchland ſeinen Handel und ſeine Induſtrie durch jenes auf alle Weiſe benachtheiligt ſehen. Indem nun jene Trennung nicht geſchah, ſo bleibt das Königreich Hannover, bei welchem keine weibliche Succeſſion ſtatt findet, trotz ſeines dermaligen männlichen Regenten noch immer eine mit England eng alliirte deutſche Provinz, und hierdurch eine wahre Ironie der deutſchen Einheit, und der

jetzige König Ernſt Auguſt, dieſer Hochtory von Haus aus, und als Herzog von Cumberland noch immer Mitglied der engliſchen Pairskammer, ſpielt durch eigenen Geiſt und Englands mächtigen Einfluß eine die Ruhe und die Intereſſen Deutſchlands wahrlich nicht ſichernde Rolle.

In England als das Haupt der Orangiſten-Clubs bekannt, übertrug er beim Antritt ſeiner Regierung (20. Juni 1837) ſogleich den Geiſt derſelben auf Deutſchlands unglücklichen Boden, vertagte ſchon am 29. Juni die allgemeinen Stände, machte am 5. Juli ſeinen Entſchluß, das ihm mißfällige Staatsgrundgeſetz vom 26. Sept. 1833 abzuändern, bekannt, und löste die bisher bloß vertagten allgemeinen Stände völlig auf (30. Okt.). — Zugleich entließ er das ganze bisherige Cabinets-Miniſterium, ernannte den Herrn von Scheele zum alleinigen Cabinetsminiſter, und proklamirte dann die völlige Aufhebung des Staatsgrundgeſetzes, wobei er den Vorwand nahm, der König Wilhelm IV. von England habe durch eigenmächtige Veränderungen den vertragsmäßigen Weg verlaſſen, und durch ſolches die Rechte der Agnaten und der Regierung ſehr verletzt.

Dieſe wichtige Verfaſſungsreform erregte nun bei den meiſten Staatsbürgern den größten Unwillen, indem das vernichtete Staatsgrundgeſetz allgemein als das Werk der Weisheit und der Huld des Königs Wilhelm IV. betrachtet wurde, und ſchon durch die wohlthätigſten Folgen als der größte Gewinn des Landes ſich gezeigt hatte. Indem nun die Beamten einen neuen Eid ablegen ſollten, der den Geſinnungen der Meiſten nicht entſprach, ſo wurde dieſer Gegenſtand zu einer wahren Lebens- und Gewiſſensfrage. Von allen Seiten erſchienen nun Proteſtationen und Beſchwerden, und die Furcht bemächtigte auch die Bewohner anderer Bundesſtaaten, man wolle alle deutſche Verfaſſungen umſtürzen.

Die meiſten zweiten Kammern der deutſchen Landſtände geriethen in die größte Aufregung, und allenthalben erhoben ſich Stimmen zur Erhaltung der Verfaſſung. So reichten denn auch am 18. November 1837 ſieben ausgezeichnete Profeſſoren an der Univerſität Göttingen (Dahlmann, Albrecht, Jak. Grimm, Wilh.

Grimm, Ewald, Weber und Gervinus) eine Vorstellung an das Curatorium der Universität ein, worin sie erklärten, daß, nach Aufhebung des Staatsgrundgesetzes ihr Gewissen sie von der Ableistung des geforderten Huldigungseides abhalte.

Der König befahl nun (11. Dez.) die augenblickliche Entlassung der Professoren von ihren Aemtern, und verwieß drei derselben, Dahlmann, Jakob Grimm und Gervinus, wegen Verbreitung jener Vorstellung, binnen drei Tagen aus dem Lande. Hierdurch steigerte sich die Aufregung immer mehr, und mehrere Ständeversammlungen Deutschlands trugen nun bei ihren Regierungen auf Einschreiten bei dem Bundestage für die Aufrechthaltung der hannöverischen Verfassung an, indem sonst jeder deutsche Regent sich befugt glauben könnte, nach eigenem Willen die Verfassung aufzuheben. Doch die hannöverische Regierung schritt auf der einmal betretenen Bahn fort, verwarf mehrere zur zweiten Kammer gewählte Deputirte, deren Vorliebe für das Staatsgrundgesetz bekannt war, und eröffnete die Sitzungen im Jahre 1838, wo jedoch am 25. Juni die Mehrzahl in der zweiten Kammer gegen das System der Regierung förmlich protestirte, und die ihr zur Bestätigung vorgelegte Verfassung verwarf.

Sogleich befahl der König die Auflösung der Kammern, und ließ nun neue wählen, die im Jahre 1839 die neue Verfassung genehmigten. — Von den aufgelösten Ständen wendeten sich aber 28 Deputirte der zweiten Kammer mit einer Beschwerde wegen des Königs Verfahren an die Bundesversammlung. Da jedoch seit dreihundert Jahren Rang, Titel, Confession und andere Verhältnisse bei den Urtheilen und Beschlüssen der Deutschen sehr entschieden einwirken, so wurden denn auch die Bittsteller mit ihrem Gesuch abgewiesen, wodurch die Spannung im Königreich fortdauert, wie die Stände im Jahr 1841 zeigten, und einen schwebenden Prozeß bildet, dessen Erledigung wahrscheinlich auf einem anderen Wege kommen dürfte.

Als hochkirchlicher Tory ist denn auch der König stets auf die Beschränkung der katholischen Kirche bedacht, und selbst der Katechismus des Pater Canisius, den schon Deutschland seit Jahrhunderten kennt, fand vor dessen königlichen Augen keine

Gnade. Indem er nun auch seinen jüngst gebornen Enkel in seinen Grundsätzen erziehen lassen will *), so hat das Königreich Hannover die schönste Aussicht, eine in ihrer Art feste und consequente Regierung zu behalten, wenn Gott durch seine Geschicke nicht etwa die menschlichen Pläne durchkreuzt.

Verhindert daher die Kirchenspaltung stets die wahre Einheit des deutschen Vaterlandes, so ist aber selbst seine politische nur eine Chimäre, so lange noch auswärtige mächtige Könige sogar als Bundesglieder erscheinen, indem hierdurch mehr die äußeren als die inneren Verhältnisse in der Wagschaale der bundestäglichen Verhandlungen wiegen.

Indem wir nun in möglichster Kürze die Zustände von Oesterreich und Bayern, sowie jene von Preußen, Sachsen und Hannover unsern Lesern darlegten, dürfte jeder Unbefangene bei den ersteren die Einwirkungen des Katholizismus, bei den letzteren aber jene des Protestantismus leicht erkennen, da dort Ruhe und Stabilität, hier aber unruhiges Treiben in Kirche und Staat herrscht. Ein gleicher Geist und eine ähnliche Anfeindung und Bedrückung der katholischen Kirche findet sich aber auch in den übrigen kleineren Bundesstaaten vor, wo überdieß die Befreiung von unwürdigen kirchlichen Fesseln der dortigen katholischen Bevölkerung um so schwerer fiel, und noch fällt, da selbst ein Theil des dortigen katholischen Clerus auf der Seite ihrer Feinde stund, und hie und da noch steht.

Denn gerade in Würtemberg, Baden, Hessen ꝛc. befanden sich früher unter dem höheren Clerus solche Geistliche, bei denen der politische und kirchliche Liberalismus, der Josephinismus, die Emser Punctation und der Haß gegen den Cölibat incarnirt waren, und wahrscheinlich bei manchen heute noch incarnirt sind, die daher den protestantischen Regierungen jederzeit zur Stütze dienen. — Als nun nach dem Tode des Fürst-Primas, Erzbischof von Regensburg, Karl Theodor von Dalberg, auch die Bisthümer Constanz und Worms erledigt wurden, und allenthalben für die Katholiken neue Verlegenheiten entstanden, traten zur

*) Allgemeine Zeitung vom 3. Okt. l. J.

Regulirung der katholischen Kirchenangelegenheiten die Gesandten protestantischer Fürsten und Städte (von Würtemberg, Baden, beiden Hessen, Nassau, Mecklenburg, den sächsischen Ländern, Oldenburg, Waldeck, Lübeck, Bremen, Frankfurt und Hamburg), in Frankfurt zusammen (24. März 1818), wo jene die unsinnige Idee einer deutsch-katholischen Nationalkirche, die heute der Pöbel verwirklichen möchte, zur Basis einer Vereinigung mit dem Oberhaupt der Kirche zu machen strebten. Indem nun die Gesandten von Würtemberg und Baden mit ihren als „magna charta libertatis ecclesiae cath. romanae" bezeichneten Propositionen zu Rom nichts ausrichteten, und die Mißstände und Verlegenheiten allenthalben sich vermehrten, wurden die Verhandlungen zu Frankfurt nach Jahren wieder aufgenommen, und das Kirchenwesen endlich dahin ausgeglichen, daß der Papst Pius VII. durch seine Erektions- und Circumscriptionsbulle „provida solersque" das Erzbisthum Freiburg errichtete, und ihm die Suffraganbisthümer Rottenburg, Mainz, Fulda und Limburg unterwarf. Indem nun der Papst die weitere Einigung über andere kirchlichen Gegenstände der Weisheit der Fürsten überließ, diese jedoch in ihrem protestantischen Geiste die bischöflichen Stühle nicht mit kirchlichen, sondern mit unkirchlichen Geistlichen besetzt wissen wollten, verwarf der Papst ihre Wahl mit dem größten Recht, da er vernommen hatte, daß jene im Allgemeinen versprochen hatten, die von Rom (1819) verworfene und nun in einer s. g. Kirchenpragmatik einseitig vom Staate aufgestellten Grundsätze zu vollziehen. Unter jene vom Papste nicht bestätigten Bischöfe gehörten unter andern der bekannte Freiherr von Wessenberg und Hr. v. Wreden, von denen der erstere wegen seiner unkirchlichen Gesinnung *), der letztere wegen

*) Schon als Coadjutor in der Diözese Constanz hatte Wessenberg durch manche Verordnungen, und später durch seine „Geschichte der großen Kirchenversammlungen des 14. und 15. Jahrhunderts seine unkirchlichen Gesinnungen ausgesprochen, wie er denn auch durch seine Erklärung: „die Jesuiten hätten das Christenthum mit dem Kirchenthume verwechselt", deutlich zu erkennen gab, daß er ein Christenthum ohne Kirche wünsche.

seines unkirchlichen Lebenswandels keinen Hirtenstab verdiente. — So blieb der kirchliche Zustand noch mehrere Jahre ungeordnet, bis endlich nach dem Tode Pius VII. die Verhandlungen unter Leo XII. wieder angeknüpft wurden, der nun in der Bulle „ad Dominici gregis custodiam“ (11. Apr. 1827) mit Berücksichtigung örtlicher Verhältnisse über die zukünftige Wahlart, über den Informationsprozeß, über die Constituirung der Kapitel und Ernennungsart ihrer Mitglieder, über die Seminarien, den freien Verkehr mit Rom und die Ausübung der bischöflichen Rechte die nöthigen Bestimmungen erließ.

So wurde nun der erzbischöfliche Stuhl zu Freiburg durch Bernhard (Boll) besetzt; allmählig folgte auch die Besetzung der bischöflichen Stühle zu Rottenburg, Mainz, Fulda und Limburg nach, worauf die betheiligten Regierungen den Entwurf über die „Ausübung des oberhoheitlichen Schutz- und Aufsichtsrechtes über die katholische Kirche“ in einem gemeinsamen Erlasse versprachen. Als nun jener am 30. Januar 1830 erschien, erkannte Jedermann, daß demselben die früher schon verworfene Kirchenpragmatik zu Grunde lag, und daß die Kirche ihrer freien Entwicklung gänzlich beraubt, und in allen ihren Handlungen der polizeilichen Gewalt unterworfen werden sollte, wobei überdieß die betheiligten Fürsten zur strengsten Vollstreckung derselben sich verbanden.

Natürlich regte diese akatholische Kirchenpragmatik alle kirchentreue Katholiken mächtig auf, und nicht nur der edle Freiherr von Hornstein wieß auf dem Würtemberger Landtage sehr gründlich und freimüthig das Widerrechtliche und tief Verletzende in derselben nach, sondern auch der Papst erhob dagegen seine kräftige Stimme, und klagte selbst die Bischöfe der Kirchenprovinz an, daß sie statt ihre Stimme zu erheben und mit dem Apostel zu erklären „man müsse mehr Gott als den Menschen gehorchen“, ihre Pflicht hintangesetzt und geschwiegen hätten. Um nun der Kirche jede Freiheit zu rauben, und sie recht zu knechten, wurden auch die Ordinariate mehr und mehr dem Cultusministerium untergeordnet.

Wie immer fand denn die Kirche in ihren unteren Reihen

wieder ihre würdigsten und kräftigsten Vertreter, und Männer, wie der unvergeßliche Möhler, traten auf, und hauchten ihren wahrhaft katholischen Geist der studirenden Jugend ein, die schnell als jüngerer Clerus den älteren an kirchlichem Geiste und christlichem Lebenswandel übertraf und beschämte. Obgleich nun der Bischof von Rottenburg, der früher bei seiner württemberger Gottesdienstordnung keineswegs einen ächt römisch-katholischen Geist gezeigt hatte, jetzt wieder einlenkte, und bei der zweiten Kammer der württemberger Landstände, auf die durch die Verfassung der katholischen Kirche gebührende Autonomie antrug, fand er so wenig Anklang und Rechtsgefühl, daß er mit seinem Antrag abgewiesen wurde, worüber selbst der bekannte Ultraliberale Carove mit dem größten Unwillen sich aussprach. Eben so blieben seine Reclamationen wegen der gewaltsamen Entfernung des Professors Mack und jener Repetenten an dem Wilhelmsstifte, die sich, wie jener, durch ihre Anhänglichkeit an die katholische Kirche und durch ihren begeisternden Unterricht auszeichneten, ohne allen Erfolg. Dagegen zeigte die erste Kammer weit mehr Rechtsgefühl und würdevolle Unabhängigkeit, indem sie in einer Adresse S. Maj. den König bat, daß die Stellung der Kirche zur Staatsgewalt auf geeignetem Wege bestimmter geordnet werde.

So erneuerten sich bei jedem Landtage die gerechten Klagen der württemberger Katholiken, die jedoch meistens unberücksichtigt blieben, weil selbst hochgestellte katholische Geistliche ihre Beseitigung zu hindern scheinen. Als daher der Bischof von Rottenburg, der viele Jahre geistig verblendet war, auch im Alter leiblich erblindete, und keine bischöfliche Funktion mehr verrichten konnte, erhielt trotz dieses körperlichen Unvermögens die Diözese Rottenburg dennoch keinen Coadjutor, weil, wie es scheint, die persona grata des Königs pflichtmäßig dem Oberhaupte der Kirche nicht angenehm seyn kann, weßhalb der greise Erzbischof von Freiburg einstweilen noch die nöthigsten bischöflichen Funktionen dort verrichtet.

Wie aber einst die antichristliche, hegelische Philosophie aus Preußen nach Würtemberg wanderte, und dort vor zwei Jahren

noch in einem Professor der Hochschule einen warmen Vertheidiger fand, so eilten auch in unserer neuesten Zeit die preußischen Rongeaner aus dem Norden in den Süden, in jenes gelobte Land des „Fortschrittes", wo zwar die protestantische Bureaukratie sie nicht auf ihre Flügel, doch unter ihre Fittiche nahm, indem sie selbst die frühere Verfagung des Gebrauchs einer protestantischen Kirche dadurch umging, daß sie dem Ulmer Dom für einige Stunden den Charakter einer Kirche nahm, und ihn für das dort aufzuführende Spectakelstück zu einem profanen Versammlungsort erklärte. So traten denn die Prediger der „Allerweltsreligion" dort auf, und richteten ihre Worte des Heils an fünfzehn armselige, verführte Tröpfe, während eben so viele tausend Neugierige den länderdurchreisenden geistlichen Possenreißern zuhörten, den schlechtesten Worten derselben Beifall zollten, und sich daran gewöhnten, wie einst in den französischen Decadenfeiern, das Heiligste in den Koth gezogen zu sehen.

Möchte daher Se. Maj. der König, der durch Gründung der größtentheils ausgezeichneten kathol.-theologischen Facultät und des damit verbundenen Wilhelmsstiftes zu Tübingen jeden deutschen Katholiken zum aufrichtigsten Danke sich verpflichtet hat, die Folgen jener kirchlichen Wühlereien wohl erwägen, indem nicht jene elende deutsch-katholische Secte, von der ihr Stifter in Ulm Hr. Chownitz schon längst sich losgesagt hat, sondern jene protestantischen Lichtfreunde zu fürchten sind, die gegenwärtig den Königen von Preußen und Sachsen so viele kirchliche Schwierigkeiten bereiten, und schon zu manchen Excessen führten.

Aber auch in dem größtentheils katholischen Baden hatte die Kirche seit vielen Jahren einen schweren Stand, indem in der zweiten Kammer der badischen Landstände Männer, wie Ruef, Welker, Rotteck, sammt allen heirathslustigen Geistlichen, ganz im revolutionären französischen Geiste der neunziger Jahre alle der Kirche garantirten Rechte als nichtig betrachteten, eine neue, auf die schlechtesten philosophischen Ideen gegründete Ordnung ihr aufdringen, und sogar ein Schisma proclamiren wollten, im Fall der Papst nicht beistimme. Ein solches moderne Kirchenrecht fand natürlich bei der protestantischen Regierung den

größten Beifall, und die völlige Bevormundung der Kirche und Religion, und das abscheuliche Eingreifen der katholischen Kirchensektion in die Rechte des Erzbischofs und Ordinariats nöthigten endlich den friedlichen und äußerst toleranten Erzbischof Bernhard kurz vor seinem Tode die fernere Ausübung seines Amtes völlig aufzugeben.

Zum Glück für die katholische Kirche Deutschlands traten nun durch höhere Fügungen die Cölner Wirren ein, indem die Gottheit das preußische Ministerium in seinen Angriffen gegen die Kirche verblendete, dem Erzbischof von Cöln die nöthige Geistesstärke zur Behauptung der kirchlichen Rechte verlieh, und hierdurch einen Stand der Dinge herbeiführte, durch den die Katholiken Deutschlands mit Enthusiasmus um ihr Kirchenoberhaupt sich schaarten, und zuletzt auch den Sieg errangen. Unter diesen Verhältnissen lenkte denn die badische Regierung wieder um so mehr ein, als sie selbst allmählig zur Ansicht gelangte, daß die s. g. kirchlichen Liberalen eben so unzuverläßig für den Staat, wie für die Kirche erscheinen, weßhalb sie auch manchen zu Deputirten gewählten Beamten und Geistlichen, wie dem Dominikus Kuenzer in Konstanz, den Urlaub, und somit den Sitz in der Kammer verweigerte. Auch die früheren Extreme des Liberalismus und der Unkirchlichkeit wurden auf der Freiburger Universität durch Anstellung von Männern beseitigt, die vom wahren katholischen Geiste beseelt, auch die studirende Jugend davon beleben, wie denn das im Oktober 1842 eröffnete Convikt selbst die kühnsten Hoffnungen übertrifft, die man vor einem Jahrzehnt darüber hätte hegen können. Versuchte nun auch die badische Regierung im Jahre 1845 noch einmal in das innere Wesen der Kirche einzugreifen, indem sie einen Erlaß des Ordinariats an die Pfarrer wegen der gemischten Ehen verwarf und ungiltig erklärte, so reichte doch ein sehr ernster Hirtenbrief des Erzbischofs hin, um die Pfarrer an ihre priesterliche Pflicht und geistlichen Gehorsam zu erinnern, und das protestantische Ministerium in die Schranken seiner politischen Gewalt zu verweisen.

Doch auch in dem Großherzogthum Hessen, dessen Fürst,

sammt seinem ganzen Hause sicher zu den toleransesten gehört, fehlte es nicht an intoleranten, verfolgungssüchtigen Umtrieben der protestantischen Camarilla und Bureaukratie, indem nicht nur der würdige Professor der katholischen Theologie zu Gießen Dr. Riffel wegen seiner Darstellung der Reformation, statt ihn wissenschaftlich zu widerlegen, von der Universität entfernt und pensionirt, sondern auch im Laufe dieses Jahres dem einzigen katholischen G.-Staatsrath von Linde das Referat in Kirchensachen abgenommen wurde, dessen auf Geschichte und Erfahrung gegründete religiösen Ansichten wahrscheinlich den kirchlichen Revolutionsmännern unserer Zeit nicht entsprachen *).

Ernster nehmen aber Churhessen und Nassau die Zeichen der Zeit, und schützen wenigstens nach Kräften ihre Länder vor einem kirchlichen Brand, indem sie den tollen fanatischen Brandstiftern den Zugang nicht gestatten, und den Dissidenten die Vereinigung in Gemeinden nicht erlauben. Selbst den Wühlereien im Staate scheint Churhessen mit Ernst entgegen zu treten, und hat daher die Versammlung des Gustav-Adolphs-Vereins zu Hanau vor Kurzem untersagt.

Auch der König der Niederlande befolgt jetzt ein anderes Regierungssystem, als ehehin sein königlicher Vater befolgt hatte, und bewahrt sich die Liebe und Treue seiner katholischen Unterthanen, indem er in ihr kirchliches Wesen sich keine Eingriffe erlaubt.

Um aber den Geist der Zeit und sein Treiben selbst dem Bundestage recht sichtlich darzulegen, hat die freie Stadt Frankfurt im Laufe dieses Jahres einen katholischen Priester, der das Beichtgeheimniß nicht verrieth, durch polizeiliche Gewalt aus der Stadt entfernt, und dann den Dissentern eine Kirche eingeräumt, die sich nun zu einer Gemeinde constituirten, den bekannten Kerbler zu ihrem Prediger annahmen, und vor Kurzem selbst durch die Predigten eines Ronge und Dowiat sich beglücken ließen.

*) Siehe dessen treffliche Schrift „Staatskirche, Gewissensfreiheit und religiöse Vereine.“ Mainz 1845.

Während also von der deutschen Einheit allenthalben gefaselt wird, erblicken wir in Deutschland, vorzüglich aber in dessen Norden und Osten, religiöse Wirren solcher Art, die hinlänglich an Tag legen, daß zwischen den verschiedenen Confessionen es zwar Waffenstillstände, doch keinen dauerhaften Frieden geben könne, und daß der Unglaube unserer Zeit unter dem Vorwand, die Religion von allen Menschensatzungen zu reinigen, stets sein höchstes Ziel verfolgt, allen christlichen Glauben zu vertilgen. — So ist denn die kirchliche Bewegung in der Gegenwart eine bloße Fortsetzung jener, die man vor dreihundert Jahren die „Reformation" nannte, und die jetzt von den Lichtfreunden nochmals reformirt werden soll. Dieser Geist, den Fürsten und Regierungen lange Zeit hegten, hat zu ihrem Schrecken unter der Masse des Volkes sich verbreitet, spottet daher der Cabinetsordren und jeder physischen Gewalt, und würde für die Ruhe der christlichen Staaten vieles fürchten lassen, wenn er nicht, wie die Geschichte so vielfach zeigt, sich selbst zerstörte. Mit Recht sagt daher der geistreiche Wolfgang Menzel: „In allen aufgeregten Zeiten kommen wahnsinnige Secten auf, die aber allemal mit dem ersten Völkerrausche wieder verfliegen und verschwinden. So die mancherlei hoffärtigen Ketzer früherer Zeiten, so die Adamiten zur Hussitenzeit, so die Wiedertäufer während der Reformation, so die Millenarier in der englischen Revolution, so die Illuminaten und Theophilanthropen in der französischen Revolution. In allen diesen Fällen wollte der Mensch den göttlichen Geist unmittelbar in sich aufgenommen haben und selber Gott seyn, — ein Revolutionssymptom, das immer wiederkehrt, und sich voraus berechnen läßt, wie Krankheitssymptome am zerrütteten Organismus. Ganz dieselbe Erscheinung kehrt nun auch in unsern aufgeregten Zeiten wieder. Die Lichtfreunde sind, was die Illuminaten, was die Widertäufer waren, vermeintliche Inhaber des göttlichen Geistes, die Gemeinde des Geistes, wie sie sich schon vor dreihundert Jahren nannte, die alle Ueberlieferung verwirft, nur noch die göttliche Offenbarung im eigenen Geiste anerkennt, und daher auch alle Verrücktheit, die der eigene oft sehr beschränkte Geist ausheckt, für göttliche Weisheit und

weltbeglückendes Heil ausgibt. Wer irgend die Geſchichte kennt, weiß, daß den Secten dieſer Art und ihren Stiftern immer ein Stempel geiſtiger Gemeinheit, ſchuſtermäßigen Grübelei und eines pöpelhaften Geſchmacks aufgedrückt war. Immer nur gebar ſich die Irrlehre im Kopf eines krankhaften Stubengelehrten, und pflanzte ſich fort unter der Klaſſe der Halbgebildeten, deren Pöbel noch ſchlimmer iſt, als der ganz ungebildete. Nie haben die Stifter oder Märtyrer ſolcher Irrlehren einen höheren Ruhm erlangt, als den eines Heroſtrats oder Schneiders von Leyden. Nie iſt ihr Reich von Dauer geweſen. Jederzeit bezeichnet ihr Vorkommen die ſchmähliche Seite einer großen Weltbewegung, und iſt es auch unvermeidlich, daß die glänzende Vorderſeite eine ſchmutzige Hinterſeite hat, ſo fällt es doch Niemand ein, den Catilina mit Cato, den Marat mit Laffayette zu verwechſeln. So werden auch die Namen der heutigen Lichtheroen in der Weltgeſchichte künftig nicht neben Luther, ſondern neben Thomas Münzer ſtehen. — Wie ſich hier auch die Hoffahrt bläht und ſpreizt, das Noble der Natur fehlt doch von vorn herein. Daß ein hochmüthig bornirter Landpaſtor, oder ein verrückter Schulmeiſter, die ſich für die geſcheideſten Leute in der Welt halten, weil ſie in Hegels Schule gegangen ſind, und vielleicht in ihren kleinen Kreiſen angeſtaunt werden, im Ernſt an einen Proteſtantismus in zweiter Potenz, an eine Reformation der Reformation glauben können, iſt ſehr begreiflich; unbegreiflich aber, wenn Männer von höherer Bildung ſolchen lichtfreundlichen Anſichten ſich anſchließen. Der Liberalismus thut daher ſehr Unrecht, wenn er die antievangeliſchen Beſtrebungen unter ſeine Aegide nimmt. Dieſe Beſtrebungen ſind weſentlich Ausgeburten des Despotismus, Flatulenzen einer politiſchen Stagnation, keineswegs Aeußerungen der Freiheit und edler Völker würdig. Gerade die freieſten Völker, Engländer und Nordamerikaner, ſind am wenigſten geneigt, ſich vom Evangelium emancipiren zu wollen, und wir Deutſche, die wir noch im politiſchen Knabenalter ſind, ſollten die Sache beſſer verſtehen, als jene politiſchen Männer?“

Was vermögen aber in den Tagen der Verblendung die Vernünftigen und Weiſen? Jene hegeliſche Philoſophie, die ſich

über das Christenthum hinausschwang, Gott nicht seyn, sondern werden läßt, die einen in und durch die Weltgeschichte sich entwickelnden Gott erkennt, und mit einer Kuppelei zwischen Fleisch und Geist endet, ist einmal zu den niederen Klassen gelangt, und jene Fragen, mit denen seit mehreren Jahrzehnten die Schule den ohnehin lockeren Protestantismus so mächtig rüttelte, sind nun auf den Markt gedrungen, und das Volk will sie selbst lösen, wobei die Indifferenz auf dem religiösen, und der Communismus auf dem politischen Gebiete Hand in Hand gehen. So erhitzt sich der Kampf zwischen den Alt- und den Ungläubigen, zwischen den Hengstenbergianern und Lichtfreunden immer mehr; eine Fluth von recriminirenden Schriften ist schon erschienen, und Geistliche, wie der Bischof Eylert und Superintendent Schulz u. v. A. erklären geradezu, daß in dem geistigen Fortschritt der große Vorzug der protestantischen Kirche vor der römisch-katholischen Kirche sich begründe, und daß Luther, der Reformator im 16ten Jahrhundert, ohne Zweifel im 19ten Jahrhundert, wenn er wieder auflebte, anders sich aussprechen würde, eine Ansicht, der wir gern beipflichten, indem Luther im Geiste seiner eigenen Erklärung *) jenen Lichtfreunden sicher zurufen würde: „quo ruitis scelesti!“ Doch die höheren Geschicke müssen in Erfüllung gehen, und so muß auch der Protestantismus so lange an sich geistig fegen und säubern, bis der platteste Nihilismus zum Vorschein kommt, und dann Zeiten eintreten, in welchen die Menschen unter der fürchterlichsten Zuchtruthe des Herrn wieder für die Annahme eines seit achtzehnhundert Jahren feststehenden positiven Glaubens empfänglich werden.

Zu diesen religiösen Wirren gesellen sich nun noch andere politische, merkantile und industrielle Verhältnisse, wie z. B. die Einwirkungen fremder Mächte, die heute noch die Mündungen der vaterländischen Flüsse beherrschen, und bei dem Bundestage Sitz und Stimmrecht haben, dann das Verlangen nach Reichsständen in Preußen, die Zollvereinsfragen ꝛc., die wahrlich keine wahre Eintracht und Einheit in Deutschland zulassen, und die

*) 1. Abth. Pag. 156.

Stunde der Scheidung zwischen seinem Süden und Norden schneller herbeiführen könnten, als jene glauben, welche die Scheidewand zwischen beiden beseitigt wähnen.

Jene kirchliche Revolution im 16ten Jahrhundert machte daher aus Deutschland ein Labyrinth, worin sich bis heute noch kein rechter Faden der Ariadne findet. Sie führte den Bauern- und Schmalkalder-Krieg und die Abscheulichkeiten zu Münster, dann den entsetzlichen dreißigjährigen Krieg *) und die Zerstück-

*) Der 30jährige Krieg hatte zur Folge: den Hunger, der so arg war, daß man das Fleisch von dem Schinderanger nicht verschmähte, Gehängte am Galgen herabschnitt, die Kirchhöfe umwühlte, und der Bruder die Leiche der Schwester, die Tochter jene der Mutter verzehrte, Eltern ihre Kinder schlachteten, und ganze Banden sich zusammenthaten, um Jagd auf Menschen zu machen. — Diesem folgten natürlich die Seuchen, welche die Menschen zu Tausenden hinrafften. — Noch ärger waren die Schändlichkeiten, welche die Menschen von den verwilderten Horden zu erleiden hatten. — Da wurden Leute bei angemachtem Feuer, oder in Backöfen gebraten, die Augen ihnen ausgestochen, die Köpfe zum Aufspringen eingeschraubt, Riemen aus dem Rücken geschnitten, Nasen und Ohren, Arme und Beine und säugende Brüste abgehauen, Kien und Schwefel unter die Nägel, oder in die Oeffnungen des Körpers gesteckt und angezündet, Mistjauche und Urin in den Hals geschüttet, die Fußsohlen aufgeschnitten und mit Salz bestreut, die Männer verstümmelt, an Pferdeschweife gebunden, zu Zielscheiben für Schießübungen aufgestellt, die Kinder den Eltern weggerissen, in Stücke gehauen, an die Wände geworfen, an Spieße gesteckt und gebraten, die Weiber und Jungfrauen vor den Augen der Männer und Eltern auf öffentlicher Straße, in Kirchen, und wohin sie immer flüchten mochten, geschändet, und nicht selten nachher verstümmelt oder ermordet. — Das arme, freiherrliche, adliche und bürgerliche Frauenzimmer wurde aus ganzen Städten wie eine Heerde Vieh fortgetrieben, und gezwungen, ganze Nächte hindurch nackt mit den Offizieren zu tanzen.

„Ganze Landschaften, sagt Forstner, ein gleichzeitiger Schriftsteller, liegen da, wie blutlose Leichen; hingeopfert sind die Einwohner durch Hunger, Elend und Jammer aller Art; wo einst die fröhliche Menge sich drängte, findet man stille, einsame Wüsten,

lung Deutschlands im westphälischen Frieden, dann die mordbrennerischen Kriege der Franzosen am Rhein, wie auch die zwei blutigen schlesischen Kriege, und endlich den französischen Revolutionskrieg herbei, durch den der deutschen kirchlichen Revolution auch die politische eingeimpft wurde. Denn durch jenen erlitt Deutschland seit 43 Jahren drei Theilungen nach Art der polnischen; sein Kaiserthron und mit ihm die Reichsfreiheit der meisten Adlichen und Städte verschwand; das ehemalige heilige römische Reich deutscher Nation bildet daher in unsern Tagen eine Zweiheit oder Dreiheit, oder Achtunddreißigheit, nur keine Einheit, und zeigt die Lösung eines wunderlichen Problems, indem dort ein Theil mehr wiegt, als das Ganze. — So hat denn jetzt Deutschland viele Souveraine, doch wenige Fürsten, die ihre Völker schützen können, und erscheint sonach als ein wundersames Gemisch von Souverainität und Abhängigkeit, von politischem Leben und politischem Tod.

---

und statt herrlicher Saaten zeigt sich dem Auge nur ärmliches Unkraut. Alle Landstraßen werden von Räubern umlagert; der Kaufmann, der Reisende wagt sich nicht mehr von einem Ort zum andern. Und diese Armuth, Verwüstung und Zerstörung haben wir selbst über uns gebracht, und Gottes Strafen vornehmlich durch die Heuchelei verdient, welche ihn zu ehren vorgibt, in Wahrheit aber ihn zu betrügen sucht. So wendet sich die Schärfe des Schwertes wider uns, und für unsere Laster und Sünden verfolgen uns Furien, Flammen, Rache jeder Art, panischer Schrecken und was sonst nur Unglückliches und Unseliges erdacht und ausgesprochen werden kann."

Bei dem revolutionären Geiste, der jetzt wieder in Deutschland in Kirche und Staat sich zeigt, dürfte eine Rückerinnerung an jene gräuelvollen Zeiten um so geeigneter seyn, als die jüngere Generation kaum auf die Vergleichungen und Warnungen horcht, die ihnen der Rückblick der älteren darbietet.

Schluß.

Si separaveris pretiosum a vili,
quasi os meum eris.
Jeremias 15, 19.

„Trenne das Herrliche vom Schlechten, das Erhabene vom Gemeinen, das Wichtige vom Unwichtigen, und du wirst gleichsam mein Mund seyn.“ Diese goldnen Worte des Propheten verdienen die größte Beherzigung jedes Geschichtschreibers, der in der Auswahl der Thatsachen, in ihrer Zusammenstellung und Gruppirung seinen historischen Geist zeigen, und seine geschichtliche Darstellung nicht der Gefahr aussetzen will, daß aus Mangel scharfer Umrisse und hervorleuchtender Verbindungspunkte ihr innerer Zusammenhang durch farblose, unwichtige Thatsachen verdüstert, oder in eine übersichtslose Verworrenheit verschlemmt werde. —

Liegt nun hierin eine Hauptaufgabe für jeden Geschichtschreiber, der sich nicht zu einem Chronikschreiber erniedrigen will, so gibt es auch für ihn noch verschiedene Standpunkte, aus denen er nach Gefallen die Weltereignisse betrachten, und sie darstellen kann. So schreibt in unsern Tagen Thiers die Geschichte Frankreichs aus dem Standpunkte des „Ruhms“, indem er zur Freude aller Säbelschlepper den alten Moniteur bunt illuminirt, und im Zusammenhang erscheinen läßt. Andere schreiben die Geschichte aus dem Standpunkte des „Patriotismus“, und heben darin den Republikanergeist zur Anregung aller Demagogen glänzend hervor. Andere wählen sich den Handel, die Industrie ꝛc. zum

Gegenstand ihrer geschichtlichen Darstellung, wir hingegen nehmen die Religion Christi und die wahre Civilisation, die doch mehr wie alles andere in das Wesen der Menschheit eingreifen, zu unserer geschichtlichen Aufgabe, stellen uns daher jederzeit auf die hohe Warte, auf den alten, unvergänglichen Felsen Petri, und betrachten von dort herab alle Ereignisse dieser Welt. Wie demnach ein sehr geistreicher Mann anderwärts schon bemerkte, ist die Weltkirche Christi ihrem inneren Charakter nach wahrhaft historisch, und die eigentliche Religion der Geschichte, indem sie die Geschicke der Menschheit nie abbrechen, sondern ihren Faden im Anbeginn der Zeiten aus dem Rathe der schaffenden Gottheit und ihrer Wächter hervorgehen, und am Ende der Tage in den Schooß der richtenden zurückgehen läßt. Dagegen zerschneidet der Akatholizismus alle Fäden der Vergangenheit im Glauben und im Recht, isolirt den Menschen auf sich selbst, reißt ihn von Gott los, und strebt nur nach dem größtmöglichsten Maaß irdischer Glückseligkeit. Er sucht daher einen Vernunftstaat zu gründen, worin die Willkühr entweder oben als Despotismus, oder unten als Revolution gebietet.

Von diesem Standpunkte aus haben wir bisher unsere Revolutionsgeschichte von Frankreich, England und Deutschland, zwar in möglichster Kürze, doch mit Hervorhebung aller wichtigen Ereignisse geschrieben, und schließen nun Deutschlands blutiges, gräuelvolles, menschenverderbliches Drama, indem wir nur noch einige Blicke auf dessen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft werfen.

Blicke in die Vergangenheit.

Unterliegt es nun keinem Zweifel, daß die Weltkirche Christi in ihren Mysterien, Lehren und Institutionen ganz den Charakter der Göttlichkeit trage, indem sie den Verstand und das Gemüth jedes treuen Bekenners vollkommen befriedigt, und selbst die göttliche Verheißung ihrer ewigen Dauer, und der Schutz ihres

Stifters an ihr sich täglich bewähren, so kann man doch auch nicht in Abrede stellen, daß jener himmlische Schatz in die Hände irdischer, gebrechlicher Menschen gegeben sey, die bald aus Sinnlichkeit keinen rechten Gebrauch davon machen, oder aus teuflischem Sinn ihn verderben, oder ganz hinwegwerfen. — Muß aber jeder Mensch, der auf sein Seelenheil bedacht ist, täglich manches in seinem Thun und Lassen verbessern, und sich selbst reformiren, so bedürfen auch die Vereine, die Völker und Staaten öfters einer wahren Reformation, wobei sich die Frage gleich aufdringt, worin der Unterschied zwischen einer wahren und falschen Reformation denn bestehe. Obgleich nun in manchen bändereichen Werken jener Unterschied schon hinlänglich nachgewiesen wurde, glauben wir doch, daß ein sehr geistreicher Protestant denselben durch ein aus der Sinnenwelt genommenes Beispiel am besten und augenfälligsten dargestellt habe, weßhalb wir auch jenes unsern Lesern zu ihrer Kenntniß hier vorlegen.

So sagt denn der Hr. Hofrath von Schubert in seinen trefflichen Erzählungen *): „Wenn der Lebensodem der irdischen Natur, wenn ein sanfter Wind mit seiner erfrischenden Kraft durch Wald und Feld sich ergeht, da bewegt er die Blätter und Zweige, nach dem Maaße seiner Stärke; der vorübergehende Wanderer wird erquickt durch den kräftigen Hauch, er hört das Rauschen in den Wipfeln der Bäume, und sieht das Wogen der Blätter und Zweige, sowie der Kornfelder; es erscheint ihm als etwas Natürliches und Gewöhnliches, denn er selbst wird von der nämlichen Luft angeweht, welche jene bewegt. (Durch eine solche Luftbewegung verschwindet auch der Nebel, der auf dem Baume lagert, er wird wieder den Sonnenstrahlen bloßgestellt, und in seinen Wurzeln befestigt.) Wenn aber eine besondere Ursache, etwa ein Thier (ein Eber, ein Dachs, eine Hyäne ꝛc.), das unter die Wurzel eines Baumes sich hinwühlte, diesen in gewal-

*) Erzählungen von Dr. G. Heinrich von Schubert, gewidmet der Frau Erbgroßherzogin Mathilde von Hessendarmstadt. 1. Bd. Pag. 404. (Zur bessern Verständigung des trefflichen Vergleichs haben wir noch einiges eingeklammert.)

tige Bewegung ſetzt, da regen ſich zwar ſeine Blätter und Zweige auch, und wogen auf und nieder, wie von Sturmesgewalt, auch werden wohl die zunächſt ſtehenden Bäume des Waldes, deren Zweige mit denen des anderen in Berührung kommen, mit in die gewaltſame Erſchütterung hineingeriſſen, dieſe bleibt aber immer etwas Unnatürliches. Und obgleich ſie viel mehr Aufſehen macht als die gewöhnliche, natürliche Bewegung durch die Luft; denn die Wanderer (Geſchichtſchreiber) bleiben vor einem auf ſolche Weiſe bewegten Baume, wie vor etwas Seltſamen und Wunderlichen ſtehen, wirkt ſie doch niemals eine wahrhafte Erfriſchung der Lebendigen", (und durch Zernichtung der Wurzeln ſogar das Abſterben der Bäume ſelbſt).

Ein ſolcher Vergleich könnte nicht treffender ſeyn, indem er die wahre und falſche Reformation in der Art ihrer Entſtehung wie in ihren Folgen auf das Augenfälligſte bezeichnet. — Als daher Chriſtus ſeinen Apoſteln befahl: „Gehet hin in alle Welt, und belehrt mit dem Hauche eueres Mundes die Völker," ſo war ihr Predigen, ihr Verkünden der fröhlichen Botſchaft ein ſanftes, ſtilles Säuſeln, das der Geiſt von oben erweckte. Als aber ſpäterhin Paulus ſeinen Schüler Timotheus u. A. mit gewichtigen Worten aufforderte, gegen die Ketzer und Irrlehrer mit ſtarker und nachdrücklicher Stimme aufzutreten, da ſollte nun durch dieſen mächtigeren Luftzug der Baumgarten des Herrn wieder von dem eingetretenen dickeren Nebel gereinigt werden.

In dieſer Weiſe hat die Kirche Chriſti ſeit 1800 Jahren den chriſtlichen Glauben zu verbreiten, das Gewiſſen der Menſchen, dieſe innere himmliſche Wurzel, zu befeſtigen, und die Reinheit der Lehre gegen die Nebel der Irrlehren zu ſchützen, fortwährend ſich bemüht. Ihr vorzüglichſtes Werkzeug hiezu war ihr für Tugend und Religion begeiſterter und unbeweibter Clerus, indem die Menſchheit nur jene als Gottgeweihte und von Gott Begeiſterte betrachtet und betrachten kann, die am meiſten aller Sinnlichkeit und ſinnlichem Leben entſagt haben. Darum bedarf denn die Kirche zu jeder Zeit der Klöſter. In ſie flüchten die Menſchen, die, fremd dieſer Welt, nach innerer Sammlung des Geiſtes, nach Seelenfrieden ſtreben, die mehr des Heldenmuthes

ſtiller Tugenden, als des Würgermuthes auf dem Schlachtfelde fähig ſind, und dieſen ſelbſt verabſcheuen. Dort erwartet aber ein höherer Beruf die Gott geweihten Menſchen, und aus ihren Reihen gehen jene Kraftmänner hervor, die in Verbreitung des chriſtlichen Glaubens und in Bekämpfung aller Ketzereien und Irrlehren keine Leiden, und ſelbſt den Tod nicht ſcheuen.

Fromme, engliſche und iriſche Mönche waren es alſo, die mit dem größten Muth den wilden heidniſchen Deutſchen das Chriſtenthum predigten, ſie durch Wunderthaten zur Annahme deſſelben aufregten *), allmählig Bisthümer und Klöſter unter ihnen ſtifteten, und von Jahrhundert zu Jahrhundert die wahre Civiliſation durch chriſtlichen Geiſt und chriſtliche Tugenden, wie auch durch Künſte und Wiſſenſchaften, unter ihnen verbreiteten. Da ſah man viele Reiche, die ihr Vermögen mit der Kirche und den Dürftigen theilten; viele Armen, die den Mangel dem Ueberfluſſe vorzogen; viele Jungfrauen, die auf Erden ein himmliſches Leben führten; und viele Biſchöfe, die über das Heil ihrer Heerden ſorgfältig wachten, und für ſie ſelbſt ihr Blut und Leben zu geben bereit waren. Der große Grundbeſitz vieler Stifter und Klöſter gehörte wahrhaft dem Volke, indem ihr Ertrag nach Abzug der Bedürfniſſe der Geiſtlichen wieder zum Beſten des Volkes, zur Erbauung der Dome, Kirchen und Schulen, und zur Unterſtützung der Armen verwendet wurde. In gleichem Geiſte erhielten auch die reichen Layen die Klöſter der armen Orden, und Albrecht der Beherzte rühmte ſich, er beſitze drei Wunderwerke in Leipzig, ein Predigerkloſter, das viele Früchte und doch keine Aecker, ein Barfüßerkloſter, das viel baares Geld und doch keine Renten,

*) Will man, ſagt der hl. Auguſtin, bei dem Bekehrungsgeſchäft an keine Wunderthaten der Bekehrer glauben, ſo liegt bei demſelben ſicher das größte und viel unglaublichere Wunder dadurch vor, daß die Welt ohne Mirakel bekehrt worden, daß den Ungläubigen ſo viele unglaubliche Dinge glaublich gemacht, und die Geſchickteſten wie die Dümmſten zur Anerkennung ſo hoher Geheimniſſe, wie zur demüthigen Unterwerfung unter die Lehren und Gebote der Kirche beſtimmt werden konnten. (Auguſtin von der Stadt Gottes. 7. Kap. 22. 5.)

nnd ein Kloſter zu St. Thomas, das viele Kinder und doch keine Frauen habe. So herrſchte damals ein wahrer chriſtlicher Communismus, der den Pauperismus, dieſen gefährlichſten Feind der neueren Staaten, gar nicht zuließ; die frommen Gläubigen zeigten ſich als wahre Jünger deſſen, der die Seinigen am Mahlzeichen werkthätiger Liebe erkennen will, knüpften ihr tägliches Brod, das „Menſchenbrod“ durch Arbeit und Gebet an das „Gedeihen bringende Gottesbrod“ und Religion und mannhaftes Ritterthum bildeten die Strahlen der Sonne, welche das ganze Mittelalter verklärte.

In ihrer Lehre feſt und unveränderlich, richtete ſich auch die Kirche in ihrem äußeren Verhalten mit bewunderungswürdiger Klugheit und großem Scharfſinn nach den Bedürfniſſen der Zeiten, miſchte ſich, wo es Noth that, bald in die weltlichen Dinge ein, bald hielt ſie ſich davon zurück, und ſuchte vor allem ihren Einfluß und ihre Thätigkeit auf die Förderung des kirchlichen Geiſtes und des chriſtlichen Lebenswandels zu verwenden, wobei ſie unter einem ſo wilden und ſtörrigen Volke, wie die Deutſchen, gar oft ſehr harte Kirchenſtrafen eintreten laſſen mußte. So ſchützte und förderte ſie im Mittelalter die Volksfreiheiten, um der alle Civiliſation hemmenden Tyrannei der Großen, die bloß die rohe Gewalt kannten, Schranken zu ſetzen, und kam ſpäterhin wieder dem monarchiſchen Princip zu Hilfe, um das Princip der Einheit, Ordnung, Größe, Macht und Geſittung zu wahren. Die Dazwiſchenkunft der Päpſte diente daher den Fürſten und Völkern ſehr oft zum größten Vortheil, und mehr war, wie heute noch, die Schwäche, als die Kraft des hl. Stuhls zu fürchten.

So war denn die wahre Reformation in Deutſchland durch Gottes Fügungen eingetreten und durchgeführt; Menſchen von himmliſchem Geiſte beſeelt, durch Tugend und Wiſſenſchaft ausgezeichnet, und von Oben auf alle Weiſe geleitet und unterſtützt, verſcheuchten gleich einem göttlichen Hauch dort den heidniſchen Geiſt und die ihm anhangenden Laſter und Untugenden, ſtärkten und reinigten das Gewiſſen der Menſchen, dieſe Wurzel des himmliſchen Baumes der wahren Erkenntniß, und führten

unter dem Volke während vielen Jahrhunderten den wahren Glauben, die christlichen Sitten, und mitunter selbst sehr treffliche bürgerliche Gesetze ein, wie wir ein gleiches Verfahren auch in neuerer Zeit in Paraguay sahen.

Bleibt aber immerhin der Mensch ein schwaches, sinnliches Geschöpf, so sind es noch mehr jene Völker, unter denen durch anwachsenden Reichthum, schändlichen Luxus, hoffärtigen Willmuth und verderbliches Beispiel eine sehr gefährliche Lauheit in ihrem religiösen und sittlichen Leben erzeugt wird, wie solche im 15ten Jahrhundert in Deutschland wirklich eintrat, und daher auch durch grübelnde atheistische Denker, und durch eigene Fäulniß die Grundfesten des kirchlichen Gebäudes dort untergraben wurden.

Waren nun damals selbst in dem äußeren Wesen der Kirche große Gebrechen eingetreten, die eine Reform an Haupt und Gliedern dringend erheischten; waren selbst in jener Periode statt eines Papstes drei Päpste als Häupter der Kirche aufgetreten; hatten selbst manche Päpste, Cardinäle, Bischöfe und Priester durch schändliche Verbrechen und schmähliches Privatleben den größten Anstoß, und das größte Aergerniß gegeben *),

*) Als in dem Jahre 1537 eine Commission von neun Cardinälen ernannt wurde, um Vorschläge über eine Reform an Haupt und Gliedern der Kirche zu machen, sagte jene in ihrem Berlcht: „Der Anfang des Unglücks, welches die Kirche betroffen, sey gewesen, daß einige Päpste, denen die Ohren gejuckt, Lehrer nach ihren Neigungen um sich gesammelt hätten, nicht um von ihnen zu lernen, was sie thun sollten, sondern um Gründe zu finden, nach welchen ihnen jegliches, was ihnen gefiele, erlaubt seyn sollte. Dergleichen Lehrer hätten gelehrt, daß der Papst ein Herr aller Kirchenämter sey, daß er folglich, da ein Herr Macht habe, mit dem Seinen zu schalten, keiner Simonie schuldig werden könnte, und daß sein bloßer Wille eine Regel und Richtschnur aller Handlungen abgebe. Aus dieser Quelle seyen alle Mißbräuche der Kirche Gottes, wie die Helden aus dem trojanischen Pferde entsprungen, aus derselben alle die Krankheiten entstanden, an welchen sie bis auf den Tod krank darniederliege. Das Gerücht derselben

war selbst die Clausur, die strenge Zucht und das ascetische Leben in den Klöstern der Mönche und Nonnen sehr verhaßt, das Wort „Freiheit" äußerst beliebt, und das clericalische Salz im Allgemeinen sehr dumm geworden, so ließ nun auch die Gottheit

---

sey allenthalben erschollen, und mit Recht könne man sagen: „Um unserwillen wird der Name Christi unter den Heiden verlästert."

In gleichem Geiste sagte schon früher der Papst Nicolaus V: „Die Päpste haben, wie mir scheint, ihren Mantel zu weit fliegen lassen, als sie den andern Bischöfen von ihrer Gerichtsbarkeit nichts übrig ließen; doch haben auch die Basler den apostolischen Stuhl allzusehr verkürzt. Darum ist es geordnet, wer Unwürdiges thut, auch Ungerechtes leiden muß; und wer einen überhängenden Baum aufrichten will, muß ihn auf die andere Seite hinüberziehen. Wir aber wollen keinen der Mitregierenden seiner Rechte berauben, und hoffen dadurch unsere Gerichtsbarkeit am sichersten zu behaupten, wenn wir uns nichts fremdes anmassen."

Unterliegt es daher keinem Zweifel, daß unter den Päpsten wie unter dem gesammten hohen und niederen Clerus sehr viele wahrhaft heilige und große Männer, selbst nach dem Geständniß der Protestanten sich befunden haben (1. Abth. Pag. 258), so bekennen wir, da in der Geschichte das Verschweigen des Wahren auch eine Lüge ist, eben so gern, daß auch unter den vielen Päpsten, Cardinälen, Bischöfen und Priestern manche schlechte sich befanden, die nicht bloß durch einen schmählichen Lebenswandel ihren Tribut der menschlichen Sinnlichkeit entrichteten, sondern selbst Verbrecher, und mitunter sogar kirchliche Revolutionäre waren, wie selbst die neueste Zeit solche noch nachweist.

„Wenn daher, sagt Nik. Vogt in seinem historischen Testamente Pag. 254, ein Kirchenvorsteher, wie Alexander VI., sich einen Statthalter Christi nennt, während er Unzucht und Meuchelmord verübt; wenn ein Bischof, wie Siegfried von Westerburg oder Engelhart von Falkenburg: Friede sey mit euch, über das Volk ausspricht, indessen er es durch Mordbrand und Sturm zu Grunde richten will; wenn ein Priester, wie Bernhard von Montefulmino, oder Johann Bornich in dem Kelche des Liebesmahls Gift reicht; wenn ein Cardinal, wie Richelieu, oder Mazarini, die sogenannten Ketzer in Frankreich verfolgen läßt, während dem er sie in Deutschland unterstützt, so wird dadurch,

zur Züchtigung der Menschheit, zur Herstellung der Kirchendisciplin und zur Befestigung des wahren inneren kirchlichen Wesens eine kirchliche Revolution, eine falsche Reformation in ihrer Weisheit zu, und es traten sogleich in dem Baumgarten des Herrn wilde Schweine, Dachse, Füchse, Hyänen ꝛc. auf, welche

---

wie Hamlet sagt, der Religion das Herz ausgerissen, und den heiligsten Eidschwüren nicht mehr Glauben beigemessen, als den falschen Würfelspielen. Mit göttlicher Weisheit und Menschenkenntniß nennt daher Christus solche Heuchler „übertünchte Gräber", in welchen die Sünde fault. Er vergibt also auch eher einer verführten Ehebrecherin, oder einem rauhen Kriegsmanne, oder einem reuigen Straßenräuber, oder einem offenen Sünder, als solchen heuchlerischen, übertünchten, splitterrichtenden Menschen, welche das Wort Gottes beständig im Munde führen, indeß sie die Bosheit des Teufels im Herzen hegen."

Will man nun jenes Verzeichniß verworfner Priester noch bis zu unsern Tagen ausdehnen, so denke man nur an das schändliche Leben des Minister-Cardinals Dubois unter Ludwig XV., an das Benehmen mancher Bischöfe in der französischen Revolution, an die Freigeisterei des Erzbischofs C. Fried. v. Erthal, an den schwachköpfigen Illuminaten v. Dalberg, Erzb. zu Regensburg, an die Verfasser der Emser Punktation, an die Erzbischöfe Ferd. Spiegel und Sedlnitzkl in Sachen der gemischten Ehen, an Wessenberg, der ein Christenthum ohne Kirche will, an die badischen Synoden, die eine deutsche Messe, Aufhebung des Cölibats und Veränderung der Beichtform verlangen, an die deutschkatholischen Narren, die heute noch nicht wissen, was sie glauben wollen ꝛc., und so wird eine namhafte Zahl schlechter Pfaffen sich darstellen; doch die Lehre Christi selbst unter den schlechtesten Päpsten, Cardinälen, Bischöfen ꝛc. stets unversehrt sich erhalten. Denn gerade das Unvermögen solcher Menschen, die Lehre der Kirche verändern zu können, dient zur Folie der Göttlichkeit des Christenthums, und zum Beweis seines göttlichen Schutzes, wie denn auch die Principien der Dekretalien in ihrer ganzen Bestimmtheit, Ausdehnung und Consequenz ein unsterbliches System bilden, auf welches der Wechsel der vertretenden Personen keinen Einfluß hat, und in welchem der Grundsatz und das Ziel immer unverrückt bleiben.

durch Unterwühlung der Bäume, und Zerstörung ihrer Wurzeln die gewaltsamste, sturmartigste und schrecklichste Bewegung hervorbrachten.

Unter dem Vorwand, die Gebrechen und Verunstaltungen in der Kirche zu beseitigen, griffen also Luther, Calvin, Zwingli, Münzer ꝛc. in das innerste Wesen derselben tief verletzend ein, verwarfen und beseitigten deren Hauptlehren und Institutionen, und fanden die größten Unterstützungen bei solchen Fürsten und Städten, die durch die politischen und materiellen Vortheile, welche jene Ketzereien bei ihrer Einführung in Aussicht stellten, sich angetrieben fühlten, sie anzunehmen, und zu ihrem Nutzen sie auszubeuten.

So trat denn in Deutschland ein wahrer, theils freiwilliger, theils erzwungener Abfall von der Kirche ein; der Protestantismus mit seinem negativen Prinzip zeigte sich als eine Carricatur des positiven Katholizismus, als ein giftiger Paradiesapfel, der mit einem verlockenden Aeußern in seinem Innern den teuflischen Wurm des Hochmuths, Ungehorsams, Eigennutzes und der Sündenlust verbirgt, und wurde eben dadurch zu einer wahren Büchse der Pandora, aus der seit dreihundert Jahren die größten sittlichen, bürgerlichen und politischen Uebel hervorgingen.

Darum erschracken selbst die ersten Urheber jener kirchlichen Revolution über die Folgen ihrer Thaten, über die schrecklichen Früchte ihrer Lehren sehr bald. Denn ihre angebliche Verbesserungen und Fortschritte im Gebiete der Religion verriethen sich schnell als Rückschritte in eine tiefere Verfinsterung, wie noch keine in Deutschland gewesen, indem jene Kirchenverbesserer als zehnfach schlimmere Geister in das unglückliche Volk fuhren, aus dem sie einen bösen Geist ausgetrieben zu haben sich rühmten. Selbst Luther nannte Wittenberg, diese Pflanzschule seiner Lehre, nur das „Sodoma", und gesteht: „Wucher und Geiz sind wie eine Sündfluth eingebrochen, und eitel Recht geworden, Unzucht, Ehebruch, Blutschande, Muthwill, Uebermuth mit Kleidern, Fressen, Spielen, Prangen mit allerlei Untugend und Bosheit, Ungehorsam der Unterthanen, Gesinde und Arbeiter aller Handwerke, auch der Bauern Ueberhebung, und wer kann es alles

erzählen, haben ſo überhand genommen, daß man's mit zehn Conciliis und zwanzig Reichstagen nicht wieder wird zurechte bringen." (L. W. XVI. S. 2329.)

Schon nach ſechs Jahren, als die Reformation feſten Fuß gefaßt hatte, ſchrieb der Reformator Viret an Bullinger: „Wenns ſo fortgeht, ſo weiß ich nicht, wie's mit unſeren Kirchen noch werden ſoll; denn beinah haben wir nichts mehr, was einer Kirche gleich ſieht. Man darf die Sache nur ein wenig näher anſehen, ſo wird man ſo wenig Frucht des Evangeliums, eine ſolche Verachtung des Wortes und der Sacramente, einen ſolchen Mangel an Glaube und Liebe, eine ſolche Sicherheit zum Sündigen, ſogar keine Furcht vor Gott, keine Religion finden, daß ich fürchte, wir werden zuletzt noch, wenn alle Religion aus den Gemüthern vertilgt, und alle Gottesfurcht aus ihnen verbannt iſt, in eine Art Atheismus verfallen. Ich beſorge, wir werden unſeren Nachkommen eine Kirche hinterlaſſen, in der alle Zucht gelöst, die auf merkwürdige Art verwirrt, zerriſſen, und zu Grund gegangen ſeyn wird, bevor ſie geboren war." Gwalter, Zwingli's Nachfolger, klagt ſchon im Jahre 1540: „Die Muſenſöhne haben ein ſoldatiſches Anſehen, und in Sittenloſigkeit folgen ſie dem Beiſpiel ihrer Lehrer. Die jetzige Jugend iſt ſo durchaus ſchlecht, daß ſie dem Sodoma und Gomorrha nahe iſt. Trunkenheit, Ruchloſigkeit, Entehrung des Heiligen, haben ſich aller Gemüther bemächtigt, nie war die Welt in ſolche Verderbniß verſunken."

Schon im Jahre 1532 wurde in der Berner'ſchen Synode eingeſtanden: „es gibt einige unter uns, welche die leichtfertigſten Kleider tragen, daß man ſie vor Metzgerknechten nicht unterſcheiden kann; Andere, die unverſchämte Reden führen, Poſſen und Zoten treiben, von Hurerei, Ehebruch oder Jungfrauen-Schwächen reden; wieder Andere, die man in Wirthshäuſern und zur Unzeit mit lüderlichem Volk hinter dem Wein ſitzen ſieht." Gleich nach Zwingli's Tod kam ſchon zu Zürich die Klage vor: „manche Prädicanten ſeyen ſtreit- und ſchmähſüchtig, ſtudirten wenig, zögen auf die Jagd, wären des Ehebruchs und der Vielweiberei geſtändig, als Raufer, Lügner, Trunkenbolde, Flucher,

Vaganten, Roßhändler, Taugenichtse berüchtigt.“ Erasmus war zu Basel Zeuge, wie man einen solchen Apostel wegen schlechter Aufführung des Landes verweisen mußte, und einen andern stäupen ließ, der noch so ehrlich war, zu gestehen: „seit er der neuen Secte angehangen, habe er sich in allen Lastern gewälzt.“

Auch der Reformator Köpflein schrieb an Farel: „Das Ansehen der Prädicanten ist völlig weggefallen, Alles geht zu Grund. Das Volk sagt uns keck heraus: ihr wollt euch zu Tyrannen der Kirche aufwerfen, ihr wollt ein neues Papstthum in der Kirche einführen. Gott hat mich erkennen lassen, was es heiße, jetzt ein Pfarrer zu seyn, und welchen Schaden wir durch das übereilte Urtheil und die unüberlegte Heftigkeit, mit der wir den Papst verwarfen, der Kirche gethan haben. Denn das Volk, an Ausgelassenheit gewöhnt, hat alle Zügel weggeworfen; es ruft uns zu: „ich kenne das Evangelium genug, was bedarf ich eurer Hilfe, um Jesus Christus zu finden, geht, und predigt denen, die euch hören wollen.“

Ein anderer Norddeutscher schrieb im Jahre 1536: die Menschen verdammen, verspotten, verlästern jetzt die Schrift, die Apostel, die Heiligen, die rechtgläubigen Väter, die frommen Werke, die guten Gebräuche und Sacramente; sie leben lasterhaft und sterben heidnisch *).

Während also durch die falsche Reformation die Deutschen immer mehr religiös und sittlich verwilderten, plünderten viele

---

*) Im Jahre 1559 wurden allein in Augsburg dreizehn Mordthaten verübt, wie Wagenseil II. Pag. 313 nebst vielen anderen Zügen der dort eingerissenen sittlichen Verwilderung berichtet. So bedungen sich die männlichen und weiblichen Dienstboten bei ihrer Verdingung von ihren Herrschaften aus, daß sie des Nachts ungehindert ausgehen, und mit einander ungestörten Umgang pflegen dürften. Steiner. Acta Selecta. Pag. 257.

Melanchthon schrieb daher schon im Jahre 1535 an Camerarius: Mihi quidem videntur felices, quibus excedere ex hac vita hoc tempore contigit, et illis malis eripi, quae impendent. Er freute sich seines Todes, der ihn von einer äußerst verdorbenen Menschheit und von der Wuth der Theologen befreite.

ihrer Fürsten fortwährend die Kirche, bestahlen ihre Unterthanen um den christlichen Glauben und die christliche Liebe, und begingen himmelschreiende Gewaltstreiche und Ungerechtigkeiten, für die es weder Verzeihung noch Verjährung gibt noch geben kann, und für die schon viele Generationen sehr hart bestraft wurden, und vielen andern im Laufe der Zeit noch ihre Strafe bevorsteht.

So trennten sich nun viele weltliche Fürsten von dem geistlichen Oberhaupte der wahren Kirche, machten ihre Kirchlein zu menschlichen Anstalten, und stellten sie als profane Einschiebsel zwischen Himmel und Erde auf. Drückt nun jede kirchliche Revolution allen Verhältnissen den Stempel des Unstäten und Bestandlosen auf, so trennten sich die von der Kirche Christi Abgefallenen auch bald wieder unter sich selbst, und haßten, verfolgten und beschimpften einander eben so heftig, wie jede von ihnen es zu allen Zeiten gegen die Kirche Christi zu thun pflegt *).

Indem nun bei allen Secten die religiöse Entstellung und die Lüge immer herrscht, bei ihnen viel von Gewissensfreiheit geschwätzt, dagegen der größte Gewissenszwang geübt wird, so liefert denn

---

*) Der Cardinal Comendon prophezeite sehr richtig, daß der durch theologisches Gezänk aufgeregte Sectengeist und Haß bald die größte Uneinigkeit unter den Protestanten selbst herbeiführen, und hierdurch die katholische Kirche vor der Gefahr, von ganz Deutschland verlassen zu seyn, schützen werde.

Wie aber jene Secten übereinander sich aussprachen, zeigt die Erklärung eines lutherischen Predigers. „Der Calvinisten Gott, sagt er, sieht aus wie ein Brüllochs. Denn gleich wie ein Wucherstier oder Brüllochs für keinen Hurer oder Ehebrecher mag gehalten werden, wenn er schon auf alle Kühe springt, also will der Calvinisten Gott und Brüllgeist engelrein und heilig seyn, wenn er schon die verruchten Buben und verlornen Höllenriegel zu allerlei Sünden, Verbrechen und Laster nach seinem Muthwillen reizet, locket und treibet. Der Calvinisten Herrgott ist ein leichtfertiger, geiler, unkeuscher, verschlagener, argllstiger, betrüglicher und blutdürstiger Moloch. Diese Rottengeister haben eingeteufelte, durchgeteufelte und überteufelte Herzen.“

Strobel Miscellanen IV. P. 158. — Schuler 1. P. 125.

Deutſchland ſeit 300 Jahren hievon die merkwürdigſten Beiſpiele, und ſchon im 16. Jahrhundert mußten die Bewohner der Pfalz während ſechzig Jahren ihre menſchlichen Religionsmachwerke nach der Willkühr ihrer Fürſten viermal wechſeln. Zwar verſuchten manche Fürſten die verſchiedenen Secten wieder zu vereinigen; doch 55 Convente, Colloquien und Synoden hatten gar keinen Erfolg, und ſelbſt die erkünſtelte Concordienformel *) trennte die Lutheraner und Calviniſten für immer, indem unter allen jenen, wie wir in unſern Tagen ſehen, nur dann eine Art Vereinigung ſtattfinden kann, wenn alle — nichts mehr glauben.

Ließ nun die Gottheit jene falſche Reformation als warnendes Beiſpiel für die Menſchheit, und zugleich durch ihre Folgen als die derbſte Züchtigung derſelben zu, ſo wahrte ſie aber doch den Beſtand ihrer Kirche ſowohl in der Reinheit ihrer Lehre, wie in der Zahl ihrer Glieder mit der größten Sorgfalt, und erſetzte ihr den Abfall untreuer Kinder anderwärts durch einen Zuwachs neuer und treu ergebener Bekenner. Sie führte daher das Concilium von Trient herbei, bei welchem die weiſeſten, tugendhafteſten und frömmſten Prälaten der Chriſtenheit ſich vereinten, um eine wahre Reformation ins Leben zu rufen. Jene ſtellten demnach die ächte Lehre der Kirche ganz im Zuſammenhang auf, legten ſie auf die deutlichſte und eindringlichſte Weiſe den Gläubigen dar, und machten hierdurch die Ketzereien und Irrlehren der kirchlichen Revolutionsmänner ihnen recht anſchaulich und verwerflich. Zugleich ſäuberten ſie das Gebäude der Kirche von dem Staube, der ſeit Jahrhunderten auf deſſen Außenſeite ſich gelagert hatte, und ſtellte die alte Kirchendisciplin, dieſe Bildnerin einer frommen Geiſtlichkeit, durch ihre ſtrengen Disciplinar-Decrete wieder her.

Rühren aber die kirchlichen und politiſchen Revolutionen anfänglich alle unlauteren, bösartigen Elemente auf, ſo wecken ſie doch auch manche edle ſchlummernde Kräfte, und ſo kam in

*) Cyträus, ein gleichzeitiger Theologe, verglich die Concordienmacher mit acht Räubern, die ſich unter einander erwürgten, bis zuletzt nur noch einer übrig blieb.

jener Zeit über Männer, wie Ignatius, Franz Xaver, Lainez, Bobadilla ꝛc., der Geiſt Gottes, und ſie bildeten unter dem Namen „die Geſellſchaft Jeſu" einen Orden, der zur Erhaltung und Befeſtigung der Religion, zur Wahrung der päpſtlichen Gewalt, zur Bekämpfung der Ketzereien und Irrlehren, zur Unterrichtung der Jugend ꝛc., gerade damals das größte Bedürfniß der Kirche war. Dieſer Orden vereinigte alſo nicht nur die frühere erziehende Thätigkeit der Benedictiner, das ſeelſorgende Wirken der Franziskaner, und den Predigerberuf der Dominikaner, ſondern bildete auch den mächtigſten Damm gegen den ausgebrochenen und immer ſich weiter verbreitenden Strom der kirchlichen Revolution und menſchlicher Entſittlichung.

Durch ſein Erziehungsſyſtem, welches er auf feſte Anhänglichkeit an das Chriſtenthum gründete, und hierdurch das menſchliche Wiſſen vor jenen abſurden philoſophiſchen Anſichten und giftigem Hochmuth bewahrte, die dem Wohl der Staaten gefährlicher ſind, als alles Dunkel der Unwiſſenheit, durch ſeine eifrige, dem Volke zuſagende Seelſorge, wie auch durch ſeine geiſtreiche, Verſtand und Gemüth anſprechende Predigten überflügelte dieſer jüngſte unter den Orden alle älteren ſehr ſchnell, und da auch die Päpſte ihm noch außerordentliche Vollmachten und Privilegien ertheilten, zog er hierdurch nicht nur den Neid und die Mißgunſt jener, ſondern auch den Haß aller kirchlichen und politiſchen Revolutionsmänner im größten Maaße ſich zu. Doch die defenſive Kraft des Jeſuitismus blieb immer ſtärker wie die offenſive des Proteſtantismus, und da er öfters ſelbſt mit den Waffen der Proteſtanten den Proteſtantismus bekämpfte, war er beſtändig die Zielſcheibe ihrer wüthendſten Verfolgung. Aeußerſt ſtark aber durch ſeine innere Verfaſſung, durch ſeine Beharrlichkeit in ſeinem Gang, durch ſeine Ausdauer in ſeinen Anſtrengungen, und zugleich unermüdlich und furchtlos bei den größten Unfällen, zeigte dieſer gewaltige Orden, wie der Proteſtant Tavernier ſagt, ſich nicht als eine zufällige Geburt mönchiſchen Aberwitzes, ſondern als ein Männerbund, welcher der Kirche des Abendlandes rettend an die Seite trat, derſelben zwei Drittheile von Europa treu erhielt, und durch Glaubens-

boten und Martyrer, unter denen besonders der würdige evangelische Arbeiter Franz Xaver, den man mit vollem Rechte den hl. Paulus und wahrhaften Apostel Indiens nennen darf, jenseits der Meere mehr Anhänger, als sie diesseits verloren, erwarb.

Während also die Jesuiten mit dem Kreuze in der Hand die wildesten Völker zu bekehren, die Grundpfeiler der Kirche allenthalben zu befestigen, die Verlockten zurückzuführen, die Irrenden zurechtzuweisen, die Wankenden in der Treue zu erhalten, die Gottesverehrung auf die würdigste Weise auszustatten, das Priesterthum zur strengsten Befolgung ihrer Pflichten aufzumuntern, und das Volk zum sittlichsten Lebenswandel und ächter Civilisation hinzuleiten strebten, waren aber die protestantischen Fürsten und Städte nur darauf bedacht, mit dem Schwerte in der Hand der katholischen Bisthümer, Stifter, Abteien und Klöster sich zu bemächtigen, die Kirchen auszuplündern und zu zerstören, die Erzeugnisse klösterlichen Fleißes durch Raub zu zerstreuen, durch Brand zu zernichten, durch Verjagung aller katholischen Geistlichen und Schullehrer, und durch Besetzung ihrer Stellen mit Protestanten den Bewohnern solcher Gegenden und Orte das Luther-, oder Calvinthum aufzuzwingen, einen Glauben, der durch sein negatives Princip niemals eine dauerhafte Grundlage gewährt, und daher nicht nur die religiösen, sondern auch die politischen Zustände vielfachen Schwankungen unterwirft.

Gleicht demnach jeder Abfall von der Weltkirche Christi jederzeit einem schmählichen Falle vom Himmel auf die Erde, den Gott seit 1800 Jahren an den Arianern und Donatisten durch gänzliche Vertilgung, an den Griechen durch fortwährende Sclaverei so schrecklich bestrafte, so zog auch jetzt der Herr der Welt von den verblendeten, verführten, und mit teuflischem Geiste beseelten Deutschen seine schützende Hand gänzlich ab, und ließ auf ihre Ketzereien, Verbrechen und Sünden die naturgemäßen Strafen folgen. Mit der Raserei des Sectenhasses wütheten nun jene Unglücklichen gegen einander, wühlten in ihren eigenen Eingeweiden, und traten brudermörderisch ihr Vaterland mit

Füßen, das hierdurch in eine wahre irdiſche Hölle der größten Schmach und fürchterlichſten Leiden ſich verwandelte.

Hatten daher gleich bei dem erſten Beginnen der kirchlichen Revolution ihre Urheber und Theilnehmer den abſcheulichen Bauernkrieg, dann die Scheußlichkeiten zu Münſter, und den ſchmalkaldiſchen Krieg erlebt, der ſchon dem Sachſenlande, dieſer Wiege des Proteſtantismus, ſeine angeſtammten Fürſten raubte, ſo trat aber bei ihren immer tiefer geſunkenen Enkeln der noch ſchrecklichere dreißigjährige Krieg ein, in welchem der Herr der Welt mit dem Schwert, wie mit Hunger und Peſt das unglückliche Land ſo fürchterlich heimſuchte. Trotz jener ſchrecklichen Leiden, durch welche die frühere Kraft des deutſchen Volkes, und mit ihr Wiſſenſchaft, Kunſt und Civiliſation verſchwanden, ging aber doch die teufliſche Verſtocktheit bei vielen proteſtantiſchen Fürſten ſo weit, daß ſie ſelbſt den Prager Frieden, dieſes himmliſche Geſchenk, nicht annahmen, daß ſie trotz aller ihnen gemachten Glaubens- und Länderconceſſionen das fürchterliche Elend um viele Jahre verlängerten, und endlich im weſtphäliſchen Frieden durch das darin jedem Fürſten zugeſtandene Recht, auswärtige Bündniſſe zu machen, für das religiös- und politiſch zerriſſene Vaterland den Giftrock des Neſus wirkten, der fort und fort ſeine volle Kraft behielt, wie dieſes die Kriege der durch den Proteſtantismus in Deutſchland einheimiſch gewordenen Franzoſen von jener Zeit bis zu unſeren Tagen hinlänglich beweiſen.

War alſo der Proteſtantismus aus dem Geiſte auflöſender, das poſitive Princip untergrabender Willkühr und aus raubſüchtigem Eigennutz hervorgegangen, ſo zeigte er auch in ſeinen Thaten und Worten immer einen bösartigen, hinterliſtigen und lügenhaften Charakter, und ſeine Redensarten von „deutſcher Freiheit und Gewiſſensfreiheit“ blieben fortwährend feſtſtehende Lügen, indem ſtatt der erſteren nur „Sclaverei und Anarchie“, ſtatt der letzteren nur „Gewiſſenszwang“ in's Leben traten, wie ſolches nach dem weſtphäliſchen Frieden, der das zerriſſene Reichsverband bloß verkleiſterte, in vielen Gegenden Deutſchlands in vollem Maaße ſich zeigte. Denn bald traten durch das Stock- und Zopfregiment in Preußen, Heſſen, Zweibrücken u. a. L. nach

unten eine wahre Sclaverei, und selbst der schmählichste Menschenverkauf, nach oben aber eine förmliche fürstliche Anarchie ein, indem die Fürsten immer mehr dem Reichsverband und dem Reichsoberhaupte sich entzogen. Zugleich führte der festgestellte Grundsatz, „der Landesherr sey auch der Herr der Landesreligion", den größten Gewissenszwang herbei, indem der lutherische Fürst keine Reformirten, der reformirte keine Lutheraner duldete, während der katholische Erzbischof von Mainz seinen lutherischen Unterthanen zu Erfurt nicht nur die größte Toleranz, sondern selbst die größten Begünstigungen gewährte.

So vermehrten sich die politischen und religiösen Wirren in dem unglücklichen Deutschland immer mehr, und da es durch seine kirchliche Revolution einmal zum Waffen- und Kampfplatze von ganz Europa geworden, traten in dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts nochmals die mordbrennerischen Kriege der Franzosen am Rhein, in Belgien und an der Donau ein, worauf der Friede von Ryswyk mit der bekannten Clausel wegen elenden Dorfkirchen und Schulhäusern erfolgte, die nun während fünfzig Jahren den beständigen Zankapfel bildete, womit der deutsche Reichstag sich beschäftigte, und das wahre Wohl des Reiches hintansetzte.

Da bestieg denn im 18. Jahrhundert der geistreiche König Friedrich II. den preußischen Thron, und befolgte sogleich in der Politik wie in der Religion ganz andere Maximen, als sein königlicher Vater befolgt hatte, indem er nicht, wie dieser, ein mächtiges Heer für den friedlichen Paradedienst, sondern für kriegerische Zwecke hielt, und daher gleich beim Anfang seiner Regierung sich um Reichsverfassung, Reichsrechte, Besitzstände der Reichsglieder gar nicht bekümmerte, als deutscher Fürst selbst gegen deutsche Fürsten als Eroberer auftrat, der Provinz Schlesien sich bemächtigte, und hierdurch den elenden Zustand des deutschen Reichs aller Welt vor Augen legte.

Für sich selbst der atheistischen Philosophie der Engländer und Franzosen völlig ergeben, war er doch als Regent klug genug, die Mysterien jener Philosophie nur für sich und die höheren Stände geeignet, für das Volk aber eine Kirche als Staats-

anstalt sehr nothwendig zu betrachten, indem jede Philosophie oder Theologie, sobald sie unter die Masse kommen, diese verwirren und verschlechtern, und daher ein fester Glaube und darauf gegründete Moral für sie wie für den Staat am zuträglichsten bleiben.

Um nun zuerst den Teufel des confessionellen Hasses, den sein Vater durch seine gewaltsame Vereinigung der Lutheraner und Reformirten aus dem Abgrunde beschworen hatte, wieder dahin zu bannen, sprach er für sein ganzes Reich die Glaubensfreiheit aus, indem jeder nach seiner Façon selig werden solle; dann aber befahl er, daß die Jugend in der christlichen Religion gehörig unterrichtet, alle vierzehn Tage Abendmahl gehalten, und von den Hauptleuten mit Strenge darauf gesehen werden solle, daß die Soldaten daran Theil nehmen, daß die Feldprediger Morgens und Abends bei den Dragonern Betstunde halten, jeden Sonntag predigen, und die Husaren an Sonn- und Feiertagen zweimal in die Kirche geführt werden. Zugleich ließ er alle Bücher, worin die Wunder Christi und der Apostel geläugnet, oder lächerlich gemacht wurden, confisciren und verbieten.

So verständig und löblich nun auch alles dieses war, so entsprach doch der Erfolg nicht der Absicht des Königs, indem die Religion, und mit ihr die Moral nie unter einem Volke sich erhalten, und Stärke gewinnen kann, wenn die Irreligion bei Hof und unter den höheren Ständen mit allen ihren bösen Folgen herrscht. Denn das Volk beugt sich nur vor dem, vor welchem es auch seine Herrscher und Großen ernstlich sich beugen sieht, und beeilt sich, um in einer seiner Sinnlichkeit entsprechenden Aufklärung nicht zurückzubleiben, dem verführerischen Beispiel derselben schnell zu folgen, und sie in der Bestialität noch zu übertreffen, wovon gerade in jener Zeit das durch einen lüderlichen Hof, durch abscheuliche Philosophen und unchristliche Abbés verführte Volk der Franzosen den größten Beweis lieferte.

So war denn in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die fürchterliche Periode eingetreten, worin ein tiefer Sündenschlaf sich auf ganze Völker lagerte, und viele Fürsten und Cabinette so sehr verblendete, daß sie dem bösen Princip der

Freimaurer und Illuminaten *), der Atheiſten und Demagogen, dieſem Kirchen- und Staatenverderben ſich anſchloſſen, das gute Princip aber durch Unterdrückung des Jeſuitenordens, der ſeit 200 Jahren die Säule der Kirche, die Stütze der Thronen, der Lehrer der Menſchheit geweſen, kraftlos machten, und hierdurch allenthalben den Revolutionen die Bahn brachen.

Während nun in dieſer Weiſe alle bourboniſchen Höfe, und ſelbſt Joſeph II., der Bruder Sacriſtan, wie ihn Friedrich II. nannte, durch eine gewaltſame, revolutionsartige Beſeitigung der Jeſuiten die gemeinſchaftliche Vormauer aller Autorität niederwarfen, die Grundpfeiler ihrer Throne unterhöhlten, und ihre Unterthanen der verderblichſten Verführung preisgaben, frohlockten die Revolutionsmänner aller Farben und Geſtalten, die Förderer des religiöſen und moraliſchen Verfaulens der Menſchheit, die Unterwühler der Kirche und Staaten, und verdoppelten ihre Anſtrengungen zum Unſturz der Kirche und Thronen. Der Grimm der Bleiwage gegen das Kreuzzeichen entlud ſich jetzt mit der größten Wuth; durch die Ränke und Betriebſamkeit der Freimaurer und Illuminaten, der Atheiſten und Demagogen, wurden die Jeſuiten ſo viel wie möglich von allen Profeſſuren entfernt, unter dem Namen Theologie die philoſophiſche Schlange in den Schulen genährt, und der Rationalismus ſammt dem

*) Als vor vielen Jahren der Sohn eines ſehr hochgeſtellten Staatsmannes in einer der größten Monarchien einer ſolchen Verbrüderung auf die unſchuldigſte und theilnahmloſeſte Weiſe ſich anſchließen wollte, ſchrieb ihm ſein Vater: „Ich war Lehrling, und wußte nichts; ich ward Geſelle, und wußte nichts; ich ward Meiſter, und wußte nichts; ich ward Meiſter vom Stuhl, und wußte nichts; da aber erhielt ich Gelegenheit, durch einen Ritz weiter zu blicken, und ich ſchauderte zurück. Darum rathe ich dir, bleib zurück.“ — Da wir das Jakobinerweſen ein wenig kannten, ſo müſſen auch wir geſtehen, daß jenes aus „drei Viertheilen menſchenverderblichem Unſinn, und einem Viertheile Spionerei“ beſtund. Selbſt ihre „Bruderliebe“ zeigte ſich in ihrem Geiſte, als die Briſſotiner durch die Dantoniſten, und dieſe durch das Triumphirat des Robespierre's auf das Schaffott geführt wurden.

Febronianismus in den geiſtlichen Seminarien durch die Adepten gelehrt, um durch die heranwachſenden Prieſter auch das Volk zu verführen.

Zwar verſuchte der ſcharfſinnige Leſſing, und mit ihm der geniale Herder dem geiſtesarmen Rationalismus entgegen zu treten, und dem menſchlichen Geiſte eine beſſere Richtung zu geben; doch die Nicolai, Baſedow, Feder, Weishaupt, Knigge, Bahrdt ꝛc., dieſe Illuminaten und Kinder der Leerheit, behielten die Oberhand. Bei ihnen ging die Philoſophie nicht Hand in Hand mit der Offenbarung, und darum brüteten ſie die verwegenſten und abgeſchmackteſten Ideen aus. Sie wollten eine Religion, die mit ihrer verkehrten wiſſenſchaftlichen Vernunft harmonire, keine Religion des Volks, die wie die Schöpfung aus einer ewigen, geheimnißvollen Quelle fließt. Sie wollten eine Art geiſtigen Heidenthums, und vergötterten daher die Kräfte des menſchlichen Geiſtes, wie einſt die alten Heiden die Kräfte der Natur zu vergöttern pflegten.

Wie daher alles Gute unter der Menſchheit nur ſehr langſam, alles Böſe aber ſehr ſchnell ſich verbreitet, ſo waren auch kaum ſechs Jahre nach Aufhebung der Jeſuiten verfloſſen, als ſchon ein General-Anwalt vor dem Parlament zu Paris erklärte: „Nicht ein Winkel ſey ihm mehr bekannt, in welchen die philoſophiſche Verpeſtung nicht eingedrungen wäre. Ueberall würden durch die Gluth der Gottloſigkeit die Seelen verſengt, die Herzen dürr; Weiber entſchlügen ſich ihren heiligſten Pflichten, um in den Lehren des Unglaubens ſich umzuſehen. Die Grundpfeiler der Geſellſchaft würden zernagt. Eine wahre Sündfluth von Schriften, erzeugt aus Irreligion und Geſetzverachtung ſey über das Land hereingebrochen, und ſelbſt die Kunſt in den Dienſt ſolcher Verderbniß getreten.“

Obgleich nun der Miniſter Choiſeul jede Beleuchtung der dem Chriſtenthum ſo feindſeligen Lehren und ihrer Folgen der rechtgläubigen Geiſtlichkeit ſtreng verbot, erklärte doch der General-Anwalt Seguier offen: „Der Gottloſigkeit genügt es nicht, ſich die Geiſter unterthänig zu machen; ſie will jeden Gedanken an Gott aus unſeren Herzen herausreißen. Ihr ruheloſer, wag-

halsiger, jederlei Abhängigkeit feindseliger Geist geht zugleich darauf aus, alle bürgerlichen Einrichtungen umzustürzen. Dann erst wird sie am Ziele ihrer Wünsche sich glauben, wenn sie die vollziehende, sammt der gesetzgebenden Gewalt in die Hände der Menge gebracht, wenn sie alle nothwendige Ungleichheit der Stände und Verhältnisse vernichtet, wenn sie die Majestät der Könige herabgewürdigt, deren Ansehen zweifelhaft gemacht, und den Launen der blinden Menge untergeordnet, ja die ganze Welt in Anarchie und in alles, von derselben unzertrennliche Unheil gestürzt haben wird. Alsdann werden in dem allgemeinen Gewirre wahrscheinlich diese angeblichen Philosophen, diese unabhängigen Geister, um über den gemeinen Haufen sich emporzuschwingen, auftreten, und den Völkern vorreden, daß diejenigen, welche sie aufzuklären verstanden hätten, auch allein fähig wären, sie zu leiten. In dem Charakter, in der Regsamkeit, in der Neuerungssucht unseres Volkes wird die schrankenlose Freiheit weitere Mittel finden, um die furchtbarste aller Revolutionen zu bereiten."

Wie schnell und wie schrecklich ging nun jene Prophezeiung eines gläubigen Christen in Erfüllung! Denn kaum waren sechzehn Jahre nach Unterdrückung der Jesuiten verflossen, so traten die bisher im Verborgenen wühlenden Feinde Christi als Jakobiner öffentlich auf, begannen die Revolution, stürzten den Thron und die Kirche, enthaupteten die Monarchie in der Person des guten Königs, und bildeten eine scheußliche Republik, in welcher aber der Racheengel die Hauptfeinde des Thrones, der Kirche und der Jesuiten ergriff, und die Meisten derselben sammt ihrem Meister des Stuhls auf das Schaffott führte *).

*) Unter die gewöhnlichen protestantischen Lügen gehört denn auch die schon so oft geschichtlich widerlegte, und doch immer wieder erneuerte Behauptung, nur in den katholischen Ländern hätten die politischen Revolutionen ihren Sitz. Bei solchen Scribenten kommen denn die Revolutionen von England, Schweden, Holland, Amerika, die doch alle der französischen vorhergingen, gar nicht in Erwähnung, obgleich in allen jenen zuerst Könige gemordet, ver-

Ließ nun die Gottheit die Unterdrückung der Jesuiten in den katholischen Staaten und die daraus entstandenen fürchterlichen Folgen zur Belehrung der Menschheit zu, duldete sie selbst in Frankreich das Einreißen ihrer Weltkirche und den Aufbau einer Kirche des Teufels, zeigte sie dabei den katholischen Fürsten ihren sträflichen Leichtsinn, durch den sie bei Verjagung der Jesuiten ihrer besten Stützen sich beraubt hatten, so konnte sie aber unmöglich ein Institut, das von ihr ausgegangen, und das größte Bedürfniß der Zeiten war, untergehen lassen, und fügte es daher, daß die aus den katholischen Staaten revolutionsartig vertriebene Gesellschaft Jesu in Preußen vorübergehend, in Rußland aber länger Anerkennung, Schutz und Sicherheit fand.

Denn Friedrich II. durchschaute den Grund ihrer Vertreibung, nannte die Minister der katholischen Staaten „armselige Tröpfe,

---

jagt, und die Staatsverfassungen umgeworfen wurden. — Thatsache bleibt demnach, daß das revolutionäre England, welches, wie Frankreich, seine kirchliche Revolution auch im 16. Jahrhundert machte, seinen König schon im Jahre 1649 auf das Schaffott führte, während ein solches Revolutions-Verbrechen erst nach 144 Jahren in Frankreich begangen wurde, nachdem durch die kurz vorher eingetretene Aufhebung der Jesuiten die antichristliche, calvinische Partei leider die Oberhand erlangt, und das völlig bethörte Frankreich von der katholischen Kirche ganz losgerissen hatte. Um nun über diesen Gegenstand uns nicht zu wiederholen, verweisen wir unsere Leser auf unsere Geschichte von England Pag. 360. Da übrigens in unsern Tagen stets auf das revolutionäre Italien und Mexico hingedeutet wird, so hat, was das erstere Land betrifft, ein Correspondent der A. Allg. Zeitg. vom 29. Okt. 1845 den dortigen Zustand gehörig in das Licht gestellt, und die protestantischen Lügen zurückgewiesen. Was nun Mexico anbelangt, so herrscht dort ganz naturgemäß beständige Anarchie, weil jenem Lande der rechtmäßige Herrscher fehlt. Hätte in den Tagen Napoleons der König von Spanien oder dessen Sohn das Beispiel des Königs von Portugal befolgt, und wären sie statt nach Bayonne nach Mexico gegangen, so hätten die protestantischen Engländer ihr Revolutionsspiel dort nicht treiben können, und Mexico würde heute so ruhig, wie Brasilien, seyn.

welche die Füchse vertrieben, die ihnen die Wölfe verjagt hatten," und erklärte den in seinem Lande befindlichen Jesuiten: „Ich werde euch schützen; weder der Papst, noch sonst Jemand hat mir das Mindeste zu befehlen." Zugleich erwirkte er durch seinen geheimen Agenten zu Rom, Abbe Ciofani, daß der Papst Pius VI. feierlichst versprach, die in Preußen bestehende, und noch weiter sich bildende Gesellschaft Jesu niemals für regelwidrig zu erklären. Auch schrieb er einst: „Ich habe anderthalb Millionen katholische Unterthanen. Es liegt mir daran, daß sie verständig und der Religion ihrer Väter gemäß erzogen werden. Hinsichtlich des Talents zum Erziehen haben die Jesuiten das Probestück abgelegt; einzig im Beisammenleben sind sie dieser großen Aufgabe gewachsen. In solcher Art sollen sie bei mir leben, vorbehaltlich der kirchlichen Gesetze, welche der Papst ihnen vorzuschreiben für gut finden wird."

Ebenso suchte er sich wegen der Erhaltung der Jesuiten bei seinen philosophischen Freunden durch die Erklärung zu rechtfertigen: „Wohl oder übel, obgleich ich ein Ketzer, ja sogar ein Ungläubiger bin, ich mußte den Orden erhalten. Man trifft in unsern Gegenden keine wissenschaftlich gebildeten Katholiken außer den Jesuiten. Ich hätte gar Niemand gefunden, der nur Schule zu halten im Stande gewesen wäre. So blieb mir keine Wahl übrig, als entweder die Jesuiten bestehen, oder die Schulen zu Grunde gehen zu lassen."

Obgleich nun die Jesuiten aus allen katholischen Staaten vertrieben waren, sollte ihr Fortbestehen sogar in den nicht katholischen Ländern aufhören, und die Kirchen- und Staatenverderber setzten es durch, daß auf Befehl des Papstes die Jesuiten in Preußen ihr Ordenskleid, das ohnehin den Mönch nicht macht, ablegten, sich „Priester des Schulinstituts" nannten, und bis zum Tode ihres tief blickenden königlichen Schützers im Lande verblieben, worauf sein kurzsichtiger, unmoralischer Nachfolger sie vertrieb, und ihre Güter den Universitäten Halle und Frankfurt schenkte, um den Hegelianismus und alles philosophische Unkraut, das jetzt seinem regierenden Enkel so viele Schwierigkeiten bereitet, recht pflegen zu lassen.

In Rußland aber fanden zu jener Zeit die Jesuiten die größte Unterstützung; die Kaiserin Katharina erklärte allen Mächten, und selbst dem Papste: „sie sey Herrin in ihrem Hause, würde daher die Jesuiten fortwährend schützen, und eher ein Schisma, als die Vertreibung derselben aus Weißrußland dulden.“ Sie untersagte also die Verkündigung der Aufhebungsbulle, befahl den Jesuiten ihr Ordenskleid beizubehalten, sich einen Vicar mit allen einem General zukommenden Privilegien zu erwählen, Novizen aufzunehmen, und überließ ihnen die Collegien zu Mohilow und Polozk, wo die vornehmsten Herrn von Lithauen durch sie erzogen wurden.

Bei den damals schon eingetretenen Revolutionsstürmen war ihr Nachfolger Paul I. dem Orden noch mehr gewogen; am 7. März 1801 wurde derselbe ganz nach den Vorschriften ihres Stifters wieder hergestellt, der Priester Franz Carum zum Jesuiten-General ernannt, Seminarien und Collegien errichtet, und ihm die Erziehung und Seelsorge gänzlich überwiesen.

Wie in anderen katholischen Ländern mußte denn auch in Deutschland die Aufhebung des Jesuitenordens die wichtigsten Folgen nach sich ziehen, indem der ungläubige, frivole Geist der Zeit, der aus dem Protestantismus hervorging, nun selbst in den dortigen katholischen Ländern sehr bemerkliche Fortschritte machte, und das Christenthum nicht mehr in das Wissen der Menschen eindringen, sondern ihr Wissen gegen das Christenthum selbst gerichtet werden sollte. Jener Mönchs- und Priesterhaß, der in Frankreich durch die Encyclopädisten und Ideologen, in Deutschland durch die Nicolaische Schule, und die allein gescheidmachende Kirche zu Berlin, durch die Illuminaten in Bayern, und die sogenannten aufgeklärten unchristlichen Theologen angefacht worden war, und hinter dem der Haß gegen die Kirche sich verbarg, gewannen immer mehr Boden, und die Jugend wurde aus Mangel einer wahrhaft religiösen Erziehung täglich mehr zum Rationalismus, und durch diesen zum religiösen Indifferentismus und zur Immoralität verleitet. Nach der Ansicht jener Weltverbesserer sollte nun der Glaube als menschlicher Wahn gänzlich beseitigt, mit Verwerfung des Göttlichen alles

auf persönlichen Verstand und persönliches Gefühl zurückgeführt, und die sämmtliche deutsche Jugend nach den Erziehungsprincipien eines Basedow's erzogen werden.

Wie viele junge Leute, die unter der Leitung und Zucht der Jesuiten sicher die brävsten Kirchen- und Staatsdiener, die treusten Unterthanen und gewissenhaftesten Väter und Ehemänner geworden wären, verkrüppelten unter jener philosophischen Erziehungsmethode geistig und leiblich, und wurden mitunter nach dem Antrieb ihres Temperaments wahre religiöse und moralische Scheusale, gleich bereit, die Kirche und die Throne, und mit ihnen den tausendjährigen Bau einer mühsam errungenen christlichen Civilisation gänzlich umzustürzen. Dazu kam noch, daß die in jenem Geiste erzogene Jugend selbst durch Irrthümer eines Schillers und Klopstocks völlig bezaubert wurde, indem der erstere in seinem Don Karlos den Marquis Posa die verführerischsten demagogischen Ansichten aussprechen ließ, der andere sogar ein Lobgedicht auf die junge Freiheit Frankreichs machte, und solches erst nach Jahren, als das junge Morgenroth nur in der gräßlichsten Blutfarbe sich zeigte, zurücknahm. Verführt demnach auf alle Weise, schwatzte damals die unerfahrne Jugend nur von deutscher Kraft und Einheit, während Deutschland noch die moralische Fäulniß des alten Frankreichs in seinen Gliedern hegte, seine politische Zerrissenheit durch den Fürstenbund, und die unheilvolle Politik Preußens täglich sich erweiterte, und daher auch den Angriffen des neuen Frankreichs unmöglich widerstehen konnte.

Wie also gemeinhin jene Menschen, die mit der Kirche völlig verfallen sind, auch bald durch ihre Verbrechen und Sünden der irdischen, oder was noch schlimmer ist, der himmlischen Justiz verfallen, ließ denn auch der Herr der Welt das religiös- und politisch verdorbene Deutschland nicht lange auf seine Zuchtruthe warten.

Während also die Franzosen durch ihre eigene Revolution die ungeheuere Schuld ihres kirchlichen Abfalls und ihres philosophischen Atheismus, ihrer religiösen, moralischen und bürgerlichen Verdorbenheit unter Strömen von Blut verbüßen mußten, bediente sich ihrer, als der geeignetsten Werkzeuge, ebenfalls der

Herr, um das, was sie an sich selbst verübten, und die Deutschen nicht an sich selbst verüben konnten, durch jene über Deutschland kommen, und als Strafe für ihre kirchliche Revolution auch die politische dort eintreten zu lassen. Durch jene warf also der Herr die Stühle der freigeisterischen Erzbischöfe um, verjagte die Cölibatsscheue, völlig unkirchlich gewordene Domherrn aus ihren Stiftern, die zuchtlosen Mönche und mannstolle Nonnen aus ihren Klöstern, und verhängte über alle jene die größten Leiden. Selbst der Umsturz des deutschen Thrones, und der deutschen Verfassung, sowie die Mediatisirung der meisten kleinen Fürsten und Reichsstädte sollte nun erfolgen, und Napoleon, dieses große Werkzeug des Herrn, bewirkte jene sehr schnell, indem die Hälfte von Deutschland selbst durch schmähliche Treulosigkeit und fluchwürdigen Verrath ihm dazu die Wege bahnte. So machte sich denn ein Fremdling zum Herrn von Deutschland, bildete darin neue Großherzogthümer und kleine Königreiche, um sich von deutschen Fürsten den Hof machen zu lassen, und trat dem unglücklichen Volke viele Jahre hindurch in der schmählichsten Weise auf den Nacken. Als aber Napoleon, vom Hochmuth geblendet, selbst die Kirche Christi angriff, und ihr Oberhaupt gefangen hielt, stürzte auch ihn der Herr, und erbarmte sich wieder des deutschen Volkes, bei welchem durch die vieljährigen Leiden die Glaubensansichten unter den Katholiken und Protestanten wieder mächtiger hervortraten, bei jenen im Geiste der Kirche, bei diesen durch Versuche, neue und zeitgemäßere Secten zu stiften.

Ist nun das Unglück immerhin der beste Lehrmeister für jeden Menschen, so hat es auch meistens einen gleichen Einfluß auf die Lenker der Staaten, und sicher drangen sich dem Fürsten Kaunitz *) in den 90er Jahren andere Regierungsansichten auf, als er bei der Anwesenheit des Papstes in Wien in den 80er Jahren gezeigt hatte, wie denn auch dieses bei Joseph II. der Fall würde gewesen seyn, wenn er jene Schreckenszeit noch erlebt hätte. Erkannten nun unter den fürchterlichen Stürmen jener Zeit die Fürsten und Minister der katholischen Staaten die Quelle

*) Er starb im Jahre 1794.

des Verderbens der Menschheit, und wandten sie sich zu der Quelle der Rettung derselben mit Ernst hin, so gewann auch die Religion wieder ihre innere Stärke, und hierdurch erhielt das Christenthum seine frühere Bedeutung in der Kirche und im Staat. Da wurde es nun dem Papst Pius VII. sehr leicht, die Wiederherstellung des Jesuitenordens, der nicht, wie mancher andere Orden, in sich erloschen, sondern nur gewaltsam, revolutionsartig vertrieben war, in allen katholischen Staaten wieder zu erlangen, und er erließ deßhalb am 7. Aug. 1814 seine Bulle „Sollicitudo omnium", worauf aber durch die kaiserliche Ukase vom 20. Dez. 1815 die Jesuiten einstweilen aus Petersburg verbannt wurden, um, wie es schien, ihre frühere so günstige Aufnahme in Rußland nicht als eine wahre Begünstigung der Jesuiten selbst, sondern nur als einen factischen Widerspruch gegen den päpstlichen Stuhl erscheinen zu lassen.

So führte denn der Herr auf seinen Wegen den Jesuitenorden wieder in die katholischen Staaten zurück, indem derselbe, als ein göttliches Institut, nie aus der Menschheit getilgt werden kann, und so lange bestehen soll, und naturgemäß auch bestehen wird, als unter derselben noch der Protestantismus herrscht. Jener instinktmäßige Haß aber, den alle Protestanten und Kirchenfeinde, alle Atheisten und Freimaurer gegen den Jesuitenorden von jeher hegen, dient gerade zum Beweis, daß in ihm etwas Heiliges, Mysteriöses und Anziehendes liege, wodurch die Menschen zum Herzen der Kirche hingezogen, und alle Anstrengungen der Revolutionsmänner vereitelt werden, indem diese bei ihrer Glaubensleerheit doch zuletzt der positiven Glaubenskraft des Jesuitismus und den höheren Fügungen Gottes unterliegen müssen.

Bezeichnet also das Unglück schon den Weg des Herrn, auf dem er im Allgemeinen die Menschheit von vielen Irrthümern und moralischen Schlacken reinigt, so läßt er aber auch öfters dem bösen Princip ein Uebergewicht zu, um durch Reibung das Gute aus seinem lethargischen Schlaf zu wecken. Waren demnach durch die neue Einrichtung der deutschen Bundesstaaten über acht Millionen Katholiken unter viele, ihnen sehr übel wollende protestantische Regierungen gekommen, mußten selbst die schmäh-

lichen, lügenvollſten Invectiven, die man ſich bei dem ſogenannten Reformationsfeſte im Jahre 1817 gegen die katholiſche Kirche allenthalben erlaubte, auch die Katholiken äußerſt aufregen, ſo begann denn ſchon in jener Zeit ein ſehr warmer theologiſcher Kampf auf dem Felde der Literatur, den jedoch ſpäter jener, den die Proteſtanten unter einander ſelbſt erhoben, etwas mäßigte. Denn da das Königreich Preußen im Jahre 1814 durch Zuwachs großer katholiſcher Länder wahrhaft ein paritätiſcher Staat geworden war, derſelbe aber doch ſeine Stellung als Vorſtand der proteſtantiſchen deutſchen Staaten behaupten, und deßhalb durch Vereinigung der verſchiedenen Secten eine Art „Mutterkirche“ in Berlin für das proteſtantiſche Deutſchland gründen wollte, ſo unternahm man denn dort mehr aus politiſchen, als aus religiöſen Gründen eine ſolche Union, die ihrer Natur nach ſchon das monſtröſeſte Machwerk war, das nie zu einer religiöſen Einheit führen konnte, indem bloß die früheren Parteinamen aufgehoben, gleiche äußere Formen eingeführt, und der Glaube und das Dogma der Willkühr eines Jeden überlaſſen wurde. Da dieſe Union nun mit größter Strenge, und ſogar mit militäriſcher Gewalt betrieben wurde, verließen viele Lutheraner ihre Heimath, und wanderten nach Amerika oder nach Neuholland aus, während die Zurückgebliebenen die Kirchen mieden, und viele Geiſtliche nach dem griechiſchen Sprichwort vor vier Mauern und drei Bänken predigten.

Hatte aber bisher das preußiſche Miniſterium noch nicht offen, deſto mehr aber heimlich in das innere Weſen der katholiſchen Kirche eingegriffen, wobei es ſelbſt durch das ſchlaffe, unkirchliche Benehmen des Erzbiſchofs von Cöln, Ferdinand von Spiegel und des Erzbiſchofs von Breslau, Graf Sedlnitzki, ſowie durch die irrige Lehre eines Hermes ſich unterſtützt fühlte, ſo änderte ſich dieſes Verhältniß ſehr ſchnell, als nach dem Tode des erſteren Clemens Auguſt von Droſte-Viſchering, dieſer Löwe von Juda, den erzbiſchöflichen Stuhl von Cöln beſtieg. Denn durch ihn bekamen ſogleich die päpſtlichen Bullen, die bis dahin bei den gemiſchten Ehen umgangen wurden, einen ſehr ſtrengen Vollſtrecker, und da er auf keine Weiſe von der Bahn des kirch-

lichen Rechtes sich abbringen ließ, schritt endlich die preußische Regierung gegen ihn mit Gewalt ein, riß ihn, wie auch später den Erzbischof Dunin zu Posen von ihren Stühlen, und brachte beide auf entfernte Festungen zur Haft.

War nun durch die Union schon früher der größte Indifferentismus, ein wahrer Christianismus vagus, unter den Protestanten entstanden, so wurde nun durch jene Gewaltthätigkeiten gegen die beiden Erzbischöfe die ganze katholische Kirche auf das höchste aufgeregt, und das preußische Ministerium verfehlte gänzlich den Zweck seiner Schritte, indem durch die Union die Protestanten täglich ungläubiger, und zu wahren rationalistischen Zeloten, durch die Cölner Wirren aber die Katholiken zu desto entschiedeneren Vertheidigern ihres Glaubens, und zu ächten Ultramontanen gemacht wurden.

Was nun noch am meisten dem Protestantismus schadete, und ihn immer mehr zu seiner völligen Auflösung hinführen muß, war seine aus der Raserei einer falschen Verstandsweisheit hervorgegangene Philosophie, die eine wahrhaft teuflische Kritik über Religion und Kirchenlehre sich anmaßte, die christlichen Dogmen nach einander verwarf, den alten Gott, den Erschaffer der Welt, förmlich läugnete, dafür die vergötterte Menschheit als Gott des Tages aufstellte, und jedes Sittlichkeitsgefühl höhnend, nicht einmal mehr den Gedanken adelt. Menschen, wie Feuerbach, Ruge, Strauß, Conradin, L. Sallet u. A. lehrten: „Christus sey ein rein mythisches Wesen; die Incarnationslehre sey der stupideste Materialismus, und der Glaube an die wirkliche Auferstehung wahre Geistlosigkeit. Das Jenseits sey eine phantastische Abstraction des Diesseits, und der Glaube an ein Jenseits ein bloßer Glaube an die Phantasie. Der Mensch sey Gott, und außer dem Menschen gebe es keinen Gott; wer also einem überirdischen persönlichen Gott diene, diene eigentlich dem Teufel. Tugend und Laster sey nothwendig, und der Unterschied unter denselben nur scheinbar und engherzig. Das Christenthum sey intolerant, das Heidenthum aber liberal.“

So lehrte auch Hegel: „Befriedigung der Begierden sey der höchste Lebenszweck, und jede böse Neigung höre auf, sobald

alles erlaubt sey. Sünde sey bloß, was den Menschen an der Befriedigung seiner Gelüsten hindert, indem der altmodische Unterschied zwischen gut und bös schon dadurch verschwinde, weil der Mensch selbst Gott sey. Läßt er sich also durch eine sogenannte tugendhafte Rücksicht vom Stehlen oder von der Unzucht abhalten, so sey nicht das Stehlen und die Unzucht die Sünde, sondern gerade die Tugend sey es, weßhalb auch nicht der Dieb oder der Blutschänder, sondern die Obrigkeit, die ihn bestraft, der eigentliche Sünder sey." Bezeichnete also der Königsberger Philosoph Kant die Erbsünde noch als das „radikale Böse", so erhielt sie nun durch Hegel eine ganz andere Eigenschaft.

Wie aber solche gelehrte Herrn auch öfters einander widersprechen, und in den frivolsten, teuflischsten Ansichten sich zu überbieten streben, erkennt Bruno Bauer zwar einen historischen Christus, als Gegensatz zu dem mythischen eines Strauß, bezeichnet ihn aber doch als das „böse Princip".

Auch Marx schrieb seine „heilige Familie", worin er Empörung gegen Staat, Kirche, Gesetz, Religion und Eigenthum geradezu predigt. Die christlichen Bekehrungswerke nennt Marx „heuchlerische Sophistik der Priester." — Die ganze Bekehrung eines gefallenen Mädchens zu einer Christin und Büßerin ist ihm eine Verführung, eine Verstrickung in die Leibeigenschaft des Sündenbewußtseyns, eine Entmenschung, eine Vergiftung, ein Mord *).

So hatte denn die heilandlose, und darum auch heillose protestantische Philosophie ihren wahren Höhepunkt der Negation erreicht, wie solches schon vor 70 Jahren der protestantische Professor Lichtenberg zu Göttingen voraussah, indem er sagte: „Die Welt wird so fein werden, daß es eben so lächerlich seyn wird, einen Gott zu glauben, wie jetzt Gespenster. Zuletzt werden die Menschen so fein werden, daß sie sich selbst als Gott darstellen."

*) Wie einst der Gott Jehova die Rotte Corans vertilgte, meint nun auch mancher Rechtgläubige: „der Gott der Christen müsse einmal unter diese Rotte von Gelehrten drei Tage lang Pulver regnen lassen, und am vierten Tage mit seinem Blitz dreinschlagen."

Auf diesem Wege sank denn der Protestantismus sogar noch tiefer als das Heidenthum in die Finsterniß hinab, indem dieses doch in demüthigem Sinn noch die Natur, die Schöpfung des Herrn, jener aber im hochmüthigsten Geiste sich selbst vergöttert, und gleicht in seinem Hochmuth jenem Phäton, der sich selbst überhebend, zu seinem eigenen Unglück die Leitung des Sonnenwagens übernahm.

So haben nun die neuesten Reformatoren durch ihren Haß gegen das Christenthum selbst ihre älteren Vorgänger, die zwar von der Weltkirche Christi sich trennten *), doch aber noch christliche Ansichten und Dogmen festhielten, weit übertroffen, und durch ihr weit verbreitetes religiöses und moralisches Gift faulen nun ganze Staaten durch die Pestbeulen, die sich von Innen heraus entwickeln.

Während also in England, wie die Times schreibt, die Lehren von der göttlichen Natur Christi und von der Dreifaltigkeit immer tüchtiger vernietet und schwertfest gemacht werden, darf man sich auch nicht wundern, daß Palmer an Goligthly schrieb: „Fluch dem Protestantismus in allen seinen Formen, Secten und Benennungen, und vornämlich jenem der Lutheraner und Calvinisten, der evangelischen und amerikanischen Dissenters und über alle, die dahin trachten werden, daß eine Gemeinschaft bestehe zwischen unserer anglikanischen Kirche und jenen rufe ich Anathema aus. Und wenn jemals die anglikanische Kirche bekennen würde, daß sie eine Form des Protestantismus sey, dann würde ich auch sie verwerfen und Anathema rufen über die anglikanische Kirche, und würde auch sogleich von ihr als einer menschlichen Secte mich trennen, und den Protestanten die Mühe ersparen, mich auszu-

---

*) Luther selbst hat sich anfänglich gegen die Trennung von der Kirche im Geiste der Väter ausgesprochen, indem man wegen der Spreu die Tenne nicht verlassen, wegen der schlechten Fische die Netze des Herrn nicht zerreißen, wegen der Böcke die Heerde des Herrn nicht zerstreuen, wegen der Gefäße der Unehre aus dem Haus des Herrn nicht ausziehen dürfe. — In seinem Dünkel glaubte er allein nach Gefallen treiben zu können, wurde aber zuletzt selbst getrieben.

ſtoßen.“ Aus den nämlichen Gründen verwerfen auch die Puſeyten das anglopreußiſche Bisthum zu Jeruſalem, und bezweifeln ſogar die Legitimität der Taufe des Prinzen Wales.

Beſteht nun die Hauptpflicht eines Geſchichtſchreibers darin, daß er die göttlichen Richterſprüche und Strafgerichte geſchichtlich nachweiſe, ſo bezeichnen wir denn den Bauern-, Münſteren-, ſchmalkaldiſchen und dreißigjährigen Krieg, dann die franzöſiſchen Kriege am Rhein, die ſchleſiſchen Kriege, und den letzten franzöſiſchen Revolutionskrieg, ferner den Umſturz des deutſchen Kaiſerthrones, die Mediatiſirung ſo vieler Fürſten und Reichsſtädte, den Verluſt ſo vieler deutſchen Länder ſammt der deutſchen Nationalität, die Sperrung ſeiner nordweſtlichen Küſten und die Feſſelung ſeines Handels und ſeiner Induſtrie, dann des Auslandes politiſche Verachtung und deſſen Spott und Hohn über deutſche Theologie und Philoſophie, vorzüglich aber den von einer Generation zu der andern gleich einem Krankheitsſtoff fortgeerbten proteſtantiſchen Haß — als die wahren Reformations-Leichenſteine, welche die Vergangenheit der Gegenwart überlieferte, und denen nach dem dermaligen Geiſt der Zeit, und bei den beſtehenden politiſchen und kirchlichen Wirren ſicher die Zukunft noch merkwürdigere nachliefern wird.

Blicke in die Gegenwart.

Principiis obsta, sero medicina paratur.
Ovid.

Baut man dem Verderben nicht vor, ſo kommt gemeinhin das Heilmittel zu ſpät, und Gott muß dann auf ſeinen Wegen einſchreiten. Dieſe goldne Regel haben bisher die meiſten proteſtantiſchen Regierungen nicht befolgt, und leiden nun an den unausbleiblichen Folgen ihrer Verblendung. Denn die Gegenwart iſt ſtets die Tochter der Vergangenheit, indem dieſe durch den Unterricht die geiſtige Fortpflanzung bildet. Glücklich muß man daher alle jene nennen, auf die nicht, wie auf viele durch

die leibliche Fortpflanzung veneriſches Gift, Ausſchlag, Epilepſie ꝛc., durch die geiſtige aber Irrthum und Wahn, Vorurtheil und Verrücktheit, Gottloſigkeit und Chriſtenhaß, Verfolgungsſucht und Lügeneifer übertragen wird.

Billigt alſo irgend ein Staat die Verderbniß ſeiner geſellſchaftlichen Elemente, und verlangt doch einen feſten und dauerhaften geſellſchaftlichen Zuſtand, ſo liegt darin ein Widerſpruch und eine wahre Unmöglichkeit, wogegen das Alterthum in ſeinem katholiſchen Geiſte ſich zu wahren wußte. Denn jenes hatte ſchon von der Geburt an den Menſchen im Auge, und gründete daher auf die Erziehung des Einzelnen die Vervollkommnung der bürgerlichen Vereine, und forderte mit Recht die Pflichterfüllung des erſteren vor jener der letzteren, indem es eine wirkliche und keine abſtrakte Verantwortlichkeit wollte, und daher mehr Werth auf das Gewiſſen der Einzelnen, als auf jenes der Geſellſchaft legte. Damals war alſo die wahre, auf Offenbarung gegründete „Religion Chriſti" noch der Grundpfeiler aller Erziehung; heute ſoll es nun eine „Philoſophie" ſeyn, die ſich ſelbſt als das Licht der Lichter, als die Wahrheit aller Wahrheiten, als die letzte Entfeſſelung und letzten Fortſchritt des Gedankens verkündet, die alle Kraft der Logik anwendet, um die Religion herabzuſetzen, die hinter jener die abſcheulichſten Irrthümer und den verderblichſten Scepticismus verbirgt, und das Chriſtenthum nur noch dem Volke, — den Unwiſſenden — überläßt *).

Während alſo Preußen die Hegel'ſche Philoſophie auf die auffallendſte Weiſe begünſtigte, die unter dem Namen „ſpeculative Theologie" ihre eigentliche Tendenz, die Menſchen aus dem Chriſtenthum hinauszuführen, zu bemänteln ſtrebte, und die dortigen Lichtfreunde in's Leben rief, welche die Zukunft der Kirche auf die radicalen und negativen Elemente der Wiſſenſchaft gründen,

---

*) Einſt ſchrieb Friedrich II. an Rollin, den Fenelon der Geſchichte, den Lehrer der wahren Moral und der reinen Religion: „Männer wie ihr, gehen an der Seite der Könige." Was würde nun jener Rollin ſagen, wenn er heute den Unterricht in den Händen ſolcher Lehrer ſehe, die nicht einmal Chriſten ſind?

und mit denen gegenwärtig die Altgläubigen im Kampfe liegen, verfolgten aber die Katholiken in Bayern nach dem weisen Impuls ihres Königs die Bahn der christlichen Restauration mit dem größten Eifer, wodurch die früheren, der katholischen Kirche in Bayern geschlagenen Wunden bald vernarbten, die Sanduhr der Philosophie von Kant an bis zu Fichte, Schelling, Hegel ꝛc. hin dort vollkommen ablief, und der Schlag der Ewigkeit wieder in der ächten Theologie von München her in allen Gauen Deutschlands ertönte. Da trat denn auch durch die kirchliche Thätigkeit der hohen und niederen Geistlichkeit, durch die frisch belebten Mönchs- und Nonnenklöster allenthalben ein wahrhaft religiöser Geist wieder ein, wozu selbst die Cölner Wirren unendlich viel beitrugen.

In seinem landesväterlichen Geiste machte denn auch der König von Preußen auf die ruhmvollste Weise jenen Wirren ein Ende, entließ die gefangenen Erzbischöfe ihrer Haft, und unterstützte selbst die Stiftung des Dombau-Vereines, worauf aber die Lichtfreunde und protestantische Zeloten jenem schnell den Gustav-Adolphs-Verein entgegenstellten. Als aber auch die Ausstellung des Rocks Christi zu Trier erfolgte, und in kurzer Zeit über eine Million Christen dahin wallfahrteten*), da entbrannte der Aerger der Hegelianer unter den Protestanten und Katholiken von neuem, und Ronge, ein religiös verkrüppelter, katholischer Geistliche, gab ihrem Zorn Worte, indem er jenen Rock als Eigenthum des Henkers bezeichnete, und gegen den Bischof von Trier seinen Schmähbrief erließ. Gleich erblickten die Lichtfreunde, die zur Vernichtung der katholischen Kirche selbst mit dem verworfensten Sectirer sich sehr willig verbinden, in jenem

*) Der Protestant Arnold berichtet in seinen Schriften: „Gleich nach Luthers Tod seyen viele Protestanten von fernen Orten nach der kleinen Zelle des Reformators gewallfahrt, um dort Luthers Tintenfaß, dessen Bildniß, Trauring, Schuhe, Reisestab, und selbst seinen Bierkrug zu verehren, und sie zu berühren. Viele Wallfahrer hätten in Luthers Haus von einer hölzernen Säule auch Splitter abgeschnitten, und mit sich genommen, um durch sie vom Zahnweh und anderen Gebrechen geheilt zu werden.

einen geeigneten Stützpunkt; sie ließen daher die Posaune des Lobes in den meisten Blättern Deutschlands erschallen, huldigten dem Propheten von der Laurahütte auf alle Weise, und trieben ihn an, nach ihren Grundsätzen eine deutsch-katholische Kirche zu stiften, um sie später unter jenem Namen zur Staatskirche zu erheben. Taucht aber irgendwo etwas auf, was durch Neuheit und Sinnenlust reizt, so beeilt sich auch der gemeine thierische Mensch seine Verwandtschaft mit dem Affen zu zeigen, und daher bildete sich schnell das neue Sectchen, das wegen einzelner Meinungsverschiedenheit Niemand von sich ausschließt, dessen Glauben meistens im Nichtsglauben besteht, und das mit Verwerfung des katholisch-mystischen Begriffs der Eucharistie auf die lächerlichste Weise selbst eine carrikaturartige Messe beibehält. Durch den Beitritt mancher heirathslustigen, oder schon heimlich als Väter beglückten Geistlichen, an deren himmlische Inspiration doch sicher kein vernünftiger Mensch glauben kann, traten jetzt an mehreren Orten kleine Vereine, aus Katholiken und Protestanten bestehend, zusammen, und bildeten wahre Confessions-Fabriken, die wie jene zu Schneidemühl, Breslau, Danzig, Berlin, Leipzig ꝛc. die wunderlichsten und unchristlichsten Confessions-Fabrikate lieferten, und daher wahren Kaleidoskopen gleichen, die man auch nach Belieben rütteln und umkehren kann, wobei jedesmal eine veränderte Figur, jedoch ohne Sinn und Inhalt, sich darstellt. So mußten denn unter den Dissentern selbst neue Spaltungen erfolgen; Ronge und Czerski, die ersten Stifter, trennten sich, und Julian Chowniz, das frühere Haupt der würtemberger Dissentern, kehrte wieder zu der wahren Kirche zurück. Doch der Impuls war einmal gegeben, und so verfolgte man fortwährend das Ziel, unter dem Namen „deutsch-katholische Kirche" das Christenthum in einen puren Deismus zu verwandeln, den dann die Lichtfreunde, in welchen, als Drachensaat des junghegelischen Radicalismus, kein himmlisches, nur hölliſches Feuer lodert, späterhin durch ihre Philosophie des Tages völlig beseitigen wollten *).

*) Alle Ketzer, sagt Luther in seinem Buche über das Abendmahl, sind der Art, daß sie erstlich allein an einem Artikel anfangen;

Wie aber die Partei der Bewegung immer sehr rührig ist, so kamen denn jene nordischen Lichtfreunde als Apostel einer Offenbarung der Zukunft, als Prediger der Verschmelzung aller Religionen, und der Zerstörung aller Symbolen auch nach dem südlichen Deutschland hin, und der Rongeaner Crater spie, wie einst der Wittenberger, nun auch dort seine stinkende Lava über die Weltkirche Christi und ihr Oberhaupt aus.

So hielten nun Ronge und Dowiat ihren pomphaften Einzug zu Offenbach, wie auch zu Frankfurt, und gerade jener dient zum Beweis, in welchen politischen und kirchlichen Verhältnissen sich Deutschland dermalen befindet, indem jener Einzug und die darauf gefolgten Feste bei dem ehemaligen Reichstag zu Regensburg sicher nicht stattgefunden haben würden. Da hörten nun die Frankfurter die unchristlichen, die Kirche Christi verspottenden Predigten an, sahen den erbärmlichen kirchlichen Ceremonienspuk, und vernahmen bei Spendung des sogenannten Abendmahls die Worte des mit einem Talar bekleideten Junghegelianers Dowiat: „Kommt herbei zu dem Mahle, zu dem Gedächtnißmahle, zu Brod und Wein, die kein Geheimniß mehr sind."

Während also die beiden Landstreicher *) und Kirchenschänder Worms, Mannheim, Darmstadt, Heidelberg, Stuttgart, Ulm, Constanz ꝛc. heimsuchten, ihre Geistesarmuth kund gaben, und gleich Mäusen, die alte 1800jährige Felsenkirche Christi benagten, sitzt aber David Strauß, dessen Lehren man populärisirt und unter das Volk gebracht hatte, in seiner Clause zu Heilbronn, und sieht, wie der kirchliche Janhagel den Bau der Kirche zusammen zu reißen versucht, dem er durch Beseitigung des historischen Christus den Schlußstein zu rauben gestrebt hatte.

---

hernach müssen sie aber alle insgesammt verläugnet seyn; gleichwie der Ring, so er ein Borsten oder Ritz kriegt, taugt er ganz und gar nichts mehr, und wo die Glocke an einem Orte borstet, klingt sie auch nicht mehr, und ist ganz untüchtig.

*) Was man in dem 30jährigen Kriege „auf der Bratwurst herumziehen" nannte, (1. Abth. Pag. 485.) scheinen diese Herrn in ihrer Weise erneuern zu wollen. Doch haben sie zu ihrem Glück die „bayerischen Bratwürste" zu verkosten sich nicht gelüsten lassen.

So wenig nun bei allem dieſem Treiben das Benehmen mancher proteſtantiſchen Regierung zu billigen iſt, ſo verdient dagegen die Eingabe der proteſtantiſchen Bürger zu Eßlingen an ihre Regierung das größte Lob, indem jene mit den triftigſten Gründen die Unſchicklichkeit darlegten, daß man den Diſſidenten, die doch ſelbſt den Proteſtantismus bekämpfen, die evangeliſche Kirchen und Dome einräume, um, wie in einem Theater, ſich dort zur Schau zu ſtellen, und dabei gegen eine in der ganzen Welt anerkannte Schweſterkirche bubenmäßig zu ſchimpfen.

Eben ſo haben Männer, wie Ullmann in Heidelberg und Hander in Stuttgart ihre ſehr ernſten Bedenken über dieſe Diſſenter-Bewegung im Druck erſcheinen laſſen, worin ſie ſich dahin ausſprechen, daß, wenn irgend etwas an der Bewegung ſey, dieß durch ſolche Miſſionäre ſicher nicht gewinnen könne. Auch der beſonnene Gervinus, der durch ſeine bisherigen Vorleſungen keinen Beifall bei dem „jungen Deutſchland“ ſich erwarb *), hat über das kirchliche Unweſen gegen Regierungen, Theologen und Diſſenters ſehr ſcharf ſich ausgeſprochen.

Während nun ein ſolches kirchliche, revolutionäre Treiben anfänglich mehrere proteſtantiſche Regierungen aus Haß gegen die katholiſche Kirche mit geheimer Freude unterſtützten, und die preußiſche Regierung vielleicht darin ein Mittel ſah, die politiſchen Tendenzen der Unterthanen durch die kirchlichen Erſcheinungen einſtweilen in den Hintergrund zu drängen, traten aber Ereigniſſe ein, durch welche die Fürſten und Völker aus ihrem Wahn aufgeſchreckt wurden. Abgeſehen alſo von den Vorfällen in Leipzig am 12. Auguſt l. J., wo der Zauber der fürſtlichen Autorität in ſeinen Grundfeſten erſchüttert wurde; abgeſehen von den revolutionären Verſammlungen zu Berlin, Königsberg, Breslau ꝛc. wo man die Polizei und die Gensdarmerie nöthig hatte, um dem Treiben der dortigen Jakobiner Einhalt zu thun; abgeſehen auch von den immer vermehrten Angriffen der Lichtfreunde gegen

*) Eine dortige Zeitung ſagt: er habe bei den denkenden Studenten (d. h. bei den Junghegelingen) Fiasco gemacht! (A. Allg. Ztg. 7. Nov.)

die orthodoxen Altgläubigen, erkannten doch auch aus anderen Erscheinungen nun alle protestantische Regierungen, vorzüglich aber die preußische, die gefährlichen Umtriebe unserer Zeit, und sein geistreicher König lenkte mit Kraft ein, indem er zwar den protestantischen Grundsatz der Gewissensfreiheit wahrte, doch aber den Geistlichen der Dissenters das Functioniren außer ihren Gemeinden untersagte, und selbst gegen den Ronge wegen seinen Schmähungen in seinem Nachruf an die katholische Kirche eine fiscalische Untersuchung anordnete. Indem aber selbst die Magistrate von Berlin und Königsberg es ablehnten, die königliche Verordnung, durch die den protestantischen Geistlichen und Lehrern die Parteinahme in religiösen Gegenständen untersagt wurde, in Vollzug zu setzen, nahm auch der König die ihm wegen des Religionswesens von dem Berliner Magistrat bestimmte Adresse nur unter der Bedingung an, daß sie ihm von demselben in corpore überreicht und vorgelesen werde, wodurch denn ganz Preußen, und mit ihm Europa die gehörige Kenntniß über die zwei mächtigen religiösen Parteien erhielt, die dort einander gegenüberstehen. Da diese Adresse des Magistrats und die Antwort des Königs zu den merkwürdigsten Ereignissen unserer Zeit gehören, indem hier eine weltliche Behörde ihrem König und Landesbischof ihre theologischen Ansichten vortrug, und sich als Gegner der bestehenden Landeskirche aussprach, so halten wir es für sehr nöthig, jene beiden Aktenstücke unsern Lesern vollständig mitzutheilen, indem sich an dieselbe in der Folge noch wichtigere Erscheinungen anschließen dürften.

Die erstere lautet: „Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König, Allergnädigster König und Herr! Die Bewegungen, welche in der letzten Zeit in unserer evangelischen Kirche sich kund gegeben haben, scheinen so sehr geeignet zu seyn, die ernste Aufmerksamkeit jedes Vaterlandsfreundes zu fesseln, daß auch wir in unserer Beziehung zu dem städtischen Kirchenwesen nicht haben glauben können, sie unserer pflichtmäßigen Erwägung entziehen zu dürfen. Wenn wir in Folge dieser Erwägungen es wagen, an Ew. k. Majestät unmittelbar in tiefster Unterthänigkeit uns zu wenden, und Allerhöchstdenselben unsere Ansichten, Wünsche

und Bitten ehrfurchtsvoll vorzutragen, so geschieht es einerseits in der innigsten Ueberzeugung, daß jene Bewegungen nicht ephemere Erscheinungen sind, sondern in ihrem tieferen Grunde eine neue Phase der geistigen Entwickelung unseres Volkes erblicken lassen; andererseits in der nicht minder gewissen und innigen Ueberzeugung, daß in unserem, von der Treue und Liebe des Volks zu seinem Könige getragenen Gesammtleben jede Bewegung nur dann zu einer gesunden und heilsamen Fortentwicklung sich gestalten könne, wenn sie durch Ew. k. Majestät Allergnädigste Fürsorge und Vermittlung in die Bahnen geleitet wird, in denen sie in lebendiger Verbindung mit dem Organismus des Staates ihre Wirksamkeit zu dauerndem Segen unseres Volkes entfalten kann.

„Die religiösen Fragen, welche innerhalb der evangelischen Kirche lange Zeit das öffentliche Interesse Weniger in Anspruch nahmen, und mehr dem Privatleben und dem religiösen Bedürfnisse des Einzelnen oder der Wissenschaft anheimfielen, treten jetzt immer mehr offen ans Licht und in den Vordergrund unseres Volkslebens. Die Verschiedenheit der religiösen Ansichten und Ueberzeugungen, die sich bisher nur in der Wissenschaft zu schroffen Gegensätzen gestaltete, und dort mannigfache Vermittelungs-Versuche hervorrief, macht sich jetzt auch im Leben und in der Kirche geltend, und die verschiedenen Glaubensrichtungen fangen an, sich auch praktisch zu kirchlichen Parteien zu gestalten. Insbesondere stehen sich zwei Parteien in unserer Kirche gegenüber, von denen die eine an der alten Kirchensatzung festhaltend und auf diese als ihr historisches Recht sich stützend, sich allein für die evangelische Kirche halten, und sich diese als ihr ausschließliches Eigenthum vindiciren zu dürfen glaubt. Ihr gegenüber behauptet die andere Partei mit großer Zuversicht, daß der heilige Geist, der die wahre Kirche constituire, erhalte und regiere, weder an Rom, noch an den Buchstaben der Ueberlieferung gebunden sey. Schrift und Symbole seyen Zeugnisse der ersten Christen und der sich bildenden Kirche von ihrem Glauben, abgelegt und niedergelegt von Menschen, und gehörten daher auch nach Auffassung und Form der Bildung ihrer Zeit und ihrer Verfasser an. Nicht sie

ſeyen die Wahrheit ſchlechthin, ſondern der Geiſt der Wahrhaftigkeit, Heiligkeit und Liebe, der ewig in der Menſchheit wirke und lebe, und der, wie er durch die Verfaſſer der heiligen Schriften zu der Welt geredet, ſo auch durch uns und in uns der Erklärer jener Schriften und der Richter über ihre Wahrheit ſey. So beginnen die Parteien ihre Ueberzeugungen in den ſchärfſten Gegenſätzen auszuſprechen, und die Gefahr liegt nahe, daß, wenn die eine oder die andere Partei mit Erfolg eine ausſchließliche kirchliche Geltung erſtrebt, die evangeliſche Kirche in Secten auseinanderfällt.

„Wir beſcheiden uns gern, daß es unſeres Amtes nicht ſeyn kann über die Berechtigung dieſer Parteien ein Urtheil abzugeben, und wagen es am allerwenigſten in dieſem allerunterthänigſten Vortrage, über theologiſche Fragen uns weiter zu verbreiten. Indeſſen glauben wir, nach Maaßgabe der uns zugänglichen Wahrnehmungen in der Bewohnerſchaft unſerer Stadt nicht unbemerkt laſſen zu dürfen, daß die überwiegende Mehrzahl der Gebildeten unſeres Volkes ſich entſchieden zu der Denkweiſe der letztgedachten Partei hinneigt. Während die erſtere, ausſchließlich für die gläubige ſich haltende Partei ihren Blick nur der Vergangenheit zuwendet, und der katholiſchen Weltanſchauung ſich nähert, richtet die rationaliſtiſche Partei ihr Auge auf die Gegenwart und auf die Zukunft. Die Ueberzeugungen dieſer letzteren wurzeln in dem gegenwärtigen Stande unſerer Bildung und dem ganzen Zuſtande unſeres heutigen Lebens. Mögen immerhin die Darſtellungen, die ſie bis jetzt von der chriſtlichen Wahrheit gegeben hat, dem allgemeineren religiöſen Bedürfniß noch nicht genügen können, ja mögen ſogar, wie es bei ungeregelten Bewegungen zu geſchehen pflegt, fremdartige und unlautere Elemente ſich ihren Beſtrebungen beigeſellt und eingemiſcht haben, ſo können wir doch noch nicht verkennen, daß das große Princip geiſtiger und chriſtlicher Freiheit dieſer Richtung zum Grunde liegt. Wer dieſe Richtung ſchlechthin von ſich abweiſen wollte, der müßte auch den Grund auf dem ſie ruht, die Geſchichte und die Entwicklung der letzten drei Jahrhunderte verdammen. Zu dieſer

Consequenz hat sich bis jetzt nur die römische Curie bekannt. Wir aber halten mit jener Richtung fest an den Errungenschaften der Reformation und ihrer geschichtlichen Entwicklung. Wir halten fest an unserem Christenthum, aber wir wissen auch, daß dasselbe Christenthum, wie es ewig und unwandelbar ist in seinem Wesen, so sich stets erneuernd in den Seelen der Menschen und der Entwicklung des Menschengeistes in der Geschichte sich anschließend, in stets neuen Formen des Gedankens und des Wortes, des Lebens und der kirchlichen Gestaltung sich seinen Ausdruck gibt und verwirklicht. Wir achten daher die kirchliche Ueberlieferung hoch, wollen immer aus ihr lernen und in ihrer Zucht uns bilden. Aber wir müssen auch jederzeit und jedem Christen in ihr das Recht wie die Pflicht zuerkennen, die christliche Wahrheit, die ihm in der Ueberlieferung der kirchlichen Gemeinschaft in einer bestimmten Form als ein äußerlich Gegebenes dargeboten wird, durch freie Prüfung sich anzueignen. Nur so ist ein wahrhaft christliches Leben und evangelische Freiheit möglich. Wir halten es daher für einen gefährlichen Irrthum, dem Wirken des Geistes Gottes in der Menschheit Schranken anweisen, ihn an bestimmte Formen und Formeln bannen, und die Seligkeit christlichen Lebens von der Anerkennung dieser Formeln als ewiger Wahrheit abhängig machen zu wollen; für ein Unrecht aber in diesem Irrthume so weit zu gehen, den Andersdenkenden das Recht der freien Aeußerung und ihres Verbleibens in der Kirche abzusprechen.

„Wir stehen, wie uns bedünken will, in Bezug auf unsere religiösen Ueberzeugungen und kirchlichen Verhältnisse an der Grenze einer alten und neuen Zeit, und befinden uns in einer Krisis. Was tiefblickende Männer schon vor mehreren Jahrzehenden verkündigt haben, daß dieses Jahrhundert nicht vergehen werde, ohne daß das religiöse und kirchliche Leben unseres Volkes eine Neugestaltung erfahren werde, — es scheint sich erfüllen zu wollen. Die Wissenschaft hat viele Formen und Vorstellungen, in denen das religiöse Bewußtseyn der unchristlichen Zeit, und späterhin der Kirche sich ausgesprochen, und den Inhalt seines Glaubens niedergelegt hat, als unhaltbar nachgewiesen und auf-

gelöst. Die Wissenschaft hat aber nur entwickelt und ans Licht des Bewußtseyns gezogen, was in der Substanz des Volksgeistes mehr dunkel und unbewußt schon enthalten war. Die Ergebnisse der Wissenschaft treten jetzt immer mehr ins Volksbewußtseyn, und geben daher dessen religiösen Ueberzeugungen eine veränderte Gestalt. Wenn die alten kirchlichen Vorstellungen, Dogmen und Formeln, diese heiligen Gefäße, in denen uns der christliche Glaube aus der Urzeit des Christenthums überliefert ist, von ihrem Inhalte untrennbar und mit demselben so identisch wären, daß, wer diese Vorstellungen nicht annehmen und für wahr halten könnte, auch der Lehre und des Geistes Christi nicht theilhaftig zu werden vermöchte, ja dann müßten wir allerdings daran verzweifeln, daß uns selbst und den meisten unserer Zeitgenossen das Christenthum eine Wahrheit werden könnte. Aber zu unserem Troste hegen wir die feste Ueberzeugung, daß die dogmatischen Formen und der Geist des Christenthums nicht identisch sind; daß vielmehr das Christenthum selbst unsere evangelische Kirche durch die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein uns für immer von aller Knechtschaft, wie des äußerlichen Gottesdienstes und der guten Werke, so des Buchstabens und der Lehrformel befreit hat; daß nicht der Buchstabe, die Schrift, und was Menschen von Christus verkündigt haben, so nützlich und heilsam es uns auch sonst seyn mag, sondern Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit, der Grund unserer Seligkeit, und der Herr seiner Kirche ist, dieser Herr aber kein anderer ist, als der Geist, der Geist Christi in uns, der Geist der Heiligkeit und Liebe, der Alle, die von ihm beseelt sind, von Allem, was nicht Er in ihnen ist, befreit, und sie zu Söhnen Gottes macht und zu vollkommen Freien. Dieß Bewußtseyn erfüllt, mehr oder weniger entwickelt, unsere Zeit und die Krisis in der wir uns befinden, scheint uns gerade darin zu bestehen, daß der religiöse Sinn darnach ringt, die ewige Wahrheit des Christenthums, von der er nicht lassen kann, ohne sich selbst zu verläugnen, und die er doch in der Form, wie sie ihm in der kirchlichen Lehre dargeboten wird, mit Allem was er sonst als Wahrheit anerkennen muß, nicht in Einklang setzen kann, in einer

neuen, ſeinem gegenwärtigen Bewußtſeyn anpaſſenden Geſtalt ſich zu eigen zu machen. Mag ſich dieß Beſtreben immerhin zunächſt nur negativ in dem Verwerfen derjenigen Glaubensformeln und Auffaſſungsweiſen, die die Menſchen mit ihrem innerſten Weſen, ihrer Vernunft, nicht mehr in Uebereinſtimmung finden können, äußern, ſo verkennen wir doch nicht den tieferen Grund deſſelben, den poſitiven, chriſtlichen Freiheitsdrang, die Wahrheit auch als eigenſtes Beſitzthum des Geiſtes, und ſomit in Wahrheit zu haben.

„Indem unſere Zeit auf dieſem Punkte der Entwicklung ſich befindet, tritt hier aber nun als Reaction gegen ihre Beſtrebungen eine Partei in unſerer Kirche entgegen, welche fürchtet, daß mit dem Verluſte der heiligen Gefäße auch ihr Inhalt, mit dem Buchſtaben auch der Geiſt, mit dem Dogma auch der Glaube, die chriſtliche Geſinnung und die chriſtliche Liebe verloren, und mit der Religion in *ihrer* Auffaſſung auch der Staat zu Grunde gehen werde. In der Furcht vor dieſer Gefahr glaubt ſie im kirchlichen Dogma die einzige Rettung zu finden, und ergreift dieſes als den Anker ihrer Hoffnung. Sie identificirt das Dogma und das Chriſtenthum, den Buchſtaben und den Geiſt, die Form und das Weſen. Die chriſtliche Wahrheit gilt ihr für eine ein für allemal in der Schrift und den ſymboliſchen Büchern gegebene, die der Menſch nur anzuerkennen und anzunehmen habe, und dieß nennt ſie *glauben*. Den lebendigen Glauben an Chriſtum, den ewig in den Herzen und im Geiſte der Seinigen lebenden macht ſie zu einem Glauben an das *kirchliche* Bekenntniß. Gläubige, wahre Glieder der Kirche und die alleinigen Repräſentanten derſelben ſind ihr nicht diejenigen, die vom Geiſte *Chriſti* erfüllt ſind, und dieß durch ihr Leben und ihr Thun bewähren, ſondern diejenigen, die vom Geiſte ihrer *Kirche* beſeelt ſind, und dieß dadurch bewähren, daß ſie *das kirchliche Bekenntniß bekennen*. Sie ſcheut ſich nicht, mit Hintanſetzung aller chriſtlichen Liebe, die Andersdenkenden als Seelen zu bezeichnen, „die ausgerottet ſind aus ihrem Volke“, und ſolche, die das kirchliche Bekenntniß angreifen, geradezu für freche Läſterer zu erklären, welche die Kirche nur in Folge ihrer tiefen

Erniedrigung auch äußerlich in ihrer Mitte dulden müſſe. Sie bekämpft und verdächtigt nicht etwa bloß die Ausartungen, ſondern auch alle edleren Regungen und Beſtrebungen, die in dem Princip der Freiheit wurzelnd, ihren Autoritäts-Glauben zu gefährden ſcheinen, und denuncirt die von ihr für Läſterer erklärten dem Kirchenregiment zur Einſchreitung.

„Das Organ dieſer Partei iſt die von dem Profeſſor Hengſtenberg hierſelbſt herausgegebene „Evangeliſche Kirchenzeitung.“ Sie bietet dieſelbe Erſcheinung dar, wie das Judenthum bei dem Eintritt des Chriſtenthums in die Welt, und wie die römiſche Kirche beim Eintritt der Reformation. In ihrem Grundirrthum befangen, daß die chriſtliche Wahrheit nur allein in der überlieferten Form enthalten, nur ein äußeres Object des Glaubens, nicht das innerſte und wahre Weſen des Menſchen ſelbſt ſey, verliert ſie dieſe ſelbſt, und erhält ſtatt der Wahrheit deren Form und Schein, ſtatt der Freiheit die Knechtſchaft, ſtatt des Evangeliums die Glaubensſatzung, ſtatt des Princips des Proteſtantismus das Princip des Katholizismus als ihren Theil.

„Wir ſind weit entfernt, die Männer dieſer Richtung als ſolche zu verurtheilen, erkennen vielmehr an, daß es auch ihnen um die Wahrheit zu thun iſt. Aber ihr Princip widerſpricht dem Weſen des Proteſtantismus, ſowie der Bildung und dem Bewußtſeyn unſerer Zeit. Es iſt uns daher auch nicht auffallend, daß die öffentliche Meinung ſich gegen ſie erklärt, und daß ihre praktiſchen Beſtrebungen offene Proteſtationen hervorgerufen haben.

„Wir bekennen vor Ew. Königl. Majeſtät in tiefſter Unterthänigkeit und mit der Offenheit, die wir Allerhöchſtdenſelben als getreue Unterthanen und Vertreter unſerer Bürgerſchaft verſchulden, daß dieſe Proteſtationen und die damit verbundenen Aufregungen uns einer ernſten Erwägung zu bedürfen ſcheinen. Eine dogmatiſche Anſicht und Richtung allein kann in unſerer Zeit wohl literariſche Kämpfe hervorrufen, nicht aber, wie es hier der Fall iſt, die Tagespreſſe beſchäftigen, und die Maſſe bewegen. Vielmehr ſcheinen uns dieſe Aufregungen nur aus der Beſorgniß

und der Meinung hervorzugehen, daß Ew. k. Majestät Staats-Behörden, denen die Führung des Kirchenregiments anvertraut ist, im Sinne der Partei, gegen welche die Proteste gerichtet sind, verfahren, und den vielfachen Aufforderungen derselben zur Einschreitung gegen die freiere Auffassung des Christenthums Folge geben möchten. Letzteres wäre, so wenig wir es auch im Hinblick auf den von Ew. k. Majestät Allerhöchstselbst der Glaubens- und Gewissens-Freiheit zu jeder Zeit und reichlich gewährten Schutz unsererseits besorgen, nicht nur an sich, sondern auch wegen der bedenklichen Folgen, die dadurch herbeigeführt werden könnten, tief zu beklagen. Das Christenthum und die evangelische Kirche bedürfen weder eines äußerlichen Schutzes, um die Reinheit ihrer Lehre zu bewahren, noch können sie denselben gestatten. Ohne die vollkommenste Freiheit der Forschung, der Ueberzeugung und der Mittheilung verliert die Religion ihr innerstes Wesen, ihre Wahrheit und ihre Kraft, wird zum Schein- und Formelwesen, und führt zur Heuchelei. Nur im steten Kampf und Sieg über allen Irrthum und alles ungöttliche Wesen gewinnt und führt die Kirche ihr wahres Leben. Dieser Kampf ist aber ein rein geistiger, und die evangelische Kirche besitzt in ihrem tiefen Princip, aber auch in ihm allein, die Macht, diesen Kampf siegreich zu bestehen. Wer vermöchte es auch, sich zum Richter über die Wahrheit einer Kirche aufzuwerfen, die kein anderes Oberhaupt anerkennt als Christus, und keinem Sterblichen die Unfehlbarkeit einräumt? Soll das Symbol über die Wahrheit richten? Aber dasselbe ist aus dem in der Bibel geoffenbarten Worte Gottes entnommen, und das biblische Wort bedarf ja der Auslegung, und hierzu bedarf es des erleuchteten Geistes. Die Bibel selbst spricht es aus, daß sie kein Gesetz des Glaubens sey. Nur der Geist Jesu Christi ist der Richter über Alles, und wäre es denkbar, daß die Kirche jemals von diesem Geiste verlassen wäre, so wäre sie bereits zerfallen. An den Urkunden ihrer Stiftung und ihrer Vergangenheit hat sie den leitenden Faden, der sie aus dem Labyrinth menschlicher Irrthümer führt, und die Richtschnur für die Gestaltungen ihrer Lehre; — aber der Geist Christi, der in ihr, wenn sie eine Kirche

ſeyn ſoll, leben muß, iſt ihr eigentlicher Leiter, und ihr und der Ihrigen Richter. Um dieſem Geiſte Raum zu geben, dazu bedarf die Kirche freilich einer Geſtaltung und Verfaſſung, welche die einzelnen Glieder derſelben befähigt, in geordneter Weiſe lebendige Mitarbeiter an dem Tempel des Herrn zu werden. Wiewohl im Staate und in der mannigfachſten Wechſelwirkung mit dem Volks- und Staatsleben ſtehend, iſt die Kirche doch ihrem Weſen nach kein Staatsinſtitut. Unſere evangeliſche Kirche hat aber, in Folge ihrer geſchichtlichen Bildung, die Form eines Staats-Inſtituts erhalten, die ihr nicht geſtattet, ihr volles Leben kräftig zu entfalten.

„Wir beſcheiden uns, über die Art und Form dieſer Verfaſſung ſchon jetzt unſere unmaßgeblichen Wünſche und Bitten allerunterthänigſt vorzutragen. Aber daß die evangeliſche Kirche, wenn ſie in neuer Kraft ihrer hohen Beſtimmung entgegenſtreben will, einer neuen Verfaſſung bedarf, die ſie hierzu unter lebendiger Theilnahme der Gemeindeglieder befähigt, das Ew. kön. Maj. ehrfurchtsvoll auszuſprechen, haben wir uns nach Erwägung des gegenwärtigen Zuſtandes unſerer kirchlichen Verhältniſſe gedrungen gefühlt. Ew. k. Maj. bitten wir daher unterthänigſt: der mit der Führung des Kirchenregiments beauftragten Staatsbehörde Allergnädigſt anbefehlen zu wollen, die Freiheit der Lehre in der evangeliſchen Kirche, ſo weit dieſe Lehren nicht gegen die öffentliche Moral verſtoßen, oder die Sicherheit und das Wohl des Staats gefährden, ſondern ſich nur auf dem Boden der religiöſen Ueberzeugungen bewegen, in keiner Weiſe zu beſchränken, und verbinden wir damit die allerunterthänigſte Bitte: Ew. k. Majeſtät wollen Allergnädigſt befehlen, daß eine Commiſſion von geiſtlichen und weltlichen Mitgliedern der evangeliſchen Kirche aus allen Provinzen unſeres Staats berufen werde, um den Entwurf zu einer den jetzigen Bedürfniſſen unſerer Kirche entſprechenden Kirchenverfaſſung auszuarbeiten, welcher beſtimmt ſey, nach Berathung in den Provinzialſynoden und einer demnächſt zu berufenden Reichs-Synode mit Ew. königl. Majeſtät Allerhöchſter Sanction die Grundlage des kirchlichen Gemeindelebens, der Kirchenverwaltung und des Kirchenregiments

in unſerer evangeliſchen Kirche zu bilden. — Berlin, den 22. Auguſt 1845. Ew. königliche Majeſtät allerunterthänigſte treugehorſamſte Oberbürgermeiſter, Bürgermeiſter und Rath."

Hierauf antwortete der König:

„Ich habe dem Magiſtrate von Berlin eine geraume Friſt geſtattet, über den gegenwärtigen Schritt nachzudenken. Ich habe die Bedingung gemacht, die Adreſſe nur dann entgegen zu nehmen, wenn ſie Mir von dem Magiſtrate ſelbſt überbracht und vorgeleſen würde. Ich hegte die ſchönſte Hoffnung, daß der Magiſtrat eine andere Anſicht von dieſem Schritte gewinnen würde, und daß er es am Ende ſelbſt ſonderbar finden müßte, in Meiner Gegenwart und von Angeſicht zu Angeſicht eine lange theologiſche Abhandlung vorzuleſen. Sie haben es dennoch gewünſcht, Meine Herren, und Ich habe Ihren Wunſch erfüllt. Ich geſtatte gern der erſten Behörde Meiner lieben Vaterſtadt, was Ich Andern abſchlagen würde. Die Geſinnungen ächter Königs- und Vaterlandstreue, mit welcher der Magiſtrat von jeher den Einwohnern vorgeleuchtet hat, entſchuldigt dieſe Bevorzugung. Sie haben geredet, — Ich habe gehört, — Ich will jetzt antworten, ſo gut Ich es nach Anhörung der Adreſſe vermag. —

„Der Magiſtrat bezeigt ein großes Intereſſe für die kirchlichen Angelegenheiten, Ich muß alſo vorausſetzen, daß derſelbe die Rechtslage unſerer evangeliſchen Landeskirche genau kennt; Er muß wiſſen, daß, als in der Reformation die Kirchengewalt ihrer Träger entbehrte, die Kirche und die Reformatoren ſelbſt ſie auf den Landesherrn übertrugen. Sie ruht auf Meiner Krone, und erſchwert dieſelbe ſehr, ſie legt Mir bedenkliche Pflichten auf; ſie gibt Mir aber unbeſtreitbares und unbeſtrittenes Recht, in die Geſtaltung der Kirche einzugreifen. Ich thue dieß aber nicht, fünf Jahre Meiner Regierung bezeichnen dieß klar und — merken Sie ſich das, Meine Herren, denn das iſt der Kern Meiner Antwort: „Ich thue es nicht, weil Ich einem unwandelbaren Grundſatze folge, der iſt: Die Kirche durch ſich ſelbſt ſich geſtalten zu laſſen."

„Der ſelige König hat der Kirche ein koſtbares Geſchenk ge-

macht; es sind die Synoden. Die vorige Verwaltung des geistlichen Departements war dieser Einrichtung nicht geneigt, und ließ sie einschlafen. Unter dem gegenwärtigen Minister, der die Oeffentlichkeit und das Licht eben so wenig scheut als Ich Selbst, sind dieselben neu erweckt und belebt worden. Die Synoden sind die berechtigten Organe, die Meinung der Kirche auszusprechen. Sollte von denselben die Anregung auf eine Gestaltung der Kirche ausgehen, so werde Ich gern Hand ans Werk legen, und den Tag segnen, an welchem Ich die Kirchengewalt wieder in die rechten Hände zurückgeben kann. Doch ohne Anregung durch die rechtmäßigen Organe werde Ich nichts thun.

„Ich muß dem Magistrat jede rechtliche Befugniß absprechen, anregend oder thätig in die Gestaltung der evangelischen Landeskirche einzugreifen. Aber Ich würde ihm gerne eine moralische Befugniß zuerkennen, wenn der Magistrat in einem eminenten Grade seine Patronatspflichten erfüllt, und das Interesse an kirchlichen Dingen bei anderer Veranlassung in gleichem Maaße bethätigt, wenn er das Band protestantischer Bruderliebe besonders heilig gehalten hätte. Aber die Hand auf's Herz, Meine Herren, es ist Mir in Wahrheit nicht möglich, diese moralische Befugniß dem Magistrat zuzuerkennen. Werfen Sie einen Blick auf den kirchlichen Zustand unserer Stadt; in keiner Stadt, — sie sey groß oder klein — in unserm Lande, steht es so schlimm um die Möglichkeit der Seelsorge als hier. Ein Umstand muß besonders ins Auge gefaßt werden; so unglaublich es klingt, so wahr ist es, daß unter Friedrich Wilhelm I., als die Stadt zwischen 50—70,000 Einwohner zählte, die Zahl der Seelsorger nicht etwa dem Verhältniß, sondern der Zahl nach, bedeutend größer war, als in diesem Augenblick, da sie nahe an 400,000 Einwohner zählt.

„Viele Anregungen haben stattgefunden, einem so unerträglichen Zustande abzuhelfen, von Privaten, von Gemeinden, von dem seligen Könige und von Mir. Es sind aber diese Bemühungen stets auf so traurige Schwierigkeiten gestoßen, daß einige nur mit großer Mühe und großem Zeitaufwand durchgesetzt, andere ganz fruchtlos geblieben sind. — Die protestantische Brü-

derlichkeit ist noch in jüngster Zeit auf die schmerzlichste Weise verletzt worden, als der Magistrat die Bitte der Englischen Protestanten um zeitweise Mitbenutzung der vielen Patronats-Kirchen trocken abgeschlagen, in demselben Augenblick, wo er Dissidenten aus der Römischen Kirche, Ich glaube unaufgefordert, den Gebrauch zweier Kirchen angeboten hat. Bei solchen Wahrnehmungen ist es mir leider unmöglich, dem Magistrat die von Mir so gern anerkannte moralische Berechtigung einzuräumen.

„Das Allerschmerzlichste aber was in der Adresse enthalten ist, muß Ich zuletzt berühren. Es bezeichnet der Magistrat die kirchlich Gläubigen der evangelischen Kirche als eine Partei; das hat Mir wehe gethan. Aber er geht weiter; er beschuldigt, wenn auch versteckt, doch deutlich, Meine Regierung eine Partei zu begünstigen. Ueber diesen letzten Punkt, Meine Herren, gehe ich im Gefühl der eigenen Würde und im Gefühl der Würde Meiner Behörden mit beleidigtem Stillschweigen hinweg; von dem andern aber will Ich reden. Der Magistrat vergißt sich in seinem Eifer so weit, daß er einen Namen nennt, und diesen als Bannerführer einer Meinung bezeichnet, die ruhige Beobachter, wie gewiß ein Jeder von Ihnen, Meine Herren, und Ich selbst, nur des zu großen Eifers in der Erfüllung beschworener Pflichten und ihrer zu engen Auffassung bezüchtigen können. Darin wäre Ich mit Ihnen ganz einverstanden. Sie klagen diese Männer bei Mir an, in einer Zeit, wo unsere Kirche betrübt und geschändet wird von Solchen, die dieselben theuern Eide auf unser Bekenntniß geleistet haben, wie Jene; und zwar freiwillig, unaufgefordert feierlich vor Gottes Altar, und die mit diesem Eide im Gewissen umhergehen, den Abfall predigen, sich dabei ungesetzlicher Mittel bedienen, das Volk aufregen, und Volksversammlungen ausschreiben.

„Aus dieser Zahl wird kein Name in der Adresse genannt, gegen dieses unerhörte Treiben kein Wort gerechter Entrüstung darin vernommen. Ganz Europa hat die Augen fest auf uns gerichtet und auf die Bewegungen in unserer Kirche. Was sollen die fremden Bekenntnisse, ja die Unparteiischen in denselben von dem Zustande unserer Kirche und unseres Patronats denken, wenn

der Magistrat von Berlin in Gegenwart seines Königs so harte Anklagen gegen die zu Treuen erhebt, für die anderen aber, denen auch nicht ein Kriterium fehlt, was eine Partei, und zwar eine sehr gefährliche Partei bezeichnet, keine Klage hat. Das hat Mich tief gekränkt. Ich beklage es als ein Unglück, und muß Ihnen, Meine Herren, darüber Meine Mißbilligung von ganzem Herzen aussprechen.

„Aechte Freundestreue besteht nur in Wahrheit. Ich habe mein Scherflein in dieser Hinsicht abgetragen, indem Ich Ihnen, die Ich gern Meine Freunde nenne, ernst und nach bestem Wissen und Gewissen Meine Meinung gesagt habe. Es besteht seit 400 Jahren zwischen unseren Fürsten und unserer Stadt ein schönes Band der Liebe und des Vertrauens, das oft und viel segensreich gewirkt hat. In der Zuversicht, daß Meine treu gemeinten Worte dieses Band nur stärken und befestigen werden, entlasse Ich Sie hiermit in Gnaden!" *)

*) Welches große Aufsehen diese kirchliche Verhandlung zwischen dem König und dem Berliner Stadtrath in Frankreich erregt hat, zeigen alle französischen Blätter. Sie erblicken darin ein Ereigniß von der größten Wichtigkeit. So sagt das Journal des Debats unter anderen: „Was verlangt die Municipalität von Berlin? Die vollständige Aufrechthaltung dessen, was wir in Frankreich Denkfreiheit nennen würden. Die Schwierigkeit ist, daß mit dieser Denkfreiheit, so weit getrieben, als sie sich ausdehnen läßt, alle die, welche davon Gebrauch machen, gleichwohl einen Platz in der evangelischen Kirche behalten und in der protestantischen Gemeinschaft einbegriffen bleiben wollen..... Auf den ersten Blick kommt uns in dieser Debatte alles sonderbar vor. In Frankreich haben schon, doch — Gott sey Dank — selten die Municipalitäten sich in den Tag hinein mit Politik befaßt, aber mit Philosophie und Theologie nie. Die Adresse der Berliner Municipalität ist wie ein Stück Vorlesung aus dem Curs eines rationalistischen Professors (eines Hegelianers). Der französische Geist liebt seiner Natur nach die Ideen und die Dinge bestimmt, und der katholische Geist mit seiner strengen Einheit hat bei uns tiefe Spuren gelassen. Wir haben Mühe dieses Christenthum zu begreifen, das in seinen weiten Entwickelungen alles umfassen möchte bis zum

So sprachen denn in der hegelianischen Adresse des Magistrats, und in der orthodoxen, wohl durchdachten Antwort des Königs die feindlichen Tendenzen des Zeitgeistes sich förmlich aus. Doch fern von jedem Despotismus, erklärte dabei der edle König, daß er auf sein Recht als Kirchenoberhaupt gänzlich verzichte, weßhalb die neuprotestantische Kirche aus sich selbst sich gestalten solle. Er will daher die Bahn des Churfürsten Joh. Sigismund, des Königs Friedrich Wilhelm I. und seines königlichen Vaters keineswegs verfolgen, und da jene bei ihren lutherischen Unterthanen den Uebertritt zum Calvinthum erzwangen, ist dagegen sein Wille, daß das neue preußische Kirchenwesen nur durch eigene Synoden sich selbst ordne und feststelle. Ob nun dieses bei dem gegenwärtigen Geist der Zeit, und bei der Stellung der zwei großen Parteien, von denen die eine noch dem biblischen Christenthum, die andere dem Junghegelia-

---

Recht, so zu sagen, das Christenthum selbst zu verneinen. Wer Kirche sagt, der meint nach unserem Sinn eine wirkliche Gemeinschaft, oder eine Vereinigung von Menschen, die durch dasselbe Glaubensbekenntniß verbunden sind, was auch sonst die Artikel dieses Glaubensbekenntnisses seyn mögen. Wenn man die göttliche Eingebung der heiligen Schriften nicht anerkennt, wenn man den Grillen seines Geistes frei folgen will, so verzichtet man in Frankreich darauf, Christ zu seyn. Oder wäre das Christenthum, wie die Berliner Municipalität es zu verstehen scheint, nichts als die Entfernung jeder Form, jedes Symbols, jeder Autorität, als das Recht, die Wahrheit zu erforschen, ohne ein Hinderniß und eine Schranke irgend einer Art? Ein solches Christenthum nennen wir Philosophie. Es war geboren vor der Predigt des Evangeliums, Sokrates und Plato bekannten es, und heute trägt es in der Welt den Namen „Gewissensfreiheit.“ In einer anderen Beziehung liegt für uns etwas Befremdendes in dieser unmittelbaren Erörterung, die sich zwischen einem König und seinen Unterthanen erhebt. Das ist zu viel Freiheit, und ist nicht genug Freiheit. Das ist zu viel Freiheit, denn die Verantwortlichkeit, statt bei den Ministern stehen zu bleiben, sucht den König selbst auf. Der König ist hier Partei (der Beklagte) er ist es, der sich vertheidigt und der angreift. Die Zwischenglieder sind unterdrückt. Von den

nismus anhängt, von denen die eine noch an Christum glaubt, die andere ihn geschichtlich und kirchlich beseitigt, möglich sey, dürfte doch jeder Geschicht- und Menschenkenner sehr bezweifeln. Denn der Unglaube hat durch Mißbildung und Uebermuth, durch Verachtung alles Heiligen und Selbstvergötterung unter den Protestanten zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß der christliche Glauben noch hinlängliche Stärke zeigen, und eine Einheit hervorbringen könnte, die man zwar wünscht, doch aber den Weg dazu nicht einschlägt. So liegt daher die größte Strafe des Protestantismus, der wie ein Krankheitsstoff von Geschlecht zu Geschlecht forterbte, vorzüglich darin, daß er durch seine Trennung von der großen Weltkirche, deren Wahrheiten nicht für eine, sondern für alle Zeiten unabänderlich, unvergänglich, und wie die menschliche Seele unsterblich sind, von Geschlecht zu Geschlecht seine Bekenntnisse und Systeme, seinen Glauben in philosophische

---

Ministern ist so wenig die Rede, als ob es solche gar nicht gäbe. Die Opposition ist allerdings ehrerbietig, aber doch ist es der König, der die Rednerbühne besteigt, um vor den Augen seines Volks und ganz Europa zu antworten. Mit einem Sprecher von so erlauchtem Rang kann begreiflicher Weise die Discussion sich nicht sehr verlängern, und darum sagten wir umgekehrt, daß da nicht genug Freiheit sey. Unter einer besser bestellten Verfassung hätte die Berliner Municipalität nicht eine Rolle ergriffen, die ihr nicht gehört, die Regierung wäre in den Streit verwickelt worden in der Person der Minister und nicht des Königs, die Discussion hätte sich nicht auf einen kurzen Dialog beschränkt, und die öffentliche Meinung, die ein rechtmäßiges Mittel gehabt hätte, sich Gehör zu verschaffen, geriethe nie in Gefahr, nach unrechtmäßigen Mitteln zu suchen. Dieß ist unser Urtheil aus dem französischen Gesichtspunkt. Was ist also für die Regierung das Mittel aus den Verlegenheiten hervorzugehen, welche ihr die religiösen Händel in diesem Augenblick verursachen? Wir kennen nur eins: mische sie sich so wenig als möglich darein, und überlasse sie dieselben der freien Discussion. Diese Politik wird nicht neu seyn. Wenn die preußische Regierung sie befolgt, wird sie nur ihren alten Ueberlieferungen, dem Geist des Protestantismus, ihrem eigenen Geist treu bleiben."

Zweifel verwandelt, und seit 300 Jahren immer mehr dem völligen Unglauben sich näherte. Was will demnach der Neuhegelianismus anders, als auf dem politischen Gebiete eine allgemeine Demokratie, auf dem religiösen aber eine Religion der Zukunft, die alle Offenbarung, alle Dogmen *), alle Mysterien, alle Werke der Pflicht und der Liebe verhöhnend, nur als Kirche des Teufels den Gegensatz gegen die Kirche Christi bildet, und zugleich durch ihren irreligiösen Fanatismus, den schlimmsten von allen, für sich alle Freiheit, gegen alle andern aber die größte Tyrannei ausüben soll.

So waren denn auf die offiziellste Weise die schroffen religiösen Zerwürfnisse in Preußen an den Tag getreten, deren Tragweite zwar jeder gute Christ ahnen, doch Gott allein bestimmen kann, indem allenthalben, wo die Einheit fehlt, sicher Zerstückelungen, Parteien, Reibungen und Kämpfe eintreten müssen. Daher ist auch der Protestantismus, der nie ein eigenes festes inneres Leben hat, noch haben kann, der keine Autorität anerkennt, der bei seinem Wissen, das nicht im Glauben wurzelt, den ehemaligen wurzellosen und unfruchtbaren Freiheitsbäumen gleicht, und daher bloß vom Widerspruch lebt, in seine letzte Phase getreten, indem er die alten Symbole verwirft, dabei aber kein neues aufzustellen vermag, welches die Geister befriedigen, und sie in eine Kirche vereinigen kann, und somit sich selbst zu einem caput mortuum macht. Denn bei dem Mangel eines Symbols, des concreten Ausdrucks eines gemeinschaftlichen Bekenntnisses, gibt es auch keinen wahren religiösen Verein, keine Kirche, und das ganze protestantische Wesen verliert sich in ein bloßes individuelles Denken, Thun und Lassen, worin die völlige Auflösung alles Kirchenthums sich vollkommen darstellt.

Indem also der Protestantismus schon längst in das Labyrinth der Schulweisheit, der Schulformen und der hochmüthigsten philosophischen Selbstüberhebung sich verirrte, soll nun die von

*) Schon vor 40 Jahren sagte Napoleon in dem französischen Gesetzgebungskörper: „eine Moral ohne Dogmen gleicht einer Justiz ohne Tribunal.“

ihm projectirte sogenannte Kirche Christi bloß die äußere Schaale, die Weisheit Hegels aber ihren inneren Kern bilden, und jene soll noch das Volk, dieser die Weisen unserer Zeit befriedigen. Für diese neue Kirche, in der nicht der göttliche Geist des Herrn, sondern der menschliche Geist der lichtfreundlichen Herrn sich offenbart, wird nun Lehrfreiheit auf dem Katheder und auf der Kanzel begehrt, und auch durchgesetzt *). Zugleich dringt man nach dem Vorbilde des Katholizismus auf einen von dem Staate abgetrennten, für sich und in sich abgeschlossenen kirchlichen Organismus, und so betreten nun die ärgsten Feinde des Papstthums gerade die Bahn, welche die Päpste seit so vielen Jahrhunderten zur Vertheidigung der Kirchenfreiheit gegen die Einmischung weltlicher Fürsten verfolgt haben.

Wo aber der Geist Gottes und mit ihm die kirchliche Autorität mangelt, da findet sich nimmer eine wahre und feste Einheit, und so neigt nun Uhlich mit seiner Partei zu den Berliner Augustprotesten sich hin, während Wislicenus und sein Anhang in ihrer radicalen Opposition gegen die bestehenden Kirchendogmen beharren, und den Uebergang vom theologischen Rationalismus zum philosophischen Radicalismus durchzuführen streben. Doch auch manchen hochgestellten Geistlichen, die früher die Berliner Proteste mit unterzeichnet hatten, fiel aus der Antwort des Königs an den Magistrat dessen Abscheu gegen solche Protest-Protestanten auf, und die Bischöfe Eylert und Dräseke, früher erklärte Lichtfreunde, beeilten sich nun, als kirchliche Jüstmilianer sich zu bekennen, während der Bischof Ritschel und andere Consistorien ihre Geistliche und Schulmänner von der Theilnahme an solchen Manifestationen und Protesten jetzt dringend abmahnen. Auch wurde der Consistorialrath Schulz zu Breslau wegen seiner

*) Als vor drei Jahren wegen den abscheulichsten Lehren Bruno Bauers Lärm entstund, und manche seine Beseitigung als Professor verlangten, da wurden viele Stimmen laut: „Warum den Mann vom Katheder vertreiben? Ja, wenn dergleichen auf der Kanzel vorkäme, da müßte man mit Ernst einschreiten.“ — Jetzt bei dem Fall von Wislicenus hat man diese Distinktion beseitigt.

Betheiligung an der Protesterklärung vom 21. Juli von der Theilnahme an den Sitzungen und den Geschäften des dortigen Consistoriums entbunden; jedoch behielt er seinen Titel und Gehalt, und blieb Professor der Theologie.

Obgleich nun für Preußen eine allgemeine Reichssynode in Aussicht steht, sollen überdieß auch Abgeordnete der evangelischen Landesfürsten zu Berlin zusammenkommen, um bei den eingetretenen Verhältnissen gemeinsame Maaßregeln zur Beförderung der Ruhe und Wohlfahrt der evangelischen Kirche zu berathen, und gleichmäßig auszuführen.

Hierdurch sollen denn die Wirren und Spaltungen in der Kirche mit Kraft und Nachdruck beseitigt, und die Einheit und Wohlfahrt derselben befördert werden, weßhalb schon jetzt der preußische Consistorialrath Snethlage nach den protestantischen Höfen Deutschlands sich verfügte, um dort über die zu ergreifenden Maaßregeln vorläufig die Beistimmung zu erhalten (Allg. Z. 12. November).

Ging demnach der Protestantismus aus der kirchlichen Revolution hervor, und wuchs er durch sie allein heran, so erhält er sich auch, als kirchlicher Oppositionsmann der äußersten Linke, nur durch Schmähen und Lügen, oder durch polizeiliche Gewalt.

Darum befindet sich Deutschland abermals in einer höchst bedenklichen Crisis, indem theologischer Irrglauben, philosophischer Unglauben und kirchlicher Indifferentismus in Menge unter seiner Bevölkerung sich vorfinden, und die kirchliche Revolution ein neues Blatt im Buche der Weltgeschichte sowohl dort wie anderwärts aufgeschlagen zu haben scheint, worüber uns die Schweiz, als Spiegel unserer schmählichen Zeit, seit Jahren die blutigen Beweise liefert *).

---

*) In unserer Geschichte von England Pag. 630 haben wir eine Schilderung von der gegenwärtigen Schweiz geliefert, die manchen Lesern zu hart schien. Nach den im Jahre 1845 dort eingetretenen schändlichen und blutigen Vorgängen dürfte aber wahrlich noch manches Härtere beizusetzen seyn. Denn was soll man von jenem Land der Freiheit sagen, wo Banditen zu Tausenden sich vereinen, um

Zeigt ſich demnach der Proteſtantismus ſtets als eine perennirende kirchliche Revolution, die ſelbſt die Völker durch zügelloſe Freiheit in Veränderung der Religion auch zu einer gleich zügelloſen politiſchen hinreißt, weßhalb ſchon der Proteſtant Herwegh, deſſen Philoſophie auch aus der Wüſte der Aufklärerei zu ſtammen ſcheint, geradezu ſchrieb:

„Wer wie ich mit Gott gegrollt,
Darf auch mit einem König grollen,“

ſo haben ſeit wenigen Jahren die Ereigniſſe im Norden von Deutſchland die klarſten Belege hiezu geliefert.

Darum fängt denn auch die Zwillingsſchweſter der kirchlichen

---

in einen ſouverainen katholiſchen Kanton mörderiſch einzufallen, weil er gegen den radicalen Geiſt der Zeit es wagte, ſtatt ſieben Rongeaner oder ſieben Junghegellaner — ſieben Jeſuiten als Lehrer der Theologie nach Luzern zu berufen. — Mit dem Ruf: „zum Teufel mit den Jeſuiten, und hintendrein mit der Kirche,“ wollten nun die Radicalen mit Feuer und Schwert das katholiſche Luzern züchtigen, und eine hegelingiſche Regierung dort erzwingen. Doch die ſchmählichſte, in der alten Schweiz unerhörte Niederlage war der Erfolg, indem die Freiſchärler nur 60 Todte, und bei 2000 Gefangene verloren. Aus Brand- und Mordſtiftern wurden nun die Radicalen „heimliche Banditen,“ und ſie dingten einen Mörder, der den redlichen, tugendhaften, frommen Leu in der Nacht vom 20. Juli in ſeinem Bette erſchoß. Nicht genug aber, daß ihr redlicher Gegner nun leiblich todt war, wollten ſie ihn auch moraliſch tödten, und ſie boten daher in allen radicalen Blättern die größte Sophiſtik auf, um den frommkatholiſchen Leu als „Selbſtmörder“ darzuſtellen. Doch die Nemeſis trat auch hier ins Spiel; der Mörder Jakob Müller hat ſich gefunden, ſeine Schuld ſelbſt bekannt, und zugleich Dinge entdeckt, die ſelbſt Männer, wie Pfyffer u. A. als Mitwiſſer und Verheimlicher der That ſchwer graviren, und man daher von jenem mit Recht ſagen kann: „bis peccat, peccantibus qui se accomodat.“

So iſt denn die Schweiz auch eine radicale Mördergrube geworden, wie denn die ungeheuere Frevelthat, die vor zwei Jahren zu Berlin begangen wurde, gleichfalls zeigt, daß Deutſchland auf dem Wege ſey, es zu werden.

Revolution dort zu rumoren an, indem ſie, als politiſche Umtriebmacherin, jetzt auf Reichsſtände und Konſtitutionen der neueſten Art hindrängt, und die Menſchheit, bei welcher die moraliſche Fäulniß durch den Verluſt des moraliſchen Bindemittels der Religion und Menſchenliebe eingetreten iſt, durch Hinweiſung auf ihre politiſchen Formen bethört, und ſie mit jenen zu beglücken verſpricht.

Haben daher die kirchlichen Revolutionen nebſt dem Verluſt der wahren Religion ſtets eine ſehr verderbliche Aufklärerei, Freigeiſterei und völligen Unglauben im Gefolge, ſo läßt aber auch der Herr der Welt zur Züchtigung der Menſchheit bei ihr die politiſchen Revolutionen eintreten, durch deren Leiden endlich die bethörten Menſchen wieder zu Gott und dem wahren Glauben ſich wenden, wodurch, wie wir dermalen in Frankreich und England ſehen, die Kirche wieder mit jugendlicher Kraft erſcheint. So beſteht denn zwiſchen den kirchlichen und politiſchen Revolutionen eine innige Wechſelwirkung, indem die kirchlichen Revolutionen nur durch Rückkehr der Menſchen zur wahren Religion ihr Ende finden, dieſe aber nur durch die politiſchen Revolutionen ihre erneuerte Stärke gewinnt, wie ſolches die Geſchichte ſchon gezeigt hat, und ferner zeigen wird.

Während alſo der katholiſche Süden und Weſten Deutſchlands den kirchlichen und politiſchen Wühlereien in Preußen, und der Bildung eines deutſch-katholiſchen Sektchens ruhig zuſieht, bedauert zwar die Kirche den Abfall mancher ihrer Glieder, ſtößt aber die Bethörten von ſich aus, und reinigt ſich von ihren heterogenen Theilen, während ſie allerwärts die homogenen an ſich zieht *). Denn die Kirche, die ſtets der Worte ihres Stifters

*) Mit größtem Recht ſagte daher der Münchner Profeſſor Bonaventura Mayer, dieſer große Talmudiſche Gelehrte, zu Breslau: „Rom könne den rechtgläubigen Moſaismus weit eher neben ſich aufnehmen, als den Proteſtantismus in ſeinen negirenden, zerfahrenen Geſtaltungen“ (Allg. Z. Okt. l. J.).

Eben ſo erklärte ein anderer gelehrter Rabbiner, als er ein Chriſt geworden war, ſich dahin: „Er betrachte das Judenthum als die

gedenkt, der außer dem Frieden auch das Schwert des Geistes zu bringen verkündete, erkennt aus einer 1800jährigen Erfahrung recht gut, daß ihr Schatz in irdenen Gefäßen liege, weßhalb jede kirchliche Gemeinschaft nicht frei von Schlacken sey, und daher zu allen Zeiten Ketzereien und Irrthümer sammt den daraus folgenden Aufregungen und Anfeindungen entstehen müssen, damit die wahren Gläubigen bei dem Gefühl des inneren Friedens und der äußeren Sicherheit nicht einschlafen, und allmählig in eine religiöse Gleichgiltigkeit verfallen. Gereicht daher die kirchliche Spaltung in Preußen, die durch den alten und neuen Protestantismus sich ausspricht, zum großen Verderben des dortigen Kirchenwesens, so dient aber das neu entstandene deutsch-katholische Sektchen, das aus Katholiken und Protestanten besteht, der Kirche zum Vortheil, indem die ersteren, als faule Glieder, sich von ihr trennen, die letzteren aber ihren Abscheu vor dem Worte „katholisch" einmal aufgeben, und gerade hierdurch wieder der Weltkirche sich nähern. Weiß nun die Kirche aus ihrer Geschichte, daß sie zu jeder Zeit von allen Ketzern und Sektirern in ihrem Mittelpunkte, in ihrem unabhängigen Papstthum angegriffen, und selbst von manchen harten Schlägen getroffen worden sey, so kann sie aber auch nicht verkennen, daß sie als Schützling des Herrn einem Ambos gleiche, der schon manchen Hammer abgenutzt hat.

Bedenkt man daher, was das heilige römisch-katholische Reich deutscher Nation durch seine Größe, innere Kraft und Ansehen nach Außen ehemals war, und was seit seiner kirchlichen Revolution durch Länderverlust, Zerstückelung, Verarmung und höhnischen Spott des Auslandes aus ihm geworden ist; bedenkt man ferner, daß die nämlichen Ursachen und finstern Mächte, welche den alten Bund, die frühere Reichsform, gebrochen haben, heute

---

Wurzel, das Christenthum als den Stamm, der aufwärts strebt, die christlichen Schismatiker als die Aeste, die nach dem Boden hin sich neigen, die Ketzer und Sektirer aber als die Blätter, die schnell erscheinen, schnell vergehen, und durch ihren Abfall zum Düngen und zur Kräftigung des Stammes dienen."

noch vorliegen, und durch den neuen Bund eben nicht beseitigt sind; bedenkt man überdieß die finanziellen, industriellen und merkantilen Zustände Deutschlands, und zugleich den großen Einfluß, den heute noch das Ausland auf dessen inneres Wesen sehr verderblich ausübt, so liegt doch klar vor Augen, daß der deutsche Unglücks-Hammer, der das Papstthum völlig zerschlagen wollte, leider nur in seinem religiösen und politischen Wesen sich selbst zerschlagen habe.

Obgleich man nun in unseren Tagen viel über die Politik der Staaten faselt, schreibt und spricht, so legen wir einen sehr geringen Werth darauf, indem wir die Ansicht hegen, daß auch der Herr der Welt seine eigene feste Politik (sit venia verbo) sowohl auf dem Wege der Natur, wie auf jenem der Einschreitungen und Zulassungen bei seinen politischen und kirchlichen Werkzeugen verfolge. Als daher im Jahre 1808 Napoleon und Alexander zu Erfurt sich in den Westen und Osten von Europa theilen wollten, zeigte die Gottheit sogleich ihre Politik, und ließ es geschehen, daß Napoleon als Ueberglücklicher verblendet, als Ueberunglücklicher aber verwirrt wurde, und so fand die Politik eines sehr geistreichen Menschen in wenigen Jahren ein höchst schmähliches Ende. Daher fehlt denn auch jenen Politikern, die wie der Pentarchist uns arme Deutschen noch gar zu Russen machen wollen, oder die, wie so viele Scribler, nur Reichsverfassungen für Oesterreich und Preußen dringend fordern, durchaus der tiefe Blick in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft *).

*) Darum haben denn Männer, wie Dahlmann in seiner Geschichte, Wolfgang Menzel in seiner Schrift „das Jahr 1840" ganz andere Ansichten als jene Scribler in Preußen und Sachsen dargestellt.

Oesterreich, sagt Dahlmann, ist auf der alten Ordnung gebaut; sowohl in Staat wie Kirche; jeder Versuch, hier umzuwandeln, bedroht den wunderbar zusammengesetzten Staatskörper mit Auflösung.

Mit Preußen verhält es sich anders. Seine Basis ruht auf der größten Abweichung vom Herkommen, die jemals geschehen, auf der Martin Luthers.

Während also im Norden und Osten von Deutschland eine dumpfe Aufregung der mannigfaltigsten Art herrscht, scheinen sich die Zeiten des Kaisers Matthias erneuern zu wollen, indem auch in unseren Tagen Könige und Königinnen, Fürsten und Fürstinnen sehr häufig unter großen Lustbarkeiten zusammenkommen, gleichwie die meisten Fürsten Deutschlands bei der damaligen Kaiserkrönung zu Frankfurt sich versammelt hatten, wo ihre Schmausereien und Tanzgelage als Abschiedsfeste betrachtet werden konnten, indem sie nachher sehr lange oder gar nicht mehr sich wiedersahen *).

So geben uns denn die historisch-politischen Blätter zu München ein schönes Gemälde von unserer sehr bewegten Zeit: „Auf der einen Seite erscheinen nur Jubel, Feste, Hymnen, Toaste, Feuerwerke; Sängerfest in Würzburg, Beethovenfest in Bonn, Hoffeste in Brühl, in Cöln, in Coblenz, auf Stolzenfels; — auf der anderen Seite Symptome der bedenklichsten Art, Symptome radicaler Auflehnung gegen jede göttliche und menschliche Autorität, Symptome religiöser und bürgerlicher Auflösung, Flammen gleich, die einem vulkanischen Boden am Vorabend eines Ausbruchs hier und dort plötzlich entsteigen und wieder verschwinden. — An vielen Orten erscheinen Volksunruhen und blutiges, haßerfülltes Zerwürfniß in Posen, Halberstadt, Düsseldorf; Reden, Volksversammlungen, Demonstrationen und Proteste der Deutschkatholischen, der Lichtfreunde, der Communisten und Radicalen in

---

Der erste politische Akt der Reformation war die Verwandlung des geistlichen Ordenslandes Preußen in ein Erbgroßherzogthum.

Der zweite Akt war der Uebertritt des Churfürsten Johann Sigismund vom Lutherthum zum Calvinismus.

Der dritte Akt war der Raub Schlesiens.

Der vierte Akt seine Verwandlung in einen paritätischen Staat,

und im fünften Akt? (In diesem wird nach unserer Ansicht, wie im vierten, die Politik Gottes auf die merkwürdigste Weise sich zeigen.)

*) Siehe 1. Abth. p. 262.

Königsberg, in Magdeburg, in Berlin, Breslau und an vielen Orten Preußens und Sachsens, und zuletzt der Aufstand in Leipzig, ein von den Steinwürfen des Pöbels verfolgter Fürst, und am folgenden Tage großer feierlicher Leichenconduct, wie ihn nur der schweigende Geist finsterer Rache eingeben kann. — Das sind die Sturmvögel, die vor dem Sturme selbst erscheinen. Die Geschicke drängen zur Entscheidung. Diesem wirren Getriebe im Norden steht die ruhige Haltung des Süden und Westen gegenüber. Die feste, den Angriffen menschlicher Willkühr, Leidenschaft, Launenhaftigkeit und Beschränktheit entrückte Grundlage der katholischen Kirche, die treue, in allen Klassen verbreitete Anhänglichkeit an dem unveränderlichen alten Glauben, die wohlgegliederte innere Organisation, die Achtung und der freiwillige Gehorsam unter die gesetzlichen kirchlichen Autoritäten, die Ruhe und Zuversicht, die sich hieraus über alle Lebensverhältnisse verbreitet, und wodurch das Ganze wie ein wohl eingefriedigter und gut geordneter Haushalt erscheint, dieses alles spricht zum Vortheil und zur Ehre der Kirche."

So läßt sich's dann im Hause des alten Glaubens, noch recht gut, gemüthlich und sicher wohnen. Denn die katholische Kirche bleibt stets die freieste aller Kirchen, indem sie keinem weltlichen Souverain unterworfen, und die priesterliche Unabhängigkeit ihres Kirchenoberhauptes durch den päpstlichen Staat, dieses Erbtheil Petri, gesichert ist, durch jenen monarchischen Wahlstaat, auf dessen Thron ohne Rücksicht auf Familie und Herkommen jeder Erdensohn gelangen kann, wie denn auf ihm schon Morgen- und Abendländer, Franzosen, Engländer, Deutsche, Spanier, Portugiesen ꝛc., und selbst aus der untersten Classe der Völker gesessen sind. Diese Kirchenfreiheit, die so viele Kraftmänner theils mit ihrem Blute, theils unter großen Leiden bewahrt haben, wie auch in unsern Tagen der unvergeßliche Erzbischof Clemens August solches bewiesen hat *), bildet das ewige Princip ihres Lebens und ihrer Macht. Mag nun

*) Clemens August starb am 19. Okt. 1845. In ihm hat die Welt einen Mann des Willens und der That verloren, der in unserer

auch der stets wandelbare Protestantismus Deutschlands, der keine Expansivkraft hat, und zwischen der großen römischen und griechischen Kirche sich eingeklemmt findet, immerfort in sich selbst sich regen; mögen seine viele Sekten sich reiben und streiten, die ewig unveränderliche Weltkirche Christi harrt und wartet, und darum gehört ihr die Zukunft.

---

wortreichen aber thatenarmen Zeit eine Seltenheit ist, und die Kirche einen Hirten, der als Stern erster Größe an ihrem Himmel glänzte, und selbst erloschen noch auf die kommenden Geschlechter sein Glaubenslicht und seine Glaubenswärme verbreiten wird. —

Hr. v. Geissel selbst hat seines großen Amtsvorgängers Erinnerungsblatt geschrieben, in welchem folgende besonders denkwürdige Stelle vorkommt:

Wie viel seit dem 29. Mai 1836, als dem Tage, wo er den Stuhl der Cölnischen Metropolitankirche einnahm, wie viel Rechtes und Wahres er vor Gott seinem Herrn durch allgemeine Verbesserung der Verwaltung im Hause Gottes gewirkt, und welch großartiges Beispiel von Starkmuth und Duldsamkeit er gegeben, uns und der ganzen katholischen Welt, als von seinem Sitze er entfernt worden; dieß hat der heilige apostolische Stuhl lobend öffentlich anerkannt, und von den spätesten Nachkommen wird es in lautem Jubel gepriesen werden. Der katholischen Kirche Glanz und Zierde und als guter Hirt ragte er, wie neben ihm Keiner, über sein Zeitalter weit hinaus, und wird künftigen Zeiten vorleuchten, als der würdigste Oberhirte, groß durch seinen Eifer, noch größer durch seine Frömmigkeit, aber am größten durch seine Geduld. (Augsb. Postz.)

Blicke in die Zukunft.

Peste et sanguine, et imbre et lapidibus — magnificabor et santificabor.
Ezechiel 38, 23.

In der Geschichte finden wir zweierlei Propheten und Prophezeiungen, nämlich politische und religiöse. Während nun die erstern die künftigen politischen Ereignisse mehr oder weniger nach Maaßgabe ihrer politischen Einsicht voraussehen, weissagen die letztern durch göttliche Begeisterung, und ahnen das künftige Verderbniß oder Heil der Menschen in seltsamen Gesichten. So kann man denn im Alterthum den Polybius unter die politischen Propheten zählen, indem er in dem sechsten Buch seiner Geschichte die künftige Größe und den Verfall der römischen Republik ganz bestimmt voraussagte; wie denn auch im vorigen Jahrhundert Viele den Eintritt und die Verbreitung der französischen Revolution voraussahen und mit Bestimmtheit verkündeten. Zu den religiösen Prophezeiungen, welche die Zukunft enthüllen, gehört aber, nebst den jüdischen, vorzüglich die Offenbarung des heiligen Johannes, die als kanonisch oder von Gott eingegeben angenommen wird, deren Erklärung und Deutung zwar schon oft versucht wurde, aber noch keine befriedigenden Resultate geliefert hat *).

Doch dürfte auch unter den deutschen Propheten, welche die kirchliche Revolution voraussahen, vorzüglich der Abt Hermann

*) Da die Protestanten den Drachen, das Thier und die Hure der Offenbarung auf die Weltkirche Christi zu deuten suchen, wie solches der protestantische Prälat Albrecht Bengel vor hundert Jahren that, dessen falsche Erklärung aber vor zehn Jahren in Stuttgart zum Spott der Katholiken neu aufgelegt wurde, so haben wir eine Erklärung der Offenbarung Johannis im Geiste der Geschichte (Darmstadt 1835) als „bloße Widerlegung" jener geschrieben, indem wir keineswegs uns anmassen, im Besitz der Gabe der Auslegung zu seyn.

zu Lehnin zu nennen seyn *), wie denn selbst Leibnitz, Holzhauser ꝛc. schon im 16. Jahrhundert und Cazotte im

*) Herrmann, Abt zu Lehnin, einem ehemaligen Cisternienser-Kloster an der Havel, stand in der Mitte des 13. Jahrhunderts als Prophet in großem Rufe. Derselbe hinterließ in seinem Tagbuche eine merkwürdige Prophezeiung über die Schicksale seines Klosters und des brandenburger Landes, die in hundert Versen besteht, und seit Jahrhunderten in vierzig Auflagen zu Wien, Dresden, Frankfurt, Offenbach, Cöln, Brüssel, Amsterdam ꝛc. mit und ohne Commentar erschienen ist. — Nachdem der Prophet die Schicksale seines Klosters und Brandenburgs bis zum Churfürsten Joachim I. dargestellt hat, bezeichnet er den Eintritt der sogenannten Reformation in den Versen 47, 48 und 49 wie folgt:

Inferet at tristem patriae tunc foemina pestem;
Foemina serpentis tabe contacta recentis;
Hoc et ad *undenum* durabit stemmae venenum.
Aber ein Weib bringt dann die traurige Pest diesen Landen
Von der Seuche der neuen Schlange berührt und vergiftet;
Erben wird diese Pest bis hinab in's eilfte der Glieder.

Ueber die Einführung der s. g. Reformation unter Joachim II. sagt der Prophet in seinen Versen 53 und 54:

Ito meus populus, protector est tibi nullus,
Hora donec veniat, qua restitutio fiat.
Flieh, mein Volk, flieh! ach, kein Schützer lebt dir und Schirmer
Bis die Stunde erst naht, wo Zerstörtes sich wieder erbaut.

Diese Zeit der Wiedererbauung des Zerstörten und Herstellung der Kirche setzt der Prophet in das 19. Jahrhundert mit den Versen 95, 98, 99 und 100.

Et pastor gregem, recipit Germania regem
Priscaque Lehnini surgent, et tecta Corini
Et veteri more Clerus splendescet honore;
Nec lupus nobili plus insidiatur ovili.
Wieder erhält die Heerde den Hirt und Deutschland seinen König
Mit erneuertem Glanz umkleiden Lehnin und Corin sich
Längst vergangener Zeiten Pracht umstrahlt den Clerus
Und kein grimmiger Wolf die edle Heerd' mehr bedräuet.

18. Jahrhundert den Eintritt der politiſchen Revolution, als Strafe jener, verkündeten *).

Wenn aber ſeit der Entſtehung des Chriſtenthums irgend eine Zeit die Zeichen einer möglichen Erfüllung jener Weiſſagungen trägt, ſo iſt es ſicher die unſrige, indem alles, was ſeit drei Jahrhunderten, und beſonders in den letzten fünfzig Jahren geſchah, uns hinlänglich zeigt, was Europa, vorzüglich aber Deutſchland von der Zukunft zu erwarten hat.

Bezeichnet daher die ganze Weltgeſchichte bloß den Willen Gottes in der Welt, und beruhen ſelbſt die Erſcheinungen auf logiſchen Geſetzen, ſo geht auch aus einem klar hingeſtellten Vorderſatz nothwendig die ihm gemäße Schlußfolge hervor. Hatte alſo die Gottheit das von ſeiner Kirche abgefallene Deutſchland ſchon ſeit drei Jahrhunderten mit ſo außerordentlichen Strafen heimgeſucht, obgleich die Abgefallenen doch an einen perſönlichen Gott, und an eine Erlöſung durch Chriſtum noch glaubten, ſo dürfte denn leicht der Schluß zu ziehen ſeyn, daß noch weit größere Strafen folgen müſſen, um jene Menſchen zu züchtigen oder ganz zu vertilgen, die nun den Glauben an einen perſönlichen Gott und an einen hiſtoriſchen Chriſtus ſammt der auf ihm beruhenden Erlöſung verwerfen, und den edlen Wein des Chriſtenthums durch das Scheidewaſſer des Hegelianismus völlig vergiften.

Wurde nun ſchon Adam wegen ſeines ſträflichen Hegelianismus aus dem Paradies vertrieben, und zu einem geiſtigen und leiblichen Proletarier, zu einem Erlöſungsbedürftigen gemacht, ſo iſt aber der Hegelianismus unſerer Zeit noch viel teufliſcher

---

Nimmt man nun drei Generationen auf ein Jahrhundert an, ſo iſt ſeit der Entſtehung der ſ. g. Reformation die gegenwärtige Generation die zehnte, und der Eintritt der eilften und mit ihr die Erſcheinung großer Ereigniſſe ſteht nah.

*) Da wir in unſeren Schriften uns ſehr ungern wiederholen, ſo verweiſen wir unſere Leſer auf unſere Geſchichte von „Frankreich“ und „England“, wo wir in dem Kapitel über die „Zukunft“ das Nähere darüber nachgewieſen haben, das auch für Deutſchland gilt.

und sträflicher, indem er sogar den Sohn Gottes und sein Erlösungswerk theils läugnet, theils verspottet.

Wer demnach die Vergangenheit und Gegenwart recht kennt, kann auch nicht verkennen, daß die Todtenflecken einer zeitlichen Verwesung, ein Rückfall in schwere Zeiten der Finsterniß und des Kampfes bei der Menschheit wieder eingetreten sind, und daß der Herr der Welt die Teufeleien und den Wust in dem Gebiete der Religion und Politik nur durch neue Umwälzungen vertilgen könne. Denn durch die Revolutionen, die nur als der Ausbruch der früher in den Staatskörpern gesammelten Krankheitsstoffe erscheinen, müssen erst diese ausgeschieden, mit ihnen die unverbesserlichen Uebelstände in den kirchlichen und politischen Verhältnissen beseitigt, und Vieles erst zermalmt werden, um durch christliche Einheit die Genesung der Staaten wieder herbeizuführen. Solche große Zeitepoche, sicher die größte der Weltgeschichte, liegt daher bedeutungsvoll vor uns, und wird um so gewisser bald und mit ihrem ganzen Gewicht erscheinen, da durch die Glut der menschlichen Leidenschaften, durch die Aufregung der Gemüther, durch die Verwirrung der religiösen und politischen Verhältnisse, und vorzüglich durch die von Tag zu Tag steigende Gottlosigkeit unter der rohen Masse der Geist der Revolution stets mehr Stärke gewinnt, und es immer leichter ist, dem Volk die Religion zu nehmen, als sie ihm zu geben, noch viel leichter aber, es mit dem Geiste des Unglaubens und des Hasses gegen alle Autorität vertraut zu machen, als den Geist der Empörung und des Ungehorsams aus ihm auszutreiben.

Unter der glatten Oberfläche des bürgerlichen Lebens rumort daher fortwährend der kirchliche und politische Revolutionsgeist, und die früher so schwer bestrafte Thorheit der kirchlichen Umwälzungslust ist um so weniger verschwunden, indem die lebenden Geschlechter höchst selten um die Erfahrungen der früheren Zeiten sich bekümmern, und eine große Menge leidenschaftlicher und verkehrter Menschen zu jeder Zeit der politischen und religiösen Freiheitslust mit Wärme anhangen. Daher ist auch der gegenwärtige kirchliche Streit nur eitles Geplänkel; der Hauptkampf zwischen Glauben und Unglauben, zwischen wahrem und falschem Chri-

ſtenthum muß noch kommen, und hierdurch jene große Epoche eintreten, durch welche die religiös und moraliſch ſo tief geſunkene Menſchheit wieder gehoben und geſtärkt, und die Kirche, der Staat und die Schule zur Förderung des geiſtigen und leiblichen Wohls der Menſchen wieder in Eintracht mit einander vereint werden. Was alſo ſeiner Natur nach ſeyn ſoll und ſeyn muß, geſchieht auch immer aus geheimen, mächtigen Trieben, und fataliſtiſch treibt eine höhere Hand die Menſchen zum Ziele hin, indem ſie das Böſe zuläßt, um aus ihm das Gute hervorzurufen. Denn Gott ſchreibt Recht auf krummen Wegen *), und löſcht aus, um wieder anzuſchreiben. Treffend erklärte daher der berühmte Herder: „Bei allen Mißleitungen einer ſo vielfach getheilten Nation, wie die deutſche, bei Verwirrungen, die Jahrhunderte lang gedauert haben, und ſich noch jetzt faſt in jedes Urtheil miſchen, müſſen wir am meiſten auf die große Alliirte, die weiſe Lenkerin menſchlicher Thorheiten, die „Providenz," rechnen."

Wo demnach der gewöhnliche Verſtandsmenſch nur den begrenzten Horizont der Gegenwart ohne allen Fernblick in die Vergangenheit und Zukunft überſchaut, und bei den Handelnden nur geiſtreiches oder geiſtloſes Benehmen erkennt, da erblickt aber der gläubige Chriſt bei allem menſchlichen Treiben zwiſchen durch ſtets die höhere Hand des Weltregierers, und erlangt gerade dadurch die Eigenſchaft eines rückwärts und vorwärts ſchauenden Propheten, die ein wahrer Geſchichtkenner immer haben ſoll.

So ſcheint denn die Vorſehung wieder unmittelbar oder durch ganz wunderbare Wege eine Wiedergeburt des Menſchengeſchlechts hervorbringen zu wollen, weßhalb auch Europa unverkennbar einer großen religiöſen und politiſchen Criſis entgegengeht, welche die ſanguiniſchen Träume jener zerſtören wird, die in behaglicher Ruhe fortwährend an einen unbewölkten politiſchen Himmel glauben. Denn das donnerſchwangere Gewölk zieht ſich ſchon allenthalben zuſammen, und die Hand wird ſich finden, die ihm den Blitz entlockt.

---

*) Ein portugieſiſches Sprichwort.

Finden ſich doch in ganz Europa die größten Wirren und Reibungen in Sachen des religiöſen Glaubens und der politiſchen Meinungen allenthalben vor, und auf manche Regierung kann man wegen Beſeitigung derſelben das Sprichwort der Dänen anwenden: „Hier liegt der Stock! hebſt du ihn auf, bekommſt du Schläge; läßt du ihn liegen, bekommſt du gleichfalls Schläge.“ Während alſo die Lichtfreunde den alten Proteſtantismus, die neugläubigen Rabbiner das altgläubige Judenthum annagen, andere Sektirer theils den nackten Deismus, theils das graſſeſte Heidenthum predigen, und ſelbſt einige hundert reformirte Prediger im Kanton Waadt ihrem Kirchenoberhaupt zum Trotz den Kirchendienſt aufgeben, wird aber unter dem Titel, den Glaubenszwang zu vertreiben, der offne Kampf gegen das wahre Chriſtenthum eröffnet, die Weltkirche Chriſti in ihrem Papſtthum, in ihren klöſterlichen Inſtituten, beſonders in dem Jeſuitenorden unaufhörlich angegriffen, und ihr die Freiheit in Spendung der Sacramente, in Erziehung ihrer Prieſter und Gläubigen auf manche Weiſe verkümmert, wobei zugleich die Errichtung von Nationalkirchlein unter der Laune der Gemeinde, oder unter der polizeilichen Zucht des Staats ſammt der Einführung eines aufgefriſchten und übertünchten Socinianismus verſucht wird.

Von der Revolution in der Kirche iſt aber nur ein Schritt zur Revolution im Staate, worüber uns die Beſtrebungen jener Männer des Fortſchritts abermals den Beweis liefern, die nach ihren radikalen Anſichten allenthalben ein gleiches Staatsrecht und gleiche Staatsformen dringend fordern, in deren Hintergrund jedoch der abſoluteſte Despotismus der Demagogie ſich verbirgt, durch den, wie wir einſt in Frankreich ſahen, alle Denkfreiheit, Glaubensfreiheit, Schriftfreiheit ꝛc. unterdrückt, und nur der unheilvolle Radicalismus als Lenker der Völker anerkannt werden ſoll. — Betrachtet man überdieß die materialiſtiſchen Tendenzen unſerer Zeit, wo das Jagen nach Reichthum, Ehre und Genuß als alleinige Klugheit erſcheint, wo das kleingeſcheidte egoiſtiſche Geſchlecht nur Actienunternehmungen in Eiſenbahnen, Banken und Fabriken im Auge hat, und hierdurch allmählig der übermüthigſte Reichthum bei Einzelnen, die gefährlichſte Armuth aber

bei der Masse sich steigert, so geht aus allen diesen religiösen, politischen und moralischen Verhältnissen klar hervor, daß auf diese Zeiten der Ueberfeinerung, Trennung, Spaltung und völligen Demoralisation nach dem naturgemäßen Kreislauf nothwendig solche folgen müssen, die wieder zur Einfachheit, Einheit, Eintracht und christlichen Moralität hinführen, was doch wahrlich auf glimpflichen Wegen nicht geschehen kann.

Die Herbeiführung solcher Zeiten hängt daher allein von Jenem ab, dem der himmlische Vater die Völker übergab, um über die verdorbenen mit eisernem Scepter zu herrschen, und wie Töpfergefäße sie zu zertrümmern, und der auch ohne Krieg die Menschheit züchtigen, ohne Krieg große Handelsflotten vertilgen, ohne Krieg große Städte verbrennen, dem Landmann durch Ueberschwemmung und Mißwachs die Erndte rauben, und ansteckende Seuchen in der Menschen-, Thier- und Pflanzenwelt verbreiten kann, wie seit wenigen Jahren die Erfahrung dieses so vielfach zeigt. —

Doch auch der Krieg mit allen seinen Leiden und Blutströmen ist ein Diener des Herrn, der zur Züchtigung der Menschheit und zur Beseitigung mancher politischen Uebelstände öfters eben so nothwendig ist, wie man zur Heilung mancher körperlichen Krankheiten selbst das Eisen mitunter nöthig hat. Wurde daher durch die s. g. Reformation ein Meer von Unheil über viele europäischen Staaten ausgegossen, ging selbst durch die Zerstückelung Deutschlands, dieses sonst so allgewaltigen Reichs der Mitte, der Schwerpunkt in dem politischen Gleichgewicht Europas verloren, so dürfte jener keineswegs mehr durch die Fürsten, sondern nur durch die Völker zu finden seyn.

Folgten also den kirchlichen Revolutionen, die in England die Tutor, in Schweden die Wasa, in Frankreich die Bourbonen mit Gewalt einführten, auch die politischen Revolutionen allenthalben dort nach, so dürfte denn bei dem gegenwärtigen Geist, der im ganzen Norden und Osten von Deutschland in Kirche und Staat spuckt, und dessen einmal zum Ausbruch gekommener Brand nimmer durch administrative Feuerspritzen gelöscht wird, es möglich werden, daß unter gewissen Umständen auch dort ähnliche revolutio-

näre Erſcheinungen eintreten, und die kirchlichen Revolutionen, die ebenfalls in Deutſchland einſt von Oben nach Unten gingen, könnten einmal durch politiſche Revolutionen ihre Richtung von Unten nach Oben nehmen, und jenen nicht nur zur Strafe dienen, ſondern ſelbſt dem proteſtantiſchen Norden und Oſten durch revolutionären Aufſchwung jene Kraft verleihen, durch die er ſich von der Schmach der Feſſeln, die man ihm an ſeine Grenzen angelegt hat, wieder befreien könnte.

Denn ſelbſt mit Hilfe Preußens hat Rußland auf die deutſche Grenze ſich hingewühlt, und hat, wie ein Baum mit ſeinen allmählig wachſenden Wurzeln, leiſe alle ſeine Nachbarreiche zerſprengt. Auch ſein Gelüſte nach den preußiſchen Oſtländern und der Mündung des Weichſelſtroms, welches ſchon im ſiebenjährigen Krieg bei ihm ſo ſehr durchblickte, ſcheint durch den Beſitz von Polen bei ihm ſich geſteigert zu haben, und rückſichtslos zertritt und zerſtört es in ſeinem Inneren die katholiſche und proteſtantiſche Kirche, die polniſche, finniſche und deutſche Nationalität vor den müßigen Augen Europas, und ſpottet des deutſchen Vaterlandes an der Mündung der deutſchen Donau, wodurch Oeſterreichs Lebensader nicht frei mehr ins Meer ſtrömt, und jeder wackere Deutſche mit Platen ausrufen muß: „Adler Deutſchlands, doppelter, kreiſe wachſam, und ſchärfe dir die Klauen für eine kampfreiche Zukunft.“

Kann es übrigens in der Abſicht einer weiſen Vorſehung nicht liegen, daß ein einziger Staat fortwährend das Meer tyranniſire, den Welthandel umklammere, alle gelegenen Orte in der nördlichen und ſüdlichen Halbkugel zu Luganſtalten, und alle Küſten von ſich abhängig mache, ſo dürfte denn doch allmählig der Bruder Jonathan (Amerika) ſeinem älteren Bruder John Bull (England) den Scepter des Meeres entwinden, und die großen engliſchen Colonien dürften ſich nach und nach trennen, und ſich ſelbſt regieren, indem England in ſeinem Inneren ſelbſt vielfach kränkelt, als Baſis für ſeine auswärtigen Maſſen zu ſchwach iſt, und einem Stamm gleicht, deſſen Aeſte jenen am Gewicht allzuviel überwiegen.

Während nun auch in Frankreich, Spanien und Portugal,

in Afrika, Aſien und Amerika ſehr bedenkliche Symptome künftiger Ereigniſſe ſich kund geben, und jeder Staat ſein verwundbare Achillesferſe hat, ſcheint die Gottheit den Hauptkampf zwiſchen Chriſtenthum und Unchriſtenthum in ganz Europa zum Durchbruch kommen, und theilweis ſelbſt die Anarchie dort eintreten laſſen zu wollen, die zuletzt nur durch die Hierarchie allein bewältigt werden kann und ſoll. Sie wird daher über jedes Land nach dem Maaße ſeiner Sünden und Gottloſigkeiten die geeignetſten Züchtigungen verhängen, durch mancherlei Erſcheinungen, die ſelbſt den gottloſeſten Rationalismus verſtummen machen, die bethörten Menſchen wieder anregen und zur Beſinnung bringen, und ſo dürften denn unter ihren höheren Fügungen die Spaltungen ſelbſt zum Saamen der Eintracht werden, und die Verbreitung der wahren Kirche Chriſti, wie ſolches mit Flammenſchrift geſchrieben ſteht, auch zuletzt auf der ganzen Erde erfolgen *).

Sagte nun ſchon der große Geſchichtſchreiber Tacitus: „über Rom ſeyen nie große Schickſale gekommen, bevor nicht ſolche durch allerlei wunderbare Erſcheinungen und Vorzeichen verkündet wurden", ſo kann man daſſelbe auch von unſerer Zeit ſagen, und was in dieſer Art ſeit Jahren an vielen Orten, beſonders aber in Frankreich, England, Preußen und Deutſchland vorgekommen iſt, deutet wahrlich auf keine freundliche Zukunft hin.

Mit Recht ſchreibt daher Schiller:

„Wie ſich der Sonne Scheinbild in dem Dunſtkreis
Malt, ehe ſie kommt, ſo ſchreiten auch den großen
Geſchicken ihre Geiſter ſchon voran
Und in dem Heute wandelt ſchon das Morgen,"

wovon viele Menſchen in unſeren Tagen ein großes Vorgefühl haben.

So hat der berühmte Gelehrte und Reiſende Dr. Joſeph Wolf, der vom Judenthum zum Chriſtenthum übertrat, eine

*) Selbſt Leſſing ſpricht in ſeiner Schrift „die Erziehung des Menſchengeſchlechts" mit Beſtimmtheit ſich aus: „Ja, ſie wird kommen die Zeit des ewigen Evangeliums."

Stimme an die Juden in England, Deutschland, Frankreich, Italien, Polen und Rußland ergehen lassen, wodurch er sie, unter Beziehungen hier auf die papistische Bewegung in England, und dort auf die rationalistische in den christlichen Kirchen Deutschlands, sowie unter tadelnden Rückblicken auf die Rabbinerversammlung zu Frankfurt, aufruft, sich um die Propheten des alten Testaments zu sammeln, und, von ihnen geleitet, zu Christus dem Gekreuzigten zu kommen; denn so schließt er: „große Gerichte werden bald, sehr bald über ganz Europa einbrechen. Verwickelt euch nicht in die Schuld des Welttheils, sondern sorget, daß, wenn er kommt — und Er wird kommen und nicht zögern — ihr dasteht meine Freunde! als ein durch den Herrn erlöstes und geheiligtes Volk." (A. Allg. Zeit. 24. Okt. l. J.) *).

In gleichem Geiste schrieb auch der Graf O'Mahony in seinen politischen Erinnerungen **):

„Möge die Welt fortan keine gewöhnlichen Züchtigungen mehr erwarten! Solche würden zu ihrer Besserung nicht hin-

---

*) Fast sollte man meinen, der Dr. Wolf theile die Ansicht jener hl. Väter und Schriftausleger, welche den Vers 9: „dem Volke Gottes steht ein Sabbath vor" auf das tausendjährige Reich bezogen haben, indem sie sich durch die Analogie auf die Schöpfung und den darauf folgenden Ruhetag berufen. Sie sagten, die zweitausend Jahre des Naturgesetzes, dann die zweitausend Jahre des Gesetzes Moses, und zuletzt die zweitausend Jahre der Gnade Christi beziehen sich auf die sechs Schöpfungstage, und dann erfolgt das tausendjährige Reich, nachdem Christus noch einmal auf der Erde erschienen ist, bevor er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten. Die hl. Justinus und Irenäus ꝛc. sahen dieses Reich als eine gewisse Sache an; die hl. Hieronymus, Ambrosius und Augustinus hielten diese Meinung zwar für ehrwürdig, doch ließen sie wegen den schädlichen Irrthümern des Cerinthus und anderer Chiliasten solche dahingestellt. — Für welches Volk der Erde die Wiedererscheinung Christi am nothwendigsten wäre, wird jeder gläubige Deutsche in unseren Tagen wissen. — Siehe die Xenien von Göthe, „die streitenden Bauern."

**) Aus dem Französischen übersetzt. Sulzbach 1832.

reichen. Ihre Weltweisen würden ihr dieselben noch ganz menschlich erklären, wie ihre Gelehrten auch das prophetische Zeichen zu Migne (das große glänzende Kreuz, das so viele tausend Menschen viele Stunden hindurch am Himmel sahen) erklärt haben. Nein, sie muß jetzt lernen, daß Gott mehr vermag als bürgerlichen Zwiespalt ihnen zu senden; sie muß auch noch lernen, daß sein Hauch, sowie er die Fluren befruchtet, sie auch vertrocknen kann, daß der Hunger und die Pest ihm gehorsam sind, daß die Erde vor seiner Stimme bebt, daß die Flammen, welche er entzündet, nicht mit der Wasserfluth aller Ströme gelöscht werden, und daß die verruchten Städte, welche sein Feuer zerstört, von keines Menschen Hand wieder aufgebaut werden."

„Wohl ist dieses, wir fühlen es im tiefsten Gemüthe, ein beweinenswerthes Mittel zum Heil, aber es ist das einzige, weil kein anderes zugleich reinigen und belehren kann, jede Wiedergeburt ohne die Vereinigung dieser beiden Bedingungen aber unmöglich wird. Damit nun jene statt finde, und sich vollende, müssen die Menschen, welche durch keine Gnade zu rühren, durch keine Züchtigung zu bändigen waren, verschwinden; und jene, welche den Sturm noch zu vernehmen und den Blitz noch zu deuten wissen, müssen zittern, zur Erde niedersinken, und in dem Staube anbeten. Jetzt aber bestimmen zu wollen, ob die ersten in größerer oder geringerer Zahl sich zeigen werden, als die zweiten, das ist menschlicher Voraussicht nicht gestattet. Alles was der Christ vermag, ist beten; alles was er soll, ist hoffen, daß während dieses Reiches der Gerechtigkeit das göttliche Erbarmen noch eine reiche Erndte haben werde, und daß viele bis jetzt dem Verbrechen offne Herzen, viele bis jetzt verirrte Geister durch die göttlichen Strafen, die sie rings um sich niederschmettern oder über ihrem Haupte drohend erblicken, erleuchtet, endlich vor dem höchsten Richter sich demüthigend, den Himmel durch ihre Reue erfreuen, und die Erde durch ihre Buße heiligen werden."

„Und dann wird sich die Religion aller dieser Trümmer bemächtigen, und wird sie sammeln. Ihre Diener werden, aufrecht stehend auf den großen Steinmassen des eingestürzten Gebäudes, alle jene zu sich rufen, welche den Fall überlebt haben, und von

Mitternacht bis zum Mittag, und vom Aufgang bis zum Untergang werden die Menſchen auf ihre Stimme herbeieilen, und alle werden ihre Schmerzen bringen, um ſie zu ſtillen, Gewiſſensbiſſe, um ſie zu tilgen, Wunden, um ſie zu heilen, aber auch Dankſagungen des wiedergebornen Herzens. Und in der Mitte dieſer feierlichen Vereinigung der Völker wird die römiſche Kirche erſcheinen, als die einzig erbende Macht ſo vieler gefallenen Größe. Mit dem Kreuze, ihrer unerſchütterlichen Stütze, den Zepter, welcher den Händen der Könige entfallen, und das Schwert, welches in den Händen der Völker zerbrach, zuſammenfügend, wird ſie ihren oberſten Spruch, den unfehlbaren, göttlichen vernehmen laſſen. Ihren Kindern, die zu ihren Füßen liegen, wird ſie die noch vom Menſchenblute geröthete, noch vom Zornfeuer Gottes dampfende Erde zeigen. Und im Angeſichte dieſer furchtbaren Erinnerung wird ſie den Fürſten und Unterthanen die Pflichten und Rechte verkünden, kraft deren ſie herrſchen, denen ſie gehorchen, wodurch ſie groß und mächtig werden, und wodurch ſie ihr Glück erhalten. Und wenn ſie dann die Souveränität, die wieder an der ewigen Urquelle geweiht, und die Unterwerfung, die wieder durch den Glauben erleichtert iſt, geſegnet hat, wird ſie dem edlen Dienſtbande der Völker, ſowie dem heiligen Diademe der Könige die unvergängliche Inſchrift der Ordnung und Freiheit einzeichnen:

„Chriſtus ſiegt, herrſcht und befiehlt.“

So ſchließen wir nun unſere Geſchichte der kirchlichen und politiſchen Revolutionen von Frankreich, England und Deutſchland, ein Werk, deſſen Blättern wegen ſo vielen ſeit Jahrhunderten dort begangenen Abſcheulichkeiten und Verbrechen jener Dämon, der durch die Geſchichte der Menſchheit ſchreitet, ſeine Siegel allenthalben aufgedrückt hat. Möchte daher unſere Stimme nicht als eine Stimme in der Wüſte erſcheinen, und die Anſicht des Geſchichtſchreibers Nicol. Vogt ſich nicht beſtätigen:

„daß die Geſchichte nur deßhalb da zu ſeyn ſcheine, um uns zu zeigen, wie unfähig wir ſind, ſie zu benützen.“ Möchte man daher wohl bedenken, daß Länder, in welchen der Hegelianismus ins Leben trat, und Menſchen wie Bruno Bauer, Strauß und Conſorten ihr Gift unter die Menſchheit verbreiten, ſchon dem himmliſchen Gericht verfallen ſind, und daß allenthalben, wo das chriſtliche Sittengeſetz abhanden gekommen, auch das Maaß der Gottloſigkeit bei den Individuen wie bei ganzen Staaten überfüllt ſey, weßhalb ſicher auch die derbſten Züchtigungen dort nicht ausbleiben werden. Möchte man ferner bedenken, daß Schüchternheit und Kleinmüthigkeit in Vertheidigung der Wahrheit das größte Uebel unſerer Zeit, die Zerſtreuung der aufgehäuften Maſſe von Lügen, Verläumdungen und Vorurtheilen aber die erſte Pflicht jedes rechtlichen Mannes, vorzüglich aber jedes katholiſchen Geiſtlichen ſey, weßhalb auch der geniale H. v. Eckſtein mit größtem Recht behauptet, in dieſer Beziehung ſey noch außerordentlich viel in katholiſchen Ländern zu thun. — Wie aber der Klerus in hoher Glaubenskraft ſich ſtärkt und ermannt, ſeinen wiſſenſchaftlichen Horizont erweitert, die Wege des Herrn in der Geſchichte aufſucht, und dieſe deßhalb fleißig ſtudirt, wird er nicht nur auf jedem Gebiete ſeine Gegner gehörig widerlegen können, ſondern auch alle jene Geiſter werden nothgedrungen ihm entgegen kommen, denen vor der Oede einer rationaliſtiſchen Kirche ſchaudert, oder die ihr Herz und ihren Verſtand nicht wiederfinden in den phantaſtiſchen Verwilderungen des Pantheismus *).

Dixi et salvavi animam meam.

---

*) Siehe die „Kirche der Zukunft“ in der A. Allg. Zeitg. vom 24. November 1845.

Inhalt.

Erſte Abtheilung.

	Seite
Vorrede	V
Einleitung	1—16
Urſprung, Fortgang, Verbreitung der deutſchen ſ. g. Reformation	17—18
Luther der Knabe, Jüngling und Mönch	18—26
Der Ablaßſtreit und ſeine Folgen	26—36
Luther vor Cajetan zu Augsburg	36—43
Disputation zu Leipzig	43—50
Die beiden Verdammungsbullen von Rom	50—57
Luther in Worms	57—62
Luther auf der Wartburg	63—74
Luthers Rückkehr nach Wittenberg	74—80
Politiſche Verhältniſſe jener Zeit. — Karl V. Kaiſer. — Tod Leo's X. — Papſt Hadrian VI.	81—84
Reichstag zu Nürnberg	84—87
Luthers und Melanchthons theologiſche Schriften. Widerlegung von Erasmus	87—94
Clemens VII. — Der Reichstag zu Nürnberg und das Regensburger Bündniß	94—101
Der Bauernkrieg	101—120
Fortgeſetzter Kirchenraub, ſeine Verwendung und weitere Kircheneinrichtungen	120—127
Großer Zwieſpalt und Verfolgungswuth unter den kirchlichen Revolutionsmännern ſelbſt	127—139
Der Reichstag zu Speier	139—145

Inhalt.

Seite

Die politischen, den kirchlichen Wirren so günstigen Verhältnisse jener Zeit . . . . . 145—153
Der Reichstag zu Augsburg. — Die Augsburger Confession 154—168
Der Religionsfrieden zu Nürnberg . . . . . 168—170
Die Wiedertäufer zu Münster. — Die Bigamie des Landgrafen von Hessen . . . . . 170—186
Aeußere, auf Deutschland einwirkende Verhältnisse jener Zeit . . . . . 187—189
Fortschritte des Protestantismus bis zum Regensburger Interim . . . . . 189—193
Aeußere, auf Deutschland einwirkende Verhältnisse jener Zeit 193—195
Weitere Gewaltthätigkeiten der Protestanten . . . 195—200
Die Kirche tritt auf; der Ketzer tritt ab . . . . 200—207
Die politische Revolution der Fürsten gegen das Oberhaupt des Reichs. — Der Schmalkaldische Krieg. — Das Augsburger Interim . . . . . 207—217
Der zweifache Verrath des Churfürsten Moritz. — Der Augsburger Religionsfriede . . . . . 217—228
Karls V. Abdankung und Tod . . . . . 228—232
Die Jesuiten . . . . . 232—239
Ferdinand I. Kaiser. — Das Concil zu Trient . . 239—251
Maximilian II. Kaiser . . . . . 251—255
Rudolph II. Kaiser . . . . . 255—261
Mathias Kaiser. — Der Fenstersturz zu Prag . . 261—266
Ferdinand II. Kaiser. — Erste Periode des 30jährigen Kriegs. — Kampf gegen Friedrich V., den böhmischen Thronräuber . . . . . 267—287
Zweite Periode. — Kampf gegen Christian IV von Dänemark . . . . . 287—299
Dritte Periode. — Kampf gegen Gustav Adolph von Schweden . . . . . 300—338
Vierte Periode. — Kampf gegen Schweden und Frankreich . . . . . 338—398
Ferdinand III. Kaiser. — Fünfte Periode. — Kampf gegen Schweden, Frankreich und die falsche Hessin. — Der Westphälische Frieden . . . . . 399—532

Inhalt.

Zweite Abtheilung.

	Seite
Folgen des scheußlichen Kriegs, sowie des schmählichen Friedens. — Tod Ferdinands III.	3—6
Leopold I. Kaiser	6—11
Die politischen Zustände Deutschlands jener Zeit	11—18
Die religiösen Verhältnisse Deutschlands jener Zeit	18—50
Erneuerte Kriege der Franzosen und Türken gegen Kaiser und Reich. — Leopolds Tod	51—67
Joseph I. Kaiser. — Spanischer Erbfolgekrieg	67—76
Karl VI. Kaiser. — Pragmatische Sanction	76—82
Die politischen Zustände Deutschlands (erste Hälfte des 18. Jahrhunderts)	82—87
Die religiösen Zustände Deutschlands (erste Hälfte des 18. Jahrhunderts)	87—116
Karl VII. Kaiser. — Maria Theresia Königin. — Oesterreichischer Erbfolgekrieg. — Friede von Aachen.	116—126
Franz I. Kaiser. — Maria Theresia Kaiserin, Königin. — Der siebenjährige Krieg. — Frieden von Hubertsburg	126—133
Joseph II. Kaiser. — Maria Theresia Kaiserin, Königin. — Theilung von Polen. — Bayerischer Erbfolgekrieg. — Tod Maria Theresiens	134—140
Joseph II. Kaiser und Erbe der Monarchie. — Der Fürstenbund. — Tod Friedrichs II. — Josephs Reformen und ihre Folgen. — Sein Tod	140—151
Kirchliche Erscheinungen in Deutschland (in letzter Hälfte des 18. Jahrhunderts)	151—171
Politische Verhältnisse in Deutschland (in letzter Hälfte des 18. Jahrhunderts)	171—180
Leopold II. Kaiser. — Wilhelm II. König von Preußen. — Anfang der französischen Revolution	181—187
Franz II. letzter deutscher Kaiser. — Krieg mit dem revolutionären Frankreich. — Auflösung des deutschen Reichs. — Umsturz des deutschen Thrones. — Erhebung Oesterreichs zu einem Erzkaiserthum	187—265
Franz I. erster Erbkaiser von Oesterreich. — Derbe Züchtigung des deutschen Nordens. — Preußisch-russischer Krieg. — Friede zu Tilsit. — Zerstückelung Preußens. — Bildung des Königreichs Westphalen	265—273

Inhalt.

	Seite
Oesterreichischer Krieg im J. 1809. — Schlachten bei Aspern, Wagram. — Friede von Wien. — Napoleons Vermählung mit der Erzherzogin Marie Louise. — Napoleons Sturz	274—317
Der Wiener Congreß. — Die deutsche Bundesakte. — Dessen allgemeine und besondere Bestimmungen. — Begebenheiten bis zum Tod Franz I.	318—382
Oesterreich. Ferdinand I. Kaiser	383—394
Preußen. Friedrich Wilhelm III. König . .	394—410
Friedrich Wilhelm IV. König . .	411—436
Bayern. Ludwig I. König	437—445
Sachsen. Friedrich August König	446—450
Hannover. Ernst August König	450—453
Die übrigen kleineren Staaten Deutschlands . . .	453—465
Schluß. Blicke in die Vergangenheit	465—497
„ in die Gegenwart	497—527
„ in die Zukunft	528—540

Druckfehler.

1. Abtheilung. Vorrede Seite VII. statt Plato lies Platen.
„ 86 „ Hadrian II. lies Hadrian VI.

2. Abtheilung. „ 56 „ Karl Ludwig lies König Ludwig.